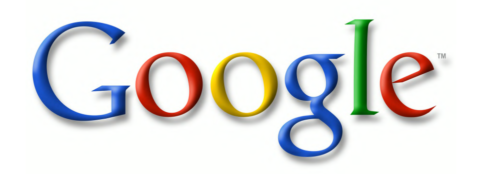












SITZUNGSBERICHTE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

ZWEIUNDSIEBZIGSTER BAND.

WIEN, 1872.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHEN CLASSE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

ZWEIUNDSIEBZIGSTER BAND.

JAHRGANG 1872. — HEFT VIII—X.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

INHALT.



SITZUNGSBERICHTE

DER

KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

LXXII. BAND. I. HEFT.

JAHRGANG 1872. — OCTOBER.

XXI. SITZUNG VOM 9. OCTOBER 1872.

Der Vicepräsident begrüsst beim Wiederbeginn der akademischen Sitzungen die anwesenden Mitglieder, und gedenkt der während der Ferien verstorbenen wirklichen Mitglieder der Classe, des Herrn Regierungsrathes Josef Ritter von Bergmann und des Herrn Hofrathes George Phillips, von denen der erstere am 29. Juli in Graz, der letztere am 6. September in Aigen bei Salzburg starb.

Die Mitglieder erheben sich zum Zeichen des Beileids von ihren Sitzen.

Der Secretär Prof. Vahlen legt einen Aufsatz vor ‚über ein Capitel aus Aristoteles' Politik'.

Das w. M. Herr Prof. Ficker in Innsbruck sendet eine Abhandlung ‚über das Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute'.

Das w. M. Herr Regierungsrath Dr. Höfler in Prag sendet eine Abhandlung unter dem Titel ‚Wahl und Thronbesteigung des letzten deutschen Papstes Adrian VI. 1522'.

Herr K. Buchberger, Landesgerichtsrath in Neutitschein, ersucht um Aufnahme eines Manuscriptes unter dem Titel ‚Briefe Loudons. Urkundliche Beiträge zur Charakteristik Loudons und der Geschichte des siebenjährigen Krieges' in die Schriften der historischen Commission.

Herr Dr. Ad. Horawitz ersucht um Aufnahme des 3. Theils seiner Biographie des Beatus Rhenanus (Rhenanus' literarische

Thätigkeit in den Jahren 1530 — 1547 umfassend) in die Sitzungsberichte.

Dem Herrn Dr. Al. Huber emer. Universitäts-Professor in Neumarkt bei Salzburg wird eine Subvention bewilligt zur Drucklegung des 1. Bandes seines Werkes ‚Christianisirungsgeschichte von Südost-Deutschland'.

An Druckschriften wurde vorgelegt:

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. XII. Band. Geschichte der Zoologie bis auf Joh. Müller und Charl. Darwin, von J. Victor Carus. München, 1872; 8⁰.

Geschichtverein für Kärnten: Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie. XII. Jahrgang. Klagenfurt, 1872; 8⁰. — Archäologische Nachgrabungen auf dem Helenen- (Magdalenen-) Berge im Jahre 1868. Besprochen von R. v. Gallenstein. 8⁰.

Gesellschaft der Wissenschaften, k., zu Göttingen: Abhandlungen. XVI. Band (1871). Göttingen, 1872; 4⁰. — Gelehrte Anzeigen. 1871. Bd. I. und II. 8⁰. — Nachrichten aus d. J. 1871. Göttingen; 8⁰.

— geographische, in Wien: Mittheilungen. Band XV. (Neuer Folge V). Nr. 7—9. Wien, 1872; 8⁰.

Instituut, k., voor de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indië: Bijdragen. III. Volgreeks VI. Deel, 3. Stuk., 's Gravenhage, 1872; 8⁰.

Löwen, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1869 - 1871. 4⁰, 8⁰ und 12⁰.

Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. 18. Band, 1872. Heft VII. und VIII., nebst Ergänzungsheft Nr. 33. Gotha; 4⁰.

Prantl Carl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. Zur Festfeier ihres 400jährigen Bestehens Band I. und II. München, 1872; gr. 8⁰.

‚Revue politique et littéraire', et ‚la Revue scientifique de la France et de l'étranger'. II Année, 2e Série, Nrs. 3—14. Paris et Bruxelles, 1872; 4⁰.

Society, The Royal Asiatic. of Great Britain & Ireland: Journal. N. S. Vol. VI., Part. 1. London, 1872; 8⁰.

Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung: Annalen. V. Band, 2. Heft, 1871. Wiesbaden; 8⁰. — Beiträge zur Geschichte des Nassauischen Alterthumsvereins und biographische Mittheilungen über dessen Gründer und Förderer. Einladungsschrift zur 50jährigen Gedächtnissfeier der Gründung des Vereins. Von Karl Schwartz. Wiesbaden, 1871; 4⁰.

— siebenbürgischer, für romanische Literatur und Cultur des romanischen Volkes: Transilvania. Anulu V., Nr. 14—19. Kronstadt, 1872; 4⁰.

Zaviziano, Costantino, Sugli avvenimenti preistorici studii. Vol. IIdo. In Napoli, 1872; 8⁰.

Ueber ein Capitel aus Aristoteles' Politik.

Von

J. Vahlen,

wirkl. Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

J. Bernays hat in seiner geistreichen und gelehrten Schrift über 'die Dialoge des Aristoteles in ihrem Verhältniss zu seinen übrigen Werken (Berlin 1863)' das erste Capitel des siebenten Buches der Aristotelischen Politik einer eingehenden kritischen und exegetischen Behandlung unterzogen, indem er in seiner bekannten Manier dem berichtigten griechischen Texte eine geschmackvolle deutsche Uebersetzung an die Seite stellt und die wesentlichen Gesichtspunkte der Erklärung in zusammenhangender Erörterung darlegt. Das bezeichnete Capitel, in welchem die Frage nach der wünschenswerthesten Lebenslage als Einleitung zu der Begründung der besten Staatsverfassung abgehandelt wird, gehört zu denjenigen, welche durch eine Verweisung auf die sogenannten exoterischen Reden das Interesse der Forscher in besonderem Grade in Anspruch genommen haben. Bernays hat in seiner Schrift den Beweis angetreten, dass unter exoterischen Reden die Dialoge des Aristoteles gemeint seien, und alle derartigen Citate durch den Versuch, die Dialoge aus den erhaltenen Zeugnissen und Bruchstücken in ihrem wesentlichen Inhalte zu reconstruiren, gleichsam zu verificiren unternommen. Auch das Citat in jenem Capitel, sucht er zu beweisen, gehe nicht blos auf einen ethischen Dialog des Aristoteles, sondern es enthalte das Capitel selbst in der Gedankenfassung, in der Art der Argumentation, sowie in der stilistischen Form noch die deutlichsten Spuren der Entlehnung

aus einer dialogisch abgefassten, mehr populär gehaltenen und für ein grösseres Publicum bestimmten Schrift des Aristoteles. Es ist einleuchtend, welches Gewicht für die Entscheidung der Controverse über die exoterischen Reden es haben müsse, wenn der Nachweis, dass hier Citat und noch erkennbare dialogische Form auf Einem Punkt vereinigt seien, als gelungen zu betrachten ist. Allein wiederholte Prüfung, zu welcher Bernays' überaus sinnreiche und anziehende Ausführung wie von selbst einlud, hat allmählich trotz der bestechenden und gewinnenden Art, mit der er seine Sache zu führen weiss, gegen diese Auffassung des Capitels überhaupt sowie gegen die Behandlung einiger Einzelstellen desselben Bedenken angeregt, deren unbefangene Darlegung vielleicht auch dazu beitragen wird, die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die immer noch nicht allseitiger und völlig befriedigender Erledigung zugeführte Frage über den Sinn der exoterischen Reden von Neuem zu lenken. In die verschiedenen Gänge dieser vielverzweigten Controverse selbst einzudringen ist nicht die Absicht dieses Aufsatzes, der sich nicht über die hermeneutische Behandlung jenes einen Capitels hinaus erstrecken wird, und da der Verfasser mit Bernays' kunstreicher Darstellung zu wetteifern weder den Wunsch noch das Vermögen besitzt, so sollen in paraphrasirendem Anschluss an den Text des Aristoteles die grammatischen, kritischen, exegetischen Fragen, wie sie sich bieten, mehr in der Form eines Commentars zu einem begrenzten Abschnitt einer Aristotelischen Schrift der Besprechung unterzogen werden.

Aristoteles geht davon aus, dass die Untersuchung der besten Staatsverfassung voraussetze die Beantwortung der Frage nach dem besten d. h. wünschenswerthesten Leben: denn jene könne nicht gefunden werden ohne dieses, da man ja von dem besten Staat mit Recht erwarte, dass es den Menschen, die darin leben, auch am besten gehe. Zwei Fragen seien also vor allem zu beantworten, welches der für alle Menschen wünschenswertheste Zustand des Lebens sei, und zweitens, ob dieser für Einzelne und für Gesammtheiten ein und derselbe oder ein verschiedener sei:

1323 a Περὶ πολιτείας ἀρίστης τὸν μέλλοντα ποιήσασθαι τὴν
15 προσήκουσαν ζήτησιν ἀνάγκη διορίσασθαι πρῶτον[1] τίς αἱρε-
τώτατος βίος. ἀδήλου γὰρ ὄντος τούτου καὶ τὴν ἀρίστην
ἀναγκαῖον ἄδηλον εἶναι πολιτείαν· ἄριστα γὰρ πράττειν
προσήκει τοὺς ἄριστα πολιτευομένους ἐκ τῶν ὑπαρχόντων[2]
αὐτοῖς, ἐὰν μή τι γίνηται παράλογον. διὸ δεῖ πρῶτον
20 ὁμολογεῖσθαι τίς ὁ πᾶσιν ὡς εἰπεῖν αἱρετώτατος βίος, μετὰ
δὲ τοῦτο πότερον κοινῇ καὶ χωρὶς ὁ αὐτὸς ἢ ἕτερος.

Indem Aristoteles nach dieser Ankündigung der zur Behandlung zu bringenden Fragen in die Erörterung selbst eintritt, verweist er auf die exoterischen Reden, in denen vieles von dem über das beste Leben Vorkommenden gut sei:

νομί-
σαντας οὖν ἱκανῶς πολλὰ λέγεσθαι καὶ τῶν ἐν τοῖς ἐξωτε-
ρικοῖς λόγοις περὶ τῆς ἀρίστης ζωῆς, καὶ νῦν χρηστέον αὐτοῖς.

Es wird gut sein, bei diesem Satz einen Augenblick zu verweilen, um zuzusehen, zu welchen Schlüssen der sprachliche Ausdruck für sich allein betrachtet berechtigt und ob alles daraus Gefolgerte zu Recht bestehen kann. Bernays' Beweis, dass schon die Form der Verweisung der Annahme wider-

---

[1] πρῶτον d. i. zuvor, vor der anderen Untersuchung. Dasselbe Verhältniss Politik 3, 4. 1276 b 19: die nächste Frage sei πότερον τὴν αὐτὴν ἀρετὴν ἀνδρὸς ἀγαθοῦ καὶ πολίτου σπουδαίου θετέον ἢ μὴ τὴν αὐτήν. ἀλλὰ μὴν εἴ γε τοῦτο τυχεῖν δεῖ ζητήσεως, τὴν τοῦ πολίτου τύπῳ τινὶ πρῶτον ληπτέον, d. i. um jene Frage zu beantworten, muss man zuvor die Tugend des Bürgers bestimmen, wo daher Spengel Stud. 3, S. 21 zu πρῶτον sehr unnöthig die Anmerkung *malim* πρότερον schrieb. Ueber ähnliche Anwendung und Verkennung dieses πρῶτον namentlich in Verbindung mit Participien vgl. Zeitschr. f. öst. Gymn. 1872. S. 506 f. Zu den dort zusammengestellten Belegen konnte auch Nik. Eth. 6, 2. 1139 a 2 gefügt werden περὶ μὲν οὖν τῶν ἠθικῶν διεληλύθαμεν, περὶ δὲ τῶν λοιπῶν, περὶ ψυχῆς πρῶτον εἰπόντες, λέγωμεν οὕτως. Wer neben diese Stelle die a. a. O. mitgetheilte aus Plato's Politeia 2, 368 d hält ἕρμαιον ἂν ἐφάνη ἐκεῖνα πρῶτον ἀναγνόντας οὕτως ἐπισκοπεῖν τὰ ἐλάττω, wird einräumen, dass Spengel's (Stud. 1, 43) Verwunderung über jenes οὕτως, das ja gar nicht auf das folgende geht, sondern das Participium aufnimmt, ungegründet war. Das richtige Verhältniss verkannte auch Vermehren Aristotelische Schriftstellen 1, S. 73.

[2] Nikom. Eth. 1, 11. 1101 a 2 ἐκ τῶν ὑπαρχόντων ἀεὶ τὰ κάλλιστα πράττειν. Thucydides 2, 62, 5 γνώμῃ ἀπὸ τῶν ὑπαρχόντων.

streite, es sei die in der Politik wiederholt ohne Umschweife unter ihrem eigenen Titel genannte Nikomachische Ethik gemeint, lässt kaum eine Instanz zu, wiewohl anderseits die berechtigte Verwunderung darüber, dass Aristoteles für eine in der Ethik abgehandelte Frage nicht diese, sondern lieber populäre Schriften anziehen wollen, durch die von Bernays vorausgesetzte, zwar geschickt empfohlene, aber an sich in allem Betracht höchst problematische Rücksichtnahme auf die praktischen Staatsmänner nicht hinreichend beseitigt scheint. Doch wie dem sei, dass die partitive Wendung πολλὰ τῶν ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις als solche nur auf Schriftwerke Anwendung leide und die Annahme derer, welche bei exoterischen Reden an mündliche Unterhaltungen denken, schon durch diesen Ausdruck ausgeschlossen werde, ist nicht einzuräumen, da mit derselben Fassung ebenso gut und richtig 'vieles von dem in mündlicher Discussion über das beste Leben Vorkommenden' bezeichnet werden konnte. Vergleicht man aber mit der ganzen Phrase νομίσαντας οὖν ἱκανῶς πολλὰ λέγεσθαι die genau entsprechende Wendung 8, 7. 1341 b 27 νομίσαντες οὖν πολλὰ καλῶς λέγειν περὶ τούτων τῶν τε νῦν μουσικῶν ἐνίους καὶ τῶν ἐκ φιλοσοφίας ὅσοι τυγχάνουσιν ἐμπείρως ἔχοντες τῆς περὶ τὴν μουσικὴν παιδείας, τὴν μὲν καθ' ἕκαστον ἀκριβολογίαν ἀποδώσομεν ζητεῖν τοῖς βουλομένοις παρ' ἐκείνων, νῦν δὲ νομικῶς διέλωμεν κτλ., so dürfte man auch an unserer Stelle Verweisung auf fremde Untersuchung so gut wie auf eigene anzunehmen berechtigt sein, und wenigstens ausschliesslich an 'minder wissenschaftlich gehaltene' eigene Schriften zu denken, nöthigt weder jenes νομίσαντας οὖν κτλ. noch das ἱκανῶς λέγεσθαι, dessen sich Aristoteles bekanntlich vielfach sowohl im Fortschritt der Untersuchung von einem Gegenstand zum andern (Metaph. 5, 4. 1027 b 18 περὶ μὲν οὖν τοῦ κατὰ συμβεβηκὸς ὄντος ἀφείσθω· διώρισται γὰρ ἱκανῶς) wie zur Verweisung auf Abschnitte desselben Werkes (Politik 7, 3. 1325 a 30 διώρισται δὲ περὶ αὐτῶν ἱκανῶς ἐν τοῖς πρώτοις λόγοις) und auf andere streng wissenschaftliche Schriften bedient, wie z. B. Metaph. 1, 3. 983 a 33 τεθεώρηται μὲν οὖν ἱκανῶς περὶ αὐτῶν ἡμῖν ἐν τοῖς περὶ φύσεως. und de coelo 2, 10. 291 a 31 περὶ δὲ τῆς τάξεως αὐτῶν (ἄστρων) . . . ἐκ τῶν περὶ ἀστρολογίας θεωρείσθω· λέγεται γὰρ ἱκανῶς, wenn anders damit wirklich auf ein Aristotelisches Buch astronomischen Inhalts verwiesen wird.

Kurz die ganze Citirformel νομίσαντας οὖν ἱκανῶς πολλὰ λέγεσθαι κτλ., die nur nicht passen will, wenn die Ethik oder ein anderes gleichartiges Werk gemeint war, lässt im Uebrigen der Auffassung der exoterischen Reden noch gar freien Spielraum, und zu nicht verlässlicherer Folgerung über das Verhältniss unseres Capitels zu den exoterischen Reden berechtigt auch die Schlusswendung καὶ χρηστέον αὐτοῖς, die nicht sowohl die Entlehnung und Uebertragung einer anderswo gegebenen Ausführung als vielmehr die Benutzung und Verwerthung der anderswo gewonnenen Ergebnisse ankündigt, wie aus Stellen hervorgeht, wie de coelo 2, 13. 295 a 2 ἐπεὶ δὲ περὶ τούτων διώρισται πρότερον ὅσα κατὰ τὴν παροῦσαν δύναμιν εἴχομεν, χρηστέον ὡς ὑπάρχουσιν und Meteorol. 3, 2, 12. 372 b 10 ἔστω δὲ περὶ τούτων ἡμῖν τεθεωρημένον ἐν τοῖς περὶ τὰς αἰσθήσεις δεικνυμένοις· διὸ τὰ μὲν λέγωμεν, τοῖς δ᾽ ὡς ὑπάρχουσι χρησόμεθα αὐτῶν, und wer sich des nicht seltenen Herodotischen Sprachgebrauchs erinnert, wie er z. B. 2, 120 εἰ χρή τι τοῖσι ἐποποιοῖσι χρεώμενον λέγειν ausgeprägt ist, was dem Thucydideischen 1, 10, 3 τῇ Ὁμήρου ποιήσει εἴ τι χρὴ κἀνταῦθα πιστεύειν entspricht, wird kaum Einspruch erheben, wenn wir dies zweimal, hier und Ethik 1, 13. 1102 a 27, mit den exoterischen Reden in Verbindung gebrachte, aber wie wir sehen nicht auf diese beschränkte χρῆσθαι (χρηστέον) in demselben Sinne nehmen, wie das Nik. Eth. 6, 4. 1140 a 2 gebrauchte πιστεύομεν δὲ περὶ αὐτῶν καὶ τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις. Daraus ist klar, dass auch dieser Ausdruck an sich weder darüber, ob fremde oder eigene Untersuchung gemeint ist, Aufschluss gibt, noch auch über den Grad und Umfang der Benutzung. Zuverlässigere Antworten auf diese Fragen müssen wir, sind sie zu gewinnen, von dem Abschnitte selbst, dem jene Einführung dient, erwarten.

An die Ankündigung, auf den Ergebnissen der exoterischen Reden zu fussen, schliesst sich als erstes Argument für die Frage nach dem besten Leben folgende anschaulich ausgeführte Periode:

ὡς ἀληθῶς γὰρ πρός γε μίαν διαίρεσιν οὐδεὶς ἀμφισβητή-
25 σειεν ἂν ὡς οὐ τριῶν οὐσῶν μερίδων [1], τῶν τε ἐκτὸς καὶ τῶν ἐν

[1] Dass von den Gütern die Rede ist, sieht freilich jeder, aber ist es nicht der Bemerkung werth, dass weder hier, wo z. B. τριῶν οὐσῶν μερίδων τῶν

τῷ σώματι καὶ τῶν ἐν τῇ ψυχῇ, πάντα ταῦτα ὑπάρχειν τοῖς μακαρίοις δεῖ. οὐδεὶς γὰρ ἂν φαίη μακάριον τὸν μηθὲν μόριον ἔχοντα ἀνδρίας μηδὲ σωφροσύνης μηδὲ δικαιοσύνης μηδὲ φρονήσεως, ἀλλὰ δεδιότα μὲν τὰς παραπετομένας
30 μυίας, ἀπεχόμενον δὲ μηθενός, ἂν ἐπιθυμήσῃ τοῦ φαγεῖν ἢ πιεῖν, τῶν ἐσχάτων, ἕνεκα δὲ τεταρτημορίου διαφθείροντα τοὺς φιλτάτους φίλους, ὁμοίως δὲ καὶ τὰ περὶ τὴν διάνοιαν οὕτως ἄφρονα καὶ διεψευσμένον [1] ὥσπερ τι παιδίον ἢ μαινόμενον.

Um den vom gewöhnlichen Aristotelischen Stile sich merklich abhebenden Ton der Darstellung gleich in diesem ersten an das Citat der ἐξωτερικοὶ λόγοι sich anschliessenden Satze dem Leser zum Bewusstsein zu bringen, bemerkt Bernays S. 77: 'Aristoteles bittet gleichsam darum, dass man ihm doch "wenigstens Eine Eintheilung" hingehen lasse. Es ist, als wenn er den allgemeinen Vorwurf unnöthiger Begriffsspalterei erfahren hätte, und fürchtete, man werde denselben auch auf seine Eintheilung der Güter ausdehnen,' und nachdem Bernays mit gewohnter Gelehrsamkeit Angriffe auf den 'unaufhörlichen Eintheiler' aus ganz später Zeit aufgewiesen, bemerkt er weiter: 'Aber sonst pflegt Aristoteles, unbekümmert um den Eindruck bei der grossen Menge, seinen gemessenen und selbstbewussten Schritt einzuhalten; die graciöse Demuth, mit der er hier um Erlaubniss ersucht, doch "wenigstens Eine Eintheilung" anbringen zu dürfen, erklärt sich daraus, dass er zugleich mit dem Inhalt des Dialogs, aus dem er schöpft, auch den popu-

---

ἀγαθῶν sehr zweckmässig wäre, noch im Vorausgegangenen eine ausdrückliche Bezeichnung derselben vorhanden ist?

[1] Mit dem Ausdruck διεψευσμένον τὰ περὶ τὴν διάνοιαν, an dem man Anstoss genommen, kann man ἐξαπατηθῆναι τὴν διάνοιαν vergleichen bei Athenaeus 12. 536 e, worüber Haupt, Hermes 7, S. 9. Dass dieses letztere mit dem formelhaften Umschweif ὁμοίως δὲ καὶ τὰ περὶ τὴν διάνοιαν, der leicht dem Missverständniss ausgesetzt ist, von dem vorigen abgehoben und als ein besonderes den drei genannten Beispielen angereiht wird, hat seinen Grund darin, dass Aristoteles, nachdem er eben ἀνδρία, σωφροσύνη, δικαιοσύνη, φρόνησις in einer Reihe genannt hat, hier von seiner Sonderung der dianoëtischen Tugenden von den anderen Gebrauch macht, auf der es auch beruht, dass nachher wiederholt ἀρετή und φρόνησις verbunden werden.

lären Ton dieser Schriftengattung annimmt.' Alles schön und beredt, überhebt uns aber nicht der Frage, wie richtig und verlässlich es sei. Oder muss nicht diese graciöse Demuth, diese Bitte, ihm doch wenigstens Eine Eintheilung hingehen zu lassen, muss sie nicht gar verwunderlich erscheinen bei dieser Eintheilung der Güter, die, vielleicht mit Ausnahme des zusammenfassenden Terminus τὰ ἐκτός, dem Aristoteles gar nicht eigenthümlich ist, die er sonst wiederholt, z. B. Nikom. Ethik 1, 8. 1098 b 12 νενεμημένων δὴ τῶν ἀγαθῶν τριχῇ καὶ τῶν μὲν ἐκτὸς λεγομένων τῶν δὲ περὶ ψυχὴν καὶ σῶμα, Rhetor. 1, 5. 1360 b 25 und oft beiläufig, ohne jedes rechtfertigende oder beschönigende Wort als etwas bekanntes und völlig sicheres hinstellt? Weder hier also in der Politik will dieses Bitten am Platze sein, noch kann es aus dem Dialog entnommen sein, denn irre ich nicht, so ist Zusammenhang und Fortschritt dieser: 'da wir der Meinung sind, dass manches auch in den exoterischen Reden über das beste Leben Vorkommende gut sei, so dürfen wir uns darauf berufen, denn in der That gegen die Annahme wenigstens, die eben in den exoterischen Reden des weiteren ausgeführt und begründet war und hier nicht noch einmal vollständig dargelegt werden soll, gegen die Annahme wenigstens wird Niemand Einspruch erheben, dass es drei Arten von Gütern gebe und dass an jeglicher Art Antheil haben müsse, wer glückselig genannt werden solle.' Der Nachdruck liegt, wie man sieht und wie man trotz dem ankündigenden πρός γε μίαν διαίρεσιν aus der weiteren Fassung ὡς οὐ τριῶν οὐσῶν μερίδων erkennt[1], gar nicht auf der Eintheilung und deren Berechtigung, sondern darauf, dass, da es diese drei Arten von Gütern gibt, keine derselben dem εὐδαίμων gänzlich fehlen dürfe. Und dieser Gedanke musste von Rechtswegen, und war es aller Wahrscheinlichkeit nach in den exoterischen Reden, auf die ja der grösseren Vollständigkeit wegen verwiesen wird, für alle drei Arten der Güter durchgeführt und nachgewiesen werden, dass weder der von allen geistigen Gütern entblösste, noch der körperlich gänzlich verwahrloste, noch endlich der aller äusseren Güter völlig baare

[1] Man kann Plato Politeia 5, 457 d vergleichen: οὐκ οἶμαι περί γε τοῦ ὠφελίμου ἀμφισβητεῖσθαι ἄν, ὡς οὐ μέγιστον ἀγαθόν κτλ.

Mensch[1] für glückselig zu halten sei. Allein Aristoteles begnügt sich hier — was auch für die weitere Untersuchung zu beachten bleibt — nur das Eine darzuthun, dass ein gewisser Grad geistiger Güter, die sofort als die ethischen (ἀνδρία, σωφροσύνη, δικαιοσύνη) und dianoëtischen Tugenden specialisirt werden, Jedermann als Erforderniss der Glückseligkeit anerkennen und Niemand den glücklich preisen werde, der an jenen Tugenden nicht den geringsten Antheil habe.

Letzteren Gedanken in seiner negativen Wendung führt Aristoteles in veranschaulichenden Exempeln drastisch und hyperbolisch aus in den Worten ἀλλὰ δεδιότα μὲν κτλ., über welche Bernays sich also vernehmen lässt: 'Eben so deutlich weicht von der gewöhnlichen aristotelischen Schreibweise die zunächst folgende grosse Periode ab, welche die Gegensätze zu den vier Cardinaltugenden nicht einfach nennt, sondern hyperbolisch schildert, den Feigen durch eine Fliege schrecken, den Ungerechten für einen Dreier zum Mörder seiner Verwandten werden lässt' u. s. w. 'Nichts hindert zu glauben, dass diese kunstgerecht auf rhetorischen Effect angelegte Periode aus dem Dialog, dessen Zierde sie war, unverändert unserem Capitel eingefügt worden.' Es ward eingeräumt, dass in den angezogenen exoterischen Reden auch diese Seite des Gedankens, bei gänzlichem Mangel geistiger Güter könne Niemand für glücklich gelten, ausgeführt gewesen, allein 'unveränderte' Herübernahme dürfte aus der 'hyperbolischen Schilderung' wenigstens nicht geschlossen werden, da solch' drastisch-hyperbolische Ausdrucksweise bei Aristoteles auch da begegnet, wo der Gedanke an populäre Schriften fern liegt, wie z. B. wenn er Nikom. Eth. 1, 11. 1101 a 8 sagt, dass auch der Glückselige nicht glückselig sei, ἂν Πριαμικαῖς τύχαις περιπέσῃ, oder ebend. 10, 8. 1178 b 19, dass nach Aller Meinung die Götter leben und also wirken (ἐνεργεῖν); οὐ γὰρ δὴ καθεύδειν ὥσπερ τὸν Ἐνδυμίωνα, oder 1, 6. 1098 a 18, dass zur Glückseligkeit ausser allem anderen auch ein βίος τέλειος gehöre, μία γὰρ χελιδὼν ἔαρ οὐ ποιεῖ, οὐδὲ μία ἡμέρα· οὕτω δὲ οὐδὲ μακάριον καὶ εὐδαίμονα μία ἡμέρα οὐδ' ὀλίγος χρόνος, oder 10, 9.

[1] Vgl. Nik. Eth. 1, 9. 1099 b 4 οὐ πάνυ γὰρ εὐδαιμονικὸς ὁ τὴν ἰδέαν παναίσχης ἢ δυσγενὴς ἢ μονώτης καὶ ἄτεχνος.

1179 a 4, dass zur Eudaemonie zwar ein gewisses Mass τῆς ἐκτὸς εὐημερίας, aber nicht ein Uebermass erforderlich sei: δυνατὸν δὲ καὶ μὴ ἄρχοντα γῆς καὶ θαλάττης πράττειν τὰ καλά. Vgl. Rhetor. 2, 12. 1389 a 24 τοῖς δὲ νέοις τὸ μὲν μέλλον πολὺ τὸ δὲ παρεληλυθὸς βραχύ. τῇ γὰρ πρώτῃ ἡμέρᾳ μεμνῆσθαι μὲν οὐδὲν οἷόν τε, ἐλπίζειν δὲ πάντα, und in der Poetik c. 7 das ζῷον μυρίων σταδίων und ἑκατὸν τραγῳδίας ἀγωνίζεσθαι, das man sogar missverstehen konnte. Die äusserste Feigheit zu bezeichnen, wird auch Nikom. Eth. 7, 6. 1149 a 8 der analoge Ausdruck δεδιέναι πάντα κἂν ψοφήσῃ μῦς gebraucht, und die Weise, wie Aristoteles Nik. Eth. 10, 8. 1178 b 10 den Gedanken, dass den Göttern, die Alle für glückselig halten, nach Aussen gerichtetes Handeln nicht zukommt, exemplificirt, ist fast allein genügend, zu zeigen, dass hierin nicht eine auf eine besondere Schriftengattung beschränkte, sondern allgemeine Manier des Aristoteles sich kundgibt.

Doch die Worte selbst, in denen der Gegensatz des Mässigen (σώφρων) gezeichnet wird, ἀπεχόμενον δὲ μηθενός, ἂν ἐπιθυμήσῃ τοῦ φαγεῖν ἢ πιεῖν, τῶν ἐσχάτων, haben ein kritisches Bedenken hervorgerufen. Coray nämlich fand den Artikel bei dem Infinitiv nach ἐπιθυμεῖν verdächtig und änderte den Artikel in die Enklitika του. Bernays (S. 158) findet grössere Schwierigkeit im Gedanken: 'denn die ἐπιθυμία richtet sich auf noch ganz andere Dinge als das blosse "Essen und Trinken;" und da ein hoher Grad von Hunger und Durst auch die sonst Mässigen zu "dem Aeussersten (ἔσχατα)" treiben kann, so würde Aristoteles, wenn er diese Art von Begierde hier hätte hervorheben wollen, gewiss eine nähere Bezeichnung des Schlemmers oder Feinschmeckers nöthig gefunden haben.' Daher Bernays blos ἂν ἐπιθυμήσῃ für aristotelisch hält, das ein Glossator durch das geläufigste Beispiel von Begehrlichkeit illustrirt hätte. Allein bei dem so verallgemeinerten und auf alle Begierden erstreckten ἂν ἐπιθυμήσῃ verliert der Ausdruck ἀπεχόμενον μηθενὸς τῶν ἐσχάτων an Bestimmtheit und Klarheit, wie man auch an Bernays' Uebersetzung empfindet: 'selbst nach dem Abscheulichsten greift, wenn ihn eine Begierde ankommt.' Der Gegensatz der σωφροσύνη umfasst freilich, wie diese selbst, mehr als das blosse Essen und Trinken, aber in dem hiesigen Zusammenhang war es nicht erforderlich, den ganzen Inhalt der σωφροσύνη von ihrer Kehrseite aufzuweisen, sondern es genügte, Eine Seite, welche

immer, an einem drastischen Exempel zu veranschaulichen; und wenn es nun vom Schlemmer oder Säufer heisst, dass er, wenn ihn die Ess- oder Trinklust ankomme — denn ἂν ἐπιθυμήσῃ τοῦ φαγεῖν ἢ πιεῖν ist etwas anderes als 'wenn ihn hungert oder durstet' — auch des alleräussersten sich nicht enthalte [1], so ist der Ausdruck ἀπεχόμενον μηθενὸς τῶν ἐσχάτων hinreichend klar und bezeichnend. Dass nun diese Auffassung aristotelischer Denkweise nicht entgegen ist, dafür bürgt, was in der Nikom. Ethik 3, 13 mitten in der Erörterung der σωφροσύνη und ihres Gegensatzes ἀκολασία 1118 b 15 ausgeführt wird: ἐν μὲν οὖν ταῖς φυσικαῖς ἐπιθυμίαις ὀλίγοι ἁμαρτάνουσι καὶ ἐφ' ἕν, ἐπὶ τὸ πλεῖον· τὸ γὰρ ἐσθίειν τὰ τυχόντα ἢ πίνειν ἕως ἂν ὑπερπλησθῇ, ὑπερβάλλειν ἐστὶ τὸ κατὰ φύσιν τῷ πλήθει· ἀναπλήρωσις γὰρ τῆς ἐνδείας ἡ φυσικὴ ἐπιθυμία. διὸ λέγονται οὗτοι γαστρίμαργοι, ὡς παρὰ τὸ δέον πληροῦντες αὐτήν. τοιοῦτοι δὲ γίνονται οἱ λίαν ἀνδραποδώδεις. Und an Schlemmerei gedacht war auch, wie ich glaube, Politik 1, 2. 1253 a 35 ὁ δ' ἄνθρωπος ὅπλα ἔχων φύεται φρονήσει καὶ ἀρετῇ, οἷς ἐπὶ τἀναντία ἔστι χρῆσθαι μάλιστα. διὸ ἀνοσιώτατον καὶ ἀγριώτατον ἄνευ ἀρετῆς καὶ πρὸς ἀφροδίσια καὶ ἐδωδὴν χείριστον.

Doch der sprachliche Ausdruck ἐπιθυμήσῃ τοῦ φαγεῖν bleibt bedenklich. Ob Bernays wohl ohne diesen stilistischen Anstoss seine übrigen Ausstellungen gemacht haben würde, und ob er sie wird aufrecht erhalten wollen, wenn das sprachliche Bedenken als unbegründet erwiesen ist? Die Frage wird nicht verwehrt sein; denn es ist ja so unerhört nicht, dass scharfblickende Kritiker, von einem vermeintlichen sprachlichen Anstoss aufmerksam gemacht, sofort auch aus Gründen des Gedankens den Interpolator ἐπ' αὐτοφώρῳ zu ertappen glauben. Für ἐπιθυμήσῃ τοῦ φαγεῖν ἢ πιεῖν nun sei auf Xenophon verwiesen, der Memor. 3, 6, 16 ὅπως μὴ τοῦ εὐδοξεῖν ἐπιθυμῶν εἰς τοὐναντίον ἔλθῃς, ibid. 18 εἰ οὖν ἐπιθυμεῖς εὐδοκιμεῖν τε καὶ θαυμάζεσθαι dieselbe Varietät des Gebrauches aufweist, mit welcher Plato sowohl ἀμελήσας τοῦ ἀποκρίνασθαι (Euthydem 287 d) als ἀμελήσας λέγειν (Phaedo 98 e) schreibt, und ebenso Xenophon

[1] Man könnte an einen παμφάγος denken, wie der Kleonymos in Aristophanes' Rittern V. 1295 φασὶ μὲν γὰρ αὐτὸν ἐρεπτόμενον τὰ τῶν ἐχόντων ἀνέρων Οὐκ ἂν ἐξελθεῖν ἀπὸ τῆς σιπύης· τοὺς δ' ἀντιβολεῖν ἂν ὁμοίως· Ἴθ', ὦ ἄνα, πρὸς γονάτων, ἔξελθε καὶ σύγγνωθι τῇ τραπέζῃ, und die Liste bei Athenaeus im Anfang des 10. B. bietet andere passende Exemplare dar.

Cyrop. 7, 2, 17 und 5, 5, 21, und bei andern Verbis, φείδεσθαι, ὀρέγεσθαι. Beispiele für ἐπιθυμεῖν mit τοῦ gibt es auch sonst (Mem. 1, 7, 3; Oecon. 14, 9), und dass es an unserer Stelle gerade die Infinitive φαγεῖν und πιεῖν sind, macht den Artikel um so weniger verdächtig wegen der auch sonst nicht ungewöhnlichen Substantivirung eben dieser Infinitive, wie bei Theocrit 10, 53 τὸν τὸ πιεῖν ἐγχεῦντα und in der Anthologie 12, 34, 4 εἷς ἔφερεν τὸ φαγεῖν, εἷς δὲ πιεῖν ἐδίδου, beides von Fritzsche zum Theocrit a. a. O. gegen Meineke's Aenderungsversuche, wie ich meine, mit Recht in Schutz genommen; der überdies Plato Politeia 4, 439 b ἕτερον ἄν τι εἴη αὐτοῦ τοῦ διψῶντος καὶ ἄγοντος ὥσπερ θηρίον ἐπὶ τὸ πιεῖν anführt, und vergleichen liesse sich noch anderes, wie Xenophon Hiero 1, 30 εἴ τις ἄπειρος ὢν δίψους τοῦ πιεῖν ἀπολαύοι.

Das nun, fährt Aristoteles fort, räumen Alle ein, dass ein gewisses Mass all jener Güter zur Glückseligkeit erforderlich ist, aber darin sind sie verschiedener Ansicht, wieviel man von jeder Art besitzen müsse und welcher das Uebergewicht gebühre. Denn Tugend, meinen sie, genüge auch ein Minimum, die äusseren Güter aber trachten sie in's Unendliche zu mehren:

ἀλλὰ ταῦτα μὲν λεγόμενα ὥσπερ πάντες ἂν συγ-
35 χωρήσειαν, διαφέρονται δ' ἐν τῷ ποσῷ καὶ ταῖς ὑπεροχαῖς·
τῆς μὲν γὰρ ἀρετῆς ἔχειν ἱκανὸν εἶναι νομίζουσιν ὁποσονοῦν,
πλούτου δὲ καὶ[1] χρημάτων καὶ δυνάμεως καὶ δόξης καὶ πάν-
των τῶν τοιούτων εἰς ἄπειρον ζητοῦσι τὴν ὑπερβολήν.

Diese Worte, die keine sachliche Schwierigkeit bieten, geben zu einem kritischen Excurs den Anlass. Aeltere Kritiker nämlich stiessen sich an ὥσπερ und sahen darin das Indicium einer Lücke, die Lambin mit εἰρήκαμεν, Schneider lieber mit λέγομεν ausfüllen wollte. Göttling und, wie man jetzt erfährt, schon Scaliger, tilgte ὥσπερ als aus dem kurz vorangegangenen zufällig wiederholt. Coray hatte ὥσπερ in ὡς εἰπεῖν geändert, wogegen Bernays einwendet, es sei diese Einschrän-

[1] Bernays tilgt καὶ und verbindet πλούτου χρημάτων. Ich weiss nicht, wie er über Politik 1, 9. 1257 b 7 denkt ποιητικὴ γὰρ εἶναι (δοκεῖ) τοῦ πλούτου καὶ χρημάτων, oder b 30 τέλος δὲ ὁ τοιοῦτος πλοῦτος καὶ χρημάτων κτῆσις. Vgl. auch 1, 8. 1256 a 15. 16 χρήματα καὶ κτῆσις, ἡ κτῆσις καὶ ὁ πλοῦτος, 1, 9. 1257 a 1 πλούτου καὶ κτήσεως.

kung von πάντες neben ἂν συγχωρήσειαν überflüssig, und hat daher wohl an ὥσπερ das nämliche auszustellen gefunden; überdies entdeckte Bernays, woran bisher Niemand Anstoss genommen, dass λεγόμενα so 'kahl' da stehend nicht richtig sein könne, und beide Bedenken zugleich zu heben, schrieb er ταῦτα μὲν λεγόμενα ἁπλῶς πάντες ἂν συγχωρήσειαν d. h. 'diese Behauptung in dieser allgemeinen Fassung.' Die Möglichkeit dieses Gedankens sei zugegeben, aber leicht, wie Bernays glauben machen will, ist die Aenderung nicht. Gälte es wirklich den doppelten Anstoss an λεγόμενα und an ὥσπερ durch die Kritik zu beseitigen, so möchte unbedenklich jeder anderen Verbesserung folgende vorzuziehen sein, von der zu verwundern ist, dass bei so vielfältigem Tentiren der Stelle noch Niemand darauf verfallen ist, ohne einen Buchstaben zu ändern oder zu opfern, die neben einander stehenden Wörter λεγόμενα ὥσπερ einfach umzustellen; mit dieser Fassung ἀλλὰ ταῦτα μὲν ὥσπερ λέγομεν ἅπαντες ἂν συγχ. gewänne man wenigstens ohne Wagniss eine Aristotelischem Brauch und dem hiesigen Fortschritt der Darlegung durchaus angemessene Wendung, mit der a 24 οὐδεὶς ἀμφισβητήσειεν ἄν (vgl. 27) aufgenommen würde, ähnlich wie etwa 1, 5. 1254 b 3 ἔστι δ' οὖν, ὥσπερ λέγομεν, πρῶτον ἐν ζῴῳ θεωρῆσαι κτλ. auf die eben 1254 a 34 vorangegangene Bemerkung zurückweist. Doch ich unterlasse es, sie des weiteren zu empfehlen und wende mich lieber der Ueberlieferung von Neuem zu, um zu prüfen, ob die Bedenklichkeiten der Kritiker überall gegründet sind. Erstlich scheint ὥσπερ πάντες, das gleichbedeutend mit ὡς εἰπεῖν πάντες, wie ὥσπερ οὐδέν mit ὡς εἰπεῖν οὐδέν (vgl. Beitr. zur Poetik 1, 53) durch Rhetorik 1, 6. 1363 a 11 ὥσπερ γὰρ πάντες ἤδη ὁμολογοῦσιν genügend gesichert und den Gegengrund, dass man zwar ὥσπερ πάντες συγχωροῦσιν 'beinahe alle räumen ein,' aber bei Leibe nicht ὥσπερ πάντες ἂν συγχωρήσειαν 'beinahe alle möchten einräumen' sagen könne, wird wohl Niemand im Ernste vorbringen wollen, der sich erinnert, wie sehr solch doppelte Limitirung griechischem Gebrauch geläufig ist. Aber λεγόμενα, einmal angezweifelt, erheischt Erklärung. Man hätte das Wort wohl entbehren können, aber es ist nicht ohne Nutzen und nicht gegen den Usus zugefügt; natürlich ist nicht ταῦτα λεγόμενα sondern das Participium enger mit dem Verbum ἂν συγχωρήσειαν zu verbinden: 'dies räumen, wenn man es ihnen

sagt, Alle ein;' nur dass der deutsche Zwischensatz viel schwerfälliger ist als das griechische Particip, das wir in den meisten Fällen dieser Art kaum wiederzugeben im Stande sind. Solchen Gebrauch des Participiums weist ein analoges Exempel der Nikom. Ethik auf, 6, 1. 1138 b 33 διὸ δεῖ καὶ περὶ τὰς τῆς ψυχῆς ἕξεις μὴ μόνον ἀληθὲς εἶναι τοῦτ' εἰρημένον, ἀλλὰ καὶ διωρισμένον τίς ἐστιν ὁ ὀρθὸς λόγος, wo neben dieser allein richtigen Schreibung in Handschriften auch ἀληθῶς oder τοῦτο τὸ sich findet, beides Aenderungen, um das Missverstandene bequemer zu machen. Mehr Belege bietet Plato, z. B. Leges 2, 672 a ἐπεὶ καὶ τὸ μέγιστον ἀγαθόν, ὃ δωρεῖται, λέγειν μὲν ὄκνος εἰς τοὺς πολλοὺς διὰ τὸ κακῶς τοὺς ἀνθρώπους αὐτὸ ὑπολαβεῖν καὶ γνῶναι λεχθέν, Politicus 269 c νῦν δὲ δὴ λεκτέον· εἰς γὰρ τὴν τοῦ βασιλέως ἀπόδειξιν πρέψει ῥηθέν, Politeia 3, 387 c οὐκοῦν ἔτι καὶ τὰ περὶ ταῦτα ὀνόματα πάντα τὰ δεινά τε καὶ φοβερὰ ἀποβλητέα, Κωκυτούς τε καὶ Στύγας . . καὶ ἄλλα ὅσα τούτου τοῦ τύπου ὀνομαζόμενα φρίττειν δὴ ποιεῖ . . τοὺς ἀκούοντας, wo Stallbaum das Participium, wie ich meine, richtig durch *cum pronuntiantur* wiedergiebt, Politeia 4, 436 e οὐδὲν ἄρα ἡμᾶς τῶν τοιούτων λεγόμενον ἐκπλήξει οὐδὲ μᾶλλόν τι πείσει, ὡς κτλ., und verwandter Art sind auch noch Symposium 199 b εἴ τι καὶ τοιούτου λόγου δέει περὶ Ἔρωτος, τἀληθῆ λεγόμενα ἀκούειν oder Protagoras 311 e τί ὄνομα ἄλλο γε λεγόμενον περὶ Πρωταγόρου ἀκούομεν, ὥσπερ περὶ Φειδίου ἀγαλματοποιὸν καὶ περὶ Ὁμήρου ποιητήν, τί τοιοῦτον περὶ Πρωταγόρου ἀκούομεν. Sehr frequent ist dieser Gebrauch der Participia im Herodotischen Stil, von dem typisch gewordenen ταῦτα ὡς ἀπενειχθέντα ἤκουσαν, bei dem Jedermann den Unterschied dieses Ausdruckes von ταῦτα τὰ ἀπενειχθέντα empfindet, angefangen in den verschiedensten Wendungen, zu denen u. A. auch 2, 146 τούτων ὦν ἀμφοτέρων πάρεστι χρᾶσθαι τοῖσί τις πείσεται λεγομένοισι μᾶλλον gehört, worin man, wiewohl die neuesten Erklärer seltsam missverstehen, λεγομένοις mit πείσεται fast wie zu Einem Begriff verbinden ... Pol. 4, 11 ἔστι δὲ καὶ ἄλλος λόγος, τῷ μάλιστα λεγομένῳ αὐτὸς πρόσκειμαι, wo λεγομένῳ mit πρόσκειμαι zusammen gehört und zu letzterem μάλιστα. Kurz λεγόμενα in der Aristotelischen Stelle ist gewählter griechischer Ausdrucksweise entnommen und gerade wer die Eleganz des Stiles in diesem Abschnitt rühmt, dürfte am wenigsten an diesem Participium sich zu stossen Ursache haben.

Jene Ansicht der Menge, dass zur Glückseligkeit aucl
ein noch so geringes Mass geistiger Güter genügend sei, abe
der Besitz äusserer Güter ohne Ende gesteigert werden müsse, be
kämpft nun Aristoteles im Folgenden, indem er ausführt, es zeig
sich erstlich erfahrungsmässig, dass man die äusseren Güte
durch die geistigen erlange und bewahre, nicht aber dies
durch jene, und dass worin immer die Glückseligkeit bestehe
ob im Genuss (ἐν τῷ χαίρειν) oder in der Tugend oder in beide
zugleich, sie eher den an Geist und Charakter ausgezeichnete
aber mit äusseren Gütern mässig bedachten als den von letz
teren ein Uebermass besitzenden aber geistig vernachlässigte
Menschen zu Theil werde, und zweitens lasse sich auch be
grifflich darthun, dass die äusseren Güter eine Grenze haber
über welche hinaus sie entweder schaden oder doch nutzlo
werden, während die geistigen Güter eine ins Unendliche ge
hende Steigerung ohne Beeinträchtigung ihres Werthes er
trügen.

ἡμεῖς
δὲ αὐτοῖς ἐροῦμεν ὅτι ῥᾴδιον μὲν περὶ τούτων καὶ διὰ τῶν
40 ἔργων λαμβάνειν τὴν πίστιν, ὁρῶντας ὅτι κτῶνται καὶ
φυλάττουσιν οὐ τὰς ἀρετὰς τοῖς ἐκτός, ἀλλ' ἐκεῖνα ταύταις,
1323b καὶ τὸ ζῆν εὐδαιμόνως, εἴτ' ἐν τῷ χαίρειν ἐστὶν εἴτ' ἐν ἀρετῇ
τοῖς ἀνθρώποις εἴτ' ἐν ἀμφοῖν, ὅτι μᾶλλον ὑπάρχει τοῖς τὸ
ἦθος μὲν καὶ τὴν διάνοιαν κεκοσμημένοις εἰς ὑπερβολήν,
περὶ δὲ τὴν ἔξω κτῆσιν[1] τῶν ἀγαθῶν μετριάζουσιν, ἢ τοῖς
5 ἐκεῖνα μὲν κεκτημένοις πλείω τῶν χρησίμων[2], ἐν δὲ τούτοις
ἐλλείπουσιν· οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ κατὰ τὸν λόγον σκοπουμένοις
εὐσύνοπτόν ἐστιν. τὰ μὲν γὰρ ἐκτὸς ἔχει πέρας ὥσπερ ὄρ-
γανόν τι· πέρας δὲ τὸ χρήσιμόν ἐστιν, ὥστε τὴν ὑπερβολὴν ἢ
βλάπτειν ἀναγκαῖον ἢ μηθὲν ὄφελος εἶναι αὐτῶν τοῖς
10 ἔχουσιν. τῶν δὲ περὶ ψυχὴν ἕκαστον ἀγαθῶν, ὅσῳ περ ἂν

---

[1] Schneider meinte, es hätte heissen müssen περὶ δὲ τὴν κτῆσιν τῶν ἀγαθῶ
τῶν ἔξω. Doch vgl. Nik. Ethik 1, 9. 1098 b 26 τὴν ἐκτὸς εὐετηρίαν. 10,
1178 a 24 τῆς ἐκτὸς χορηγίας. 10, 9. 1178 b 33 τῆς ἐκτὸς εὐημερίας. Darnac
wird man κτῆσιν τῶν ἀγαθῶν als Einen Begriff fassen müssen, zu de
τὴν ἔξω als Attribut hinzutritt. — Zum Gedanken vgl. Nik. Eth. 10,
1179 a 12.

[2] Politik 1, 9. 1257 a 16 τὰ μὲν πλείω τὰ δὲ ἐλάττω τῶν ἱκανῶν ἔχειν. Polite
6, 493 d πέρα τῶν ἀναγκαίων.

ὑπερβάλλῃ, τοσούτῳ μᾶλλον χρὴ χρήσιμον εἶναι, εἰ δεῖ καὶ τούτοις ἐπιλέγειν μὴ μόνον τὸ καλὸν ἀλλὰ καὶ τὸ χρήσιμον.

In diesem Theile, der den Kern der hiesigen Argumentation enthält, findet Bernays mehr als ein sprechendes Indicium des dialogischen Ursprungs dieses Capitels. Gleich das an die Spitze gestellte ἡμεῖς δὲ αὐτοῖς ἐροῦμεν rechnet er dazu, indem er bemerkt: 'wo möglich noch weiter von der Haltung der pragmatischen Schriften entfernt sich die lebendig persönliche Gegenüberstellung in den Worten: "Wir aber wollen ihnen sagen." Man glaubt, zwei Unterredner hätten sich vereinigt, einen gemeinschaftlichen Gegner zurückzuweisen, etwa wie der platonische Sokrates den Phädros auffordert, sich mit ihm zu einer Belehrung des Tisias über die Rhetorik zu verbinden (Phaedr. 273 c).' Wie wenig überzeugend diese Annahme sei, ward schon anderswo (Beitr. zur Poetik 2, 37; vgl. Zeitschr. f. österr. Gymn. 1867 S. 723) zu Poetik 15. 1454 b 8 ἐπεὶ δὲ μίμησίς ἐστιν ἡ τραγῳδία βελτιόνων, ἡμᾶς δεῖ μιμεῖσθαι τοὺς ἀγαθοὺς εἰκονογράφους bemerkt, wo man unnöthiger Weise dieses ἡμᾶς mit βελτιόνων durch ἢ oder ἢ καθ' in Verbindung bringt, zuerst Stahr, dann Spengel (Studien 4, S. 47), der jedoch eine Aenderung nicht für geboten hält, und wenn man nun hinterher noch geltend gemacht hat, die Wortstellung sei jenem selbständigen ἡμᾶς entgegen, so ist nicht überlegt worden, dass auch wenn statt ἡμᾶς gesetzt worden wäre, was gemeint war, ποιητάς, dies bei der Gegenüberstellung von εἰκονογράφους einen bessern Platz nicht hätte finden können (wir, wenn wir dichten wollen, müssen es machen wie die Maler), und diese Stelle halte ich demnach auch jetzt noch durch die a. a. O. citirte Rhetor. 1, 8. 1366 a 12 vollkommen gesichert. Aber auch die hiesige Art, der bestrittenen Ansicht die eigene mit einem persönlich gewendeten ἡμεῖς u. s. w. entgegenzustellen, ist doch auch sonst in pragmatischen Schriften so ungewohnt nicht, dass man dafür einen besonderen Grund und Anlass aufzusuchen nöthig hätte. Man sehe doch, wie (abgesehen von dem a. a. O. citirten) z. B. de anima 1, 3. 406 b 22 nach Anführung fremder Meinungen die Entgegnung mit ἡμεῖς δὲ ἐρωτήσομεν eingeführt wird, und vergleiche Metaph. 3, 5. 1010 a 15 ἡμεῖς δὲ καὶ πρὸς τοῦτον τὸν λόγον ἐροῦμεν (vgl. 1009 a 30), und in der Politik selbst 7,

3. 1325 a 16 πρὸς δὲ τοὺς ὁμολογοῦντας μὲν .. διαφερομένους δὲ .. λεκτέον ἡμῖν πρὸς ἀμφοτέρους .. ἔτι κτλ. und 4, 2. 1289 b 9 ἡμεῖς δὲ ὅλως ταύτας ἐξημαρτημένας εἶναί φαμεν und andere Stellen, um sich zu überzeugen, dass diese lehrhafte d. h. den Leser oder Hörer mit einschliessende Manier nicht erst aus der Dialogform hergeleitet zu werden braucht.[1]

Aber 'auch nach sachlicher Seite,' meint Bernays, sei 'in dem Satz, den diese persönliche Wendung einleitet, das von der Eudämonie Gesagte bemerkenswerth: "mag sie in der Freude bestehen oder in der Tugend oder in beiden zugleich." Ein solches neckisches Offenlassen und unverzügliches Zusammenschlagen der Alternative, welches Aristoteles auch sonst mit Vorliebe anwendet, mochte in dem hier benutzten Theil des Gesprächs von guter Wirkung sein; bei einer Entlehnung aus der streng forschenden und vornehmlich die Eudämonie behandelnden Ethik würde eine derartige Unbestimmtheit selbst an dieser Stelle, wo nur durch empirische Thatsachen der Vorzug der geistigen vor den äussern Gütern erwiesen werden soll, immer noch auffallen.' Möglich, dass ich Sinn und Zweck dieses Arguments nicht richtig verstehe; aber Entlehnung aus der Ethik, die sich ja müsste constatiren lassen, hat Niemand behauptet, auch nicht wer das Citat der exoterischen Reden glaubte auf die Ethik beziehen zu sollen, und warum sollte denn, wenn anders Aristoteles dieses Beweisgrundes sich hätte bedienen wollen, diese verschiedenen Ansichten Spielraum lassende Formulirung der Eudaemonie in der Ethik nicht angemessen gewesen und in der Politik nicht angemessen sein, da ja, Aristoteles' eigene Ansicht von der Eudaemonie gesetzt, das ganze Argument nutzlos wird; Gegner aber bekämpft man am wirksamsten so, dass man ihnen auf ihren Standpunkt folgend oder ihre Voraussetzungen einräumend, die Unhaltbarkeit ihrer Ansicht erweist. Die hier nun in der Form der Alternative zusammengestellten Auffassungen der Eudaemonie, aus denen allen gleicherweise die für die Glückseligkeit grössere Wichtigkeit der geistigen vor den äussern Gütern resultirt,

---

[1] Auch das S. 47 von Bernays berührte Bruchstück brauchte wegen des persönlichen 'wir' und 'uns' nicht schon aus einem Dialog genommen zu sein.

begegnen auch anderwärts, wie Nik. Eth. 7, 12. 1152 b 6 καὶ τὴν εὐδαιμονίαν οἱ πλεῖστοι μεθ' ἡδονῆς εἶναί φασιν, διὸ καὶ τὸν μακάριον ὠνομάκασιν ἀπὸ τοῦ χαίρειν (vgl. 7, 14. 1153 b 15) und 1, 9. 1098 b 23 τοῖς μὲν γὰρ ἀρετή, τοῖς δὲ φρόνησις, ἄλλοις δὲ σοφία τις εἶναι δοκεῖ (ἡ εὐδαιμονία), τοῖς δὲ ταῦτα ἢ τούτων τι μεθ' ἡδονῆς ἢ οὐκ ἄνευ ἡδονῆς κτλ. und überdies vergleiche man die Zusammenstellung der vulgären Ansichten über Eudaemonie und ihre Erfordernisse in der Rhetorik 1, 5.

Was aber diesem thatsächlichen Grunde als begrifflicher Beweis an die Seite gestellt wird, davon hat Bernays Anlass genommen zu einer allgemeineren Ausführung über den logisch-dialektischen Charakter jener für ein grösseres Publicum bestimmten Schriftengattung, wovon auch unser Capitel mehrere unzweifelhafte Merkmale, als Zeugen seines Ursprungs, dem Leser vor Augen stelle. Auf diesen für die Entscheidung der schwebenden Controverse wichtigen Gesichtspunkt werden wir später zurückkommen, da wir vor allem uns über die kritische Beschaffenheit dieses zweiten Theils des weit ausgeführten Satzes verständigen müssen. Die Worte sind oben mitgetheilt in der von Bernays zurechtgemachten Form, der zu den von ihm emendirten Worten πέρας δὲ τὸ χρήσιμόν ἐστιν bemerkt: 'Zu der Aenderung von πᾶν in πέρας, deren Anlässe und Vortheile einem aufmerksamen Leser nicht erst dargelegt zu werden brauchen, vergleiche man Polit. 1, 9 p. 1257 b 26 ἑκάστη τῶν τεχνῶν τοῦ τέλους εἰς ἄπειρον· ὅτι μάλιστα γὰρ ἐκεῖνο βούλονται ποιεῖν· τῶν δὲ πρὸς τὸ τέλος οὐκ εἰς ἄπειρον· πέρας γὰρ τὸ τέλος πάσαις.' Anlässe zur Aenderung des Ueberlieferten sind zwar leicht erkennbar, die Vortheile dieser Verbesserung aber mir wenigstens so wenig klar, dass ich Bedenken trage, auch nur den Gedanken des Aristoteles darin wieder zu finden. Denn wie sollte er wohl sagen 'die Grenze ist die Brauchbarkeit,' damit man von Neuem frage, welches denn die Grenze der Brauchbarkeit sei. Dass ihm eine so ungenügende Grenzbestimmung nicht entschlüpft sei, dafür bürgt schon der von Bernays selbst, zum Schutz zwar seiner eigenen Verbesserung, angeführte Beleg, der Aristoteles' echte Denkweise in diesem Falle kund gibt; denn die Künste, welche nicht Künste τοῦ τέλους sondern Künste πρὸς τὸ τέλος sind, haben ihre Grenze an dem τέλος, für das sie sind. Nicht minder deutlich tritt der

nämliche Gedanke de anima 1, 3. 407 a 24 hervor τῶν μὲν γὰρ πρακτικῶν νοήσεων ἔστι πέρατα (πᾶσαι γὰρ ἑτέρου χάριν), αἱ δὲ θεωρητικαὶ τοῖς λόγοις ὁμοίως ὁρίζονται, denn diese πρακτικαὶ νοήσεις, die alle ἑτέρου χάριν sind, haben ihre Grenze an eben diesem ἕτερον, οὗ ἕνεκά εἰσιν. Und Metaph. 994 b 13 οὐθεὶς ἂν ἐγχειρήσειεν οὐθὲν πράττειν μὴ μέλλων ἐπὶ πέρας ἥξειν. οὐδ' ἂν εἴη νοῦς ἐν τοῖς τοιούτοις· ἕνεκα γάρ τινος ἀεὶ πράττει ὅ γε νοῦν ἔχων· τοῦτο γάρ ἐστι πέρας· τὸ γὰρ τέλος πέρας ἐστίν. Endlich Nikom. Ethik 7, 14. 1153 b 22 διὰ δὲ τὸ προσδεῖσθαι τῆς τύχης δοκεῖ τισὶ ταὐτὸν εἶναι ἡ εὐτυχία τῇ εὐδαιμονίᾳ, οὐκ οὖσα, ἐπεὶ καὶ αὐτὴ ὑπερβάλλουσα ἐμπόδιός ἐστιν καὶ ἴσως οὐκέτι εὐτυχίαν καλεῖν δίκαιον· πρὸς γὰρ τὴν εὐδαιμονίαν ὁ ὅρος αὐτῆς (worin ὅρος nicht verschieden von πέρας), im Zusammenhang betrachtet, zeigt klar, dass die εὐτυχία, welche zum Zweck der εὐδαιμονία erforderlich ist, an dieser ihre Grenze hat, die sie nicht überschreiten darf, ohne ihr Wesen als εὐτυχία einzubüssen. Wollte demnach Aristoteles an unserer Stelle, nachdem er den äusseren Gütern eine Grenze vindicirt hat, diese Grenze näher bestimmen, so musste, statt der nichts begrenzenden Brauchbarkeit, das 'Wofür' dieser Güter (τὸ πρὸς τί) als Grenze angegeben werden.[1]

Wenden wir uns nun, da Bernays' Verbesserungsversuch sich als unhaltbar erwiesen, zu der Ueberlieferung zurück, die so lautet: τὰ μὲν γὰρ ἐκτὸς ἔχει πέρας, ὥσπερ ὄργανόν τι· πᾶν δὲ τὸ χρήσιμόν ἐστιν, ὧν τὴν ὑπερβολὴν ἢ βλάπτειν ἀναγκαῖον ἢ μηθὲν ὄφελος εἶναι αὐτῶν τοῖς ἔχουσιν. An dieser haben Mehrere Anstoss genommen, und schwerlich dürfte man ihr eine befriedigende Erklärung abgewinnen. Spengel in den Aristotelischen Studien 3, S. 30 macht zu πᾶν δὲ τὸ χρήσιμον die Anmerkung: τὸ *stare nequit*, ὃ *vet. tr. exspectamus* τοιοῦτο, *sed verum invenit*

[1] Dass Bernays' Verbesserung nicht richtig sei, hat, wie ich jetzt sehe, auch Susemihl (Ind. lect. aest. Gryphisw. 1872 S. 13) bemerkt, der auf die von Bernays angeführte Stelle der Politik verweist: wenn er aber den Gedanken 'Grenze ist die Brauchbarkeit' gelten lässt und nur bezweifelt ob τὸ χρήσιμον diese Bedeutung habe, so theile ich diesen Zweifel nicht und finde nur jenen Gedanken selbst nicht zulässig. Seine Vorschläge, deren er mehre bringt, ergeben zwar einen richtigen Gedanken, haben aber sonst wenig Wahrscheinlichkeit und liegen von meiner Auffassung weit ab, wie denn Susemihl auch Bernays' ὥστε statt ὧν ausdrücklich billigt.

sein muss.' Dabei ist αὐτῶν unübersetzt geblieben und also wohl als zu ὑπερβολήν gehöriger und daher einer besonderen Wiedergabe nicht bedürftiger Genitiv angesehen worden, was doch an dieser Stelle und bei der naheliegenden Abhängigkeit von ὄφελος nicht wohl angeht, und soll, wie nicht blos Bernays sondern auch die übrigen mir bekannten Uebersetzer und Erklärer annehmen, von der ὑπερβολή gesagt sein, dass sie nothwendig entweder schädlich oder ohne Nutzen sei, so hätte man wohl Grund statt αὐτῶν vielmehr αὐτῆς zu erwarten: ὥστε τὴν ὑπερβολὴν ἢ βλάπτειν ἀναγκαῖον ἢ μηθὲν ὄφελος εἶναι αὐτῆς τοῖς ἔχουσιν, dürfte dann aber leicht bei τοῖς ἔχουσιν wegen der nun natürlichen Ergänzung von ὑπερβολήν anstossen. Doch was die Hauptsache ist, der Gedanke, der über das Mass der Brauchbarkeit hinausgehende Ueberschwang sei entweder schädlich oder wenigstens ohne Nutzen, scheint in dieser Fassung nicht richtig zu sein; oder liegt es nicht in der Natur der Sache, dass man vielmehr eine Formulirung des Gedankens folgender Art erwartet: 'die äusseren Güter haben eine Grenze, daher sie, im Falle sie diese Grenze überschreiten, entweder statt nützlich schädlich werden, oder wenigstens ihres Nutzens verlustig gehen.' Und in der That diesen Sinn enthält der Satz, wofern nur die unrichtige Deutung, die man dem Worte ὑπερβολή unterlegt, aufgegeben wird. In einfacher Construction konnte der Gedanke so ausgedrückt werden, τὰ ἐκτὸς ἔχει πέρας . . ἃ ὑπερβάλλοντα (ἂν ὑπερβάλλῃ) ἢ βλάπτειν ἀναγκαῖον ἢ μηθὲν ὠφελεῖν τοὺς ἔχοντας.[1] Indem aber statt der participialen die nominale Wendung ὧν τὴν ὑπερβολήν gewählt ward und zweitens statt eines mit βλάπτειν parallelen Verbums das eine andere Construction erheischende ὄφελος εἶναι eintrat, ward einerseits der Zusatz von αὐτῶν nothwendig — denn es hätte auch mit Beibehaltung des participialen ὑπερβάλλοντα heissen müssen ἃ ὑπερβάλλοντα ἢ βλάπτειν ἀναγκαῖον ἢ μηθὲν ὄφελος εἶναι αὐτῶν — und zweitens entstand eine Ungleichheit in der Satzfügung der

[1] So ist der Gedanke auch formulirt in dem mehrfache Berührung mit unserem Capitel aufweisenden Aristotelischen Bruchstück aus Stobaeus, welches Bernays S. 162 bespricht: ὅσῳ περ ἂν αὗται μᾶλλον αἱ διαθέσεις καθ' ὑπερβολὴν ὑπάρξωσι, τοσούτῳ καὶ πλείω καὶ μείζω τὸν κεκτημένον βλάπτουσιν. Vgl. auch Nik. Eth. 1153 b 23.

beiden durch ἢ—ἢ verbundenen Glieder, indem τὴν ὑπερβολὴν nicht auch für das zweite das regierende Nomen ist. Wer, meine ich, dieses Satzgefüge richtig erfasst hat, wird zugeben, dass in dem zweiten Satzgliede nicht αὐτῆς mit Bezug auf ὑπερβολή, sondern nur αὐτῶν stehen konnte, weil zwar von der ὑπερβολή in unserem Sinne richtig gesagt ward, dass sie schädlich sei, nicht aber auch, dass sie ohne Nutzen, sondern letzteres nothwendig von den Dingen selbst im Zustand der ὑπερβολή ausgesagt werden musste. Und ferner wird Klarstellung dieses Satzgebildes davon überzeugen, dass der Genitiv αὐτῶν kein Hinderniss ist für das an die Spitze des Satzes gestellte ὧν, zumal ja die Neigung der Griechen den Relativsatz mit dem Demonstrativum fortzuführen genügend bekannt ist, und hier αὐτῶν nicht als einfache Wiederaufnahme jenes Relativums zu betrachten ist. Kurz dieser ganze unbeschadet des Zwischensatzes πᾶν δὲ τὸ χρήσιμόν ἐστιν an den Hauptsatz τὰ ἐκτὸς ἔχει πέρας angeknüpfte Satz ὧν τὴν ὑπερβολὴν ἢ βλάπτειν ἀναγκαῖον ἢ μηθὲν ὄφελος εἶναι αὐτῶν τοῖς ἔχουσιν ist trotz der dargelegten aber erklärlichen Incongruenz der Satzbildung so nach allen Seiten Aristotelischem Gedanken sowohl wie griechischer Ausdrucksweise entsprechend, dass die Vermuthung einer Verderbniss hier wenigstens nicht aufkommen oder bestehen kann.

Noch bevor wir dem in suspenso gelassenen Zwischensätzchen πᾶν δὲ τὸ χρήσιμόν ἐστιν uns zuwenden, ist der nächste Satz in Betracht zu ziehen, der bei Bernays so lautet: τῶν δὲ περὶ ψυχὴν ἕκαστον ἀγαθῶν, ὅσῳ περ ἂν ὑπερβάλλῃ, τοσούτῳ μᾶλλον χρὴ χρήσιμον εἶναι, εἰ δεῖ καὶ τούτοις ἐπιλέγειν μὴ μόνον τὸ καλὸν ἀλλὰ καὶ τὸ χρήσιμον. Hierin ist χρὴ Zusatz von Bernays, der vielleicht selbst sprachlich anfechtbar ist; denn wenn er übersetzt: 'dagegen darf man behaupten, dass jedes geistige Gut' u. s. w., so giebt er dem χρή eine zwar unverfängliche, aber im Text nicht vorhandene Verwendung. Andere haben statt χρήσιμον εἶναι entweder χρήσιμόν ἐστι geschrieben oder εἶναι einfach getilgt: alles Verbesserungen, die aus dem Einen Bemühen hervorgehen, diesen Satz nicht mehr abhängig sein zu lassen von dem ἀναγκαῖον des vorigen. Und doch, wer es recht überlegt, wird erkennen, dass dieser Satz, zumal ὅσῳ περ ἂν ὑπερβάλλῃ, τοσούτῳ μᾶλλον χρήσιμον εἶναι, so durchaus in Analogie und Gegenüberstellung zu dem unmittelbar vorausgehenden ὧν τὴν ὑπερ-

βολὴν ἢ βλάπτειν ἀναγκαῖον κτλ. geformt ist, dass es nur als das allernatürlichste erscheinen muss, diese beiden in Gegensatz gestellten Sätze von dem Einen regierenden ἀναγκαῖον abhängig gemacht zu sehen. Doch wird man einwenden, wo bleibt das correspondirende Glied zu τὰ μὲν γὰρ ἐκτὸς ἔχει πέρας, wenn der Satz τῶν δὲ περὶ ψυχὴν ἕκαστον ἀγαθῶν mit dem nächst vorangegangenen ὧν τὴν ὑπερβολὴν κτλ. in so enge Verbindung gebracht wird? Allerdings ist der Umstand, dass man in dem Satze τῶν δὲ περὶ ψυχὴν κτλ. das Correlat zu τὰ μὲν ἐκτὸς gesucht hat, der Anlass jener kritischen Versuche, die nichts anderes bezwecken als die Zusammengehörigkeit der Sätze ὧν τὴν ὑπερβολὴν κτλ. und τῶν δὲ περὶ ψυχὴν κτλ. zu zerreissen und letzteren aus der Abhängigkeit von ἀναγκαῖον zu befreien. Allein man fasse doch diese vermeintlichen Correlata τὰ μὲν γὰρ ἐκτὸς ἔχει πέρας und τῶν δὲ περὶ ψυχὴν ἕκαστον ἀγαθῶν, ὅσῳ περ ἂν ὑπερβάλλῃ, τοσούτῳ μᾶλλον χρήσιμον etwas schärfer in's Auge und man muss sich, wie ich meine, überzeugen, dass, so gewiss der Gegensatz der äussern und der geistigen Güter den Gedanken beherrscht, dennoch der die Unbegrenztheit der letztern aussprechende Satz in der Form nicht mehr als Gegenstück zu τὰ μὲν ἐκτὸς ἔχει πέρας gedacht, sondern in genauer Parallele zu dem zwischengetretenen ὧν τὴν ὑπερβολὴν κτλ. gestaltet worden ist. Hat ja gerade dieser Anschluss an den letztern den Aristoteles verleitet, von den geistigen Gütern sich eines Ausdrucks zu bedienen (χρήσιμον), der hier nicht angemessen war, und ihn zu einer nachträglichen Entschuldigung εἰ δεῖ καὶ τούτοις ἐπιλέγειν κτλ. nöthigt, und aus demselben Grunde ist es geschehen, dass das Glied τὰ μὲν γὰρ ἐκτὸς κτλ. in der Form, nicht im Gedanken, seines Correlates verlustig gegangen ist.

Wiewohl die Annahme dieser kaum eine Anakoluthie zu nennenden Satzgliederung durch sich selbst genügend gesichert erscheint, wird es doch nicht vom Ueberfluss sein, ein und das andere Beispiel ähnlicher Satzbildung aus aristotelischen Schriften herauszuheben. Man vergleiche also Politik 5, 9. 1310 a 2 ἁμαρτάνουσι δὲ καὶ ἐν ταῖς δημοκρατίαις καὶ ἐν ταῖς ὀλιγαρχίαις, ἐν μὲν ταῖς δημοκρατίαις οἱ δημαγωγοί, ὅπου τὸ πλῆθος κύριον τῶν νόμων· δύο γὰρ ποιοῦσιν ἀεὶ τὴν πόλιν μαχόμενοι τοῖς εὐπόροις, δεῖ δὲ τοὐναντίον ἀεὶ δοκεῖν λέγειν ὑπὲρ εὐπόρων, ἐν δὲ ταῖς ὀλιγαρχίαις ὑπὲρ τοῦ δήμου τοὺς ὀλιγαρχικούς. Denn auch hier hätte ja der Satz ἐν δὲ ταῖς ὀλι-

γαρχίαις . . . τοὺς ὀλιγαρχικούς dem Satz ἐν μὲν ταῖς δημοκρατίαις οἱ δημαγωγοί conform gebildet sein sollen, während er sich jetzt dem unmittelbar vorangegangenen δεῖ δὲ τοὐναντίον ἀεὶ δοκεῖν λέγειν ὑπὲρ εὐπόρων in genau entsprechender Fassung anschliesst und mit ihm unter dasselbe regierende δεῖ tritt; daher denn auch hier das erste Glied ἐν μὲν ταῖς δημοκρατίαις οἱ δημαγωγοί eines formellen Correlates entbehrt; aber trotz dieser in die Augen springenden Incongruenz des Satzgefüges, die Lambin durch einen nicht glücklichen Versuch ins Gerade zu bringen sich vergeblich bemühte, kann bei der Klarheit des Gedankens und dem sichtlichen Anlass der Abbiegung an der Ursprünglichkeit dieser Periode nicht gezweifelt werden. Dieselbe Neigung verräth, obwohl eine Schwierigkeit der Construction daraus nicht erwachsen ist, auch 5, 10. 1310 b 9 ὑπάρχει δ' ἡ γένεσις εὐθὺς ἐξ ἐναντίων ἑκατέρᾳ τῶν μοναρχιῶν (näml. βασιλεία und τυραννίς, die im vorhergehenden wiederholt in diesem Gegensatz genannt waren)· ἡ μὲν γὰρ βασιλεία πρὸς βοήθειαν τὴν ἀπὸ τοῦ δήμου τοῖς ἐπιεικέσι γέγονεν, καὶ καθίσταται βασιλεὺς ἐκ τῶν ἐπιεικῶν καθ' ὑπεροχὴν ἀρετῆς ἢ πράξεων τῶν ἀπὸ τῆς ἀρετῆς ἢ καθ' ὑπεροχὴν τοιούτου γένους, ὁ δὲ τύραννος ἐκ τοῦ δήμου καὶ τοῦ πλήθους ἐπὶ τοὺς γνωρίμους, worin die Incongruenz nicht darin allein besteht, dass ὁ δὲ τύραννος statt ἡ δὲ τυραννίς geschrieben ist, wie Spengel zu glauben scheint, wenn er Stud. 3, 61 zu 5, 10. 1311 a 2 βούλεται δ' ὁ βασιλεὺς . . ὁ δὲ δῆμος . . ἡ δὲ τυραννίς anmerkt: '*i. e.* ὁ δὲ τύραννος, *ut initio* ἡ μὲν βασιλεία . . ὁ δὲ τύραννος,' sondern dass der ganze Satz ὁ δὲ τύραννος ἐκ τοῦ δήμου κτλ. im Anschluss nicht so sehr an ἡ μὲν γὰρ βασιλεία κτλ. als an den zweiten Satz καὶ καθίσταται βασιλεὺς κτλ. geformt worden ist; und wer in unserem Capitel selbst 1323 b 36 ἀλλὰ γὰρ ταῦτα μὲν ἐπὶ τοσοῦτον ἔστω πεφροιμιασμένα τῷ λόγῳ, οὔτε γὰρ μὴ θιγγάνειν αὐτῶν δυνατόν, οὔτε πάντας τοὺς οἰκείους ἐπεξελθεῖν ἐνδέχεται λόγους· ἑτέρας γάρ ἐστιν ἔργον σχολῆς ταῦτα, νῦν δ' ὑποκείσθω τοσοῦτον, ὅτι κτλ. die Worte οὔτε γὰρ — σχολῆς ταῦτα als Parenthese abgrenzt, übersieht, dass νῦν δ' ὑποκείσθω sich an das zuletzt vorhergegangene ἑτέρας γάρ ἐστιν ἔργον σχολῆς anschloss. Doch wichtiger und instructiver, weil unrichtige Auffassung auch hier zu unberechtigter Aenderung verleitet hat, ist de anim. 2, 5. 417 a 22 ἔστι μὲν γὰρ οὕτως ἐπιστῆμόν τι ὡς ἂν εἴποιμεν ἄνθρωπον ἐπιστήμονα, ὅτι ὁ ἄνθρωπος τῶν ἐπιστημόνων

καὶ ἐχόντων ἐπιστήμην· ἔστι δ' ὡς ἤδη[1] λέγομεν ἐπιστήμονα τὸν ἔχοντα τὴν γραμματικήν. ἑκάτερος δὲ τούτων οὐ τὸν αὐτὸν τρόπον δυνατός ἐστιν, ἀλλ' ὁ μὲν ὅτι τὸ γένος τοιοῦτον καὶ ἡ ὕλη, ὁ δ' ὅτι βουληθεὶς δυνατὸς θεωρεῖν, ἂν μή τι κωλύσῃ τῶν ἔξωθεν· ὁ δ' ἤδη θεωρῶν ἐντελεχείᾳ ὢν καὶ κυρίως ἐπιστάμενος τόδε τὸ Α. Denn so ist die überlieferte und verbreitete Lesung. Torstrik war es, der zuerst den Satz ἑκάτερος δὲ τούτων — τῶν ἔξωθεν als Parenthese kennzeichnete und sich nun an dem Fortschritt ὁ δ' ἤδη θεωρῶν stiess, worin er die Fortführung der mit ἔστι μὲν γὰρ οὕτως ἐπιστήμόν τι begonnenen Aufzählung sah, und um eine regelrechte Abfolge der drei Arten zu gewinnen, auf Grund der doch gar nicht verbindlichen Autorität des Sophonias τρίτος δ' ὁ ἤδη θεωρῶν schrieb, was, genau betrachtet, auch so noch nicht ein an die beiden vorangegangenen gleichartig sich anreihendes drittes Glied ergiebt. Allein es kann kein Zweifel sein, dass die ganze Noth erst aus der Parenthese entstand, dass ὁ δ' ἤδη θεωρῶν richtig und in dieser Form sich an das von Torstrik in die Klammern gesteckte ὁ δ' ὅτι βουληθεὶς δυνατὸς θεωρεῖν eng anschliesst, und auch hier also die Zwischenbemerkung von dem regulären Anschluss an die beiden ersten Glieder der Aufzählung, ohne Benachtheiligung des Gedankens, abgelenkt hat.

Ist nun unsere Ausführung über das Verhältniss der beiden eng verbundenen Sätze ὧν τὴν ὑπερβολὴν ἢ βλάπτειν ἀναγκαῖον ἢ μηθὲν ὄφελος εἶναι αὐτῶν τοῖς ἔχουσιν, τῶν δὲ περὶ ψυχὴν ἕκαστον ἀγαθῶν, ὅσῳ περ ἂν ὑπερβάλλῃ, τοσούτῳ μᾶλλον χρήσιμον εἶναι, wie wir hoffen, begründet, so wird dieses Ergebniss zu einem neuen Argument für die völlige Unzulässigkeit der bereits oben abgewiesenen Verbindung πᾶν δὲ τὸ χρήσιμόν ἐστιν ὧν κτλ. und die Nothwendigkeit der Anknüpfung des Relativsatzes ὧν τὴν ὑπερβολὴν κτλ. an den Hauptsatz τὰ μὲν γὰρ ἐκτὸς ἔχει πέρας ὥσπερ ὄργανόν τι, von dem jener durch das erläuternde Zwischensätzchen πᾶν δὲ τὸ χρήσιμόν ἐστιν abgetrennt ist.

---

[1] Den Anstoss, den Torstrik an ἤδη nimmt, wird Politik 3, 1. 1275 b 19 ᾧ γὰρ ἐξουσία κοινωνεῖν ἀρχῆς βουλευτικῆς ἢ κριτικῆς, πολίτην ἤδη λέγομεν εἶναι ταύτης τῆς πόλεως heben. Beides 'wir nennen bereits Bürger' und 'wir nennen bereits wissend' den, der die und die Bedingung erfüllt, ist im Gegensatz gesagt zu noch weiteren Erfordernissen des Bürgerthums und des Wissendseins.

Welches soll nun aber — diese Frage erheischt jetzt Beantwortung — der Sinn dieses Zwischensatzes sein, der, so wie er steht, nicht richtig sein kann; und dass doch über das χρήσιμον eine erläuternde Bemerkung vorangegangen war, macht das später folgende εἰ δεῖ καὶ τούτοις ἐπιλέγειν μὴ μόνον τὸ καλὸν ἀλλὰ καὶ τὸ χρήσιμον nur zu wahrscheinlich. Nun ist zwar die Begründung, dass die äussern Güter ihre Grenze haben, in dem Vergleichungssatz ὥσπερ ὄργανόν τι enthalten, da in dem Begriffe des Werkzeugs als solchem die Bestimmung des 'für etwas' und damit zugleich der Grenze gegeben ist. Vgl. Politik 1, 8. 1256 b 35 οὐδὲν γὰρ ὄργανον ἄπειρον οὐδεμιᾶς ἐστι τέχνης οὔτε πλήθει οὔτε μεγέθει, ὁ δὲ πλοῦτος ὀργάνων πλῆθός ἐστιν οἰκονομικῶν καὶ πολιτικῶν. Nikom. Eth. 1, 10. 1099 b 27 τῶν δὲ λοιπῶν ἀγαθῶν τὰ μὲν ὑπάρχειν ἀναγκαῖον, τὰ δὲ συνεργὰ καὶ χρήσιμα πέφυκεν ὀργανικῶς, und ebend. 1, 5. 1097 a 25 ἐπεὶ δὲ πλείω φαίνεται τὰ τέλη, τούτων δ' αἱρούμεθά τινα δι' ἕτερα, οἷον πλοῦτον αὐλοὺς καὶ ὅλως τὰ ὄργανα, worin letzteres nicht von den musikalischen insbesondere zu verstehen sein wird, vgl. 1, 9. 1099 b 1. Dennoch war es für den hiesigen Zusammenhang angemessen, es als die Eigenschaft alles dessen, was nützlich ist, zu bezeichnen, dass es für etwas ist (vgl. Nik. Eth. 1, 3. 1096 a 7 καὶ ὁ πλοῦτος οὐ τὸ ζητούμενον ἀγαθόν· χρήσιμον γὰρ καὶ ἄλλου χάριν), und diesen Gedanken, der in der verallgemeinernden Erläuterung des πᾶν δὲ τὸ χρήσιμον zugleich die Begründung ergänzt — denn so nahe es läge, es ist nicht nothwendig und nicht einmal besser γάρ zu schreiben als δέ — gewinnt man mit kaum nennenswerther Aenderung in folgender Fassung: πᾶν δὲ τὸ χρήσιμον ἔς τι d. i. 'alles aber, was nützlich ist, ist es für etwas;' denn diese abgekürzte Ausdrucksweise für das vollständige, hier auch graphisch nicht schwierigere aber unnöthige πᾶν δὲ τὸ χρήσιμον ἔς τι χρήσιμόν ἐστιν hat sowohl sonst bei Aristoteles als in der Politik 3, 9. 1280 a 16 ἐπεὶ τὸ δίκαιον τισίν d. i. δίκαιον τισὶν δίκαιόν ἐστιν eine Analogie, und kaum braucht noch daran erinnert zu werden, wie diese Bestimmung des χρήσιμον der nachher folgenden Entschuldigung εἰ δεῖ καὶ τούτοις ἐπιλέγειν τὸ χρήσιμον zu ebenso erwünschter wie genügender Unterlage dient. So ergibt sich denn für die ganze Periode nunmehr folgende Fassung: τὰ μὲν γὰρ ἐκτὸς ἔχει πέρας ὥσπερ ὄργανόν τι· πᾶν δὲ τὸ χρήσιμον ἔς τι· ὧν τὴν ὑπερβολὴν ἢ βλάπτειν ἀναγκαῖον ἢ μηθὲν ὄφελος εἶναι αὐτῶν τοῖς ἔχουσιν, τῶν δὲ περὶ

ψυχὴν ἕκαστον ἀγαθῶν, ὅσῳ περ ἂν ὑπερβάλλῃ, τοσούτῳ μᾶλλον χρήσιμον εἶναι, εἰ δεῖ καὶ τούτοις ἐπιλέγειν μὴ μόνον τὸ καλὸν ἀλλὰ καὶ τὸ χρήσιμον.

Auch an dem folgenden Satz

> ὅλως τε δῆλον ὡς ἀκολουθεῖν φήσομεν τὴν διάθεσιν τὴν ἀρί-
> στην ἑκάστου πράγματος πρὸς ἄλληλα κατὰ τὴν ὑπεροχήν,
> 15 ᾗ περ διεστᾶσιν ὧν φαμὲν αὐτὰς εἶναι διαθέσεις τοιαύτας

können wir nicht vorüber ohne eine grammatisch-kritische Auseinandersetzung. Die hier nach Bernays' Verbesserung mitgetheilten Worte sind in den Handschriften so geschrieben: ἀκολουθεῖν φήσομεν τὴν διάθεσιν τὴν ἀρίστην ἑκάστου πράγματος πρὸς ἄλληλα κατὰ τὴν ὑπεροχήν, ἥνπερ εἴληφε διάστασιν ὧν φαμὲν αὐτὰς εἶναι διαθέσεις ταύτας. Schneider, dem Coray sich angeschlossen, meinte durch eine gewaltsame Umstellung Licht in das Chaos zu bringen: ἑκάστου πράγματος κατὰ τὴν διάστασιν, ἥνπερ εἴληχε πρὸς ἄλληλα τῇ ὑπεροχῇ, ὧν φαμεν κτλ. Andere Kritiker versuchten es mit gelinderen Mitteln. So bietet Spengel mehreres zur Auswahl in folgender nicht eben durch Klarheit und Bestimmtheit sich auszeichnenden Anmerkung seiner aristotelischen Studien 3, S. 30: 'διάστασιν *explicandi causa ad* ὑπεροχὴν *additum videtur; transpositum certe invenit vet. int.* s e c u n d u m e x c e s s u m d i s t a n t i a q u a m q u i d e m s o r t i t a e s t q u a r u m *sic cod. an fuit* κατὰ τὴν ὑπεροχῆς διάστασιν ἥνπερ εἴληχεν ὧν? *vulgatum pro* ὑπεροχὴν διαστάσεως *ex usu autoris explicari non licet.*' Und ähnlich Madvig Advers. crit. 1, 468: *sententiam perspexit Schneiderus viditque subiectum verbi* εἴληφε *esse in* ὧν, *sed nimis licenter verba mutavit. Aut tollendum* διάστασιν, *ut sit:* κατὰ τὴν ὑπεροχήν, ἥνπερ εἴληφεν, ὧν φαμὲν κτλ., *aut interponendum* καὶ: κατὰ τὴν ὑπεροχήν, ἥνπερ εἴληφε, καὶ διάστασιν, ὧν φαμὲν κτλ. Bernays äussert sich umständlicher, als er in solchen kritischen Fragen zu thun liebt: 'in διάστασιν εἴληφε der Bekker'schen Handschriften ist die Verbindung διάστασιν λαμβάνειν sprachlich verdächtig; διάστασιν εἴληχε, welches Lambin aus einem *vetus codex* entnimmt, ist für die hiesige logische Formel eben so unerträglich feierlich wie im Deutschen "es ist ihnen ein Abstand beschieden worden" sein würde. Wie Aristoteles in solchen Fällen schreibt, zeigen folgende Stellen: Polit. 1, 5. p. 1254 b 16 ὅσοι μὲν οὖν τοσοῦτον διεστᾶσιν ὅσον ψυχὴ σώματος; 1, 8. p. 1256 a 28; Eth.

N. 5, 15. p. 1138 b 8. So hatte denn Aristoteles auch hier διεστᾶσιν geschrieben; und als dieses Verbum zu dem Substantiv διάστασιν verderbt oder verlesen worden, schaffte man für die Rection des Accusativs Rath durch Hinzufügung eines beliebigen Verbums. Kaum braucht noch ausdrücklich bemerkt zu werden, dass hier, wo es sich um den Abstand mehrerer Dinge von einander handelt, der Plural διεστᾶσιν logisch unumgänglich, und der Singular εἴληχε oder εἴληφε der Vulgata nicht einmal durch die Möglichkeit, aus ὧν ein neutrales Substantiv im Plural zu entnehmen, geschützt ist.' Nur Göttling hat sich mit der Vulgata abgefunden, indem er eine Construction annimmt, die mir in einigem unklar geblieben, in dem aber, was ich davon begriffen, unrichtig und unmöglich zu sein scheint: ὅλως δὲ δῆλον, ὡς ἀκολουθεῖν φήσομεν τοῖς πράγμασι τὴν διάθεσιν τὴν ἀρίστην ἑκάστου πράγματος προσάλληλα κατὰ τὴν ὑπεροχὴν, ἥνπερ ἕκαστον πρᾶγμα διάστασιν εἴληχε τῶν πραγμάτων, ὧν αὐτὰς ταύτας διαθέσεις εἶναί φαμεν.

Ich habe es zweckmässig gefunden, die Kritiker vollständig ausreden zu lassen, damit man die Art und Stärke der Gründe, die hier in's Feld geführt worden, ebenso wie die eingeschlagenen Wege leicht übersehe. Um wo möglich Klarheit in diese allmählich immer mehr verwickelte Frage zu bringen, wird es gerathen sein, einige Punkte abgesondert zu besprechen.

1) In den Worten ἑκάστου πράγματος πρὸς ἄλληλα κατὰ τὴν ὑπεροχήν ist πρὸς ἄλληλα (wofür Victorius nutzlos πρὸς ἀλλήλας mit Bezug auf διάθεσις wollte) in Verbindung mit ἑκάστου πράγματος nach den in der Zeitschr. f. d. öst. Gymnasien 1872 S. 534[1] zusammengestellten Belegen ohne Anstoss, und Schneider's Umstellung, die ja darauf ausging, für πρὸς ἄλληλα einen Plural zu gewinnen, ist in dieser Rücksicht wenigstens der Anlass entzogen; doch erkannte Schneider richtig, dass von πρὸς ἄλληλα der Begriff ὑπεροχή nicht zu trennen ist, und er hätte wohl auch

[1] Die dort citirten Beispiele für ἕκαστος, ἑκάτερος in Verbindung mit ἀλλήλων sind ausser dem hiesigen Poet. 23, 1459 a 24 ὧν ἕκαστον ὡς ἔτυχεν ἔχει πρὸς ἄλληλα, Plato Phaedo 97 a ὅτε ἑκάτερον αὐτῶν χωρὶς ἀλλήλων ἦν, Aeschines 1, 137 ὅσον ἑκάτερον τούτων ἀπ' ἀλλήλων διέστηκε, wonach auch Aristophanes Lysistrata 49 μηδένα ἀνδρῶν ἐπ' ἀλλήλοισιν αἴρεσθαι δόρυ gegen Meineke's μηδένας in Schutz genommen wird.

in der Umstellung κατὰ τὴν ὑπεροχὴν beibehalten, wenn er nicht ein zweimaliges κατὰ hätte vermeiden wollen.

2) Der Anstoss an διάστασιν εἴληφε ist Bernays eigenthümlich: er schreibt 'die Verbindung διάστασιν λαμβάνειν ist sprachlich verdächtig' nicht ohne Grund, denn wenn er εἰληφέναι διάστασιν geschrieben hätte, so weiss ich nicht, ob ihm nicht die Verdächtigung in der Feder stecken geblieben wäre. Denn einem solchen Kenner des Griechischen ist ja nicht unbekannt, dass εἰληφέναι mit einem Accusativ nicht selten statt eines einfachen Verbums und εἰληφέναι selbst nicht verschieden von ἔχειν gebraucht wird, wie Plato Timaeus 65 a ὅσα δὲ κατὰ σμικρὸν τὰς ἀποχωρήσεις ἑαυτῶν καὶ κενώσεις εἴληφε, τὰς δὲ πληρώσεις ἀθρόας καὶ κατὰ μεγάλα der Zusammenhang zeigt, dass εἰληφέναι κενώσεις, εἰληφέναι πληρώσεις mit κενοῦσθαι, πληροῦσθαι gleichbedeutend steht, Philebus 12 c ἔστι γὰρ (ἡδονή) ἀκούειν μὲν οὕτως ἁπλῶς ἕν τι, μορφὰς δὲ δήπου παντοίας εἴληφε καί τινα τρόπον ἀνομοίους ἀλλήλαις der Ausdruck μορφὰς παντοίας εἰληφέναι, den Schleiermacher nicht gut wiedergibt, mit dem eben vorangegangenen ποικίλον ἐστί synonym ist, und ähnlich Sophistes 245 c χωρὶς ἰδίαν ἑκατέρου φύσιν εἰληφότος 'wenn jedes seine besondere Natur hat', 245 e ἀπεράντους ἀπορίας ἕκαστον εἰληφὸς φανεῖται, Politicus 289 b τὰ δὲ περὶ ζώων κτῆσιν . . ἡ πρότερον ἀγελαιοτροφικὴ διαμερισθεῖσα πάντα εἰληφυῖα ἀναφαίνεται, 302 a διὰ τὴν τῶν κυβερνητῶν καὶ ναυτῶν μοχθηρίαν τῶν περὶ τὰ μέγιστα μεγίστην ἄγνοιαν εἰληφότων, οἳ περὶ τὰ πολιτικὰ κατ' οὐδὲν γιγνώσκοντες ἡγοῦνται κατὰ πάντα σαφέστατα πασῶν ἐπιστημῶν ταύτην εἰληφέναι, Leges 1, 632 d ὅπῃ τάξιν τινὰ εἰληφότα διάδηλά ἐστι d. i. τεταγμένα, 5, 735 a ἰσχυρόν τε γὰρ καί τινα βεβαιότητα ἐν τοῖς τρόποις εἰληφός, τὸ δὲ μαλακώτερον καὶ ἐπιεικείᾳ τινὶ δικαίᾳ χρώμενον, sowie analog ἀνδρίας μετειλήφασιν d. i. μετέχουσιν (Politik 8, 4. 1338 b 24), und περιειληφέναι εἴδη, μέρη (Politik 1, 8. 1256 a 16; 1, 11. 1258 b 32). War demnach διάστασιν λαμβάνειν d. i. 'einen Abstand bekommen', wie αὔξησιν λαμβάνειν d. i. αὐξάνεσθαι, τέλος λαμβάνειν d. i. τελειοῦσθαι und viel ähnliches, hier durch die Natur der Sache, nicht durch die Sprache, ausgeschlossen, εἰληφέναι διάστασιν konnte von dem gegebenen Abstand der Dinge so richtig gesagt werden, wie διάστασιν ἔχειν de anima 3, 9. 432 a 28 gesagt ist: κατὰ γὰρ τὰς διαφορὰς δι' ἃς ταῦτα χωρίζουσι, καὶ ἄλλα φανεῖται μόρια μείζω διάστασιν ἔχοντα τούτων, und εἴληφε διάστασιν ist so unverfänglich wie διέστηκε

καὶ διαφέρει bei Aeschines 1, 137 und διέστηκε, διεστᾶσι in den von Bernays citirten und anderen analogen Stellen des Aristoteles. Ob aber Aristoteles εἴληφε oder lieber εἴληχε διάστασιν geschrieben habe, ist eine Frage, die rein nach dem Gewicht der Zeugen entschieden werden muss. Denn Bernays thut auch darin Unrecht, dass er letzteres, das im griechischen Gebrauch ganz und gar keinen feierlichen Anstrich hat, um es unpassend erscheinen zu lassen, durch 'es ist ein Abstand beschieden' verdeutscht. Denn man vergleiche doch z. B. Philebus 49 c ἄγνοια γὰρ ἡ μὲν τῶν ἰσχυρῶν ἐχθρά τε καὶ αἰσχρά· .. ἡ δ' ἀσθενὴς ἡμῖν τὴν τῶν γελοίων εἴληχε τάξιν τε καὶ φύσιν, worin sowohl aus dem hiesigen Gegensatz als aus der späteren Wiederaufnahme des Gedankens die Wendung τὴν τῶν γελοίων εἴληχε τάξιν τε καὶ φύσιν als Paraphrase für das einfache γελοῖά ἐστίν sich kund gibt, Politicus 288 e ὅσα εἰς τὸ σῶμα ξυγκαταμιγνύμενα ἑαυτῶν μέρεσι μέρη σώματος εἰς τὸ θεραπεῦσαί τινα δύναμιν εἴληχε, Timaeus 38 d τὴν ἐναντίαν εἰληχότας αὐτῷ δύναμιν. Wer diese Beispiele für das eine und das andere Verbum durchmustert, wird einräumen, dass über εἴληφε oder εἴληχε zu streiten sich nicht lohnt und das eine in das andere abzuändern, wenn nicht die Handschriften es gebieten, vom Ueberfluss ist, hier wie an anderen Stellen, z. B. Philebus 37 b, an denen man dieselbe Aenderung nöthig befunden. Dass aber der Singular εἴληφε oder εἴληχε unbrauchbar und der Plural des Verbi geboten sei, wird dann zu glauben sein, wenn Bernays darüber belehrt, warum Aristoteles τραγῳδίας εἴδη εἰσὶ τέσσαρα· τοσαῦτα καὶ τὰ μέρη ἐλέχθη, πλείονα μόρια τοῦ δήμου καὶ τῆς ὀλιγαρχίας εἰσίν, aber ἔστι καὶ δημοκρατίας εἴδη πλείω und διαιρεῖσθω πόσα εἴδη· ἔστι τὸν ἀριθμὸν ὀκτώ geschrieben hat. Denn bestimmter kann doch der Begriff der Mehrheit nicht in's Bewusstsein fallen, als wenn er zahlmässig ausgedrückt ist.

3) Den Hauptanstoss nehmen die Kritiker an dem doppelten Nomen ὑπεροχήν und διάστασιν. Denn da sie ἀκολουθεῖν κατὰ τὴν ὑπεροχήν 'dem Ueberschwang entsprechen' (nach Analogie von Polit. 7, 14. 1332 b 15 ἀκολουθεῖν δεήσει καὶ τὴν παιδείαν κατὰ τὴν διαίρεσιν ταύτην, Nik. Eth. 2, 1 1103 b 23 κατὰ γὰρ τὰς τούτων διαφορὰς ἀκολουθοῦσιν αἱ ἕξεις) verbinden, so war ein zweites Nomen vom Ueberfluss und es genügte ἥνπερ εἴληφε (εἴληχε) ὧν κτλ. Daher sie denn διάστασιν tilgen als Glosse zu ὑπεροχήν oder beide

in der Umstellung κατὰ τὴν ὑπεροχήν beibehalten, wenn er nicht ein zweimaliges κατὰ hätte vermeiden wollen.

2) Der Anstoss an διάστασιν εἴληφε ist Bernays eigenthümlich: er schreibt 'die Verbindung διάστασιν λαμβάνειν ist sprachlich verdächtig' nicht ohne Grund, denn wenn er εἰληφέναι διάστασιν geschrieben hätte, so weiss ich nicht, ob ihm nicht die Verdächtigung in der Feder stecken geblieben wäre. Denn einem solchen Kenner des Griechischen ist ja nicht unbekannt, dass εἰληφέναι mit einem Accusativ nicht selten statt eines einfachen Verbums und εἰληφέναι selbst nicht verschieden von ἔχειν gebraucht wird, wie Plato Timaeus 65 a ὅσα δὲ κατὰ σμικρὸν τὰς ἀποχωρήσεις ἑαυτῶν καὶ κενώσεις εἴληφε, τὰς δὲ πληρώσεις ἀθρόας καὶ κατὰ μεγάλα der Zusammenhang zeigt, dass εἰληφέναι κενώσεις, εἰληφέναι πληρώσεις mit κενοῦσθαι, πληροῦσθαι gleichbedeutend steht, Philebus 12 c ἔστι γὰρ (ἡδονή) ἀκούειν μὲν οὕτως ἁπλῶς ἕν τι, μορφὰς δὲ δήπου παντοίας εἴληφε καί τινα τρόπον ἀνομοίους ἀλλήλαις der Ausdruck μορφὰς παντοίας εἰληφέναι, den Schleiermacher nicht gut wiedergibt, mit dem eben vorangegangenen ποικίλον ἐστί synonym ist, und ähnlich Sophistes 245 c χωρὶς ἰδίαν ἑκατέρου φύσιν εἰληφότος 'wenn jedes seine besondere Natur hat', 245 e ἀπεράντους ἀπορίας ἕκαστον εἰληφὸς φανεῖται, Politicus 289 b τὰ δὲ περὶ ζώων κτῆσιν . . ἡ πρότερον ἀγελαιοτροφικὴ διαμερισθεῖσα πάντα εἰληφυῖα ἀναφαίνεται, 302 a διὰ τὴν τῶν κυβερνητῶν καὶ ναυτῶν μοχθηρίαν τῶν περὶ τὰ μέγιστα μεγίστην ἄγνοιαν εἰληφότων, οἳ περὶ τὰ πολιτικὰ κατ' οὐδὲν γιγνώσκοντες ἡγοῦνται κατὰ πάντα σαφέστατα πασῶν ἐπιστημῶν ταύτην εἰληφέναι, Leges 1, 632 d ὅπῃ τάξιν τινὰ εἰληφότα διάδηλά ἐστι d. i. τεταγμένα, 5, 735 a ἰσχυρόν τε γὰρ καί τινα βεβαιότητα ἐν τοῖς τρόποις εἰληφός, τὸ δὲ μαλακώτερον καὶ ἐπιεικείᾳ τινὶ δικαίᾳ χρώμενον, sowie analog ἀνδρίας μετειλήφασιν d. i. μετέχουσιν (Politik 8, 4. 1338 b 24), und περιειληφέναι εἴδη, μέρη (Politik 1, 8. 1256 a 16; 1, 11. 1258 b 32). War demnach διάστασιν λαμβάνειν d. i. 'einen Abstand bekommen', wie αὔξησιν λαμβάνειν d. i. αὐξάνεσθαι, τέλος λαμβάνειν d. i. τελειοῦσθαι und viel ähnliches, hier durch die Natur der Sache, nicht durch die Sprache, ausgeschlossen, εἰληφέναι διάστασιν konnte von dem gegebenen Abstand der Dinge so richtig gesagt werden, wie διάστασιν ἔχειν de anima 3, 9. 432 a 28 gesagt ist: κατὰ γὰρ τὰς διαφορὰς δι' ἃς ταῦτα χωρίζουσι, καὶ ἄλλα φανεῖται μόρια μείζω διάστασιν ἔχοντα τούτων, und εἴληφε διάστασιν ist so unverfänglich wie διέστηκε

καὶ διαφέρει bei Aeschines 1, 137 und διέστηκε, διεστᾶσι in den von Bernays citirten und anderen analogen Stellen des Aristoteles. Ob aber Aristoteles εἴληφε oder lieber εἴληχε διάστασιν geschrieben habe, ist eine Frage, die rein nach dem Gewicht der Zeugen entschieden werden muss. Denn Bernays thut auch darin Unrecht, dass er letzteres, das im griechischen Gebrauch ganz und gar keinen feierlichen Anstrich hat, um es unpassend erscheinen zu lassen, durch 'es ist ein Abstand beschieden' verdeutscht. Denn man vergleiche doch z. B. Philebus 49 c ἄγνοια γὰρ ἡ μὲν τῶν ἰσχυρῶν ἐχθρά τε καὶ αἰσχρά· . . ἡ δ' ἀσθενὴς ἡμῖν τὴν τῶν γελοίων εἴληχε τάξιν τε καὶ φύσιν, worin sowohl aus dem hiesigen Gegensatz als aus der späteren Wiederaufnahme des Gedankens die Wendung τὴν τῶν γελοίων εἴληχε τάξιν τε καὶ φύσιν als Paraphrase für das einfache γελοῖα ἐστίν sich kund gibt, Politicus 288 e ὅσα εἰς τὸ σῶμα ξυγκαταμιγνύμενα ἑαυτῶν μέρεσι μέρη σώματος εἰς τὸ θεραπεῦσαί τινα δύναμιν εἴληχε, Timaeus 38 d τὴν ἐναντίαν εἰληχότας αὐτῷ δύναμιν. Wer diese Beispiele für das eine und das andere Verbum durchmustert, wird einräumen, dass über εἴληφε oder εἴληχε zu streiten sich nicht lohnt und das eine in das andere abzuändern, wenn nicht die Handschriften es gebieten, vom Ueberfluss ist, hier wie an anderen Stellen, z. B. Philebus 37 b, an denen man dieselbe Aenderung nöthig befunden. Dass aber der Singular εἴληφε oder εἴληχε unbrauchbar und der Plural des Verbi geboten sei, wird dann zu glauben sein, wenn Bernays darüber belehrt, warum Aristoteles τραγῳδίας εἴδη εἰσὶ τέσσαρα· τοσαῦτα καὶ τὰ μέρη ἐλέχθη, πλείονα μόρια τοῦ δήμου καὶ τῆς ὀλιγαρχίας εἰσίν, aber ἔστι καὶ δημοκρατίας εἴδη πλείω und διαιρείσθω πόσα εἴδη· ἔστι τὸν ἀριθμὸν ὀκτώ geschrieben hat. Denn bestimmter kann doch der Begriff der Mehrheit nicht in's Bewusstsein fallen, als wenn er zahlmässig ausgedrückt ist.

3) Den Hauptanstoss nehmen die Kritiker an dem doppelten Nomen ὑπεροχήν und διάστασιν. Denn da sie ἀκολουθεῖν κατὰ τὴν ὑπεροχήν 'dem Ueberschwang entsprechen' (nach Analogie von Polit. 7, 14. 1332 b 15 ἀκολουθεῖν δεήσει καὶ τὴν παιδείαν κατὰ τὴν διαίρεσιν ταύτην, Nik. Eth. 2, 1 1103 b 23 κατὰ γὰρ τὰς τούτων διαφορὰς ἀκολουθοῦσιν αἱ ἕξεις) verbinden, so war ein zweites Nomen vom Ueberfluss und es genügte ἥνπερ εἴληφε (εἴληχε) ὧν κτλ. Daher sie denn διάστασιν tilgen als Glosse zu ὑπεροχήν oder beide

als Synonyma mit einander verbinden κατὰ τὴν ὑπεροχήν, ἥνπερ εἴληφε, καὶ διάστασιν oder zur Bezeichnung Eines Begriffs von einander abhängig machen (ὑπεροχῆς διάστασιν). Auf dasselbe Ziel ging auch Schneider's Umstellung. Aber um von letzterer zu schweigen, dass διάστασιν Glosse zu ὑπεροχήν sei, man weiss nicht zu welchem Zweck beigeschrieben, oder mit letzterem als Synonymum zu verbinden, zumal bei jener Wortstellung, oder gar τὴν ὑπεροχῆς διάστασιν zu schreiben sei, das sind alles wenig ansprechende Einfälle, die kaum mehr als die Rathlosigkeit der Kritiker bekunden. Auch Bernays entledigte sich mit seiner Conjectur ᾗπερ διεστᾶσιν des einen Nomens διάστασιν, doch ist nicht klar, wie er die Construction gefasst wissen will; denn wenn er übersetzt: 'Ferner dürfen wir es ja als allgemeinen Satz aussprechen, dass die vergleichsweise Vorzüglichkeit der besten Beschaffenheit einer jeden Sache bemessen wird nach dem Abstand zwischen den Sachen selbst,' so macht er offenbar κατὰ τὴν ὑπεροχήν nicht abhängig von ἀκολουθεῖν, und nun sieht man nicht recht, welches Nomen zu ᾗπερ διεστᾶσιν gedacht sei, ausser etwa noch einmal ὑπεροχή. Ja genau betrachtet, setzt die Uebersetzung vielmehr zwei Nomina voraus, ὑπεροχήν und διάστασιν: und in der That, was kann einfacher sein? Einander entsprechen sollen ja die ὑπεροχή der besten Beschaffenheit zweier Dinge im Verhältniss zu einander und die διάστασις der Dinge selbst. Und da uns nun zwei Nomina dargeboten werden, wollen wir uns des einen berauben, um den Gedanken hinkend zu machen? Denn ziehen wir mit Beseitigung oder Aenderung von διάστασιν die Worte κατὰ τὴν ὑπεροχήν, abhängig von ἀκολουθεῖν, zu dem relativen ἥνπερ εἴληφε (oder ᾗπερ διεστᾶσιν), so lässt uns die erste Hälfte des Satzes τὴν διάθεσιν τὴν ἀρίστην ἑκάστου πράγματος πρὸς ἄλληλα leicht etwas vermissen, hebt man dagegen κατὰ τὴν ὑπεροχήν aus der Abhängigkeit von ἀκολουθεῖν heraus und verbindet es mit dem ersten Theil des Satzes 'die beste Beschaffenheit zweier Dinge in dem Ueberschwang des einen über das andere,' so bedürfen wir zu dem Relativsatz ἥνπερ εἴληφε eines Nomens, wie es zweckmässiger als in διάστασις nicht wohl gefunden werden konnte. Und dass nun dieses Nomen in dieser Wortstellung ἥνπερ εἴληφε διάστασιν dem Relativsatz einverleibt worden, ist ein Indicium mehr für die Integrität und

Ursprünglichkeit dieses Satzes; denn diese Formation relativischer Sätze, wie sie überhaupt griechischem Gebrauche vorzüglich eignet, ist auch dem Aristoteles nicht fremd, wie folgende blos der Politik entlehnte Beispiele zeigen:

1, 8. 1256 b 28 ὃ δεῖ ἤτοι ὑπάρχειν ἢ πορίζειν αὐτὴν ὅπως ὑπάρχῃ ὧν ἐστι θησαυρισμὸς χρημάτων d. i. ὑπάρχῃ τὰ χρήματα ὧν ἐστι θησαυρισμός.

4, 4. 1290 b 28 οἷον στόμα καὶ κοιλίαν, πρὸς δὲ τούτοις οἷς κινεῖται μορίοις ἕκαστον αὐτῶν d. i. τὰ μόρια οἷς κινεῖται.

4, 5. 1292 b 8 ὥσπερ ἡ τυραννὶς ἐν ταῖς μοναρχίαις καὶ περὶ ἧς τελευταίας εἴπαμεν δημοκρατίας ἐν ταῖς δημοκρατίαις.

4, 12. 1296 b 20 ἐνδέχεται δὲ τὸ μὲν ποιὸν ὑπάρχειν ἑτέρῳ μέρει τῆς πόλεως, ἐξ ὧν συνέστηκε μερῶν ἡ πόλις, ἄλλῳ δὲ μέρει τὸ ποσόν, dessen Analogie wohl auch 7, 2. 1324 a 24 ἀναγκαῖον εἶναι πολιτείαν ἀρίστην ταύτην καθ' ἣν τάξιν κἂν ὁστισοῦν ἄριστα πράττοι gegen Spengel's (Arist. Stud. 3, S. 31) Verdächtigung von τάξιν zu schützen geeignet ist.

Nun hätte freilich an unserer Stelle die Deutlichkeit ein wenig gewonnen, wenn die Abhängigkeit dieses relativen Satzes von ἀκολουθεῖν durch die Formation ἀκολουθεῖν ἥπερ εἴληφε διαστάσει ὧν κτλ. (denn, was auch möglich war, ἀκολουθεῖν καθ' ἥνπερ εἴληφε διάστασιν, war wegen κατὰ τὴν ὑπεροχήν minder angemessen) ausgedrückt worden wäre, nach Analogie von κρατεῖν δ' ᾗ εἶπον ἐγὼ νῦν πραγματείᾳ διδούς, oder μεθέστηχ' ὧν πρότερον εἶχεν τρόπων, oder ἄρχοντας ἀπεικάζων οἷς ἄρτι ἐλέγομεν ναύταις u. a. Und so wie dies in der That die einzige Aenderung ist, deren es im schlimmsten Falle bedürfen würde, so möchte wohl bei dieser Fassung kaum jemand an dem Satze überhaupt Anstoss genommen haben. Dass jedoch diese Assimilirung des Relativsatzes nicht nothwendig erfordert war, davon überzeugt leicht folgender in mehrerem Betracht eigenthümlich geformte Satz aus Plato's Politeia 3, 400 d εὐλογία ἄρα καὶ εὐαρμοστία καὶ εὐσχημοσύνη καὶ εὐρυθμία εὐηθείᾳ ἀκολουθεῖ, οὐχ ἣν ἄνοιαν οὖσαν ὑποκοριζόμενοι καλοῦμεν ὡς εὐήθειαν, ἀλλὰ τὴν ὡς ἀληθῶς εὖ τε καὶ καλῶς τὸ ἦθος κατεσκευασμένην διάνοιαν, wo ja nach dem vorangegangenen εὐηθείᾳ die Fortsetzung der Relativconstruction im Dativ nur zu nahe lag, statt dessen nicht blos hier der vom Relativsatz selbst geforderte Accusativ eingetreten ist, sondern auch das weitere in demselben Casus sich angeschlossen hat. Ueberdies ist zu

beachten, dass die Stellung von ἀκολουθεῖν jener strengeren Abhängigkeit des Relativsatzes nicht eben günstig war und Aristoteles auch sonst eine freiere Anknüpfung der Relativsätze sich gestattet, wie 7, 2. 1324 b 13 ἐν Καρχηδόνι φασὶ τὸν ἐκ τῶν κρίκων κόσμον λαμβάνειν ὅσας ἂν στρατεύσωνται στρατείας, wo man vergeblich durch ἐκ τοσούτων κρίκων genauere Entsprechung zu gewinnen trachtet, und in unserem Capitel selbst 1323 b 34 πόλεως δικαιοσύνη καὶ φρόνησις τὴν αὐτὴν ἔχει δύναμιν καὶ μορφήν, ὧν μετασχὼν ἕκαστος τῶν ἀνθρώπων λέγεται δίκαιος καὶ φρόνιμος.

Man hat daher die diorthotische Kunst ohne Noth bei diesem Satz bemüht, dessen Sinn aus den griechischen Worten, wie sie stehen, klar und deutlich hervorgeht, und den ich so wiedergeben zu können glaube: 'im Allgemeinen werden wir behaupten, dass die besten Beschaffenheiten zweier Dinge in dem Uebergewicht des einen über das andere sich darnach richten, welchen Abstand die Dinge von einander haben, von denen wir sagen, dass eben dieses Beschaffenheiten sind' (oder besser 'eben dieses Beschaffenheiten nennen'). Denn selbst die von Bernays noch vorgenommene Aenderung τοιαύτας statt ταύτας wage ich nicht mit Zuversicht mir anzueignen, sondern meine, dass auch hier ein Exempel zu erkennen sei des beiden classischen Sprachen gemeinsamen Gebrauchs 'für das in einem demonstrativen oder relativen Pronomen enthaltene Subject Geschlecht und Zahl aus dem Praedicat zu entlehnen' (Bekker Monatsber. 1864, S. 189), und unser deutsches 'eben dieses Beschaffenheiten nennen' griechisch nicht αὐτὰ ταῦτα sondern αὐτὰς ταύτας διαθέσεις εἶναι lauten musste, wie z. B. Philebus 57 e ταύτας οὖν λέγομεν ἐπιστήμας ἀκριβεῖς μάλιστ' εἶναι, das Schleiermacher nicht gut übersetzt.

Von diesem allgemeinen Satze macht Aristoteles sofort Anwendung auf das Verhältniss von Seele und Körper, und fügt gleich noch einen weitern analogen Grund an:

> ὥστ' εἴπερ ἐστὶν ἡ ψυχὴ καὶ τῆς κτήσεως καὶ τοῦ σώματος τιμιώτερον καὶ ἁπλῶς καὶ ἡμῖν, ἀνάγκη καὶ τὴν διάθεσιν τὴν ἀρίστην ἑκάστου ἀνάλογον τούτων ἔχειν. ἔτι δὲ τῆς ψυχῆς ἕνεκεν ταῦτα πέφυκεν αἱρετὰ καὶ δεῖ πάντας
> 20 αἱρεῖσθαι τοὺς εὖ φρονοῦντας, ἀλλ' οὐκ ἐκείνων ἕνεκεν τὴν ψυχήν.

Dieser Beweisgrund, dass, wenn die Seele mehr werth ist als der Körper und äussere Güter, auch die besten Beschaffenheiten derselben in demselben Verhältniss zu einander stehen müssen, und der andere, dass das, um dessen willen man anderes erstrebe, werthvoller sei, als das, wonach man zum Zwecke jenes trachte, Argumente, die beide unter den Mitteln logischer Beweisführung in der Topik nicht fehlen, 117 b 33 εἰ ἁπλῶς τοῦτο τούτου βέλτιον, καὶ τὸ βέλτιστον τῶν ἐν τούτῳ βέλτιον τοῦ ἐν τῷ ἑτέρῳ βελτίστου, und 116 a 29 τὸ δι' αὑτὸ αἱρετὸν τοῦ δι' ἕτερον αἱρετοῦ αἱρετώτερον, sind für Bernays, der ihre Fundorte in der Topik[1] nachgewiesen, neue schlagende Indicien der Entlehnung dieses Capitels aus dem Dialog. Denn 'in den dialogischen Schriften sollte auf das grössere Publicum gewirkt werden, das, wie vorsichtig man es auch mit logischen Kunstausdrücken verschonen muss, im Grunde doch für nichts ein so offenes Verständniss besitzt, wie für allgemeine Logik und nichts so sehr vermissen lässt wie den wissenschaftlichen Tact, welcher für jedes einzelne Gebiet der Forschung gleichsam eine besondere Logik fordert und schafft. Nothwendig musste daher die Behandlung in den Dialogen eine abstractere und allgemein dialektische werden; und diese Haltung der Dialoge ist es, welche sich in unserem Capitel der Politik wiederspiegelt.' Ueber das Wohlgefallen des 'grösseren Publicums' an abstracter Logik will ich nicht streiten, wiewohl Aristoteles meinte τὰ κοινὰ καὶ καθόλου seien ἐν τοῖς ὄχλοις minder wirksam (Rhetor. 2, 22. 1395 b 30), und auch das nicht betonen, dass zwischen einem philosophischen Dialog und einer Volksrede einiger Unterschied sein musste; wichtiger ist, dass, wenn wirklich Aristoteles' Dialoge 'den Forderungen der Philosophie genügten (S. 73)', die in ihnen angewendeten Beweismittel keine

[1] Wobei übrigens zu beachten, dass der zweite τόπος mit dem in unserem Capitel angewendeten zwar verwandt aber nicht ganz identisch ist, und statt des ersteren vielleicht mit mehr Fug der genauer stimmende 118 b 5 ἔτι οὗ ἡ ὑπερβολὴ τῆς ὑπερβολῆς αἱρετωτέρα, καὶ αὐτὸ αἱρετώτερον citirt werden dürfte, der zugleich mit der in der Politik angewendeten gleichberechtigten Umkehr Rhetor. 1, 7. 1364 a 37 καὶ ὧν ἡ ὑπεροχὴ αἱρετωτέρα ἢ καλλίων . . καὶ ἀντικειμένως δὴ τῶν βελτιόνων αἱ ὑπερβολαὶ βελτίους καὶ καλλιόνων καλλίους wiederkehrt. Doch macht dies für obige Frage keinen wesentlichen Unterschied.

Scheinbeweise sein durften, mit denen man Ueberredung beim grossen Publicum aber nicht wissenschaftliche Ueberzeugung erzielen kann, oder wenn wirklich, was doch nur eine durch keine Thatsache erhärtete allgemeine Annahme ist, die Dialoge von solcher Beschaffenheit waren, so darf man sich billig wundern, dass Aristoteles ihnen hier zur Begründung der wünschenswerthesten Lebenslage, die der Ausführung über die beste Staatsverfassung zur Einleitung dienen soll, Argumente entlehnte, von denen er selbst am klarsten erkannt hatte, dass sie Angesichts des 'grösseren Publicums' vielleicht einigen Werth beanspruchen konnten, für eine wissenschaftliche Darlegung aber unbrauchbar seien. Und was nun insbesondere das Argument betrifft, dass 'das an sich Wünschenswerthe vorzüglicher sei als das nur um eines Andern willen Wünschenswerthe', so möchte doch die Beobachtung, dass mit demselben Argument z. B. auch in der Ethik 1, 5[1] operirt wird, darüber zweifelhaft machen, dass unser Capitel einen von der 'Methode der Ethik' erheblich abstechenden, nur populären Schriften eignenden 'wissenschaftlichen Charakter' an sich trage.

Aristoteles schliesst seine Deduction der grösseren Wichtigkeit geistiger Güter für die Glückseligkeit ab, indem er zugleich seiner Gewohnheit gemäss noch ein und das andere Argument wie nachträglich anschliesst:

> ὅτι μὲν οὖν ἑκάστῳ τῆς εὐδαιμονίας ἐπιβάλλει τοσοῦτον ὅσον περ ἀρετῆς καὶ φρονήσεως καὶ τοῦ πράττειν κατὰ ταύτας,[2] ἔστω συνωμολογημένον ἡμῖν, μάρτυρι τῷ θεῷ χρωμέ-

[1] 1097 a 28 τὸ δ' ἄριστον τέλειόν τι φαίνεται. ὥστ' εἰ μέν ἐστιν ἕν τι μόνον τέλειον, τοῦτ' ἂν εἴη τὸ ζητούμενον, εἰ δὲ πλείω, τὸ τελειότατον τούτων. τελειότερον δὲ λέγομεν τὸ καθ' αὑτὸ διωκτὸν τοῦ δι' ἕτερον καὶ τὸ μηδέποτε δι' ἄλλο αἱρετὸν τῶν καὶ καθ' αὑτὰ καὶ διὰ τοῦθ' αἱρετῶν, καὶ ἁπλῶς δὴ τέλειον τὸ καθ' αὑτὸ αἱρετὸν ἀεὶ καὶ μηδέποτε δι' ἄλλο. τοιοῦτον δ' ἡ εὐδαιμονία μάλιστ' εἶναι δοκεῖ.

[2] Bernays schreibt wohl nur irrthümlich κατ' αὐτάς. Die auch für die hiesige Stelle bezeichnende Verbindung der Tugend (d. h. der tugendhaften Qualität) und des tugendgemässen Handelns (oder was dasselbe ist, der tugendgemässen ἐνέργεια) begegnet sowohl sonst als Nik. Eth. 10, 2. 1173 a 15 λέγουσι δὲ τὸ μὲν ἀγαθὸν ὡρίσθαι, τὴν δ' ἡδονὴν ἀόριστον εἶναι, ὅτι δέχεται τὸ μᾶλλον καὶ τὸ ἧττον. εἰ μὲν οὖν ἐκ τοῦ ἥδεσθαι τοῦτο κρίνουσι, καὶ περὶ τὴν δικαιοσύνην καὶ τὰς ἄλλας ἀρετάς, καθ' ἃς ἐναργῶς φασὶ μᾶλλον καὶ ἧττον τοὺς ποιοὺς ὑπάρχειν καὶ (πράττειν) κατὰ τὰς ἀρετάς, ἔσται τὸ αὐτό· δίκαιοι γάρ εἰσι

νοις, ὃς εὐδαίμων μέν ἐστι καὶ μακάριος, δι' οὐθὲν δὲ τῶν
25 ἐξωτερικῶν ἀγαθῶν ἀλλὰ δι' αὐτὸν αὐτὸς καὶ τῷ ποιός τις
εἶναι τὴν φύσιν, ἐπεὶ καὶ τὴν εὐτυχίαν τῆς εὐδαιμονίας διὰ
ταῦτ' ἀναγκαῖον ἑτέραν εἶναι· τῶν μὲν γὰρ ἐκτὸς ἀγαθῶν
τῆς ψυχῆς αἴτιον ταὐτόματον καὶ ἡ τύχη, δίκαιος δὲ οὐδεὶς
οὐδὲ σώφρων ἀπὸ τύχης οὐδὲ διὰ τὴν τύχην ἐστίν.

Mit grosser Beredtsamkeit sucht Bernays in ausführlicher Darlegung zu erweisen, dass die hiesige Berufung auf die göttliche Eudaemonie nur unter der Voraussetzung des dialogischen Ursprungs unseres Capitels begreiflich werde: 'Endlich muss noch beachtet werden, wie sehr die hiesige Anrufung Gottes als Zeugen der sonstigen Behutsamkeit des Aristoteles im Verwenden religiöser Vorstellungen zu wissenschaftlichen Zwecken entgegensteht. Der wissenschaftliche Aristoteles wandelt im Licht der Natur, die er erforscht hat; und weil er dieses Licht nicht schwächen lassen will durch den trüben Schein des mythologischen Wahnglaubens, hat er seine Philosophie mit der kältesten Gleichgiltigkeit gegen die hellenischen Götter gewappnet; und seinem eigenen philosophisch erkannten Gott hat er zwar einen prächtigen Tempel errichtet in dem Theil seines Systems, den er Theologie nannte und wir jetzt Metaphysik nennen, aber seine Theologie durchdringt seine Philosophie so wenig wie sein Gott die Welt durchdringt. Höchst selten sind ausserhalb der Metaphysik die Anknüpfungen selbst an die reineren Vorstellungen vom göttlichen Wesen, denen der Philosoph beistimmen muss, und nirgends wird man sie, so wie es hier geschieht, zur Entscheidung von Fragen über menschliche Dinge herbeigezogen finden. — — Für die populären Zwecke und bei der dialektischen Haltung der Dialoge war eine Verknüpfung des Menschlichen mit dem Himmlischen, eine weihevolle, aus gehobener Stimmung des Sprechenden entspringende und die Stimmung des Zuhörers steigernde Anrufung göttlichen Zeugnisses auch dann schon wirksam' u. s. w. Schade, dass wir dieses kunstreiche Gewebe, aus dem wir hier nur ein paar Perlen herausgehoben

---

μᾶλλον καὶ ἀνδρεῖοι, ἔστι δὲ καὶ δικαιοπραγεῖν καὶ σωφρονεῖν μᾶλλον καὶ ἧττον. Denn so, denke ich, ist nach Anleitung der Exemplification zu schreiben.

haben, und bei dem man gern in bewundernder Betrachtung verweilt, aufzutrennen uns genöthigt sehen, aber ἀμφοῖν ὄντοιν φίλοιν ὅσιον προτιμᾶν τὴν ἀλήθειαν.

1) Vor allem nimmt Bernays den Ausdruck μάρτυρι τῷ θεῷ χρώμενοι schon in der Uebersetzung 'können dafür Gott zum Zeugen nehmen' und wiederholt später, indem er von einer 'Anrufung Gottes als Zeugen' oder ähnlich redet, viel zu feierlich, denn der hiesige Ausdruck hat nichts zu thun mit Wendungen, wie z. B. θεοὺς τοὺς ὁρκίους μάρτυρας ποιούμενοι bei Thucydides (1, 78, 4. 2, 71, 4), sondern hat sein Analogon an Cicero de finibus 2, 33, 109 *voluptatem bestiis concedamus, quibus vos de summo bono testibus uti soletis,* und dieser persönliche Gebrauch von μάρτυρες ist dem Griechischen wie dem Lateinischen geläufig (z. B. bei Plato Phileb. 67 b τοὺς θηρίων ἔρωτας οἴονται κυρίους εἶναι μάρτυρας μᾶλλον ἢ τοὺς κτλ. Thucydides 1, 73, 2 ὧν ἀκοαὶ μᾶλλον λόγων μάρτυρες ἢ ὄψις τῶν ἀκουσομένων) und nichts anders sagt also Aristoteles als 'indem wir Gottes Eudaemonie zum Beweise nehmen,' oder 'auf Gottes Eudaemonie uns berufen.'

2) Wenn es wahr ist, dass das 'abgelockte Zeugniss' (womit nämlich Gottes Wesen für das menschliche zeugen soll) 'den eigentlichen Fragepunkt so wenig trifft, dass kein Nachdenkender ihm Gewicht beilegen wird (S. 82)', so ist dem Aristoteles der arge Vorwurf der Gedankenlosigkeit nicht zu ersparen, womit er dieses Argument aus dem Dialog in die hiesige Darlegung herübernahm; denn wenn, wie später (S. 84) eingeräumt wird, 'diese Anrufung göttlichen Zeugnisses wenigstens nach Einer Seite traf,' und 'die damit verknüpfte einseitige Verherrlichung der geistigen Güter im Dialog durch andere an andere Unterredner übertragene Erörterungen über das Recht der irdischen Natur des Menschen' ausgeglichen war, so durfte ja Aristoteles nicht übersehen, dass hier ausserhalb des Dialogs die berichtigende Ergänzung der Einseitigkeit abging und musste entweder auf die Benutzung dieses Beweisgrundes verzichten oder ihm eine andere Gestaltung geben.

3) Die Art und Weise, wie Politik 7, 3. 1325 b 28 für den Satz, dass für die Glückseligkeit von Staaten wie von Einzelnen zwar Thätigkeit und Handeln, nicht aber nothwendig eine nach Aussen wirkende Thätigkeit erfordert werde, auf die

Gottheit Bezug genommen wird, σχολῇ γὰρ ἂν ὁ θεὸς ἔχοι καλῶς καὶ πᾶς ὁ κόσμος, οἷς οὐκ εἰσὶν ἐξωτερικαὶ πράξεις παρὰ τὰς οἰκείας τὰς αὐτῶν, ist in keinem Betracht verschieden von der Berufung auf die göttliche Eudaemonie in unserem Capitel, und wenn Bernays für jene Stelle auf 'den rasch dahineilenden Ausruf, mit welchem die in Frage kommende Seite des göttlichen Wesens berührt wird' verweist, so haben wir ja in breiterer Ausführung denselben Gedanken in derselben Verwendung in der Nikom. Ethik 10, 8. 1178 b 7 ἡ δὲ τελεία εὐδαιμονία ὅτι θεωρητική τίς ἐστιν ἐνέργεια, καὶ ἐντεῦθεν ἂν φανείη. τοὺς θεοὺς γὰρ μάλιστα ὑπειλήφαμεν μακαρίους καὶ εὐδαίμονας εἶναι· πράξεις δὲ ποίας ἀπονεῖμαι χρεὼν αὐτοῖς; und nachdem die Unstatthaftigkeit solcher πράξεις bei den Göttern in drastischer Weise dargethan ist, schliesst Aristoteles ὥστε ἡ τοῦ θεοῦ ἐνέργεια, μακαριότητι διαφέρουσα, θεωρητικὴ ἂν εἴη, καὶ τῶν ἀνθρωπίνων δὴ ἡ ταύτῃ συγγενεστάτη εὐδαιμονικωτάτη (Bernays S. 121 f.). Und ähnliche Verweisungen auf die Gottheit und Besonderheiten des göttlichen Wesens für die Aufhellung menschlicher Dinge begegnet man allein in der Ethik so oft, dass Bernays' Verwunderung hierüber in der That verwunderlich erscheinen darf, so 7, 15. 1154 b 25 dass die ἡδονή bei Menschen nicht einfach sei διὰ τὸ μὴ ἁπλῆν ἡμῶν εἶναι τὴν φύσιν . . . ἐπεὶ εἴ του ἡ φύσις ἁπλῆ εἴη, ἀεὶ ἡ αὐτὴ πρᾶξις ἡδίστη ἔσται. διὸ ὁ θεὸς ἀεὶ μίαν καὶ ἁπλῆν χαίρει ἡδονήν· οὐ γὰρ μόνον κινήσεώς ἐστιν ἐνέργεια ἀλλὰ καὶ ἀκινησίας, 8, 9. 1158 b 35 dass bei grossem Abstand in Tugend oder Schlechtigkeit und anderen Dingen Freundschaft nicht mehr bestehen kann: ἐμφανέστατον δὲ τοῦτ' ἐπὶ τῶν θεῶν· πλεῖστον γὰρ οὗτοι πᾶσι τοῖς ἀγαθοῖς ὑπερέχουσιν κτλ., und sonst vielfach mehr beiläufig, jedoch so, dass man aus der Häufigkeit solcher Rücksichtnahme diese Gedankenrichtung als dem Aristoteles durchaus nicht fremdartig oder in wissenschaftlicher Untersuchung vermieden deutlich wahrnimmt.

4) Doch mehr noch als die Anrufung Gottes selbst ist die davon gemachte Anwendung in unserer Stelle für Bernays ein Zeugniss der Unursprünglichkeit dieses Abschnittes gewesen. Zu welchem Zwecke wird denn auf die göttliche Eudaemonie verwiesen? Aristoteles zog aus der bisherigen Erörterung den Schluss (ὅτι μὲν οὖν ἑκάστῳ τῆς εὐδαιμονίας ἐπιβάλλει κτλ.), dass das Mass der Glückseligkeit des Menschen

sich richte nach dem Mass von Tugend und Einsicht, das er besitzt, und fügt als nachträgliche Bestätigung hinzu — denn jenes wird nicht hieraus erschlossen, sondern ist Ergebniss aus dem Vorangegangenen — dass ja auch die Gottheit glückselig sei nicht durch die äusseren Güter, sondern durch die Qualität ihres Wesens. Aristoteles hatte, worauf schon früher hingewiesen ward, die Frage nach den Bedingungen des besten Lebens von der Seite gefasst, dass er entgegen der verbreiteten Ansicht, welche auf die äusseren Güter den Nachdruck legt (vgl. Politik 7, 13, 1332 a 25), die grössere Nothwendigkeit der geistigen Güter betonte; für diesen Zweck war aber eine Hinweisung auf das glückselige Leben der Götter nicht unangemessen: denn wenn ihre Glückseligkeit ohne den Besitz äusserer Güter rein durch die Beschaffenheit des göttlichen Wesens gegeben ist, so ist ja klar, dass Glückseligkeit überhaupt nicht sowohl von äusseren Gütern abhängt als vielmehr auf geistiger Qualität beruht, und demnach auch der Mensch nicht in den äusseren Gütern allein oder vornehmlich seine Glückseligkeit finden kann. Mit nichten ist hier eine 'Gleichstellung göttlicher und menschlicher Eudämonie' auch nur 'versucht (S. 82)' und der Gedanke an ausschliessliches Erforderniss geistiger Güter ist durch die ganze bisherige Betrachtung, die auf dem Grunde des Zugeständnisses, keine der drei Arten von Gütern sei ausgeschlossen, das Mass der inneren und äusseren gegen einander abwog, völlig ferngehalten. Es war daher nicht wohl gethan, den Aristoteles gewissermassen mit sich selbst in einen Widerspruch zu bringen, der, wenn er wirklich vorhanden wäre, wahrlich auch durch die Annahme der Entlehnung aus dem Dialog nicht beseitigt oder entschuldigt würde.

Der andere mit dem beliebten ἐπεὶ καί angeknüpfte Grund ist hergenommen von dem Unterschiede zwischen εὐτυχία und εὐδαιμονία, indem man jene Bezeichnung nur anwendet für die unter dem Einfluss der τύχη stehenden Güter, welches die der Seele nicht sind, Vorzüge der Seele aber, aus denen die Eudaemonie resultirt, nicht εὐτυχία nennt. In diesen Worten, die sonst keinerlei Schwierigkeit bereiten, haben die Kritiker an τῶν μὲν γὰρ ἐκτὸς ἀγαθῶν τῆς ψυχῆς Bedenklichkeiten geheftet. Bernays strich ἀγαθῶν, ohne es der Mühe werth zu finden, diese Neuerung mit einem Wort zu rechtfertigen. Spengel

redet deutlicher (Arist. Studien 3, S. 30): *aut* τῶν μὲν γὰρ ἐκτὸς τῆς ψυχῆς ἀγαθῶν *aut delendum* τῆς ψυχῆς *idque praestat.* Hieraus entnimmt man, dass die Wortstellung es war, an der man anstiess: Denn dass ἀγαθῶν unverdächtig, ja fast nothwendig war, dafür zeugt, zu geschweigen, dass Aristoteles auch sonst so gut τὰ ἐκτὸς ἀγαθά wie τὰ ἐκτός sagt, der Begriff der εὐτυχία, welche Rhetorik 1, 5. 1361 b 39 so erklärt wird εὐτυχία δ' ἐστίν, ὧν ἡ τύχη ἀγαθῶν αἰτία, ταῦτα γίγνεσθαι καὶ ὑπάρχειν, und nicht minder der Gegensatz der gleich beispielsweise genannten Tugenden, den die Tilgung von ἀγαθῶν auch in Bernays' Uebersetzung 'bei allem ausserhalb der Seele Liegenden waltet das Ungefähr und das Glück, gerecht jedoch kann so wenig wie mässig Jemand zufällig oder durch Glück sein' mangelhaft erscheinen lässt. Aber auch τῆς ψυχῆς wird nicht missen wollen, wer erwägt, dass unter die εὐτυχία auch Güter des Körpers fallen (Rhetor. a. a. O.), die durch den Ausdruck τὰ ἐκτὸς ἀγαθὰ τῆς ψυχῆς 'die ausserhalb der Seele liegenden Güter' mit eingeschlossen und so der Gegensatz der geistigen in möglichster Schärfe herausgestellt wird. Sollen wir also umstellen τῶν μὲν γὰρ ἐκτὸς τῆς ψυχῆς ἀγαθῶν? Aber worin unterscheidet sich denn die Stellung τῶν ἐκτὸς ἀγαθῶν τῆς ψυχῆς von

εἰς τὸν ὄπισθεν κόλπον τῆς Μαντινικῆς Xen. Hell. 6, 5, 17.
ἐκ τῆς καθύπερθε χώρης Ὀμβρικῶν Herod. 4, 49, 3.
τὴν μεταξὺ πόλιν Ἡραίας καὶ Μακίστου Xen. Hell. 3, 2, 30.
τὰς μεταξὺ πόλις τούτων Herod. 7, 124.
τὸ διὰ μέσου ἔθνος αὐτῶν Herod. 1, 104.
τροφῆς τῆς ἐν τῷ μεταξὺ χρόνῳ γιγνομένης γενέσεώς τε καὶ παιδείας Plat. Politeia 5, 450 c.
τὸν ἐγγύτατα χρόνον ἀεὶ τῆς ἀφέσεως Plat. Politic. 273 c.
τὰ ἐγγύτατα χωρία τῶν πολεμίων Xen. Cyr. 6, 1, 17.
τὸ ἑξῆς ἔργον τοῖς Μαραθῶνι Plat. Menex. 241 a.
τὰ πέριξ ὄντα ἀνδράποδα τῆς τύρσιος Xen. An. 7, 8, 12.

oder mit Adjectiven

τῶν κοινῶν εἰδῶν ἅπασι τοῖς λόγοις Arist. Rhet. 1, 9. 1368 a 26; 2, 20. 1393 a 22.
εἰ τῇ προτέρᾳ ἡμέρᾳ ἐγένετο τῆς τροπῆς Arist. Polit. 5, 12. 1316 a 16.
ἐν τῇ προτέρῃ νυκτὶ τῶν Παναθηναίων Herod. 5, 56.

μετὰ τὸν ὕστερον πόλεμον τῆς καθαιρέσεως τῶν Ἀθήνησι τειχῶν Xen. Hell. 5, 1, 35.
ἐπὶ τοὺς διαφανέας λίθους τῷ πυρί Herod. 4, 75; vgl. λίθους ἐκ πυρὸς διαφανέας 4, 73.
ἐκ τῶν προσεχέων πολίων τῇ Παλλήνῃ Herod. 7, 123, 2.
ἐν τῷ πλησιαιτάτῳ δίφρῳ Σεύθῃ καθήμενος Xen. An. 7, 3, 29.
προσποιεῖται τὰ βέλτιστα σιτία τῷ σώματι εἰδέναι Plat. Gorg. 464 d.
κόλοβον ἀγέλην τινὰ κεράτων νομεύει Plat. Politic. 265 d.
ἐπ' ἀντίπορον λόφον τῷ μαστῷ Xen. An. 4, 2, 18.
εἰς τὸν ἀντίπαλον ἔρωτα αὐτῷ Xen. Conv. 8, 24.
τὸν ἐναντίον τύπον τούτοις λεκτέον Plat. Politeia 3, 387 c.
λαμβάνειν ἐν ταῖς ψυχαῖς ἐναντίας δόξας ἐκείναις ibid. 2, 377 b.
θυμοειδεστέρῳ ἵππῳ τοῦ καιροῦ Xen. r. eq. 9, 1.
εὕρηνται κρείττους λόγοι τῶν νόμων Aesch. 3, 11, wo Weidner's Kritik mir unverständlich.
μετὰ τῶν συμφύτων νοσημάτων αὐτῷ ibid. 81, wo Schultz nicht gut συμφύτων αὐτῷ vorzog.
ἀπὸ τῶν αὐτῶν πολιτευμάτων Δημοσθένει ibid. 79.
ὁ τὴν ἀνόμοιον ἔχων ἐπωνυμίαν Τιμάρχῳ τούτῳ Aesch. 1, 25.
εἰς τὴν ὁμοίαν τάξιν ἡμῖν Xen. Cyr. 2, 1, 18.

oder mit Participien

τὸν ὑπερβάλλοντα πόδα τῆς συμμετρίας Arist. Politic. 3, 13. 1284 b 9.
τὸ ταχθὲν πρῶτον τίμημα πρὸς τοὺς παρόντας καιρούς d. i. ταχθὲν πρῶτον πρὸς τοὺς παρόντας καιρούς ibid. 5, 6. 1306 b 9.
τοῖς ἐκτοπίζουσι τυράννοις ἀπὸ τῆς οἰκείας ibid. 5, 11. 1314 b 9.
διὰ τὰ γιγνόμενα ἀγαθὰ ἀπὸ τῆς τύχης Arist. Rhet. 2, 17. 1391 b 3.
τὸ γεγονὸς νόσημα ἐν τῷ στρατεύματι Plat. Theaet. 142 b.
τὰς ἀκολουθούσας αἰσθήσεις τῇ ποιητικῇ Arist. Poet. 15. 1454 b 16.
τὸ παρακολουθοῦν εἴδωλον ἑκάστῳ Plat. Soph. 266 c.
ἐν ταῖς κοινωνούσαις πόλεσι τῆς εἰρήνης Demosth. 17, 15.
τὰς γεγενημένας συμφορὰς τῇ πόλει Lysias 13, 43.
τὴν προσοῦσαν ἀδοξίαν τῷ πράγματι Demosth. 6, 8.
τὰ παρόντα πράγματα τῇ πόλει Demosth. 8, 21.
τῆς παρούσης ἀπορίας αὐτῷ Aeschin. 2, 155.
τῶν ὑπαρχόντων δούλων ἑαυτῷ Demosth. 14, 32.
τῶν ὑπαρχόντων ἀγαθῶν ἑκάστῳ Lys. 20, 36. vgl. 25, 6.
τὸ πρότερον γενόμενον χρηστήριον ἐς Κόρινθον Herod. 5, 92, 6.

τὴν προὔχουσαν ἄκραν ἀπὸ τοῦ τείχους Thuc. 4, 107, 2.
τὰς προσηκούσας ὄχθας ἐπὶ τὸν ποταμόν Xen. Anab. 4, 3, 23.
ἐκράτουν τῶν τεταγμένων νεῶν πρὸς αὐτῷ Thuc. 7, 70, 2.
τὸν ῥέοντα ποταμὸν διὰ τῆς πόλεως Xen. Hell. 5, 2, 4.
τοὺς ἰόντας σατράπας ἐπὶ ταύτας τὰς χώρας Xen. Cyr. 8, 6, 6.
τὸ πρῶτον ἀναγόμενον πλοῖον εἰς τὴν Ἑλλάδα Xen. Hell. 3, 4, 1.
ὁ ἀφαιρεθεὶς ἀνὴρ ὑπὸ Ἀγασίου Xen. Anab. 6, 6, 19.
ἐν τοῖς τεταγμένοις χρόνοις ὑπὸ τῶν προγόνων Aesch. 3, 126.
τοῖς εἰρημένοις τρόποις ὑπ' ἐμοῦ Lys. 12, 77.

Dieselbe Trennung des Regierenden und Regierten durch zwischengeschobenes Nomen in umgekehrter Wortfolge

πολλαῖς ἑτέραις τούτων τέχναις συγγενέσιν Plat. Politic. 260 e.
τὰ τῶν παρόδων τῶν εἰς Πύλας χωρία κύρια Aeschin. 2, 132.
τὴν ἐκείνοις μοῖραν ὁμοιοτάτην Plat. Politeia 5, 472 d.

und besonders häufig bei Participien

οἱ ἐκ τῆς θαλάττης ἰχθύες ἀνακύπτοντες Plat. Phaedo 109 e.
τῶν ἐν ταῖς πράξεσιν ἔργων παραγενομένων Sophist. 234 e, wo Hirschig grundlos umstellt.
ἡ ἐν τοῖς ἄρχουσι φρόνησίς τε καὶ φυλακὴ ἐνοῦσα Politeia 4, 433 c; vgl. 7, 518 c.
τοὺς ἐπιτυχόντας ὑπὸ τῶν ἐπιτυχόντων μύθους πλασθέντας ibid. 2, 377 b.
τοῖς ἀπὸ τῶν θεῶν σημείοις γενομένοις Antiph. 5, 81.
τοὺς παρ' ἡμῖν φιλοσόφους γιγνομένους Plat. Politeia 7, 520 a.
τὸν αὐτῇ ἑκάστῃ τόπον προσήκοντα Plat. Phaedo 108 c.
τὴν ὑπὸ τοῦ στρατηγοῦ τάξιν ταχθεῖσαν Demosth. 15, 32; ibid. 33.
τὸν Νικοδήμῳ θάνατον κατασκευασθέντα Dinarch. 1, 30.
λογιστικὴ καὶ μετρητικὴ ἡ κατὰ τεκτονικὴν καὶ κατ' ἐμπορικὴν τῆς κατὰ φιλοσοφίαν γεωμετρίας τε καὶ λογισμῶν καταμελετωμένων Plat. Phileb. 56 e, wo das trotz dem Artikel τῆς an das zweite Nomen sich anschliessende Participium hier so gut fehlen konnte, wie es vorher bei ἡ κατὰ τεκτονικήν fehlt.
τοῦτο δὲ δὴ ξηροῖς καὶ ὑγροῖς καὶ ἐμπύροις καὶ ἀπύροις παντοδαπὸν εἶδος ἐργασθέν Politic. 287 e.
τὸ διὰ χρόνου λέγειν σημεῖόν ἐστιν ἐπὶ τῶν καιρῶν καὶ τοῦ συμφέροντος ἀνδρὸς πολιτευομένου Aeschin. 3, 220.
τὸν ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ στέφανον ἀναρρηθέντα Aeschin. 3, 47, wo die neuesten Kritiker, der eine στέφανον, der andere ἀναρρηθέντα streicht, beides mit Unrecht, denn der

Wechsel der Stellung des Participiums in den Handschriften hat hier seinen naheliegenden Grund.

[illegible] πόλιν οὖσαν Thucyd. 2, 15, 2.

[illegible] λόγῳ παραφανέντι Plat. Sophist. 231 b.

[illegible] παραχρῆμα ἡδονῆς προσπιπτούσης Phileb. 21 c.

[illegible] ἐν αὐτῇ λόγοις λεγομένοις ὑπὸ τῶν μεταχειριζομένων Politeia 7. 527 a. daher man auch Euthydem. 287 b τοῖς ἐν τῷ πρόσθεν (λόγοις) λεγομένοις lieber als λεγομένοις λόγοις schreiben könnte, wenn es nöthig wäre. Anders Schanz N. Comm. 77. Diese Beispiele zeigen, dass Aeschylus Prom. 315 τὸν νῦν χόλον Παρόντα μόχθων Haupt im Ind. lect. Ber. 1860/61 S. 6 an der Wortstellung wenigstens sich nicht stossen durfte.

[illegible] τὸ περὶ τὴν κάτωθεν ἄνω πληγὴν ἀνασπωμένην, ἀπ' αὐτῆς τῆς πράξεως ἀφομοιωθὲν τοὔνομα, ἡ νῦν ἀσπαλιευτικὴ ζητηθεῖσα ἐπίκλην γέγονεν Sophist. 221 b, von Hirschig doppelt verdorben.

ἡ πρότερον ἀγελαιοτροφικὴ διαμερισθεῖσα Politicus 289 c.

τὸ φύσει ἑκάστῳ πεφυκὸς ὄργανον und τὸ φύσει ἑκάστῳ τρύπανον πεφυκὸς neben einander Cratyl. 389 c, wie τὸ παρὰ τὴν τέχνην λεγόμενον ἁμάρτημα und τὸ παρὰ τὴν πολιτικὴν τέχνην ἁμάρτημα λεγόμενον Politicus 296 b c.

Sehr Verschiedenartiges zusammengewürfelt ist in den von Stallbaum zu Philebus 20 b τὸ γὰρ «εἰ βούλει» ῥηθὲν λύει πάντα φόβον S. 144 gesammelten Beispielen, von denen einige hierher, andere zu dem oben S. 17 besprochenen Gebrauch gehören.

Das Folgende eröffnet eine neue Betrachtung: im Anschluss an ὅτι μὲν οὖν ἑκάστῳ τῆς εὐδαιμονίας ἐπιβάλλει κτλ. wird in dem nun erst sich anknüpfenden entsprechenden Satzglied die Anwendung des für das Leben des Einzelnen gewonnenen Ergebnisses auf den Staat gemacht.

ἐχόμενον

30 δ' ἐστὶ καὶ τῶν αὐτῶν λόγων δεόμενον[1] καὶ πόλιν εὐδαίμονα τὴν ἀρίστην εἶναι καὶ πράττουσαν καλῶς. ἀδύνατον δὲ καλῶς

---

[1] Dieser Ausdruck, nicht λόγου δεῖσθαι, das mehrfach vorkommt, sondern τῶν αὐτῶν λόγων δεόμενον ist wohl eines erläuternden Wortes werth: wir wenigstens würden, wenn ich nicht irre, nur der negativen Wendung 'es bedarf keiner anderen Beweisgründe' uns bedienen. Im Griechischen ist vergleichbar Plato Euthyphro 11 c ΣΩ. Τοῦ ἡμετέρου προγόνου ἔοικεν εἶναι

πράττειν τοῖς μὴ τὰ καλὰ πράττουσιν· οὐθὲν δὲ καλὸν ἔργον οὔτ' ἀνδρὸς οὔτε πόλεως χωρὶς ἀρετῆς καὶ φρονήσεως, ἀνδρία δὲ πόλεως καὶ δικαιοσύνη καὶ φρόνησις τὴν αὐτὴν ἔχει δύ-
35 ναμιν καὶ μορφήν, ὧν μετασχὼν ἕκαστος τῶν ἀνθρώπων λέγεται δίκαιος καὶ φρόνιμος καὶ σώφρων.

So ist die Stelle überliefert, in der Bernays in seinem Abdruck mehrere Abänderungen nöthig befunden hat, vor allem ἀδύνατον γὰρ καλῶς πράττειν τὴν μὴ τὰ καλὰ πράττουσαν. Die Aenderung τὴν .. πράττουσαν rührt von Spengel her und ist von Bekker in seiner Edition vom J. 1855 aufgenommen. Sieht man sich nach dem Grund der Aenderung um, so ist man einigermassen verwundert bei Spengel S. 46 seiner Abhandlung 'über die Politik des Aristoteles' zu lesen: 'Vielmehr τὴν μὴ τὰ καλὰ πράττουσαν, denn von πόλις ist die Rede;' und das wird jetzt in den Studien S. 30 auf Latein wiederholt: *civitas enim agitur et res primaria est.* Die Schreibung ἀδύνατον γὰρ rührt von Bernays her und wird jetzt auch von Spengel empfohlen. Die Entscheidung dieser beiden nicht von einander zu trennenden kritischen Probleme hängt von der richtigen Auffassung des Gedankenfortschrittes ab. Aristoteles ging von der Frage aus, welches das beste Leben (ἄριστος βίος) sei; es ergab sich, das beste Leben sei das glückselige d. i. das auf dem Besitz der geistigen Güter, der Tugend und Einsicht, beruhende. Dem entsprechend, wird jetzt ausgeführt, sei auch der beste Staat (πόλιν τὴν ἀρίστην) der glückselige und in gutem Zustand sich befindende, denn εὐδαίμονα καὶ πράττουσαν καλῶς gehören zusammen, und zu εὐδαίμονα, welches, nachdem die Erfordernisse der Eudaemonie bereits dargelegt sind, allein ge-

Δαιδάλου τὰ ὑπὸ σοῦ λεγόμενα, καὶ εἰ μὲν αὐτὰ ἐγὼ ἔλεγον, ἴσως ἄν με ἐπέσκωπτες, ὡς ἄρα καὶ ἐμοὶ κατὰ τὴν ἐκείνου ξυγγένειαν τὰ ἐν τοῖς λόγοις ἔργα ἀποδιδράσκει . . . νῦν δέ, σαὶ γὰρ αἱ ὑποθέσεις εἰσίν· ἄλλου δή τινος δεῖ σκώμματος. ΕΥΘ. Ἐμοὶ δὲ δοκεῖ σχεδόν τι τοῦ αὐτοῦ σκώμματος δεῖσθαι τὰ λεγόμενα, und Theaetet 198 a Τὸ τοίνυν πάλιν ἣν ἂν βούληται τῶν ἐπιστημῶν θηρεύειν καὶ λαβόντα ἴσχειν καὶ αὖθις ἀφιέναι σκόπει τίνων δεῖται ὀνομάτων, εἴτε τῶν αὐτῶν ὧν τὸ πρῶτον, ὅτε ἐκτᾶτο, εἴτε ἑτέρων. Und damit rechtfertigt sich auch ibid. 174 a ταὐτὸν δὲ ἀρκεῖ σκῶμμα ἐπὶ πάντας, ὅσοι ἐν φιλοσοφίᾳ διάγουσι, was Heindorf und Stallbaum bedenklich erschien; denn es hätte ja auch hier τοῦ αὐτοῦ δεῖται σκώμματος ebenso gut stehen können.

[illegible] das gleichbedeutende πράττουσαν καλῶς
[illegible] die folgende weitere Ausführung anzu-
[illegible] ein neues, im bisherigen noch nicht ent-
[illegible] für das εὐδαιμονεῖν und dessen Bedingungen
[illegible] ...mässig für den Einzelnen wie für die
[illegible]schaft Geltung hat. An die Behauptung
[illegible] der beste Staat der glückselige und in
[illegible] sich befindende sei, schliesst sich die Erläu-
[illegible] Zustand sich befinden [1] aber kann nicht, was
[illegible] thut, das Gute thun aber ist für Mensch und
[illegible] möglich ohne Tugend. Tugend aber hat beim
[illegible] ...ben Sinn wie beim Menschen.' Wenn das, wie
[illegible] der Gedankenfortschritt ist, so weiss ich nicht,
[illegible] der Satz ἀδύνατον δὲ καλῶς πράττειν τοῖς μὴ τὰ καλὰ πράτ-
[illegible] so, wie er überliefert ist, stehen soll. Denn der
[illegible]einernde Plural, des Neutrums, wie ich glaube, ist in
[illegible]istischen Formel durchaus am Platz, und um so zweck-
mässiger, da die hier latirende Beziehung auf Mensch und
Staat der folgende Satz (οὔτ' ἀνδρὸς οὔτε πόλεως) ausdrücklich
ausspricht, und ἀδύνατον δέ ist in dieser fortschreitenden De-
duction angemessener als γάρ.

Ehe wir weiter gehen, ist diese Argumentation auch von sachlicher Seite in's Auge zu fassen. Bernays findet in dem Fortschritt von καλῶς πράττειν zu τὰ καλὰ πράττειν ein 'logisches Wortspiel', dessen Anwendung wiederum dem früher besprochenen logisch-dialektischen Charakter der Dialoge auf Rechnung geschrieben wird. Auf Anlass des auch von Bernays S. 80 angeführten Beispiels einer auf die Doppeldeutigkeit von πράττειν gebauten Conclusion, die dem Sokrates selbst im Platonischen Gorgias 507 c in den Mund gelegt wird, erinnerte Bonitz (Zeitschr. f. öst. Gymn. 1859 S. 800) an die 'bekannte Thatsache, dass die Eigenthümlichkeit der Sprache, welche als Organ zum Ausdrucke der Begriffe angewendet wird, auf die Philosopheme selbst einen wesentlichen Einfluss geübt hat

[1] Ich übersetze so hier und im Vorigen, weil ich mir des Fortschritts halber nicht anders zu helfen weiss, Bernays 'in schönem Zustand sich befinden', was mir noch weniger gefällt: καλῶς πράττει heisst 'er befindet sich wohl, es geht ihm gut', nichts weiter.

und übt.' Und in der That, ich wüsste nicht, was man mehr und Besseres darüber sagen sollte. Denn dass es Plato mit jener Argumentation Ernst war, von der sich auch sonst Spuren bei ihm finden, beweist der Umstand, dass sie einer die Ergebnisse der bisherigen Erörterung zusammenfassenden Recapitulation einverleibt ist, mit der den Kallikles zu überzeugen, nicht leeres Spiel zu treiben, des Sokrates bestimmte Absicht ist (vgl. Schleiermacher zu d. St. S. 332): ὥστε πολλὴ ἀνάγκη, ὦ Καλλίκλεις, τὸν σώφρονα, ὥσπερ διήλθομεν, δίκαιον ὄντα καὶ ἀνδρεῖον καὶ ὅσιον ἀγαθὸν ἄνδρα εἶναι τελέως, τὸν δὲ ἀγαθὸν εὖ τε καὶ καλῶς πράττειν ἃ ἂν πράττῃ, τὸν δ' εὖ πράττοντα μακάριόν τε καὶ εὐδαίμονα εἶναι, τὸν δὲ πονηρὸν καὶ κακῶς πράττοντα ἄθλιον. Und dass nun auch dem Aristoteles diese von der Eigenthümlichkeit der Sprache dem Denken dargebotene Beweisführung nicht fremd war, zeigt nicht blos Nik. Eth. 1, 8. 1098 b 20 συνᾴδει δὲ τῷ λογῳ καὶ τὸ εὖ ζῆν καὶ τὸ εὖ πράττειν τὸν εὐδαίμονα· σχεδὸν γὰρ εὐζωία τις εἴρηται καὶ εὐπραξία — welches Zeugniss Bernays mit Unrecht in seinem Werthe herabsetzt, denn diese Uebereinstimmung des Sprachgebrauchs, vom Glückseligen εὖ πράττειν zu sagen, mit der auf das ἐνεργεῖν gegründeten Definition der Eudaemonie ist dem Aristoteles ja nicht nichts beweisend (wozu hätte er sie sonst auch angeführt?): τῷ μὲν γὰρ ἀληθεῖ πάντα συνᾴδει τὰ ὑπάρχοντα, τῷ δὲ ψευδεῖ ταχὺ διαφωνεῖ τἀληθές, und in demselben Zusammenhang, in welchem die Eudaemonie nicht ἐκ τοῦ συμπεράσματος, sondern ἐκ τῶν λεγομένων περὶ αὐτῆς betrachtet werden soll, steht auch noch anderes, z. B. selbst die Dreitheilung der Güter, was Aristoteles für zuverlässig und beweiskräftig hielt — sondern auch andere Stellen, wie Politik 3, 9. 1281 a 2 πόλις δὲ ἡ γενῶν καὶ κωμῶν κοινωνία ζωῆς τελείας καὶ αὐτάρκους· τοῦτο δ' ἐστίν, ὡς φαμέν, τὸ ζῆν εὐδαιμόνως καὶ καλῶς· τῶν καλῶν ἄρα πράξεων χάριν θετέον εἶναι τὴν πολιτικὴν κοινωνίαν, ἀλλ' οὐ τοῦ συζῆν, denn wie kommt er hier auf καλαὶ πράξεις anders als durch dieselbe Doppeldeutigkeit des ζῆν καλῶς, und wenn es Politik 7, 3. 1325 a 18 heisst οἱ μὲν γὰρ ἀποδοκιμάζουσι τὰς πολιτικὰς ἀρχάς, νομίζοντες τόν τε τοῦ ἐλευθέρου βίον ἕτερόν τινα εἶναι τοῦ πολιτικοῦ καὶ πάντων αἱρετώτατον, οἱ δὲ τοῦτον ἄριστον· ἀδύνατον γὰρ τὸν μηθὲν πράττοντα πράττειν εὖ, τὴν δὲ εὐπραγίαν καὶ τὴν εὐδαιμονίαν εἶναι ταὐτόν, so erkennt man nicht blos, wie geläufig griechischem Denken diese doppelseitige Verwendung des Begriffs πράττειν war, sondern ersieht aus

Aristoteles' in demselben Capitel sich anschliessender eigener Erörterung, dass ihm die Deduction, weil εὐδαιμονία gleich εὐπραγία sei, so erfordere jene πράττειν und πρᾶξις im Sinne von Handeln, weder fremd noch bedenklich ist, und er nur auf Grundlage dieser Argumentation dem activen πράττειν einen weitern Sinn gibt. Es war daher nach meiner Meinung unmotivirt, aus der hiesigen Verwerthung der sprachlichen Wendung καλῶς πράττειν, in der nichts von 'dialektischem Effect' liegt weder hier noch bei Plato, auf die Abhängigkeit unseres Capitels von einem Dialog zu schliessen, und nicht vergessen sollte man, dass diese dem Griechen natürliche Vermischung[1] von transitivem und intransitivem πράττειν, über die bei Aristoteles schon der nur lateinisch denkende Laurentius Valla[2] sich ärgerte, weil unserer Sprache fremd auch unserem Bewusstsein immer bis zu einem gewissen Grade äusserlich bleibt.

In dem folgenden Satz, welcher die wesentliche Uebereinstimmung zwischen den Tugenden des Einzelnen und den Tugenden des Staates ausspricht, zeigt sich eine jedem Leser leicht in die Augen springende Ungleichheit, indem von Tugenden ἀνδρία, δικαιοσύνη, φρόνησις, von entsprechenden Eigenschaften δίκαιος, φρόνιμος, σώφρων genannt werden, daher Coray die Concinnität herzustellen, den Satz mit folgenden von Bekker (1855) und Bernays beibehaltenen Ergänzungen drucken liess: ἀνδρία δὲ πόλεως καὶ δικαιοσύνη καὶ φρόνησις ⟨καὶ σωφροσύνη⟩ τὴν αὐτὴν ἔχει δύναμιν καὶ μορφήν, ὧν μετασχὼν ἕκαστος τῶν ἀνθρώπων λέγεται ⟨ἀνδρεῖος καὶ⟩ δίκαιος καὶ φρόνιμος καὶ σώφρων. Grosse äussere Wahrscheinlichkeit haben nun wohl diese zwiefältigen Ergänzungen nicht, auch war an sich Vollzähligkeit der vier Cardinaltugenden

---

[1] Hierfür ist ja wohl auch zu beachten, dass man z. B. auch ταῦτα πράττων 'in dieser Lage, unter diesen Verhältnissen' (Xenoph. Hell. 5, 3, 9) und in ähnlichen Verbindungen ähnlich sagen konnte.

[2] Dialect. quaest. 1, 10. p. 669 ed. Bas. *beatitudo sive felicitas, ad quam bene agendo h. e. bene volendo pervenitur, non ipsa est bona actio, ut Aristoteles ait, nonnihil deceptus loquendi consuetudine, quae apud latinos melior est: dicimus enim 'bene mecum agitur', 'male cum illo actum est', quod videlicet ego et res meae bene se habent, et ille vel illius res male . . . quod apud nos passive, id apud Graecos dicitur active* εὖ πράττειν *et* εὐπραγία *sive* εὐπραξία *. . . quare non videtur id quod loquitur intellexisse Aristoteles in Politicis* [7, 3. 1325 a 22] τὴν εὐπραγίαν καὶ τὴν εὐδαιμονίαν εἶναι ταὐτόν u. s. w.

nicht gefordert, sondern es genügte, wie kurz vorher nur δίκαιος und σώφρων genannt war, auch hier die beispielsweise Nennung der einen und andern Tugend. Allein, wird man einwenden, die Formation des Satzes verlangte doch nothwendig auf beiden Seiten dieselben Tugenden, welche und wie viele es auch sein mochten. Man sollte denken, und dennoch möchte man irre werden, vergleicht man Nik. Eth. 1, 13. 1103 a 5 λέγομεν γὰρ αὐτῶν τὰς μὲν διανοητικὰς τὰς δὲ ἠθικάς, σοφίαν μὲν καὶ σύνεσιν καὶ φρόνησιν διανοητικάς, ἐλευθεριότητα δὲ καὶ σωφροσύνην ἠθικάς· λέγοντες γὰρ περὶ τοῦ ἤθους οὐ λέγομεν ὅτι σοφὸς ἢ συνετὸς ἀλλ' ὅτι πρᾶος ἢ σώφρων. Denn vollständige Aufzählung beider Arten von Tugenden war auch hier nicht bezweckt, aber hätte man nicht erwarten sollen, Aristoteles werde wenigstens in dem erläuternden Satz die Attribute nach den beispielsweise genannten Tugenden wählen, und also ἐλευθέριος und nicht πρᾶος oder umgekehrt nicht ἐλευθεριότητα sondern πραότητα setzen und zu συνετὸς noch ἢ φρόνιμος fügen oder vorher auch καὶ φρόνησιν bei Seite lassen? Und Politik 1, 13. 1259 b 39 εἴτε γὰρ ὁ ἄρχων μὴ ἔσται σώφρων καὶ δίκαιος, πῶς ἄρξει καλῶς; εἴθ' ὁ ἀρχόμενος, πῶς ἀρχθήσεται καλῶς; ἀκόλαστος γὰρ ὢν καὶ δειλὸς οὐθὲν ποιήσει τῶν προσηκόντων. Denn zu εἴθ' ὁ ἀρχόμενος ist nothwendig gedacht μὴ ἔσται σώφρων καὶ δίκαιος, und wenn das, warum wählt Aristoteles im begründenden Satz in ἀκόλαστος καὶ δειλός die Gegensätze nicht von σώφρων und δίκαιος sondern von σώφρων und ἀνδρεῖος, oder wenn er δειλός nicht missen wollte (vgl. 1260 a 36), warum ergänzte er nicht die zwei Beispiele auf beiden Seiten zu den in demselben Capitel vorher und nachher wiederholt zusammengestellten drei σωφροσύνη ἀνδρία δικαιοσύνη, σώφρονα ἀνδρείαν δικαίαν? Und, um noch einige Beispiele auffällig verletzter Concinnität aufzuführen — denn bei einer Incongruenz, wie die, von der wir hier ausgingen, ist es wesentlich aus den Analogien die Manier des Schriftstellers zu erkennen, um einen Massstab zu gewinnen für das, was man ihm zutrauen darf — Politik 4, 11. 1295 b 1 ἐν ἁπάσαις δὴ ταῖς πόλεσιν ἔστι τρία μέρη τῆς πόλεως, οἱ μὲν εὔποροι σφόδρα, οἱ δὲ ἄποροι σφόδρα, οἱ δὲ τρίτοι οἱ μέσοι τούτων. ἐπεὶ τοίνυν ὁμολογεῖται τὸ μέτριον ἄριστον καὶ τὸ μέσον, φανερὸν ὅτι καὶ τῶν εὐτυχημάτων ἡ κτῆσις ἡ μέση βελτίστη πάντων· ῥᾴστη γὰρ τῷ λόγῳ πειθαρχεῖν. ὑπέρκαλον δὲ ἢ ὑπερίσχυρον ἢ ὑπερευγενῆ ἢ ὑπερπλούσιον, ἢ τἀναντία τούτοις ὑπέρπτωχον ἢ ὑπερασθενῆ καὶ

Nachwort.

Vorstehender Aufsatz, der in seinen Grundzügen und Resultaten schon vor mehreren Jahren aufgezeichnet worden, war in der Form, in der er jetzt erscheint, fertig ausgeführt, bevor Susemihl's neue Ausgabe der Politik durch Güte des Herausgebers in meine Hände kam. Eine Uebereinstimmung von Belang, der ich hier begegne, ward schon oben nach Susemihl's Programm notificirt, an verschiedenen anderen Stellen hat der Herausgeber sich Ansichten angeschlossen, gegen die ich mich im Obigen ausgesprochen habe, auf die daher hier zurückzukommen nicht nothwendig sein wird. Was mich jedoch zu dieser nachträglichen Bemerkung veranlasst, ist der Umstand, dass meine Kritik des betreffenden Capitels keinen Gebrauch gemacht hat von der alten lateinischen Uebersetzung: einmal war der Wortlaut derselben nicht mit hinreichender Sicherheit festzustellen, und anderseits hatten Untersuchungen auf verwandtem Gebiet mir die grössten Bedenken gegen deren kritische Verwendbarkeit eingeflösst. Susemihl dagegen, dessen Ausgabe erst eine verlässliche Benutzung der Uebersetzung ermöglicht, hat ihr auch den allergrössten Einfluss auf die Textesgestaltung der Politik eingeräumt, wonach auch einiges in unserem Capitel anders zu behandeln sein wird, wofern nämlich jener kritische Grundsatz sich bewährt. Darüber aber, ob und wie weit dies der Fall sei, abzuurtheilen, gestehe ich im Augenblick nicht hinreichend vorbereitet zu sein; auch ist dies eine Frage, die nicht ὡς ἐν παρέργῳ durch sporadische Besprechung einiger Stellen, sondern nur in consequenter Durchprüfung des gesammten jetzt neu dargebotenen Materials ihre Erledigung wird finden können.

Ueber das Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute.

Von

Julius Ficker.

In den Zeiten des Durchdringens des Feudalismus, als der früher vom Könige nach seinem Ermessen gesetzte Beamte zu einem erblichen Vasallen mit sehr beschränkten Leistungen geworden war, als der allgemeine Unterthanenverband nur noch untergeordnete Bedeutung hatte, insbesondere der Reichskriegsdienst nicht mehr auf ihm, sondern nur auf besonderer Verpflichtung beruhte, fand das Königthum seine Hauptstütze in den eigenthümlichen Beziehungen, in welchen einmal die Reichsdienstmannen, dann insbesondere die Reichskirchen zu ihm standen. Politische und wirthschaftliche Gesichtspunkte griffen da ineinander. Das Königthum würde seiner Aufgabe nicht mehr haben genügen können, hätte sein Einfluss auf die Besetzung der Bisthümer und Abteien des Reichs es ihm nicht ermöglicht, nach eigener Wahl Personen, auf deren Ergebenheit und Fähigkeit es rechnen konnte, in einflussreicher Stellung in den verschiedenen Theilen des Reiches den Erbfürsten gegenüber zu stellen; hätten ihm weiter nicht die gewaltigen Leistungen, zu welchen die Reichskirchen dem Reiche verpflichtet waren, die materiellen Hülfsmittel zur Durchführung seiner politischen Ziele geboten. Allerdings hatte das seine sehr bedenkliche Seite. Es lag etwas Unnatürliches in einer Gestaltung, welche die höchste weltliche Gewalt beim Schwinden ihres Einflusses auf diejenigen, welche als weltliche Beamte zunächst zur Durchführung ihres Willens berufen gewesen

wären, nöthigte, zum Ersatze einen Halt in einer Institution zu suchen, welche ihrem Ursprunge nach gar nicht dazu bestimmt war, den Zwecken des Staates zu dienen, welche trotz weitgehendster Verweltlichung doch der Abhängigkeit von der höchsten kirchlichen Gewalt nie ganz zu entziehen war, von der nicht zu erwarten stand, dass das Reich unter allen Verhältnissen unbedingt auf sie werde zählen können. In einer Zeit, wo unter Einwirkung des Feudalismus die weltliche Staatsordnung den Dienst versagte, mochte das freilich als der einzig mögliche Ersatz erscheinen. Und zeitweise hat das Verhältniss dem Zwecke durchaus entsprochen. Hätten die Umstände es zugelassen, dasselbe nur als Durchgangszustand zu behandeln, zeitweise durch dasselbe gedeckt, dem Königthume neue, naturgemässere Machtgrundlagen wiederzuschaffen, wie das unter günstigeren Verhältnissen sehr wohl im Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte, so würde es dann nachträglich auch nicht gerade schwer gewesen sein, eine Doppelstellung des deutschen Bisthums wieder zu beseitigen, welche doch nur den besondern Verhältnissen einer bestimmten Zeit gegenüber als berechtigt erscheinen konnte. Aber zu solcher Lösung war dem Königthume die Zeit nicht gegönnt. Je mehr dasselbe auf das Reichsbisthum als Hauptstütze seiner Macht hingewiesen war, um so bedenklicher war es, dass es gerade in dieser seiner stärksten Stellung jederzeit den Angriffen der rivalisirenden päpstlichen Gewalt ausgesetzt war. Aus dem Investiturstreite ging das Königthum nicht ohne Opfer, aber doch in so weit als Sieger hervor, als es sich in den wesentlichsten Befugnissen gegenüber den Reichskirchen behauptete. Noch in der früheren staufischen Zeit verdankte es diesen seine hauptsächlichsten Erfolge. Aber nach dem Tode des sechsten Heinrich trat die entscheidende Wendung ein. Der lange Streit um die Krone ermöglichte es dem Pabstthume, die Lösung in seinem Sinne zu erzwingen. Das Aufhören der weltlichen Stellung des Bisthums überhaupt war allerdings nie das gewesen, was man kirchlicherseits in's Auge gefasst hatte. Was den Bischöfen in Folge jener eigenthümlichen Gestaltung von Rechten und Gütern des Reichs übertragen war, das blieb ihnen unverkürzt. Das was beseitigt wurde, war der Einfluss des Kaisers auf ihre Bestellung, die meisten der Leistungen, zu welchen sie dem

Reiche verpflichtet waren. Was dem Bisthume einst gegeben war, um der Krone einen genügenden Halt gegen die weltlichen Feudalbeamten zu sichern, bot ihm nun die Mittel, sich mit diesen auf gleiche Linie zu stellen, in derselben Unabhängigkeit dem Herrscher gegenüber zu treten, nur noch den Lehnsherrn in ihm anzuerkennen, welchem nun diejenigen, durch welche er seine Gewalt in den Theilen des Reiches zu üben hatte, wie dort durch die Geburt, so hier durch freie Wahl der Capitel bezeichnet wurden. Damit aber hatte die einheitliche Reichsgewalt die Hauptgrundlage ihrer früheren Macht verloren.

Es handelt sich da zweifellos um eine der wichtigsten Seiten der Geschichte der Reichsverfassung. Für eine genauere Einsicht in diese, für die Gewinnung des richtigen Gesichtspunktes für viele Ereignisse der äussern Reichsgeschichte, insbesondere jenes gewaltigen Kampfes mit der Kirchengewalt, wird die Beantwortung der Frage nach der rechtlichen Natur jenes Verhältnisses, nach dem, was die so weitgehenden Befugnisse des Reichs gegenüber den Reichskirchen begründete, unerlässlich scheinen. Die Frage ist denn auch vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung gewesen. Aber es scheint mir, dass sie noch keine Beantwortung gefunden hat, welche geeignet wäre, alle Erscheinungen, welche sich bei genauerer Untersuchung des Verhältnisses ergeben, ausreichend zu erklären.

Vielfach hat man geglaubt, dabei von allgemeineren staatsrechtlichen Gesichtspunkten ausgehen zu dürfen, von einem Rechte des weltlichen Herrschers als solchen, auch auf die Besetzung der höchsten kirchlichen Aemter in seinem Gebiete gebührenden Einfluss zu üben, als oberster Schutzherr von den Kirchen desselben, die seines Schutzes ja besonders bedürfen, auch für die Zwecke der staatlichen Ordnung entsprechende Leistungen zu fordern. Dass solche Gesichtspunkte auf die Entstehung des Verhältnisses eingewirkt haben, ist möglich. Aber für die spätere Gestaltung desselben haben wir ganz von ihnen abzusehen. Denn es handelt sich da nicht um Befugnisse, welche dem Herrscher allen im Reiche gelegenen Kirchen gegenüber zugestanden hätten. Solche, auf die allgemeine Verpflichtung aller Unterthanen gegen das Reich zurückgehende Befugnisse finden sich allerdings erwähnt; aber sie sind ohne alles Gewicht für das, was hier in Frage steht. Die aus-



Wechsel der Stellung des Participiums in den Handschriften hat hier seinen naheliegenden Grund.

ἐς τὴν νῦν πόλιν οὖσαν Thucyd. 2, 15, 2.

ἐν τῷ νῦν λόγῳ παραφανέντι Plat. Sophist. 231 b.

τῆς ἐν τῷ παραχρῆμα ἡδονῆς προσπιπτούσης Phileb. 21 c.

τοῖς ἐν αὐτῇ λόγοις λεγομένοις ὑπὸ τῶν μεταχειριζομένων Politeia 7, 527 a, daher man auch Euthydem. 287 b τοῖς ἐν τῷ παρόντι (λόγοις) λεγομένοις lieber als λεγομένοις λόγοις schreiben könnte, wenn es nöthig wäre. Anders Schanz N Comm. 77. Diese Beispiele zeigen, dass Aeschylus Prom. 315 τὸν νῦν χόλον Παρόντα μόχθων Haupt im Ind lect. Ber. 1860/61 S. 6 an der Wortstellung wenigstens sich nicht stossen durfte.

τούτου τὸ περὶ τὴν κάτωθεν ἄνω πληγὴν ἀνασπωμένην, ἀπ' αὐτῆς τῆς πράξεως ἀφομοιωθὲν τοὔνομα, ἡ νῦν ἀσπαλιευτικὴ ζητηθεῖσα ἐπίκλην γέγονεν Sophist. 221 b, von Hirschig doppel verdorben.

ἡ πρότερον ἀγελαιοτροφικὴ διαμερισθεῖσα Politicus 289 c.

τὸ φύσει ἑκάστῳ πεφυκὸς ὄργανον und τὸ φύσει ἑκάστῳ τρύπανο πεφυκὸς neben einander Cratyl. 389 c, wie τὸ παρὰ τὴ τέχνην λεγόμενον ἁμάρτημα und τὸ παρὰ τὴν πολιτικὴν τέχνη ἁμάρτημα λεγόμενον Politicus 296 b c.

Sehr Verschiedenartiges zusammengewürfelt ist in den vo Stallbaum zu Philebus 20 b τὸ γὰρ «εἰ βούλει» ῥηθὲν λύει πάντ φόβον S. 144 gesammelten Beispielen, von denen einige hierher andere zu dem oben S. 17 besprochenen Gebrauch gehören.

Das Folgende eröffnet eine neue Betrachtung: im Anschluss an ὅτι μὲν οὖν ἑκάστῳ τῆς εὐδαιμονίας ἐπιβάλλει κτλ. wir in dem nun erst sich anknüpfenden entsprechenden Satzglied die Anwendung des für das Leben des Einzelnen gewonnenen Ergebnisses auf den Staat gemacht.

ἐχόμενον

30 δ' ἐστὶ καὶ τῶν αὐτῶν λόγων δεόμενον[1] καὶ πόλιν εὐδαίμονα τὴν ἀρίστην εἶναι καὶ πράττουσαν καλῶς. ἀδύνατον δὲ καλῶς

[1] Dieser Ausdruck, nicht λόγου δεῖσθαι, das mehrfach vorkommt, sondern τῶν αὐτῶν λόγων δεόμενον ist wohl eines erläuternden Wortes werth: wi wenigstens würden, wenn ich nicht irre, nur der negativen Wendung 'e bedarf keiner anderen Beweisgründe' uns bedienen. Im Griechischen is vergleichbar Plato Euthyphro 11 c ΣΩ. Τοῦ ἡμετέρου προγόνου ἔοικεν εἶνα

πράττειν τοῖς μὴ τὰ καλὰ πράττουσιν· οὐθὲν δὲ καλὸν ἔργον οὔτ' ἀνδρὸς οὔτε πόλεως χωρὶς ἀρετῆς καὶ φρονήσεως, ἀνδρία δὲ πόλεως καὶ δικαιοσύνη καὶ φρόνησις τὴν αὐτὴν ἔχει δύ-
35 ναμιν καὶ μορφήν, ὧν μετασχὼν ἕκαστος τῶν ἀνθρώπων λέγεται δίκαιος καὶ φρόνιμος καὶ σώφρων.

So ist die Stelle überliefert, in der Bernays in seinem Abdruck mehrere Abänderungen nöthig befunden hat, vor allem ἀδύνατον γὰρ καλῶς πράττειν τὴν μὴ τὰ καλὰ πράττουσαν. Die Aenderung τὴν .. πράττουσαν rührt von Spengel her und ist von Bekker in seiner Edition vom J. 1855 aufgenommen. Sieht man sich nach dem Grund der Aenderung um, so ist man einigermassen verwundert bei Spengel S. 46 seiner Abhandlung 'über die Politik des Aristoteles' zu lesen: 'Vielmehr τὴν μὴ τὰ καλὰ πράττουσαν, denn von πόλις ist die Rede;' und das wird jetzt in den Studien S. 30 auf Latein wiederholt: *civitas enim agitur et res primaria est.* Die Schreibung ἀδύνατον γὰρ rührt von Bernays her und wird jetzt auch von Spengel empfohlen. Die Entscheidung dieser beiden nicht von einander zu trennenden kritischen Probleme hängt von der richtigen Auffassung des Gedankenfortschrittes ab. Aristoteles ging von der Frage aus, welches das beste Leben (ἄριστος βίος) sei; es ergab sich, das beste Leben sei das glückselige d. i. das auf dem Besitz der geistigen Güter, der Tugend und Einsicht, beruhende. Dem entsprechend, wird jetzt ausgeführt, sei auch der beste Staat (πόλιν τὴν ἀρίστην) der glückselige und in gutem Zustand sich befindende, denn εὐδαίμονα καὶ πράττουσαν καλῶς gehören zusammen, und zu εὐδαίμονα, welches, nachdem die Erfordernisse der Eudaemonie bereits dargelegt sind, allein ge-

Δαιδάλου τὰ ὑπὸ σοῦ λεγόμενα, καὶ εἰ μὲν αὐτὰ ἐγὼ ἔλεγον, ἴσως ἄν με ἐπέσκωπτες, ὡς ἄρα καὶ ἐμοὶ κατὰ τὴν ἐκείνου ξυγγένειαν τὰ ἐν τοῖς λόγοις ἔργα ἀποδιδράσκει ... νῦν δέ, σαὶ γὰρ αἱ ὑποθέσεις εἰσίν· ἄλλου δή τινος δεῖ σκώμματος. ΕΥΘ. Ἐμοὶ δὲ δοκεῖ σχεδόν τι τοῦ αὐτοῦ σκώμματος δεῖσθαι τὰ λεγόμενα, und Theaetet 198 a Τὸ τοίνυν πάλιν ἣν ἂν βούληται τῶν ἐπιστημῶν θηρεύειν καὶ λαβόντα ἴσχειν καὶ αὖθις ἀφιέναι σκόπει τίνων δεῖται ὀνομάτων, εἴτε τῶν αὐτῶν ὧν τὸ πρῶτον, ὅτε ἐκτᾶτο, εἴτε ἑτέρων. Und damit rechtfertigt sich auch ibid. 174 a ταὐτὸν δὲ ἀρκεῖ σκῶμμα ἐπὶ πάντας, ὅσοι ἐν φιλοσοφίᾳ διάγουσι, was Heindorf und Stallbaum bedenklich erschien; denn es hätte ja auch hier τοῦ αὐτοῦ δεῖται σκώμματος ebenso gut stehen können.

Wechsel der Stellung des Participiums in den Hand schriften hat hier seinen naheliegenden Grund.

ἐς τὴν νῦν πόλιν οὖσαν Thucyd. 2, 15, 2.

ἐν τῷ νῦν λόγῳ παραφανέντι Plat. Sophist. 231 b.

τῆς ἐν τῷ παραχρῆμα ἡδονῆς προσπιπτούσης Phileb. 21 c.

τοῖς ἐν αὐτῇ λόγοις λεγομένοις ὑπὸ τῶν μεταχειριζομένων Politei 7, 527 a, daher man auch Euthydem. 287 b τοῖς ἐν τῷ παρόντι (λόγοις) λεγομένοις lieber als λεγομένοις λόγοις schrei ben könnte, wenn es nöthig wäre. Anders Schanz N Comm. 77. Diese Beispiele zeigen, dass Aeschylu Prom. 315 τὸν νῦν χόλον Παρόντα μόχθων Haupt im Ind lect. Ber. 1860/61 S. 6 an der Wortstellung wenigsten sich nicht stossen durfte.

τούτου τὸ περὶ τὴν κάτωθεν ἄνω πληγὴν ἀνασπωμένην, ἀπ' αὐτῆ τῆς πράξεως ἀφομοιωθὲν τοὔνομα, ἡ νῦν ἀσπαλιευτικὴ ζητηθεῖσ ἐπίκλην γέγονεν Sophist. 221 b, von Hirschig doppel verdorben.

ἡ πρότερον ἀγελαιοτροφικὴ διαμερισθεῖσα Politicus 289 c.

τὸ φύσει ἑκάστῳ πεφυκὸς ὄργανον und τὸ φύσει ἑκάστῳ τρύπανο πεφυκὸς neben einander Cratyl. 389 c, wie τὸ παρὰ τὴ τέχνην λεγόμενον ἁμάρτημα und τὸ παρὰ τὴν πολιτικὴν τέχνη ἁμάρτημα λεγόμενον Politicus 296 b c.

Sehr Verschiedenartiges zusammengewürfelt ist in den vo Stallbaum zu Philebus 20 b τὸ γὰρ «εἰ βούλει» ῥηθὲν λύει πάντ φόβον S. 144 gesammelten Beispielen, von denen einige hierhe andere zu dem oben S. 17 besprochenen Gebrauch gehören.

Das Folgende eröffnet eine neue Betrachtung: im An schluss an ὅτι μὲν οὖν ἑκάστῳ τῆς εὐδαιμονίας ἐπιβάλλει κτλ. wir in dem nun erst sich anknüpfenden entsprechenden Satzglie die Anwendung des für das Leben des Einzelnen gewonnene Ergebnisses auf den Staat gemacht.

ἐχόμενον

30 δ' ἐστὶ καὶ τῶν αὐτῶν λόγων δεόμενον[1] καὶ πόλιν εὐδαίμονα τὴν ἀρίστην εἶναι καὶ πράττουσαν καλῶς. ἀδύνατον δὲ καλῶς

---

[1] Dieser Ausdruck, nicht λόγου δεῖσθαι, das mehrfach vorkommt, sonder τῶν αὐτῶν λόγων δεόμενον ist wohl eines erläuternden Wortes werth: w wenigstens würden, wenn ich nicht irre, nur der negativen Wendung 'e bedarf keiner anderen Beweisgründe' uns bedienen. Im Griechischen i vergleichbar Plato Euthyphro 11 c ΣΩ. Τοῦ ἡμετέρου προγόνου ἔοικεν εἶν

πράττειν τοῖς μὴ τὰ καλὰ πράττουσιν· οὐθὲν δὲ καλὸν ἔργον οὔτ' ἀνδρὸς οὔτε πόλεως χωρὶς ἀρετῆς καὶ φρονήσεως, ἀνδρία δὲ πόλεως καὶ δικαιοσύνη καὶ φρόνησις τὴν αὐτὴν ἔχει δύ-
35 ναμιν καὶ μορφήν, ὧν μετασχὼν ἕκαστος τῶν ἀνθρώπων λέγεται δίκαιος καὶ φρόνιμος καὶ σώφρων.

So ist die Stelle überliefert, in der Bernays in seinem Abdruck mehrere Abänderungen nöthig befunden hat, vor allem ἀδύνατον γὰρ καλῶς πράττειν τὴν μὴ τὰ καλὰ πράττουσαν. Die Aenderung τὴν . . πράττουσαν rührt von Spengel her und ist von Bekker in seiner Edition vom J. 1855 aufgenommen. Sieht man sich nach dem Grund der Aenderung um, so ist man einigermassen verwundert bei Spengel S. 46 seiner Abhandlung 'über die Politik des Aristoteles' zu lesen: 'Vielmehr τὴν μὴ τὰ καλὰ πράττουσαν, denn von πόλις ist die Rede;' und das wird jetzt in den Studien S. 30 auf Latein wiederholt: *civitas enim agitur et res primaria est.* Die Schreibung ἀδύνατον γὰρ rührt von Bernays her und wird jetzt auch von Spengel empfohlen. Die Entscheidung dieser beiden nicht von einander zu trennenden kritischen Probleme hängt von der richtigen Auffassung des Gedankenfortschrittes ab. Aristoteles ging von der Frage aus, welches das beste Leben (ἄριστος βίος) sei; es ergab sich, das beste Leben sei das glückselige d. i. das auf dem Besitz der geistigen Güter, der Tugend und Einsicht, beruhende. Dem entsprechend, wird jetzt ausgeführt, sei auch der beste Staat (πόλιν τὴν ἀρίστην) der glückselige und in gutem Zustand sich befindende, denn εὐδαίμονα καὶ πράττουσαν καλῶς gehören zusammen, und zu εὐδαίμονα, welches, nachdem die Erfordernisse der Eudaemonie bereits dargelegt sind, allein ge-

Δαιδάλου τὰ ὑπὸ σοῦ λεγόμενα, καὶ εἰ μὲν αὐτὰ ἐγὼ ἔλεγον, ἴσως ἄν με ἐπέσκωπτες, ὡς ἄρα καὶ ἐμοὶ κατὰ τὴν ἐκείνου ξυγγένειαν τὰ ἐν τοῖς λόγοις ἔργα ἀποδιδράσκει . . . νῦν δέ, σαὶ γὰρ αἱ ὑποθέσεις εἰσίν· ἄλλου δή τινος δεῖ σκώμματος. ΕΥΘ. Ἐμοὶ δὲ δοκεῖ σχεδόν τι τοῦ αὐτοῦ σκώμματος δεῖσθαι τὰ λεγόμενα, und Theaetet 198 a Τὸ τοίνυν πάλιν ἣν ἂν βούληται τῶν ἐπιστημῶν θηρεύειν καὶ λαβόντα ἴσχειν καὶ αὖθις ἀφιέναι σκόπει τίνων δεῖται ὀνομάτων, εἴτε τῶν αὐτῶν ὧν τὸ πρῶτον, ὅτε ἐκτᾶτο, εἴτε ἑτέρων. Und damit rechtfertigt sich auch ibid. 174 a ταὐτὸν δὲ ἀρκεῖ σκῶμμα ἐπὶ πάντας, ὅσοι ἐν φιλοσοφίᾳ διάγουσι, was Heindorf und Stallbaum bedenklich erschien; denn es hätte ja auch hier τοῦ αὐτοῦ δεῖται σκώμματος ebenso gut stehen können.

nügt haben würde, wird das gleichbedeutende πράττουσαν καλῶς hinzugesetzt, um daran die folgende weitere Ausführung anzuknüpfen, die noch ein neues, im bisherigen noch nicht enthaltenes Argument für das εὐδαιμονεῖν und dessen Bedingungen enthält, das gleichmässig für den Einzelnen wie für die staatliche Gemeinschaft Geltung hat. An die Behauptung nämlich, dass der beste Staat der glückselige und in gutem Zustand sich befindende sei, schliesst sich die Erläuterung: 'in gutem Zustand sich befinden[1] aber kann nicht, was nicht das Gute thut, das Gute thun aber ist für Mensch und Staat nicht möglich ohne Tugend. Tugend aber hat beim Staat denselben Sinn wie beim Menschen.' Wenn das, wie ich meine, der Gedankenfortschritt ist, so weiss ich nicht, warum der Satz ἀδύνατον δὲ καλῶς πράττειν τοῖς μὴ τὰ καλὰ πράττουσιν nicht so, wie er überliefert ist, stehen soll. Denn der verallgemeinernde Plural, des Neutrums, wie ich glaube, ist in der syllogistischen Formel durchaus am Platz, und um so zweckmässiger, da die hier latirende Beziehung auf Mensch und Staat der folgende Satz (οὔτ' ἀνδρὸς οὔτε πόλεως) ausdrücklich ausspricht, und ἀδύνατον δέ ist in dieser fortschreitenden Deduction angemessener als γάρ.

Ehe wir weiter gehen, ist diese Argumentation auch von sachlicher Seite in's Auge zu fassen. Bernays findet in dem Fortschritt von καλῶς πράττειν zu τὰ καλὰ πράττειν ein 'logisches Wortspiel', dessen Anwendung wiederum dem früher besprochenen logisch-dialektischen Charakter der Dialoge auf Rechnung geschrieben wird. Auf Anlass des auch von Bernays S. 80 angeführten Beispiels einer auf die Doppeldeutigkeit von πράττειν gebauten Conclusion, die dem Sokrates selbst im Platonischen Gorgias 507 c in den Mund gelegt wird, erinnerte Bonitz (Zeitschr. f. öst. Gymn. 1859 S. 800) an die 'bekannte Thatsache, dass die Eigenthümlichkeit der Sprache, welche als Organ zum Ausdrucke der Begriffe angewendet wird, auf die Philosopheme selbst einen wesentlichen Einfluss geübt hat

[1] Ich übersetze so hier und im Vorigen, weil ich mir des Fortschritts halber nicht anders zu helfen weiss, Bernays 'in schönem Zustand sich befinden', was mir noch weniger gefällt: καλῶς πράττει heisst 'er befindet sich wohl, es geht ihm gut', nichts weiter.

und übt.' Und in der That, ich wüsste nicht, was man mehr und Besseres darüber sagen sollte. Denn dass es Plato mit jener Argumentation Ernst war, von der sich auch sonst Spuren bei ihm finden, beweist der Umstand, dass sie einer die Ergebnisse der bisherigen Erörterung zusammenfassenden Recapitulation einverleibt ist, mit der den Kallikles zu überzeugen, nicht leeres Spiel zu treiben, des Sokrates bestimmte Absicht ist (vgl. Schleiermacher zu d. St. S. 332): ὥστε πολλὴ ἀνάγκη, ὦ Καλλίκλεις, τὸν σώφρονα, ὥσπερ διήλθομεν, δίκαιον ὄντα καὶ ἀνδρεῖον καὶ ὅσιον ἀγαθὸν ἄνδρα εἶναι τελέως, τὸν δὲ ἀγαθὸν εὖ τε καὶ καλῶς πράττειν ἃ ἂν πράττῃ, τὸν δ' εὖ πράττοντα μακάριόν τε καὶ εὐδαίμονα εἶναι, τὸν δὲ πονηρὸν καὶ κακῶς πράττοντα ἄθλιον. Und dass nun auch dem Aristoteles diese von der Eigenthümlichkeit der Sprache dem Denken dargebotene Beweisführung nicht fremd war, zeigt nicht blos Nik. Eth. 1, 8. 1098 b 20 συνᾴδει δὲ τῷ λόγῳ καὶ τὸ εὖ ζῆν καὶ τὸ εὖ πράττειν τὸν εὐδαίμονα· σχεδὸν γὰρ εὐζωία τις εἴρηται καὶ εὐπραξία — welches Zeugniss Bernays mit Unrecht in seinem Werthe herabsetzt, denn diese Uebereinstimmung des Sprachgebrauchs, vom Glückseligen εὖ πράττειν zu sagen, mit der auf das ἐνεργεῖν gegründeten Definition der Eudaemonie ist dem Aristoteles ja nicht nichts beweisend (wozu hätte er sie sonst auch angeführt?): τῷ μὲν γὰρ ἀληθεῖ πάντα συνᾴδει τὰ ὑπάρχοντα, τῷ δὲ ψευδεῖ ταχὺ διαφωνεῖ τἀληθές, und in demselben Zusammenhang, in welchem die Eudaemonie nicht ἐκ τοῦ συμπεράσματος, sondern ἐκ τῶν λεγομένων περὶ αὐτῆς betrachtet werden soll, steht auch noch anderes, z. B. selbst die Dreitheilung der Güter, was Aristoteles für zuverlässig und beweiskräftig hielt — sondern auch andere Stellen, wie Politik 3, 9. 1281 a 2 πόλις δὲ ἡ γενῶν καὶ κωμῶν κοινωνία ζωῆς τελείας καὶ αὐτάρκους· τοῦτο δ' ἐστίν, ὡς φαμέν, τὸ ζῆν εὐδαιμόνως καὶ καλῶς· τῶν καλῶν ἄρα πράξεων χάριν θετέον εἶναι τὴν πολιτικὴν κοινωνίαν, ἀλλ' οὐ τοῦ συζῆν, denn wie kommt er hier auf καλαὶ πράξεις anders als durch dieselbe Doppeldeutigkeit des ζῆν καλῶς, und wenn es Politik 7, 3. 1325 a 18 heisst οἱ μὲν γὰρ ἀποδοκιμάζουσι τὰς πολιτικὰς ἀρχάς, νομίζοντες τόν τε τοῦ ἐλευθέρου βίον ἕτερόν τινα εἶναι τοῦ πολιτικοῦ καὶ πάντων αἱρετώτατον, οἱ δὲ τοῦτον ἄριστον· ἀδύνατον γὰρ τὸν μηθὲν πράττοντα πράττειν εὖ, τὴν δὲ εὐπραγίαν καὶ τὴν εὐδαιμονίαν εἶναι ταὐτόν, so erkennt man nicht blos, wie geläufig griechischem Denken diese doppelseitige Verwendung des Begriffs πράττειν war, sondern ersieht aus

Aristoteles' in demselben Capitel sich anschliessender eigener Erörterung, dass ihm die Deduction, weil εὐδαιμονία gleich εὐπραγία sei, so erfordere jene πράττειν und πρᾶξις im Sinne von Handeln, weder fremd noch bedenklich ist, und er nur auf Grundlage dieser Argumentation dem activen πράττειν einen weitern Sinn gibt. Es war daher nach meiner Meinung unmotivirt, aus der hiesigen Verwerthung der sprachlichen Wendung καλῶς πράττειν, in der nichts von 'dialektischem Effect' liegt weder hier noch bei Plato, auf die Abhängigkeit unseres Capitels von einem Dialog zu schliessen, und nicht vergessen sollte man, dass diese dem Griechen natürliche Vermischung[1] von transitivem und intransitivem πράττειν, über die bei Aristoteles schon der nur lateinisch denkende Laurentius Valla[2] sich ärgerte, weil unserer Sprache fremd auch unserem Bewusstsein immer bis zu einem gewissen Grade äusserlich bleibt.

In dem folgenden Satz, welcher die wesentliche Uebereinstimmung zwischen den Tugenden des Einzelnen und den Tugenden des Staates ausspricht, zeigt sich eine jedem Leser leicht in die Augen springende Ungleichheit, indem von Tugenden ἀνδρία, δικαιοσύνη, φρόνησις, von entsprechenden Eigenschaften δίκαιος, φρόνιμος, σώφρων genannt werden, daher Coray die Concinnität herzustellen, den Satz mit folgenden von Bekker (1855) und Bernays beibehaltenen Ergänzungen drucken liess: ἀνδρία δὲ πόλεως καὶ δικαιοσύνη καὶ φρόνησις ⟨καὶ σωφροσύνη⟩ τὴν αὐτὴν ἔχει δύναμιν καὶ μορφήν, ὧν μετασχὼν ἕκαστος τῶν ἀνθρώπων λέγεται ⟨ἀνδρεῖος καὶ⟩ δίκαιος καὶ φρόνιμος καὶ σώφρων. Grosse äussere Wahrscheinlichkeit haben nun wohl diese zwiefältigen Ergänzungen nicht, auch war an sich Vollzähligkeit der vier Cardinaltugenden

---

[1] Hierfür ist ja wohl auch zu beachten, dass man z. B. auch ταῦτα πράττων 'in dieser Lage, unter diesen Verhältnissen' (Xenoph. Hell. 5, 3, 9) und in ähnlichen Verbindungen ähnlich sagen konnte.

[2] Dialect. quaest. 1, 10. p. 669 ed. Bas. *beatitudo sive felicitas, ad quam bene agendo h. e. bene volendo pervenitur, non ipsa est bona actio, ut Aristoteles ait, nonnihil deceptus loquendi consuetudine, quae apud latinos melior est: dicimus enim 'bene mecum agitur', 'male cum illo actum est', quod videlicet ego et res meae bene se habent, et ille vel illius res male . . . quod apud nos passive, id apud Graecos dicitur active* εὖ πράττειν *et* εὐπραγία *sive* εὐπραξία *. . . quare non videtur id quod loquitur intellexisse Aristoteles in Politicis* [7, 3. 1325 a 22] τὴν εὐπραγίαν καὶ τὴν εὐδαιμονίαν εἶναι ταὐτόν u. s. w.

nicht gefordert, sondern es genügte, wie kurz vorher nur δίκαιος und σώφρων genannt war, auch hier die beispielsweise Nennung der einen und andern Tugend. Allein, wird man einwenden, die Formation des Satzes verlangte doch nothwendig auf beiden Seiten dieselben Tugenden, welche und wie viele es auch sein mochten. Man sollte denken, und dennoch möchte man irre werden, vergleicht man Nik. Eth. 1, 13. 1103 a 5 λέγομεν γὰρ αὐτῶν τὰς μὲν διανοητικὰς τὰς δὲ ἠθικάς, σοφίαν μὲν καὶ σύνεσιν καὶ φρόνησιν διανοητικάς, ἐλευθεριότητα δὲ καὶ σωφροσύνην ἠθικάς· λέγοντες γὰρ περὶ τοῦ ἤθους οὐ λέγομεν ὅτι σοφὸς ἢ συνετὸς ἀλλ' ὅτι πρᾶος ἢ σώφρων. Denn vollständige Aufzählung beider Arten von Tugenden war auch hier nicht bezweckt, aber hätte man nicht erwarten sollen, Aristoteles werde wenigstens in dem erläuternden Satz die Attribute nach den beispielsweise genannten Tugenden wählen, und also ἐλευθέριος und nicht πρᾶος oder umgekehrt nicht ἐλευθεριότητα sondern πραότητα setzen und zu συνετὸς noch ἢ φρόνιμος fügen oder vorher auch καὶ φρόνησιν bei Seite lassen? Und Politik 1, 13. 1259 b 39 εἴτε γὰρ ὁ ἄρχων μὴ ἔσται σώφρων καὶ δίκαιος, πῶς ἄρξει καλῶς; εἴθ' ὁ ἀρχόμενος, πῶς ἀρχθήσεται καλῶς; ἀκόλαστος γὰρ ὢν καὶ δειλὸς οὐθὲν ποιήσει τῶν προσηκόντων. Denn zu εἴθ' ὁ ἀρχόμενος ist nothwendig gedacht μὴ ἔσται σώφρων καὶ δίκαιος, und wenn das, warum wählt Aristoteles im begründenden Satz in ἀκόλαστος καὶ δειλός die Gegensätze nicht von σώφρων und δίκαιος sondern von σώφρων und ἀνδρεῖος, oder wenn er δειλός nicht missen wollte (vgl. 1260 a 36), warum ergänzte er nicht die zwei Beispiele auf beiden Seiten zu den in demselben Capitel vorher und nachher wiederholt zusammengestellten drei σωφροσύνη ἀνδρία δικαιοσύνη, σώφρονα ἀνδρείαν δικαίαν? Und, um noch einige Beispiele auffällig verletzter Concinnität aufzuführen — denn bei einer Incongruenz, wie die, von der wir hier ausgingen, ist es wesentlich aus den Analogien die Manier des Schriftstellers zu erkennen, um einen Massstab zu gewinnen für das, was man ihm zutrauen darf — Politik 4, 11. 1295 b 1 ἐν ἁπάσαις δὴ ταῖς πόλεσιν ἔστι τρία μέρη τῆς πόλεως, οἱ μὲν εὔποροι σφόδρα, οἱ δὲ ἄποροι σφόδρα, οἱ δὲ τρίτοι οἱ μέσοι τούτων. ἐπεὶ τοίνυν ὁμολογεῖται τὸ μέτριον ἄριστον καὶ τὸ μέσον, φανερὸν ὅτι καὶ τῶν εὐτυχημάτων ἡ κτῆσις ἡ μέση βελτίστη πάντων· ῥᾴστη γὰρ τῷ λόγῳ πειθαρχεῖν. ὑπέρκαλον δὲ ἢ ὑπερίσχυρον ἢ ὑπερευγενῆ ἢ ὑπερπλούσιον, ἢ τἀναντία τούτοις ὑπέρπτωχον ἢ ὑπερασθενῆ καὶ

σφόδρα ἄτιμον, χαλεπὸν τῷ λόγῳ ἀκολουθεῖν hat Spengel Stud. 3, 50 meines Erachtens sich unnöthige Mühe gegeben, die Congruenz herzustellen, indem er ὑπέραισχρον (oder σφόδρα αἰσχρόν) vor ὑπέρπτωχον zu ergänzen räth, denn so leicht ὑπέραισχρον vor ὑπέρπτωχον ausfallen konnte, ist mit diesem Zusatz denn nun die Uebereinstimmung der Gegensätze wirklich gewonnen? Spengel begehrt noch ἢ σφόδρα statt καί, aber was wichtiger ist, wer in Abrede stellt, was selbst Bonitz Ind. 119 b 43 annimmt, dass σφόδρα ἄτιμος den Gegensatz bilde zu ὑπερευγενής, wie will man ihn widerlegen? Denn εὐγενής und ἄτιμος haben beide auch im aristotelischen Gebrauch ihre besonderen Gegensätze [1], und bei Aufzählung der εὐτυχήματα erscheint neben εὐγένεια auch τιμή (Rhetor. 1, 5. 1360 b 22. 28). Und zu beachten ist doch auch, dass an derselben Stelle bald nachher (b 14) die ὑπεροχαὶ εὐτυχημάτων wieder etwas verschieden exemplificirt werden durch ἰσχύος καὶ πλούτου καὶ φίλων καὶ τῶν ἄλλων τῶν τοιούτων. Politik 3, 12. 1282 b 36 εἰ γὰρ εἴη τις ὑπερέχων μὲν κατὰ τὴν αὐλητικήν, πολὺ δ' ἐλλείπων κατ' εὐγένειαν ἢ κάλλος, εἰ καὶ μεῖζον ἕκαστον ἐκείνων ἀγαθόν ἐστι τῆς αὐλητικῆς (λέγω δὲ τήν τ' εὐγένειαν καὶ τὸ κάλλος) καὶ κατὰ τὴν ἀναλογίαν ὑπερέχουσι πλέον τῆς αὐλητικῆς . . . δεῖ γὰρ εἰς τὸ ἔργον συμβάλλεσθαι τὴν ὑπεροχὴν καὶ τοῦ πλούτου καὶ τῆς εὐγενείας, συμβάλλονται δ' οὐδέν hat wiederum Spengel, ausgehend von dem ganz grundlosen Anstoss an ἕκαστον ἐκείνων mit Bezug auf zwei, den Einfall gehabt, wenn nicht ἑκάτερον zu schreiben, sei wohl πλοῦτον, das im Folgenden erscheine, hier ausgefallen: aber selbst wenn man, nicht einmal, sondern zweimal, zu εὐγένειαν und κάλλος als drittes πλοῦτον gefügt hätte, bliebe die Incongruenz noch immer, wofern man nicht auch unten κάλλους neben πλούτου und εὐγενείας ergänzte; und so verkehrt solch' kritisches Verfahren wäre, bemerkenswerth bleibt immerhin dieser innerhalb ein und desselben Vergleiches eingetretene Wechsel zwischen κάλλος καὶ εὐγένεια und πλοῦτος καὶ εὐγένεια· Aber da es nur auf ein Beispiel ankam, war die Wahl gleichgiltig, hier so gleichgiltig, wie wenn Plato Theaet. 147 a erst εἰ ἀποκριναίμεθα αὐτῷ πηλὸς ὁ τῶν χυτρέων καὶ πηλὸς ὁ τῶν ἰπνοπλαθῶν καὶ πηλὸς ὁ τῶν πλινθουργῶν schreibt und in der unmittel-

[1] Vgl. u. a. Nik. Eth. 1, 9. 1099 b 2 ἐνίων δὲ τητώμενοι ῥυπαίνουσι τὸ μακάριον, οἷον εὐγενείας, εὐτεκνίας, κάλλους· οὐ πάνυ γὰρ εὐδαιμονικὸς ὁ τὴν ἰδέαν παναίσχης ἢ δυσγενὴς ἢ μονώτης καὶ ἄτεκνος.

bar folgenden Wiederaufnahme ὅταν εἴπωμεν πηλὸς εἴτε ὁ τῶν κοροπλαθῶν προσθέντες εἴτε ἄλλων ὡντινωνοῦν δημιουργῶν wählt, und diese Neigung Plato's, ein Beispiel durch ein andres und drittes innerhalb ein und derselben Betrachtung oder Vergleichung zu ersetzen, welche gleichfalls mitunter den Kritikern den Kopf warm gemacht hat, liesse sich durch manch instructives Beispiel illustriren, wenn es uns nicht zu weit ablenkte. Ich kehre zu Aristoteles zurück und füge dem angeführten noch ein dem fraglichen analoges, auch durch die Kritik beseitigtes Exempel der Incongruenz in beispielsweiser Anführung hinzu: Rhetor. 2, 2. 1379 a 15 διὸ κάμνοντες, πενόμενοι, ἐρῶντες, διψῶντες, ὅλως ἐπιθυμοῦντες καὶ μὴ κατορθοῦντες ὀργίλοι εἰσὶ καὶ εὐπαρόρμητοι, μάλιστα μὲν πρὸς τοὺς τοῦ παρόντος ὀλιγωροῦντας, οἷον κάμνων μὲν τοῖς πρὸς τὴν νόσον, πενόμενος δὲ τοῖς πρὸς τὴν πενίαν, πολεμῶν δὲ τοῖς πρὸς τὸν πόλεμον, ἐρῶν δὲ τοῖς πρὸς τὸν ἔρωτα, ὁμοίως δὲ καὶ τοῖς ἄλλοις, worin man der Uebereinstimmung zu Liebe πολεμοῦντες hinter πενόμενοι eingeschaltet hat, aber es fehlt ja umgekehrt in der zweiten Reihe διψῶν, denn wollte man hierfür auf das zusammenfassende ὁμοίως τοῖς ἄλλοις verweisen, so ist doch nicht zu übersehen, dass auch oben die Reihe mit einem verallgemeinernden ὅλως ἐπιθυμοῦντες schloss, dem jenes entspricht.

Ich bin am Ende: denn auf den recapitulirenden Schlusssatz

> ἀλλὰ γὰρ
> ταῦτα μὲν ἐπὶ τοσοῦτον ἔστω πεφροιμιασμένα τῷ λόγῳ· οὔτε
> γὰρ μὴ θιγγάνειν αὐτῶν δυνατόν, οὔτε πάντας τοὺς οἰκείους
> ἐπεξελθεῖν ἐνδέχεται λόγους· ἑτέρας γάρ ἐστιν ἔργον σχολῆς
> 40 ταῦτα· νῦν δ' ὑποκείσθω τοσοῦτον, ὅτι βίος μὲν ἄριστος καὶ
> χωρὶς ἑκάστῳ καὶ κοινῇ ταῖς πόλεσιν ὁ μετ' ἀρετῆς κεχο-
> 1324a ρηγημένος ἐπὶ τοσοῦτον ὥστε μετέχειν τῶν κατ' ἀρετὴν πρά-
> ξεων· πρὸς δὲ τοὺς ἀμφισβητοῦντας, ἐάσαντας ἐπὶ τῆς νῦν
> μεθόδου, διασκεπτέον ὕστερον, εἴ τις τοῖς εἰρημένοις τυγχάνει
> μὴ πειθόμενος

gedenke ich so wenig einzugehen, als die Frage über den Zusammenhang dieses Capitels mit den nächst folgenden Erörterungen aufzunehmen: nur das eine sei bemerkt, dass nach meiner Ueberzeugung unser Capitel als ein in sich geschlossenes Ganzes zu betrachten ist, aus dem man nicht irgend einen Theil hinwegnehmen darf, sondern das nur als Ganzes entweder beibehalten oder verurtheilt werden muss.



Nachwort.

Vorstehender Aufsatz, der in seinen Grundzügen und Resultaten schon vor mehreren Jahren aufgezeichnet worden, war in der Form, in der er jetzt erscheint, fertig ausgeführt, bevor Susemihl's neue Ausgabe der Politik durch Güte des Herausgebers in meine Hände kam. Eine Uebereinstimmung von Belang, der ich hier begegne, ward schon oben nach Susemihl's Programm notificirt, an verschiedenen anderen Stellen hat der Herausgeber sich Ansichten angeschlossen, gegen die ich mich im Obigen ausgesprochen habe, auf die daher hier zurückzukommen nicht nothwendig sein wird. Was mich jedoch zu dieser nachträglichen Bemerkung veranlasst, ist der Umstand, dass meine Kritik des betreffenden Capitels keinen Gebrauch gemacht hat von der alten lateinischen Uebersetzung: einmal war der Wortlaut derselben nicht mit hinreichender Sicherheit festzustellen, und anderseits hatten Untersuchungen auf verwandtem Gebiet mir die grössten Bedenken gegen deren kritische Verwendbarkeit eingeflösst. Susemihl dagegen, dessen Ausgabe erst eine verlässliche Benutzung der Uebersetzung ermöglicht, hat ihr auch den allergrössten Einfluss auf die Textesgestaltung der Politik eingeräumt, wonach auch einiges in unserem Capitel anders zu behandeln sein wird, wofern nämlich jener kritische Grundsatz sich bewährt. Darüber aber, ob und wie weit dies der Fall sei, abzuurtheilen, gestehe ich im Augenblick nicht hinreichend vorbereitet zu sein; auch ist dies eine Frage, die nicht ὡς ἐν παρέργῳ durch sporadische Besprechung einiger Stellen, sondern nur in consequenter Durchprüfung des gesammten jetzt neu dargebotenen Materials ihre Erledigung wird finden können.

Ueber das Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute.

Von

Julius Ficker.

In den Zeiten des Durchdringens des Feudalismus, als der früher vom Könige nach seinem Ermessen gesetzte Beamte zu einem erblichen Vasallen mit sehr beschränkten Leistungen geworden war, als der allgemeine Unterthanenverband nur noch untergeordnete Bedeutung hatte, insbesondere der Reichskriegsdienst nicht mehr auf ihm, sondern nur auf besonderer Verpflichtung beruhte, fand das Königthum seine Hauptstütze in den eigenthümlichen Beziehungen, in welchen einmal die Reichsdienstmannen, dann insbesondere die Reichskirchen zu ihm standen. Politische und wirthschaftliche Gesichtspunkte griffen da ineinander. Das Königthum würde seiner Aufgabe nicht mehr haben genügen können, hätte sein Einfluss auf die Besetzung der Bisthümer und Abteien des Reichs es ihm nicht ermöglicht, nach eigener Wahl Personen, auf deren Ergebenheit und Fähigkeit es rechnen konnte, in einflussreicher Stellung in den verschiedenen Theilen des Reiches den Erbfürsten gegenüber zu stellen; hätten ihm weiter nicht die gewaltigen Leistungen, zu welchen die Reichskirchen dem Reiche verpflichtet waren, die materiellen Hülfsmittel zur Durchführung seiner politischen Ziele geboten. Allerdings hatte das seine sehr bedenkliche Seite. Es lag etwas Unnatürliches in einer Gestaltung, welche die höchste weltliche Gewalt beim Schwinden ihres Einflusses auf diejenigen, welche als weltliche Beamte zunächst zur Durchführung ihres Willens berufen gewesen

wären, nöthigte, zum Ersatze einen Halt in einer Institution zu suchen, welche ihrem Ursprunge nach gar nicht dazu bestimmt war, den Zwecken des Staates zu dienen, welche trotz weitgehendster Verweltlichung doch der Abhängigkeit von der höchsten kirchlichen Gewalt nie ganz zu entziehen war, von der nicht zu erwarten stand, dass das Reich unter allen Verhältnissen unbedingt auf sie werde zählen können. In einer Zeit, wo unter Einwirkung des Feudalismus die weltliche Staatsordnung den Dienst versagte, mochte das freilich als der einzig mögliche Ersatz erscheinen. Und zeitweise hat das Verhältniss dem Zwecke durchaus entsprochen. Hätten die Umstände es zugelassen, dasselbe nur als Durchgangszustand zu behandeln, zeitweise durch dasselbe gedeckt, dem Königthume neue, naturgemässere Machtgrundlagen wiederzuschaffen, wie das unter günstigeren Verhältnissen sehr wohl im Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte, so würde es dann nachträglich auch nicht gerade schwer gewesen sein, eine Doppelstellung des deutschen Bisthums wieder zu beseitigen, welche doch nur den besondern Verhältnissen einer bestimmten Zeit gegenüber als berechtigt erscheinen konnte. Aber zu solcher Lösung war dem Königthume die Zeit nicht gegönnt. Je mehr dasselbe auf das Reichsbisthum als Hauptstütze seiner Macht hingewiesen war, um so bedenklicher war es, dass es gerade in dieser seiner stärksten Stellung jederzeit den Angriffen der rivalisirenden päpstlichen Gewalt ausgesetzt war. Aus dem Investiturstreite ging das Königthum nicht ohne Opfer, aber doch in so weit als Sieger hervor, als es sich in den wesentlichsten Befugnissen gegenüber den Reichskirchen behauptete. Noch in der früheren staufischen Zeit verdankte es diesen seine hauptsächlichsten Erfolge. Aber nach dem Tode des sechsten Heinrich trat die entscheidende Wendung ein. Der lange Streit um die Krone ermöglichte es dem Pabstthume, die Lösung in seinem Sinne zu erzwingen. Das Aufhören der weltlichen Stellung des Bisthums überhaupt war allerdings nie das gewesen, was man kirchlicherseits in's Auge gefasst hatte. Was den Bischöfen in Folge jener eigenthümlichen Gestaltung von Rechten und Gütern des Reichs übertragen war, das blieb ihnen unverkürzt. Das was beseitigt wurde, war der Einfluss des Kaisers auf ihre Bestellung, die meisten der Leistungen, zu welchen sie dem

Reiche verpflichtet waren. Was dem Bisthume einst gegeben war, um der Krone einen genügenden Halt gegen die weltlichen Feudalbeamten zu sichern, bot ihm nun die Mittel, sich mit diesen auf gleiche Linie zu stellen, in derselben Unabhängigkeit dem Herrscher gegenüber zu treten, nur noch den Lehnsherrn in ihm anzuerkennen, welchem nun diejenigen, durch welche er seine Gewalt in den Theilen des Reiches zu üben hatte, wie dort durch die Geburt, so hier durch freie Wahl der Capitel bezeichnet wurden. Damit aber hatte die einheitliche Reichsgewalt die Hauptgrundlage ihrer früheren Macht verloren.

Es handelt sich da zweifellos um eine der wichtigsten Seiten der Geschichte der Reichsverfassung. Für eine genauere Einsicht in diese, für die Gewinnung des richtigen Gesichtspunktes für viele Ereignisse der äussern Reichsgeschichte, insbesondere jenes gewaltigen Kampfes mit der Kirchengewalt, wird die Beantwortung der Frage nach der rechtlichen Natur jenes Verhältnisses, nach dem, was die so weitgehenden Befugnisse des Reichs gegenüber den Reichskirchen begründete, unerlässlich scheinen. Die Frage ist denn auch vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung gewesen. Aber es scheint mir, dass sie noch keine Beantwortung gefunden hat, welche geeignet wäre, alle Erscheinungen, welche sich bei genauerer Untersuchung des Verhältnisses ergeben, ausreichend zu erklären.

Vielfach hat man geglaubt, dabei von allgemeineren staatsrechtlichen Gesichtspunkten ausgehen zu dürfen, von einem Rechte des weltlichen Herrschers als solchen, auch auf die Besetzung der höchsten kirchlichen Aemter in seinem Gebiete gebührenden Einfluss zu üben, als oberster Schutzherr von den Kirchen desselben, die seines Schutzes ja besonders bedürfen, auch für die Zwecke der staatlichen Ordnung entsprechende Leistungen zu fordern. Dass solche Gesichtspunkte auf die Entstehung des Verhältnisses eingewirkt haben, ist möglich. Aber für die spätere Gestaltung desselben haben wir ganz von ihnen abzusehen. Denn es handelt sich da nicht um Befugnisse, welche dem Herrscher allen im Reiche gelegenen Kirchen gegenüber zugestanden hätten. Solche, auf die allgemeine Verpflichtung aller Unterthanen gegen das Reich zurückgehende Befugnisse finden sich allerdings erwähnt; aber sie sind ohne alles Gewicht für das, was hier in Frage steht. Die aus-



gedehnten Befugnisse, um welche es sich hier handelt, stehen dem Könige nur bezüglich gewisser Kirchen im Reiche zu, welche in einer engern Bedeutung als Reichskirchen, als *Ecclesiae, quae ad regnum pertinent,* bezeichnet werden. Bei den Abteien kann das gar keinem Zweifel unterliegen. Eher scheint sich das Hineinziehen allgemeiner staatshoheitlicher Gesichtspunkte bei den Bisthümern zu rechtfertigen. Aber doch nur deshalb, weil fast alle im deutschen Königreiche belegenen Bisthümer zugleich Reichskirchen im engern Sinne des Wortes waren. Bei genauerer Untersuchung ergibt sich auch da, dass es sich nicht um Befugnisse handelt, welche dem Könige gegenüber jedem im Reiche gesessenen Bischofe als solchem zustehen. So hat beispielsweise der König auf die Besetzung des Bisthums Gurk keinerlei Einfluss, hat keinerlei unmittelbare Leistungen von demselben anzusprechen. Damit wird jede Erklärung ungenügend, welche vom allgemeinen Staatsverbande ausgehend auch zu einer gleichmässigen Verpflichtung aller Bischöfe und Aebte im Reiche hinführen müsste. Ein Verhältniss, in welchem nur eine Minderzahl von Aebten und nicht alle Bischöfe standen, wird nur in einer besondern, von der allgemeinen Staatsangehörigkeit unabhängigen Verpflichtung seine Begründung finden können.

Das ist denn auch überwiegend anerkannt; und man fasst dann die besondere Verpflichtung der meisten Bischöfe und vieler Aebte als eine feudale auf, als beruhend auf Lehen, welche sie vom Reiche haben, stellt weiter die Investitur der Kirchenfürsten der Belehnung der weltlichen Vasallen gleich. Für spätere Zeiten ist damit zweiffellos das Rechtsverhältniss genügend genau bezeichnet. Würden sich für die frühere Zeit der vollsten Entwicklung und Wirksamkeit des Verhältnisses manche Bedenken erheben lassen gegen die einfache Gleichstellung mit der Lehnsverbindung, so können wir diese auf sich beruhen lassen; denn jedenfalls handelt es sich um ein Verhältniss, welches in den wesentlichsten Beziehungen dem Lehensverhältnisse durchaus ähnlich ist. Halten wir aber auch an der Lehnsverbindung fest, so ist damit die Frage noch in keiner Weise genügend gelöst. Es bleibt unerklärt, weshalb der König gerade seinen geistlichen Vasallen gegenüber zu ungleich weitergehenden Forderungen berechtigt erscheint, als

sie im allgemeinen dem Lehnsherrn zustehen. Für diese und andere Eigenthümlichkeiten des Verhältnisses wird sich aber schwerlich eine sichere Erklärung finden lassen ohne genügende Beantwortung der Frage, was denn bei den Reichskirchen den Gegenstand der Belehnung bildete. Darüber ist eine Einigung noch in keiner Weise erzielt. Manche betrachten als Gegenstand der Belehnung sämmtliche mit der Kirche verbundenen weltlichen Güter und Rechte. Andere dagegen nicht die Gesammtheit der Temporalien der Kirche, sondern nur bestimmte einzelne Güter und Rechte, oder insbesondere nur die ihr verliehenen Hoheitsrechte, welche, wie die hohe Gerichtsbarkeit und andere, überhaupt nie Privateigenthum sein können, deren rechtlicher Besitz überall auf Verleihung durch den König zurückgehen muss.

Diese Frage hat eine die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer selbt überdauernde praktische Bedeutung gehabt, hat noch in den letzten Jahrzehnten zu Rechtsstreitigkeiten geführt. An diesen Umstand anschliessend hat sie zuletzt meines Wissens 1860 Zöpfl (Alterthümer des deutschen Reichs und Rechtes B. 2) zum Gegenstande eingehender Untersuchungen gemacht. Er gelangt in Uebereinstimmung mit den namhaftesten Publicisten des vorigen Jahrhunderts zu dem Ergebnisse, dass im wesentlichen nur die Hoheitsrechte, nicht aber der gesammte weltliche Besitz den Gegenstand der Belehnung der geistlichen Reichsfürsten bildeten. Kann ich diesem Ergebnisse nicht zustimmen, da manche Erscheinungen damit durchaus unvereinbar sind, so ist freilich nicht zu verkennen, dass auch die andere Annahme auf scheinbar kaum zu beseitigende Schwierigkeiten stösst.

Denn wenigstens auf den ersten Blick scheint gegen die Beweisführung Zöpfl's kaum eine Einwendung statthaft, dass die Reichskirchen nachweisbar ihren Grundbesitz als allodiales Eigenthum erworben haben, dass eine Lehnsauftragung desselben an das Reich nie stattgefunden hat, dass derselbe demnach auch später kein reichslehnbarer gewesen sein kann. So wenig das aber scheinbar zu widerlegen ist, so bestimmt ergibt sich andererseits, dass diese Annahme zu ganz unzulässigen Folgerungen führt, mit manchen Erscheinungen des Gesammtverhältnisses unmöglich in Einklang zu bringen ist.



Denn es ergibt sich vor allem, dass bei den Hoheitsrechten der Reichskirchen, deren spätere Reichslehnbarkeit doch allseitig zugestanden wird, dann ganz dasselbe der Fall gewesen sein müsste; genau in denselben Ausdrücken, wie einzelne Güter, werden auch diese an die Kirchen geschenkt; sie würden demnach gleichfalls von diesen als Eigenthum erworben sein, es wäre auch bei ihnen nicht abzusehen, wie sie später reichslehnbar geworden sein sollten. Es ergibt sich die weitere Schwierigkeit, dass sich die Befugnisse des Königs keineswegs auf die Hoheitsrechte beschränken, dass sie die gesammten Güter und Rechte der Kirchen treffen, dass da eine bezügliche Scheidung gar nicht hervortritt. Weder das eine, noch das andere ist Zöpfl entgangen; er sucht diese Schwierigkeiten zu beseitigen, aber in einer Weise, welche, worauf wir zurückkommen, als unzulässig mit Sicherheit zu erweisen ist.

Glaubte ich nie bezweifeln zu dürfen, dass später der gesammte weltliche Besitz der Reichskirchen als reichslehnbar galt, so war allerdings auch mir die Schwierigkeit nicht entgangen, die sich daraus ergibt, dass das, was später als Lehen gilt, von den Kirchen anscheinend als Eigenthum erworben wurde. In einer frühern Arbeit (Vom Heerschilde 64 ff.) musste ich mich begnügen, auf den anscheinenden Widerspruch hinzuweisen, ohne auf die Lösung einzugehen. Glaubte ich diese Lösung schon damals in derselben Richtung suchen zu müssen, welche mir auch jetzt die zutreffende scheint, so wusste ich doch einige Bedenken noch nicht zu beseitigen und zögerte um so mehr, eine Ansicht, die schwerlich ohne Widerspruch bleiben würde, bei einer Gelegenheit auszusprechen, welche mir eine eingehendere Begründung nicht gestattet hätte. Habe ich auch später das Verhältniss immer im Auge behalten, so glaubte ich mich mehr und mehr von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt halten zu dürfen. Sie jetzt bestimmt hinzustellen und eine eingehendere Begründung zu versuchen, veranlasste mich zunächst die Wiederaufnahme meiner Untersuchungen über den Reichsfürstenstand, da die Lösung jener Vorfrage unerlässlich schien, um für die Erörterung der Stellung der geistlichen Fürsten in der Reichsverfassung einen sichern Ausgangspunkt zu gewinnen.

Die Ansicht nun, welche mir allein die anscheinenden Widersprüche genügend zu lösen scheint, geht dahin, dass überall, wo von einem Eigenthum der Reichskirchen die Rede ist, nur an ein dauerndes Recht auf Besitz und Genuss, an das, was man später als Nutzeigenthum bezeichnete, zu denken ist; dass dagegen die Reichskirchen selbst als Eigenthum des Reiches aufgefasst wurden; dass demnach auch alle einzelnen Güter und Rechte der Reichskirchen als Pertinenzen einer dem Reiche gehörenden Hauptsache im Obereigenthume des Reiches standen. Und da weiter gerade die Reichskirchen vorzugsweise im Besitze vieler anderen Kirchen und deren Gutes waren, so würde darnach die Hauptmasse des Kirchengutes überhaupt Reichseigenthum gewesen sein.

Gelingt es, diese Ansicht überhaupt als richtig zu erweisen, so lösen sich damit die angedeuteten Schwierigkeiten in einfachster Weise. Es erklärt sich dann ohne weiteres, dass der König Befugnisse, welche nur dem Eigenthümer zuzustehen pflegen, keineswegs nur bezüglich der den Kirchen zustehenden Hoheitsrechte, sondern bezüglich des gesammten Reichskirchengutes übt. Stand dieses weiter von jeher im Eigenthume des Reichs, hatten die Kirchen schon früher nur ein Nutzungsrecht daran, so handelte es sich lediglich um einen Uebergang zu nächstverwandten Formen, wenn seit dem Investiturstreite die Beziehungen zwischen Obereigenthümer und Nutzeigenthümer bestimmter unter lehnrechtliche Gesichtspunkte gebracht wurden. Und dass später die gesammten Temporalien der Reichskirchen reichslehnbar waren, würde dann weder einem Zweifel unterliegen, noch auch nur auffallen können. Gelingt die genügende Begründung jener Annahme, so würde damit für einen der wichtigsten, aber auch unklarsten Punkte der Geschichte der Reichsverfassung ein fester Halt gewonnen sein. Und hatte ich zunächst diese im Auge, so liegt es auf der Hand, dass damit zugleich ein Beitrag zu der vielbestrittenen Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Eigenthums am Kirchengute überhaupt gegeben wäre, der um so mehr ins Gewicht fallen dürfte, als in neuesten Darstellungen derselben jenes ganze Verhältniss kaum berührt wurde.

Die Anfänge desselben lassen sich bis in die früheren fränkischen Zeiten zurückverfolgen und haben denn auch ins-

besondere in den bezüglichen Arbeiten von Waitz, Roth und Sickel mannigfache Beachtung gefunden. Doch ist es nicht meine Absicht, von den frühesten unsichern Haltpunkten ausgehend meine Ansicht auf dem Wege des Verfolgens der allmähligen geschichtlichen Weiterentwicklung zu begründen. Ich habe zunächst nur im Auge, das Verhältniss so zu erfassen, wie es sich insbesondere im eilften und zwölften Jahrhunderte darstellt, in der Zeit, wo es zur vollsten Entwicklung und zur weitgreifendsten Bedeutung für die gesammte Reichsverfassung gelangt war, und zugleich während des Investiturstreites die Begebenheiten der äussern Reichsgeschichte aufs wesentlichste durch dasselbe beeinflusst wurden. Wird mich das nicht abhalten, anzudeuten, wie meiner Meinung nach das Verhältniss in seinen Anfängen mit den Zuständen einer frühern Zeit zusammenhängen dürfte, so geschieht das mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, dass ich da selbständige Forschung nicht beabsichtigte, mich lediglich an das hielt, was von andern Forschern Einschlagendes bemerkt wurde, und mir zu vergegenwärtigen suchte, wie dasselbe aufzufassen sei, damit die Gestaltung, welche ich für eine spätere Zeit nachwies, sich daraus habe entwickeln können. Wird es sich da vielfach nur um Vermuthungen handeln, bei welchen es einer genaueren Prüfung bedürfte, um sie als genügend begründete zu betrachten, so wird das jedenfalls den Hauptzweck nicht beeinträchtigen können, der zunächst nur auf eine von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der vermutheten Anfänge ganz unabhängige Feststellung des spätern Zustandes gerichtet war.

Für manchen Fachgenossen, der bisher keine Veranlassung fand, sich mit der hier aufgeworfenen Frage zu beschäftigen, der ihr völlig unbefangen gegenübersteht, dürfte vielleicht eine kurze, nur einzelne Haupthaltpunkte hervorhebende Beweisführung genügt haben, um ihn von der Richtigkeit meiner Annahme zu überzeugen. Gelangten aber früher andere Forscher zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen und zwar grossentheils auf Grundlage derselben Quellenzeugnisse, auf welche auch ich mich vorzugsweise stütze, muss ich voraussehen, dass mancher sich nur ungern mit meiner Annahme befreunden, dass es an Einwürfen gegen dieselbe, welche gerade hier bei der Vieldeutigkeit und Unklarheit mancher ausschlaggebender Aus-

drücke der Quellen leicht eine scheinbare Stütze finden, auch ferner nicht fehlen wird, so schien mir eine gewisse Breite der Beweisführung nicht zu umgehen, welche sich nicht mit dem Verfolgen eines Hauptweges begnügt, sondern nachzuweisen sucht, dass die verschiedensten Ausgangspunkte auf dasselbe Ergebniss hinführen, die verschiedensten Erscheinungen nur von ihm aus ihre genügende Erklärung finden; welche zugleich darauf Bedacht nimmt, den voraussichtlichen Einwendungen möglichst von vornherein zu begegnen. Und wo es mir trotzdem nicht gelungen sein sollte, von der Stichhaltigkeit meiner Annahme durch die vorgebrachten Beweise zu überzeugen, da darf ich mich wohl noch von vornherein auf das Gewicht des bei solchen Untersuchungen gewiss nicht zu gering anzuschlagenden Umstandes berufen, dass ich, die jetzt näher zu begründende Annahme unablässig im Auge habend, mich seit einer Reihe von Jahren mit den verschiedenartigsten Quellen jener Zeit beschäftigt habe, ohne in ihnen, von dem abgesehen, worauf ich in der folgenden Erörterung selbst hinweisen werde, irgend etwas zu finden, was mit jener Annahme nicht in Einklang zu bringen wäre.

I.

1. Das Privateigenthum an Kirchen im Allgemeinen. — 2. Unterschied zwischen Herrschaft und Vogtei. — 3. Zusammenhang zwischen Herrschaft und Patronat. — 4. Das Grundeigenthum, nicht die Gründung ist massgebend für die Herrschaft. — 5. Erwerb der Kirchen durch Auflassung. — 6. Nothwendigkeit eines Herrn für jede Kirche. — 7. Unfähigkeit der Kirchen zum Grundeigenthum nach germanischer Auffassung. — 8. Die Investitur als wesentlichste Befugniss des Herrn. — 9. Einwendungen; anscheinender Erwerb zu Eigen durch Kirchen; Herrschaft Geistlicher, welche bei Richtigkeit der Annahme auch für die Bisthümer einen höheren Herrn nöthig macht.

1. Haben wir uns die Aufgabe gestellt, nachzuweisen, dass die Reichskirchen mit ihrem Gute als Eigenthum des Reiches betrachtet wurden, so wird es angemessen sein, zunächst das Privateigenthum an Kirchen im Allgemeinen ins Auge zu fassen. Konnte das Reich Eigenthum an Grund und Boden und anderen Sachen haben, wie jeder Private, so konnte es auch wie dieser Eigenthum an Kirchen haben, falls die Zulässigkeit des Privateigenthums an solchen für jene Zeiten überhaupt zugestanden wird. Und da das bezüglich anderer

Kirchen schon bisher durchweg anerkannt wurde, so gewinnen wir damit den Vortheil eines unbestrittenen Ausgangspunktes.

Jedes Urkundenbuch bietet Belege dafür, dass man in den Jahrhunderten, welche dem Investiturstreite vorausgingen, dann aber auch über diesen hinaus Klöster, Pfarrkirchen und sonstige Kirchen als Gegenstände des Privateigenthums behandelte. Sie stehen *in proprietate* des Herrn, werden von ihm als Sachen *nostre proprietatis* bezeichnet, *in proprium* oder *iure proprietatis* besessen; oder *iure allodii,* werden *in allodium proprium* gegeben, als *allodium meum* bezeichnet; oder als *hereditas,* werden besessen *hereditario iure*; oder auch *iure dominii,* sind der *dominatio* des Berechtigten unterworfen, der sich als ihr *dominus* bezeichnet; mit Häufung der Ausdrücke entsagen 1137 in Italien neun Berechtigte *patriciniatu et dominio et senioradio* eines Klosters (Zacharia Anecdota 326). Es wird denn auch über dieselben ganz so, wie über jedes andere Eigenthum verfügt. Die Kirchen werden allein oder als Zubehör einer grösseren Gütermasse vererbt, verschenkt, vertauscht, verkauft, werden Frauen zum Witthum, Töchtern zur Ausstattung gegeben, werden mit anderem Gute confiscirt, werden insbesondere häufig zu Lehen gegeben. Streitigkeiten, welche sich aus diesem Verhältnisse ergaben, waren vor demselben weltlichen Gerichte zum Austrag zu bringen, welches überhaupt zur Entscheidung von Streitigkeiten über Grundeigenthum befugt war. Die Kirche mochte das Verhältniss missbilligen; sie mochte es versuchen, auf das Gewissen der Eigenthümer einzuwirken, die Uebung gewisser Befugnisse des Eigenthums als sündhaft bezeichnen; es konnte ihr gelingen, die Staatsgewalt zu einem Eingreifen in ihrem Sinne auf dem Wege der Gesetzgebung zu bestimmen; sie hatte es schliesslich in ihrer Gewalt, die Spiritualien zu sperren, die Verwendung der Kirche für gottesdienstliche Zwecke zu untersagen, wenn der Eigenthümer sich ihren Forderungen nicht fügte. Konnten aber solche äusserste Schritte ihrem eigenen Interesse nicht entsprechen, würden sie bei der Allgemeinheit des Verhältnisses das ganze kirchliche Leben gelähmt haben, so musste sie dasselbe in dem Umfange hin nehmen, in dem dasselbe durch das weltliche Recht anerkannt und geschützt war.

2. Zwischen der Herrschaft über die Kirche und der Vogtei ist bestimmt zu scheiden. Schon deshalb können beide Verhältnisse nicht zusammenfallen, weil der Vogt als weltlicher Schützer und Vertreter der Kirche immer ein Laie sein soll, Herren der Kirchen aber sehr gewöhnlich Bischöfe, Aebte und andere Geistliche waren. Die Rechte des Herrn schlossen zweifellos auch die Verfügung über die Vogtei in sich. War derselbe ein Laie, so war es am natürlichsten, wenn er auch die Vogtei selbst übte; doch war auch das nicht gerade immer der Fall. War der König durch Uebertragung der Gründer Herr der Abtei Nienburg, so sollte der Vogt aus der Familie der Gründer gewählt werden (Cod. dipl. Anhalt. 1, 38). Auch sonst fehlt es nicht an Beispielen, dass weltliche Herren einen anderen Vogt setzen oder der Kirche die Wahl desselben überlassen. War der Herr ein Geistlicher, etwa ein Bischof, so musste die Vogtei in anderen Händen sein; die Kirche konnte dem Vogte des Bisthums unterstehen, es konnte ihr ein besonderer Vogt vom Bischofe bestellt werden, es konnte ihr die Wahl überlassen sein. Am deutlichsten tritt die Scheidung hervor, wenn ein Laie eine Kirche an einen Geistlichen überlässt, sich aber die Vogtei, welche dieser ohnehin nicht üben kann, vorbehält. So gibt 1121 der Graf von Namur das Kloster Floreffe, *quam prius ad usus nostros iure allodii tenebamus*, an den h. Norbert; *advocationem vero totius possessionis et familie nobis retinuimus* (Bertholet Hist. de Luxemb. 4, 2; vrgl. Böhmer Acta 77).

3. Mit dem Patronat dagegen fällt das Eigenthum an Kirchen wenigstens dann zusammen, wenn wir darunter die Gesammtheit der Befugnisse verstehen, welche nach den Anschauungen irgendwelcher Zeit Privaten an einer Kirche zustehen konnten und zustanden, es nicht auf das beschränken, was die Kirche in dieser Richtung für zulässig erkannte. Aber auch wenn wir den Ausdruck im Sinne der späteren kirchlichen Gesetzgebung fassen, findet insofern ein bestimmter Zusammenhang statt, als uns das Patronat eine Fortsetzung des alten Herrschaftsverhältnisses darstellt, den Rest der Befugnisse bezeichnet, welche die Kirche den früheren Eigenthümern da zugestand, wo es ihr gelang, in diesen Verhältnissen ihre Auffassung zur Geltung zu bringen.

Der Ausdruck Patronus hat in dieser Richtung erst spät eine feststehende Bedeutung gewonnen (vrgl. Kaim Kirchen-Patronatrecht 33. 155; Phillips K. R. 7, 642. 660). Dem Wortsinne nach konnte er allerdings auch verwandt werden, um den Herrn der Kirche zu bezeichnen. Aber zunächst scheint man dabei die Vogtei im Auge gehabt zu haben, da der Vogt auch der Patron heisst, wo er nicht zugleich der Herr ist. Der Vogt des Bischofs von Passau heisst 898 *advocatus atque patronus sanctae dei casae sub ditione illius sedis episcopi constitutus;* das Stift Limburg wird 940 vom Gründer anscheinend an das Reich gegeben, unter dem Vorbehalte, dass jeder künftige Erbe, der Schloss Limburg besitzt, *habeatur eiusdem monasterii patronus et advocatus;* und 1171 heisst es geradezu *patronus, qui vulgo dincvogt dicitur* (Mon. Boica 28,120; Beyer Mittelrhein. Urk.-B. 1, 239. 2, 50). Waren in England die Ausdrücke Vogtei und Patronat überhaupt gleichbedeutende, so finden sich auch in kirchenrechtlichen Quellen des zwölften Jahrhunderts beide wohl zusammengeworfen, oder es ist vom Vogte die Rede, wo zunächst der Patron in späterer Bedeutung gemeint ist (z. B. C. 23. 24 X 3, 38). Waren bei Laien, welche man zunächst im Auge hatte, Herrschaft und Vogtei gewöhnlich verbunden, so ist es erklärlich, wenn man da nicht genauer schied.

Wenigstens seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts ist aber auch in Deutschland in den Urkunden häufig von einem Patronatrechte die Rede, wo es die Vogtei schon deshalb nicht bezeichnen kann, weil es Kirchen zusteht oder diesen übertragen wird (z. B. 1200. 1202: Böhmer Acta 195. 198). Und nun wird der Ausdruck in so weit gleichbedeutend mit dem früheren Eigenthume gebraucht, als wir als Patrone die Personen bezeichnet finden, welche erweislich schon früher Herren der Kirche waren. So heisst es 1210, dass die Abtei Laach in Spiritualien ihren Gerichtsstand vor dem Erzbischofe von Trier habe, vor dem Erzbischofe von Köln aber *tanquam iudice seculari et patrono;* 1216 entscheidet ein Cardinal, dass die Abtei Komburg in Spiritualien unter Wirzburg stehe, aber unter Vorbehalt der Leistungen, welche *ratione iuris patronatus* dem Erzbischofe von Mainz zukommen; 1219 wird der Bischof von Bamberg als Patron der Abtei Altaich bezeichnet (Günther

Cod. Rheno Mos. 2, 97; Mon. Boica 37, 197; Böhmer Acta 243). In allen diesen Fällen war der betreffende fremde Bischof schon von früherher Herr der Abtei, handelte es sich erweislich nur um eine Fortsetzung des alten Verhältnisses. Besonders bezeichnend ist es, wenn ein Schriftsteller dieser Zeit von dem *ius patronatus* redet, welches früher dem Kaiser an der 1166 an Magdeburg vertauschten Abtei Nienburg zugestanden habe (Chr. Montis Sereni zu 1171), obwohl das Recht des Reiches an den Reichsabteien weder früher noch später so bezeichnet wurde; der Ausdruck musste ihm also geeignet erscheinen zur Bezeichnung des Herrschaftsverhältnisses, wie es früher bestand.

Genauer zu untersuchen, in wie weit es sich auch jetzt noch da, wo von einem Patronatrechte die Rede ist, um die ausgedehnten Befugnisse des früheren Eigenthums handeln kann, ist für unseren Zweck nicht erforderlich. Denn in dieser späteren Zeit ist zumal vom Standpunkte des kirchlichen Rechtes das Rechtsverhältniss der Reichskirchen zum Reiche vom Patronate durchaus verschieden. Die kirchliche Gesetzgebung des zwölften Jahrhunderts war bemüht, den Begriff des Privateigenthums an Kirchen überhaupt zu beseitigen, dem früheren Eigenthümer nur noch gewisse beschränkte Befugnisse an der Kirche zuzugestehen und auch diese dem Gebiete des weltlichen Rechtes zu entziehen (vrgl. Kaim a. a. O, 1, 175; dann insbesondere die mir erst kurz vor Abschluss der Arbeit bekannt gewordene gründliche Darstellung bei Phillips K. R. 7, 645 ff.). Wie langsam ihr das gelang, wie lange das alte Verhältniss sich trotzdem vielfach fast ungeändert erhielt, würde sich leicht nachweisen lassen. Andererseits ergibt sich aber doch, dass, wo im dreizehnten Jahrhunderte vom Patronatrechte, zumal bei Laien die Rede ist, mehr und mehr nur die beschränkten, von der Kirche als zulässig erkannten Befugnisse zu verstehen sind; es ergibt sich das insbesondere daraus, dass als Hauptbefugniss des Patron jetzt sehr häufig zunächst nur das Recht der Präsentation des Priesters betont wird.

Waren thatsächlich die Befugnisse der früheren Eigenthümer noch ausgedehntere, findet sich insbesondere trotz des bestimmten Verbots auch wohl noch von Laien die Investitur ertheilt, so konnte das jetzt vom kirchlichen Standpunkte aus nur noch als unzulässige Anmassung erscheinen. Nach einer Seite

hin hatte da aber die Kirche selbst eine Ausnahme gestattet; die herkömmliche Investitur der Bischöfe und Aebte des Reiches durch den König wurde 1122 auch von der Kirche als zu Rechte bestehend anerkannt. Nehmen wir daher vorläufig an, was wir später genauer zu erweisen haben werden, die Stellung der Reichskirchen zum Könige sei ursprünglich einfach dieselbe gewesen, wie die anderer Kirchen zu ihren Herren, so hat sich seit dem Investiturstreite das früher einheitlich gestaltete Verhältniss in wesentlich verschiedener Richtung weiter entwickelt. Bei den Reichskirchen setzt sich das alte Verhältniss ohne wesentliche Aenderung seines ursprünglichen Charakters fort; die Versuche der Kirche, es auch hier in seiner Wurzel zu beseitigen, werden aufgegeben, während es ihr dann allerdings gelingt, das Königthum zum Aufgeben bald dieser, bald jener daraus entspringenden Einzelbefugniss zu nöthigen, so dass es nicht blos in seinen Formen, sondern auch in seinen Befugnissen in eine blosse Lehensherrlichkeit übergeht, insbesondere bezüglich des mit dem Lehen verbundenen Kirchenamtes dem Könige schliesslich nicht einmal so viel Einfluss verbleibt, als die Kirche selbst den Patronen verstattet. Bei anderen Kirchen dagegen, wenigstens so weit sie Laien zustehen, wird das Verhältniss in seiner Wurzel beseitigt, das dem weltlichen Rechtsgebiete angehörende Eigenthumsrecht überhaupt von der Kirche nicht mehr anerkannt und nur ein schwacher Ersatz durch die Befugnisse des dem Gebiete des Kirchenrechtes angehörenden Patronats gewährt.

Ist so der unmittelbare Zusammenhang zwischen dem früheren Eigenthume und dem späteren Patronate auch unzweifelhaft, so wird es sich doch nicht empfehlen können, den letzteren Ausdruck auch für das frühere, auf wesentlich anderen Anschauungen beruhende Verhältniss zu gebrauchen; zumal, wie gesagt, das Patronat nicht die einzige Fortsetzung desselben ist. Auch etwas anderes wird da zu beachten sein. Man wird das Patronat im engeren Sinne nicht gerade als eine neue Einrichtung betrachten müssen, man kann es als ein von jeher in der Kirche bestehendes Institut behandeln, insofern schon in der vorgermanischen Zeit Privaten einzelne Befugnisse, welche wir bei dem späteren Patronate wiederfinden, kirchlicherseits zugestanden waren. Fasst man nun alle und jede Befugnisse,

welche in verschiedenen Zeiten Privaten an Kirchen zustanden, als Patronat zusammen, so muss das die Anschauung nahe legen, als sei jenes weitergreifende Herrschaftsverhältniss nur als eine Ausartung des schon früher kirchlich geregelten Patronates zu betrachten, während dasselbe, wie mir scheint, mit diesem höchstens in ganz untergeordneter Verbindung steht, wesentlich durch besondere germanische Rechtsanschauungen begründet wurde. Wenigstens für unsere nächsten Zwecke wird da durchaus zu scheiden sein. Ich bezeichne als Herrschaft den Inbegriff aller der Befugnisse, welche auf das vom weltlichen Rechte anerkannte und geschützte, von der Kirche nur geduldete Eigenthum an Kirchen zurückgehen, während der Ausdruck Patronat auf die Befugnisse zu beschränken ist, welche das Recht der Kirche selbst unter Beseitigung des Eigenthumes Privaten an einer Kirche gestattete.

4. Fragen wir nach dem Ursprunge der Herrschaft über eine Kirche, so scheinen wir da zunächst auf die Gründung hingewiesen zu sein. Wo wir den Gang genauer verfolgen können, finden wir durchweg, dass das Eigenthum der Kirche dem Gründer und seinen Erben zusteht, oder demjenigen, dem diese ihr Recht übertragen haben. Dem entsprechend heisst es oft, dass eine Kirche jemandem *iure fundationis* zustehe. Auch scheint der Ausdruck *Fundator* wohl gebraucht, wo man weniger den Gründer oder dessen Rechtsnachfolger, als den Herrn überhaupt im Auge hatte; so wenn der zeitige Erzbischof von Trier als Fundator der ihm gehörenden Pfarrkirchen bezeichnet wird (Beyer 2, 413. 414. 421).

Gestattete nun die Kirche von jeher dem Gründer gewisse Befugnisse, so könnte allerdings dieses Verhältniss eine Auffassung befürworten, wonach die Herrschaft nur auf einer missbräuchlichen Ausdehnung jener Befugnisse beruhen würde. Eine genauere Beachtung der gebrauchten Ausdrücke ergibt aber bald, dass da eine ganz andere Auffassung zu Grunde lag, dass das Entscheidende nicht die Gründung als solche ist, sondern das Eigenthum an Grund und Boden, auf welchem die Kirche gegründet ist und welches dem Gründer auch nach der Gründung verbleibt, nicht etwa auf die Kirche selbst oder deren kirchlichen Vorgesetzten übergeht.

Nur deshalb fiel beides thatsächlich meistens zusammen, weil der Gründer die Kirche in der Regel auf seinem Allod erbaute. Gründete er sie auf fremdem Eigenthum, so standen ihm zweifellos auch keinerlei Eigenthumsrechte an derselben zu. Als es sich 1159 um die Aufnahme der kaiserlichen Boten in den Pallästen der Italienischen Bischöfe handelte, erklärte der Kaiser, dass diese nur dann den Bischöfen gehörten, wenn sie auf deren eigenem Boden lägen; *si autem in nostro solo et allodio sunt palacia episcoporum, cum profecto omne, quod inaedificatur, solo cedat, nostra sunt et palatia* (Mon. Germ. L. 2, 115). Nicht anders konnte das bei Kirchen sein, wenn diese überhaupt in Privateigenthum stehen konnten. Das Kloster Ilfeld gehört nicht dem Grafen von Honstein als Nachkommen des Gründers, sondern dem Reiche, weil es von den Vorfahren jenes *in fundo imperii* erbaut war (Böhmer Acta 300). So kann es insbesondere keinem Zweifel unterliegen, dass an eine auf Lehngut erbaute Kirche nur die lehnrechtlichen Erben Ansprüche hatten, dass sie in Ermanglung solcher nicht auf die landrechtlichen Erben überging, sondern mit dem Lehengute dem Herrn heimfiel.

Dieses Bedingtsein der Herrschaft über die Kirche durch das Grundeigenthum wird überaus häufig betont. Es heisst, dass die Kirche *in allodio, in patrimonio* des Herrn liege; noch in der späteren Entwicklung ist Rede von dem *ius patronatus allodio annexum*. Bei weitem am häufigsten wird in dieser Richtung das Eigenthum am *fundus ecclesie* hervorgehoben. Dem Herrn steht die *proprietas fundi* zu; eine Kirche wird einem Andern überlassen *cum pleno fundi dominio;* um 1160 sagt der Kaiser, dass, wenn der *fundus ecclesie ad laice persone dominium* gehöre, so komme dem *dominus fundi* ein Drittel des Nachlasses des Geistlichen zu (Böhmer Acta 107). Besonders häufig heisst es, dass die Kirche Jemandem *ex iure fundi* gehöre, ein Ausdruck, der denn auch wohl gebraucht wird, um das weltliche Abhängigkeitsverhältniss vom kirchlichen zu scheiden; so wenn der Erzbischof von Mainz bestätigt, *ut cella illa cum allodiis suis iure fundi Metensi attineret ecclesie, iure autem dioecesario mihi meisque successoribus* (Calmet Hist. de Lorraine 2, 338). Oder die Herrschaft wird darauf zurückgeführt, dass die Kirche *in fundo* Jemandes liege oder gegründet

sei; die Herrschaft der Abtei Tegernsee über Dietramszell wird 1180 dadurch begründet, dass letztere Kirche *in fundo Tegernseensis ecclesie constructa et ex bonis eius ampliata et dotata* sei (Meichelbeck Hist. Fris. 1, 372); Heinrich der Löwe bestätigt einen Tausch zwischen zwei Klöstern, *quia utraque abbatia in fundo nostro esse et ad nos respectum habere dinoscitur* (Stumpf Acta Magunt. 78).

5. Dem entsprechend wird denn auch die Herrschaft einer Kirche in derselben Weise erworben, wie anderes Grundeigenthum, also da, wo es sich nicht um Ererbung handelt, durch Traditio, durch Auflassung. Die Auflassung von Kirchen wird überaus häufig erwähnt; und wo uns genauere Angaben vorliegen, begegnen wir ganz denselben Formen und Ausdrücken, wie sie auch sonst bei der Uebertragung von Grundeigenthum üblich sind.

Das Kloster Lorsch wird vom Grafen Cancor und seiner Mutter gegründet, dann *sub traditionis titulo* einem ihrer Verwandten, dem Erzbischofe Ruotgang von Metz übergeben, und zwar in sein persönliches Eigenthum, nicht etwa in das seiner Kirche, da es ausdrücklich heisst, *nullius quidem episcopii seu cuiuslibet ecclesie iuri aut dominio subiicientes.* Ruotgang übergibt dann das Kloster mit allem Zubehör *eo tenore, quo sibi tradita fuerant,* an seinen Bruder Gundeland, welcher nach jenes Tode *traditum sibi a fratre locum* verwaltet. Von ihm will nun der Sohn Cancor's den Ort *proprietatis titulo vendicare,* behauptend, *quod suus pater C. eum de ipso monasterio vestitum dimisisset.* Gundeland erweist dann aber im Hofgerichte die Tradition an Ruotgang, worauf jener von seinen Ansprüchen auf das Kloster absteht und sich *per festucam ante nos (regem) exinde dixit exitum.* Da dann aber Gundeland, obwohl *in iuris sui quieta possessione confirmatus,* weitere Anfechtungen fürchtete, *monasterium cum omnibus illuc pertinentibus in manus et mundeburdem regis Karoli tradidit;* von da ab gehörte es dem Reiche (vrgl. Chr. Lauresham. Mon. Germ. 21, 341 ff.).

Das Kloster Elten war vom Grafen Wichmann dotirt, eine seiner Töchter zur Aebtissin bestellt und das Kloster selbst dem Könige übergeben. Nach dem Tode der ersten Aebtissin bestritt die andere Tochter die Rechtsbeständigkeit, weil nach sächsischem Rechte der Vater ohne ihre Einwilligung

nullam potuisset facere traditionem. Dieser Streit wurde 996 vor dem Kaiser geschlichtet. Zunächst erhielten die Tochter und ihr Mann durch *retraditio* vier Höfe aus dem Klostergut. Weiter sagt der Kaiser dann von ihrem Manne: *idipsum monasterium sua propria suaeque coniugis manu in nostrum publice contradidit mondiburdium, et sicut mos est laicorum cum festuca ab eodem semet exuit praedio; — insuper B. omnia eiusdem monasterii praedia, quae prior abbatissa duntaxat in sua habuit potestate et investitura, ad reliquias sancti Viti — concessit radicitusque contradidit* (Lacomblet Urk. B. 1, 78).

Von den Gründern des Klosters Ravengirsburg sagt 1074 der Erzbischof von Mainz: *predia sua — ad altare s. Christophori martiris in loco R. nominato, quem locum comes idem hereditario iure possederat et in dotem eidem coniugi sue donaverat, potestativis manibus legaverunt*; ebenso ihre Servientes; dann erst geben sie *predictum locum R. et omnia, que vel prius illuc pertinebant vel que ipsi postea illuc tradiderant,* an den Altar des h. Martin im Dome zu Mainz, also an das Erzbisthum, damit der Erzbischof dort ein Kloster gründe. *Ea mancipatione ita verborum nexu peracta et investitura prediorum eorundem ad sedem nostram triduana possessione per ecclesiasticos servientes nostros, sicut ius et mos postulat, confirmata,* geht der Erzbischof an Ort und Stelle; *et bonis predictis et illius loci servientibus in potestatem nostram per iuramenta susceptis, nec non comite B. et uxore eius H. proprietate in eisdem prediis et mancipiis stipula abrenuntiantibus omnia episcopali banno stabilivimus* (Beyer 1, 431).

Nach Urkunde von 1123 gab Graf Werner einem seiner Vasallen *ius et potestatem, quam ipse habebat de dando et contradendo cenobio, quod vulgariter sale vocant,* damit er im Falle seines Todes das Kloster mit allem Zubehör, *cum omni proprietate et iusticia, qua illud hereditario iure f. m. W. comes et filius eius R., primitivi illius ecclesie fundatores, omnisque progenies usque in illum diem possiderant,* an die Kirche von Mainz *in perpetuam proprietatem* übergebe (Guden Cod. dipl. 1, 60). Solche Vermittlung von Treuhändern wird auch sonst wohl erwähnt. So heisst es 1161, dass Jemand auf seinem Eigen ein Kloster erbaut habe, welches er *ad altare C. Kyliani martiris et ad episcopatum Werzeburgensem per manum H. et B. de*

T., in quorum potestatem per fidei commissum prefatum territorium venerat, donavit et tradidit (Mon. Boica 37, 80).

Wie festgewurzelt die Anschauung war, dass das Eigenthum an einer Kirche nur in den für die Erwerbung an Grundeigenthum überhaupt üblichen Formen erworben werden könne, zeigt sich am deutlichsten darin, dass man später in Fällen, wo jede weltliche Herrschaft ausgeschlossen sein sollte, an der Form insofern festhielt, als die Auflassung an Gott und bestimmte Heilige erfolgte. So wird 1099 ein Kloster übergeben *Deo et s. Benedicto sollemni traditione omnino in proprietatem* (Wirtemb. U. B. 1, 315); ähnliche Ausdrücke finden sich in dieser Zeit sehr häufig. In naivster, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassender Weise zeigt sich die Form 1129 bei Gründung des Klosters Schiffenburg, wo die Gründerin den Platz mit Zubehör *per manum G. mariti sui — summo deo creatori et gubernatori omnium beatissimeque dei genitrici Marie libere contradidit, cirotheca in altum quasi ad deum proiecta* (Beyer 1, 524). Oder 1029 in Italien, wo solche Formen früher vorkommen: *per cultellum, fistucam nodatam, wantonem et per wasonem terrae atque per ramum arboris ad eundem deum et ad praefatos sanctos eius legitimam facimus traditionem et investituram* (Muratori Antiq. 1, 344).

6. Schon der Umstand, dass man in solchen Fällen das Herrschaftsverhältniss nicht einfach unberücksichtigt liess, wenigstens einen überirdischen Eigenthümer nicht glaubte entbehren zu können, führt uns auf die Anschauung der Nothwendigkeit eines Herren für jede Kirche. Hätte das von jeher Gott oder ein Heiliger sein können, so wäre damit allerdings die Ausschliessung thatsächlicher irdischer Herrschaft zulässig gewesen. Aber es handelt sich bei dieser Fiction um eine Auffassung, welche wenigstens in Deutschland erst in der Zeit des Investiturstreites aufgekommen sein wird, da ich kein früheres Beispiel dafür finde. Auflassungen an den Heiligen als Repräsentanten seiner Kirche finden sich allerdings sehr häufig. Aber es ist da wohl zu unterscheiden. Was ihm aufgelassen wird, sind einzelne Güter und Rechte, welche dann einen Zubehör der Kirche bilden; nie aber die Kirche oder der Fundus ecclesiae selbst. Ganz deutlich zeigt sich das in den mitgetheilten Angaben über Elten und Ravengirsburg. Es

handelt sich da um eine doppelte Auflassung; die bezüglichen Güter werden an die Reliquien des h. Vitus oder den Altar des h. Christophorus aufgelassen, also an die bezügliche Kirche; diese Kirche selbst aber dort an den Kaiser, hier an den Erzbischof von Mainz. So überaus zahlreich die Fälle sind, dass der Gründer oder Eigenthümer einer Kirche seine und seiner Erben Eigenthumsrechte aufgibt, so finde ich doch in früherer Zeit kein Beispiel, dass er dieselben der Kirche selbst oder dem diese vertretenden Heiligen überträgt. Die Kirche wird immer übergeben in das Eigenthum eines anderen Herrn, sei es des Königs oder anderer Laien, sei es des römischen Stuhles, eines Bisthums, einer Abtei; kann auch dabei die Form der Auflassung an einen Heiligen vorkommen, so ist das nicht der Heilige der Kirche selbst, sondern der Heilige der zur Herrschaft über sie berufenen Kirche.

Das wird nun aber dadurch besonders beachtenswerth, dass die bezüglichen Zeugnisse oft zweifellos ergeben, dass der Herr, der auf seine Eigenthumsrechte verzichten wollte, die Uebertragung derselben auf einen anderen geistlichen oder weltlichen Herrn als ein nothwendiges Uebel betrachtete, als etwas, was er gern vermieden hätte, wenn das überhaupt zulässig gewesen wäre. In manchen Fällen konnte allerdings die Ueberlassung an einen anderen Herrn durch sein materielles Interesse veranlasst sein; war das Eigenthum an Kirchen durchweg ein nutzbringendes, so konnte die Ueberlassung durch eine entsprechende Gegenleistung veranlasst sein. Aber das ist keineswegs überwiegend der Fall. Man sieht deutlich, dass für die Bestimmungen, welche der Gründer bezüglich seiner Kirche traf, sei es, dass er sie sich und seinen Erben vorbehielt, sei es, dass er sie einem anderen Herrn überliess, sehr häufig das eigene Interesse gar nicht massgebend war, sondern lediglich die Erwägung, wie das Interesse der Kirche selbst am besten zu wahren sei. Dabei ergibt sich dann häufig, dass die Gründer selbst sichtlich das Fortbestehen einer Herrschaft über die Kirche als etwas für diese Bedenkliches betrachten. Die Herrschaft lassen sie trotzdem bestehen. Aber sie treffen die verschiedenartigsten Bestimmungen, um wenigstens einem Missbrauche des Eigenthumsverhältnisses möglichst vorzubeugen, dasselbe der Kirche möglichst wenig fühlbar zu machen. Der

Gründer verpflichtet etwa seine Erben, keinerlei Leistungen von der Kirche anzusprechen, sie nicht unter sich zu theilen, ihr keine Güter zu entziehen. Oder er gibt sie an den König oder an einen Bischof, bedingend, dass die Kirche zu keinen, oder doch nur zu geringen, fest bestimmten Leistungen verpflichtet sein soll. Für den Fall eines Missbrauches der Herrschaft durch den Bischof wird wohl bestimmt, dass dieselbe an die Erben zurückfallen oder auf die römische Kirche übergehen soll. Aber auch bei dieser hielt man sich gegen Missbrauch nicht gesichert; 1085 geben die Gründer ein Kloster an die römische Kirche, aber so, dass es an die Erben zurückfallen soll, wenn der Papst es einer anderen Gewalt unterwirft (Verci Ecelini 3, 16). Am bezeichnendsten in dieser Richtung dürfte die Urkunde sein, durch welche Graf Ulrich von Lenzburg 1036 die Verhältnisse der von seinen Eltern gegründeten und ihm gehörenden Stiftskirche Beromünster ordnet (Schannat Vindemiae 1, 773). Lange, sagt er, habe er darüber nachgedacht, *qualiter post obitum meum eadem canonica liberaliter deo servire valeat. Regalem nolui facere nisi coactus, quoniam saepe accidit, si parva res in manus magnorum venerit, ut vel omnino negligatur, aut parum defendatur.* Auch habe er sie nicht seinen Enkeln insgesammt überlassen wollen, da diese sie dann unter sich theilen würden. Er habe sie daher schliesslich einem seiner Enkel tradirt, und zwar so, dass sie auch in Zukunft immer nur auf einen einzigen, und zwar den ältesten Erben übergehen solle; diesem werden dann eine Reihe von Verpflichtungen auferlegt, welche die Kirche gegen Missbrauch seiner Gewalt schützen sollen. Hält er diese nicht ein, so soll die Kirche unter denselben Verpflichtungen an den Bischof von Constanz kommen. *Quod si idem episcopus vel aliquis advocatus, quem ille vice sua posuerit, suadente humana malitia praefatam canonicam neglexerit et canonicos iniuste disturbaverit et praescriptam constitutionem irritam fecerit, tunc ipse et ecclesia sua praenominatum locum et omnia, quae illius sunt, penitus amittat, et imperator, quicumque tunc temporis erit, succedat et teneat et perpetuae libertatis privilegio eundem locum amplificet; ipsi vero imperatori non pono auctorem vel iudicem, nisi deum regem regum, a quo cogatur in die iudicii reddere rationem, quam bene et caute praedictam canonicam studuerit tueri.*



Wenn man so das Bedenkliche jeder Herrschaft nicht verkannte und zugleich bereit war, für sich und seine Erben auf jeden materiellen Vortheil zu verzichten, weshalb sah man dann nicht lieber von jedem Herrn für die Kirche ganz ab? weshalb übertrug man das massgebende Grundeigenthum nicht einfach der Kirche selbst oder dem Heiligen derselben? Allerdings wird bei solchen Verfügungen durchweg der Schutz des Herrn betont. Aber das Bedürfniss weltlichen Schutzes konnte da nicht das massgebende sein. Denn für diesen war der Vogt bestimmt, und wir wiesen bereits nach, dass Herrschaft und Vogtei bestimmt auseinander zu halten sind. Von diesem Gesichtspunkte aus wären nur die Verhältnisse der Vogtei zu ordnen gewesen. Und das zeigt sich denn auch, als man später wirklich anfing, von einem weltlichen Grundherrn abzusehen; so wird 1129 das Grundeigenthum des Kloster Schiffenburg Gott und der h. Jungfrau übertragen, die Vogtei aber dem ältesten Erben der Gründerin (vrgl. §. 5). Und wenn man sich später durch das Bedürfniss weltlichen Schutzes nicht abhalten liess, das Grundeigenthum Gott oder dem Heiligen der Kirche zu übertragen, weil man weltliche Herrschaft fern halten wollte, so ist nicht abzusehen, weshalb man das aus demselben Grunde nicht schon früher that.

Finden wir demnach, dass bis auf die Zeit des Investiturstreites auch da, wo man die weltliche Herrschaft als ein Uebel betrachtete und dieselbe im Interesse der Kirche gern aufgegeben hätte, dieselbe dennoch vom Gründer oder Eigenthümer festgehalten oder auf Andere übertragen wird, so muss das doch nothwendig auf die Anschauung führen, dass man dieselbe damals als unerlässlich betrachtete. Dass Kirchen in jener Zeit einen Privateigenthümer, einen Grundherrn haben konnten, war schon bisher allgemein anerkannt. Nach dem Gesagten, welches in späteren Erörterungen weitere Unterstützung finden wird, glaube ich da einen Schritt weitergehen und annehmen zu dürfen, dass jede Kirche einen solchen Herrn haben musste.

7. Haben wir das Verhältniss nicht als Ausnahme, sondern wenigstens im deutschen Reiche als Regel zu betrachten, so muss dasselbe auf einem ganz allgemeinen Gesichtspunkte beruht haben, der nicht blos bei einzelnen, sondern bei allen Kirchen zutraf. Kirchliche Gesichtspunkte müssen bei einer

Einrichtung, welche die Kirche immer nur widerstrebend hinnahm, ausser Rechnung bleiben; es muss sich um Gesichtspunkte des weltlichen Rechtes handeln. Da fanden wir nun, dass das die Herrschaft über die Kirche Begründende das Eigenthum am Grund und Boden ist, auf welchem die Kirche erbaut war (vrgl. §. 4). Musste aber nach unserer Annahme jede Kirche einen Herrn haben, so ergibt sich daraus weiter, dass keine Kirche Eigenthümerin des Grundes und Bodens war, auf welchem das Kirchengebäude stand. Gerade bei diesem müssten wir aber gewiss Eigenthumsrechte der betreffenden kirchlichen Stiftung vorzugsweise erwarten, wenn dieselbe überhaupt des Grundeigenthums fähig war. Und damit scheint doch ziemlich bestimmt der Weg gewiesen, wie jene auffallende Erscheinung der Nothwendigkeit eines Herrn für jede Kirche zu erklären ist. Der Grund wird zu suchen sein in Unfähigkeit der Kirchen zum Grundeigenthume nach germanischer, insbesondere wohl fränkischer Rechtsanschauung.

Das römische Recht fasste allerdings die kirchliche Stiftung als juristische Person, welche als solche Eigenthum haben konnte. Diese Auffassung scheint dem deutschen Rechte in früherer Zeit durchaus fremd zu sein. Man sieht das wohl am deutlichsten daraus, dass nicht einmal Besitz und Genuss der kirchlichen Stiftung als solcher zustehen, sondern, worauf wir zurückkommen, nur dem zeitigen Vorsteher. Für das Grundeigenthum zumal verlangte man zweifellos bestimmte physische Personen. Selbst als die alte Auffassung sich lockerte, als man von einem irdischen Grundherrn absah, legte man, wie wir sahen, für diesen Zweck zunächst Gott oder dem Heiligen privatrechtliche Persönlichkeit zu.

Allerdings ist die kirchliche Stiftung durch eine physische Person, den Bischof, Abt oder sonstigen Vorsteher, vertreten. Diese kann auch zugleich Grundeigenthümer der Kirche und ihres Gutes sein. Sie kann die Kirche, wie das oft vorkommt, ererbt, oder auf ihrem Grund und Boden gebaut haben, oder es kann ihr dieselbe vom Eigenthümer überlassen sein. Einen solchen Zustand fanden wir zu Lorsch, wo die beiden ersten Aebte zugleich die Eigenthümer waren (vrgl. §. 5). Aber auch damit war für das dauernde Recht der Kirche nichts gewonnen, da es kein Mittel gab, die Eigenthumsrechte des zeitigen Vor-

stehers auf den jedesmaligen Nachfolger zu übertragen. Auf dem regelmässigen Wege der Vererbung würde die Grundherrschaft an die natürlichen Erben gekommen, damit also durchweg der Kirche entfremdet sein. Um das zu verhüten, bot sich nun allerdings das Mittel, das Eigenthum schon bei Lebzeiten der Person aufzulassen, welche zum Nachfolger bestimmt war. In Einzelfällen wurde dieser Weg wirklich eingeschlagen; wir sahen, dass das Kloster Lorsch vom ersten Vorsteher schon bei Lebzeiten dem Bruder, der dann nachfolgte, aufgelassen wurde. Dass sich damit aber durchgreifend nicht abhelfen liess, liegt auf der Hand. Wollte man das Kirchengut nicht der Gefahr aussetzen, bei einem plötzlichen Todesfalle den natürlichen Erben oder als herrenlos dem Könige zuzufallen, so hätte der Vorsteher dasselbe schon gleich bei seinem Amtsantritt einem zur Nachfolge Bestimmten auflassen müssen, was doch nicht statthaft sein konnte, oder wäre zur Herstellung einer kirchlichen Succession auf ähnliche künstliche Mittel verwiesen gewesen, wie sie jetzt wohl da ergriffen werden, wo der Staat die Kirche nicht als eigenthumsfähig betrachtet (vrgl. Poschinger Kirchenvermögen 301), welche aber, ohne dass es nöthig sein dürfte, das genauer zu begründen, den einfachen und andersgestalteten Rechtsverhältnissen jener Zeit gegenüber kaum durchführbar gewesen sein würden.

Als einfachster Weg, um unter solchen Verhältnissen der Kirche Besitz und Genuss ihres Gutes dauernd zu sichern' erscheint zweifellos der, dass die bezüglichen Rechte der Kirche gedeckt werden durch das Eigenthum einer Person, welche nicht allein persönlich des Eigenthums fähig, sondern auch fähig ist, dasselbe in einer den Interessen der Kirche entsprechenden Weise zu vererben. Dieser Weg wird ja auch jetzt wohl da eingeschlagen, wo der Staat ein Eigenthum der Kirchen nicht anerkennt, oder doch für die Zukunft befürchtet wird, dass er es nicht achten wird. Freilich wird dem Interesse der Kirche damit nur dann genügend gedient sein, wenn sie überzeugt sein darf, dass der Erbe sein Eigenthumsrecht nicht missbraucht. Dass das in jener früheren Zeit nicht durchweg zutraf, zeigen die Thatsachen, zeigen die mancherlei Vorkehrungen, welche in dieser Richtung getroffen wurden (vrgl. §. 6). Aber man wird das als das geringere Uebel haben hin-

nehmen müssen. Es spricht das nur um so mehr dafür, dass man den Rechtsverhältnissen jener Zeit gegenüber keinen anderen hinreichend sicheren Weg zu finden wusste, als den, das Besitzrecht der des Eigenthumes unfähigen Kirche durch das Eigenthumsrecht des Herrn zu decken. Auf dieses Verhältniss ist es wohl zu beziehen, wenn es in der Chronik von Lippoldsberg vom Sohne derjenigen, welche die Kirche dotirt hatte, heisst: *Erat enim ex successione matris quasi caracter et titulus dotis huius ipsius ecclesiae* (Mon. Germ. 20, 548).

8. Versuchte ich es, die Nothwendigkeit eines Herrn für die Kirche durch die Unfähigkeit derselben zum Grundeigenthum zu erklären, so scheint mir die Bürgschaft für die Richtigkeit dieser Annahme darin zu ligen, dass von ihr aus und, wie ich denke, nur von ihr aus die besondere Gestaltung jenes Herrschaftsverhältnisses ihre genügende Erklärung findet. Veranlasst durch die Weiterentwicklung des Verhältnisses im späteren Patronate, wo das Hauptgewicht auf die Präsentation fällt, fasst man als wesentlichste Befugniss auch der früheren Herrschaft wohl die Bestellung des Kirchenvorstehers. Das ist zweifellos nicht richtig. Allerdings liegt diese ursprünglich wenigstens in so weit in der Befugniss des Eigenthümers, als niemand ihn nöthigen konnte, einer ihm nicht genehmen Person den Besitz seines Eigenthums zu übertragen, die Kirche sich demnach auch dazu verstehen musste, die in ihrem Interesse zu stellenden Forderungen auf das geringste Maass zu beschränken, es nur zu oft hinnehmen musste, wenn selbst diese unbeachtet blieben. Aber der Herr kann im Interesse der Kirche auf diese Befugniss ganz verzichten, sich da jedes Einflusses begeben; es kann die Person, welche zeitweise die Kirche und deren Gut besitzen soll, anderweitig bestimmt, insbesondere auch von anderen gewählt sein, ohne dass er deshalb irgendwie aufhört, Herr der Kirche zu sein. Haben wir angenommen, dass das Verhältniss zunächst im Interesse der Kirchen selbst begründet war, so werden wir das Wesentliche desselben auch nur in solchen Befugnissen des Herrn suchen dürfen, welche dieser, auch wenn er seinerseits dazu bereit wäre, im Interesse der Kirche selbst nicht aufgeben kann.

Diese wesentliche, für das ganze Verhältniss massgebende Befugniss liegt nun zweifellos vor in dem Rechte des Herrn



auf Ertheilung der Investitur. Nach unserer Annahme beruhte das Verhältniss auf dem Bedürfnisse, der Kirche Besitz und Genuss ihres Gutes zu sichern. Auch ein Besitzrecht konnte strenggenommen nicht die Kirche als solche haben, sondern nur die bezügliche physische Person, ihr jedesmaliger Vorsteher. Dieser aber konnte ein gerichtlich geschütztes Recht auf Besitz und Genuss von Gütern, welche nicht sein Eigenthum waren, lediglich dadurch erhalten, dass ihm vom Eigenthümer eine Gewere an der Kirche und ihrem Gute übertragen wird, wie das eben bei der Investitur geschieht. Die Investitur kann daher nicht beseitigt werden, da sie keineswegs eine nur dem Interesse des Herrn dienende Befugniss ist, sondern das einzige Mittel, der Kirche den Besitz ihres Gutes zu verbürgen, so lange man an der Anschauung festhielt, dass dasselbe nicht im Eigenthum der Kirche selbst stehen könne.

Bei der Investitur, so weit sie für uns in Betracht kommt, übergibt der Eigenthümer dem zu Investirenden einen die Sache, um welche es sich handelt, sinnbildlich vertretenden Gegenstand in der Absicht, ihm dadurch ein Recht auf Besitz und Genuss der Sache selbst einzuräumen. Dass es sich dabei nach den Anschauungen jener Zeit selbst auf der einen Seite um Eigenthum, auf der anderen um Besitz fremden Eigenthums handelt, zeigt besonders deutlich eine Angabe des Placidus von Nonantola: *Investitura ideo dicitur, quia per hoc signum, quod nostri iuris est, alicui nos dedisse monstramus; quod enim nostrum est, cum alicui ex nostra parte ad possidendum concedere volumus, eum exinde investire curamus, significantes videlicet et hoc signo illud, quod damus, nobis iure competere, et illum, qui accipit, quod nostrum est, per nos possidere* (De honore eccl. c. 68 bei Pez Thes. anecd. nov. 2 b, 112). Dabei sehen wir von dem, später näher zu erörternden Umstande vorläufig ab, dass die Investitur nicht gerade immer unmittelbar vom Eigenthümer selbst ertheilt wird, sondern häufig von einer Person, welche selbst nur ein durch Investitur vom Eigenthümer erworbenes Besitzrecht an der Sache hat.

Welches Symbol dabei angewandt wird, ist an und für sich gleichgültig, wie ja auch bei der feudalen Investitur das Lehngut durch die verschiedenartigsten Gegenstände vertreten wird. Nur herkömmlich bediente man sich bei Aebten des

Stabes, wozu bei Bischöfen noch der Ring kam. Als die Sache, an welcher das Besitzrecht eingeräumt wird, erscheinen nicht einzelne mit der Kirche verbundene Güter und Rechte, sondern in erster Reihe die im Eigenthume des investirenden Grundherrn stehende Kirche selbst; mit dieser Hauptsache wird dann zugleich das Recht auf den Besitz aller Güter und Rechte erworben, welche einen Zubehör derselben bilden. Gewöhnlich ist daher nur schlechtweg von der *Investitura ecclesiae* oder häufig gleichbedeutend von dem *Donum ecclesiae* die Rede. Letzterer Ausdruck ist daraus zu erklären, dass man die Investitur als eine Schenkung auf Lebenszeit des Empfängers fasste. Das tritt besonders deutlich hervor in einer königlichen Urkunde von 914, in welcher die Investitur des gewählten Abtes von Lorsch bekundet wird. Die Mönche bitten, *ut — monasterium Liuthario — ad dies vitae suae concederemus; nos — illam abbatiam — cum omnibus appenditiis illuc rite pertinentibus Liuthario predicto abbati in dies vitae suae in proprium potestative donavimus;* die Urkunde wird ausgestellt, *quatinus prenotatus abbas ad dies vitae suae securam habeat potestatem* (Mon. Germ. 21, 386).

Es zeigt sich hier zugleich deutlich, wie durch die Investitur nicht die Kirche selbst oder die Gesammtheit der Mönche irgendwelche Rechte erwirbt, sondern lediglich ihr zeitiger Vorsteher persönlich. Wird allerdings, worauf wir zurückkommen, auch der Kirche selbst ein dauerndes Recht auf die zu ihr gehörenden Güter zugestanden, so ist doch die Auffassung, dass dieses Recht lediglich durch Einräumung eines Besitzrechtes an den zeitigen Vorsteher wirksam werden kann, so massgebend, dass dieser letztere wohl auch da zunächst ins Auge gefasst wird, wo es sich um Anerkennung jenes dauernden Rechtes der Kirche handelt. So werden 998 vom Kaiser einem Kloster seine Güter so bestätigt, *ut iam dicta abbatissa cunctis, quibus vixerit, diebus omnia, quae supra scripta sunt, ad praedictum coenobium pertinentia cum omni integritate habeat, teneat et fruatur* (Böhmer Acta 27). Das hatte dann die überaus wichtige Folge, dass lediglich der Vorsteher einen durch das weltliche Recht geschützten Anspruch auf Besitz und Genuss des Kirchengutes hatte, dass es von diesem Gesichtspunkte aus ganz in seinem Belieben lag, in wie weit er die Einkünfte in

rein persönlichem Interesse, oder aber im Interesse der ihm unterstehenden kirchlichen Stiftung verwenden wollte.

Schon die angeführten Zeugnisse ergeben bestimmt, dass das durch die Investitur erworbene Recht für Lebenszeit des Empfängers wirksam war, dass es nicht, wie bei der feudalen Investitur, mit dem Tode des Verleihers endete. Soll das Besitzrecht bei Lebzeiten des Investirten aufhören, so muss die Investitur durch Zurückgabe des Symbols an den Herrn rückgängig gemacht werden. Wir lesen wohl, wie ein Bischof oder Abt den Stab freiwillig zurückgibt, oder wie der König, weil er anderweitig über die Kirche verfügen will, Zurückgabe des Stabes verlangt; der Abt von Malmedy, von dem das gefordert wurde, um seine Kirche dem Erzbischofe von Köln schenken zu können, erklärte, dass das nie geschehen werde, wenn man ihm den Stab nicht stückweise aus den Händen reisse (Triumphus S. Remacli, Mon. Germ. 13, 441). Stirbt aber der Investirte, so endet unmittelbar die Wirksamkeit der Investitur; auch das Recht auf Besitz und Nutzen fällt dann wieder an den Investitor zurück. So heisst es im dreizehnten Jahrhunderte zunächst mit Beziehung auf die Pfründen am Stifte zu Coblenz: *beneficia — quando vacaverint, ad investitorem redibunt, donec loco earum personarum — alie substituantur;* es sei allgemeiner Brauch, dass *vacantia seu suspensa stipendia ad eum, de cuius manu ipsorum pendit donum, redire solent* (Beyer U. B. 2, 360. 361). Wurde das Recht als zunächst am Symbole haftend betrachtet, so ergab sich daraus der Brauch, nach dem Tode des Bischofes oder Abtes den Stab an den König zurückzusenden.

Eigenthum und Befugniss zur Investitur erscheinen danach nothwendig mit einander verbunden. Bis auf die Zeiten des Investiturstreites, wo durch das Verbot der Laieninvestitur und insbesondere durch die vielfach nur theilweise Beachtung desselben manche, der ursprünglichen Bedeutung nicht mehr entsprechende Verschiebungen veranlasst wurden, ist mir kein Fall bekannt, dass Eigenthum und Investitur in verschiedenen Händen waren. Wie festgewurzelt die Anschauung war, dass der Vorsteher ein Besitzrecht nur auf dem Wege der Investitur durch den Eigenthümer erhalten konnte, zeigt sich insbesondere darin, dass man an der Form auch da festhielt, wo die Kirche keinen irdischen Herrn haben sollte und demnach Gott oder

Heilige als Grundeigenthümer fingirt wurden (vrgl. §. 5). Dieser Anschauung entsprechend ist die Form dann durchweg die, dass der gewählte Vorsteher den Stab vom Hauptaltare zu nehmen hat, ihm somit die Investitur gleichsam durch Gott oder den Heiligen ertheilt wird. Als die Laieninvestitur verboten war, zeigen sich da wohl Uebergangsformen, durch welche die bisherigen Eigenthümer ihre Befugnisse zu wahren suchten. In Urkunde von 1117 heisst es, dass der Abt von St. Mihiel den Stab aus der Hand des Grafen erhalten habe; dass man dann das Verbot in der Weise umgangen habe, *ut baculus super altare a comite — poneretur et abbas eius ductu ad eum suscipiendum duceretur;* dass man es jetzt aber durchgesetzt habe, dass nur die Brüder den Abt zum Altare führen, um den Stab zu nehmen, und dem Grafen die Wahl nur anzeigen (Calmet H. de Lorr. 2, 262).

Diese enge Verbindung zwischen Investitur und Herrschaft entspricht zweifellos durchaus unserer Annahme, dass die letztere unerlässlich war, weil man die Kirche selbst des Eigenthums nicht fähig hielt. Um ihr die Nutzung ihres Gutes zu sichern, musste sie einen des echten Eigenthums fähigen Herrn haben, von welchem der zeitige Vorsteher vermittelst der Investitur eine Gewere am Gute erhalten konnte.

9. Traf unsere Annahme bis dahin auf keine Schwierigkeiten, so ist allerdings nicht zu verkennen, dass sich gegen dieselbe Einwendungen erheben lassen, welche sie wenigstens auf den ersten Blick unhaltbar zu machen scheinen.

Zunächst wird nach Tausenden von Urkunden von den einzelnen Kirchen durch Schenkung, Kauf und Tausch Grundeigenthum erworben, was mit unserer Annahme unvereinbar scheint. Da wird aber doch Alles auf eine genauere Prüfung ankommen, ob in solchen Fällen nothwendig an Erwerb des Eigenthums im strengen Sinne des Wortes gedacht werden muss. Scheint es geeigneter, diese Prüfung erst später mit nächster Rücksichtnahme auf die bezüglichen Verhältnisse des Reichskirchengutes als des Hauptgegenstandes unserer Untersuchung anzustellen, so mag es vorläufig genügen, auf das Ergebniss zu verweisen. Ich hoffe feststellen zu können, dass die Ausdrücke der Urkunden uns keineswegs nöthigen, den Erwerb von Eigenthum im strengen Sinne des Wortes anzunehmen,

dass sie sich vollkommen erklären, wenn wir von der Annahme ausgehen, dass für die Kirche, oder genauer für deren Vorsteher und dessen Nachfolger nur ein unentziehbares Recht auf Besitz und Genuss erworben wird, dass es sich, um uns der später üblichen Ausdrücke zu bedienen, nicht um den Erwerb des Obereigenthums, sondern des Nutzeigenthums für die Kirche handelt. Nehmen wir das vorläufig als erwiesen an, so bleibt damit unsere Annahme durchaus vereinbar. Was für die Kirche dauernd erworben wird, tritt zu dieser als Hauptsache in das Verhältniss des Zubehör; und dann liegt nichts näher als die Annahme, dass dem Herrn der Hauptsache auch das Obereigenthum am Zubehör zusteht. Das bestätigt sich dadurch, dass nach Massgabe bereits angeführter Belege und späterer genauerer Erörterungen die Investitur durch den Herrn sich nicht blos auf die Kirche selbst, sondern zugleich auf deren gesammtes Zubehör erstreckt, da niemals eine Beschränkung auf einzelnes Zubehör hervortritt, dessen Eigenthum dem Herrn etwa aus besonderem Titel zustehen könnte. Wir sind damit ganz bestimmt auf die Annahme hingewiesen, dass alles, was die Kirche erwirbt, damit zugleich Eigenthum ihres Herrn wird.

Bedenklicher noch könnte ein anderer Umstand erscheinen, den wir bisher absichtlich unberücksichtigt liessen. Als Herrn der einzelnen Kirche finden wir keineswegs immer einen Laien, sondern wohl überwiegend eine andere Kirche, beziehungsweise deren Vorsteher, dem dann auch die Investitur zusteht. Damit erhebt sich der Einwand, dass, wenn jede, also auch die herrschende Kirche des Grundeigenthums unfähig sein soll, in solchen Fällen der Grundbesitz der beherrschten Kirche durch das Eigenthum des Herrn nicht gedeckt erscheint. Damit würde dann unsere Annahme anscheinend nicht allein unzureichend, sondern überhaupt hinfällig.

Dieser Einwand würde aber nur dann stichhaltig sein, wenn wir in dem unmittelbaren, die Investitur ertheilenden Herrn zugleich immer den höchsten Herrn, den Obereigenthümer zu sehen hätten. Das Lehnsverhältniss zeigt uns, dass eine Nutzgewere am Gute nicht blos vom Eigenthümer selbst, sondern auch von dem erworben werden kann, der selbst nur eine auf die Eigengewere des höhern Herrn zurückgehende Nutzgewere hat, der damit allerdings als unmittelbarer Lehnsherr des

Vasallen erscheint, nicht aber auch Eigenthümer des Lehnsgutes ist. Nichts steht im Wege, das auch für die uns beschäftigenden Verhältnisse als massgebend zu betrachten. Unter Voraussetzung der Richtigkeit der vorhin aufgestellten Annahmen bildet die beherrschte Kirche ein Zubehör der herrschenden und steht demnach mit dieser im Eigenthum des Herrn derselben. Es gehört etwa eine Pfarrkirche einem Kloster. Das Recht des Pfarrers an der Kirche und ihrem Gute gründet sich zunächst auf Investitur durch den Abt. War dieser nicht Eigenthümer, so war damit an und für sich keine genügende Sicherung gewonnen. Aber der Abt hatte seinerseits wieder einen Herrn, etwa einen Grafen; von diesem als Obereigenthümer war er mit der Abtei und deren gesammtem Zubehör, also auch mit der Pfarrkirche investirt, und konnte daraufhin sein Besitzrecht an dieser durch Investitur weiter auf den Pfarrer übertragen, dessen Recht demnach unmittelbar durch das Besitzrecht des Abtes, mittelbar aber durch das Eigenthumsrecht des Grafen gedeckt erscheint.

Soll diese Auffassung sich erproben, so müssen wir überall schliesslich auf einen des Eigenthums fähigen Herrn gelangen. Das bietet keine Schwierigkeiten, wenn als höherer Herr ein Laie erscheint. Am häufigsten führt uns aber ein Verfolgen dieser Verhältnisse auf einen Bischof als unmittelbaren oder mittelbaren Herrn der Kirche. Sollen wir demnach nicht zu dem unsere ganze Annahme bedenklich machenden Schlusse gedrängt werden, dass wir wenigstens den bischöflichen Kirchen, wie das ja auch kirchliche Gesichtspunkte nahe legen könnten, Eigenthumsfähigkeit zusprechen müssen, so ergibt sich die Aufgabe, auch für diese einen Herrn nachzuweisen. Als solchen finden wir nun allerdings in Deutschland durchweg den König bezeichnet. Aber dafür könnte dessen staatsrechtliche Stellung massgebend sein. Es wird genauer zu untersuchen sein, ob das Verhältniss des Königs zu den Reichskirchen nach denselben privatrechtlichen Gesichtspunkten zu beurtheilen ist, wie das Herrschaftsverhältniss bei andern Kirchen. Nur dann, wenn nachweisbar ist, dass die Reichskirchen, insbesondere auch die bischöflichen, mit ihrem Gute als im Eigenthume des Reichs stehend betrachtet wurden, würde, wenigstens so weit ich sehe, jeder Einwand gegen die aufgestellte Ansicht beseitigt sein.

II.

10. Eigenthum des Reichs an den Reichskirchen. Patronatsrechte des Reichs. — 11. Die Reichsabteien sind Eigenthum des Reichs. — 12. Verfügungsrecht des Königs über die Abteien. — 13. Privateigenthum an Bisthümern überhaupt; Frankreich, Burgund, Italien. — 14. Entstehung des Eigenthums an Bisthümern. Zusammenhang mit der grossen Divisio. — 15. Mundeburdium oder Denfensio specialis, gleichbedeutend mit dem Schutzeigenthume, früher nur bei Abteien nachweisbar. — 16. Bedürfniss der Bisthümer nach einem Schutzeigenthümer. — 17. Eingreifen kirchlicher Gesichtspunkte. — 18. Auffassung des neunten Jahrhunderts. — 19. Die Bisthümer des deutschen Königreichs werden aus angegebenen Gründen selten als Eigenthum des Reichs bezeichnet. — 20. Das Eigenthum ergibt sich aus der Investitur, welche sich ursprünglich auf die bischöfliche Kirche selbst bezieht.

10. Die Annahme eines Eigenthums des Reichs an den Reichskirchen setzt natürlich voraus, dass das durch den jedesmaligen König vertretene Reich überhaupt des Eigenthums an liegendem Gute fähig war. Das bedarf keines Nachweises. Von jeher hatte denn auch das Reich ganz so, wie andere Herren, eine Menge einzelner Kirchen, welche auf Grund und Boden des Reichs erbaut waren, vorwiegend als Zubehör einzelner Güter erscheinen, mit diesen vom Reiche erworben oder veräussert werden.

Wie es da für die frühere Zeit keinen Unterschied begründet, ob das Reich oder irgend ein Privater Herr der Kirche ist, so ist das im allgemeinen auch bei der spätern Entwicklung nicht der Fall. Wie bei anderen Laien werden unter dem Einflusse der kirchlichen Gesetzgebung, insbesondere des Verbotes der Laieninvestitur, auch bei den dem Reiche gehörenden Kirchen die Befugnisse des Eigenthums auf die beschränkteren des Patronats zurückgeführt; es ist oft vom Patronatsrechte des Reichs an einzelnen Kirchen die Rede; und wird dabei insbesondere nur das Recht, den Priester zu präsentiren, betont (z. B. Böhmer Acta 323. 423. 487), so haben wir keinerlei Grund, anzunehmen, dass der König als Patron ausgedehntere Befugnisse hatte, als irgend ein anderer Laie.

Wurde beim Wormser Concordate zu Gunsten des Reiches eine Ausnahme vom Verbote der Laieninvestitur zugestanden, so traf das keineswegs alle Kirchen, deren Investitur früher dem Reiche zustand. Nur die Bischöfe und Aebte des deutschen Königreichs, *qui ad regnum pertinent,* sollen vom Könige die Regalien mit dem Scepter erhalten, während derselbe auf die

Investitur mit Ring und Stab verzichtet. Von da ab nehmen Bisthümer und Abteien des Reiches eine von der Kirche anerkannte Ausnahmsstellung ein. Es fragt sich nun, ob wir bei diesen Reichskirchen im engeren Sinne des Wortes dasselbe Eigenthumsverhältniss anzunehmen haben, auf welches uns im allgemeinen die Befugniss zur Investitur schliessen lässt.

11. Da kann nun zunächst nicht bezweifelt werden, dass die Abteien im Eigenthume des Reiches standen. Schon in fränkischer Zeit werden Abteien häufig als Eigenthum des Königs, als zum Fiscus gehörig bezeichnet (vgl. Waitz Verfassungsg. 4, 130). Aehnliche Ausdrücke finden wir auch später immer gebraucht. Die Abteien werden bezeichnet als *pertinens ad regnum* oder *imperium, ad ius regni, ad publicum ius*, als *locus regiae potestati subditus, in potestate regis*, vom Könige als *nostri iuris, nostre proprietatis*, werden von diesem *proprietario iure* besessen. Und auch seit dem Concordate von 1122 zeigt sich da keine Aenderung der Ausdrücke. So bestimmt der König 1144 für das Kloster Villich: *collata libertate potiatur ad formam et similitudinem monasteriorum, que proprie et specialiter ad regni proprietatem et ordinationem pertinent* (Lacomblet U. B. 1, 238). Bestimmter wird das Verhältniss kaum ausgedrückt werden können, als wenn der Kaiser 1192 berichtet, wie er früher das Kloster Erstein mit allem Zubehör, *sicut ad imperium spectare dignoscitur*, dem Bischofe von Strassburg gegeben habe; wie aber später im Einverständnisse mit dem Bischofe und den Fürsten bestimmt sei, *ut predicta donatio facta de claustro E. ad imperium pertinente retractaretur, quia non est licitum, res ad imperium spectantes alienare absque imperii proventu et utilitate;* wie demgemäss der Bischof die Abtei in seine Hand resignirte und *in pristinam fisci nostri potestatem restituit* (Würdtwein Nova Subs. 10, 157). So rechnet noch K. Otto 1210 S. Salvator am Berge Amiate zu den Kirchen, *que sub speciali subiectionis et dominii iure imperio pertinere dignoscuntur* (Böhmer Acta 225). Im dreizehnten Jahrhundert wird es dann allerdings üblich, zu betonen, dass das Verhältniss sich nur auf die Temporalien bezieht. Der König sagt etwa, dass das Kloster *nullo mediante ad nos in temporalibus pertinet* oder *nobis in temporalibus immediate subiectum est.* Liesse sich zumal der letztere Ausdruck an und für sich

auf die blosse Reichsunmittelbarkeit beziehen, auf die Befreiung von irgendwelcher Landeshoheit, wie dieselbe auch Klöster hatten, welche nie dem Reiche gehörten, so bezeichnen doch solche Ausdrücke bei Reichsabteien zweifellos zunächst nur die Fortsetzung des frühern Verhältnisses.

12. Die Abteien wurden nun aber nicht etwa nur formell als Eigenthum des Reiches bezeichnet, sondern es ergibt sich ein so ausgedehntes Verfügungsrecht des Königs über die Abteien, dass dieselben einfach wie jedes andere Reichsgut behandelt erscheinen. Sehr gewöhnlich dienten dieselben in früherer Zeit zur Ausstattung der Königinnen; einzelne waren wohl durch das Herkommen dazu bestimmt, wie das nach 1066 von S. Maximin bemerkt wird (Beyer U. B. 1, 420). Wie häufig ganze Abteien in der Carolingerzeit zu Benefizien gegeben wurden, insbesondere auch an Laien, ist bekannt; auch später ist das nicht selten; noch in den frühern Zeiten König Heinrich IV. erhält der Herzog von Schwaben Kempten, der von Baiern Altaich als Benefizium. Dann hören solche Vergabungen an Laien zunächst auf, wohl im Zusammenhange mit dem Verbote der Laieninvestitur; lässt sich auch nachweisen, dass die weltlichen Fürsten dasselbe bezüglich der ihnen gehörenden Abteien vielfach nicht beachteten, so mochte man sich doch scheuen, solche Verhältnisse neu zu begründen.

Das Verfügungsrecht des Königs selbst aber bleibt unberührt, nach wie vor werden ganze Abteien vom Reiche veräussert, verschenkt oder vertauscht; nur dass sie jetzt, wie das auch schon früher überwiegend der Fall war, durchweg an Bischöfe oder an andere Aebte gegeben werden (vgl. Ficker Reichsfürstenstand 1, 332 ff.) Die Veräusserung von Abteien bezeichnet der König wohl im allgemeinen als sein Recht; so wenn er 1060 Kissingen an Bamberg schenkt, *ea utentes potestate, qua antecessores nostri in dandis abbatiis usi sunt* (Mon. Boica 29, 146). Allerdings wird die Befugniss des Königs zuweilen bestritten. Aber nicht allgemein. So sagt 957 König Konrad von Burgund, sein Vater habe einem Laien ein Kloster *per beneficium* gegeben, der es dann aber *per poprietatem* unter seine Erben vertheilt habe; nachdem jetzt die Frage, *si monasterium, quod per privilegia constructum est, per manum regiam in proprietatem dari liceat,* verneint sei, nehme er es an

sich zurück (Herrgott Geneal. 2, 77); es soll also nur die Verleihung zu Eigen unzulässig sein, und auch diese nur bei privilegirten Klöstern. Auch in Deutschland findet sich 951 der Rechtsspruch, *ut nulla abbatia, quae per se electionem habet, ad monasterium nec alicui in proprium dari possit; illae vero, quae electione carent, regis donatione et privilegio ad aliud monasterium, quod sub eius mundiburdio consistit, subrogari possint* (Mon. Germ. 4, 26). Aber selbst bezüglich der bestgestellten Reichsabteien, welchen wohl noch insbesondere in den Privilegien zugesichert war, dass sie nie vom Reiche veräussert werden sollten, wurde das nicht beachtet. Man sieht wohl, dass man solche Veräusserungen als Unrecht betrachtete; aber doch nur, weil sie den besondern Privilegien oder dem Rechte des zeitigen investirten Abtes zuwiderliefen; fanden die bedrängten Aebte genügende Unterstützung bei den Fürsten, so gelang es ihnen wohl, die Sache rückgängig zu machen; aber sehr viele kamen in fremde Hände.

Auch nach dem Concordate dauern diese Veräusserungen fort. Finden sie Widerstand, so geht dieser doch nie etwa auf die allgemeine Anschauung zurück, dass eine Kirche nicht Gegenstand des Eigenthums sei, nicht wie ein anderes Reichsgut veräussert werden könne. Was bestritten wird, ist das willkürliche Vorgehen des Königs ohne genügende Beachtung der Interessen des Reiches. Deshalb musste 1192 die Vergabung von Erstein rückgängig gemacht werden (vgl. §. 11), während ein im Interesse des Reiches vorgenommener Tausch, wie 1166 bei Nienburg oder 1213 bei Weissenburg (Huillard H. D. 1, 277), keinen Anstand fand. War Nivelle zuerst durch König Otto, dann durch König Philipp an den Herzog von Brabant gegeben, so musste König Otto das 1209 widerrufen, weil es *contra ius et libertatem imperii* geschehen sei, weil er die Abtei dem Reiche so erhalten müsse, wie er sie überkommen habe (Notizenbl. 1, 150). Dagegen wurde mit Zustimmung der Fürsten 1232 Lorsch an den Erzbischof von Mainz gegeben unter der Bedingung, dass dieser die Verpflichtungen gegen das Reich erfülle, zu welchen die herabgekommene Abtei nicht mehr im Stande war (Huillard H. D. 4, 327. 566). Hören damit Veräusserungen dieser Art auf, so haben da wohl insbesondere allgemeinere lehnrechtliche Anschauungen eingewirkt,

wonach niemand ohne seine Zustimmung einem niedern Herrn unterstellt werden soll. Als K. Friedrich 1215 zum Nutzen des Reichs und mit Zustimmung der anwesenden Fürsten die Fürstabteien Obermünster und Niedermünster zu Regensburg vertauscht hatte, musste er das zurücknehmen auf einen Spruch des Reichsgerichtes, wonach kein Fürstenthum ohne Zustimmung des Fürsten und der Ministerialen vom Reiche veräussert werden dürfe (Mon. Boica 30, 36. 46). Erscheint der König in der Verfügung über die Reichsabteien beschränkt, so ist das in dieser Zeit bei anderem Reichsgute ebenso der Fall. Nie sind es kirchliche Gesichtspunkte, welche da eingreifen; überall tritt noch die Auffassung, dass die Reichsabteien Eigenthum des Reiches sind, auf's bestimmteste hervor.

13. Zweifle ich nun nicht, dass dieselbe Auffassung auch für das Verhältniss der Bisthümer zum Reiche massgebend war, so ist nicht zu verkennen, dass wir dieselbe wenigstens in Deutschland nicht so häufig und nicht mit derselben Bestimmtheit ausgesprochen finden. Es wird sich schon deshalb empfehlen, zunächst die Frage aufzuwerfen, ob nach den Anschauungen der Zeit ein Privateigenthum an Bisthümern überhaupt möglich war. Denn wenn das für Kirchen im allgemeinen der Fall war, so wäre es doch sehr denkbar, dass wenigstens die Bisthümer von diesem Verhältnisse unberührt blieben. Schon das muss uns da vorsichtig machen, dass jedenfalls noch in carolingischer Zeit, worauf wir zurückkommen, die bezüglichen Verhältnisse der Bisthümer und der dem Könige gehörenden Abteien anscheinend verschieden aufgefasst wurden.

Mag man da aber früher einen Unterschied festgehalten haben, so finden wir später in Ländern, welche einst zum Reiche Karls des Grossen gehörten, auf's Bestimmteste ausgesprochen, dass ganze Bisthümer ebenso Gegenstand des Eigenthums sein können, wie Abteien, und zwar nicht blos Eigenthum des Königs selbst, sondern auch anderer Grossen; wir finden sie ausdrücklich so bezeichnet und thatsächlich über sie verfügt, wie über jedes andere Eigenthum.

Finden wir die zahlreichsten und bestimmtesten Zeugnisse in Frankreich, so erklärt sich das daraus, dass hier das Königthum sich nur bei der Herrschaft über einen Theil der Bischöfe behauptete, die Bischöfe hier sehr häufig andern welt-

lichen Herren unterstanden. Es mag genügen, einige Beispiele anzuführen. Weil es, wie er sagt, erlaubt sei, *de propriis rebus suis dare,* schenkt um 1060 Graf Pontius seiner Frau *episcopatum Albiensem et civitatem* mit angegebenem Zubehör, *et medietatem de episcopatu de Nemauso* und anderes, so dass sie in Ermangelung von Kindern *ipsos alodes* auf Lebenszeit besitzen soll, während sie nach ihrem Tode an seine Verwandten zurückfallen (Gallia christ. 1, 4). Aehnlich schenkt 1095 der Sohn des Grafen von S. Gilles seiner Frau *in sposalitio et dotatione* die Städte Rhodez und Cahors *cum comitato et episcopio;* stirbt er ohne Kinder, so kann sie darüber nach ihrem Belieben verfügen (Hist. de Languedoc 2, 339). Der Graf von Melgueil sagt 1085: *episcopatum Magalonensem — sicut et ego et antecessores mei comites hactenus habuimus et tenuimus in alodium, — dono et trado per allodium s. Romane ecclesie* (Hist. de Lang. 2, 321). Der Verkauf der Bisthümer wurde hier denn auch in ungescheutester Weise betrieben. Um 1040 wird das Bisthum Albi von zwei Brüdern, einem Vicecomes und dem Bischofe von Nimes, an einen Wilhelm um fünftausend Solidi für sie, und fünftausend Solidi für den Grafen Pontius, der Miteigenthümer oder höherer Herr gewesen sein wird, in der Weise verkauft, dass es ihm nach dem Tode des jetzigen Bischofs auf Lebenszeit gehören soll, mag er dort nun sich selbst oder irgend einen andern zum Bischof weihen lassen (Gallia christ. 1, 4). Das Erzbisthum Narbonne war 1059 vom Vicecomes um hunderttausend Solidi erkauft; der Erzbischof plünderte dann die Kirche, um das Bisthum Urgel um eine gleiche Summe für seinen Bruder erkaufen zu können (Hist. de Lang. 2, 232).

In die Reichslande griff dieses Verhältniss in so weit über, als wir auch im Königreiche Burgund Bisthümer wohl unter der Herrschaft weltlicher Grossen finden; so der Grafen von Savoyen und der Grafen von Provence; bei der Theilung 1125 werden Erzbisthümer und Bisthümer der Provence mit getheilt. Ueberwiegend stehen die Bischöfe hier unter dem Könige; und ist da häufiger, worauf wir zurückkommen, nur von der Investitur oder Verleihung der Regalien die Rede, so kommen doch auch Ausdrücke vor, welche bestimmter auf ein Eigenthum des Königs an den Bisthümern hindeuten. So über-



lässt K. Friedrich 1152 dem Herzoge von Zähringen Burgund und Provence *praeter archiepiscopatus et episcopatus, qui specialiter ad manum d. regis pertinent;* 1162 erklärt er, *quod post nostram maiestatem nullus habeat dominium in ecclesia Gebennensi, nisi solus episcopus,* und 1177 bezüglich des Bisthums Viviers, *ut ecclesia de liberalitate camerae nostrae decorata nullo unquam tempore aliquem, excepto suo pontifice, dominum habeat et possessorem praeter Romanum regem vel imperatorem.* Und bei Begnadigung des Grafen von Savoyen 1189 erklärt K. Heinrich: *Sedunensem episcopatum ad manum imperii retinuimus specialiter, — ut ecclesia Sedunensis et eiusdem ecclesie episcopi ad coronam imperii iure perpetuo pertineant* (vgl. Reichsfürstenstand 1, 290 ff.). Würden diese Ausdrücke sich theilweise auch auf die staatshoheitliche Stellung des Herrschers beziehen lassen, so wird ihre Bedeutung doch kaum zweifelhaft sein können, wenn wir in der Gegend überhaupt Bisthümer als Privateigenthum behandelt finden.

Im Königreiche Italien finden wir eine Herrschaft von weltlichen Grossen über Bisthümer wenigstens mit gleicher Bestimmtheit, wie in Frankreich, nicht erwähnt. Dagegen stehen hier Bisthümer nicht selten unter der weltlichen Herrschaft des Metropoliten oder anderer Bischöfe. Das geht wahrscheinlich überall, vielfach bestimmt nachweisbar, auf Schenkung durch den König zurück; und wie schon das diesen als Eigenthümer erscheinen lässt, so fehlt es dabei nicht an Ausdrücken, welche bestimmter darauf hinweisen. K. Konrad schenkt 1025 dem Erzbischofe von Mailand *Laudensem episcopatum,* dann 1038 dem Bischofe von Turin *episcopatum Moriennensis civitatis* mit allem Zubehör *in perpetuam proprietatem* (vgl. Reichsfürstenstand 1, 312. 296). K. Heinrich sagt 1081: *Patriarche et suis successoribus — Parentinum episcopatum — cum omnibus suis appendiciis nostra regia auctoritate attribuimus, attribuendo in proprium donamus et in perpetuum transfundimus* (Stumpf Acta imp. 79). Und bei der Verleihung des Bisthums Belluno an den Patriarchen 1160 sagt der Kaiser: *Bellunensem episcopatum, quem antecessores nostri reges et imperatores habuerunt et usque ad nos destinaverunt, — pleniter dedimus et concessimus; et omne ius nostrum de praedicto episcopatu — in ipsum — de caetero habendum transfundimus* (vgl. Reichsfürstenst. 1, 309). Sache,

wie Ausdrücke, sind da durchaus dieselben, wie wir sie bei den Veräusserungen der dem Reiche gehörenden Abteien finden.

Auch im dreizehnten Jahrhundert finden sich vereinzelt wohl noch solche Ausdrücke; K. Friedrich bestätigt 1226 dem Erzbischofe von Magdeburg *episcopatum, castrum et civitatem Lebus in proprietatem et possessionem perpetuam, sicut ad nos et imperium spectare noscuntur* (Huillard H. D. 2, 602).

14. Für unsern nächsten Zweck würde das Ergebniss genügen, dass nach den Anschauungen jener Zeit Bisthümer ebenso in Privateigenthum stehen konnten, wie Abteien und andere Kirchen; es bliebe zu untersuchen, ob dieses Verhältniss nun auch bei den deutschen Bisthümern zutraf. Aber es liegt doch ganz nahe, nun auch die Frage nach der Entstehung des Eigenthums an Bisthümern aufzuwerfen, zu prüfen, ob wir auch dafür die Gesichtspunkte festhalten dürfen, welche wenigstens in späterer Zeit dem Herrschaftsverhältnisse über Kirchen zu Grunde zu liegen scheinen. Davon freilich sehe ich von vornherein ab, jener Frage so weit nachzugehen, als das die vorhandenen Hülfsmittel überhaupt gestatten würden; es würde mich zu einem mühevollen Einarbeiten in einen Quellenkreis nöthigen, der mir überhaupt ferner liegt. Aber manche hier einschlagende Fragen sind gerade in neuerer Zeit von anderen auf Grundlage umfassendster Quellenstudien erörtert worden. So mag denn der Versuch eher statthaft sein, uns in Anlehnung an die Forschungen anderer zu vergegenwärtigen, wie das Verhältniss etwa entstanden, wie der Faden verlaufen sein möge, der die frühern mit den spätern Zuständen verbindet. Muss dabei vieles dahingestellt bleiben, bezüglich dessen für eine eingehendere Forschung wohl noch sichere Ergebnisse erreichbar sein würden, wird manche Annahme sich vielleicht nicht als stichhaltig erweisen, so wird doch ein solcher Versuch, sich nach Massgabe des genauer untersuchten späteren Zustandes die wahrscheinliche frühere Entwicklung zu vergegenwärtigen, auch im Falle des Misslingens nicht nutzlos sein, insofern dadurch wenigstens die Aufmerksamkeit auf solche Punkte gelenkt wird, deren erst in der Weiterentwicklung hervortretende Bedeutung dem leicht entgeht, der zunächst die früheren Entwicklungsstadien unmittelbar in's Auge fasst.

Dass die Anfänge des Verhältnisses in die Zeiten des fränkischen Reiches zurückreichen, wird nicht zu bezweifeln sein. Wie weit, wird sich überhaupt schwer mit Genauigkeit bestimmen lassen. Ein derartiges allgemeines Rechtsverhältniss kann sich sehr allmählig entwickeln. Und auch wenn es sich zweifellos festgestellt hat, fehlt uns oft jedes unmittelbare Zeugniss dafür, da keine Veranlassung dazu vorlag, sich über dasselbe auszusprechen. Wir werden uns häufig damit begnügen müssen, aus den Einzelthatsachen auf das Vorhandensein der ihnen anscheinend zu Grunde liegenden Rechtsanschauung zurückzuschliessen. Und dabei sind Fehlschlüsse sehr naheliegend. Es wird sich da oft schwer entscheiden lassen, ob die schon vorhandene Rechtsanschauung die Handlung beeinflusste, ob umgekehrt die zunächst widerrechtlich oder aus anderem Rechtsgrunde vorgenommene Handlung auf die Festsetzung jener einwirkt.

So mag es denn auch fraglich sein, ob wir schon aus den frühern Verfügungen der fränkischen Könige, insbesondere aus der grossen Divisio unter Karlmann und Pipin, welche auch die Bisthümer traf, auf das Vorhandensein einer Anschauung schliessen dürfen, dass der König Eigenthümer ihres Gutes sei. War das noch nicht der Fall, so konnte zweifellos die Durchführung einer solchen Massregel auf die Festsetzung jener Anschauung vom grössten Einflusse sein. Umgekehrt ist von andern geltend gemacht, dass der Massregel bereits eine entsprechende Rechtsauffassung zu Grunde lag. Die Gründe, welche dagegen insbesondere von Roth geltend gemacht sind, möchte ich nicht als ausschlaggebend betrachten. Allerdings scheint es mit der Annahme, dass das Kirchengut überhaupt in der Gewere des Königs gestanden habe, nicht vereinbar, dass zu allen Zeiten der fränkischen Monarchie Fiscalgut an Kirchen zu Eigenthum geschenkt oder mit Kirchengut vertauscht wurde. Aber ich denke nachweisen zu können, dass das in den folgenden Zeiten ebenso geschah, ohne dass dadurch doch ein volles Eigenthum der Kirche begründet wurde. Und will ich nicht behaupten, dass das deshalb auch in der früheren fränkischen Zeit der Fall gewesen sein muss, so wird doch, wenn jener Beweis gelingt, zuzugeben sein, dass es wenigstens der Fall gewesen sein könne. Es ist weiter nicht zu bestreiten, dass die Könige die Divisio als ein Unrecht betrachteten, welches in

der Nothlage des Staates seine Entschuldigung finden müsse. Aber das Eigenthum an einem Gute muss ja nicht zugleich zur willkürlichen Verfügung über dasselbe berechtigen. Hatte die Kirche ein dauerndes Recht auf Besitz und Nutzung des Gutes, so hatte der König, auch wenn er als Eigenthümer galt, kein Recht, ihr diese zu entziehen. So sicher später insbesondere die Reichsabteien mit ihrem Gute im Eigenthume des Reichs standen, so hat man doch, worauf wir zurückkommen, entsprechende Verfügungen des Königs immer als Unrecht betrachtet. Eher liesse sich da sagen, dass ein die freie Verfügung ausschliessendes Eigenthum dann überhaupt für die Divisio nicht in's Gewicht fiel, diese nicht rechtfertigen konnte. Ist das zuzugeben, so wird andererseits nicht zu verkennen sein, dass das Vorgehen der Könige, wie die Einwilligung der Bischöfe doch viel leichter zu erklären sind, wenn man das Kirchengut nicht als Eigenthum der Kirchen, sondern des Reichs betrachtete. Dass letzteres damals schon bestimmter der Fall war, glaube ich allerdings nicht; wohl aber scheint mir der ganze Vorgang die Annahme sehr nahe zu legen, dass der Besitz der Kirchen durch das weltliche Recht nicht in gleicher Weise geschützt war, wie sonstiges Grundeigenthum.

15. Jedenfalls wurden in der früheren Carolingerzeit Bisthümer noch nicht in derselben Weise als im Eigenthume des Königs stehend betrachtet, wie die königlichen Abteien. Das scheint mir durchaus festgestellt durch die Untersuchungen Sickel's über die königlichen Mundbriefe dieser Zeit (vgl. Beiträge zur Diplomatik in den Sitzungsber. 47, 175 ff.; 565 ff.; 49, 311 ff.). Standen alle Kirchen in der Defensio des Königs, so ist davon ein besonderer Schutz zu unterscheiden, der einzelnen Kirchen zugesichert, der gleichfalls als Defensio, wohl auch als Specialis defensio, als Tuitio, Sermo, Mundium, am häufigsten als Mundeburdium bezeichnet wird. Ist jener allgemeine Kirchenschutz ein Ausfluss der staatsrechtlichen Stellung des Königs, so beruht der besondere auf privatrechtlichen Gesichtspunkten. Sickel (a. a. O. 47, 244) hat schon aus älteren Zeugnissen erwiesen, dass dieser besondere Schutz mit dem Eigenthumsrechte an der Kirche zusammenhängt, dass er ein Ausfluss der Dominatio ist. Das findet eine weitere Bestätigung darin, dass auch in späterer Zeit diese Ausdrücke gerade da

angewandt werden, wo es sich um das Eigenthum des Reichs an Kirchen handelt. Die Uebertragung der Eigenthumsrechte an das Reich wird ganz gewöhnlich dadurch ausgedrückt, dass es heisst, die Kirche werde in das Mundeburdium des Königs gegeben. So findet sich der Ausdruck bei der Tradition von Lorsch und Elten an das Reich (vgl. §. 5). So sagt der Kaiser 975 von den Gründern von Nienburg: *nostro mundiburdio perpetim imperiali nostra potestate tutandum tradiderunt* (Cod. dipl. Anhalt. 1, 45); die Gründerinnen von Kemnade bitten 1004 den König, das Kloster *in nostri mundiburdio* zu übernehmen, was dieser thut, so dass nach jener Tode *ad nostrum publicum eadem abbacia ius in perpetuum pertineat* (Cod. dipl. Westf. 1, 60). Würde da der Wortlaut selbst andere Erklärungen zulassen, so kann die besondere Bedeutung doch gar nicht zweifelhaft sein, da es sich immer um Kirchen handelt, welche dann weiterhin erweislich dem Reiche gehören. Bestätigt der Kaiser 973 einen Tausch zwischen Magdeburg und Fulda, *quoniam utriusque loci tuitio vel defensio nobis pertinet* (Cod. dipl. Anhalt. 1, 43), so handelt es sich auch da zweifellos wieder um einen besonderen, mit der Herrschaft des Reichs über beide Kirchen zusammenhängenden Schutz.

Man könnte nun annehmen, jene Ausdrücke hätten wenigstens anfänglich keine andere Bedeutung, als dass der König, wenn er auch zum Schutze aller Kirchen verpflichtet ist, doch solchen Kirchen, welche seiner Privatherrschaft unterworfen sind, seinen besonderen Schutz gegen Verletzungen jeder Art zusagt. Aber diese Defensio specialis muss eine ganz bestimmte rechtliche Bedeutung haben. Sickel macht auf einen Fall von 785 aufmerksam, wo ein Graf ein Kloster in die Hände des Königs delegirt, aber so, dass ihm auf Lebzeiten die Defensio bleibt, erst nach seinem Tode die des Königs eintreten soll. Dann auf einen andern Fall von 847, wo der König dem Besitzer ein Kloster so bestätigt, dass es auf Lebenszeit *sui sit iuris atque dominationis*, nach seinem Tode noch einer andern bezeichneten Person; erst nach dem Tode dieser soll es dann *sub nostrae tuitionis munimine seu defensione* stehen (vgl. a. a. O. 27, 210. 265.) Handelte es sich da lediglich um einen nachdrücklichern Schutz im allgemeinen, so ist nicht wohl abzusehen, weshalb der König ihn einem Kloster, an dem ihm später wirksam

werdende Rechte zustehen, nicht sogleich zusichern sollte. Man sieht vielmehr, so lange ein anderer Eigenthümer da ist, bedarf das Kloster der Defensio des Königs nicht allein nicht, sondern dieselbe erscheint offenbar als unzulässig. Es muss eine Defensio sein, welche nur dem zeitigen Eigenthümer zustehen kann. Denken wir nun zurück an die Auffassung, welche wir zunächst von den Verhältnissen einer spätern Zeit ausgehend, der Herrschaft über Kirchen überhaupt glaubten unterlegen zu müssen, so wird doch kaum zu bezweifeln sein, dass unter dieser Defensio der besondere Schutz, die Deckung zu verstehen ist, welchen das Eigenthum des Herrn dem Besitze der Kirche gewährt. In entsprechendem Sinne wird der Ausdruck auch später überaus häufig gebraucht. Wer sein Recht auf Besitz oder Eigenthum eines Grundstückes von einem andern erworben hat, der ist gegen Anfechtung seines Rechtes auf die Defensio durch den jetzigen oder frühern Eigenthümer oder auch zunächst durch den in seinem Rechte durch den Eigenthümer geschützten Besitzer hingewiesen; wer einem andern ein Grundstück überträgt, verpflichtet sich ausdrücklich zum Defendere, zum Schutze des übertragenen Rechtes gegen jede Anfechtung, so lange nicht etwa die Erlangung einer rechten Gewere diesen Schutz überflüssig macht.

16. Für die uns zunächst beschäftigende Frage scheint es nun entscheidend, dass solche Mundbriefe sich nur für königliche Abteien, nicht aber für Bisthümer finden, demnach die Auffassung noch zu fehlen scheint, dass auch diese zur Sicherung ihres Gutes einen Schutzeigenthümer, wenn wir die Stellung so bezeichnen wollen, bedürfen. Dass ein solches Verhältniss bei Abteien früher hervortritt, kann auch nicht befremden. Denn einmal war hier bei neuen Gründungen das Privateigenthum des Gründers, wenn dieser es nicht ausdrücklich aufgab, von vornherein gegeben. Dann aber war gerade bei Klöstern solcher Schutz besonders nöthig, weil es sich bei ihnen nicht blos um Eingriffe weltlicher Gewalten, sondern insbesondere auch des Sprengelbischofs handelte. War aber in dieser Richtung die Stellung der königlichen Abteien und der Bisthümer anfangs verschieden, so denke ich, dass das mit der Zeit hervortretende Bedürfniss der Bisthümer nach einem Schutzeigenthümer auch diese in eine entsprechende Stellung brachte.

Die Franken fanden die Bisthümer vor als nach römischem Rechte des Eigenthums fähige juristische Personen. Waren die Bischöfe anfangs vorzugsweise Romanen, galt das römische Recht als das Recht der Kirche, so mochte da um so weniger zunächst eine andere Auffassung massgebend werden. Dann aber war die Kirche nicht lediglich auf den Schutz des weltlichen Rechts angewiesen. Waren Eingriffe in ihr Gut auch nicht als Unrecht betrachtet, so waren sie jedenfalls eine Sünde, und zwar eine solche, die man als eine überaus schwere hinstellte. Dieser Gesichtspunkt wird gewöhnlich vor allem betont; um der Kirche eine Schenkung zu sichern, wurde dem Verletzer nicht zunächst mit der weltlichen Gerechtigkeit, sondern mit den Strafen des Himmels gedroht (vgl. Planck G. der christl. Gesellschaftsverf. 2, 201 ff.; Rettberg Kircheng. 2, 707).

Solche Drohungen genügten nun keineswegs, um von allen Eingriffen in das Kirchengut abzuhalten. Und da scheint doch früh eine abweichende germanische Rechtsanschauung eingegriffen zu haben, welcher der Begriff der juristischen Person fremd ist, welche nur der natürlichen Person ein Recht auf die Sache zugesteht. Denn ganz überwiegend geschehen die Eingriffe in das Kirchengut gerade bei Erledigung des bischöflichen Sitzes (vgl. Thomassinus De Beneficiis P. 3 L. 2 c. 52 ff.). Das Recht des lebenden Bischofs erkannte man an. Aber nach seinem Tode betrachtet man das Gut der Kirche als herrenlose Sache. Erwiesen sich da die eigenen Machtmittel der Kirche als ungenügend, so war man auf den Schutz des Königs hingewiesen. Erscheint dieser vorzugsweise als Schützer des Gutes des Bisthums bei Erledigung des Sitzes, so wird das ursprünglich als Ausfluss seiner staatsrechtlichen Stellung aufzufassen sein, seiner allgemeinen Verpflichtung zum Schutze der Kirchen des Reichs. Aber manches musste doch darauf hinwirken, dass sich damit allmählig die Auffassung verband, dass der König Eigenthümer des Gutes der Bisthümer sei.

Am wichtigsten war dafür zweifellos der Einfluss, den die fränkischen Könige auf die Einsetzung der Bischöfe übten. Findet sich noch Wahl durch Clerus und Volk, so soll dieselbe doch nur mit Zustimmung des Königs geschehen oder es hat ihr die Ordinatio principis zu folgen; unter den Karolingern ist einfache Besetzung der Bisthümer durch den König die Regel,

es erscheint als Gnade, wenn er die Wahl gestattet (vgl. Waitz V. G. 2, 393. 3, 354). Es war jedenfalls irgendwelche Handlung des Königs nöthig, durch welche er seinerseits das Recht des Bischofs auf das Bisthum anerkannte; und es ist sehr möglich, dass das schon früh in irgendwelcher Form sinnbildlicher Uebertragung geschah, wenn sich die besondere Form der Investitur mit Ring und Stab auch erst später festgestellt zu haben scheint (vgl. Planck a. a. O. 3, 463). War nun das Gut des Bisthums während der Erledigung in der Schutzgewalt des Königs, so erlangte der Bischof den Besitz desselben eben mit jener sein Recht auf das Bisthum anerkennenden Handlung des Königs. Damit konnte sich denn in einer Zeit, welcher verschiedene Formen der Uebertragung des Nutzgenusses durch den Eigenthümer durchaus geläufig waren, an und für sich sehr leicht die Anschauung verbinden, dass es sich auch hier um eine solche handle. Das Gut der fränkischen Bisthümer rührte zum grossen Theil von Schenkungen der Könige her. Auf die Frage, ob diese Schenkungen schon von vornherein keine Uebertragungen zu vollem Eigenthum bezweckten, werden wir für unsern nächsten Zweck nicht einzugehen haben; erfolgten in späterer Zeit die Landverleihungen der Könige vorwiegend unter Vorbehalt des Eigenthums, so lag es nahe, auch die früheren nachträglich unter denselben Gesichtspunkt zu bringen. Griff weiter, wie es scheint, die Anschauung ein, dass bei Erledigung des Sitzes das Gut des Bisthums nach der Strenge des weltlichen Rechtes eigentlich herrenloses Gut sei, fiel herrenloses Gut aber überhaupt dem Könige zu, so konnte es auch von diesem Gesichtspunkte aus als Eigenthum des Königs betrachtet werden. Und weiter hatte sich bei den königlichen Abteien ein solches Rechtsverhältniss schon seit langem festgestellt; es lag überaus nahe, auch die Stellung der für ihren Besitz auf den Schutz des Königs angewiesenen Bisthümer nach demselben Gesichtspunkte zu bemessen.

17. Endlich wird nicht zu verkennen sein, dass zumal in jener Zeit solche Auffassung auch durch eigentlich kirchliche Gesichtspunkte gefördert werden konnte. Später erscheint allerdings das Besetzungsrecht des Königs als Folge seines Eigenthums an den Temporalien; man mochte vielfach ohne Hintergedanken dieses, wie es in der Investitur hervor-

tritt, vor allem deshalb bekämpfen, um damit dem Besetzungsrecht seine Grundlage zu entziehen. Anders war das in früherer fränkischer Zeit. Das früh hervortretende Recht des Königs, die Bisthümer zu besetzen oder wenigstens massgebenden Einfluss dabei zu üben, war zweifellos nicht Ausfluss des erst später nachweisbaren Eigenthums an den Temporalien; es ist anfangs wohl nur als staatliches Hoheitsrecht in Anspruch genommen, würde gewiss auch später geübt sein, wenn da jene mehr privatrechtliche Auffassung nie eingegriffen hätte. Dieses Besetzungsrecht konnte die Kirche nicht billigen. Hatte sie es aber als herkömmlich und unvermeidlich hinzunehmen, so musste ihr um so mehr daran liegen, dass wenigstens die Anschauung fern gehalten werde, es sei die kirchliche Stellung des Bischofs, über welche der König verfüge, es ständen diesem irgendwelche Befugnisse bezüglich der Spiritualien zu (vgl. die Aeusserung des Florus bei Waitz V. G. 3, 355 Anm. 5). Dem konnte vor allem eine Auffassung dienen, welche die Einflussnahme des Königs bestimmt auf das weltliche Gut bezog; je ausdrücklicher und unumwundener man ihn als Herrn der Temporalien anerkannte, um so leichter liess sich jene für die Kirche besonders anstössige Auffassung hintanhalten. Dann hatte man sich kirchlicherseits, wenn man die Sache einmal hinnehmen musste, wenigstens grundsätzlich nichts vergeben. Denn von rein kirchlichem Gesichtspunkte aus liess sich ja das weltliche Gut als ein schnöder Anhang der Spiritualien behandeln, auf den diesen gegenüber keinerlei Gewicht zu legen sei. Das tritt etwa hervor, wenn zur Verhöhnung des Bischofs von Lüttich, der weltlicher Herr der Abtei Lobbes war, während dem von Kammerich die Spiritualien zustanden, bemerkt wird, *quod Cameracensis animas, ipse vero vaccas et capras nobis custodire haberet* (Gesta abb. Lobb. Mon. Germ. 21, 323). Daher wird auch später von kirchlich Gesinnten die Herrschaft des Königs über das Gut wohl anstandslos zugegeben, um ihm jede Befugniss bezüglich der Spiritualien um so bestimmter abzusprechen. So weigert sich 1046 Wazo von Lüttich bei einer die Spiritualien betreffenden Klage gegen einen Bischof zu urtheilen, indem er erklärt, dem Kaiser gebühre Treue, dem Papste Gehorsam; wie jenem bezüglich der Temporalien, sei der Bischof diesem bezüglich der Spiritualien Rechenschaft

schuldig; *si quid vero in secularibus, quae a vobis illi credita sunt, negligenter sive infideliter gessit,* so habe ihn der Kaiser zur Rechenschaft zu ziehen (Gesta ep. Leod. Mon. Germ. 9, 224). So sagt Gottfrid von Vendôme: *Alia utique est investitura, quae episcopum perficit, alia vero, quae episcopum pascit; illa ex iure divino habetur, ista ex iure humano; subtrahe ius divinum, spiritualiter episcopus non creatur; subtrahe ius humanum, possessiones amittit, quibus ipse corporaliter sustentatur; non enim possessiones haberet ecclesia, nisi sibi a regibus donarentur et ab ipsis, non quidem divinis sacramentis, sed possessionibus terrenis investirentur* (vgl. Phillips K. R. 3, 136). Nach allem ist es mir doch sehr wahrscheinlich, dass die Entwicklung solcher Auffassung in der fränkischen Zeit vom kirchlichen Standpunkte vielfach eher gefördert als gehindert sein mag.

18. Die Zeugnisse, welche uns für die Auffassung des neunten Jahrhunderts vorliegen, scheinen mir einerseits zweifellos zu ergeben, dass man wenigstens in den spätern Zeiten desselben den König schon bestimmt als Eigenthümer der Temporalien der Bisthümer betrachtete, während sie andererseits manchen Halt dafür bieten, dass die Gründe, welche eine allgemeine Erwägung der Sachlage uns nahe legte, wirklich die massgebenden waren. Zumal in den Briefen des Hinkmar von Reims wird das Verhältniss mehrfach berührt; und da sind es nicht die Rechte des Königs am Gut, welche er bestreitet, sondern die schon jetzt daraus gefolgerte willkürliche Ernennung durch den König. In dem Briefe an den König wegen Besetzung des Bisthums Beauvais, wendet er sich gegen die Behauptung derjenigen, welche sagen, *quia res ecclesiasticae episcoporum in vestra sint potestate, ut cuicumque volueritis, eas donetis;* aber er gibt zu, dass der Gewählte zum Könige geführt werden müsse, *ut secundum ministerium vestrum res et facultates ecclesiae, quas ad defendendum et tuendum vobis dominus commendavit, suae dispositioni committatis* (Bibl. vet. patrum, Coloniae 1618, 9 b, 234). Auch sonst führt er die Einflussnahme des Königs bei der Wahl darauf zurück, *quia res ecclesiasticas divino iudicio tuendas et defensandas suscepit.* Mag sich das dem Wortlaut nach auf den Schutz während der Erledigung beschränken, so ist mindestens zugegeben, dass der Erwählte die Temporalien nur vom Könige erhalten kann. Und wenn

er 858 an Ludwig den Deutschen schreibt: *Ecclesiae siquidem nobis a deo commissae, non talia sunt beneficia et huiusmodi regis proprietas, ut pro libitu suo inconsulto illas possit dare vel tollere,* so bestreitet er nicht das Eigenthum überhaupt, sondern betont nur, dass es sich um ein freie Verfügung ausschliessendes Schutzeigenthum handelt; *res et facultates ecclesiasticae non in imperatorum atque regum potestate sunt ad dispensandum, sed ad defendendum atque tuendum,* wie er an anderer Stelle schreibt. Wird es daher als Unrecht betrachtet, wenn das Bisthum Reims zur Zeit Karls des Grossen *in dominicatu regis* war, so wird das nicht gerade beweisen müssen, dass der König überhaupt noch nicht als Herr der Temporalien des Bisthums betrachtet wurde (vgl. Waitz V. G. 4, 134; Sickel a. a. O. 47, 244); es handelte sich da um eine, auch sonst wohl erwähnte längere Nichtbesetzung des Bisthums nach der Erledigung, um dessen Gut zu nutzen, zu welcher der König auch als Eigenthümer nicht befugt sein sollte. Stellt Hinkmar in einem Schreiben an den Pabst es als selbstverständlich hin, dass bei einem Zerfalle mit dem Könige ihm das Kirchengut entzogen werde; bemerkt er, wie ihm gedroht sei, *si in mea sententia permanerem, ad altare ecclesiae meae cantare possim, de rebus vero et hominibus nullam potestatem haberem;* rechtfertigt er Leistungen der Kirchen an den König damit, dass diese ihre Besitzungen vom Könige haben; befahl er, falls das genau überliefert ist, dass man den vom Könige willkürlich gesetzten Bischof von Kammerich als solchen nicht anerkennen, ihm aber *usumfructum terrae, quod imperatoris erat,* nicht vorenthalten solle (Gesta ep. Camerac. Mon. Germ. 9, 418); schreibt K. Karl der Kahle dem Pabste, als ihm dieser aufgetragen hatte, das Gut des Bisthums Laon während der Abwesenheit des Bischofs vor Schaden zu hüten: *reges Francorum ex regio genere nati, non episcoporum vicedomini, sed terrae domini hactenus fuimus computati; — non autem episcoporum villici extiterunt* (Bibl. vet. patrum 9 b, 222): so ergibt sich doch überall die Auffassung, dass das Gut nicht Eigenthum der bischöflichen Kirche selbst ist, sondern des Königs, dass der zeitige Bischof einen rechtlich geschützten Besitz desselben nur vom Könige erhalten kann.

Auch in den frühern Zeiten des neunten Jahrhunderts finden sich schon manche Andeutungen, dass man auch die

Bisthümer als öffentliches Gut betrachtete, wie sie insbesondere auch bei den Reichstheilungen so behandelt zu sein scheinen (vgl. Waitz V. G. 4, 135). Bestimmteren Halt könnten die Urkunden gewähren, wenn sich aus ihnen etwa ergäbe, dass die mit dem Eigenthume zusammenfallende besondere Defensio nun auch den Bisthümern gewährt wäre. Das ist aber nicht der Fall; ist seit Beginn der Regierung Ludwigs des Frommen auch in den Privilegien für Bisthümer immer von Defensio die Rede, so scheint das nur auf den allgemeinen Kirchenschutz zu beziehen zu sein, während zugleich, wenn auch weniger regelmässig, wohl noch von besonderem Schutz für königliche Abteien die Rede ist (Sickel a. a. O. 47, 236. 245. 276). Letzteres aber wird sich auch kaum umgekehrt dafür geltend machen lassen, dass das Gut der Bisthümer noch nicht als im Schutzeigenthume stehend betrachtet wurde. Der früher betonte Unterschied scheint mir von Bedeutung insbesondere nur insofern, als er zeigt, dass ursprünglich die Stellung der Bisthümer allerdings wesentlich anders aufgefasst wurde, als die der königlichen Klöster. Und manche Unterschiede mochten da auch jetzt noch geblieben sein. Aber die Stellung konnte sich im wesentlichen schon lange ausgeglichen haben, ohne dass sich das beim Einflusse älterer Vorlagen gerade in den Urkunden bestimmter aussprechen musste. Dafür aber, dass im neunten Jahrhunderte die Ansicht, dass jede Kirche eines Schutzeigenthümers für ihr Gut bedurfte, vollständig durchdrang, scheint mir insbesondere zu sprechen, dass Klöster, welche unter keiner Herrschaft standen, keinem gehörten, wohl noch im achten Jahrhunderte, nicht aber mehr im folgenden erwähnt werden, dass inzwischen auch sie zu königlichen Klöstern geworden sind (vgl. Sickel a. a. O. 315).

Fasste man einmal das Gut der bischöflichen Kirchen als Eigenthum des Königs, so lag es nahe, diese selbst als im Eigenthume des Königs stehend zu betrachten, zumal ja auch für die Hauptkirche selbst ein Grundeigenthümer vorhanden sein musste und keine Veranlassung war, da einen Unterschied festzuhalten. Es handelt sich da wesentlich um einen Sprachgebrauch ohne weitere Bedeutung; redet Hinkmar durchweg vom Gute der Kirchen, so spricht er doch auch schon

von der Ecclesia als Gegenstand der königlichen Rechte. Und ein solcher Sprachgebrauch musste um so näher liegen, als er für Abteien längst in Uebung war.

War noch im neunten Jahrhunderte in den Frankenreichen nur der König Herr der Bisthümer, so kann es nicht befremden, wenn wir sie später mehrfach auch im Eigenthume anderer Personen finden. Das war schon dadurch angebahnt, dass mit der Sorge für das Gut des erledigten Bisthums zunächst der betreffende Graf betraut war. Wussten schliesslich die Grafen vielfach alle königlichen Rechte in ihrem Sprengel an sich zu bringen, so mussten da die Rechte an den Bisthümern nicht gerade eine Ausnahme machen. Und wie der König sich zur Veräusserung der verschiedensten andern Hoheitsrechte für befugt hielt, so konnte er auch Bisthümer an geistliche oder weltliche Grosse überlassen.

19. Haben wir es versucht, uns die Entstehung des Eigenthums an Bisthümern zu vergegenwärtigen, so können wir es für unsere nächsten Zwecke dahingestellt lassen, ob unsere Auffassung sich auch bei eingehenderer Untersuchung als zutreffend erweisen wird. Für den nächsten Zweck genügt es, dass wir in den dem Investiturstreite zunächst vorhergehenden Zeiten das Eigenthum an Bisthümern überhaupt nachweisen konnten (vgl. §. 13). Das Vorkommen des Verhältnisses überhaupt kann freilich noch nicht erweisen, dass es überall zutraf; es wird sich fragen, ob wir insbesondere nun auch ein solches Eigenthum an den Bisthümern des deutschen Königreiches anzunehmen haben.

Im allgemeinen ergibt sich kein Grund, das Verhältniss der Bisthümer anders aufzufassen, als das der deutschen Reichsabteien, bei welchen sich überall die bestimmtesten Zeugnisse für das Eigenthum des Reichs ergaben. Insbesondere finden wir zur Zeit des Investiturstreites die Rechte des Reichs an beiden Arten von Kirchen als durchaus gleichartige behandelt. Wie sonst überaus häufig, tritt das insbesondere beim Wormser Concordate deutlich hervor. Der Pabst bewilligt, dass die *electiones episcoporum et abbatum Teutonici regni, qui ad regnum pertinent,* in Gegenwart des Kaisers vorgenommen werden sollen; es wird doch kaum zulässig sein, den Zusatz nur auf die Aebte zu beziehen. Auch später finden wir Reichsbischöfe

und Reichsäbte nicht selten in ähnlicher Weise zusammengefasst; so wenn 1191 der Rechtsspruch erfolgt, dass *nullus episcoporum vel abbatum imperio pertinentium* Mensalgüter veräussern soll (Mon. Germ. 4, 194). Andererseits ist nun freilich nicht zu verkennen, dass die einzelnen deutschen Bisthümer nicht in derselben Weise, wie die Reichsabteien oder wie ausserdeutsche Bisthümer als Eigenthum des Reichs bezeichnet oder behandelt werden. In dieser Richtung wird aber zunächst zu beachten sein, dass im deutschen Königreiche im Gegensatze zu andern Ländern die Bisthümer durchweg unmittelbar dem Könige unterstanden und diesem die Veräusserung eines Bisthums vom Reiche zweifellos nicht gestattet war, wenn auch Versuche vorkamen. Thietmar, von der Ausnahmsgewalt Arnulfs über die baierischen Bischöfe sprechend, erklärt es als gegen das Recht verstossend, dass Bischöfe *sub aliquo sint dominio,* ausser dem der Könige; erwähnt er dann weiter, dass manche unter der Gewalt der Herzoge und sogar der Grafen seien, so hat er zweifellos fremde, zunächst wohl französische Verhältnisse im Auge (Mon. Germ. 5, 742). Dieselbe Auffassung, dass nur die Könige *episcoporum domini* sein sollen, findet sich auch bei Helmold in Veranlassung der Ansprüche Heinrich des Löwen auf die Investitur der überelbischen Bischöfe ausgesprochen (Mon. Germ. 21, 64). Als Kaiser Friedrich I. den Bischof von Kammerich dem Grafen von Flandern untergeben wollte, wurde das nicht ausgeführt, weil geltend gemacht wurde, dass das gegen das Recht des Reichs verstosse (Anm. Camerac. Mon. Germ. 16, 523); ebenso bei dem Versuche K. Wilhelms, 1252 die überelbischen Bischöfe dem Herzoge von Sachsen zu unterwerfen (vgl. Reichsfürstenst. 1, 275). Sehen wir ab von der zeitweisen Unterwerfung der baierischen Bischöfe unter Arnulf, der überelbischen unter Heinrich den Löwen, weiter von der dauernden Ueberlassung der Bisthümer Prag und Olmütz an den König von Böhmen durch K. Philipp, endlich der eigenthümlichen Stellung der jüngeren Salzburger Suffragane, welche nie in unmittelbarer Verbindung mit dem Reiche gestanden haben (vgl. Reichsfürstenst. 1, 274. 282. 285), so unterstanden alle deutschen Bischöfe unmittelbar dem Könige. Zumal in der Zeit vor dem Investiturstreite bis zur Stiftung des salzburgischen Bisthums Gurk 1072 war das aus-

nahmslos der Fall. Werden demnach einzelne Abteien überaus häufig als dem Reiche gehörend bezeichnet, während das bei Bisthümern nicht der Fall ist, so kann das nicht befremden, da hier der Gegensatz fehlte.

Wurden überhaupt Versuche gemacht, Bisthümer vom Reiche zu veräussern, wurde das wenigstens zeitweise oder vereinzelt durchgeführt, so wird das doch auch wieder darauf hindeuten, dass man das Verhältniss der Bisthümer nicht anders auffasste, als das der Abteien. Und finden wir auch für die Gesammtheit der Bisthümer keine Ausdrücke gebraucht, welche sie unmittelbar als Eigenthum des Reichs bezeichnen, so wird auch das nicht befremden können. Bei der Allgemeinheit des Verhältnisses fiel den Bisthümern gegenüber der Herrscher mit dem Herrn zusammen; heisst es, dass der König *Dominus* der Bischöfe sei, so konnte das das eine, wie das andere bezeichnen; es lag keine Veranlassung vor, sich da schärfer bezeichnender Ausdrücke zu bedienen. Zudem pflegte man bei Erwähnung solcher Beziehungen gewöhnlich nur die einzelnen, äusserlich bestimmt hervortretenden Befugnisse und Verpflichtungen in's Auge zu fassen, nicht das allgemeine Rechtsverhältniss, aus welchem sich dieselben ergaben. Würde der Begriff eines Eigenthums des Reichs an den bischöflichen Kirchen auch nie ausgesprochen, den Anschauungen der Zeit überhaupt nicht gegenwärtig gewesen sein, so müssten wir das Eigenthum doch als vorhanden annehmen, wenn sich nachweisen lässt, dass dem Könige die Befugnisse des Eigenthümers zustehen. Und das war zweifellos der Fall.

20. Entscheidend dafür ist, dass dem Könige die Investitur des Bisthums zusteht. Als Gegenstand der Investitur wird in früherer Zeit nicht das Gut des Bisthums, sondern ganz allgemein das Bisthum oder die bischöfliche Kirche selbst bezeichnet; es ist Rede von der *Investitura* oder dem *Donum episcopatus* oder *ecclesiae;* es heisst mit Bezug auf die Investitur durch den König *episcopatum dare, tradere, suscipere.* Solche Ausdrücke werden wohl noch bis in die Zeiten K. Friedrich's I. gebraucht; 1152 verbrieft er für Kammerich, dass das *ponum episcopatus* beim Reiche bleiben soll (Sitzungsb. 14, 167); 1154 verleiht er Heinrich dem Löwen *investituram trium episcopatuum* (Or. Guelf. 3, 470); 1160 sagt er, dass der neu-

gewählte Erzbischof von Ravenna sich um die *investitura archiepiscopatus* an ihn gewandt habe (Fantuzzi Mon. Rav. 5, 288) und verleiht dem Patriarchen von Aglei die *investitura episcopatus* zu Belluno (Ughelli 5, 151).

Und man wird nicht einmal sagen können, dass es sich dabei nur um einen bedeutungslosen Sprachgebrauch handelte, dass man selbstverständlich nur das Gut der Kirche im Auge hatte. Allerdings wurde das wohl schon früh von Vertheidigern der Investitur geltend gemacht. Aber die üblichen Formen widersprachen dem. Petrus Damiani (Epp. l. 1 ep. 13) wendet sich gegen diejenigen, welche behaupten, dass sie durch die Investitur *non ecclesiam, sed ecclesiae praedia* erhalten: *Sane cum baculum ille tuis manibus tradidit, dixitne: ‚Accipe terras atque divitias illius ecclesiae?‘ an potius, quod certum est: ‚Accipe ecclesiam?‘ — quod si ecclesiam suscepisti, quod omnino negare non potes, proculdubio factus es simoniacus.* Auch sonst findet sich der Unterschied wohl beachtet. Als 1119 der Kaiser sich bereit erklärte, der Investitur mit den Worten zu entsagen: *Dimitto omnem investituram omnium ecclesiarum,* meinten die Bischöfe, das bedürfe einer genaueren Bestimmung, *ne forte aut possessiones antiquas ecclesiarum sibi conetur vendicare aut iterum de eisdem episcopos investire* (Jaffé, Bibl. 5, 358); man fürchtete also, er könne das so auslegen, dass er wohl auf die Investitur der Kirchen selbst, nicht aber des Gutes derselben verzichtet habe.

Die Befugniss zur Investitur ist aber Ausfluss des Eigenthums an der Sache (vgl. §. 8), sei es nun, das sie unmittelbar durch den Eigenthümer ertheilt wird oder durch jemanden, der sein Recht vom Eigenthümer ableitet. So hebt der König 1081 bei Schenkung des Bisthums Parenzo an den Patriarchen (vgl. §. 13) als Folge beim Tode des Bischofs hervor: *patriarcha nostro iure, nostro more, nostra lege alium in locum eius eligendo pastorale virga et episcopali anulo investiat.* Steht dem Könige die Investitur aller deutschen Bisthümer zu, so ist er damit auch Eigenthümer derselben. Man hat das zur Zeit des Investiturstreites auch nicht anders aufgefasst. Gerade mit Rücksicht auf die Investitur durch den König betont Placidus von Nonantola, wie wir sahen (vgl. §. 8), dass die Investitur Eigenthum an der Sache voraussetze, und fügt hinzu, schon der

Ausdruck erweise demnach, *quantae impietatis sit, sanctuarium dei investire.* Oder er sagt: *Quo enim modo unquam gravius addici ecclesia imperatori potest, quam ut in ea pastor, nisi ipse miserit et investierit, esse non possit? quo etiam modo amplius imperator ius vel dominium in ecclesia habere potest?* Oder er bemerkt, der Kaiser erstrebe *investituram ecclesiarum, quo signo possessio et dominatio demonstratur,* oder spricht von der *investitura, quae ideo adinventa est, ut hoc signo sanctuarium dei se possidere imperator monstraret* (De hon. eccl. C. 19. 81. 118). Mag man früher vielleicht nur die äusserlich hervortretende Investitur in's Auge gefasst haben, ohne sich zu vergegenwärtigen, dass damit der Begriff eines Eigenthums am Bisthum gegeben sei, so konnte das bei der genaueren Erörterung dieser Dinge während des Investiturstreites nicht unbeachtet bleiben.

Als nächsten Gegenstand der Investitur wird man die auf dem Grunde des Reichs erbaute und damit im Eigenthume des Reichs stehende bischöfliche Hauptkirche betrachtet haben, deren Pertinenz dann das gesammte Gut des Bisthums ist. Selbst bei dieser schroffsten Form liegt wenigstens grundsätzlich noch keine Verfügung des Königs über die Spiritualien vor. Er überträgt nicht das bischöfliche Amt, sondern die materielle Grundlage, die Kirche, in welcher der Investirte die Spiritualien üben kann, sobald er durch die Consecration die Befugniss dazu erhalten hat; um das bestimmter hervortreten zu lassen, hat man später wohl zwischen der zu den Temporalien gehörenden Kirche und dem die Spiritualien bezeichnenden Altar unterschieden (vgl. Phillips K. R. 7, 337). Es ist doch eine ganz verwandte Anschauung, wenn jemand von einem Fürsten ein Gericht erhält, aber nicht richten darf, ehe ihm der König die Befugniss durch Verleihung des Bannes ertheilt hat. Thatsächlich liegt auch hier die Sache so, dass der König den Bann ertheilen muss, wenn das Gericht nicht ohne Richter bleiben soll. Sollen die Spiritualien überhaupt geübt werden, so kann die Consecration nur dem ertheilt werden, dem der König die dazu unentbehrliche materielle Grundlage verliehen hatte. So verfügte der König thatsächlich allerdings auch über die Spiritualien; und bezog sich die Investitur nicht blos auf das Gut der Kirche, sondern auf die Kirche selbst, so lag die

Anschauung um so näher, dass er auch das an sie geknüpfte Kirchenamt verleihe, wenn man da theoretisch auch jederzeit den Unterschied festhalten mochte.

III.

21. Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute. Seit dem Investiturstreite wird nur die Investitur der Regalien beansprucht. — 22. Die Regalien gleichbedeutend mit dem gesammten Gute der Kirche. — 23. Einwendungen. Angebliche Beschränkung der Regalien auf das vom Reiche Herrührende. Erster Vertrag von 1111. — 24. Anscheinende Schenkungen zu Eigenthume. Unbestimmtheit der Ausdrücke des deutschen Sachenrechts. Verwandtes Verhältniss des Gutes der Ministerialen. — 25. Scheinbar Eigenthumsübertragung bezeichnende Ausdrücke. Schenkung. — 26. Verleihung zu Eigen; — 27. zu lebenslänglichem Eigen; — 28. zu immerwährendem Eigen. Gewere der Kirche an ihrem Gute. Investitur der Kirche. — 29. Gegen das Eigenthum sprechende Bestimmungen der Schenkungen. Die Ausdrücke der Urkunden sind nicht ausschlaggebend; aber für das Eigenthum des Reichs am Verschenkten sprechen andere Gründe. — 30. Verleihung von Hoheitsrechten in denselben Ausdrücken. — 31. Das Reichskirchengut als Reichsgut bezeichnet und aufgefasst. — 32. Die Reichskirchenlehen als Reichslehen behandelt. — 33. Auflassung an Reichskirchen durch die Hand des Königs. — 34. Zustimmung des Königs bei Veräusserungen oder dauernder Belastung des Reichskirchengutes; — 35. auch bei Verleihung zu Lehnrecht, — 36. und bei Vertauschung. — 37. Bei den Befugnissen des Königs handelt es sich weder um staatshoheitliche Gesichtspunkte, noch um ein nur formelles Oberaufsichtsrecht des Herrn.

21. Ist nach dem Gesagten nicht zu bezweifeln, dass die Reichskirchen selbst als im Eigenthum des Reichs stehend betrachtet wurden, so hatte der König kein Interesse daran, auf der Aufrechthaltung gerade dieser Auffassung zu bestehen, an der man kirchlicherseits besonderen Anstoss zu nehmen schien. Ihm konnte es durchaus genügen, wenn als Gegenstand der Investitur das Gut der Kirche betrachtet und damit das Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute gewahrt blieb. Denn abgesehen davon, dass für die Leistungen an das Reich nur das Gut in Betracht kam, sicherte ihm das eben so ausreichend seinen Einfluss auf die Besetzung der Bisthümer; wies ja schon Hinkmar von Reims darauf hin, wie dem Bischofe mit der Kirche, in der er singen könne, wenig gedient sei ohne das Gut der Kirche (vgl. §. 18).

Kaiserlicherseits besteht man nicht auf der Investitur der Kirche selbst, sondern auf der Investitur der Regalien der Kirche. So heisst es von den Verhandlungen von 1111, dass der Papst dem Kaiser die Investituren verweigerte, *quamvis ille per investituras illas non ecclesias, non officia quaelibet, sed*

sola regalia se dare assereret (Mon. Germ. 4, 71). In der dann doch ertheilten Concessionsurkunde des Papstes wird nur die Form, nicht der Gegenstand der Investitur betont; der Kaiser soll Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab investiren. Im Wormser Concordate ist wieder der Gegenstand bestimmter bezeichnet: *Electus regalia per sceptrum a te recipiat.*

Die geänderte Auffassung macht sich denn auch im Sprachgebrauche der folgenden Zeit bemerkbar. Grosses Gewicht scheint man allerdings nicht darauf gelegt zu haben; bei den Abteien gebraucht man noch lange anstandslos Ausdrücke, welche diese selbst als Eigenthum des Reichs bezeichnen (vgl. §. 11); auch von Investitur der Bisthümer ist später noch mehrfach die Rede (vgl. §. 20). Ueberwiegend finden wir nun aber doch insbesondere bei den Bisthümern Ausdrücke gebraucht, bei welchen nicht mehr die Kirche selbst als Gegenstand der Investitur erscheint. Es ist etwa ohne Bezeichnung des Gegenstandes nur von Investitur der Bischöfe die Rede; so bestätigt 1212 K. Friedrich dem Könige von Böhmen *ius et auctoritatem investiendi episcopos regni sui* (Huillard H. D. 1, 217). Häufiger werden nun als Gegenstand der Investitur die Regalien der Kirche bezeichnet; es heisst *regalibus* oder *de regalibus investire, regalia per investituram concedere,* es ist Rede vom *ius investiturae regalium,* von der *concessio sive investitura regalium.* Auch auf den Ausdruck Investitur wird kein besonderes Gewicht gelegt; es heisst ganz gleichbedeutend *regalia concedere, conferre, ab imperio tenere, de manu imperii accipere, recipere, ius regalium conferre;* das Investiturrecht wird als *ius in regalibus concedendis* bezeichnet. Den Ausdruck Temporalien habe ich im urkundlichen Sprachgebrauche des zwölften Jahrhunderts noch nicht gefunden; wohl aber sagt der gleichzeitige Laurentius in den Geschichten der Bischöfe von Verdun zu 1131, dass der König den neugewählten Bischof bestätigte *datis ei per sceptrum temporalibus episcopii* (Mon. Germ. 12, 508). Später werden dann als Gegenstand der Belehnung der geistlichen Fürsten die *regalia feuda* seiner Kirche oder die *regalia sive feuda temporalia,* die *regalia nec non temporalia sive feuda* oder *Regalien, Lehen und Werentlichkeit* des Stiftes bezeichnet.

22. Soll unsere Auffassung richtig sein, dass der Kaiser zwar auf die Anschauung eines Eigenthums an den Kirchen

selbst keinen Werth legte, wohl aber das Eigenthum am gesammten Gute der Reichskirchen beanspruchte und im Wormser Concordate behauptete, so müssen die Regalien gleichbedeutend mit dem gesammten Gute der Reichskirche sein, da später nur bezüglich der Regalien die Verleihung und damit das Eigenthum dem Reiche zusteht.

Daraufdeutetnun schon, wenn in späteren Lehnbriefen schlechtweg die Temporalien oder die Weltlichkeit der Kirche als Gegenstand der Belehnung bezeichnet wird. In Einzelfällen geschieht das so bestimmt, dass da ein Zweifel kaum möglich ist. So erklären 1291 Bischof und Capitel von Genf, *quod episcopus — ipsam civitatem Gebennensem — et universa bona temporalia ad Gebennensem ecclesiam pertinentia a solo imperatore Romano immediate dignoscitur obtinere* (vgl. Reichsfürstenst. 1, 292). Oder es ist etwa 1298 Rede von den römischen Kaisern und Königen, *a quibus principatus Leodiensis in temporalibus tenetur titulo feodali* (Böhmer Acta 390). Beim genaueren Verfolgen des späteren Sprachgebrauches wird man sich leicht überzeugen, dass als Gegensatz der Regalien immer die Spiritualien gefasst werden, nicht etwa solche Temporalien, welche nicht vom Könige zu leihen wären.

Und das scheint denn auch durchaus mit der früheren Entwicklung dieser Verhältnisse zu stimmen. Trat ursprünglich das Eigenthum an der Kirche selbst in den Vordergrund, so umfasste dasselbe doch auch alles derselben gehörende Gut. Wir führten schon Beispiele an, dass die Investitur zugleich ausdrücklich alle Zubehörungen umfasst (vgl. §. 8), und könnten dieselben leicht vermehren. Ein Unterschied, je nachdem das Gut aus königlicher Schenkung herrührt oder anderweitig erworben wurde, wird dabei nicht gemacht. Einem Abte bestätigt der Kaiser 978 sämmtliche Besitzungen seines Klosters und investirt ihn *ex his omnibus;* dazu gehört aber nach der Urkunde selbst nicht blos, was das Kloster aus königlicher Schenkung, sondern auch, was es *monachorum donatione aliorumque hominum oblatione* besitzt (Böhmer Acta 14). Dem entsprechend werden wir denn auch später sehen, dass die Befugnisse, welche der König als Ausfluss seines Eigenthumsrechtes übt, sich immer auf das gesammte Gut der Kirche erstrecken.

Das findet denn auch durchaus seine Bestätigung in der Art und Weise, wie diese Verhältnisse zur Zeit des Investiturstreites erörtert werden. Kirchlicherseits wird allerdings beansprucht, dass das gesammte weltliche Gut Eigenthum der Kirche sei. Dem gegenüber wird die Investitur durch den König damit vertheidigt, dass dieser Herr der gesammten Temporalien der Kirche sei. Und lässt man da wohl von der schroffen Auffassung ab, dass die Kirche selbst zu diesen Temporalien gehöre, so tritt eine Unterscheidung bezüglich der übrigen nicht hervor. So redet Petrus Damiani schlechtweg von den *praedia ecclesiae* (vgl. §. 20). Auch im Werke des Placidus von Nonantola zeigt sich deutlich, dass die Ansprüche, welche er bekämpft, immer auf das gesammte Kirchengut gerichtet sind. So besonders bestimmt, wenn er sagt: *Sunt vero nonnulli, qui dicant: Ecclesia quidem et circuitus ejus deo consecratus vere hominum nulli pertinet, nisi deo et eius sacerdotibus; ea vero, quae ecclesia possidet nunc per orbem glorificata, id est ducatus, marchias, comitatus, advocatias, monetas publicas, civitates et castra, villas et rura, et cetera huiusmodi ita ad imperatorem pertinent, ut nisi pastoribus ecclesiae semper, cum sibi succedunt, iterum dentur, nequaquam ea habere debeant* (c. 150). Oder es heisst, ganz in Uebereinstimmung, mit unserer Begründung der Nothwendigkeit eines Herrn für die Kirchen: *Sunt autem, qui dicant, ecclesiis non competere, nisi decimas, primitias et oblationes, in mobilibus tantum scilicet rebus; nam immobilia, videlicet castra, villae vel rura ei non pertinent, nisi de manu imperatoris pastor susceperit* (c. 43). Denn die Mobilien liessen wir überhaupt ausser Acht, hatten immer das liegende Gut im Auge, wenn wir vom Kirchengute im allgemeinen sprachen.

Bezog sich nun die frühere Investitur auf das gesammte Kirchengut, so kann auch nur dieses unter den Regalien verstanden werden, welche nach dem Wormser Concordate vom Kaiser mit dem Scepter zu leihen sind; es sei denn, es liesse sich nachweisen, der Kaiser habe in dieser Richtung eine Concession gemacht. Davon ist nicht die Rede; der Kaiser macht nur eine Concession bezüglich der Form, nicht bezüglich des Gegenstandes der Verleihung; in der päpstlichen Gegenurkunde dürfte nicht schlechtweg von Regalien die Rede sein, wenn

gewisse Theile des Reichskirchengutes ausgeschlossen sein sollten. Denn in Beziehung auf dieses Verhältniss bezeichnet der Ausdruck Regalien einfach alles, was der Bischof vom König zu empfangen hat; gleichbedeutend mit dem Ausdruck *regalia recipere* heisst es auch *recipere, quod regii iuris est* oder *que ad donum regie maiestatis spectant.* Im Concordate kann demnach der Ausdruck auch nur bezeichnen, was bis dahin herkömmlich vom Könige verliehen wurde, also das gesammte Kirchengut. Und damit stimmt, dass wir auch später den Ausdruck in derselben Weise gebraucht fanden.

23. Wird uns nun für die Richtigkeit dieser Annahme insbesondere die Prüfung der dem Könige am Reichskirchengute zustehenden Befugnisse eine Reihe weiterer Belege bringen, so dürfte es sich empfehlen, zunächst einige Einwendungen zu beseitigen, welche gegen dieselbe geltend gemacht sind und sie auf den ersten Blick allerdings unstatthaft erscheinen lassen können. Dahin gehört zunächst die angebliche Beschränkung der Regalien auf das vom Reiche Herrührende, während wir den Ausdruck auf das gesammte Gut bezogen. Dafür wird, insbesondere auch von Zöpfl (Alterth. 1, 112. 2, 18), der erste Vertrag von 1111 geltend gemacht, bei welchem der König auf die Investitur verzichtet. Der Papst verbrieft dabei dem Könige: *Tibi — et regno regalia illa dimittenda praecipimus, quae ad regnum manifeste pertinebant tempore Karoli, Ludevici, Heinrici et ceterorum praedecessorum tuorum; interdicimus enim —, ne qui episcoporum seu abbatum, vel praesentium vel futurorum, eadem regalia invadant, id est civitates, ducatus, marchias, comitatus, monetas, theloneum, mercatum, advocatias regni, iura centurionum et curtes, quae manifeste regni erant, cum pertinentiis suis, miliciam et castra regni; nec se deinceps nisi per gratiam regis de ipsis regalibus intromittant; — porro ecclesias cum oblationibus et hereditariis possessionibus, quae ad regnum manifeste non pertinebant, liberas manere decernimus* (Jaffé Bibl. 5, 273).

Aus dieser Stelle wird nun gefolgert, zu den Regalien hätten nur die Güter und Rechte gehört, welche den Kirchen vom Reiche verliehen waren; die sonstigen Besitzungen würden hier bestimmt von den Regalien unterschieden. Es ist aber doch in keiner Weise gesagt, dass die Bischöfe auf die Rega-

Das findet denn auch durchaus seine Bestätigung in der Art und Weise, wie diese Verhältnisse zur Zeit des Investiturstreites erörtert werden. Kirchlicherseits wird allerdings beansprucht, dass das gesammte weltliche Gut Eigenthum der Kirche sei. Dem gegenüber wird die Investitur durch den König damit vertheidigt, dass dieser Herr der gesammten Temporalien der Kirche sei. Und lässt man da wohl von der schroffen Auffassung ab, dass die Kirche selbst zu diesen Temporalien gehöre, so tritt eine Unterscheidung bezüglich der übrigen nicht hervor. So redet Petrus Damiani schlechtweg von den *praedia ecclesiae* (vgl. §. 20). Auch im Werke des Placidus von Nonantola zeigt sich deutlich, dass die Ansprüche, welche er bekämpft, immer auf das gesammte Kirchengut gerichtet sind. So besonders bestimmt, wenn er sagt: *Sunt vero nonnulli, qui dicant: Ecclesia quidem et circuitus ejus deo consecratus vere hominum nulli pertinet, nisi deo et eius sacerdotibus; ea vero, quae ecclesia possidet nunc per orbem glorificata, id est ducatus, marchias, comitatus, advocatias, monetas publicas, civitates et castra, villas et rura, et cetera huiusmodi ita ad imperatorem pertinent, ut nisi pastoribus ecclesiae semper, cum sibi succedunt, iterum dentur, nequaquam ea habere debeant* (c. 150). Oder es heisst, ganz in Uebereinstimmung, mit unserer Begründung der Nothwendigkeit eines Herrn für die Kirchen: *Sunt autem, qui dicant, ecclesiis non competere, nisi decimas, primitias et oblationes, in mobilibus tantum scilicet rebus; nam immobilia, videlicet castra, villae vel rura ei non pertinent, nisi de manu imperatoris pastor susceperit* (c. 43). Denn die Mobilien liessen wir überhaupt ausser Acht, hatten immer das liegende Gut im Auge, wenn wir vom Kirchengute im allgemeinen sprachen.

Bezog sich nun die frühere Investitur auf das gesammte Kirchengut, so kann auch nur dieses unter den Regalien verstanden werden, welche nach dem Wormser Concordate vom Kaiser mit dem Scepter zu leihen sind; es sei denn, es liesse sich nachweisen, der Kaiser habe in dieser Richtung eine Concession gemacht. Davon ist nicht die Rede; der Kaiser macht nur eine Concession bezüglich der Form, nicht bezüglich des Gegenstandes der Verleihung; in der päpstlichen Gegenurkunde dürfte nicht schlechtweg von Regalien die Rede sein, wenn

gewisse Theile des Reichskirchengutes ausgeschlossen sein sollten. Denn in Beziehung auf dieses Verhältniss bezeichnet der Ausdruck Regalien einfach alles, was der Bischof vom König zu empfangen hat; gleichbedeutend mit dem Ausdruck *regalia recipere* heisst es auch *recipere, quod regii iuris est* oder *que ad donum regie maiestatis spectant.* Im Concordate kann demnach der Ausdruck auch nur bezeichnen, was bis dahin herkömmlich vom Könige verliehen wurde, also das gesammte Kirchengut. Und damit stimmt, dass wir auch später den Ausdruck in derselben Weise gebraucht fanden.

23. Wird uns nun für die Richtigkeit dieser Annahme insbesondere die Prüfung der dem Könige am Reichskirchengute zustehenden Befugnisse eine Reihe weiterer Belege bringen, so dürfte es sich empfehlen, zunächst einige Einwendungen zu beseitigen, welche gegen dieselbe geltend gemacht sind und sie auf den ersten Blick allerdings unstatthaft erscheinen lassen können. Dahin gehört zunächst die angebliche Beschränkung der Regalien auf das vom Reiche Herrührende, während wir den Ausdruck auf das gesammte Gut bezogen. Dafür wird, insbesondere auch von Zöpfl (Alterth. 1, 112. 2, 18), der erste Vertrag von 1111 geltend gemacht, bei welchem der König auf die Investitur verzichtet. Der Papst verbrieft dabei dem Könige: *Tibi — et regno regalia illa dimittenda praecipimus, quae ad regnum manifeste pertinebant tempore Karoli, Ludevici, Heinrici et ceterorum praedecessorum tuorum; interdicimus enim —, ne qui episcoporum seu abbatum, vel praesentium vel futurorum, eadem regalia invadant, id est civitates, ducatus, marchias, comitatus, monetas, theloneum, mercatum, advocatias regni, iura centurionum et curtes, quae manifeste regni erant, cum pertinentiis suis, miliciam et castra regni; nec se deinceps nisi per gratiam regis de ipsis regalibus intromittant; — porro ecclesias cum oblationibus et hereditariis possessionibus, quae ad regnum manifeste non pertinebant, liberas manere decernimus* (Jaffé Bibl. 5, 273).

Aus dieser Stelle wird nun gefolgert, zu den Regalien hätten nur die Güter und Rechte gehört, welche den Kirchen vom Reiche verliehen waren; die sonstigen Besitzungen würden hier bestimmt von den Regalien unterschieden. Es ist aber doch in keiner Weise gesagt, dass die Bischöfe auf die Rega-

lien überhaupt verzichten sollen, demnach auch nur das einzeln Aufgeführte zu den Regalien gehöre; wäre hier von den Regalien überhaupt die Rede, so wäre die Einzelaufführung mindestens überflüssig, es würde hier der Ausdruck *regalia dimittere* ebenso genügt haben, wie das *regalia recipere* im Wormser Concordate. Die Fassung ergibt vielmehr umgekehrt, dass nur gewisse Regalien aufgegeben werden sollten; liessen die Ausdrücke *eadem* und *ipsa regalia* da an und für sich noch eine andere Auslegung zu, so ist das bei *illa regalia* durchaus nicht statthaft; wobei allerdings zu bemerken, dass dieser massgebende Ausdruck in dem von Zöpfl und anderen benutzten ungenauen Texte der Mon. Germ. 4, 69 ausgefallen ist. Nicht alle Regalien, also nach unserer Annahme die gesammten, bisher vom Könige durch die Investitur übertragenen Güter und Rechte, sollen aufgegeben werden, sondern nur diejenigen, welche erweislich vom Reiche herrühren.

Ich vermag demnach in dieser Stelle nur einen Beweis mehr für meine Annahme zu sehen. Auch sachlich steht ihr hier nichts im Wege. Wir nahmen an, dass die Rechte des Kaisers auf das Kirchengut nicht daraus abzuleiten seien, dass dasselbe zum grossen Theil aus Vergabungen der Könige herrührte, sondern aus dem Eigenthume an der Kirche selbst, welche nach unserer Auffassung für ihr gesammtes liegendes Gut, auch für das anderweitig erworbene, das Obereigenthum ihres Herrn nöthig hatte. Dieses der Kirche anstössige Verhältniss sollte durch Aufgeben der Investitur gelöst werden. Die Könige sträubten sich dagegen insbesondere, weil sie ihr Eigenthum an der Masse von Gütern und Rechten des Reichs, welche nur unter Voraussetzung der Fortdauer des alten Verhältnisses an die Kirchen gekommen waren, nicht aufgeben wollten. Andererseits konnten sie natürlich nicht bestreiten, dass bei einer Auseinandersetzung die Billigkeit fordere, den Kirchen fortan wenigstens das als freies Eigenthum zu belassen, was nicht vom Reiche herrührte. Erklärte der Kaiser sich bereit, darauf zu verzichten, so kann das natürlich nicht erweisen, dass ihm da an und für sich kein Recht zustand.

Da der Vertrag nicht ausgeführt wurde, war der König auch an den Verzicht nicht gebunden. Der für denselben massgebende Gesichtspunkt wird auch sonst in dieser Zeit wohl

betont. Die Schenkung der Abtei Pfäfers an das Bisthum Basel erklärt der Papst 1116 unter Anderem auch deshalb für ungültig, weil das Kloster nicht von Königen und Kaisern, sondern von anderen Gläubigen gegründet sei, *nec donorum regalium munificentia, sed aliorum fidelium oblatione ditatum* (vgl. Reichsfürstenst. 1, 338). Aber wenn Pfäfers trotzdem Reichsabtei war und blieb, so spricht das nur dafür, dass jener Umstand in diesen Dingen nicht der massgebende war. Konnte man sich kirchlicherseits zu einem Verzicht auf die vom Reiche herrührenden Regalien nicht entschliessen, so hat es nichts Befremdendes, wenn im Wormser Concordate dem Reiche die Regalien überhaupt gewahrt blieben. In der Urkunde des Kaisers ist keinerlei Verzicht in dieser Richtung ausgesprochen; und glaubt Zöpfl Alterth. 1, 112 auch da einen Unterschied zwischen Regalien und anderweitigen Possessiones der Kirche zu finden, so glaube ich mich mit einer Verweisung auf Einsicht des Wortlautes begnügen zu dürfen.

24. Erheblicher erscheint der schon mehrfach berührte Einwand, der aus den anscheinenden Schenkungen an Kirchen zu Eigenthum hergenommen wird. Für die entsprechenden Verhältnisse früherer Zeit sind dieselben insbesondere von Roth geltend gemacht. Für die uns zunächst beschäftigende Zeit stützt darauf insbesondere Zöpfl seine Annahme, dass die Reichskirchen auch später die ihnen vom Reiche überlassenen Güter nicht als Lehen, sondern als freies Eigenthum besessen haben; kommt er dadurch in Conflict mit dem Wortlaute des besprochenen Vertrags von 1111, wonach alle vom Reiche herrührenden Güter zu den zurückzustellenden Regalien gehören, so sucht er diesen Alterth. 2, 17. 18 dadurch zu lösen, dass er annimmt, einige Reichsdomainen seien den Kirchen als Regallehen, andere zu freiem ewigen Eigen verliehen; ein Unterschied, den die Urkunde nicht allein nicht kennt, sondern der mit ihrem Wortlaute geradezu unvereinbar ist. Ich selbst wusste früher die betreffenden Ausdrücke der Schenkungsurkunden trotz der sich daraus ergebenden Schwierigkeiten nicht anders zu deuten (vgl. Heerschild 64. 69). Und doch muss eine andere Deutung zulässig sein, da mit dem so bestimmt hervortretenden Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute

allerdings Schenkungen zu Eigenthum an die Kirchen nicht vereinbar sein würden.

In dieser Richtung dürfte nun insbesondere die Unbestimmtheit der Ausdrücke des deutschen Sachenrechts zu beachten sein. Es fehlt ihm durchweg an Ausdrücken, deren Bedeutung eine so feststehende wäre, dass sie unter allen Umständen immer nur ein und dasselbe Verhältniss zur Sache bezeichnen können. Ausdrücke, welche zunächst nur das Eigenthum im strengen Sinne des Wortes zu bezeichnen scheinen, werden doch auch wieder da gebraucht, wo es sich nur um ein Recht auf Besitz und Nutzung handelt. Es hängt das damit zusammen, dass ein Eigenthum auch da noch anerkannt wurde, wo dem Eigenthümer die freie Verfügung über die Sache dauernd entzogen war, wo fast alle aus dem Eigenthume abgeleiteten Befugnisse nicht dem Eigenthümer, sondern dem Nutzniesser zustanden. Konnte dieser mit Ausnahme weniger Fälle die Sache behandeln, als ob sie sein Eigenthum wäre, so lag in der Regel kein Bedürfniss vor, im Ausdrucke sein Recht von dem des Eigenthümers im strengen Sinne zu unterscheiden; war dann einer der Ausnahmsfälle zu berücksichtigen, wo die höheren Rechte des Obereigenthümers wirksam werden, so waren die üblichen Ausdrücke wenig geeignet, das beiderseitige Verhältniss scharf hervortreten zu lassen; zur Beurtheilung desselben sind wir dann mehr auf die Sache, als auf die Ausdrücke hingewiesen.

Nichts scheint mir dafür bezeichnender, als das Verhältniss des Gutes der Ministerialen. Von dem Dienstgute oder auch Lehengute des Ministerialen werden oft seine *allodia, bona proprietaria, patrimonialia, propria hereditas,* oder was er *iure dominii* besitzt, unterschieden. Sieht man nur auf die Ausdrücke, so sollte da doch völlig freies Eigenthum gar nicht zu bezweifeln sein. Er kann auch wirklich viel freier darüber verfügen, als über sein Dienstgut, kann es willkürlich vererben, veräussern, zu Lehen geben. Dennoch ist es nicht sein Eigenthum, wenn wir uns nicht an die Ausdrücke, sondern an die Sache halten. Der Ministerial als Unfreier ist des Eigenthums gar nicht fähig; was er besitzt, ist Eigenthum seines Herrn, nur durch diesen ist er in seinem Besitze rechtlich geschützt. Das Eigenthum des Herrn macht sich allerdings in der Regel

gar nicht bemerkbar. Er kann das Gut dem Ministerialen nicht entziehen, kann ihn in den verschiedensten Verfügungen darüber nicht hindern; trotz seines Eigenthums finden wir, dass er Güter von seinem Ministerialen erkauft oder ertauscht, oder dass er ihm Güter anscheinend zu Eigen schenkt. Denn die ganze Befugniss des Herrn als Eigenthümer erscheint wesentlich auf den einen Punkt beschränkt, dass er verlangen kann, dass das Gut unter seiner Gewalt verbleibt, dass es bei Veräusserungen nur an solche Personen kommt, welche gleichfalls mit ihrem Gute in seinem Eigenthume stehen. So lange diese Gränze, wie das in der Regel der Fall war, nicht überschritten wird, macht sich das Eigenthum des Herrn gar nicht bemerklich. Wohl aber, sobald das ausnahmsweise nicht zutraf. Die Unfähigkeit des Ministerialen zum Grundeigenthume tritt hervor, sobald er Gut ausserhalb der Gewalt des Herrn veräussern oder erwerben will. Nur mit Zustimmung des Herrn und durch die Hand desselben kann er Gut an einen Fremden veräussern; nicht von ihm, nur vom Herrn kann dieser das Eigenthum erwerben. Und auch das, was der Ministerial von Fremden erkauft oder sonst erwirbt, gehört dem Herrn; nur durch die Hand desselben kann er es erwerben; nicht ihm, sondern dem Herrn wird es aufgelassen.

Wären wir nun berechtigt, die Verhältnisse des Reichskirchengutes nach denselben Gesichtspunkten zu beurtheilen, so wären damit die Schwierigkeiten gelöst. Wir sehen, dass von einem Eigenthume in den bestimmtesten Ausdrücken die Rede sein kann, ohne dass doch im strengen Sinne des Wortes ein solches vorliegt. Wird dagegen das Eigenthum des Herrn am Gute des Ministerialen fast nie betont, weil es selbstverständlich ist, weil das Gut nur Zubehör einer in seinem Eigenthume stehenden Person ist, so kann dasselbe für das Gut der Kirche zutreffen, wenn diese selbst im Eigenthum des Reichs steht. Kann dort der Herr trotz seines Eigenthums die freieste Verfügung des Besitzers bis zu einer gewissen Gränze hin nicht hindern, so könnten auch den Reichskirchen durchweg die Befugnisse des Eigenthümers zugestanden sein, ohne dass das ein Obereigenthum des Reichs ausschliessen müsste. Und bei näherer Prüfung scheint sich allerdings zu ergeben, dass da ein vielfach entsprechendes Verhältniss vorlag, nur mit dem

Unterschiede, dass die Befugnisse der Kirchen an ihrem anscheinenden Eigenthume keineswegs so wenig beschränkt waren, wie die der Ministerialen.

25. Prüfen wir zunächst die, insbesondere bei den königlichen Schenkungen an Reichskirchen gebrauchten, scheinbar das Eigenthum bezeichnenden Ausdrücke, so scheint es mir, dass sie auch dann ihre Erklärung finden, wenn wir annehmen, es solle durch dieselben nicht freies Eigenthum, sondern nur ein unentziehbares Recht auf Besitz und Genuss übertragen werden.

Es ist da zunächst Rede von Schenkung; es heisst *dare, donare, largiri, tradere, concedere.* Dass diese Schenkungen von folgenden Königen bestätigt werden, wird nicht gerade erweisen müssen, dass sie ohnedem keine dauernde Wirkung gehabt haben würden (vgl. Roth, Feudalität 43). Auffallender könnte es sein, dass häufig bei den Bestätigungen wieder dieselben Ausdrücke gebraucht werden, dass der König dem Wortlaute nach abermals schenkt, was schon sein Vorgänger geschenkt hatte, wonach also streng genommen entweder früher oder jetzt, dann aber am wahrscheinlichsten in beiden Fällen der Ausdruck keine eigentliche Eigenthumsübertragung bezeichnen kann. Doch wir können davon absehen. Denn jedes Urkundenbuch gibt Belege, dass solche Ausdrücke auch da gebraucht werden, wo es sich erweislich nur um das Nutzeigenthum handelt. So heisst es 1164 bei einer persönlichen Verleihung an den Erzbischof von Köln zuerst *in beneficio atque in feodo damus,* dann gleich nachher ganz gleichbedeutend *largimur atque donamus* (Lacomblet U. B. 1, 280); oder 1208: *donamus — et confirmamus tam ipsi, quam universis successuris heredibus ducatum Bawariae* (Mon. Boica 29, 542).

26. Es ist nun aber allerdings in der Regel bestimmter von einer Verleihung zu Eigen die Rede; es heisst *in proprium, in proprietatem, iure proprietatis habendum donare.* Und darauf pflegt das meiste Gewicht gelegt zu werden, da Proprium allerdings häufig in bestimmtem Gegensatze zum Beneficium, zum blossen Nutzungsrechte steht.

Deshalb muss der Ausdruck aber nicht gerade immer freies Eigenthum bezeichnen. Selbst in jenem Gegensatze ist er berechtigt, sobald es sich um ein weitergehendes Recht an

der Sache handelt, als die Anschauung der betreffenden Zeit dem nur zu Benefiz Besitzenden zusprach. Wir bemerkten bereits, dass auch bei Ministerialen von Proprietas die Rede ist. So sagt der Kaiser 1123 bei einer Schenkung an einen seiner Ministerialen und dessen Erben: *quoddam iure imperii nostrae proprietatis praedium — donavimus et in proprium concessimus; hoc autem sine deminutione regni fecimus, quia parem eum eiusdem praedii esse cognovimus* (Mon. Boica 29, 244). Auch hier ist der Ausdruck zweifellos zum Unterschiede vom Benefiz gebraucht; er soll das Gut nicht als blosses Dienstlehen haben, sondern als Eigen; aber natürlich nur als Eigen, soweit ein Ministerial solches überhaupt haben kann, wie das hier durch den Zusatz noch bestimmter angedeutet ist. Denn dass das Reich trotz der Verleihung zu Eigen nicht verkürzt wird, hat darin seinen Grund, dass der Beschenkte selbst dem Reiche gehört, demnach auch das Eigenthum des Gutes dem Reiche verbleibt.

Bei den Ministerialen ist nun freilich auch später der Unterschied zwischen Eigengut und Dienstlehen noch von Bedeutung, obwohl beide im Eigenthume des Reiches stehen. Bei den Reichskirchen tritt später ein solcher Unterschied nicht hervor; was vom Reichsgut in ihrem Besitze ist, erscheint als eine einheitliche Masse, welche wenigstens seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts als Lehen bezeichnet wird (vgl. Heerschild 68). Es liegt daher die Frage nahe, weshalb man denn nicht auch in früheren Zeiten an die Kirchen nur zu Benefiz gab, wenn dieselben wirklich nur einen Nutzgenuss erwerben sollten? Ich glaube diese Frage dahin beantworten zu dürfen, dass allerdings in späteren Zeiten die Vergabung zu Lehen an die Kirche für den Zweck genügen konnte; dass dagegen in früherer Zeit der Ausdruck Beneficium hinter dem zurückblieb, was man der Kirche gewähren wollte; dass andererseits der Ausdruck Proprium nach dem Sprachgebrauche der Zeit nicht zu viel sagte, wenn auch nur ein Nutzungsrecht zugestanden werden sollte.

Auch in früherer Zeit finden wir nicht selten blosse Verleihungen zu Benefiz an Bischöfe und Aebte. Dann handelt es sich aber sichtlich nur um eine persönliche Begünstigung, aus welcher ihrer Kirche kein dauerndes Recht erwachsen

sollte, wie das durch den Zusatz *ad dies vitae suae,* vereinzelt auch *vitae nostrae* (979: Mon. Boica 28, 230) wohl bestimmter bezeichnet wird. Es scheint nicht einmal herkömmlich gewesen zu sein, das nach dem Tode des Beliehenen der Kirche zu belassen, da dann anderweitige Verfügungen des Königs über das Gut wohl ausdrücklich erwähnt werden (z. B. 970: Cod. dipl. Anhalt. 1, 36).

Sehr häufig wird nun insbesondere dasjenige, was jemand bisher zu Benefiz besessen hatte, ihm zu Proprium verliehen. Handelt es sich dabei um Laien, so ist wohl in der Regel an Verwandlung in freies Eigenthum zu denken, zumal sich da durchweg noch Ausdrücke finden, welche bestimmter auf ein ganz freies Verfügungsrecht hinweisen; es wird *in proprium* gegeben, so dass er *liberam deinceps potestatem habeat tenendi, dandi, vendendi, commutandi, precariandi, posteris relinquendi, vel quicquid sibi placuerit faciendi;* vereinzelt auch wohl *prout voluerit testamentum faciendi* (Böhmer Acta 26).

27. Wo aber solche Bestimmungen fehlen, da wird der blosse Ausdruck *in proprium* nicht gerade Ueberlassung zu freiem Eigen bezeichnen müssen. Das ergibt sich insbesondere daraus, dass wir seit der Mitte des neunten Jahrhunderts sehr häufig Verleihungen zu lebenslänglichem Eigen finden, *in proprium* oder *in ius et proprietatem ad dies vitae suae* oder *usque in finem vitae suae* (vgl. Roth Benefizialw. 419. Feudalität 49. 176. 199. Waitz V. G. 4, 175). Ist damit ein freies Verfügungsrecht, wie es der Begriff des Eigenthums erfordert, unvereinbar, so wird bei den näheren Bestimmungen auch wohl nur der Besitz betont: *quatinus easdem res integriter omni tempore vitae suae proprietatis iure habeat, teneat atque possideat absque alicuius impedimento* (Mon. Germ. 21, 383); oder es wird auf das blosse Nutzungsrecht hingewiesen, das Gut wird gegeben *in ius et proprietatem sub usu fructuario usque in finem vite* oder *quatinus supra nominatas res, quam diu vivat, sub usu fructuario teneat atque possideat* (U. B. des L. ob d. Enns 2, 49; Mon. Germ. 21, 387; vgl. Waitz. V. G. 4, 175 Anm. 3). Häufig wird dabei sogleich für den Todesfall über das Gut verfügt; es soll dann an eine bestimmte Reichskirche fallen, oder es wird dem Beschenkten die Wahl unter mehreren Reichskirchen, denen er es vermachen kann, gelassen (Wirtemb.

U. B. 1, 186). Trotzdem tritt irgendwelcher Vorbehalt in den Ausdrücken der Verleihung selbst zuweilen gar nicht hervor. So heisst es 907: *perenniter in proprium donavimus — quatinus de ipsa proprietate ab hodierna die et deinceps liberam et securam teneat potestatem;* niemand sollte doch denken, dass es sich da um etwas anderes, als um Schenkung zu freiem Eigenthum handeln könne; dennoch ergibt sich die Bedingtheit weiterhin dadurch, dass der König bestimmt, das Gut solle nach seinem Tode der Abtei Lorsch zufallen (Mon. Germ. 21, 385). Wird weiter von den Vertheidigern des Eigenthumsrechtes der Kirchen wohl besonderes Gewicht auf die Formel gelegt, deren der König sich bei Schenkungen an dieselben bedient: *totum ex integro de iure et dominatione nostra ei in ius et dominationem — donamus, tradimus atque transfundimus,* so wird eben diese Formel auch bei Verleihungen auf Lebenszeit gebraucht (U. B. des L. ob d. Enns 2, 32), kann demnach an und für sich nichts für die Uebertragung des Eigenthums erweisen.

Wird nicht selten jemandem das, was er bereits als Benefiz besass, nachträglich zu lebenslänglichem Eigen verliehen, so muss man da einen Unterschied gefunden haben, der mit Roth (Benefizialw. 419) doch wohl nur darin gefunden werden kann, dass das Benefiz dem Empfänger noch nicht für Lebenszeit gesichert galt, dass es, wenn nicht vom Verleiher selbst, wenigstens von dessen Rechtsnachfolger wieder genommen werden konnte. Ist daneben auch von Benefizien auf Lebenszeit des Empfängers die Rede (vgl. Roth Feudalität 183. 201), so zeigt das wohl nur, wie wenig es in diesen Dingen einen durchaus feststehenden Sprachgebrauch gab; das sachlich Entscheidende war die Hinzufügung der Bestimmung auf Lebenszeit, wobei es gleichgültig scheinen mochte, ob dieselbe dem Ausdrucke Proprium beschränkend, oder dem Ausdrucke Beneficium erweiternd angehängt wurde. Mit der Zeit gewährte die Verleihung zu Benefiz mindestens eben so ausgedehntes Recht, wie die zu lebenslänglichem Eigen, wenigstens wenn wir auf die Wiederholung der Belehnung beim Thronfall kein Gewicht legen wollen. Es war damit kein Bedürfniss mehr vorhanden, beide Verhältnisse bestimmter zu scheiden; hätte von einer Verleihung zu lebenslänglichem Eigen insbesondere

bei Geistlichen noch recht wohl die Rede sein können, so wird doch auch da im eilften Jahrhunderte der Ausdruck Benefiz vorgezogen.

Als Ergebniss wird festzuhalten sein, dass der Ausdruck *in proprium donare* an und für sich keineswegs eine Verleihung zu freiem Eigenthum erweisen muss, dass er je nach der näheren Bestimmung sowohl die Verleihung zu Eigenthum, wie zu Nutzgenuss bezeichnen kann, dass, wenn wir bei den Schenkungen an die Reichskirchen ersteres annehmen wollen, es jedenfalls einer Prüfung bedarf, ob die näheren Bestimmungen darauf hinweisen.

28. Da ergibt sich nun allerdings jenen zeitlich beschränkten Verleihungen gegenüber alsbald in so weit ein Unterschied, als es sich bei den Reichskirchen um eine Verleihung zu immerwährendem Eigen handelt. Der Unterschied tritt deutlich hervor, wenn etwa der König 909 die Abtei Traunsee einem Grafen und dem Erzbischofe von Salzburg schenkt *usque in finem vite utriusque in proprietatem, et deinceps ad sanctam Iuvavensem sedem perpetualiter in proprietatem* (U. B. des L. ob d. Enns 2, 56). Selten fehlt denn auch ein Ausdruck, der das ausdrücklich betont; es heisst *donare perpetuo iure possidendum, in perpetuum proprietatis usum, in proprium et perpetuum usum, perpetualiter* oder *perpetuis temporibus in proprium habendum.* Dabei tritt bald der zeitige Vorsteher in den Vordergrund, indem geschenkt wird *episcopo suisque successoribus* oder *et per ipsum in perpetuum successoribus.* Oder es wird das dauernde Recht der Kirche selbst betont; es wird geschenkt, *ut ad ecclesiam perpetuo deserviat, perenniter ad utilitatem ecclesiae permaneat, illuc respondeat et in perpetuum pertineat;* oder etwa auch, damit die Kirche es *hereditario iure* besitzen solle (U. B. des L. ob d. Enns 2, 40).

Hat im einen, wie im anderen Falle die Kirche ein dauerndes, unentziehbares Recht an dem Gute, so erklärt es sich, wenn nicht blos dem zeitigen Vorsteher eine Gewere zugesprochen wird, sondern auch wohl von einer Gewere der Kirche an ihrem Gute die Rede ist. So sagt der Kaiser 980, dass er etwas Entäussertes *in ecclesie Nivellensis investituram* zurückgegeben habe (Oorkondenboek van Holland 1, 35), oder er bestätigt 1026 einem vom Erzbischofe von Mailand

dotirten Kloster seine Besitzungen so, *ut — abbas, qui nunc superest, eiusque successores, qui pro tempore fuerint, de omnibus superius nominatis investitus sit,* und bewilligt, dass beim Verluste von Urkunden der Schwur genügen soll, dass die Abtei zur Zeit des Verlustes *investituram haberet de rebus,* welche darin verzeichnet waren (Böhmer Acta 43). Zur Begründung oder Anerkennung des dauernden Rechtes der Kirche wurde denn auch wohl die Investitur in derselben Form angewandt, wie wir sie dem zeitweiligen Vorsteher ertheilt finden. So sagt der Kaiser 998: *monachos coenobii s. Ambrosii per baculum de omnibus rebus ad partem ipsius cenobii pertinentibus investivimus,* (Aresius Series abb. s. Ambr. 46); und in unmittelbarer Beziehung nicht auf irgendwelche die Kirche vertretenden Personen, sondern auf die Kirche 1029 bei Restitution eines Hofes an Obermünster: *baculo quoque nostro eiusdem imperialis nostrae concessionis investituram eidem monasterio contulimus; baculum quoque ipsum in testimonium perpetuum ibidem reliquimus* (Mon. Boica 29, 29). Wurde der bei solchen Investituren gebrauchte Stab, bei dem hier doch jede Beziehung auf das Hirtenamt fehlt, mit demselben Ausdrucke bezeichnet, wie der, mit dem Bischöfe und Aebte investirt wurden, so dürfte das für die Ansicht sprechen, dass es sich auch bei diesem letzteren ursprünglich nur um den bei Investituren der verschiedensten Art üblichen Stab gehandelt habe (vgl. Planck, G. der christ. Gesellsch. Verf. 3, 462).

Wird eine solche, dauernde Rechte der Kirche begründende Investitur nur vereinzelt erwähnt, so kann sie trotz dem allgemein üblich, nur nicht gebräuchlich gewesen sein, sie in den Urkunden zu erwähnen; wie denn auch die Erwähnung von 1029 erst nachträglich hinter der Siegelformel angehängt erscheint. Jedenfalls werden wir nicht anzunehmen haben, dass die dauernde Investitur der Kirche die persönliche des jedesmaligen Vorstehers überflüssig gemacht habe. Wir würden das sonst auch anzunehmen haben bei jeder Schenkung, welche nicht blos dem zeitigen Bischof, sondern sogleich in den bestimmtesten Ausdrücken allen seinen Nachfolgern gemacht wird. Die der Kirche zugesprochene dauernde Gewere wird uns nicht einmal erweisen müssen, dass die Kirche als solche auch nur des Besitzes von Grund und Boden fähig war. Eine Gewere



wird auch dem zugesprochen, der selbst keinerlei Anspruch auf Besitz der Sache, wohl aber ein die freie Verfügung des Eigenthümers oder Besitzers beschränkendes Recht an derselben hat. Da, wie wir sehen werden, selbst beim Nichtvorhandensein eines Vorstehers der Besitz des Gutes nicht der Kirche, sondern dem Könige zusteht, so hat die dauernde Gewere der Kirche nur die Wirkung, dass das Gut ihr nie ganz entfremdet, keinem anderen, als ihrem jedesmaligen Vorsteher übergeben werden darf.

Jene die Verleihung zu Proprium als immerwährend betonenden Ausdrücke begründen allerdings ein dauerndes Recht der Kirche. Aber auch dann muss dieses Recht nicht gerade mit dem Eigenthum zusammenfallen, nachdem erwiesen ist, dass Proprium auch ein blosses Nutzungsrecht bezeichnen könne. Denn ein unentziehbares und vererbliches Nutzungsrecht und damit eine Gewere am Gute haben auch der Vasall, der Ministerial, der Zinsbauer aber kein Eigenthum.

29. Auch bei den Verleihungen zu immerwährendem Proprium würde eine Uebertragung zu Eigenthum nur dann mit Bestimmtheit anzunehmen sein, wenn sich das aus den zugefügten näheren Bestimmungen ergäbe. Eben wegen dieser glaubten wir das oben (§. 26) annehmen zu müssen bei den Verwandlungen von Benefiz in Eigen für Laien. Prüfen wir dagegen hier genauer den Wortlaut, so finden wir überaus häufig gegen das Eigenthum sprechende Bestimmungen der Schenkungen.

In dieser Richtung wird doch zunächst zu beachten sein, dass alle jene Bestimmungen, wonach das Gut für immerwährende Zeiten zu dieser Kirche gehören soll, zugleich eine Beschränkung der Verfügung über dasselbe bezeichnen, eine Veräusserung desselben, wie sie wenigstens nach unseren Anschauungen dem Eigenthümer zustehen müsste, nicht gestatten. Es ist nun richtig, dass nach germanischer Rechtsauffassung das Eigenthum, zumal an Grundstücken, nicht nothwendig mit der Befugniss willkürlicher Veräusserung verbunden sein muss. Aber hier gewinnt der Umstand doch Bedeutung durch den Gegensatz. Finden wir bei Schenkungen an Laien oder etwa auch bei nur persönlichen Schenkungen an Geistliche die Befugniss zu jeder Art der Veräusserung ausdrücklich eingeräumt,

so scheinen hier die näheren Bestimmungen überaus häufig jede freiere Verfügung auszuschliessen, weil gewiss nicht absichtslos nur von Besitz, Nutzung und Verwaltung des Gutes die Rede ist. So schenkt schon 762 K. Pipin *perpetuum habendum, ut — predicti monachi eternaliter gaudeant usu fructuario, excolant atque possideant* (Beyer U. B. 1, 18; vgl. Waitz V. G. 4, 174 Anm. 2). Später heisst es bis auf die Zeit, wo die auf ein Lehensverhältniss deutenden Ausdrücke üblich werden, etwa, das Gut solle immer *in iure et potestate* des Bischofs bleiben; es wird geschenkt, *ut in perpetuum teneant ac possideant; possideant et ad eorum usum retineant; habeant, teneant et fruantur; teneant, disponant, ordinent et perfruantur;* sie erhalten *liberam facultatem tenendi atque possidendi; tenendi et regendi; possidendi, ordinandi, disponendi.* Oft finden sich dann noch weitere, das Verfügungsrecht beschränkende Bestimmungen. So besonders häufig die, dass das Geschenkte nicht zu Benefiz verliehen werden soll. Oder es wird betont, dass auch die Nutzung nicht nach Willkür, sondern wie es das Interesse der Kirche erheischt, erfolgen soll. Es heisst: *teneant, usitent et ad servicium divinum disponant;* sie sollen nur *ad utilitatem ecclesie* darüber verfügen, oder *non pro suo libitu vel proprio commodo, sed pro utilitate ecclesiae*; oder bei Schenkung einer Abtei erhalten die Bischöfe *liberam potestatem tenendi, constituendi vel quicquid ad communem utriusque ecclesiae utilitatem voluerint faciendi* (Mon. Boica 29, 169).

Wie schon in dieser letzten Stelle, so scheint allerdings auch sonst nicht selten ein ausgedehnteres Verfügungsrecht eingeräumt zu werden. Der Bischof erhält *liberam facultatem quicquid placuerit exinde faciendi* oder *tenendi, dandi* (oder *tradendi), commutandi vel quicquid ei placuerit inde faciendi.* Vergleichen wir das mit der entsprechenden Formel für Laien, so muss doch auffallen, dass das dort gewöhnlich vorkommende *vendendi* hier durchweg fehlt (vereinzelt Mon. Boica 29, 93), während bei dem *dare* oder *tradere* wohl zunächst nur an Benefizien zu denken ist. So zeigen sich auch hier noch wesentliche Beschränkungen, will man nicht auf den allgemeinen Schlussausdruck Gewicht legen. Dieser aber findet sich nur selten so unbeschränkt; es wird überwiegend hinzugefügt *ad utilitatem tamen ecclesiae* oder *salvo iure ecclesiae*; ausnahms-



weise auch in Bestätigungen oder Schenkungen für Bamberg *cum consensu cleri et populi.*

In dieser Richtung liesse sich nun aber geltend machen, dass bei diesen Beschränkungen von vorbehaltenen Rechten des Königs nie die Rede ist; dass sie nur bestimmt sind, die dauernden Rechte der Kirche gegen Willkür des Bischofs zu sichern; dass demnach wohl dem zeitigen Bischofe die Befugnisse des Eigenthümers nicht zugestanden sind, ein Eigenthum der Kirche aber mit ihnen durchaus vereinbar erscheint.

Das führt uns denn wieder auf die Frage, in wie weit die Kirche selbst, die doch auch bei Erledigung des Stuhls in Clerus und Volk durch natürliche Personen vertreten ist, als rechtsfähige Persönlichkeit zu betrachten ist. Wir sahen allerdings (§. 28), dass ihr ein dauerndes Recht auf die Sache zugestanden wird, wie darauf auch durchweg diese oder jene Wendung in den Schenkungsurkunden hindeutet. Es heisst wohl, dass das Gut immer zur Kirche gehören soll. Nie aber wird der Kirche als solcher Besitz, Nutzung oder irgend welche Verfügung über das Gut zugesprochen, sondern immer nur ihrem Vorsteher und dessen Nachfolgern. Soll die Kirche dennoch an dem Gute Eigenthum haben, so müsste der Vorsteher zu ihr im Verhältniss des Nutzeigenthümers zum Obereigenthümer stehen, er müsste also insbesondere die Investitur von Personen erhalten, welche seine Kirche vertreten. Das war wirklich auch wohl früher schon da der Fall, wo die Anschauung der Eigenthumsunfähigkeit der Kirchen nicht durchdrang, wie das insbesondere für Italien mehrfach zuzutreffen scheint. So erklären 915 die Nonnen eines Klosters zu Lucca nach Wahl der Aebtissin: *Regulam et ferulam de manibus nostris in manum tuam — dedimus atque tradimus* (Muratori Antiq. 5, 525; vgl. 1, 343). Davon kann bei den Reichskirchen nicht die Rede sein.

Würden wir davon absehen, annehmen, dass man in einer Zeit, wo man mehr die einzelnen Befugnisse, als das zu Grunde liegende Rechtsverhältniss in's Auge fasste, da nicht genauer zwischen der Kirche und ihrem Vorsteher habe unterscheiden wollen, so würden allerdings jene die freiere Verfügung betonenden Ausdrücke zunächst auf Eigenthumsübertragung schliessen lassen. Aber an und für sich wird uns das doch schwerlich massgebend sein dürfen. Es stehen ihnen zahlreiche andere

Fälle gegenüber, bei welchen nur von Besitz und Genuss die Rede ist. Und zwar handelt es sich dann um Formulare, welche sichtlich zunächst nur auf Vergabungen an Kirchen berechnet sind. Hängen dagegen jene andern auf's engste mit den bei Vergabungen an Laien üblichen Ausdrücken zusammen, so liegt doch der Gedanke sehr nahe, dass da Formulare, welche zunächst auf Eigenthumsübertragung berechnet waren, angewandt wurden, ohne für den besondern Zweck genügend abgeschwächt zu sein. Denn mit andern Zeugnissen stehen jene Ausdrücke vielfach im bestimmtesten Widerspruch. Wird sehr häufig eine anscheinend unbeschränkte Befugniss zur Vertauschung gewährt, so wissen wir anderweitig auf's bestimmteste, dass kein Reichskirchengut ohne ausdrückliche Erlaubniss des Kaisers vertauscht werden durfte. Und darauf dürfte besonders Gewicht zu legen sein; stand überhaupt fest, dass das Reichskirchengut insgesammt Eigenthum des Reiches sei, dass dem Könige da überall bestimmte Befugnisse zukämen, so war gerade bei solchen Vergabungen kein Gewicht auf Genauigkeit der Fassung zu legen, es war kein Grund, im Einzelfalle die vorbehaltenen Befugnisse des Reichs zu betonen, wenn dieselben ohnehin feststanden.

Ich glaube demnach als Ergebniss festhalten zu dürfen: Die bei Schenkungen an Reichskirchen gebrauchten Ausdrücke deuten selbst vielfach nur auf Besitz und Genuss. Ist in andern Fällen von ausgedehnteren Befugnissen die Rede, welche an und für sich die Annahme einer Eigenthumsübertragung nahe legen können, so scheint diese auf Widersprüche zu führen, während die Ausdrücke andererseits doch auch mit der Annahme eines dem Reiche verbleibenden Obereigenthums wenigstens nicht durchaus unvereinbar scheinen. Man wird unter diesen Verhältnissen den bei den Schenkungen gebrauchten Ausdrücken an und für sich weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin ausschlaggebendes Gewicht beilegen dürfen. Die zutreffende Bedeutung jener Ausdrücke wird von der Beantwortung der Frage abhängig zu machen sein, ob das Geschenkte weiterhin als Eigenthum der Kirche, oder aber als Eigenthum des Reichs bezeichnet und behandelt wurde.

30. Diese Frage sollte nun allerdings schon gelöst erscheinen durch den früheren Nachweis, dass die Investitur eine



Befugniss des Eigenthümers ist, dass sich weiter bei den Reichskirchen die Investitur auf das gesammte Gut, also auch auf das Geschenkte bezieht (vgl. §. 22). Haben wir die dagegen erhobenen Einwendungen zu beseitigen gesucht, so ist es doch sehr möglich, dass sich gegen die Stichhaltigkeit jenes Nachweises noch andere Gründe geltend machen liessen. Jedenfalls aber wird jenes Ergebniss wesentlich fester begründet erscheinen, wenn es uns gelingt nachzuweisen, dass sich auch ganz abgesehen von jener aus der Investitur gezogenen Folgerung ein Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute ergibt.

Da dürfte nun in näherem Anschlusse an das zuletzt Erörterte zunächst zu beachten sein, dass es sich bei den Schenkungen häufig um Verleihung von Hoheitsrechten an die Kirchen handelt und dass da durchaus dieselben Ausdrücke gebraucht werden, wie bei den Schenkungen von Grundstücken und andern des Privateigenthums fähigen Gegenständen. So übergibt beispielsweise 1091 der Kaiser dem Bischofe von Brixen und dessen Kirche ein Comitat *in proprium* mit der Befugniss *possidendi, obtinendi, precariandi, commutandi vel quicquid sibi ad utilitatem ecclesie placuerit inde faciendi* (Mon. Boica 29, 217). Und ganz entsprechend in vielen andern Fällen.

Damit wird nun zweifellos die oft aufgestellte Behauptung hinfällig, dass zwar Hoheitsrechte nur zur Nutzung oder als Lehen, die Güter aber als Eigenthum gegeben seien. Die übereinstimmenden Ausdrücke der Schenkungsurkunden lassen da einen Unterschied durchaus nicht zu. Will man in diesen überhaupt Eigenthumsübertragungen sehen, so muss man das auch da annehmen, wo es sich um Hoheitsrechte handelt. Es ist nur consequent, wenn Zöpfl, Alterth. 2, 67 annimmt, dass zwei Grafschaften der Kirche von Wirzburg zu freiem Eigen, als sogenannte allodiale oder freie Grafschaften verliehen seien, weil sie gegeben werden *in proprium de nostro iure et dominio in ius et dominium episcopi;* Ausdrücke, von welchen wir allerdings nachwiesen, dass sie sogar bei blossen Verleihungen auf Lebenszeit gebraucht wurden (vgl. §. 27).

Dem gegenüber will ich nun nicht einmal Gewicht darauf legen, dass Hoheitsrechte der Natur der Sache nach nicht zu freiem Eigen verschenkt werden können, dass insbesondere die

hohe Gerichtsbarkeit nur reichslehnbar sein kann. Aber wenn wir annehmen, dass auch die Hoheitsrechte Eigenthum der Kirche waren, was soll dann überhaupt den Gegenstand der Belehnung der Kirchenfürsten gebildet haben? Auch Zöpfl ist diese Schwierigkeit nicht entgangen; er bedarf natürlich eines Gegenstandes für die spätere Belehnung und findet diesen eben in den Hoheitsrechten, auf welche er den Ausdruck Regalien beschränken will. Um nun den Widerspruch zu beseitigen, der sich daraus ergibt, dass auch diese seiner Ansicht nach früher zu Eigen geschenkt sind, nimmt er an (vgl. Alterth. 2, 13 ff.), sie seien zwar früher nicht Lehen gewesen, aber sie hätten allerdings nur in Lehnsform übertragen werden können; habe das ursprünglich keinen Lehnsverband begründet, habe es sich da nur um eine allodiale Investitur gehandelt, so habe man erst in der Zeit nach dem Investiturstreite die Auffassung einer feudalen Investitur untergelegt. Dass das Verhältniss der Bischöfe zum Reiche erst im zwölften Jahrhunderte als Lehnsverbindung im engern Sinne des Wortes aufgefasst wurde, will ich nicht bestreiten. Eben so wenig, dass der Ausdruck Investitur nicht immer die Ueberlassung zu blossem Nutzgenuss bezeichnen muss, dass es sich dabei ebensowohl um Eigenthumsübertragung handeln kann (vgl. Heerschild 34). Dass aber die Investitur der Bischöfe und Aebte auch früher insofern eine feudale im weitern Sinne war, als es sich dabei um Ueberlassung blossen Nutzgenusses durch den Eigenthümer handelte, dass man das insbesondere auch zur Zeit des Investiturstreites nicht anders auffasste, werde ich nach früher Gesagtem (vgl. §§. 20. 22) nicht weiter begründen dürfen. Legt Zöpfl Gewicht darauf, dass gerade bei Gerichten die Lehnsform keine Lehnsverbindung bedingen müsse, weil noch nach dem Sachsenspiegel der Bann ohne Mannschaft gelichen wird, so ergibt sich doch leicht, dass sich daraus für das hier vorliegende Verhältniss nichts folgern lässt. Er selbst weist ja darauf hin, dass den Bischöfen überhaupt der Bann nicht geliehen wurde; was ihnen geliehen wurde, ist das Gericht, also gerade das, was mit Mannschaft geliehen wird.

Es scheint nicht statthaft, dieselben Ausdrücke nach Bedürfniss verschieden zu fassen. Entweder wurde den Kirchen alles, Güter und Hoheitsrechte, als Eigenthum geschenkt; und

dann ist nicht abzusehen, wie sie später zu blossen Lehen geworden sein sollen. Oder aber es handelte sich umgekehrt bei dem einen, wie dem andern, von vornherein um ein dauerndes Nutzungsrecht; dann unterliegt die spätere Auffassung als Lehen keinem Anstande.

31. Es fehlt weiter nicht an Zeugnissen, wonach das Reichskirchengut als Reichsgut bezeichnet und aufgefasst wird. Bezeichnete man früher die gesammte Kirche als Eigenthum des Reiches, so lag allerdings gerade dann, wenn zugleich ihr gesammtes Gut als Eigenthum des Reichs betrachtet wurde, in der Regel keine Veranlassung vor, einzelne Güter als Reichsgut zu bezeichnen. Doch findet sich auch das wohl vereinzelt. Die Mönche der Reichsabtei S. Salvator in Monte Amiate wenden sich 1081 mit einer Klagschrift an den König, und gebrauchen dabei nicht blos die Ausdrücke *monasterium vestrum, domus tua,* sondern bezeichnen auch einzelne ihrer Güter als *villulae tuae,* sagen von einem ihnen vorenthaltenen Castrum: *quod vestrum esse iusta ratione cognoscimus* (Ficker Ital. Forsch. 4, 127).

Wurde es später insbesondere bei Bisthümern weniger üblich, die Kirche selbst als dem Reiche gehörig zu bezeichnen, so sollte man nun bestimmter erwarten, das Gut der Kirchen als Reichsgut bezeichnet zu finden. Das trifft denn auch zu, da der jetzt allgemein übliche Ausdruck Regalien der Kirche, wenigstens nach unserer Annahme, sich auf das gesammte Gut der Kirche bezieht, und dieses als vom Könige zu leihen, demnach als Eigenthum des Reichs bezeichnet (vgl. §. 22). Das gibt uns nun freilich keinen weitern Haltpunkt denen gegenüber, welche mit unserer Auffassung der Regalien nicht einverstanden sind. Wohl aber gibt einen solchen eine Stelle des sächsischen Lehnrechtes 2 §. 6, wo es heisst, dass im allgemeinen an Lehen von Geistlichen und Weibern keine Folge sei, *it ne si dat en pape oder en wif des rikes gut bi kore untva* und den Heerschild davon habe; das Gut mögen sie zu Lehen geben, und dem mag man folgen an den andern Herrn. Das Reichsgut, welches Bischöfe, Aebte und Aebtissinnen auf Grund der Wahl empfangen, ist einfach das Gut ihrer Kirche, das hier schechtweg als Reichsgut, wie sonst als Regalien bezeichnet wird; und zwar nach Massgabe dieser Stelle das gesammte Gut

wenigstens in so weit, als sie Lehen daraus bestellen dürfen. Indem im Deutschenspiegel (Lehnr. 6) das dem Verfasser wohl unverständliche *bi kore* ausfiel, wurde der Satz unverständlich, was dann wieder für den Verfasser des Schwabenspiegels (ed. Lassb. Lehnr. 4) Veranlassung geworden ist, an ritterbürtige Pfaffen und Weiber zu denken und damit der Stelle eine durchaus andere Bedeutung zu geben.

Nicht gerade so unmittelbar, aber nicht weniger bestimmt wird auch sonst das Reichskirchengut als Reichsgut bezeichnet. Ist unsere Annahme richtig, so muss alles, was einer Reichskirche geschenkt wird, dadurch zugleich Reichsgut werden. Das nun findet sich in den Lehnrechtsbüchern ausdrücklich ausgesprochen. An Eigen gibt es im allgemeinen keine Folge; wohl aber soll man nach sächs. Lehnr. 71 §. 5, womit das Lehnrecht des Deutschensp. 235 und des Schwabensp. 135 genau stimmen, den belehnten Mann von der Folge nicht weisen, *of egen des rikes gut wert, so dat it in't rike erstirft oder dat man't in en goddeshus gift.* Die Stelle scheint doch keiner andern Auslegung fähig zu sein, als dass das an ein Gotteshaus geschenkte Eigen zum Reichsgute wird; und bei dem Gotteshause wird nur an eine Reichskirche gedacht werden können, da nur bei dieser überhaupt eine Verbindung mit dem Reichslehnsverbande besteht, das Eigen bei Vergabung an andere Gotteshäuser in lehnsunfähige Hände kommen würde.

Nach derselben Auffassung muss Gut, welches einer Reichskirche entfremdet wird, damit auch dem Reiche entfremdet werden. So bestätigt 1173 der Kaiser alle Besitzungen der Reichsprobstei Beromünster, aber unter dem Vorbehalte, *ne ab imperio alienentur* (Herrgott Geneal. 2, 191).

Umgekehrt aber wird dann Reichsgut, welches einer Reichskirche gegeben wird, damit dem Reiche nicht entfremdet, wie wir eine entsprechende Auffassung schon bezüglich des an Reichsdienstmannen geschenkten Reichsgutes fanden (vgl. §. 26). K. Wilhelm gestattet 1252 dem Kloster Ilfeld Reichsgut bis zu einem gewissen Betrage von Vasallen und Ministerialen des Reichs erwerben zu dürfen: *Nam et si a feudatariis subtrahantur, ex quo tamen perveniunt ad usus ecclesie in fundo imperii constitute, non videmus nobis aut imperio aliquid deperire;* was K. Rudolf 1290 ebenso wiederholt (Böhmer Acta 300. 360).

Auf Bitten des Bischofs von Bamberg, *ad quem pertinet ius fundi Gliunicensis ecclesiae,* bestätigt 1220 der Herzog von Baiern dem Kloster Gleink auch die *possessiones ditioni et regno Bauwarie pertinentes,* welche demselben etwa geschenkt sind; *siquidem patenter constat, propensius licitum atque esse bene meritorium cenobia Babenbergensi ecclesie ex iure fundi attinencia de rebus regni ditari, quia ipsa probatur regno devote famulari.* Derselbe gestattet 1225 seinen Vasallen Vergabungen an das Hospital am Pihrn, *ex iure fundi Babenbergensi ecclesie subiectum,* nachdem die baierischen Grossen es für statthaft erklärt hatten, *possessiones regni illis ecclesiis licite conferri, que ad Babenbergensem ecclesiam spectare videntur, quia et ipsa per regnum fundata eidem fideliter obsequi dinoscitur* (U. B. des L. ob d. Enns 2, 620. 656). In beiden Fällen wird die Vergabung des zum baierischen Fürstenamte gehörenden Reichsgutes an eine Kirche sichtlich durch die Behauptung gerechtfertigt, dass es dadurch dem Reiche nicht entzogen werde. Und diese Stellen sind für uns von doppeltem Werthe, weil sich daraus bestimmt ergibt, dass man nicht blos das Gut der Reichskirchen selbst, sondern auch das Gut der diesen gehörenden Kirchen als Reichsgut betrachtete, wie das allerdings bei der Richtigkeit unserer ganzen Auffassung nothwendig der Fall sein musste.

Bedarf es zu Vergabungen von Reichslehngut oder von Gut der Reichsdienstmannen an Reichskirchen trotzdem einer besondern Bewilligung des Königs, so widerspricht das jener Auffassung nicht. Denn dem Eigenthümer wird nicht blos daran liegen, dass sein Eigenthum überhaupt gewahrt bleibt; es wird ihm auch nicht gleichgültig sein können, in welchen Händen sein Gut ist. Finden wir solche Bewilligungen zu Vergabung von Lehngut oder Dienstgut an Kirchen oft allgemein oder für einen Einzelfall ertheilt, so sehen wir dabei durchweg das Herrschaftsverhältniss beachtet. Wie die Bewilligungen anderer Herren die von ihnen gegründeten und ihnen gehörenden Kirchen treffen, so handelt es sich bei den Bewilligungen zur Vergabung von Reichslehngut oder Reichsdienstgut fast immer um Reichskirchen oder von diesen abhängige Kirchen. Oder die Bewilligung ist ausserordentlich beschränkt, wenn sie ausnahmsweise eine andere Kirche trifft. So gestattete K. Adolf

Vergabungen an das Kloster Stams nur auf seine Lebenszeit und nur *de bonis proprietariis* der Reichsdienstmannen (Böhmer Acta 380), welche zwar auch streng genommen Reichsgut sind (vgl. §. 24), aber doch nicht dem Reichsdienstgute gleichstehen.

Auch das wird gegen unsere Annahme nicht in's Gewicht fallen können, wenn vereinzelt Kirchengüter als nicht dem Reiche gehörend bezeichnet werden oder anscheinend aus Kirchengut zu Eigen des Reichs werden. So wenn K. Konrad III. erklärt, dass Höfe von Lorsch, welche als Reichslehen von Andern beansprucht werden, *ad proprietatem et beneficium regni nullatenus pertinere*, oder dass er gegen Verzicht auf die Königssteuer der Abtei drei Höfe derselben *in servitium et proprietatem regni recepimus* (Mon. Germ. 21, 439. 440). Haben wir einmal nachgewiesen, dass auch das blosse Nutzeigenthum als Proprietas bezeichnet wurde, so können solche Stellen keinen Anstand bieten; es handelt sich um Besitz und Nutzung, welche dem Reiche bisher nicht zustanden. Von diesem Gesichtspunkte aus kann es denn überhaupt nicht auffallen, wenn der König, obwohl er Eigenthümer ist, häufig mit den Reichskirchen tauscht oder sonst Gut von ihnen erwirbt; sollte das gegen das Eigenthum sprechen, so müsste das ebenso der Fall sein beim Reichslehengut und Reichsdienstgute, bei welchen sich gleichfalls solche Erwerbungen für das Reich finden.

32. Für unsere Annahme spricht weiter, dass die Reichskirchenlehen als Reichslehen behandelt werden. War alles Gut der Reichskirchen Reichsgut, so musste nach völliger Ausbildung der lehnrechtlichen Gliederung der König für alle Lehen aus Reichskirchengut der obere Herr sein; war es dagegen Eigenthum der Reichskirchen, so war kein Grund, diese Lehen anders zu behandeln, wie Lehen, welche von andern Herren aus ihrem Eigen bestellt wurden. Da war nun zweifellos das Erste der Fall.

Sind Geistliche im allgemeinen lehnsunfähig, so haben die geistlichen Fürsten überhaupt nur deshalb den Heerschild, weil sie selbst mit dem Gute des Reichs belehnt werden und dieses weiterleihen dürfen (Sächs. Lehnr. 2 §. 6; vgl. oben §. 31). Deshalb finden wir auch wohl die *beneficia de regno aut de ecclesiis* gleichgestellt; so 1123 in Italien bezüglich der Verpflichtung, am königlichen Hofe zu Rechte zu stehen (Mon.



Germ. 4, 77). Auch sonst werden solche Lehen ganz wie andere Reichslehen behandelt; es ist inbesondere der Reichsdienst von ihnen in derselben Weise zu leisten. Nur ein wesentlicher Unterschied ist da meines Wissens nachweisbar. Wegen des unentziehbaren Rechtes der Kirche auf das zu ihr gehörige Gut konnte ihr das aus diesem bestellte Lehen nicht dauernd entfremdet werden, es gab bei demselben keine Folge an den höheren Herrn (Sächs. Lehnr. 76 §. 3; vgl. Heerschild 52).

Entscheidend in dieser Richtung wird aber insbesondere die Bestimmung sein müssen, dass der geistliche Fürst nichts zu Lehen geben darf, ehe er selbst die Belehnung vom Könige empfangen hat, wodurch dieser zweifellos für alles Gut der Kirche, mindestens so weit, als dieses überhaupt zu Lehen gegeben werden durfte, als der obere Herr erscheint. Im sächs. Landr. 3, 59 §. 1 ist das ausdrücklich gesagt und es fehlt dafür auch nicht an sonstigen Zeugnissen. Bei einer Belehnung durch den neugewählten Bischof von Trient 1189 wird ausdrücklich betont, dass derselbe vom Kaiser die Regalien bereits empfangen habe (Cod. Wangian. 83). Auf Frage des Fürstabtes von Corvei erfolgt 1223 vor dem Könige der Rechtsspruch: *Donationes mansorum, concessiones feodorum, obligationes pignorum ante regalium receptionem facte sint in irritum revocande* (Mon. Germ. 4, 252); eine um so beachtenswerthere Stelle, als es sich hier nicht blos um Leihen zu Lehnrecht, sondern um alle Verleihungen aus dem Kirchengute überhaupt handelt. Der Pabst selbst erklärt 1338, *quod abbatissa eiusdem ecclesie (Assindensis), que magnam temporalitatem multosque nobiles et barones ac alios vasallos, feuda nobilia et alia a dicta ecclesia obtinentes, habere dinoscitur, de antiqua consuetudine Alamanie dicte temporalitatis investituram ab imperatore seu Romanorum rege, qui est pro tempore, debet recipere, quodque de simili consuetudine in illis partibus observatur, quod eadem abbatissa, priusquam investituram recipiat supradictam, non potest suos subditos et vasallos de feudis, que tenent ab ipsa ecclesia, infeudare, nec homagia et fidelitatem sibi ab eis debita recipere consueta* (Lacomblet U. B. 3, 258). Will man darin nicht, wie es am nächsten liegt, überhaupt einen weitern Beweis sehen, dass die Investitur mit den Regalien sich auf das gesammte weltliche

Gut der Kirche bezog, so wird man das mindestens bezüglich des zu Lehen zu gebenden nicht bestreiten können.

33. Weiter wird zu beachten sein, dass mehrfach Auflassung an Reichskirchen durch die Hand des Königs erwähnt wird. Wer selbst des Eigenthums nicht fähig ist, für seinen Besitz einen Obereigenthümer bedarf, kann nach der Strenge des Rechts Grundbesitz nur dadurch erwerben, dass das Gut in die Hand seines Herrn zu Eigen aufgelassen wird, der ihm dann den Besitz überträgt. Ebenso kann er seinen Grundbesitz nur veräussern, indem er sein Besitzrecht dem Herrn auflässt zu dem Zwecke, das Eigenthum dem Erwerber zu übertragen. Das trifft insbesondere das Eigenthum der Ministerialen (vgl. §. 24). Ganz entsprechend finden wir nun auch bei Reichskirchen Erwerb und Veräusserung des Guts durch die Hand des Königs.

Der Kaiser sagt 1037, dass der Patriarch von Aglei ein Gut, welches er ihm geschenkt hatte, *in nostrum ius reflexit,* zu dem Zwecke, um es *per nostre traditionis auctoritatem* dem Bischofe von Cittanuova zu übergeben (Böhmer Acta 47); es muss da doch auffallen, dass der Patriarch das ihm geschenkte Gut nicht unmittelbar weiterschenkt.

Der Kaiser bekundet 1167, dass der Bischof von Merseburg mit Zustimmung seines Bruders *predia et mancipia sua et fratris — nobis in proprietatem tradidit* mit der Bitte, dass wir dieselben der Kirche von Merseburg *eo tenore et iure, quo et ipse nobis tradidit, integraliter tradere vellemus,* wie das denn auch geschehen sei. Und wieder 1169, dass ein Domherr von Merseburg *duos mansos, qui legitime possessionis absoluto iure sui erant, in manus nostras resignavit ad honorem et utilitatem et perpetuam possessionem Merseburgensis ecclesie; — nos itaque — eosdem mansos ecclesie M. perpetuo iure cum omni eorum utilitate possidendos concessimus et absoluta traditione donavimus* (Böhmer Acta 120. 121).

Der Abt von Burtscheid sagt 1179, dass er vier Mansen von den Brüdern von Nisweiler kaufte, welche dieselben früher von den Edeln von Schleiden erkauft hatten; *preterea usucapium possessionis huius, quod theotonica exprimitur lingua sala, quod ipsi quidem, quia liberi non erant, verum ministeriales ducis H. de Limburch, usucapere a prefato libero et nobili viro nequi-*



bant, immo dominus eorum in usus ipsorum susceperat; ut ecclesia nostra ex integro possideret, quod suum futurum erat, ab ipso domino duce iiii. marcis redemi, fidelesque domini imperatoris, cuius dicioni subicimur, — in dicionem domini imperatoris, rata legatione legatorum bonorum, cum iure usucapii suscipere feci, ut hec actio eo firmior fieret (Lacomblet U. B. 1, 330). Diese Angabe ist um so beachtenswerther, da das Herrschaftsverhältniss ausdrücklich betont ist und die Verwandtschaft der Stellung der Ministerialen und der Kirchen zu ihrem Herrn deutlich hervortritt.

Um 1190 sagt der Erzbischof von Mainz, dass er vom Herzoge von Limburg Gut um zweihundert Mark erkauft habe, *cuius proprietatem domnus rex accepit Mogontine ecclesie conservandam, quas duci in feodum dedimus* (Stumpf Acta Magunt. 117). Bleibt hier der Besitz nicht einmal der Kirche, noch weniger dem Könige selbst, so tritt deutlich hervor, dass es sich da nur um ein das Recht der Kirche schützendes Obereigenthum handeln kann.

Bei einem Tausche zwischen der Reichsabtei Weissenburg und dem Kloster Hemmerode sagt der Kaiser 1194 von den beiderseitigen Tauschgegenständen, dass sie *per manus nostras in proprietatem* gegeben wurden; um dieselbe Zeit verpfändet der Erzbischof von Trier einen Hof *per manus* des Kaisers; 1195 wird ebenso ein Allod an die Kirche von Worms gegeben (Beyer U. B. 2, 177. 197. Böhmer Acta 182).

Solche einzelne Stellen werden uns freilich nicht zu der Annahme berechtigen, dass eine Reichskirche überhaupt nur durch Auflassung an das Reich Grundbesitz erwerben konnte. Die Auflassung geschieht bei Schenkungen an Reichskirchen überwiegend in die Hand einer die Kirche unmittelbar vertretenden Person, des Bischofs oder Vogtes (vgl. Poschinger Kirchenvermögen 150). Auch wird nicht anzunehmen sein, dass immer eine bezügliche Form eingehalten wurde, etwa, wie in dem Falle von 1179, Vertreter des Königs eingriffen, und das nur als selbstverständlich in den Urkunden nicht bemerkt wurde. Denn auch da, wo besonders eingehend über die Auflassung berichtet wird, wie etwa 1074 bei der Schenkung von Ravengirsburg an Mainz (vgl. §. 5), fehlt jede bezügliche Andeutung; nicht etwa durch Mannen des Reichs, sondern der

Kirche von Mainz wird die Gewere ersessen. Unserer Auffassung steht das nicht entgegen. Denn insbesondere dem Verhältniss des des Eigenthums unfähigen Ministerialen gegenüber besteht da insofern ein Unterschied, als der die Kirche vertretende Vorsteher allerdings persönlich des Eigenthumserwerbes fähig war. Stand nun aber fest, dass das, was er für seine Kirche erwarb, dadurch an und für sich Eigen des Reichs wurde, so war wenigstens im Interesse des Reichs eine das bestimmter aussprechende Form überflüssig. Dagegen scheint es dann, dass man in einzelnen Fällen, wo etwa spätere Anfechtung besonders zu fürchten war, im Interesse der Kirche selbst die Uebertragung des Eigenthums an das Reich durch eine bestimmter darauf hinweisende Handlung zu kennzeichnen suchte; auch in dem besonders bezeichnenden Falle von 1179 wird die Uebernahme an das Reich nicht gerade als nothwendig bezeichnet; sie geschieht, *ut hec actio eo firmior fieret.*

34. Anders lag dieses Verhältniss, wenn nicht Gut für die Kirche erworben, sondern Gut derselben veräussert wurde. Dabei kam natürlich auch das Interesse des Reichs in's Spiel, dem das Gut dadurch entfremdet wurde. Geschah die Veräusserung, wie das bei einigen der angeführten Fälle zutrifft, durch die Hand des Königs, so war damit natürlich auch dessen Zustimmung ausgesprochen. Doch scheint es, dass auch da die Form der Auflassung durch den König nicht nothwendig war, dass man diese Form nur in Einzelfällen zur grösseren Sicherung anwandte. Dagegen machen die Eigenthumsrechte des Reichs sich regelmässig dadurch geltend, dass Zustimmung des Königs zu jeder Veräusserung oder dauernden Belastung von Reichskirchengut nöthig war.

Dem Bischofe stand allerdings ein ausgedehntes Verfügungsrecht am Gute seiner Kirche zu; er konnte es andern zu Nutzgenuss überlassen, konnte es verpfänden oder anderweitig belasten. Aber durch die Investitur waren ihm nur auf Lebenszeit Rechte am Gute übertragen; darüber hinaus konnte er nicht über dasselbe verfügen, wie das in einem Gesetze K. Otto's 998 ausdrücklich ausgesprochen ist (Mon. Germ. 4, 37); hatte er das Gut dauernd belastet, so verloren alle bezüglichen Verfügungen mit seinem Tode ihre Rechtskraft.



Das würde sich nun freilich auch erklären, wenn wir die Kirche selbst als Eigenthümerin zu betrachten hätten, deren dauerndes Recht durch den zeitweiligen Vorsteher nicht beeinträchtigt werden soll. Finden wir diesem Gesichtspunkte in früherer Zeit nur vereinzelt durch Forderung der Zustimmung von Clerus und Volk Rechnung getragen (vgl. §. 29), so wird später allerdings bei dauernden Verfügungen Zustimmung des Capitels, wohl auch der Ministerialen, regelmässig gefordert. Hätte es sich da nicht blos um dauerndes Nutzungsrecht, sondern um Eigenthum der Kirche gehandelt, so hätte diese Zustimmung genügen müssen. Aber wir sehen bestimmt, dass sie nicht genügte, dass auch die Zustimmung des Königs hinzukommen musste, zweifellos deshalb, weil hier auch das dauernde Interesse des Reichs als Eigenthümer geschädigt werden konnte. Nicht das Interesse der Kirchen, sondern das des Reichs, welches unter solchen Veräusserungen leide, wird in jenem, sie verbietenden Gesetze von 998 betont.

Diese Nothwendigkeit der Zustimmung des Königs wird auf's unzweideutigste bezeugt. Durch Reichsrechtsspruch von 1184 wird erklärt: *quod nullus princeps ecclesiasticus tenetur solvere debita predecessoris sui, que non per consensum imperatorie maiestatis et consilium capituli sui mutuo accepit, et bona ecclesiastica nec ei vendere licet, nec pignori obligare, nisi per eumdem imperatorie maiestatis consensum* (Böhmer Acta 141); und wieder mit nächster Rücksicht auf die Reichsäbte durch Rechtsspruch von 1255: *quod nec vendere, nec alienare aut distrahere seu donare potest aliqua feuda vel bona sui monasterii non requisito consensu nostro et sui capituli et obtento* (Mon. Germ. 4, 373). War das dennoch geschehen, so konnten alle solche Veräusserungen und Belastungen durch den König für nichtig erklärt werden. So 1194 bezüglich der Reichsabtei zu Fucecchio (Böhmer Acta 177. 218). So annullirt 1300 K. Albrecht auf Bitten des Abtes von Kornelimünster *vendiciones, alienaciones, distractiones, obligaciones seu usufructuum constituciones per ipsos abbatem et conventum seu eorum predecessores in bonis allodialibus, predialibus, seu aliis quibuscunque bonis ipsius monasterii, que a nobis tenentur et imperio, quibuscunque personis preter consensum nostrum et permissionem seu predecessorum nostrorum — factas, — non obstante, si dyocesani locorum premissis consensum ad-*

hibuerunt (Forsch. zur deutschen Gesch. 12, 456). Weitere Zeugnisse für die Befugniss des Königs geben dann die zahlreichen Fälle, wo seine Zustimmung nachgesucht und ertheilt wird.

Bei allem dem wird nie ein Unterschied gemacht, jenachdem es sich um ursprüngliches Reichsgut oder um Gut handelt, welches die Kirche anderweitig erworben hat. So ertheilt K. Philipp 1204 dem Erzbischofe von Mainz die Erlaubniss zur Veräusserung eines Gutes, obwohl ausdrücklich bemerkt wird, dass dessen Vorgänger es für die Kirche erkauft hatte (Böhmer Acta 199). Scheint mir die Stelle von 1300 einen weitern Beleg zu geben, dass das gesammte Gut der Kirche als reichslehnbar galt, so würde der Wortlaut es etwa auch gestatten, einen Unterschied zwischen dem Allod der Kirche und ihrem Reichslehngut festzuhalten; dann aber würde sie für unsern nächsten Zweck nur um so beweiskräftiger, insofern die Befugniss des Königs auf's Bestimmteste auch auf das als Allod bezeichnete Gut der Kirche ausgedehnt erscheint.

Ist das, wenn wir es als Ausfluss des Eigenthums fassen, mit der Ansicht Zöpfl's natürlich unvereinbar, so sucht er (Alterth. 2, 40) diesen Beweis dadurch zu entkräften, dass er behauptet, es handle sich bei der Zustimmung des Königs lediglich um die bei solchen Geschäften überhaupt nöthige richterliche Bestätigung; der König als Richter über die Fürsten sei da die competente Behörde gewesen. Der competente Richter über Grundeigenthum war aber zunächst der Graf; und der Umstand, dass der Eigenthümer ein Fürst war, begründete da in älterer Zeit keinen Unterschied. Noch 1226 wurde bei einer gegen einen Reichsfürsten, den Herzog von Brabant, gerichteten Ansprache wegen Erbgut vor dem Reiche das Urtheil gefunden, *ut universi, qui se aliquid iuris habere contenderent in haereditate memorata, coram illo comite, in cuius comitia esset haereditas ipsa sita, deberent ad invicem experiri*; worauf im Gerichte des Landgrafen von Niederelsass endgültig entschieden wird (Schöpflin Hist. Zar. Bad. 5, 174). Es wird nicht nöthig sein, darauf näher einzugehen, Stellen nachzuweisen, denen gegenüber diese Auffassung schlechterdings unhaltbar erscheinen würde. Denn wenn der Fürstenstand als solcher da ausschlaggebend gewesen sein soll, weshalb fehlt uns jedes Zeugniss für die Nothwendigkeit der Zustimmung des Königs bei Ver-



äusserungen von Eigen durch weltliche Fürsten, weshalb trifft das immer gerade Reichskirchengut?

Für spätere Zeit fasst Zöpfl die Zustimmung des Königs als lehnsherrlichen Consens. Das würde ganz mit unserer Auffassung stimmen, wenn er nun demgemäss auch anerkennen würde, dass das gesammte Kirchengut reichslehnbar war, da ja jener Consens nicht blos für einzelne Theile desselben nöthig war. Will er ihn aber beschränken auf Regalien, und will er weiter unter Regalien nur einzelne den Kirchen geliehene Hoheitsrechte verstehen, so wird es genügen, auf die vorhin angeführten Stellen und auf das früher (vgl. §. 22) über die Bedeutung des Ausdrucks Regalien Gesagte zu verweisen; woran natürlich nichts ändern kann, wenn in einem von ihm geltend gemachten Einzelfalle von 1238, auf den wir zurückkommen, zunächst nur die Nothwendigkeit des Consenses bei Verleihungen von Zoll, Münzen und Gerichtsbarkeit betont wird.

35. Es ist aber überhaupt nicht statthaft, jenes Zustimmungsrecht dem gewöhnlichen lehnsherrlichen Consense gleichzustellen. Hat man allerdings später die Investitur der Bischöfe als eine lehenrechtliche gefasst, das ganze Verhältniss als Lehensverbindung behandelt, wie das ähnlich beim Dienstgut der Ministerialen der Fall war, so haben sich da doch noch lange Eigenthümlichkeiten erhalten, welche darauf zurückweisen, dass ursprünglich diese Verhältnisse doch vielfach verschieden gestaltet gewesen sein müssen. Insbesondere sind die Befugnisse des Königs bezüglich des Reichskirchengutes viel ausgedehnter, als bezüglich sonstigen Reichslehngutes. Bei dem uns zunächst beschäftigenden Gegenstande tritt das dadurch hervor, dass auch die Z u s t i m m u n g d e s K ö n i g s b e i V e r l e i h u n g e n z u L e h n r e c h t aus Reichskirchengut nöthig ist, wenigstens so weit es sich da um Bestellung neuer Lehen mit Wirksamkeit über die Lebensdauer des Bischofs hinaus handelt. Schon das würde genügen, um jene Erklärungsversuche Zöpfl's zu widerlegen. Denn sein Eigen darf Jemand zweifellos zu Lehen geben ohne Mitwirkung des Richters. Und wieder ist für den Vasallen, der das Lehngut weiter leiht, dazu im allgemeinen die Zustimmung des Herrn nicht erforderlich.

Finden wir bei den Schenkungen der Könige an Kirchen überaus häufig die Bestimmung, dass das Geschenkte nicht zu

Lehen gegeben werden soll, so ist das freilich für das Verhältniss im allgemeinen nicht beweisend, da es dem Könige frei steht, die einzelne Schenkung an Bedingungen zu knüpfen. Aber wir finden solche ausdrückliche Verbote auch da, wo es sich nicht um Neugeschenktes handelt. Als K. Heinrich 1023 der Reichsabtei S. Maximin den grössten Theil ihres Grundbesitzes nahm, verbot er dem Abte, von dem gebliebenen Gute irgend etwas an einen Freien oder an Dienstmannen fremder Kirchen zu Lehen zu geben, so dass nur noch Verleihungen zu Dienstgut an die eigenen Ministerialen gestattet waren (Beyer U. B. 1, 350). Dem Abte von Reichenau wird 1065 vom Könige untersagt, auf der Insel, auf welcher das Kloster liegt, irgend etwas *in beneficium vel in proprietatem* zu verleihen, er soll alles *ad usum fratrum nostrumque servitium conservare* (Dümge Reg. Bad. 110); das Verbot erfolgt also im Interesse nicht blos der Kirche, sondern auch des Reichs. Dem Abte von Hersfeld und dessen Nachfolgern wird 1184 untersagt, die Burg Kreinberg zu Lehen zu geben (Böhmer Acta 143).

Insbesondere werden mehrfach von Reichswegen Verleihungen oder Verpfändungen des bischöflichen Tafelgutes untersagt oder für nichtig erklärt. So 1153 bezüglich der Cölner Mensalgüter und zwar *eo quod regno et ecclesiae debeantur,* also mit Rücksicht auf die dem Reiche davon gebührenden Leistungen. Durch Rechtsspruch wird 1191 entschieden, *quod nullus episcoporum vel abbatum imperio pertinentium possit vel debeat aliquid de bonis ad coquinam vel ad aliud officium suum pertinentibus infeodare vel alienare.* Verpfändungen der Einkünfte der erzbischöflichen Mensa zu Bremen werden 1219 für ungültig erklärt (Mon. Germ. 4, 95. 194. 233).

Danach könnte es scheinen, als habe das Verbot der Belehnung nur gewisse Theile des Kirchengutes getroffen; für unsere nächsten Zwecke wäre das insofern gleichgültig, als sich doch gewiss nicht annehmen liesse, dass etwa nur das Mensalgut, nicht aber das übrige Kirchengut reichslehnbar gewesen wäre. Eine gewisse, wenigstens herkömmliche Beschränkung des Erfordernisses königlicher Zustimmung bei Belehnungen wird auch zweifellos anzunehmen sein; dass bei Wiederverleihung von Kirchengut, welches schon früher zu Lehen gegeben und heimgefallen war, eine solche Zustimmung im allgemeinen nicht

üblich war, würde sich leicht nachweisen lassen. Sehen wir aber davon ab, so umfasste das Mensalgut alles Gut, bei welchem von einer Neubestellung von Lehen überhaupt noch die Rede sein konnte, da das übrige bereits zu Mannlehen oder Dienstlehen verwandt, oder dem Capitel oder sonstigen kirchlichen Instituten dauernd zugewiesen war.

Es begründet demnach wohl keinen wesentlichen Unterschied, wenn in andern Zeugnissen für Belehnungen schlechtweg die Zustimmung des Königs verlangt wird. Zu Gunsten des Bischofs von Brixen wird 1225 geurtheilt, *quod universas obligationes pignorum, concessiones feudorum, seu quascunque alienationes bonorum episcopatus Brixinensis specialiter absque nostro et imperii ac etiam capituli sui consensu et assensu factas licite possit et debeat revocare;* und 1234 erfolgt ein Rechtsspruch, *ut nullus episcoporum Theutonie de hiis, que spectant ad regalia et ab imperio tenet, aliquem infeodare possit preter assensum nostrum* (Mon. Germ. 4, 254. 305). Dem Bischofe von Trient wird 1236 vom Kaiser schlechtweg verboten, irgend etwas *de bonis sui episcopatus* zu Lehen zu geben, zu verpfänden oder sonst zu veräussern; widrigenfalls soll es ungültig sein (Huillard H. D. 4, 900). Dass der König Belehnungen, die ohne seine Zustimmung geschehen sind, für nichtig erklärt, findet sich nicht selten (z. B. Böhmer Acta 177. 190. 218). Doch ist dabei zweifellos immer nur an neue Lehen zu denken. Betont wird das, wenn nach Rechtsspruch von 1234 dem Bischofe von Worms gestattet wird, wieder an sich zu nehmen *omnia feoda illa, que ex novo a predecessoribus suis L. et H. sunt concessa* (Huillard 4, 694).

36. Die Vertauschung von Kirchengut ist nur eine besondere Art der im allgemeinen untersagten Veräusserungen. Dass die Zustimmung des Königs bei Vertauschung von Kirchengut nöthig ist, kann daher an und für sich in keiner Weise befremden. Wohl aber im Hinblicke auf die Schenkungsurkunden, in welchen da, wo über den blossen Besitz hinausgehende Befugnisse überhaupt erwähnt werden, fast regelmässig dem Bischofe das Recht, das Gut zu vertauschen, zugestanden wird. Hat er dazu dennoch im Einzelfalle die Bewilligung des Königs nöthig, so spricht das besonders deutlich dafür, dass wir uns zur Beurtheilung ihrer Tragweite nicht ausschliesslich an

den Wortlaut halten, uns immer vergegenwärtigen müssen, dass die Uebung der zugestandenen Befugnisse doch immer innerhalb der Schranken bleibend zu fassen ist, welche durch das dem Reiche verbleibende Eigenthum der Verfügung über das Reichskirchengut überhaupt gezogen sind (vgl. §. 29).

Finden wir überaus häufig erwähnt, dass der König einen eingegangenen Tausch bestätigt, so ergibt sich freilich nicht unmittelbar, dass eine solche Bestätigung zur Gültigkeit nöthig war. In vielen Fällen lassen aber die besondern Umstände keinen Zweifel. So wird wohl darauf hingewiesen, dass die Bestätigung erfolgt, weil es sich um Reichskirchen handelt. Der Kaiser bestätigt 973 einen Tausch zwischen Magdeburg und Fulda, *quoniam utriusque loci tuitio vel defensio nobis pertinent* (Cod. dipl. Anhalt. 1, 43). Auch wird die Nothwendigkeit wohl ausdrücklich betont. Bezüglich eines Tausches zwischen dem Bischof von Speier und seinem Capitel sagt der Kaiser 1114: *Quod quia absque nostro consensu et voluntate fieri non potuit, res ad nos delata est et diligenter examinata complacuit;* er bestätigt ihn, aber unter Hinzufügung einer das Interesse des Capitels genügender wahrenden Bestimmung (Dümge Reg. Bad. 121). Um dieselbe Zeit wird ein ursprünglich dem Kloster Moyenmoutier gehöriges, dann dem Herzoge zugewiesenes Gut vor den Fürsten mit Einwilligung des Kaisers vertauscht, *quoniam aliter fieri non licebat* (Calmet H. de Lorr. 2, 76).

Dass es sich da um eine allgemeine, nicht etwa auf bestimmte Güter beschränkte Befugniss handelt, tritt insbesondere auch hervor, wenn Tausch von vornherein gestattet wird, aber unter Vorbehalten, welche das als Ausnahme erscheinen lassen. So gestattet der König 848 dem Abte von Lorsch, Kirchengut zu vertauschen, aber nur zum Nutzen der Kirche und nur bis zum Betrage von drei Mansen; *si vero plus fuerit ad commutandum, ad nostram interrogationem veniat* (Mon. Germ. 21, 366). Zu Gunsten des Klosters Salem bewilligt der Kaiser 1187 dem Abte von Reichenau, demselben Güter vertauschen zu dürfen; K. Philipp dehnt das 1200 auf alle dem Reiche gehörenden Kirchen, Vasallen und Ministerialen aus (Böhmer Acta 148; Bresslau Dipl. centum 73). Unbefugten Tausch konnte der König, wie jede andere Veräusserung für nichtig erklären. Einer der Ottonen befahl allen Bischöfen, *ut inlegales iniustasque*

commutationes, quae de aecclesiasticis rebus factae fuissent, redire fecissent (Meichelbeck H. Fris. 1, 463). Werden ohne Zustimmung des Königs vorgenommene Veräusserungen cassirt, so werden dazu wohl ausdrücklich auch die *commutationes* gezählt (Böhmer Acta 177. 218).

37. Allerdings würden alle diese Beschränkungen, welchen der zeitige Inhaber der Kirche bei der Verfügung über das Kirchengut unterlag, an und für sich ein Eigenthum der Kirche nicht nothwendig ausschliessen. Sie liessen sich etwa auffassen als Beschränkungen des Eigenthumsrechtes, welche auf Gesichtspunkte des öffentlichen Rechts zurückgingen, auf ein Oberaufsichtsrecht des Königs als solchen, durch welches die dauernden Interessen der einzelnen Kirche gegen Benachtheiligung durch den zeitigen Vorsteher geschützt werden sollte. Man ist in dieser Richtung wohl so weit gegangen, auch die für alle diese Verhältnisse massgebende Investitur wenigstens bei den Bischöfen als Majestätsrecht zu fassen (so Kaim Kirchenpatronatrecht 1, 100).

Bei näherer Erwägung ergibt sich aber leicht, dass in jenen Beschränkungen kein Ausfluss staatlichen Oberaufsichtsrechtes zu sehen ist. Allerdings war der König als solcher auch später zum Schutze aller Kirchen im Reiche verpflichtet. Es tritt das insbesondere hervor, als seit dem Investiturstreite nicht mehr alle Kirchen einen Herrn hatten, als dann insbesondere bei den Cisterzienserklöstern nach den Satzungen des Ordens auch jede besondere Vogtei ausgeschlossen, dieselben nur auf den Schutz des Königs als Landesherren hingewiesen sein sollten (vgl. Reichsfürstenst. 1, 327). Das führte denn auch wohl zu gewissen Befugnissen des Reichs. Aus einer Erzählung der Ursperger Chronik (ed. Basileae 1569 S. 311) ergibt sich, dass die Prämonstratenser- und Cisterzienserklöster, welche keinen Herrn hatten, zwar auf den Schutz des Kaisers als Landesherrn angewiesen waren, aber keine Regalien hatten und für die *imperialis defensio* nur einen ganz geringen jährlichen Zins zahlten; wie sie denn auch später, so weit sie unmittelbar blieben, in den Reichsmatrikeln erscheinen und an den Reichslasten Theil nahmen. Dagegen finden wir sie nie ähnlichen Beschränkungen bezüglich ihres Gutes unterworfen, wie die Reichskirchen während das doch gerade bei

ihnen zu erwarten wäre, wenn wir darin einen Ausfluss des staatlichen Oberaufsichtsrechtes zu sehen hätten.

Mögen bei der Begründung des Verhältnisses, zumal bei Bisthümern, staatshoheitliche Gesichtspunkte vielfach eingegriffen haben (vgl. §. 16), so hat dasselbe später einen durchaus privatrechtlichen Charakter angenommen. Die Befugnisse des Königs bezüglich des Gutes der Reichskirchen sind nicht die des Herrschers, sondern des Herrn; jedem andern Herrn einer Kirche stehen durchweg dieselben Befugnisse am Gute derselben zu. Bei Bisthümern kommt anderweitige Herrschaft in Deutschand allerdings nur vereinzelt vor (vgl. §. 19). Wird aber etwa 1179 durch Rechtsspruch entschieden, dass der Bischof von Gurk nichts zu Lehen geben darf, ehe er selbst vom Erzbischofe von Salzburg die Investitur erhielt, so entspricht das genau dem Verhältnisse anderer Bischöfe zum Könige; und ich zweifle nicht, dass eine genauere Untersuchung ergeben würde, wie durchweg dieselben Befugnisse, welche dem Könige bezüglich des Gutes der Reichsbisthümer zustanden, auch dem Erzbischofe von Salzburg bezüglich des Gutes der ihm gehörenden jüngeren Suffraganbisthümer zukamen (vgl. Reichsfürstenst. 1, 285; Hirn, Kirchen- und reichsrechtliche Verhältnisse des Bisth. Gurk, Krems 1872). Bei Abteien aber würden wir überaus häufig nachweisen können, wie die Veräusserungen von Gut der Bestätigung nicht etwa des Königs, sondern des besondern Herrn bedurften, mochte dieser nun ein Geistlicher oder auch ein Laie sein. So bestätigt Heinrich der Löwe 1162 einen Tausch zwischen zwei Klöstern, *quia utraque abbatia in fundo nostro esse et ad nos respectum habere dinoscitur;* Pfalzgraf Conrad genehmigt 1183 ein Abkommen der Abtei Springirsbach, weil es sich handelte *de bonis a nostra donatione defluentibus* (Stumpf Acta Magunt. 78; Beyer U. B. 2, 99).

Ist danach nicht zu bezweifeln, dass jene Befugnisse vom Könige nicht als Herrscher, sondern als Herrn geübt werden, so wäre auch damit immerhin noch die Ansicht vereinbar, dass jene Befugnisse dem bezüglichen Herrn nicht zustanden, um die eigenen Rechte am Kirchengute zu wahren, sondern um das dauernde Recht der Kirche an ihrem Gute gegen Eingriffe der zeitigen Vorsteher zu sichern, dass demnach dem Herrn

überhaupt nur ein im Interesse der Kirche zu übendes Oberaufsichtsrecht zugekommen wäre, sein Eigenthumsrecht am Kirchengute, wenn wir ihm ein solches zugestehen wollen, eine rein formelle Bedeutung gehabt hätte. Bei Begründung des Verhältnisses mag eine solche Auffassung vielfach vorgeherrscht haben. Bei der spätern Entwicklung war das keineswegs der Fall. Wird bei den beschränkenden Bestimmungen wohl auch auf das Interesse der Kirche hingewiesen, so fanden wir dabei doch schon mehrfach zugleich das Interesse des Reichs betont. Es erklärt sich das daraus, dass es sich bei dem Herrschaftsverhältnisse keineswegs nur um ein formelles, aller nutzbringenden Befugnisse entkleidetes Obereigenthum handelt. Wie andere Herren, so hat auch das Reich an dem Gute seiner Kirchen sehr ausgedehnte Nutzungsrechte, unter gewissen Verhältnissen sogar Rechte auf den Besitz. Und sollten unsere bisherigen Beweise für das Eigenthum des Reichs noch nicht genügend erscheinen, so sind diese Rechte zum grossen Theil der Art, dass sie da den letzten Zweifel beseitigen müssen.

Wahl und Thronbesteigung des letzten deutschen Papstes, Adrian's VI. 1522.

Von

C. Höfler.

§. 1.
Die Wahl Adrian's von Utrecht zum Papste.
9. Jänner 1522.

Die Wahl K. Karls I. (V.) von Spanien zum römischen Kaiser veränderte die Lage Europa's von Grund aus. Das französische Königthum, welches durch die Eroberung Italiens die Kaiserkrone zu gewinnen hoffte und Italien verlor, ohne sie zu erlangen, und das dann seine Hebel an Deutschland angelegt hatte, die Kaiserkrone durch Zustimmung der Churfürsten zu erlangen, sah sich so nahe seinem Ziele von einer Herrschaft bedroht, die auf der Südseite der Pyrenäen, an der Schelde, der Maas, in Hochburgund, in den östlichen Alpen, an der Donau wurzelte, das Königreich beider Sicilien wie das vielgespaltene deutsche Reich besass. Von dem Augenblicke der Wahl Karls zum deutschen Kaiser war der König von Frankreich sein Todfeind geworden und der Todfeind aller seiner Bundesgenossen, der Freund und Bundesgenosse aller seiner Feinde, die politische Magnetnadel war verrückt. Jahrhunderte hindurch war die Geschichte von Westeuropa die Geschichte der unheilvollen Kämpfe Frankreichs und Englands gewesen, schwanden alle grossen Fragen der Zeit vor dem Antagonismus dieser beiden Mächte wie in Dunst und Nebel; jetzt trat der unversöhnliche Kampf zwischen Spanien - Habsburg und Frankreich ein und stemmte sich Europa nicht bald dagegen, so hatte der Erdtheil für die nächsten Jahrhunderte keine andere Geschichte als die des Kampfes dieser beiden Mächte, von welchen die eine bald ebensosehr über

den Osten wie über den Westen verfügen zu können schien. Franz I. war ganz der Fürst, um auf halbem Wege nicht stehen zu bleiben. Er verstand es aus Frankreich in Verbindung mit den Schweizern und dem Königreiche Schottland, einerseits auf Mailand, andererseits auf Navarra sich stützend, eine Defensivmacht zu bilden, welche selbst beinahe unangreifbar, nach Belieben wie aus sicherer Ausfallpforte einen Offensivstoss zu führen im Stande war. Aber auch der jugendliche Kaiser, der Kämpfe liebte, im Scherze wie im Ernste, in allen ritterlichen Uebungen wohl erfahren war und das Blut Maximilians wie Karls des Kühnen in seinen Adern fühlte, war geneigt, die grosse Frage der Zeit so aufzufassen, entweder selbst ein armer Kaiser zu werden oder seinen Gegner zum armen König von Frankreich zu machen.[1] Er hatte Ursache so zu sprechen, denn K. Franz hatte in dem Aufruhr der castilianischen Städte seine Hand im Spiele,[2] wie im Kampfe Sultan Solimans gegen das christliche Europa. Dafür gedachte jetzt K. Karl zwei Armeen aufzustellen, jede von 150000 M., die eine gegen Frankreich, die andere in Spanien (gegen Navarra).[3] Karl war von der gänzlichen Unzuverlässigkeit des französischen Königs überzeugt, so dass er seiner Tante Margarethe, welche ihn für eine Aussöhnung mit seinem Gegner zu gewinnen suchte, zur Antwort gab, wenn er heute die Hand zum Frieden reiche, werde K. Franz nach zwei Monaten ihm aufs Neue Störung bereiten. Die Welt musste sich darauf gefasst machen, dass zwischen den beiden mächtigsten Fürsten der Christenheit ein Kampf auf Leben und Tod entbrannte, der das Zeit-

---

[1] Als der Kaiser, Juli 1521, vom Einbruche der Franzosen in das Lüttichsche hörte, hob er die Hände zum Himmel und dankte Gott, dass nicht er diesen Krieg begonnen habe, „and that this King of France seeks to make me greater than I am. Thanks be to thee always that thou hast given me the means to defend myself. I hope shortly either I shall be a poor Emperor or he a poor King of France. Brewer, letters and papers of the reign of Henry VIII. Vol. III. T. II. p. 559.

[2] All these troubles were stirred up by the King of France. l. c. p. 560. Ulrich von Würtemberg war bei ihm und wurde sehr freundlich aufgenommen. p. 587. Auch in Neapel suchte K. Franz Unruhe zu stiften. p. 598.

[3] l. c.

alter umzugestalten vermochte. Man meinte damals, dass die Vermählung K. Karls mit der Tochter Heinrichs VIII. von England, die Verbindung des doch immer geldbedürftigen Kaisers mit dem reichen England die Vernichtung Frankreichs herbeiführen werde.[1] In der That häuften sich die Klagen über die französische Treulosigkeit von allen Seiten. P. Clemens beschwerte sich, dass der König niemals seine Verträge halte, den Herzog von Urbino gegen ihn unterstütze, ihm Ferrara nicht ausliefere, wozu er verpflichtet sei. Er machte kein Hehl daraus, dass es hohe Zeit sei, die Frechheit der Franzosen zu züchtigen, er wolle sein Blut dafür verspritzen, sie aus Italien zu treiben. Als die Franzosen auch noch Reggio besetzten, kannte der Aerger des mediceischen Papstes keine Grenzen.[2] Damals erhielt Cardinal Wolsey, der England neben Heinrich VIII. regierte, seine grossen kirchlichen Vollmachten; Clemens empfing den weissen Zelter von Neapel als Huldigung des Lehenkönigreichs. In der Furcht, durch ein Bündniss der Venetianer mit dem französischen Könige erdrückt zu werden, sah Clemens keinen andern Ausweg, als sich den Spaniern zu nähern. Damals versuchte Cardinal Wolsey in Calais zwischen Karl und Franz (Juli und August) zu vermitteln,[3] aber der Papst hatte bereits K. Karl als päpstlichen Vasall wie als katholischen König und Kaiser[4] gegen den König von Frankreich aufgerufen, jener ihm alle Hülfe versprochen. Leo X. dachte im Hochsommer 1521 nur an den Krieg mit Frankreich. Er hatte 12000 M. z. F., 1400 Reiter, und glaubte, dass die Franzosen diesen Streitkräften nicht gewachsen seien. Er hoffte auf eine

---

[1] Which will be the destruction of France.

[2] He says it is high time to punish the insolence of France and he will spend his blood to drive them out of Italy. Vorher aber hatte er mit den Franzosen und Venetianern zur Vertreibung der Spanier aus dem Königreiche Sicilien unterhandelt. Brewer p. 575. n. 1419.

[3] The two chiefs powers in Christendom have sent their chancellors to Calais to debate their matters before your lieutenant. Brief von Heinrich VIII. v. 13. Juli.

[4] Karl war in Kraft der goldenen Bulle zur vollen kais. Administration gelangt: The Pope also in acknowledging him Emperor has dispensed with his oath. Bericht de Prat's. p. 601.



Schilderhebung gegen die Franzosen in Mailand und den König von England gleichfalls zum Kampfe gegen sie zu vermögen.[1]

Schon am 8. Mai 1521 war der grosse Vertrag zwischen P. Leo X. und Karl V. erfolgt, der engste Anschluss des Papstthums an das Kaiserthum, die innigste Verbindung der beiden grossen Weltmächte des Mittelalters. Der Streit der früheren Tage um Sicilien, der den Untergang der Staufer herbeigeführt, war vergessen, päpstliche und kaiserliche Macht, von Gott als die oberste eingesetzt, verbanden sich zu gemeinschaftlicher Thätigkeit, zur Beseitigung der Irrthümer in der Christenheit, zur Aufrichtung des allgemeinen Friedens, zur Bekämpfung der Türken; in allen Dingen und durch Alles, erklärte der Papst, wolle er die Angelegenheiten des Kaisers wie die eigenen halten. Ein grösserer Sieg der spanisch-kaiserlichen Politik liess sich kaum denken. Das Papstthum verstand sich das Interesse des Kaiserthums zum eigenen zu machen. Allein auch der Kaiser war gebunden. Er war, wie Gattinara dieses in einem Schreiben an Karl V.[2] auseinandersetzt, verpflichtet, keinen Frieden oder Waffenstillstand mit Frankreich einzugehen, während anderseits der Papst rücksichtslos gegen sich selbst mit ihm sich verbunden, als die Franzosen Navarra besetzten und die spanische Armee in Neapel widerstandslos war. Schlug nun K. Karl nicht los, so lief er Gefahr, dass der Papst die Investitur Neapels, den Dispens in Betreff der römischen Kaiserkrone, den Titel eines Königs von Navarra, die Zehnten, die einträgliche Kreuzbulle von Spanien und andere Indulgenzen zurückzog. Der Papst konnte Frankreich, Venedig und die Schweizer gewinnen und Karl verlor dadurch seinen italienischen Besitz vollständig. Andererseits verlangte das kaiserliche Interesse selbst Erfolge; die Armee stand da und musste beschäftigt werden; des Kaisers Ehre stand auf dem Spiele, sein Ansehen nicht blos den geworbenen Soldaten gegenüber, sondern auch den Bürgern und Herren, welche ihm das nöthige Geld bewilligt hatten. Spanien war unterworfen, Italien und Deutschland ihm günstig, die Schweizer eingeschüchtert; das Jahr 1521, die Verbindung des Kaisers und des Papstes schienen eine äusserst folgereiche Wendung der Dinge zu versprechen.

[1] to punish their pride and insolency.

[2] 30. Juli 1521.

Sie war bereits im J. 1519 (17. Jänner) durch den Vertrag P. Leo's X. mit K. Karl unmittelbar nach dem Tode K. Maximilians eingeleitet worden. Der mediceische Papst gab um die Herrschaft seines Geschlechtes und seines Neffen in Urbino zu retten, alles preis, was im Mittelalter von den grössten Päpsten mit geistlichen und weltlichen Waffen vertheidigt worden war. Er begann sich vor jenem Frankreich zu fürchten, aus welchem einst seine Vorgänger sich Hülfe gegen die Staufer erholt, das aber seine Dienste sich noch theurer hatte zahlen lassen, als den Nachfolgern Innocenz III. die Erhebung des sicilianischen Staufers (Friedrich's II.) auf den deutschen Thron zu stehen gekommen war. Hatten die Päpste, um nur Italien und das Königreich Sicilien zumal nicht mit dem Kaiserthum vereint zu sehen, den Himmel wie den Acheron in Bewegung gesetzt, so genügte es dem Mediceer, ‚wenn nur Rom als gemeinsames Vaterland Aller angesehen würde'[1], dem Könige von Spanien seine sicilianischen und oberitalischen Besitzungen zu garantiren und ihm damit den Schemel zur Besteigung des römischen Kaiserthrones mit eigenen Händen zu halten. Der Vertrag des Papstes mit dem erwählten Kaiser Karl am 8. Mai 1521 stellte sich aber auf eine ganz mittelalterliche Basis und konnte seinen Grundsätzen nach ebensogut im XIII., ja vielleicht noch besser als im XVI. Jahrhunderte abgeschlossen werden. Es ist das ein für die Reformationsgeschichte unendlich wichtiges Moment, dass gerade jetzt die extreme Richtung des Mittelalters zum Siege kam, gerade jetzt Kaiser und Papst sich verständigten und gegen eine Welt von Feinden, die zum Theil ihr Antagonismus gross gezogen, sich die Hände reichten. Wie bemerkt, wurde die päpstliche und kaiserliche Gewalt als die höchste, die Gott eingesetzt habe, bezeichnet, als diejenige, welche Rechenschaft zu geben habe über die Verwaltung und Regierung der ganzen Christenheit. An ihnen ist es die Sitten zu bessern, den allgemeinen Frieden herzustellen, den allgemeinen Krieg gegen die Türken zu unternehmen, Alles in einen bessern Stand und in bessere Form zu bringen. ‚Da alles Uebel nur daraus entstanden war, dass einige Fürsten gegen die wahren und

[1] Urbs, quae semper communis patria est habita. Cino Capponi, trattato segreto.



ersten Häupter, Papst und Kaiser, den gehörigen Respect nicht übten', so war die jetzige Verbindung beider bestimmt die Welt zu erneuern, alle Feinde des Glaubens, alle Lästerer des römischen Stuhles zu verfolgen, durchzuführen an der Schwelle der neuen Zeit, was das Mittelalter durch den Streit zwischen Kaiser und Papst zu vollenden verabsäumt hatte, damit es abzuschliessen, eine neue Aera zu beginnen, das geistliche und weltliche Schwert zu vereinigen und den gesammten Erdkreis durch diese Lichter zu erleuchten.[1] Mit Italien müsste begonnen, Mailand und Genua den Franzosen abgenommen, Parma, Piacenza, Ferrara, das klarer als das Sonnenlicht dem römischen Stuhle gehöre,[2] diesem überliefert, das Haus Medici als das herrschende in Florenz erhalten, Neapel bei dem Reiche bewahrt, Venedig nöthigen Falles angegriffen werden. Die Zwecke der Kirche Gottes und der Nutzen des Hauses Medici, die Feststellung der spanischen Herrschaft in Unteritalien, des kaiserlichen Regimentes in Mailand und Genua verbanden sich in fast wunderbarer Weise zu einem Ganzen. Nur wie die eigentlichen Zwecke des Christenthums dadurch gefördert werden sollten, war etwas schwerer einzusehen. Nicht das Papstthum hatte die Verwirrung jener Tage herbeigeführt, nicht das Kaiserthum, beide waren daran unschuldig! Aber die Fürsten waren rebellisch geworden, sie trugen die Schuld am Verderbniss der Zeit, und war nur Florenz mediceisch, Mailand und Neapel spanisch geworden, dann war Alles in Ordnung, geistliche und weltliche Gewalt schlugen Alles nieder, der Papst triumphirte über die Lästerer, Karl über K. Franz, Italien war mit Ausschluss jedes Dritten getheilt, und mehr bedurfte es ja nicht, um ungestört fortzuwirthschaften, wie man es nach Beseitigung der grossen Reformbewegung des XV. Jahrhunderts zu thun gewohnt war.

Endlich schien sich die Sache für Leo auf das glücklichste zu wenden. Die Franzosen sahen, von dem Cardinal von Medici, dem Marchese von Mantua, Antonio de Leva, Prospero Colonna und dem Marchese di Pescara am 19. No-

---

[1] Universus orbis his luminaribus illustrationem accipiat. Erklärung K. Karls.

[2] Lanz, gesch. Einleitung. S. 257.

vember 1521 vor Mailand überfallen,[1] keinen andern Ausweg vor sich, als mit Zurücklassung einer Besatzung im Mailänder Schlosse die Stadt zu räumen. Nur das abscheuliche Wetter hinderte die päpstliche Armee, die Abziehenden zu verfolgen. Sie mussten sich auf das venetianische Gebiet zurückziehen, ohne in Bergamo, wohin sie sich gewendet, Aufnahme zu finden.[2] Pavia, Parma, Piacenza und Cremona, letzteres mit Ausnahme des Schlosses, endlich auch Como, waren für sie verloren. Der Feldzug hatte die schlimmste Wendung genommen, nur Genua hielt noch zu den Franzosen.

Nichts konnte P. Leo eine grössere Freude machen.[3] Er erhielt die Nachricht zu Magliano am 24. November.[4] Von da begab er sich nach Rom zurück, verfiel aber sogleich in eine so heftige Krankheit, dass in der Nacht vom 30. November auf den 1. December die Aerzte schon glaubten, er werde den Tagesanbruch nicht erleben. Er erlebte noch den ersten December, starb aber am zweiten.[5] Er hatte in Magliano gejagt, sich dann erkältet, in der Herzensfreude über die Niederlage der Franzosen die Erkältung nicht geachtet. Den nächsten Tag hatte er das Fieber. Niemals war er fröhlicher gewesen, als bei seiner Rückkehr nach Rom, wo er bereits den Tod im Herzen trug.[6] Ein Bund mit dem Kaiser, den Königen von Polen, Ungarn, Dänemark, Portugal und den Schweizern stand in Aussicht. Frankreich, der Heerd alles Uebels, sollte niedergekämpft werden.[7]

---

[1] Schlachtbericht bei Brewer n. 1831.

[2] Fast gleichzeitig hatte sich Tournay dem Kaiser ergeben. Am 3. Dec. zog der Graf von Nassau daselbst ein. Brew.

[3] Siehe hierüber die beiden Briefe Clerk's an Card. Wolsey vom 1. u. 2. Dec. 1521. Brewer.

[4] Me thought I never saw him more lusty. Brewer n. 1825. Die Angabe Ranke's, dass er nicht Zeit gehabt habe, die Sacramente zu empfangen, ist irrig. Die Krankheit dauerte nach Clerk, welcher als Augenzeuge berichtet, acht Tage, bis sie den tödtlichen Ausgang nahm.

[5] at 8. p. m. Brew. n. 1868.

[6] There was a suspicion that the Pope was poisoned and some of his chamber were examined but dismissed as innocent. Campeggio. 15. Dec.

[7] Schreiben des Kaisers vom 6. Dec. an den Bischof von Badajos.



Man hoffte endlich die Schweizer, sei es durch Geld, sei es durch Abtretung von Land, zu beständigen Feinden der Franzosen zu machen.[1] Selbst für den Schutz Ungarns konnte nichts geschehen, so lange nicht Frankreich niedergeworfen war.[2] Parma und Piacenza sollten dem Papste zu Theil werden.

Allein trotz des Sieges von Mailand und der darauf erfolgten Zurückweisung der Franzosen vor Cremona nahmen sich die Dinge näher betrachtet gar nicht so ausserordentlich günstig aus. Die Sieger befürchteten eine Vereinigung der französischen und venetianischen Streitkräfte mit denen des Herzogs von Ferrara, die Besetzung von Reggio und Modena, wie sie selbst ihre Stellung verliessen, ein Auftreten der Bentivogli in Bologna und selbst der Medici zu Gunsten Frankreichs, die Rückkehr des Francesco Maria nach Urbino, Unruhen von Seite der Baglionis (Bayllons).[3] Im päpstlichen Lager war unmittelbar auf die Nachricht vom Tode Leo's von den beiden Cardinälen Medici und Sion Kriegsrath gehalten worden.[4] Während diese mit der Post nach Rom ritten, wo sie am 13. December ankamen,[5] sollte Prospero mit 2000 Schweizern und seiner Compagnie in Mailand bleiben und die Stadt gegen das Castell in Schutz nehmen, Pavia, Piacenza, Parma, Modena, Reggio, Bologna durch die päpstlichen Schweizer besetzt bleiben. Der Krieg selbst, dessen Last in Italien auf den Kaiser fiel, sollte fortgesetzt werden, neigte sich aber durch die Natur der Dinge mehr dem Stillstand zu. Karl selbst war entschlossen, den Franzosen, die sich nach Lona zwischen Brescia und Peschiera zurückgezogen hatten, Cremona und Genua zu entreissen;[6] allein sein beständiger Geldmangel hinderte an kräftigerem Auftreten und nur die pecuniäre Hülfe K. Heinrichs VIII. von England konnte sein Heer in achtbare Lage bringen. Fortwährend wurde mit den Schweizern unterhandelt, diese von Frankreich abwendig zu machen; es galt als Grundsatz der

---

[1] Der Bischof von Badajoz an K. Karl V. London, 12. Dec. 1521.
[2] Wolsey an den ungarischen Gesandten.
[3] Schreiben vom 18. Dec. 1521. Br. n. 1881.
[4] Brew. n. 1890.
[5] Brew. n. 1892.
[6] Schreiben des Kaisers vom 23. Dec.

kaiserlichen Politik, die Könige von Polen und Ungarn nur dann zu unterstützen, wenn sie sich gegen Frankreich erklärten.[1] Dazu kam noch vieles Andere.

Man berechnete das Einkommen P. Leo's auf 300,000 Ducaten jährlich an weltlichen Bezügen, 100,000 an geistlichen und auf dem Wege der sogenannten Compositionen mehr als ebensoviel, im Ganzen über 500,000 Ducaten.[2] Er hatte Aemter und Würden geschaffen und verkauft, um Geld zu erlangen, seinen Haushalt zu bestreiten, seine Kriege zu führen, seiner Familie Florenz zu wahren. Trotz einer Million Schulden, die er hinterliess,[3] trotzdem dass er nicht die Schweizer in seinem Dienste bezahlte, reichte nichts und starb er so arm, dass zu seinem Leichenbegängniss die Kerzen von den Exequien des Cardinal San Giorgio verwendet werden mussten, der eben gestorben war.

Sein Tod war das Signal für alle mit seiner Regierung unzufriedenen, von dieser Vertriebenen, die Rückkehr in ihre Heimath mit Gewalt zu versuchen. Francesco Maria aus dem Hause Rovere setzte sich in den Besitz von Urbino, Gismondo di Verano in den von Camerino, Sigismundo Malatesta, Sohn des Pandolfo, bemächtigte sich Rimini's. Man befürchtete, die Venetianer wollten sich in den Besitz von Ravenna und Cervia setzen und Modena und Reggio dem Herzoge von Ferrara nehmen. Kirche und Kirchenstaat befanden sich in gleich grossem Gedränge; der Einsturz beider schien durch die verfehlten Massregeln Leo's und seiner Vorgänger unausbleiblich, und was lange mit Mühe sich gehalten, wie mit einem Male, aber jetzt auch unaufhaltsam zum Bruche zu kommen. Das Schlimmste aber war der Zustand des Cardinals-Collegiums selbst, das seit mehreren Jahrzehnten der Sitz der Verschwörung gegen die Kirche wie gegen die Päpste gewesen war und wo Anschauungen und Gewohnheiten herrschten, die mit der Aufgabe der Kirche im directesten Widerspruche standen.

---

[1] Karls Schreiben vom 20. Dec. 1521.

[2] Gradenigo relaz. p. 72.

[3] K. Franz meinte: 1,200,000 Kronen. Brew. n. 1947. K. Franz verstand es jedoch gründlich, sich und Andere zu belügen, wie die Franzosen denn schon damals als diejenigen galten, welche ganze Historien ersannen und in Umlauf setzten, zuletzt wohl sie selbst glaubten.



Der ruhige Beobachter dieses Verderbens kann es daher nur begreiflich finden, wenn Alexander VI., diese reife Frucht von den simonistischen Bäumen des Cardinals-Collegiums, in der vollsten Kenntniss der Tragweite ihrer Pläne, ihrer Käuflichkeit und Schamlosigkeit, nachdem sein Sohn die nichtswürdigen weltlichen Tyrannen des Kirchenstaates vertilgt, nach der Moral des XV. Jahrhunderts auf die Vertilgung der geistlichen Tyrannen sann, wie es aber auch nur billig war, wenn der Papst, der mit Gift sich abgab, an dem Gifte starb, das er anderen bereitet hatte. Man wird es begreiflich finden, wenn Julius II., um der Factionswuth der römischen Familien zu steuern, kein Mitglied derselben in das Cardinals-Collegium berief, und gemässigte Männer wie der königliche Rath Petrus Martyr, Freund Adrians VI., nur von den bepurpurten und rothhütigen Parteimännern sprach, welche beständig auf Anstiftung von Unruhen sännen.[1] Er meinte das Cardinalscollegium bei dem Tode Leo's X.

Gerade als sich in Spanien die ersten Symptome jener politischen Bewegungen zeigten, die auf Herstellung gleichmässiger Gerechtigkeit und zugleich auf Hebung des Gewerbstandes gerichtet waren, andererseits aber in Deutschland der langgesparte Hass der Weltlichen gegen die Geistlichen durch Martin Luthers Auftreten zum ungezügelten Ausbruche kam, fand in Rom, kaum, dass der Krieg P. Leo's X. um Urbino zu Ende gekommen war, eine Verschwörung toskanischer Cardinäle gegen den mediceischen Papst statt, auf dass auch von dieser Seite in die allgemeine Bewegung eingegriffen werde! Der Cardinal von Siena, Alfonso Petrucci, wollte den Papst durch dessen Leibarzt vergiften. Der Anschlag kam auf; der Cardinal flüchtete sich zur rechten Zeit, Leo X. berief ihn zurück, gab ihm noch durch den spanischen Gesandten alle möglichen Versicherungen, damit er ja zurückkehre; als aber Petrucci in Rom angekommen war, wurde er doch verhaftet und ebenso Bandinelli, Cardinal de Sauli aus Genua, nachher auch die Cardinäle von San Giorgio, Rafaele Riario, Soderini und Adrian von Corneto,[2] Petrucci selbst zum Tode verurtheilt

[1] Factionarios illos purpuratos, rubro galero cristatos dissidiis et perturbationibus intendere. Epist. n. 760.

[2] Guicciardini, T. XIII. Ed. princeps. P. II. p. 1012.

und hingerichtet, die übrigen exilirten sich zum Theil selbst. Leo X. musste daran denken, das Cardinals-Collegium zu ergänzen und that es nun in solcher Weise, dass er am 25. Juni 1517 nicht weniger als 31 Cardinäle auf einmal ernannte, unter ihnen zwei Söhne seiner Schwestern und mehrere unbedingte Anhänger des mediceischen Hauses, zwei Trivulzi, und aller schlimmen Erfahrung der früheren Zeiten zum Trotze einen Colonna und einen Orsini, nachdem Julius II. absichtlich sie beseitigt hatte.[1] Unter ihnen auch drei Ordensgenerale, der Augustiner, Franciskaner und Dominikaner, Aegidius von Viterbo, ausgezeichnet durch Unbescholtenheit, Gelehrsamkeit und Unabhängigkeit der Gesinnung, die er in so hervorragendem Grade schon vor 5 Jahren bei dem lateranischen Concil bewiesen, Christoph Numatio und Thomas de Vio, Cardinal von Gaeta, dessen Name sehr bald in den deutschen Religionswirren eine grosse Bedeutung erlangte. An diese Männer, welche ihre Erhebung nur ihren Tugenden, ihrer Gelehrsamkeit und Talenten verdankten, schlossen sich in würdiger Weise Lorenzo Campeggio, der Freund des Cardinals von York, Johann Piccolomini, Erzbischof von Siena, Nicolaus Pandolfini von Florenz, Alessandro Cesarini, Bischof von Pistoja, der Rechtsgelehrte Dominico Jacobazzi, der Römer Giovanni Dominico de' Lupi und Andrea della Valle, endlich auch Adrian von Utrecht an. War die Wahl Ludwigs von Bourbon ebenso eine Berücksichtigung seiner Tugenden als seines Hauses, die des Cardinals Alfons von Portugal vor Allem eine Rücksicht auf seinen königlichen Vater, so geschah die Adrians wegen seiner besonderen Kenntniss der Theologie, seiner ausgezeichneten Sitten und wie es scheint in Berücksichtigung des Wunsches K. Karls. Der Papst, welcher auch von Kaiser Maximilian dazu ersucht worden war, fühlte sich, wie Paul Giovio die Sache darstellt, noch besonders durch die Empfehlungen des beredten Grafen Albert von Carpi und Wilhelm Enkevords, dessen Stimme schon damals bei der Curie im Ansehen stand, bewogen.[2] Das rühmlichste Zeugniss aber gab ihm P. Leo selbst, als er K. Karl

[1] Essendo sempre la grandezza de' Baroni, depressione e inquietudine de Pontefici. Guicciard. T. II. p. 1015.

[2] Vita Hadriani c. V.



bat,[1] der Armuth eingedenk zu sein, die Adrians unzertrennliche Lebensgefährtin sei, so zwar, dass er nur durch königliche Unterstützung die hohe Würde bekleiden könne. Wenn ein Pasquill jener Tage die Cardinalspromotion Leo's als eine Finanzspeculation darstellte, die ihm mehr als eine halbe Million Ducaten eingetragen habe, so hat diese Beschuldigung, der auch Guicciardini nicht fern steht, wenigstens keine Beziehung auf Adrian von Utrecht, den Barbaren, wie ihn der florentinische Geschichtschreiber nennt.

Es gab aber auch noch einen andern Standpunkt, von welchem aus die Erhebung Deutscher, Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Engländer zu Cardinälen angesehen werden konnte. Leo X. schien von dem Gedanken erfüllt zu sein, welcher einst Leo IX. den deutschen Papst beseelt hatte, das Cardinalscollegium in einen Senat der gesammten Christenheit umzuwandeln, die hier ihre natürliche Repräsentation finden sollte. Man kann denn doch nicht leugnen, dass, wenn unter den 31 Ernannten sich gar viele befanden, die nach ihrem Vorleben hier nicht Sitz und Stimme führen sollten, es von grosser Bedeutung war, dass am Vorabende der Reformation, die ja selbst in Westeuropa[2] auf das dringendste verlangt wurde, die verschiedensten Staaten in Rom unmittelbar durch Persönlichkeiten vertreten und mit dem Papstthum verknüpft waren, die dort selbst das grösste Ansehen genossen. Es war eine lebendige Mauer, die Leo um seinen Thron zog und von der man nun sehen konnte, ob sie den Stürmen der Zeit gewachsen war, welche nicht lange auf sich warten liessen. Zwar war die deutsche Nation hiebei am stiefmütterlichsten bedacht, während bei der stürmischen Bewegung der Geister gerade hier schon die Klugheit geboten hätte, die tüchtigsten Persönlichkeiten zu gewinnen, und vergeblich griff daher Adrian später zu dem Mittel, durch Pfründen und ähnliche Unterstützungen den deutschen Gelehrten eine unabhängige Existenz

---

[1] Octavo cal. Febr. a° V. Henke, Anhang zum II. Bd. von Roskoe's Leo X. n. XLIV.

[2] Schon K. Emanuel von Portugal hatte deshalb in Verbindung mit K. Ferdinand von Aragonien eine eigene Gesandtschaft (unter Alexander VI.) nach Rom geschickt. Osorio de rebus Emmanuelis Lusitaniae Regis. Bd. I. pag. 21.

zu sichern. Die Erhebung des Bischofs von Lüttich, der dann als Cardinalerzbischof von Valencia starb; die des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Churfürsten von Mainz hatte auf die innere Gestaltung der deutschen Verhältnisse wenig oder gar keinen Einfluss. Selbst die des Cardinals von San Giovanni e Paolo, Adrians, berührte wenigstens jetzt Deutschland nur oberflächlich, da seine ganze Thätigkeit Spanien zugewandt war; nur insofern war sie für Deutschland und die daselbst vorhandene Parteistellung massgebend, als Adrian unmittelbar dem Volke entsprungen, Schöpfer und Gründer seines Glückes, Repräsentant jener Richtung unter den Gelehrten war, die sich nicht auf den bewegten Ocean des Humanismus hinauswagte, sondern an dem Traditionellen festhaltend, selbst in der Vernichtung der Bücher Reuchlins[1] 1515 Heil erwartet hatte. Bereits am 14. November 1516 zum Grossinquisitor von Aragonien und Navarra ernannt, wurde er es am 4. März 1518 auch für Castilien und Leon, jedoch ohne dass es dem Cardinal und vierfachen Grossinquisitor möglich gewesen wäre, der Verbreitung der Schriften des Augustiner-Mönches Martin Luther in Spanien wirksam entgegenzutreten. Hatte er bereits Reuchlins Schriften im Streite mit Hochstraten für gefährlich erachtet, so konnte er sich sehr bald überzeugen, wie unschuldiger Natur sie gegen die des Professors von Wittenberg waren, gegen welche sich selbst die Erklärungen der spanischen Granden unwirksam erwiesen. Auch er musste sehr bald empfinden, dass er sich einer Macht gegenüber befinde, gegen welche das Rüstzeug der früheren Jahrhunderte sich unwirksam erwies und die in fortwährendem Steigen begriffen war, ohne dass sich ein Mittel gefunden hätte, ihr zu begegnen. Blickte man vollends auf die in Rom und Italien residirenden Cardinäle, so bot das Cardinals-Collegium das treue Abbild jener Zerrissenheit und Feindschaft dar, die damals Italien und die ganze Christenheit durchzogen. An der Spitze desselben stand der Cardinal Julius von Medici, nachgeborner und natürlicher Sohn Giuliano's von Medici, welcher am 21. April 1478 durch die Verschwörung der Pazzi im Dome von Florenz sein Leben verlor. Am 26. Mai desselben Jahres wurde Julius geboren und

[1] Literae Adriani Florentii de Trajecto ad Cardinalem S. Crucis de Reuchlini libris delendis. Böking Ulrichi Hutteri opp. supplementum. T. I.



von Lorenzo, dessen Bruder Giovanni (nachher Leo X.), Lorenzo's Sohne Pietro und den übrigen Mediceern als solcher anerkannt, von Leo X. zum Erzbischofe von Florenz, zum Cardinal, zum Vicekanzler erhoben. Er regierte eigentlich unter seinem Vetter und trug, wie natürlich, auch einen nicht geringen Theil des Hasses, der auf Leo X. fiel. Jetzt stand er an der Spitze der sogenannten florentinischen Partei, in wie ferne diese aus Verwandten oder Creaturen Leo's bestand. Die Anzahl der Neffen des letzteren war sprüchwörtlich geworden.[1] Der Sohn Pietro's, welcher durch die Franzosen aus Florenz vertrieben worden war und der selbst im Garigliano ertrank, Lorenzo ward durch Leo Herzog von Urbino (Lorenzo's Sohn Alessandro später Herzog von Florenz). Von dem Bruder Leo's Giuliano der Sohn Hippolito Cardinal. Die drei Schwestern Giuliano's (Pietro's und Leo's X.) heiratheten in die vornehmen Florentiner Familien Cibo, Rudolfi und Salviati. Vier seiner Neffen, einen Cibo (Innocenzo), einen Rudolfi (Nicolò), zwei Salviati (Giovanni und Bernardo), machte Leo zu Cardinälen. Allein die florentinischen Cardinäle waren nichts weniger als einig,[2] da der Cardinal Soderini (Cardinal von Volterra) als Todfeind der Mediceer galt, die sein Bruder, der Gonfaloniere von Florenz, 20 Jahre von ihrer Heimath fern gehalten hatte. Er bot jetzt Alles auf, die Wahl des Cardinal Medici zu verhindern. Aber selbst unter den von Leo ernannten Cardinälen, welche naturgemäss sich um den Cardinal von Medici hätten schaaren sollen, herrschte keine Eintracht. Unter diesen galt wie unter den andern die Meinung, werde er Papst, so sei dies kein Papstwechsel, sondern nur eine Fortdauer der Tyrannei, die er schon unter Leo geübt. So wenig als das Cardinalscollegium sich durch Reinheit der Sitten auszeichnete, so vergab man dem Cardinal von Medici doch nicht, dass seine Mutter nur die Concubine Giuliano's und von niederer Herkunft, er im Ehebruche gezeugt war — Eigenschaften, die ihn strenge genommen von der priesterlichen Würde hätten ferne halten sollen. Man wusste, dass er sich im Geheim den Franzosen genähert hatte und war nicht ohne Sorge, er möchte als Papst

[1] Pace an Wolsey. Ital. papers. Brewer III. n. 1918.

[2] Clerk an Wolsey. Dec. 1521. Brew. n. 1895.

ganz auf ihre Seite treten. Der Cardinal von Colonna, welcher anfänglich für ihn war, trennte sich von ihm und dachte wie so mancher Andere, selbst Papst zu werden, während das Treiben des ganzen Collegiums auf Näherstehende den Eindruck machte, man befinde sich weniger am Vorabende einer Papstwahl als vielmehr eines Schisma's.[1] Da war ferner der Cardinal Fiesco (Flisco), als Genuese ‚unberechenbar'; Jacobatius galt als wohlbewandert in Angelegenheiten der Rota, dieses obersten Gerichtshofes der Christenheit, war aber hochbetagt und hatte aus früher Ehe so viele Söhne, als P. Leo Neffen, d. h. zahllos, wie man sich scherzend ausdrückte.[2] Den Cardinal Petruccio hatte man nur Tarquinius Superbus II. genannt. Er hatte einen Saneson in den Kerker werfen und dessen Gattin zu sich bringen lassen. Letztere, wohl wissend, welches Schicksal ihr bevorstehe, nahm während sie sich ankleidete Gift und die Häscher mussten dem wollüstigen Tyrannen die Nachricht bringen, der Gegenstand seiner Liebe liege in den Zügen. Die Pflege ihrer Verwandten brachte sie wieder ins Leben.[3] Ihre That galt aber als um so glänzender, da sie als Tochter einer berühmten römischen Buhlerin ihrem Gemahle die Treue bewahrte. Der Cardinal Sauli hatte 50000 Ducaten bezahlt, um Cardinal zu werden.[4] — Der Cardinal Farnese, damals 55 Jahre alt und Anhänger der guelfischen und orsinischen Partei, hatte zwei Söhne und eine Tochter, besass mehrere Bisthümer und stattete den einen seiner Söhne mit einem Bisthum aus, während der ältere, 20 Jahre alt, 50 Lanzen gegen die Franzosen in Mailand befehligte. Allein Dinge dieser Art machten in jenem Zeitalter der persönlichen Würde keinen Eintrag. Man musste sich höchstens gefasst machen, dass, wenn Farnese Papst würde, sein Geschlecht auf Kosten des Kirchen-

[1] Siehe den vortrefflichen Bericht Clerk's, des englischen Gesandten in Rom, an Wolsey über seine Unterredungen mit Medici, Colonna u. a. I assure your grace, here is a marvellous division and we were never likelier to have a schism.

[2] Pace to Wolsey 31. Dec. l. c. n. 1918. Er war 72 Jahre alt. Clerk urtheilte über ihn, dass, wenn die Kirche sich nur um geistliche Dinge zu kümmern hätte, er der rechte Mann wäre. l. c. n. 1932.

[3] Gio. Negri an M. Antonio Micheli. Brief vom 29. Dec. 1522.

[4] Gradenigo bei Alberi p. 68.



garns zu denen Deutschlands, zu den Communen Spaniens fortzog und höchstens in Frankreich an Continuität litt, da dort noch der König schalten und walten konnte, als hätte er nur die Aufgabe den Ausspruch wahr zu machen, den man ihm beilegte, König von Thieren und nicht von Menschen zu sein. Das Zeitalter, welches auf allen Gebieten der menschlichen Kunst so Grosses geleistet, hatte sich in socialer Beziehung als unfruchtbar erwiesen; man kann es wohl sagen, auch nicht Eine jener Fragen gelöst, welche das ideenreiche XV. Jahrhundert angeregt hatte. So wie die Dinge bei dem Tode Leo's X. sich ausnahmen, war daher für die nächste Zukunft nur die Wahl zwischen einem kirchlich-weltlichen Absolutismus oder einer Revolution, welche, wo sie siegte, dem in den übrigen Ländern angehäuften Zündstoffe den Funken zur allgemeinen Explosion verschaffte. Und da sollten nun jene jugendlichen Fürsten helfen, wie K. Karl, K. Franz, K. Heinrich von England, der Knabe Ludwig von Ungarn-Böhmen, dieser Spielball für Slaven und Magyaren, denen sich als gemeinsamer Gegner der jugendliche Soliman, prangend in der Fülle der Kraft und Stärke, gegenüber stellte, oder das Cardinalscollegium, das Leo nur deshalb so sehr erweitert zu haben schien, um nach aussen den Anstand zu beobachten, in Wirklichkeit aber einer Anzahl italienischer Cardinäle es möglich zu machen, das unwürdige Spiel der Ausbeutung der Christenheit, die systematische Vereitlung aller noch so gut angelegten Reformpläne ungestört in alle Ewigkeit fortzuführen, wie sie es seit einem halben Jahrhunderte unter einem halben Dutzend meist simonistischer Päpste getrieben hatten. War es denn doch schon beinahe gleichgültig, wer Papst würde, ein Cibo oder ein Medici, Innocenz VIII. oder Alexander VI. So lange nicht das Cardinalscollegium von Grund aus verändert wurde, in dieses die strengen Principien der früheren Zeiten einzogen, war keine Hoffnung des Besserwerdens vorhanden; welcher Papst aber, der selbst aus dem Schoosse dieser Männer hervorgegangen war, hätte die Kraft, die Einsicht, den Willen und die Macht besessen, gegen seinen eigenen Ursprung aufzutreten? Eine leise Hoffnung beruhte daher wohl darauf, dass jener Nichtitaliener gewählt würde, welcher wie kein anderer die Fäden der westeuropäischen Politik in seinen Händen hielt, und, wenn ein

politischer Papst der Zeit aufhelfen konnte, mehr als jeder andere geeignet erscheinen durfte, jetzt Papst zu werden und die ihm übertragene Mission zu erfüllen, Thomas Wolsey.

Heinrich von England hatte am 16. December die Nachricht von den Vorgängen in Italien, der Niederlage der Franzosen, dem Tode P. Leo's, der Rückkehr des Cardinals von Medici nach Rom erhalten. Sein Wunsch war, den Cardinal von York als Papst begrüssen zu können; er verhehlte sich aber nicht, dass diese Angelegenheit grosser Vorsicht bedürfe, nur mit Hülfe K. Karls durchgeführt werden könne. Sollte die Wahl Wolsey's unmöglich sein, so möge die des Cardinals von Medici betrieben werden. Letzterer sollte jedoch nichts davon erfahren, dass der König Wolsey begünstige, sondern in der Meinung erhalten werden, Heinrich begünstige seine Wahl und erst wenn sich zeige, dass Medici keine Aussicht habe, sollte Wolsey's Wahl betrieben werden. Der König erliess auch in diesem Sinne zwei Briefe an den Cardinal, einen zu Gunsten Medici's, den andern zu Gunsten Wolsey's, letzteren natürlich nur zu eventuellem Gebrauche. Die am 18. December von Wolsey geschriebenen Briefe kamen zu spät an. Wohl hatte der englische Gesandte in Rom sich alle denkbare Mühe gegeben, im Sinne seines Herrn und des Cardinals auf die andern Cardinäle einzuwirken, mit Medici, mit Colonna unterhandelt; er brachte es auch dahin, wie später Campeggio an Wolsey schrieb, dass letzterer in dem Scrutinium mehrfach genannt wurde, ohne es höher als zu 8—9 Stimmen zu bringen.[1]

Zu den grossen Wirren, der allgemeinen Unsicherheit, ja der Auflösung aller Verhältnisse, die sehr bald die Cardinäle zwang, die Wache des Conclave von 300 M. auf 1000, bald auf noch mehr zu erhöhen, kam noch die Aufforderung des französischen Oberbefehlshabers in Italien, das päpstliche Heer aus dem französischen (italienischen) Gebiete zurückzuziehen. Sie ward damit beantwortet, dass man sagte, man wisse nicht, dass es auf französischem Boden stehe, übrigens werde man für baldige Wahl eines Papstes Sorge tragen.[2] Während in Rom selbst

[1] Brewer II. 1892. 1952. 1955.

[2] The holy college had confirmed the league, schreiben Wingfield und Spinelli aus Gent an Wolsey. 25. Dec. Brew. II. 1901.

die grösste Zügellosigkeit der Rede, die höchste Ungebundenheit des Witzes gegen den verstorbenen Papst wie gegen die Cardinäle herrschte, hatten diese sich von simonistischen Versprechungen ferne gehalten, was Pace und Clerk nicht hinderte, nach Kräften für Wolsey einzutreten. Die Nachricht, dass der Herzog von Urbino, Franz Maria, Urbino genommen und sein Herzogthum wieder zu erobern suche, die Besorgniss, es möchten ähnliche Versuche auch an andern Orten stattfinden, beschleunigten den Beginn des Conclaves.

Erst am 27. December, dem Tage des h. Johannes Evangelist, versammelten sich die Cardinäle in St. Peter, der Cardinal Colonna sang die h. Geistmesse, eine lateinische Predigt wurde gehalten, das veni creator gesungen und dann erfolgte der Einzug in die Zellen des Conclave. Jede war 16′ lang, 10′ breit und mündete in eine gemeinsame Capelle, dem Wahlorte. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang versammelten sie sich in der Capelle. Die fremden Botschaften, von England, Portugal, Ungarn, Polen, Venedig, Mailand und andern italienischen Städten erschienen nebst den Herren, welche die Conclavewache befehligten — römische Barone, — in ihrer Gegenwart wurde die Bulle P. Julius II. gegen Simonie vorgelesen und von jedem beschworen. Don Manuel, der kaiserliche Botschafter, war jedoch des hohen Alters wegen nicht gekommen, und der französische Botschafter, welcher, seitdem Tournay von den Kaiserlichen erobert worden, krank war oder sich krank stellte, liess sich überhaupt bei Tage nicht sehen; eine desto grössere Wahlthätigkeit entwickelte er aber unter dem Schleier der Nacht. Die Wache war bis auf 3500 M. vermehrt worden. Nicht blos dass jeder Verkehr nach Aussen abgesperrt werden sollte, vom vierten Tage des Conclaves an fand auch ein Abzug an Speisen statt, bis den Eingeschlossenen zuletzt nur mehr Brod und Wein gereicht wurde.[1]

Man hatte vor dem Conclave die Cardinäle von Siena, Neffen P. Pius II., Jacobazzo, Campeggio und de Grassis als diejenigen bezeichnet, welche siegreich aus dem Scrutinium hervorgehen würden. Denn dass einem Mediceer ein anderer nachfolge, somit das Papstthum in Einer Familie herrschend

[1] Clerk to Wolsey 4. Jan. 1522. Brew. n. 1932.

werde, schien denn doch zu sehr allen Traditionen zu widersprechen. Zu den vielseitigen Parteiungen, die sich in ihren Bestrebungen kreuzten, kam jetzt auch dazu, dass die älteren Cardinäle, von welchen wohl jeder sich als der Würdigste ansah, keinen unter 50 Jahren wählen wollten. Noch standen die kaiserliche und die französische Partei einander schroff gegenüber und man hielt selbst dafür, dass die Sedisvacanz nur kurz sein werde, man werde die französischen Cardinäle nicht erwarten, sie geradezu ausschliessen, ein Plan, der dem kaiserlichen Botschafter Don Manuel zugeschrieben wurde und bei den englischen Gesandten Unterstützung fand.[1] Als Prospero Colonna den zum Conclave reisenden Cardinal von Ivrea unterwegs zwischen Pavia und Piacenza aufhob und in das Schloss von Pavia bringen liess, glaubte man, es sei dies ein Werk des Cardinals von Medici. Die Folge war aber nur, dass die Cardinäle beschlossen, nicht eher das Conclave zu beziehen, als bis der gefangene Cardinal seine Freiheit erhalten hätte.[2] Man glaubte in Paris, der Cardinal Colonna habe am meisten Aussicht; in Rom wollte man gleich anfänglich wissen, der Cardinal Farnese, einst ein Liebling P. Alexanders VI. und noch nicht 25 Jahre alt von diesem am 20. September 1493 zum Cardinal erhoben, werde Papst, so dass dann das Haus Medici, das ursprüngliche florentinische Kaufhaus durch ein ursprünglich deutsches abgelöst worden wäre, welches freilich an Alter, Berühmtheit, Würde und Einfluss jenem bedeutend nachstand. Schon am 8. December kamen die Cardinäle über die Form der Abstimmung überein, jedoch wurde nach dem Ceremonienmeister Blasius von Cesena erst am 29. beschlossen, geheime Abstimmung zu halten, d. h. der Name des Wählers sollte bei Abgabe des schriftlichen Votums versiegelt übergeben, der versiegelte Zettel aber mit einem Zeichen versehen werden, um den Zutritt zu einem Gewählten zu erleichtern; ein Beschluss, welcher aber nie mit Majorität angenommen wurde, da er eine Neuerung in sich schloss.

Nach Guicciardini waren 39 Cardinäle am 27. December anwesend, nach andern 4 Cardinalbischöfe, 20 Priester, 10 Dia-

[1] Brewer n. 1885.
[2] Brewer n. 1895.

conen; 11 Cardinäle abwesend. So unzuverlässig lauteten aber die Nachrichten, dass dem Kaiser Karl mitgetheilt wurde, Medici verfüge über 19 Stimmen, habe aber 20 gegen sich und Don Manuel biete nun Alles auf, für Medici Stimmen zu werben, während dieser fortwährend für Farnese stimmte. Am französischen Hofe wollte man wissen, dass Colonna gleich anfänglich 19 Stimmen hatte, die Wahl nur zwischen ihm und Medici schwanke, in drei bis vier Tagen Alles entschieden sei.[1] An demselben Tage, an welchem die Cardinäle das Conclave bezogen, erzählte König Franz, sie würden die Wahl verschieben, bis die französischen Cardinäle, die mit der Post abgereist waren, in Rom angelangt seien.[2] Der Bischof von Badajoz berichtete noch am 24. December an den Kaiser, die Wahl des Cardinals Fiesco sei so viel als gesichert: Beweise, wie wenig man sich auf jene Nachrichten verlassen kann, die an Höfen in Umlauf gesetzt und dort geglaubt wurden.

Nach den von Burmann gesammelten Aufzeichnungen über das Conclave wies das erste Scrutinium am 30. December nur eine Zersplitterung der Stimmen vor, liess aber, da sich die Stimmen auf 3, 4, 5, 7, 10 verwarfen, nicht einmal eine Fühlung zu. Allein nach einer sehr genau unterrichteten Quelle der Pariser Bibliothek verfügte schon damals Medici über 16 Stimmen zu Gunsten Farnese's. Daneben fand sich[3] ein Zettel vor, der 13 Cardinäle in sich schloss, was allgemeine Indignation erzeugte, dass mit der ernstesten Sache ein so frevles Spiel getrieben war. Mit Mühe wurde verhindert, dass nicht das Siegel erbrochen und der Name des so Wählenden bekannt gemacht wurde. Gab die Nennung Farnese's, welcher bereits Cardinal war, als er seinen ältesten Sohn erlangte, dessen Tochter verheirathet, dessen jüngerer Sohn mit 12 Jahren Bischof war, der aber nichtsdestoweniger als ein rechtschaffener und wohlgesinnter Mann galt,[4] Anlass, dass im Conclave die ärgerlichsten Geschichten aus seinem Vorleben erzählt wurden, so war dies regelmässig bei jedem, der sich als Candidat bemerklich machte. Spottlieder, welche ausserhalb des

---

[1] Brew. n. 1946.

[2] l. c. n. 1947.

[3] im dritten Scrutinium. Vielleicht Grimani's? Guicciardini l. c.

[4] Clerk bei Brew. n. 1932.

Conclaves gemacht wurden, richteten ihn schon im Voraus in den Augen der Menge zu Grunde. Sie drangen aus Rom in die entfernten Länder, so dass, wie Giovio[1] es auseinander setzt, dieses Conclave dem Ansehen der Cardinäle eine tödtliche Wunde schlug. Nicht blos K. Franz mag so geurtheilt haben, es sei in Rom nicht Sitte zu stimmen, wie der h. Geist es den Herzen einflösse.[2]

Die Hoffnung, Farnese als Papst zu sehen, schwand nach dem zweiten Scrutinium. Jeder Cardinal kehrte zu seiner Zelle zurück und als nach dem dritten Scrutinium Medici noch einmal die Wahl Farnese's vertrat, widerstanden die älteren Cardinäle mit aller Macht aufs Neue. Es war Alessandro Farnese beschieden, noch zwei Conclave zu erleben und erst aus dem dritten (als Paul III.) hervorzugehen. So verstrich denn das alte Jahr 1521, aber auch der erste Januar 1522 hatte so wenig als der zweite ein Resultat gebracht.

Nach dem Scrutinium vom 2. Januar kamen mehrere von den älteren Cardinälen zusammen und beriethen sich, wie der Beste zum Papst gewählt werden könnte. Ihnen entgegen versammelte sich ein Theil der jüngeren in der Nicolauscapelle und beschloss nach heftigem Streit, da die älteren durchaus nicht in die Ansichten des Cardinals von Medici eingehen wollten, denjenigen von den älteren zu wählen, welcher sich am meisten durch seine Rechtschaffenheit auszeichnete und kein Parteimann wäre. Die älteren Cardinäle baten nun die übrigen, sie möchten die Lage der Christenheit wohl ins Auge fassen, damit nicht aus ihrer Uneinigkeit ein Schisma entstehe und das Unglück früherer Jahrhunderte sich erneuere. Bereits ward am vierten Tage der Abzug an Speisen vollzogen und den Eingeschlossenen dann die Wahl gelassen zwischen gesottenem und gebratenem Fleisch. Vom 2. Januar an erhielt Jeder nur mehr Eine Speise. Auf dieses suchten aber die mediceischen Cardinäle am darauffolgenden Tage, 3. Januar 1522 erst die Wahl des Cardinals Farnese neuerdings durchzusetzen. Nun widerstanden aber die älteren zum vierten Male.[3]

---

[1] Vita Hadriani pag. 107.

[2] Brew. n. 1947.

[3] Giovio berichtet, selbst Farnese habe dem kaiserlichen Gesandten Don Juan Manuel Versprechungen in Betreff seiner Ergebenheit gegen Karl V,

Da trat in den Streit der jungen und der alten plötzlich die Nachricht ein, die französischen Cardinäle eilen zum Conclave herbei. Die Furcht, sie möchten den Ausschlag geben, bestimmte alle, sich mit der Wahl möglichst zu beeilen. So kam der vierte Januar und das sechste Scrutinium, ohne Resultat, der Streit wurde lebhafter[1] und die Cardinäle, welche nach dem Scrutinium in den Hallen spazieren gingen, setzten den Streit auch in ihren Privatbesprechungen fort. Diesen zufolge konnte man annehmen, dass am nächsten Morgen durch die Jüngeren ein Papst gewählt würde, entweder Farnese, oder Fiesco, oder der Bischof von Sitten, Cardinal von Santa Pudentiana, Matthäus Schiner, welchen Julius II. creirt hatte (Sedunensis). Da die Römer an der üblen Gewohnheit festhielten, den Palast eines neu creirten Papstes zu plündern, wurden mehrere Paläste sorgfältig verwahrt, nichtsdestoweniger erlitt Farnese bereits einen Schaden von 2000 Ducaten, da seine Besitzungen ausserhalb Roms angegriffen und geplündert wurden, als wäre er bereits Papst. Der Palast Wolsey's wurde mit Artillerie besetzt und von 3—400 Bewaffneten in Vertheidigungszustand gehalten.[2] Als das Scrutinium am 5. Januar erfolgte, wurde nur mit Mühe die Wahl des Cardinaldiacon Cibo, eines Neffen P. Leo's X., durch den Cardinal Colonna — beide waren von Leo creirt, vereitelt und so der zweite Plan des Cardinals von Medici zum Scheitern gebracht. Erzürnt über diese Intriguen und Fallstricke, versammelten sich dann die älteren Cardinäle in der Zelle des Cardinals von S. Croce und berathschlagten den Kriegsplan für den nächstfolgenden Tag. Als aber nun am 6. Januar das Scrutinium vorgenommen wurde, zeigte sich die Gewandtheit der Gegner, die alles aufgeboten hatten, 12 schriftliche Vota für Farnese zusammenzubringen. Schon rief der Cardinal di SS. IV coronati:

gemacht. Als aber dieses ruchbar geworden, sei der französisch gesinnte Theil seiner Anhänger wankend geworden. Ich lasse jedoch diesen Bericht bei dem Grade von Glaubwürdigkeit beruhen, welcher ihm und seinem Gewährsmanne zukommt.

[1] Der Cardinal Soderini soll dem Cardinal Medici seine uneheliche Geburt vorgeworfen haben, was andere als unwahr zurückwiesen. Petrus Martyr epistolarium. XXXV. 749.

[2] Brew. n. 1933.

Papam habemus, in der Hoffnung, die übrigen würden den Zwölfen beitreten, als sich die Cardinäle di Monte und Colonna erhoben und das Verlangen stellten, da Farnese noch einige Stimmen fehlten — es waren aber 26 nöthig, so solle der Papst nicht tumultuarisch gewählt werden. Sie verschafften sich Stille, die Aufregung legte sich, statt eines Beitrittes aus Ueberraschung erfolgte ein neues Scrutinium und die Wahl Farnese's kam nicht zu Stande. Der Cardinal Cesarini, welcher dem Cardinal Aegidius von Viterbo beigetreten war, ohne jedoch von Farnese abgetreten zu sein, war Veranlassung einer Controverse geworden, ob dieses geschehen dürfe.[1] Der Streit wurde nicht entschieden, aber auch die Papstwahl nicht; wohl aber hatte die Sache die Folge, dass die Aelteren sich entschlossen, soviel wie möglich einstimmig aufzutreten, um nicht dem Gespötte der Jüngern zu verfallen. Zu gleicher Zeit, heisst es nach einer anderen Quelle, habe Bruder Aegidius von Viterbo, Cardinal von S. Matthäus, dessen Tugenden Clerk nicht genug zu rühmen weiss,[2] den Cardinälen vieles Nachtheilige in Betreff Farnese's mitgetheilt, was um so leichter Glauben fand, als er viele Jahre dessen Beichtiger war; eine Nachricht, welche aber gar nicht mit demjenigen übereinstimmt, was man sonst von dem höchst ehrenwerthen Charakter dieses Augustinercardinales weiss. Auf keinen Fall hat die Sache, wenn sie wahr sein sollte, den Fortgang der Wahl Farnese's gehindert, vielmehr verbreitete sich nach dem neunten Scrutinium am 7. Januar das Gerücht, die Anhänger Farnese's wollten die äussersten Minen springen lassen, um seine Wahl im nächsten Scrutinium durchzusetzen. Das Gerücht trug nur dazu bei, die Gegenpartei um so vorsichtiger zu machen und zu verabreden, gemeinsame Beschlüsse zu fassen, so dass die Parteien am 8. Januar sich schroffer als je entgegenstanden. Man hegte bereits Besorgniss vor den vielen von Leo X. Verbannten und dem ungezügelten Auftreten der Factionshäupter. So oft geschlagen, war endlich die Partei Medici dahin gekommen, Farnese fallen zu lassen. Im Namen Giulio's schlug jetzt der Cardinal Colonna den Cardinal della Valle als den besten und für den

[1] an accedendo ad alium auferat votum ab electione prius (prioris).
[2] Brewer n. 1932.

jetzigen stürmischen Zustand der Kirche tüchtigsten Candidaten vor. Er drang jedoch im 10. Scrutinium (8. Januar) nicht durch. Mit Einbruch der Nacht erklärte die Mehrzahl der Cardinäle, sie wollten weder Farnese, noch Valle, noch Medici. Diese entschiedene Erklärung schlug durch. Als es am 9. Januar zum eilften Scrutinium kam, erklärte der Cardinal von Medici in seiner gewohnten spielenden Weise, er schlage in Berücksichtigung seiner kaiserlichen Majestät, die den Cardinal Adrian von S. Johann und Paul empfohlen habe,[1] diesen als Papst vor. Er verfügte über 10 Stimmen, fünf der Aelteren traten bei und ebenso sechs andere, welche einflussreichen Persönlichkeiten zukamen. Allein die Art und Weise des Vorschlages missfiel. Da erhob sich der bedeutendste Theologe unter den Cardinälen, der Cardinal von S. Sisto, Fra Tomaso di Vio, Dominikaner-Ordensgeneral, rühmte die Tugenden, die Reinheit der Sitten des Cardinals von Tortosa und wählte ihn laut und offen. Dasselbe thaten nun auch die Cardinäle Carvajal, di Monte, Ancona, Siena, Ara Coeli, Armellino von Florenz, Giaccobaccio, Trani, Como, mehr als zwei Drittheile stimmten bei.[2] Ein Einziger war dagegen.

Die Wählenden selbst waren höchlich überrascht, zum Ziele gekommen zu sein (9. Januar 1522).

‚Mit wundervoller Uebereinstimmung, berichtet Campeggio noch aus dem Conclave an Wolsey, haben die Cardinäle nach 14 Tagen und vielen Streitigkeiten Tortosa zum Papste gewählt. Diesen Morgen bei dem eilften Scrutinium erklärten sich 15 Stimmen für ihn, denen dann die meisten von uns beitraten. Was unglaublich erschien, die Cardinäle waren nur durch seine Tugend gewonnen, da keiner oder nur sehr wenige ihn persönlich kannten.‘[3] Am 9. Januar 1522 hatte die christliche Welt wieder einen Papst, Leo X. der Mediceer in Adrian

[1] Auch Giovio weist darauf hin, dass der Antrag der Cardinals von Medici früher berathen und von seiner Partei angenommen worden war.

[2] 15 votis postulatum, 13 accessibus (accedentibus?). Zweites Schreiben Campeggio's an Wolsey vom 10. Jan. Nach Clerk (13. Jan.) erst 15 Stimmen, dann 22, 25, endlich the requisite number to the astonishement of all. Brew. n. 1960.

[3] were influenced by his integrity alone. 9. Jan. 1522.

von Utrecht einen Nachfolger, Rom einen deutschen Herrn, war die seit fast 500 Jahren beobachtete Ausschliessung der Deutschen von dem päpstlichen Throne zum grössten Staunen derjenigen gebrochen, die diese Veränderung bewirkt hatten.

Das Conclave wurde geöffnet, ohne dass die Römer, was sie schmerzlich berühren mochte, einen Palast zu plündern hatten; schon dieser Umstand war nicht geeignet, den Neugewählten populär zu machen. Die Masse fluthete wie gewöhnlich, als die Papstwahl verkündet worden, in das Conclave. Als die Cardinäle es verliessen, wie es scheint, selbst nicht ohne Bestürzung über den unbekannten Mann, den sie gewählt, verfolgte sie der Haufe mit Pfeifen, Schreien, Spott und Hohn. Ironisch dankte der Cardinal Gonzaga den ihn so zur Engelsbrücke begleitenden Römern, dass sie nur schimpften und nicht auf die vorüberziehenden Cardinäle mit Steinen warfen. Es war das ein Ueberbleibsel der alten libertas Romana! Da der neue Papst ferne von Italien weilte, bestimmten die Cardinäle, ehe sie sich trennten, wer zu ihm zu gehen, ihm die Nachricht zu bringen hatte, so wie die Instruction der Gesandten, das Glaubensbekenntniss, das der Papst abzulegen habe, so wie die Formel der Annahme durch den Neugewählten. Zu Colonna und Cesarini wurde am 10. Januar auch noch räthselhafter Weise Orsini gesellt, der einzige Cardinal, welcher der Wahl eines Abwesenden, den er nicht kenne, widersprochen hatte, dann die interimistische Regierung festgestellt.[1]

Die Wahl hatte stattgefunden ohne Simonie, ohne Bewerbung, ja ohne Wissen des Gewählten; sie überraschte selbst diejenigen, die daran Antheil genommen. Es charakterisirt aber die Zeit und die in Italien, das die christliche Welt beherrschen wollte, dominirenden Ideen, dass gerade die Uebereinstimmung als schmachvoll (veramente vergognoso) und noch dazu von einem Bischofe, Paolo Giovio,[2] bezeichnet wurde, die Ehre Italiens sei verletzt worden, indem eilfertig wegen der Tugend dieses Mannes (per conto di virtù) ein in Holland

[1] Burmann, Conclave p. 349.
[2] Lib. XIX.

geborener, in Spanien lebender allen anderen Cardinälen vorgezogen worden war. Auch Guicciardini giebt dieser beschränkten Ansicht Ausdruck. Das Nationalgefühl war beleidigt; die Wahl unpopulär. Man hatte nichts gegen die Wahl eines Alexander VI., weil seine Sitten den italienischen entsprachen, man hatte sehr viel einzuwenden gegen die Wahl eines Deutschen, welcher nur wegen seiner Tugend gewählt worden war. Das römische Volk kannte ihn nicht. Viele hatten nie etwas von ihm gehört. Man fürchtete (ohne allen Grund), er möge seinen Sitz nach Spanien verlegen, ihn in Deutschland aufschlagen. Man musste sich sagen, die Periode der Lustigkeit des leonischen Zeitalters, dieses päpstlichen Carnevals, sei vorüber, der Tag der Asche folge. Man hatte sich so in den Gedanken eingewiegt, dass das Papstthum den Italienern gehöre, gehören müsse, dass es als ein Raub, als ein ungebührlicher Eingriff in die Rechte Italiens angesehen wurde, dass nach so langer Zeit die Regierung der Kirche den Welschen abgenommen wurde. Und doch konnte Jedermann sich überzeugen, wohin die Kirche Christi unter welschen Händen gekommen war!

Allein die Wahl war gar nicht so glatt abgelaufen, wie die Aufzeichnung über das Conclave, das Schreiben der Cardinäle und der uns erhaltene Bericht Don Manuels uns glauben machen. Nicht umsonst wünschte dieser, sich mit dem Neugewählten zu besprechen. Als dieses nicht möglich war, eröffnete er ihm in einem späteren Briefe, Medici und die kaiserliche Partei hätten ihn zum grössten Verdrusse der französisch gesinnten gewählt. Letztere aber, d. h. die Cardinäle von Volterra, Colonna, Orsini, Ancona, Fiesco, Como, Cavallon, Monte, sopra Minerva, Ara Coeli, Grassi, Grimani, Cornaro hätten selbst die Absicht gehabt, erst noch unter dem Schutze des französischen Königs einen andern Papst zu wählen.[1] Nur Medici, la Valle, Siena, Campeggio, Cesarini, die florentinischen Cardinäle überhaupt, Cesis und Farnese ständen fest. Wiederholt sprach der Gesandte die Versicherung aus, nur der König (von Spanien) habe Adrian zum Papste gemacht.[2] Allein der

[1] Gachard p. 56.
[2] Solo el rey os ha hecho papa. Das Benehmen Medici's, als es zur Wahl Adrian's kam, bestätigte bis zu einem gewissen Grade diesen

letzteren und so unumwunden ausgesprochenen Behauptung stellen sich schwere Bedenken entgegen. Einmal ist es sicher, dass der eben so kluge als einflussreiche Cardinal Wolsey von K. Franz von Frankreich Zusicherungen in Betreff des Papstthums erlangt hatte; Karl V. aber hatte ihm nicht blos deshalb in Bruges Zusicherungen gemacht,[1] sondern neuerdings durch den Bischof von Badajoz am 16. December 1521 eröffnen lassen, er werde deshalb keine Kosten sparen,[2] obwohl die Sache etwas spät und schon stark vorangeschritten sein dürfte. Er werde für Wolsey mehr thun, als für jeden Andern.[3] Heinrich von England begünstigte nach dem Berichte des Bischofs von Badajoz aus London 19. December die Wahl Wolsey's und wünschte nichts so sehr, als dass K. Karl sich dieser Meinung zuwende.[4] Er beschloss deshalb, einen eigenen Gesandten (Pace) nach Rom zu schicken,[5] um auf die Cardinäle einzuwirken, wollte aber, wie bemerkt, nur in Uebereinstimmung mit K. Karl handeln. Die Sache müsse nemlich mit grosser Vorsicht behandelt werden, und könne diese Wahl nicht stattfinden, so sollte der Cardinal von Medici gewählt werden, der Cardinal von York nur dann, wenn ersterer keine Aussicht habe. In diesem Sinne wollte Heinrich zwei Briefe an die Cardinäle schreiben; einen für Wolsey und einen für Medici. Der Kaiser möge dasselbe thun und der englische Gesandte sich deshalb mit Don Juan Manuel in Rom zu gemeinsamem Auftreten verbinden. Wolsey selbst, so berichtete der Bischof von Badajoz, habe in seiner Gegenwart dem Könige unter grossen Betheuerungen erklärt, er werde die Wahl nur dann annehmen, wenn Kaiser und König sie für ihre Sicherheit und ihren Ruhm

Ausspruch. Don Manuel hatte, ehe das Conclave stattfand, den Cardinal von Medici auf Adrian aufmerksam gemacht, wie dieses K. Karl am 9. März 1522 an Adrian schrieb. Vergl. auch den Brief vom 21. April. Gach. p. 69.

[1] Lanz, Einleit. S. 280. Actenstücke S. 510.

[2] Nous nous y employerons très voluntiers sans y riens epargner. Actenstücke I. S. 501. Vergl. auch Karls Schreiben an den Bischof von Elna vom 16. Dec.: he will assiste the legate according to his propose at Bruges about the Papacy. Brew. n. 1816.

[3] pour luy plustot que pour nul aultre.

[4] Actenstücke I. S. 507.

[5] Der übrigens erst am 27. Januar in Rom ankam.

für wünschenswerth und nothwendig erachteten; er gedenke dann die Mühe auf sich zu nehmen, um beide Majestäten zu erhöhen. Bereits erklärte K. Heinrich, beide Majestäten (er und Karl) würden wie Vater und Sohn über den römischen Stuhl verfügen nach ihrer Autorität und ihrer Macht wie über ihr Eigenthum und würden dann dem ganzen Erdkreise Gesetze vorschreiben.[1] Der Bischof von Badajoz verhehlte hiebei nicht, K. Karl aufmerksam zu machen, welchen Vortheil Wolsey hiebei habe, ob er nun jetzt gewählt werde oder nicht.

Noch offener rückte Wolsey mit seiner Meinung bei einer andern Unterredung mit dem Bischofe von Badajoz, Gesandten K. Karls am Londoner Hofe, heraus. Als ihm der Bischof die gute Absicht seines Gebieters in Betreff der Erhebung Wolsey's zur päpstlichen Würde mitgetheilt, rieth dieser, der Kaiser möge seine Truppen vor Rom rücken lassen und könnten dann die Cardinäle nicht gutwillig[2] dazu gebracht werden, ihn zu wählen, so sollten sie doch gehindert werden, einen Anhänger des französischen Königs zu wählen, da sonst die Zerstörung von Neapel und Sicilien und damit der ganzen Christenheit erfolge. Allem diesen werde durch seine Wahl abgeholfen. Denn dann wollte er die Kaiserkrone auf das Haupt Karls setzen, seinen eigenen König erheben, hierauf gegen die Franzosen, dann gegen die Osmanen ziehen und an beiden Feldzügen auf Seite des Kaisers und des Königs persönlichen Antheil nehmen.[3]

Ehe ihm noch die Tiara zu Theil wurde, begann es in dem Haupte zu schwindeln, dass diese schmücken sollte.

Diese Erklärungen und die Bereitwilligkeit, 100,000 Dukaten für die Wahl zu opfern, beweisen hinlänglich, welche Pläne bei Wolsey vorkamen. Es mag hiemit in Verbindung stehen, was wir aus einem spätern Briefe P. Adrians an den Kaiser wissen,[4] dass dem kaiserlichen Gesandten in Rom, Don

[1] et dabunt universo orbi legem. l. c. p. 510.

[2] by good offers.

[3] He said the election should not be lost for want of 100,000 ducats and that Francis rekoned he had 22 cardinals in his favour from which the bishop perceives that he offered Wolsey their votes and his influence. Schreiben vom 24. Dec. 1521 bei Brewer n. 1821. Actenstücke S. 523.

[4] 21. Nov. 1522. Gachard n. XLVI. p. 137.

Manuel, 100,000 Dukaten geboten worden waren,[1] wenn er (Wolsey's) Wahl durchsetze. Als dann Adrian Papst wurde und Manuels Darstellung, als hätte er ihn erhoben, bei diesem nicht verfing, kehrte freilich Don Manuel seine rauhe Aussenseite so hervor, dass deshalb der Papst bei dem Kaiser Beschwerde führte. Nach den Erklärungen aber, die letzterer sodann von Valladolid seinem neuen Botschafter in Rom, dem Herzoge von Sessa, darüber gab, war es der Cardinal Farnese, welcher Don Juan Manuel das Anerbieten gemacht hatte und den Cardinälen, ehe sie in das Conclave gingen, von Seite Don Juan's gesagt worden, dass, wenn bei der Wahl an einen Abwesenden gedacht würde, sie sich Adrians als der dem Kaiser angenehmsten Persönlichkeit erinnern möchten.[2] Allein wenn auch dieses vollständig richtig war, so lag darin doch noch ein grosser Unterschied zu dem, was Don Juan behauptet hatte, K. Karl oder er selbst hätten Adrian zum Papst gemacht.

Man operirte nach zwei Seiten. Ging es nicht mit Wolsey, so ging es mit Medici, weshalb auch dieser, freilich unbekannt mit dem eigentlichen Vorgange, sich am 12. Januar 1522 bei K. Heinrich VIII. und Cardinal Wolsey für ihre Bemühungen, ihn zum Papste zu machen, bedankte und zugleich auf das Bisthum Worcester zu Gunsten des Bischofs von Ascoli resignirte.[3] Der Cardinal von Sion nahm jedoch die Ehre und das Verdienst, Wolsey vorgeschlagen zu haben, für sich in Anspruch und vertröstete ihn, als er es nicht geworden war, auf das Alter des Neugewählten. Das geschah schon zwei Tage nach Adrians Wahl.[4] Der Cardinal von Sion stand mit dem englischen Gesandten in Verbindung und durfte man letzterem vollständig trauen, so war, als die Wahl Farnese's an dem Widerspruche Colonna's gescheitert war, Wolsey vorgeschlagen worden und hatte er im ersten Scrutinium 9, im zweiten 12,

[1] que la promotiò otro por quien el instava para el pontificado.

[2] Gachard p. 185.

[3] Brew. III. 2. n. 1956. 1957.

[4] L. c. n. 1955. Hopes Wolsey's turn will come next, as the Pope is old. Wie Medici, Campeggio, wollte jetzt auch der Cardinal von Sion Alles für Wolsey gethan haben.

im dritten selbst 19 Stimmen erhalten.[1] Der englische Gesandte Clerk erwähnt, man habe Wolsey für zu jung erachtet und dass er dem Kaiser nicht immer so günstig gewesen.[2] Hätte man aber Wolsey's und des Königs Stimmung hierüber besser gekannt, so hätte die Sache durchgesetzt werden können. Allein Wolsey habe ja ihm bei seiner Abreise erklärt, dass er damit nichts zu thun haben wolle.[3] Wären wenigstens die königlichen Briefe noch zur rechten Zeit angelangt! Allein die Cardinäle wären zu hartnäckig gewesen und deshalb für ihn keine Hoffnung vorhanden![4] Wolsey selbst war noch am 17. Januar, an welchem Tage er noch nichts von Adrians Wahl wusste, der Meinung, der kaiserliche Botschafter biete Alles für Medici auf, was er nicht ohne Aerger bemerkte.[5] In welcher Gemüthsstimmung musste er sich erst befinden, als das Danksagungschreiben Medici's anlangte.[6] Man besorgte, wie sich später herausstellte, Wolsey würde nicht nach Rom kommen; er galt ängstlichen Gemüthern als zu mächtig.[7] Welche Nachrichten aber auch Wolsey von Rom erhalten haben mag, schrieb am 5. Februar K. Karl an Bernardin de Mesa, er könne versichert sein, Don Manuel habe keinen Auftrag, sich mit Beseitigung Wolsey's zu Gunsten Medici's oder eines Andern zu verwenden. Er habe die Briefe zu Gunsten Wolsey's nicht zur rechten Zeit erhalten. Ehe die Cardinäle in das Conclave traten, habe Don Manuel nur den Auftrag gehabt, auf sie einzuwirken, die freundlichst gesinnteste Person zu wählen.[8] Da

[1] Pace, welcher den Cardinal Medici in Florenz traf, berichtet, dass letzterer ihm sagte: in every (!) scrutiny — he gave his voice for Wolsey and caused 17 or 18 of his friends to do the same, but as he could not prevail over the reste, he thought it best to obtain the papacy for a friend to the King and the Emperor. 23. Jan. 1522. Brew. n. 1981.

[2] that he favored not all the best the Emperor. l. c. n. 1960.

[3] that ye would never meddle therewith. l. c.

[4] The papacy, fügt er hinzu, is in great decay, the Cardinals brawl and scold; their malicious unfaithful and uncharitable demeanor against each other increases every day.

[5] Brewer n. 1968.

[6] Medici selbst erzählte später (23. Jan.) dem Secret. Pace, was er alles für Wolsey's Wahl gethan und wie er erst, als sie unmöglich schien, sich für einen Freund des Königs und Kaisers entschied. n. 1981.

[7] nimis potens. n. 1990.

[8] the most suitable person. n. 2024.

Pace nicht zur Wahl eintraf, sei es durchaus nicht wahrscheinlich, dass Don Manuel sich zu Gunsten Medici's verwendet habe. Der Erfolg beweise das Gegentheil. An die Wahl Adrians sei von keiner Partei gedacht worden.[1] Wolsey möge sich darüber freuen, dass ein Mann befördert wurde, welcher ihm mehr als irgend ein anderes Mitglied des h. Collegiums Gunst gewähren könne. — Man vereinigte sich mehr und mehr in der Ansicht, Medici, verzweifelnd die Opposition Colonna's zu bewältigen, habe, um jeden anderen Italiener auszuschliessen, Adrian in Vorschlag gebracht, Colonna habe sich mit 8 Stimmen angeschlossen, dann die übrigen.[2]

Je mehr man jedoch die Sache untersucht, desto grösser werden die Widersprüche, wie sie eben aus einer falschen und doppelzüngigen Politik hervorgehen.

Da bemühte sich später der spanische Botschafter, Don Juan Manuel, die Sache in ganz anderem Lichte darzustellen. Ihm zufolge waren die Cardinäle Medici, Valla, Sion, Campeggio, Cesarini, die Florentiner, Cesi und Farnese auf Seite Adrians gestanden, Santa Croce, Vico, Trani und Pisano schwankend, während die Feindschaft der Cardinäle von Volterra, Colonna, Orsini, Ancona, Flisco, Como, Cavallon, Monte Araceli, Grassi, Grimani, Cornaro, welche die französische Partei bildeten, so offen hervortrat, dass sie, nachdem Adrian schon gewählt war, mit dem Plane umgingen, einen französisch gesinnten Papst zu wählen. Um jeden Preis, möchte ich sagen, suchte Don Juan Manuel Adrian zu überreden, nur König Karl sei Ursache von seiner Wahl gewesen, er behauptete diese Thesis auch im Widerspruche mit dem Papste selbst. Er kam selbst auf dieses Thema später nochmal zu sprechen, um den Beweis seiner Behauptung zu führen. K. Karl habe nämlich noch vor dem Conclave Adrian bezeichnet, was gar nicht mit Abwesenden zu geschehen pflege.[3] Aber selbst wenn das Letztere wahr war, so folgte noch immer nicht dasjenige, was

---

[1] The election of Adrian was not contemplated by any party, jedenfalls ein merkwürdiges Geständniss, dass Karl selbst an Adrians Erhebung nicht betheiligt war.

[2] Spinelli to Wolsey. Brew. n. 1978.

[3] Cosa non usada con los ausentes. Rom 21. April 1522. Gach. n. XXII.

als unbedingte Folgerung Don Juan Manuel daraus zog. All' diesen späteren Erklärungen steht aber die ganz bestimmte K. Karls an K. Heinrich VIII. vom 27. December 1521 entgegen, er habe, sobald er des Königs und Wolsey's Absicht in Betreff der Wahl des letzteren erkannt habe, sogleich alle Schritte gethan, dieselbe zu befördern.[1] Selbst König Franz hatte dem Cardinal von York Zusicherungen in Betreff der Papstwahl gemacht,[2] so dass, wenn irgend ein Nichtrömer Aussicht hatte, gewählt zu werden, diese nur dem ungemein klugen und umsichtigen Leiter der englischen Politik zukam; am wenigsten aber seinem spanischen Collegen, der, weit entfernt gleich Wolsey an der Spitze von Westeuropa zu stehen, in jüngster Zeit das Martyrium[3] des Aufstandes der Communen nur mit äusserster Lebensgefahr überwunden hatte.

In Rom selbst blieb die Meinung die herrschende, welche wir auch in den handschriftlichen Aufzeichnungen des Ceremonienmeisters Blasius von Cesena finden, dass der Streit zwischen der Partei Medici und Colonna die Gemüther auf das Heftigste gespalten habe. Plötzlich und wie ein Blitz sei es ihnen gekommen, ihren Blick ausserhalb Roms und auf den Cardinal von Utrecht zu werfen, von dem man in Rom nur wusste, er sei einer der 31 Cardinäle Leo's X. gewesen und vom Erzieher Karls Cardinal geworden.[4] Die christliche Welt war durch diese ganz unerwartete Wahl beispiellos überrascht worden. Sie durchkreuzte alle politischen Combinationen und machte alle Berechnungen zu Schanden. Nur Dein ganz unbescholtenes Leben hat Dich auf die höchste Stufe menschlicher Dinge erhoben, schrieb Johann Ludwig Vives voll Begeisterung an den Neugewählten. ‚Du hast gezeigt, dass für die Tugend noch ein Platz vorhanden sei und die Rücksicht auf sie dem

[1] Par quoy incontinent que ay sceu votre intention et la sienne, ay depeche sur ce mes lectres patentes (Lang hat partenentes) en la meilleure forme que l'hon a sceu deviser pour promouvoir le dit seigneur Cardinal au dit saint siege — — et pouvez estre assehure et le dit seigneur cardinal aussis que en cest affere tant que en moy sera, n'espargneray chose quelcunque par la conduire en bon effect. Actenstücke B. I. p. 163

[2] Lang, geschichtl. Einleitung, S. 283.

[3] ha seydo martir en todo lo que a pasado otra. Bergenroth p. 351.

[4] e di Pedante di Carlo V era come si diceva smontato alla porpora.

menschlichen Geiste nicht völlig abhanden kam. Das Leben der früheren Päpste bewirkte, dass die höchste Zierde auf Erden durch Dich selbst Schmuck erlangte'.[1] — ,Das ist der Tag des Herrn, rief ein Anderer mit Freudenthränen aus.[2] Wir haben einen Papst, der ohne Bewerbung und in seiner Abwesenheit gewählt wurde. Es kann keinen besseren, keinen unsträflicheren, keinen heiligeren Papst geben, ja selbst nicht gewünscht werden.[3]

Jetzt freilich wollte Jeder ihn zum Papste erhoben haben, wie Don Juan Manuel auch der Cardinal von Santa Croce, Bernardino Carvajal, dessen Einwirkung auf Adrian Karl V. schon am 9. März 1522 entgegen trat.

Gewiss konnte der deutschen Nation keine grössere Ehre zu Theil werden, als dass der Papst, welcher nur seiner Tugend wegen gewählt worden war, und in der schlimmsten Zeit der Kirche, bei dem Einsturze des ganzen seit Jahrhunderten aufgeführten Gebäudes zur Rettung desselben gewählt worden war, ihr angehörte. Einem tobenden Meere zu vergleichen erhob sich gerade damals die deutsche Nation; welch eigenthümliche Fügung, dass um den aus Deutschland heranziehenden Sturm zu beschwichtigen, ein deutscher Papst aus Spanien herbeigeholt werden musste.

Es war nicht zum ersten Male, dass ein von Rom Abwesender Papst wurde. Von Urban IV. bis Urban V. zählte die Geschichte mehrere Beispiele ähnlicher Wahlen, namentlich französischer Päpste. Der Cardinalbischof von Tortosa, Regent von Spanien, war aber den Römern gänzlich unbekannt,[4] da er weder selbst nach Italien gekommen war, noch einen Palast in Rom besass.[5] Der Cardinal Franziotto Orsini hatte ihn nicht

[1] Ap. Burmann. p. 457.

[2] Wilhelmo Henkenvoirt. Ang. Maii Spicil. Rom. II. 235—38.

[3] Pontificem habemus patrem omnis probitatis, fontem omnium doctrinarum, studiorum decus, studiosôrum patronum etc.

The election of the Pope, schrieb am 6. März der Cardinal von Sion an Cardinal Wolsey, was the worlk of the holy spirit, whose dictates all are bound to obey.

In ähnlicher Weise äusserten sich Georg Cortes und Petrus Delphinus. Rayn. ann. eccles. 1522. 1. 2.

[4] This man here is nother known nor spoken of. Clerk an Wolsey.

[5] Siehe den Brief Launoy's bei Burmann p. 53 u. 5.

gewählt; die Partei der Orsini war somit von selbst nicht für ihn. Die Römer erwarteten Julius von Medici oder Farnese, die ihnen wohl bekannt waren. Adrian aber war, wenn sie ihn als Spanier oder als Deutschen auffassten, gleich unangenehm. Es verbreitete sich das Gerücht, nur um Zeit zu gewinnen, sei sein Name im Conclave aufgeworfen worden.[1] Sahen die Einen in seiner gänzlich unverhofften Wahl ein Werk des h. Geistes, welcher die Widerstrebenden zu einer Wahl gezwungen, die ihnen selbst als ein Räthsel erschien; so erblickten Andere darin ein Werk des Zufalles oder der Bemühungen des Dominikaner-Generales Thomas von Gaeta, welcher sich zum Lobredner des Abwesenden gemacht hatte und mit ihm durchgedrungen war. Im einen wie im andern Falle war er den Römern verhasst. Man befürchtete eine neue avignonische Periode. Rom sei zu vermiethen, hiess es, weil man glaubte, Adrian würde Spanien gar nicht verlassen.

Man hatte sich italienischer Seits so lange daran gewöhnt, die Vertreibung der Barbaren aus Italien als Nationalsache anzusehen, die Päpste hatten sie zur Aufgabe des Kirchenstaates gemacht. Jetzt erhielt die Kirche einen Barbaren[2] zum Papste, der Kirchenstaat einen Fremden zum Oberhaupte, während andererseits der Cardinal von Sion meinte, die Wahl sei vom h. Geiste dictirt.[3] Alles schien ja aus den Fugen zu gehen, als die Cardinäle von einem System abgingen, welches seit der Rückkehr von Avignon beharrlich eingeschlagen worden war und die oberste Leitung der Kirche einem Manne übergeben wurde, dessen Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Erfahrung und persönliche Unbescholtenheit notorisch waren, dem aber in den Augen der Italiener das erste und vorzüglichste Erforderniss zur Leitung der Christenheit fehlte, er war kein Römer, kein Italiener, sprach nicht einmal Italienisch und genau betrachtet war er selbst — ein Deutscher. — Dieses aber unter so eigenthümlichen Verhältnissen, bei so grosser Ueberschuldung der kirchlichen Regierung, dass man urtheilte, das Pontificat Leo's gehe nicht mit seinem Tode zu Ende, sondern werde sich —

---

[1] Wie Guicciardini angibt.

[2] Guicciardini libro XIV. p. 1112.

[3] Brew. n. 2082.

nach seiner unheilvollen Seite noch viele Jahre fortsetzen.[1] So lange hatten die Cardinäle es keinem von ihnen gegönnt, so lange jeder für sich das Papstthum in Anspruch genommen und nur nach seinen Interessen gewählt, die definitive Wahl hinausgezogen, bis sie endlich den wählten, welcher der Mehrzahl von ihnen gleich unbekannt war. Dann in der Paralysirung ihrer gegenseitigen Interessen fanden sie den Einheitspunkt für Alle. Da war dann der Deutsche, der Barbar recht, die Erbschaft Leo's X. anzutreten[2] und die Regierung der Kirche aus den unheilvollsten Händen zu übernehmen, wie es einst Clemens II. gethan, wie es Leo IX. gethan, als Niemand mehr Papst werden wollte. Sie selbst aber hatten jetzt Hausarrest. Sie durften sich vor dem Pöbel Roms nicht auf der Strasse zeigen. Es sei eine Schmach, berichtet Pace an Wolsey 28. Januar, welche Schandverse auf sie verbreitet seien.[3]

---

§. 2.

Von der Wahl Adrian's VI. bis zur Krönung.

9. Januar — 31. August 1522.

Nachdem die Wahl stattgefunden hatte, dem römischen Volke und der gesammten Christenheit das fröhliche Ereigniss ausgerufen worden war, benachrichtigte das Cardinalscollegium den Gewählten, er sei am 39. Tage nach dem Tode P. Leo's X. im eilften Scrutinium, Morgens um die 8. Stunde von allen Cardinälen, Einen ausgenommen, der sich wegen Krankheit ferne gehalten, gewählt worden.[1] Sie drückten ihm ihre Freude über das Ereigniss aus, benachrichtigten ihn, dass der Gewohnheit gemäss drei Legaten sich zu ihm verfügen würden, seine Erklärung entgegenzunehmen, und baten ihn, sobald wie möglich sich Italien zu nähern, damit ihm die Gesandten entgegen-

[1] Guicciardini libro XIV. p. 1108.

[2] Nach K. Franz I. betrugen seine Schulden 1,200,000 Kronen, which the next pope will have to pay. Fitzwilliam an Wolsey.

[3] Brewer n. 1995.

[4] Gachard n. II. Am 10. Jan. kannte man bereits in Ferrara die am 9. vollzogene Wahl. Documenti d'ist. ital. I. p. 150.



gehen könnten. Unterdessen werde das Collegium die Regierung Roms und des Kirchenstaates übernehmen, der Papst aber möge die Legaten erwarten und ehe er nicht das Wahlinstrument von ihnen feierlich empfing und die Wahl annahm, sich jeder Regierungshandlung entschlagen. Wiederholt ward ihm zu Gemüthe geführt, wie sehr die Ruhe Italiens seine schleunige Ankunft wünschenswerth mache. An demselben Tage, 9. Januar 1522, schrieb Don Manuel, Gesandter K. Karls V., an seinen Herrn, ihm von der Wahl Adrians Kenntniss zu geben;[1] am 11. Januar aber an diesen selbst.[2] Von den 38 Stimmen hätten ihm nur wenige gefehlt. Der Wille des Kaisers habe sich mit dem göttlichen bei seiner Wahl vereinigt. Er möge seine Reise entweder über Flandern und Deutschland nehmen, wobei er die deutsche Nation gewinnen könne, was von so grosser Wichtigkeit wäre, oder sich in Barcelona einschiffen. Er rieth ihm bei den exorbitanten Bitten, welche an ihn gerichtet würden, keine Gnaden- oder Gerechtigkeitsache, ehe er nicht das Pontificat übernommen, zu entscheiden.[3] Den Cardinal von Medici möge er für Rom, da er am meisten Ansehen habe und für ihn und den Kaiser sei, für die Lombardei, die Romagna und die Mark Sion, de la Valla und Campeggio als Legaten ernennen; als Protonotar Enkefort, als Tresoriere, ein Amt, das 100 Dukaten jährlich trage, den Bischof von Algier. In Betreff der Bitten von Seite des Collegiums, der Investituren und Confirmationen, Capitanien und Lieutenantsstellen möge sich der Papst sehr in Acht nehmen, da viel Betrug damit verbunden sei. Das Schreiben des Cardinalscollegiums genüge, um ihn in Stand zu setzen, die wichtigsten Dinge vorzunehmen. Auch möge er sich einen Fischerring machen lassen und den Namen Adrian VI. annehmen, da der erste dieses Namens einen Türkenkrieg geführt, wie es wohl er auch mit Hülfe Gottes und des Kaisers thun werde, und die Adriane

[1] Gachard II. III.

[2] Es ist höchst bezeichnend für die Auffassung der Wahl: y como quiera que Vuestra Santidad sea mayor papa que los passados, porque junto con el pontificado tiene el imperio y los otros reynos del rey, será muy loada la humildad que en la verdad no es agena de Vuestra Santidad. l. c. p. 8.

[3] l. c. n. IV. u. V.

ausgezeichnete Persönlichkeiten waren.[1] Der Rath des Gesandten, von dem Neugewählten strenge befolgt, war nicht in allen Stücken ein guter. Nicht mit den Türken kämpfte Adrian, Jawohl aber geschah unter dem zweiten der Sturz der Longobardenherrschaft und Karls d. G. Schenkung an den römischen Stuhl. Mag man anerkennen, dass sie alle bedeutende Männer waren, welche den Namen Adrian trugen, und mehr wie einer kein Römer, so regierten sie sämmtlich, mit Ausnahme des ersten, sehr kurze Zeit, so dass auf den zweiten, dritten, vierten, fünften nur die Durchschnittssumme von etwas über 2 Jahre fiel! — und war der letzte von diesen durch Dante mit einem Beinamen belegt, welcher jeden Nachfolger abschrecken musste, seinen Namen sich beizulegen. Wer wollte auch nach dem verschwenderischen und freigebigen Leo X. sich mit einem Namen bezeichnen, mit welchem der Makel des Geizes bei den Italienern verbunden war! Doch hatte Don Manuel wohl so wenig als der Neugewählte eine Ahnung, wie der grösste Dichter Italiens den letzten Adrian bezeichnet hatte. Er missfiel auch von Anfang, als er am 10. April publicirt wurde. Die grösste und dauerndste Verlegenheit wurde aber dem Papste durch die Cardinäle in Rom und ihren gegenseitigen Hass bereitet. Schon einen Monat nach der Wahl befürchteten ruhige Beobachter, es werde durch sie Alles in Trümmer gehen, wenn der Papst nicht bald einen Legaten schicke. Sie sollten sich entscheiden, ob der von Leo begonnene Krieg fortgesetzt werden solle oder nicht.

---

[1] Adrian I., Römer, regierte von 772—795. Adrian II. 867–872, Adrian III. erwählt 884, regierte nur 14 Monate. Adrian IV. war Engländer und krönte K. Friedrich Barbarossa (1154—1159). Adrian V., Genuese, regierte nur 40 Tage und starb in Viterbo mit den besten Absichten, den Kirchenstaat aus den Händen der Tyrannen zu befreien, 1276. Ihn erblickte Dante unter den Büssenden des Purgatoriums:

> Fino a quel punto misera e partita
> Da Dio anima fui, del tutto avara
> Or come vedi qui ne son punita —
> E nulla pena il morto ha più amara.
> Come avarizia spense a ciascun bene
> Lo nostro amor onde operar perdési,
> Così giustizia qui stretti ne tiene
> Ne' piedi e nelle man legati e presi.

Parma und Piacenza, welche der Kirchenstaat wieder gewonnen, mussten unterstützt werden; allein Leo X. hatte dafür gesorgt, dass kein Geld in der Casse war. Der Herzog von Urbino hatte sein Herzogthum wieder gewonnen; in Perugia und Camerino bemühten sich die Vertriebenen, zurückzukehren. Siena, selbst Florenz waren bedroht. Die Mehrzahl der in Rom zurückgebliebenen Cardinäle war französisch gesinnt und man meinte selbst, von ihnen gingen die Rathschläge aus, nach denen der Herzog von Urbino handelte.[1] Wie Don Manuel sich ausdrückte, hatten die Cardinäle bei der Wahl das h. Evangelium bei sich, aber seit sie herausgetreten, hatten sie den Teufel in sich. Jeder dachte nur an sich und seine Neigung. Sie bemächtigten sich des Nachlasses P. Leo's an Juwelen und Silberzeug im Werthe von 300,000 Dukaten und theilten es unter sich. Nicht blos die französische Partei, sondern auch Unterthanen des Kaisers wünschten eine neue Wahl und ein Schisma,[2] während Andere den Plan in den Vordergrund stellten, Papst und Kaiser sollten mit König Heinrich in England zusammen kommen, dann der Kaiser den Papst nach Rom führen, dort die Krönung erlangen, Italien in seinem Interesse einrichten und über Neapel nach Spanien zurückkehren.[3]

So sehr man wegen der allgemeinen Lage der Dinge und der Roms insbesondere wünschen musste, dass die Ankunft des Papstes sich beschleunige, so schienen jetzt erst sich die grössten Hindernisse einzustellen. Es verbreitete sich, da heftige Stürme und Piraten (the moors) die Verbindung Italiens mit Spanien unterbrochen, die Nachricht vom Tode des Papstes, die auch Glauben fand. Die Abreise der Legaten verzögerte sich theils hiedurch, theils durch die Schwierigkeit, Schiffe aufzutreiben. Ein einziges Schiff zu miethen kostete 1500 Dukaten. Den Legaten war es ein entsetzlicher Gedanke, wenn sich die Nachricht vom Tode des Papstes bestätigte, ein neues Conclave einträte, in diesem sich nicht zu befinden, da doch jeder überzeugt war, er müsse Papst werden. Endlich beschlossen die

---

[1] Pace und Clerk an Wolsey. Brew. n. 2044. 11. Febr. 1522.

[2] Don Juan Manuel in n. 2045.

[3] An all things be concluded comme il faut. Pace an Wolsey n. 1996. 29. Jan. 1522.

übrigen Cardinäle, gedrängt von den Römern, die Legaten müssten abreisen.[1] Bereits besprach der englische Gesandte in Rom die Möglichkeit einer Neuwahl und ertheilte Wolsey seinen Rath, wie er es am besten anfangen solle, zu seinem Wunsche zu kommen. Er möge daher bewirken, dass der Papst über England gehe. Es sei ja nicht undenkbar, dass er doch sterbe und Wolsey dann mit den dort befindlichen Cardinälen seinen Zweck erreiche. Noch Ende Februar besprach man in Rom fortwährend eine Neuwahl und dass sie nicht da gehalten werden dürfe, wo Adrian, den man für todt hielt, gestorben sei. Von fünf Boten, welche man an den Papst schickte, waren drei in Frankreich zurückgehalten worden. Der vierte wurde durch widrige Winde nach Cività Vecchia zurückgetrieben, blieb dort 10 Tage, musste dann wegen der Mauren[2] wieder zurück nach Italien, kam endlich nach Nizza, aber wegen der Franzosen nicht weiter. Von dem fünften wusste man nichts.[3]

Der Kaiser erhielt die Nachricht von der neuen Papstwahl zu Brüssel am 18. Januar. Bannisius hatte in Trient in Erfahrung gebracht, dass ein Courier sie dem Herzoge von Mailand überbracht habe, welcher sie sodann weiter beförderte. Als Spinelli, welcher deshalb an Wolsey schrieb, zu dem Kaiser kam, sich über die Wahrheit dieser Nachricht zu erkundigen, sagte ihm letzterer, der neue Papst sei hochbetagt, von schwacher Complexion und kränklich. Sollte er nicht lange leben, so würde der kaiserliche Botschafter in Rom Aufträge erhalten, aus denen Wolsey die Aufrichtigkeit seiner Absichten erkennen würde.[4] Aber die Freude K. Karls war doch gross. Als er am 21. Januar das Schreiben Don Manuels aus Rom vom 10. Januar über die Papstwahl erhalten, wurde am 23. in Brüssel ein feierliches Hochamt in der Kathedrale abgehalten, Freudenfeuer angezündet, festliche Aufzüge fanden statt. Don Lopez Furtado (Hurtado) ward im Namen des Kaisers an den Papst ge-

[1] as soon as they have word that the Pope is dead or alive and which way he will come. Brew. n. 2017.
[2] in danger of the Moors.
[3] Pace an Wolsey. 22. Febr. (Brew. n. 2064.)
[4] Brew. n. 1969. 1970.

schickt, ihm schriftlich und mündlich den Glückwunsch darzubringen;[1] ein eigenes Schreiben K. Karls an die Cardinäle vom 26. Januar beglückwünschte sie in Betreff ihrer Wahl und sprach zugleich den Wunsch aus, dass der Gewählte sobald als möglich nach Rom gehen möge.[2] Bei dem drohenden Einbruch der Franzosen in Italien und Spanien konnte für K. Karl kaum ein glücklicheres Ereigniss eintreten. Hoffte Franz einen neuen Aufstand in Castilien hervorzurufen, so sank diese Hoffnung auf Nichts herab, als Spanien die Ehre widerfuhr, dass sein Gouverneur Papst wurde. Franz fühlte auch sehr wohl die grosse Tragweite des Ereignisses vom 9. Januar. Er sah in Adrian nur die Creatur Karls,[3] der durch ihn sich in den Besitz von ganz Italien, auch des Kirchenstaates, setzen werde. Wohl nicht ohne Grund verbreiteten fortwährend Kaufleute aus Lyon die falsche Nachricht vom Tode des Papstes. Sie drang auch nach Rom und diente nicht wenig dazu, die Verwirrung der Dinge zu mehren. Die böse Gesinnung des Königs theilte sich auch seinen Untergebenen mit, so dass der französische Admiral Jean Bernardine den Secretair des Cardinals von Medici Felix Trophinus, apostolischen Collector, gefangen nahm, als er zum Papste reiste, diesem im Namen seines Herrn Glück zu wünschen.

Beinahe mit denselben Worten, deren sich einst Kaiser Friedrich II. nach dem Frieden von San Germano zu P. Gregor IX. bedient, äusserte sich jetzt Karl V. über die Einheit des Papstthums und des Kaiserthums; beide sollten nur Eine Sache sein, Ein Gemüth bei beiden.[4] ‚Nach dem Urtheile Aller, schrieb Mercurinus Gattinari, kaiserlicher Kanzler, an seinen Landsmann, den königlichen Rath Petrus Martyr, hat der all-

---

[1] de persona tan intima a nos, heisst es in der Instruction, de nuestra propria nacion que dende nuestra niñez nos a criado e instituydo y tenga tan grande y verdadero amor a nuestra persona. Bei Gachard n. VIII. 25. Jan. Vergl. Brew. n. 2004. Lopez war Adrian von der Zeit des Aufstandes der Communen sehr wohl bekannt uud Adrian hatte ihn hiebei als einen treuen und verlässigen Diener seines Herrn kennen gelernt. Vgl. Bergenroth, Supplement S. 264.

[2] Raynaldi, annales 1522 n. 6.

[3] An La Batie und Poillot. Brew. n. 1994.

[4] et doit estre une meme chose et unanime des deux. Lanz I. p. 59.

mächtige Gott den Kaiser mit seinen Gnaden überschüttet, indem er denjenigen zum Hirten seiner Heerde machte, der wie kein Anderer dem Kaiser durch Treue, Eifer und Rechtschaffenheit näher steht. Wer kann zu sagen wagen, dass jetzt nicht Alles nach dem Wunsche des Kaisers gehen werde, dass nicht er (Adrian) es sei, durch welchen die Zierde des christlichen Erdkreises bis züm Himmel erhoben, alle barbarische Treulosigkeit und Gottlosigkeit entfernt, der ganze Erdkreis endlich der heiligsten Lehre des Kreuzes folgen werde'.[1] Mehr als alles Andere genügt dieses, um die Stimmung zu bezeichnen, welche in den höchsten Schichten vorherrschte. Man erwartete einen Kaiserpapst, ein vollständiges Eingehen in die kaiserlichen Entwürfe, eine Identificirung der Zwecke der Kirche mit denen des Kaiserthums. Die mittelalterliche Ordnung der Dinge schien niemals fester begründet, als in dem Augenblicke, in welchem sie auf das Tiefste erschüttert war.

Mit Sehnsucht sahen der Nachricht von der Wahl eines Papstes vor Allen K. Ludwig von Ungarn und die Regenten Schottlands in der Minderjährigkeit James V. entgegen. Letzterer hatte im Alter von einem Jahre seinen Vater James IV., Gemahl der Margareta von England, Schwester Heinrichs VIII., verloren. Einstimmig hatten die Stände den Herzog Johann von Albany zum Vormunde gewählt und sich die Wahl durch P. Leo X. bestätigen lassen, der denn auch bei dieser Gelegenheit die Privilegien des Königreichs bestätigte. Als nun aber der Herzog von Frankreich nach Schottland zurückgekehrt war und Boten an den Papst sandte, wurden diese von den Engländern an der Weiterreise verhindert; ein englischer Herold hatte die Kriegserklärung gebracht und Schottland gewärtigte nicht blos eine feindliche Invasion, sondern England hatte auch den alten Alliirten Schottlands, den Kaiser, auf seine Seite gebracht. Die schottischen Stände flehten daher den Papst an, den zehnjährigen König unter seinen Schutz zu nehmen, König Heinrich von dem Angriffe abzuhalten und nicht zu dulden, dass die geistlichen Würden nach dem Belieben von Parteimännern ausserhalb Schottlands besetzt würden.[2] 6. Februar

---

[1] Petri Martyris A. M. Epistolorum lib. XXXV. p. 439.

[2] Brewer n. 2025. Vergl. auch Letters II. s. n. 707.

1522. Hoffte König Ludwig von Ungarn die Rettung seines Reiches vor dem Einbruche der Osmanen, die am 29. August Belgrad erobert[1] und sogleich in einen Angriffspunkt gegen das magyarische Königreich umgewandelt hatten, von dem Papste, als die Zerrüttung des eigenen Reiches dessen Untergang besorgen liess, so konnte sich Adrian gleich anfänglich überzeugen, wie der Norden und der Süden, der Osten und der Westen auf ihn als den Retter hinblickten, Alle Alles von ihm begehrten, am meisten dasjenige, das er nicht leisten konnte und die Begehrenden nicht leisten wollten.

Die Instruction an die drei Legaten,[2] deren Haupt Colonna war und die den Papst von der einstimmig erfolgten Wahl benachrichtigen und seine schleunige Abreise betreiben sollten, war mit grosser Umsicht verfasst. Es sollte namentlich verhindert werden, dass der Papst vor seiner Ankunft in Rom Regierungsmassregeln ergreife, Cardinäle ernenne, die Anordnungen Leo's bekräftige;[3] nur die den Cardinälen, welche ihn gewählt, auf Lebenszeit verliehenen Schlösser und Ländereien möge er bekräftigen, sowie die Anordnungen des Cardinalscollegiums.[4] Zwei der Abgesandten sollten bei dem Papste bleiben und ihn nach Rom geleiten, einer mit den betreffenden Urkunden rasch zurückkehren. Sie selbst aber sollten sich mit keiner Privatbitte an den Papst wenden, ehe nicht die allgemeinen Geschäfte in Ordnung gebracht wären. Sie sollten endlich den Papst bewegen, auch eine Summe Geldes nach Rom zu senden zur Vertheidigung des Kirchenstaates, ferner den Schweizern wie früher die Garde zu überlassen und bei dem päpstlichen Nuntius in Spanien eine von den Kircheneinkünften herrührende grössere Summe Geldes zu erheben. Die Eidesformel, welche die Ausrottung der Ketzereien in Deutschland in sich schloss, sowie dass der Papst ohne Zustimmung der Cardinäle nicht seinen Sitz von Rom verlegen wolle, was man sehr besorgt zu haben scheint, lag vor.

---

[1] Horvath I. S. 459. Mailath giebt nicht einmal den Tag an.
[2] Vom 19. Jan. 1522. Gach. n. VI. Colonna, Cesarini, Orsini.
[3] confirmationem gestorum per Leonem X.
[4] gesta per sacrum collegium approbare.

Am 20. Januar schrieb der kaiserliche Gesandte[1] an seinen Herrn, er möge jemanden nach Spanien zu dem Papste schicken, damit er sich nicht in der Wahl der Personen zu Aemtern täusche und dieselben ja im Interesse des kaiserlichen Dienstes ausgewählt würden. Don Juan Manuel bot sich an, deshalb selbst zum Papste zu gehen. Der neue Papst solle einen Nuntius nach England und einen nach der Schweiz schicken, welche sich über das Vorgehen der Franzosen beklagen und um Hülfe bitten sollten. Der Kaiser möge diese Nuntien bezeichnen. Das Geld, dessen der Papst bedürfe, möge der König von Portugal geben, er aber den Seeweg einschlagen, wozu die Schiffe bereit seien. Es wäre zu wünschen, dass diese gute spanische Capitäne, Unterthanen K. Karls erhielten und sich mit den spanischen Galeeren zum Schutze der römischen, neapolitanischen und sicilischen Küste verbänden. Kein spanischer Prälat solle den Papst nach Italien begleiten (um dort nicht ohne den Kaiser ein Bisthum zu erlangen). Was mit P. Leo in Unterhandlung begriffen, möge der Kaiser mit dem Papste abmachen, so lange er in Spanien sei. Die Nachricht von der Wahl Adrians sei übrigens den Franzosen sehr ungelegen. Sie würden sicher Gesandte zu dem Papste nach Spanien schicken; der Kaiser möge sie aber nicht in das Land lassen.

Vor den Legaten des Cardinalscollegiums, die mit stattlichem Gefolge ihre Reise antraten, hatten sich die Boten an die Fürsten, sowie die der Privatpersonen auf den Weg gemacht. Von diesen war ein Bote des Bischofs von Gerunna[2] nach Logroño gekommen, hatte dort heimlich die Nachricht mitgetheilt, worauf Blasio Ortiz, Provisor des Bischofs von Calahorra, selbst nach Vitoria eilte, der erste zu sein, welcher dem Neugewählten die Nachricht überbringe. Mit der grössten Lebensgefahr bahnte er sich einen Weg über die dichtbeschneiten unwegsamen Berge und überbrachte am 25. Januar Adrian die Botschaft. Er empfing sie mit der ihm eigenthümlichen Ruhe, ohne eine innere Bewegung zu verrathen. Sie blieb sich gleich, auch als die Bestätigung lange ausblieb und seine Umgebung sich in Angst und Sorge verzehrte. Aber erst am

---

[1] Gachard n. VII.

[2] Gerundensis episcopi. Blasii Ortizii itinerarium Hadriani VI. p. 157.

9. Februar erlangte der Papst die sichere Nachricht, als Don Antonio de Studillo, Kämmerer des Cardinals Carvajal endlich die wegen des ungewöhnlichen Schneefalles so hoch gestiegenen Beschwerden des Weges besiegte und das Wahldecret überbrachte. Er las es und hiess, ohne Weiteres zu reden, die Ermüdeten sich zur Ruhe begeben, und kaum verrieth ein leises Nicken des Kopfes, dass er mit dem Inhalt der Briefschaft zufrieden sei. Man glaubte eher, er werde es ablehnen, da er das Pontificat mit so geringer Heiterkeit annahm.

Kaum war die Nachricht bekannt geworden, so strömte auch schon von allen Seiten die Masse nach Vitoria, theils den Segen des neuen Papstes zu erlangen, theils irgend einer Gnade theilhaftig zu werden. Adrian aber nahm nun seinen Aufenthalt im Kloster des h. Franciscus, oblag wie vorher den Staatsgeschäften, hielt sich aber von der herbeiströmenden Masse zurück und verschob selbst, dem Abgesandten eine entschiedene Antwort zu geben. Es kann sein, dass er fortwährend die Abgesandten des h. Collegiums erwartete, aber die Legaten blieben fortwährend aus. Erst am 16. Februar berief er, nachdem er Messe gelesen, seinen Leibarzt, den Doctor de Agreda, den Blasio Ortiz, welchen er zu seinem Kaplan erhoben, und den Secretair der Generalinquisition von Aragonien, Don Juan Garcia, zu sich, befahl Niemanden in das Gemach zu lassen und eröffnete nun diesen, nachdem er so lange Zeit mit sich die wichtige Angelegenheit berathen, seine Willensmeinung. Obwohl er wisse, dass in diesem Leben und zu dieser Zeit den Menschen nichts leichter und angenehmer erscheine, als die Würden eines Bischofs und Papstes, so gebe es doch für denjenigen, welcher an die Rechenschaft denke, die darüber abzulegen sei, sobald man nicht in der Weise kämpfe, wie unser Heerführer Christus gethan, kaum eine grössere Gefahr. Weise er die ihm nun durch Don Antonio als sicher mitgetheilte Wahl zurück, so besorge er, dass der allgemeinen Kirche noch grössere Verlegenheiten entständen. Er sei durch den unerforschlichen Rathschluss Gottes zu der neuen Würde berufen; er habe beschlossen, sie in der Hoffnung auf den göttlichen Beistand anzunehmen und hoffe mit diesem ein tauglicher Diener der göttlichen Gnade zu werden. De Agreda

solle das Notariatsinstrument aufnehmen, die übrigen als Zeugen im grössten Geheimnisse es unterschreiben.[1]

Doch hatte Adrian schon am 2. Februar[2] dem Könige von England und dem Cardinal Wolsey geschrieben.

Er erwähnte, dass Briefe aus Rom und das allgemein verbreitete Gerücht von seiner Wahl sprächen, die er weder begehrt, noch gewünscht habe. Seine Kräfte reichten nicht aus und er hätte die Würde abgelehnt, fürchtete er nicht, Gott und die Kirche zu beleidigen. Er habe das Schreiben des Cardinalscollegiums noch nicht erhalten, da das Wetter die Abgesandten in Genua zurückhalte. Er schreibe an den König, bewogen von dessen Eifer für Erhaltung des Friedens in der Christenheit, und bitte ihn, sich dazu mit dem gewählten Kaiser (Karl V.) zu vereinigen. Ausführlich werde er dem Bischof von Badajoz schreiben.[3]

Wenn igend etwas die wahre Gesinnung des Neugewählten offenbarte, so waren es diese Schreiben. Er bezeichnete Wolsey als eine der Säulen der Kirche und erklärte, wenn die beiden Fürsten mit einander enge verbunden wären, könnte kein Störer des öffentlichen Friedens der verdienten Strafe entgehen. Was er übrigens zur Erhöhung des Hauses von England[4] thun könne, würde seiner Seits gewiss geschehen.

Die Briefe an die übrigen Fürsten sind bisher nicht aufgefunden und so kommt es, dass auch erst vom 11. Februar[5] ein Schreiben Adrians an den Kaiser (aus Vitoria) vor uns liegt,[6] welches den Entschluss, die Wahl anzunehmen, ziemlich klar zu Tage treten liess. Die Cardinalsgesandtschaft war zu Genua durch Stürme aufgehalten worden. Adrian hatte aber aus Rom, Genua und Lyon, sowie aus anderen Orten Nachrichten über seine Wahl erhalten; er erklärte, dass er sich in Anbe-

---

[1] Itinerar.

[2] Aus Vitoria. Gach. p. 254—56.

[3] Brew. n. 2018. Adrian unterzeichnete sich A. Card. Dertusensis. Gleichzeitig erfolgte ein Schreiben an Wolsey. Vergl. Gachard p. 254. 256.

[4] Domus Anglicanae.

[5] Gach. n. IX.

[6] Das Schreiben an das Capitel von Toledo vom 10. Februar enthält nichts von seiner Wahl, sondern nur seine Freude, dass sich Toledo unterwarf. Gach. p. 258.

tracht seiner schwachen Kräfte darüber nicht freue. Er wünsche und bedürfe Ruhe und nicht eine so unerträgliche Last. Er habe bisher die Wahl nicht angenommen und gedenke es erst (öffentlich) zu thun, wenn die nöthigen Instrumente des Cardinalscollegiums in seinen Händen seien, könne aber denn doch das Amt eines Governador nicht mehr bekleiden. Er fürchtete, die Angelegenheiten des Kaisers möchten, wenn er fortgehe, eine nicht gute Wendung nehmen, dem Kaiser selbst seine Wahl nicht lieb sein und besorgte Nachstellungen von Seiten der Franzosen, wenn er nach Rom gehe. Das Uebrige bezog sich auf einen Brief des Kaisers vom 11. December.

Der Papst hatte damals das Schreiben noch nicht in Händen, welches der Kaiser unmittelbar auf die Nachricht von der Wahl Adrians (25. Januar) dem Lopez Hurtado de Mendoza nach Vitoria mitgegeben und in welchem er Adrian seine ungemeine Freude über das Ereigniss ausdrückte. Aus seinen Händen, einer ihm so vertrauten Persönlichkeit, einem Landsmanne, hoffe er die Kaiserkrone zu empfangen. Gemeinsam wollten sie die Vermehrung des katholischen Glaubens, die Zurückführung und Besserung der Irrthümer übernehmen. Er wolle mit ihm das gleiche Schicksal tragen und bot dem Neugewählten seine Person, sein Besitzthum, seine Staaten an. Er beauftrage seine Gouverneure, ihm in Allem zu dienen und sich ihm zur Verfügung zu stellen, wie sein Eigenthum, da er selbst sein gehorsamster und wahrhaftester Schüler und Sohn sei.

Während man am kaiserlichen Hofe sich den grössten und freudigsten Hoffnungen hingab, war der Mann, welchem die höchste Würde der Christenheit zugekommen war, wie unbewegt im Sturme des Lebens geblieben. ‚Es wird wohl Niemanden geben, schrieb er an seinen theuren Freund, den Herrn Doctor Florentius Oem von Wyngarden, Syndicus von Utrecht, der nicht sich wundern würde und erstaunt wäre, dass ein armer, Allen beinahe unbekannter Mann, noch dazu so weit entfernt, von den in dem Einen übereinstimmenden Cardinälen zum Nachfolger Christi erwählt wurde. Allein Gott ist es leicht, die Armen rasch zu erheben. Ich bin über diese Ehre nicht von Freude erfüllt und fürchte mich, eine so grosse Last auf mich zu nehmen. Ich möchte viel lieber statt der päpstlichen, cardinalizischen und bischöflichen Würde in meiner Propstei

in Utrecht Gott dienen; aber dem Rufe Gottes wage ich nicht Widerstand zu leisten und hoffe, dass er ergänzen werde, was mir fehlt und hinlänglich starke Kräfte gewähren wird, die Last zu tragen. Ich bitte Euch, betet für mich und erwirkt mir durch Eure frommen Gebete, dass er mich seine Gebote auszuführen wohl unterrichte und mich würdig mache, dass ich dem Wohle seiner Kirche zu dienen vermag'.[1]

Man hat eine Aeusserung Adrians aufgezeichnet, die er dem Ritter Salomon gegenüber gethan, welcher ihn auf der Reise nach Rom bewirthet: ‚der Fürst, welcher über den fürstlichen Ruhm und das Heil der Unterthanen noch Anderes setze, sei kein Fürst, sondern ein Tyrann. Er selbst habe gelernt, mit geringer Speise und wenig Trank sich zu sättigen, den Körper mit wohlfeilem Gewande zu bedecken, alles Andere, wie viel es auch sei, müsse für die gesammte christliche Heerde verwendet werden'.[2]

Konnte die Zeit, die aus den Fugen gegangen war, durch den reinsten Willen eines Einzigen, durch persönliche Aufopferung und ein am erhabensten Orte leuchtendes Beispiel, durch Mittel, wie sie die frühere Zeit und ihre Rechtsanschauungen an die Hand gaben, aufgerichtet werden; war sie noch den Mahnungen des Pflichtgefühles zugänglich, so konnte keine bessere Wahl getroffen werden, als die Adrians. Der Reichthum und der Uebermuth der Cardinäle, der Fürsten und Päpste hatte sie so tief sinken gemacht; jetzt musste jedenfalls die Probe bestanden werden, ob Armuth, Rechtlichkeit und Unsträflichkeit wieder einzurichten vermöchten, was Uebermuth und Frevel ausgerenkt hatten. Der Zeit durfte auch dieses Gericht nicht erlassen werden.

Wenn irgend ein äusserer Umstand Adrian ermuthigen musste, die Wahl anzunehmen, war es die Sendung Don Lopez Mendoza's. Am 12. Februar war Mendoza in Vitoria angekommen.[3] Er berichtete von den Festlichkeiten, die in Bel-

---

[1] Vitoria 15. Febr. 1522. Burm. p. 398.
[2] Burmann p. 409.
[3] Gachard n. X. Adrian sagt in einem späteren Briefe (vom 5. Mai), er habe sich in Vitoria aufgehalten, weil er Herrn la Chaux (Mosur de Laxao) erwartete, welcher aber erst in Saragossa ihn traf.

gien auf die Nachricht von der Wahl Adrians stattgefunden, von den freundlichen Absichten des Kaisers, und bewirkte dadurch eine so ergebene Stimmung, dass Adrian erklärte, er werde sich, wenn es nöthig wäre, für die Ehre und die Machtvermehrung des Kaisers martern lassen. Der Gesandte berichtet am 15. Februar, der Papst habe dieselbe Liebe und Ergebenheit gezeigt, wie damals, als er Dechant von Löwen war. Eine Gesandtschaft des Königs von Frankreich, den Erzbischof von Paris an der Spitze, solle bereits in Bayonne angekommen sein. An demselben Tage (15. Februar) antwortete Adrian auf das Schreiben des Kaisers vom 25. Januar.[1] Hatte er sich im Briefe vom 11. Februar noch als Cardinal von Tortosa unterzeichnet,[2] so erfolgte jetzt schon die Unterzeichnung als erwählter römischer Papst. Er versichert dem Kaiser, dass nur die Einstimmigkeit der Wahl ihn zur Annahme derselben bewege, dass er die Angelegenheiten Karls und seines Bruders mehr als seine eigenen im Auge gehabt habe; er werde sich bis zur Ankunft der Legaten jeder päpstlichen Function enthalten und denke nur daran, der Christenheit den Frieden zu geben und die mahomedanische Secte auszurotten. Er sprach sich für den Cardinal von Medici aus und schlug den Commendador mayor de Castilla als seinen Nachfolger in der Lugartenencia der drei Orden von Santiago, Calatrava und Alcantara vor, welche Würde er selbst bisher bekleidete. Er bat zugleich den Kaiser, die Galeeren von Neapel nach Barcelona kommen zu lassen und einigen Personen zu vergeben, die sich im letzten Aufstande compromittirt hatten. Es handelte sich um Abwicklung der spanischen Geschäfte, weshalb Adrian am 19. und 20. Februar[3] aufs Neue an den Kaiser schrieb und ihn ersuchte,

---

[1] Gach. n. XI.

[2] 11. Febr. Vostre très-humble serviteur. A. Cardinalis Dertusensis.
15. Febr. Sacrae Majestatis Tuae excepta dignitatis ratione servitor et pater. A. electus Pontifex Romanus.
20 Febr. Iste qui est vester et suus. A. Electus Pontifex Romanus.
26. Febr. Caesareae Majestatis Vestrae salva dignitatis ratione servitor et pater. A. electus Pontifex Romanus.
25. März. Sacrae Majestatis Tuae salva dignitatis ratione servitor deditissimus. A. Episcopus sanctae Romanae ecclesiae.

[3] Gach. n. XII. XIII.

seine Würde eines Grossinquisitors von Spanien dem General der Prediger-Mönche, dem Erzbischof von Santiago, dem Bischof von Cordoba oder dem von Lugo zu übergeben. Wiederholt dringt er darauf, Karl möge nach Spanien so rasch als möglich kommen, sonst sei Alles verloren.[1] Toledo sei endlich gefallen, namentlich durch den Erzbischof von Bari, welcher 20 Stunden lang im Harnisch in den Strassen kämpfte. Das zweite Schreiben benachrichtigte den Kaiser von der Gefahr eines Einbruchs der Franzosen in Spanien. Er selbst habe seit dem 9. Februar seine Stelle als Gobernador niedergelegt.

Aber noch immer kamen die drei Legaten nicht. Adrian entschloss sich daher, an das Cardinalscollegium und an andere Personen in Rom zu schreiben, und die Briefe, weil sie durch Frankreich nicht sicher gingen, auch in einem Duplicate durch den Kaiser an den Nuntius in Brüssel zu senden.[2] Der Februar verging und als Anfang März die Legaten noch nicht kamen — wie es scheint, um indirect den Papst zur Abreise zu zwingen —, so liess er durch den Abgesandten, der das Notariatsinstrument über seine Wahlannahme nach Rom brachte, wissen, dass, wenn die Legaten bis zu des Letzteren Ankunft nicht sich bereits von Genua auf den Weg nach Spanien gemacht, sie es nicht mehr thun sollten.[3] Auch Karl V., welcher zwar dem Don Manuel nicht gestattete, Rom zu verlassen, aber nach Lopez de Mendoza den vertrautesten seiner Staatsmänner, den Herrn von la Chaux, an den Papst sandte, endlich selbst sich nach Spanien aufmachte, rieth ihm, seine Abreise möglichst zu beschleunigen. Es handelte sich zu diesem Ende um Bildung dessen, was man die Famiglia des Papstes nannte, den Hausstaat, um Einberufung der päpstlichen, so wie der spanischen Galeeren, den Papst zur See nach dem Kirchenstaat zu bringen, da K. Karl durchaus abrieth, den Landweg durch Frankreich einzuschlagen.

---

[1] Todo lo destos reynos será perdido.

[2] Gachard p. 42. 26. Febr.

[3] Nach einem Schreiben Clerks an Wolsey vom 24. März war der päpstliche Courier am 17. März in Rom angekommen. Adrian wünschte durch eine Flotte abgeholt zu werden, die ihn vor den Türken schütze. Brew, n. 2133.

Das Benehmen des Cardinalscollegiums gegen den Papst ward immer sonderbarer. Nach den Berichten der englischen Agenten in Rom vom 30. April hatten die Cardinäle einen Courier an Adrian gesendet, seine Ankunft zu beschleunigen, jedoch die von ihm verlangten Victualien nicht abgeschickt, und erst Ende April entschlossen sie sich, als noch immer die Antwort des Papstes ausblieb, endlich die Victualien abgehen zu lassen, um seine Ankunft zu beschleunigen.[1] Es gab in Rom Personen genug, die sie nicht wünschten.[2]

Man darf nicht ausser Acht lassen, dass, was früher Adrian in den Niederlanden gewesen, seine Bedeutung als Schulmann, und welchen Antheil er im Streite Reuchlins mit Cöln genommen, in Rom längst in den Hintergrund getreten war. Er war spanischer Bischof von Tortosa; er war Gouverneur von Spanien, er befand sich in Spanien und die Spanier betrachteten ihn als den Ihrigen. Seine Correspondenz mit K. Karl geschah in spanischer Sprache. Was hätte man gesagt, wenn Wolsey, Englands grösster Staatsmann, damals Papst geworden wäre? Jedermann hätte ein Ueberwiegen des englischen Interesses besorgt. Eine englische Flotte hätte wohl den Neugewählten nach dem Mittelmeere begleitet und die englische Sprache wäre in den Vorzimmern und Gängen des Vaticans die herrschende geworden, wie das englische Interesse das der Kirche verdrängt haben würde.

Jetzt schien mit einem Male, was die italienischen Päpste gesammelt, nicht sowohl einem Deutschen, denn diese Eigenschaft trat wenigstens jetzt bei Adrian in den Hintergrund, sondern den Spaniern zu Gute zu kommen. Wenn nicht die Italiener sich beeilten, den Papst nach Italien zu führen, portugiesische Schiffe zur rechten Zeit in den spanischen Häfen ankamen, ihn zu geleiten, so erschien der Vater der Christenheit in spanischer Begleitung in Italien; eine spanische Heeresabtheilung besetzte Rom. Man darf überzeugt sein, dass man sich in Spanien sehr wohl bewusst war, warum jetzt so sehr an der Aufbringung der nöthigen Geldmittel und der Aus-

---

[1] State Papers VI. p. 89.
[2] A great part of (the Cardinale) cure not if he never came here. Brew. n. 2133.

rüstung einer bewaffneten Macht (1500 Soldaten) gearbeitet wurde, um den Papst durch den gefährlichsten Theil des mittelländischen Meeres, den Golf von Lyon, von der französischen Küste nach Cività Vecchia und Ostia zu bringen. Die Schwierigkeit der Stellung des neuen Papstes zu den einander so feindlichen Höfen machte sich allmälig bemerklich. Adrian hatte, wie anderen Königen und Fürsten, so auch an K. Franz von Frankreich, an die Königin Ludovica und die Schwester des Königs geschrieben und ihnen seine Wahl mitgetheilt. Ob der König im Herzen damit einverstanden war oder nicht,[1] die natürliche Klugheit musste ihm rathen, den Nachfolger Papst Leo's X., seines Gegners, nicht von Anfang an auf die Seite seiner Feinde zu treiben. Er beschloss, ihm durch eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze der Erzbischof von Paris stehen sollte, Glück wünschen zu lassen, wie nachher Adrian beschloss, den Erzbischof von Bari an K. Franz zu senden. Allein der blosse Gedanke, dass Franzosen das spanische Gebiet betreten würden, war für K. Karl unerträglich. Er schrieb Adrian[2], Alles aufzubieten, dass er mit diesen Personen nicht zusammen komme. Der Rath, Adrian möge seine Abreise beschleunigen, stimmt hiemit zusammen. Kaum hatte Lopez Hurtado de Mendoza bemerkt, dass in der Umgebung Adrians der Gedanke auftauche, der Papst solle eine neutrale Stellung einnehmen, so rieth er auch schon seinem Herrn, diese Personen, und vor Allen seinen Mundschenken Franz, welcher im Zimmer Adrians schlafe und ihn in Allem bediene, zu bestechen.[3] Der Papst befand sich, ohne eine Vermuthung zu hegen, unter der geheimen Polizei der Spanier. Der Kaiser möge ferner dem Papste oft schreiben, Sorge tragen, dass die spanischen Galeeren zuerst zur Ueberfahrt bereit seien.

[1] Aus den vertrauten Aeusserungen der französisch Gesinnten zeigt sich hinlänglich, wie unangenehm ihnen die Wahl war. So z. B. Francesco Vettori an den Bischof von Bayeux: — come fia possibile che tanti Cardinali fossero d'accordo a far questo Papa, in che io non so trovare ragione. Lettere di principi I. p. 96. Vergl. damit die Antwort des Bischofs von Bayeux p. 101: — il tempo non basta per isminuire la novità di tal caso, il quale ogni di appresso di me si fa più nuovo.

[2] Brüssel 9. März 1522. Gach. n. XV.

[3] Gach. p. 49. n. XVI.



Die Briefe der Gesandten, welche nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, werfen übrigens ein höchst eigenthümliches Licht auf die unter den vornehmen Spaniern herrschenden Anschauungen. Don Manuel erklärte dem Papste geradezu, er schreibe ihm als Christ, der von ihm nichts verlange und von seinem Vorgänger auch nichts verlangt habe,[1] und die trockenen Ausdrücke, welche er gebraucht, um die Unfähigkeit und Böswilligkeit derjenigen zu bezeichnen, welchen sich jetzt Adrian anvertraue, lassen in der That an Freimuth nichts, an Höflichkeit sehr viel zu wünschen übrig. Er blieb fortwährend auf dem Satze stehen: der Kaiser hat Euch zum Papste gemacht.[2] Wenn die Vicekönige von Castilien dem Papste gegenüber den König vorschoben, dessen Befehlen sie gehorchen würden, arbeitete in Geheim Don Lopez de Mendoza ihm sehr entschieden entgegen. Als der Papst auf das Andringen des Herzogs von Najera für die Freigebung des Bischofs von Zamora, welcher im Schlosse von Navarette gefangen gehalten wurde, sich verwandte, war Don Lopez dagegen. Er war freilich als crudelissimo e potentissimo capitano zu ewiger Haft verurtheilt worden,[3] bald traf ihn noch ein schlimmeres Schicksal, das Adrian angeblich zu mildern bemüht war.

Die Spanier waren überaus glücklich, dass ihr Governador, ihr Grossinquisitor, den sie bereits als einen Spanier ansahen, Papst geworden war, und sahen darin eine Nationalehre. Alles strömte nach Vitoria, nach Logronno, nach Saragossa, nach Barcelona; die spanisch-kaiserliche Regierung dachte dieses Ereigniss in ihrem Sinne und Interesse weidlich auszubeuten.

Auch ohne dass die Cardinäle von Genua kamen, entschloss sich Adrian, nachdem er das Notariatsinstrument über die Annahme seiner Wahl ausgefertigt, als Papst öffentlich aufzutreten (8. März), den Namen Adrian beizubehalten, im päpstlichen Gewande zu erscheinen, die Leute zum Fusskusse zuzulassen.[4] Der Archidiaconus von Tortosa wurde Maestro

[1] Como de hombre christiano que no quiere nada de vos ni lo ha querido del papa passado, que pudiera aver assaz.

[2] Después de Dios solo el rey os ha hecho papa.

[3] Schreiben aus Brüssel an Lorenzo Aleandri de' Galeazzi.

[4] Gachard p. 264.

di casa, der Graf Don Hernandoez de Andrada Commandant seiner Truppen. Der Connetable Inigo de Velasco und der Amirante von Castillien, Federigo, beeilten sich, ihm spanische Galeeren zu Gebot zu stellen, die Juan de Velasco commandirte. Bereits am 12. März[1] verliess Adrian, als la Chaux noch immer nicht eintraf, mit stattlichem Gefolge, jedoch nur drei spanischen Bischöfen, Vitoria, um sich zuerst nach la Puebla, dann über Villa de la Reina (13. März) nach San Domingo, der Hauptstadt von Rioia, zu dem Grabe des Gründers des Predigerordens, des h. Dominicus, zu begeben.[2]

Von San Domingo aus sandte der Papst den Boten, welchen ihm der Cardinal Carvajal im Namen des h. Collegiums geschickt hatte, mit der Würde eines cameriere segreto über Barcelona nach Rom ab. Er erhielt zugleich den Auftrag, in dieser Hafenstadt Vorbereitungen zur baldigen Abreise des Papstes zu treffen. In der That blieb der geheime Kämmerer bis zum 29. März in Barcelona, das, ehe es von der Pest heimgesucht wurde, auch unter einem Mangel an Lebensmitteln litt. Mehrere Getreideschiffe, welche nach Barcelona bestimmt waren, gingen zu Grunde, so dass sich von allen Seiten Hindernisse gegen die Fortsetzung der Reise aufthürmten. Dann ging er in 7 Tagen nach Genua, wo er das Anerbieten, drei Schiffe (carrache) nach Barcelona zu schicken, im Namen des Papstes annahm; für das Anerbieten, ihm 25,000 Ducaten zu leihen, dankte er. Am 9. April kam er dann nach Rom, wo man nun mit Begierde den Nachrichten lauschte, die er mitbrachte. Der Papst habe ein Gefolge von 2000 Personen, Prälaten und Hofleuten. Schon seien acht grosse Prälaten um ihn, unter diesen der Erzbischof von Cosenza, Nuntius Leo's X. und Freund Sadolets, auf welchen Adrian selbst grosse Stücke halte; der Erzbischof von Bari u. A. Es musste zu grosser Beruhigung in Rom dienen, als man erfuhr, der Papst wolle mit Ausnahme einiger weniger Palafrenieri seine Dienerschaft in Rom selbst sich auswählen. Er berichtete ferner, der Papst lese jeden Tag am frühen Morgen die Messe, sei ein kräftiger

[1] Nach de la Chaun am 10. März. Brew. n. 2138.

[2] Giovio p. 115. Ueber den Aufenthalt von Vitoria und die Reise nach Saragossa siehe auch Thomas Hannibal an Wolsey, 27. April. Brew. n. 2202.



Mann, fest in seinen Entschlüssen, der von den Pfründen urtheile, er wolle diese mit Männern versehen, nicht letztere mit Pfründen, und nur mit Mühe bewogen werden konnte, einem Neffen eine Pfründe von 70 Ducaten mit einer andern von 100 Ducaten zu vertauschen. Man hoffte, den Papst im Monat Mai in Rom zu sehen.[1] Man kann sich vorstellen, wie diese Schilderungen Furcht und Hoffnung erwecken mussten, je nachdem die Einzelnen Fortsetzung des Unwesens P. Leo's oder eine Reform erwarteten. Es ward von den Bessergesinnten freudig aufgenommen, dass der Papst sich so günstig für Jacob Sadolet, Bischof von Carpentras, ausgesprochen hatte, den er in seinem Amte als Secretair erhalten zu sehen wünschte.[2]

Von dem Herzoge von Najera bewogen, begab sich Adrian am 17. März nach Najera und von da nach Logronno. Der feierlichste Empfang, zu welchem sich Adel, Geistlichkeit und Volk rüsteten und von allen Seiten herbeiströmten, die Stadt sich mit Triumphbogen schmückte, Declamanten ihre einstudirten Reden bereit hielten und die Geschütze ertönten, wartete seiner. Allein von Hitze und Ermattung gequält, eilte der Papst, welcher erst seinen 63. Geburtstag gefeiert hatte, in das Haus des Don Rodrigo de Cabrado, mühsam der Menge sich entwindend, die ihm die Füsse küsste und sich um ihn drängte. In Logronno blieb er nach dem (1527) abgefassten Itinerar zwei oder drei Tage; nach Petrus Martyr zwei Tage. Es fehlte an Allem. Er war in der That ein armer Papst, der jetzt Nachfolger des reichen Mediceers wurde, welcher wie mit der Kirche, so auch mit ihren Geldern fertig geworden war.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten, welche den Papst in Spanien betrafen, ergab sich hier in Logronno. Sie betraf die Bulle über die sogenannte Cruzada. P. Leo hatte zum Zwecke des maurischen Krieges den Ertrag einer Kreuzbulle gegen Ablieferung von 20,000 Ducaten an ihn gestattet; 100,000 Ducaten hatten die spanische Regierung getroffen. Kaum dass

[1] Vetori, dessen Bericht wir dieses verdanken, setzt hinzu: er hoffe, der Papst werde diese guten Absichten ausführen, zweifle aber, essendo la corte più corrotta che fosse mai, non vi vedo alcuna disposizione atta a ricever così tosto queste buone intenzioni.

[2] Lettere di principi p. 98 a.

Adrian erwählt worden war, hatte man, überzeugt, dass K. Karl übervortheilt worden sei, den Commandeur Petro de Acuña an Adrian geschickt und ihm deshalb Vorstellungen gemacht. Allein Adrian wies diese zurück, da im verflossenen Jahr in Barcelona und Burgos ein Vertrag abgeschlossen worden war, demzufolge $^{2}/_{3}$ der Einkünfte der Kreuzbulle dem Könige, $^{1}/_{3}$ dem römischen Stuhle für die Kirche des h. Petrus zufliessen sollten. Er erinnerte die Vicekönige, wie P. Leo getäuscht worden sei, deshalb am 14. September 1521 dem Könige den Gewinn entzog und die Ausführung dem Don Alfonso Gutierez von Madrid, Don Hereado de Spinosa, Don Rodrigo Ponce (Laien) übergab. Jetzt aber, wo der römische Stuhl eine Million Schulden habe, sollten dem Könige 200,000 Ducaten zukommen, und wenn Adrian damit nicht einverstanden sei, würden sie die Verkündigung der Bulle in Castilien nicht dulden. Adrian schrieb daher den Vicekönigen,[1] sie möchten den Fall dem Könige und Kaiser vorlegen, er wolle es gleichfalls thun, was denn nachher auch von Alfaro aus am 25. März geschah,[2] worauf die Angelegenheit weiteren Unterhandlungen verfiel. K. Karl gewann dadurch mehr als 250,000 Ducaten.

Wo der Schnee in den Pyrenäen die Reise nicht aufhielt, waren durch Regengüsse die Wege grundlos geworden. Doch unternahm es, als jetzt die Nachricht von der Wahl sich in Spanien verbreitete, Lopez, ein Diener des kaiserlichen Rathes und früheren Secretärs Adrians, des berühmten Petrus Martyr, von Valladolid nach Vitoria zu reiten, wo er auch mit unterlegten Pferden in 24 Stunden ankam und einen Brief seines Herrn überbrachte. Adrian antwortete sehr freundlich am 12. Februar, worauf Petrus am 14. Februar von Valladolid aufbrach, den Papst zu erreichen, dessen Secretär, Dolmetsch und Canzleidirector er gewesen war.[3] Er traf endlich, nachdem ihn die Regengüsse gezwungen hatten, in Burgos zu warten, erst am 11. März in Vitoria ein, küsste dem Papste das Kreuz auf

[1] Logronno 10. März. Gach. p. 259. Appendice. B.

[2] Gach. n. XVII.

[3] Comes et interpres ac negotiorum director. Nesciebat enim praeter latine proferre quicquam aut alium intelligebat e nostris. Petri M. Epist. n. 757.

dem Fusse und erfreute sich dann wiederholt des freundschaftlichen Gespräches. Adrian war jedoch unschlüssig, über Petrus Schicksal zu bestimmen, und erklärte endlich, er werde auf dem Wege nach Logronno darüber entscheiden. Sobald aber Petrus ersah, der Papst wolle ihn mit nach Rom nehmen, entfernte er sich, während der Papst die Menge segnete, ohne von ihm Abschied zu nehmen, und ging nach Vitoria zurück.[1]

Adrian empfing in Logronno den Bischof von Escalas, welchen das Cardinalscollegium an ihn gesandt hatte, der aber von den Franzosen zurückgehalten worden war. Einige Cardinäle und andere Personen in Rom baten den Papst, er möge den Cardinal von Medici nicht zu seinem Legaten ernennen, und obwohl derselbe sich für ihn ausgesprochen hatte, erklärte jetzt Adrian, dass er, bis er nicht selbst nach Rom käme, keine Ernennungen vornehmen werde. Zugleich hatte der Bischof den Cardinal von Santa-Croce als Franzosen verdächtigt, und dass er Adrian seine Stimme nicht gegeben, auch Don Juan Manuel nicht sowohl seine Erhebung, als die des Cardinals von Sion anstrebte,[2] - Mittheilungen, die das arglose Gemüth des Papstes für wahr annahm, und gegen welche sich nachher Don Manuel sehr entschieden verwahrte.[3] Von Logronno begab sich Adrian nach Calahorra,[4] wo er von dem Capitel einige schön geschmückte Maulthiere erhielt, deren er sehr bedurfte. Von da zog er, fortwährend von dem Herzoge von Najera geleitet, nach der castilischen Festung Alfaro, wo er am 25. März dem Kaiser schrieb,[5] und von Alfaro nach

[1] Nil ultra salutato aut venia petita ipsi soli benedicens ac miserans ab occipite. l. c.

[2] Schreiben Mendoza's an den Kaiser aus Pedrola v. 28. März. Gach. n. XX.

[3] Gach. n. XVIII. u. XXII.

[4] In quella parte, ove surge ad aprire
Zeffiro dolce le novelle fronde
Di che si vede Europa rivestire,
Non molto lungi al percuoter dell' onde
Dietro alle quali, per la lunga foga
Lo sol tal volta ad ogni uom si nasconde,
Siede la fortunata Callaroga.
Dante, paradiso. Canto XII.

[5] Gachard n. XVII.

dem navarresischen Tudela. Der Papst hatte schon, um nach San Domingo zu kommen, den Ebro überschritten, bei Logronno ihn wieder erreicht und hielt sich nun bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer, bis er Saragossa erreichte. In Tudela begrüsste ihn der Vicekönig von Navarra, welcher von Pampelona herübergekommen war. Dort blieb Adrian zwei Tage und begab sich sodann über Mallem nach Villa de Pedrola, 28. März,[1] wo er die Tochter des Grafen von Ribagorsa über die Taufe hielt und ihm zu Ehren maurische Tänze aufgeführt wurden, zu längerem Aufenthalte nach Saragossa (29. März bis 11. Juni). Schon 9 Meilen vor der Hauptstadt Aragoniens traf er den Vicekönig von Aragonien, der mit stattlichem Gefolge ihn dort erwartete und in den Palast Adiafema (Aljaferia) vor der Stadt führte. Erst nach einigen Tagen fand der feierliche Einzug in die festlich geschmückte Stadt statt, worauf der Papst im erzbischöflichen Palaste abstieg, den er am Montag in der Charwoche mit der Zurückgezogenheit im Hieronymitenkloster von Sancta Engrazia vertauschte, wo er bis zum 25. April blieb. Don Manuel verbreitete unterdessen in Rom die Nachricht, der Papst sei von Vitoria nach Barcelona an den Grenzen Italiens aufgebrochen.[2] Viele und zum Theile sehr dringende Geschäfte bewogen den Papst zu diesem langen Aufenthalt. Einmal mochte er hoffen, den Kaiser oder doch dessen alter ego la Chaux zu sprechen. Römischer Seits kam der Cardinal Alexander Cesarini nach Saragossa. Die Gesandtschaft der Legaten hatte sich aufgelöst und anstatt das ihnen mitgegebene Reisegeld von 10,000 Ducaten zu dem ursprünglichen Zwecke zu verwenden, theilten nun die drei Cardinäle dieselben unter sich. Gleich auf die Nachricht seiner Wahl hatten die Canonici von San Lambert in Saragossa dem Papste Reliquien dieses Heiligen zum Geschenke gemacht, obwohl sie Leo's X. Bitten um diese und selbst die Verwendung K. Karls abschlägig beschieden hatten. Adrian hatte daher, als die Briefe aus Rom über seine Wahl ausblieben, scherzend gemeint, das falsche Gerücht habe ihm wenigstens diesen Vortheil gebracht.

---

[1] Von da schrieb er einen kurzen Brief an K. Karl. Gach. p. 59.
[2] In confinibus Italiae. Brew. 2154.

Uebrigens konnte man sich kaum etwas Glänzenderes vorstellen, als seinen Einzug in Saragossa. Sechzehn Bischöfe, grossentheils aus den castilischen Reichen, begleiteten ihn. Die Tragbahre, auf welcher er sitzend den Segen ertheilte, war mit Goldbrocat bedeckt, von spanischen Adeligen getragen. Es war kein gewöhnlicher Moment in der spanischen Geschichte. Der Aufstand der Communen war niedergeworfen, gerade damals Valencia und Toledo zu Paaren getrieben, die Urheber des Aufstandes entweder flüchtig oder gefallen, oder erwarteten in den Kerkern die Blutsentenz, die mit der Ankunft des jugendlichen Königs ihrer harrte. Der Versuch der Handwerker, eine allgemeine Gerechtigkeit durch ihre Verbindung herbeizuführen, war gescheitert; der der castilischen Gemeinden, die alten Rechte zu schützen, nicht minder. Die geistliche Schaar des Bischofs von Zamora war zersprengt, eingefangen und in Banden, seine Augustinermönche, welche, vielleicht Luther nachahmen wollend, Aufruhr predigten, im Kerker. Der Adel verlangte, dass der König und Kaiser sich gegen den Ursprung des Uebels erkläre, andererseits, dass Klöster und Geistliche nicht mehr weltliche Güter kaufen dürften, dass sie diejenigen verkaufen müssten, welche sie als Erbbesitz erlangten,[1] — dass dem Bettel gesteuert werde. Der feste Wille der siegenden Partei war es, Spanien solle ein ausschliesslich katholisches Land werden. Juden und Mauren waren ausgetrieben. Man wusste es und empfand es wohl, dass der Nationalreichthum darüber schwand, die königlichen Einkünfte dadurch litten. Wie aber die Einwohner von Medina lieber ihre reiche Stadt den Flammen übergaben, als dass sie die königliche Artillerie auslieferten, die reichste Handelsstadt Spaniens darüber in Asche sank, befreundete man sich mit Inquisition und Verbrennung der Ketzer, wenn nur Spanien an der Spitze des katholischen Erdkreises sich erschwang, der selbst sich zum Niedergange neigte.

Jetzt gab man den Grossinquisitor von Castilien, Leon, Aragonien und Navarra dem katholischen Erdkreise zum Papst.

---

[1] Quia paulatim vel morientium vel fratales cucullos induentium mandatis, quicquid hujusmodi facultatum seculares possident, ad coenobia vel ecclesias devolvuntur. Erklärung der Cortes an K. Karl. Petrus Martyr. epist. n. 781.

Voll Erstaunen und wie in Exstase begriffen blickte das Volk den Papst an, da ihn der Adel weniger vorführte, als vortrug,[1] auf seinen Schultern vom Palast Aljaferia in die Stadt brachte. Ein eigenes Verhängniss wollte, dass, als Adrian in der Hauptkirche pontificirte, die über dem Altar hängende Oellampe zersprang und ihren Inhalt über die reichen priesterlichen Gewänder Adrians und seiner Umgebung ergoss. Die Zeitgenossen, ebenso frivol als abergläubisch, brachten nachher dieses Ereigniss mit dem frühen Tode des Papstes in Verbindung.[2] Man hielt es damals für classisch, wie Livius gethan, Missgeburten aufzuzeichnen, Vorbedeutungen nachzugehen und später folgende Thatsachen mit auffälligen, die vorhergegangen waren, in gesuchten Causalzusammenhang zu bringen.

Die Correspondenz des Papstes mit dem Kaiser hatte in dieser Zeit nicht aufgehört. Adrian, welcher in Saragossa fünf Briefe Karls (vom 7., 8., 10., 29. März) auf einmal erhalten, schrieb ihm am 25. März von Alfaro, machte ihn mit der Veränderung der Bulle Leo's über die Cruzada bekannt, beschwerte sich aber dabei auch über die wenige Rücksicht, welche die spanischen Vicekönige für seine Person hätten und sprach seinen Willen aus, an einem allgemeinen Frieden unter den christlichen Mächten zur Vereinigung derselben zu einem Türkenkriege zu arbeiten. Karl möge vorderhand zu einem Waffenstillstande von einem oder zwei Jahren sich bestimmen, während welchem dann der Friede abgeschlossen werden könne. Adrian werde zu diesem Zwecke von Saragossa aus einen Gesandten, den Erzbischof von Bari, nach Paris senden. Er selbst wollte damals auf einer venetianischen Galeere, welche in San Sebastian zurückgehalten wurde, die Reise antreten. Zugleich verwandte er sich bei Karl für den Herzog von Najera als Vicekönig von Neapel,[3] für die taugliche Besetzung der Schatzmeisterstelle an der Behörde (casa) de la contractacion de las

---

[1] Attonitus gestatum populus inspectabat, in extasim prae admiratione raptari videbatur. P. Martyr. n. 758.

[2] Giovio p. 715.

[3] Auch der Markgraf Johann von Brandenburg befand sich unter den Bewerbern um diese Stelle. Brew. 2119. Karl ernannte den Charles de Lannoy zum Vicekönige.

Indias, ohne welche die königlichen Einkünfte aus Indien sehr geschmälert würden, zu Gunsten des Bischofs von Burgos und empfahl die Besetzung der Grossinquisitorstelle. 25. März. Den Tag darauf schrieb Don Juan Manuel aus Rom[1] einen weniger diplomatischen als sehr offenen Brief über den schlimmen Eindruck, welchen die päpstlichen Schreiben in Rom hervorgerufen. Der Papst scheine die Cardinäle nicht zu kennen, welche für ihn waren und habe so untauglichen Personen Glauben geschenkt, über die man jetzt spotte. Er habe bekräftigt, was das Cardinals-Collegium gethan habe, und dadurch gehe seine Jurisdiction zu Grunde. Die Cardinäle hätten ihn um 300,000 Ducaten an Mobilien gebracht.[2] P. Leo habe auch gesucht, neutral zu sein, aber die Franzosen hätten ihn und die Kirche so behandelt, dass es unmöglich gewesen sei; ja sie hätten es nothwendig gemacht, dass er sich mit dem Könige von Spanien verbunden habe. Die Türken bedrohten Ungarn zu Lande, Ancona, Apulien und Sicilien zu Wasser. Er werde, wenn nicht eine ganz wichtige Sache es verhindere, die Galeeren schicken. Noch von Pedrola aus schrieb Adrian an den Kaiser über das lange Ausbleiben La Chaux'.[3] Von da aus sandte auch Lopez Hurtado am 28. seinen Bericht an den Kaiser. Er erwähnte der Misshelligkeiten der Vicekönige mit dem Papste wegen der Cruzada und des von ihm verlangten Drittheiles und der Schiffe.[4] Mendoza rieth dem Kaiser, die Vicekönige anzuweisen, dem Papste gefällig zu sein. Karl selbst schrieb an Adrian fortwährend in wahrhaft kindlichen Ausdrücken, nannte ihn Vater und Lehrer (maestro), sich seinen gehorsamen Sohn, betrieb aber, so sehr er ihn zu sprechen wünschte, seine Abreise. Er bat ihn, ihm über die spanischen Verhältnisse oft zu schreiben[5] und stellte ihm alle seine Reiche zur Verfügung. Für den Bischof von Valencia erbat er sich den

---

[1] Gach. n. XVIII.

[2] Vuestra santidad hallarà que esta rubado en mas de trezientos mil ducados de mueblos.

[3] 24. März. Gach. n. XIX.

[4] Der Papst verlangte 100,000 Ducaten für sich; der Bischof von Burgos meinte aber, das Drittheil betrage nur 80,000. Gach. p. 6.

[5] Schreiben vom 29. März. Gach. n. XXI.

Cardinalshut. Endlich war auch Herr von La Chaux in Saragossa angekommen,[1] um sich im Namen des Kaisers mit dem Papste zu verständigen. Der Papst schöpfte daraus grossen Trost und Beruhigung.[2] Der Aufenthalt in Saragossa gestaltete sich zusehends grossartiger. Die Erzbischöfe Alfons de Fonseca von Compostella, nachher Primas von Spanien, Juan de Fonseca von Burgos, der von Montregale aus dem Hause der Herzoge von Cardona, waren nebst vielen Bischöfen, an der Spitze aller Räthe und Beamten der Inquisition der General des Predigerordens, Don Garcia Loaysa, später Erzbischof von Sevillia und Cardinal, gekommen. Von Adrian berufen erschien auch Mag. Gaspar de Avalos, später Bischof von Cadix, von Granada, dann Erzbischof von Compostella und Cardinal, von Adrian wegen seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit zu seiner Begleitung bestimmt. Nur mit Mühe gelang es Don Gaspar, die ihm zugedachte Ehre von sich zu wälzen. Auch der Licentiat Franz von Herrera, nachher Erzbischof von Granada, Roderich de Mendoza, später Bischof von Salamanca, waren zur Aufwartung nach Saragossa geeilt. Von den Laien der Admiral von Castilien, der Marquese von Villena mit grosser Verwandtschaft, der Herzog von Luna und sein Sohn, der Graf von Ribagorsa, und sonst noch viele angesehene Personen geistlichen und weltlichen Standes. Am 9. Mai erfolgte die Auffahrt des englischen Gesandten Thomas Hannibal, in Begleitung vieler Bischöfe. Der Gesandte hielt eine grosse Anrede, in welcher er die Hingebung seines Königs an den römischen Stuhl und den Papst hervorhob, ebenso Wolsey's erwähnte und Adrian aufforderte, den Türkenkrieg zu betreiben. Ghinucci, welcher hierüber an den Lord Cardinal berichtet, versichert, Alles habe den Gesandten bewundert, der sich weder durch das Gedränge der Menge, noch durch sonst etwas aus seiner mit Würde und grosser Bescheidenheit vorgetragenen Rede bringen liess.[3] Als aber nun der Gesandte von dem Papste einige Bewilligungen zu Gunsten Wolsey's verlangte, bestätigte

[1] Schreiben Adrians vom 3. Mai. Gach. n. XXIII.

[2] Schreiben an K. Karl vom 18. Mai aus der Aljaferia bei Saragossa Gach. p. 262.

[3] Brew. n. 2242.

zwar Adrian den Cardinal im Besitze der Commende von Saint Albans (16. Mai), in Betreff der übrigen Bitten aber, der Bestätigung der Legatenwürde auf fünf Jahre,[1] erklärte er, ohne Zustimmung der Cardinäle darüber nicht verfügen zu können. Die erste Bitte, welche die einflussreichste Persönlichkeit Englands, der Cardinal an ihn richten liess, welcher selbst dem Papstthum so nahe war, war gegen alle Gewohnheit jener Tage abschlägig beschieden worden.[2] Andererseits wurden Hubert Turstall Bischof von London, Roger Basin, der mit diesem auf das Innigste zusammenhing, dem Könige und Wolsey empfohlen, und herrschte in den Briefen mit letzterem der freundlichste Ton vor.[3] Die Botschaft Hannibals wurde sodann durch Absendung eines Nuntius nach England beantwortet.[4] Der Papst bat den König, Frieden mit den christlichen Mächten zu halten. Trotz des abschlägigen Bescheides meinte Hannibal, der König und Wolsey würden alles von dem Papste erlangen.[5] K. Heinrich VIII. forderte den Papst auf,[6] nach England zu kommen, erklärte sich bereit, die Reisekosten zu zahlen und rieth Adrian, dann seine Reise durch Deutschland zu machen.[7] Wer konnte sagen, welchen Einfluss auf den Gang der Reformation ein Aufenthalt des Papstes in England oder Deutschland gehabt hätte? Die Zustände Italiens, der französische Krieg liessen den Papst zu keinem anderen Beschlusse kommen, als, nachdem die Vorbereitungen zur Seereise getroffen waren, diese selbst anzutreten. Ein Abgesandter des Herzogs von Urbino, um im Namen seines Herrn Obedienz zu leisten, der Botschafter des Königs von Portugal, ein Gesandter des Herzogs von Savoyen wurden gleichfalls empfangen.

Die wichtigsten Verhandlungen wurden theils zu Ende gebracht, theils unternommen. Man musste eine Verbindung

---

[1] Brew. n. 2298.

[2] Brew. n. 2260.

[3] Gach. p. 269.

[4] Hannibal an Wolsey. 24. Mai 1522. Die Absendung des Nuntius (Sylvester Darius) erfolgte nach Brewer von Rom aus am 7. August; sollte wohl heissen von Barcelona.

[5] n. 2313.

[6] 5. Mai 1522.

[7] Giovio.

Portugals mit Frankreich befürchten, weshalb der Papst dem Kaiser rieth, dem Könige die Hand der Infantin Donna Catalina zu geben und die Unterhandlungen darüber sogleich durch La Chaux in Angriff nehmen zu lassen.[1]

In Saragossa erhielt der Papst auch durch Bernard Barthold die Antwort des Königs Franz auf die Anzeige seiner Wahl. Adrian hatte denn doch dem französischen Könige später geschrieben, als recht war; er entschuldigte sich deshalb von Saragossa aus, indem er anführte, er habe geglaubt, zuerst dem Cardinalscollegium von der am 8. Mai erfolgten Annahme Kenntniss zu geben. Der König aber rächte sich für die verspätete Anzeige dadurch, dass er dem Papste seine Meinung offen über die erfolgte Wahl ausdrückte, auch, während er seine Friedensliebe in den Vordergrund stellte, seinem Nuntius nur einen Geleitsbrief für einen Monat ausstellte und Schwierigkeiten machte, dem Papste und dessen Begleitung einen Geleitsbrief zu ertheilen. Adrian beruhigte ihn daher in Betreff seiner eigenen Gesinnungen, versicherte ihm, dass er K. Karl nicht zu seinem Nachtheile begünstigen werde, machte ihm aber auch kein Hehl, dass ihm gesagt werde, der Einfall von Gewaltherrschern im Kirchenstaate geschehe mittels französischen Goldes. Das Schreiben[2] und ein anderes, welches der Erzbischof von Bari dem Könige überreichte,[3] wurde sodann später von König Franz dahin beantwortet, dass derselbe die Hoffnung aussprach, Adrian werde sich von den Fehlern seiner Vorgänger, welche selbst die Waffen ergriffen, ferne halten; er selbst sei bereit, die Vertheidigung des römischen Stuhles zu übernehmen. Er habe nur den Frieden gewünscht, sei zwar nicht in der Lage, ihn geradezu zu bedürfen, jedoch bereit, auf anständige Bedingungen ihn anzunehmen. Schliesslich lud jetzt der König den Papst ein, den Weg durch Frankreich einzuschlagen, wo er ihn mit allen Ehren empfangen und ihm alles, was er bedürfe, reichen lassen werde.[4]

---

[1] Schreiben aus Saragossa vom 5. Mai.
[2] Lettr. n. XVI.
[3] 24. Juni. Gach. p. 262. n.
[4] Auf diesen Brief bezieht sich das sehr merkwürdige Schreiben des K. Franz an P. Adrian, welches das Arch. storico ital. App. 9. p. 395 als an Clemens VII. gerichtet publicirte, das aber in den Sommer 1523 fällt.

Wir wissen aus dem Schreiben des Bischofs von Bayeux aus Lyon vom letzten April 1523, dass ein Brief Adrians diese Umstimmung bei K. Franz hervorgerufen hatte. Der König erklärte, er wolle nur Frieden machen, wenn Adrian die Vermittelung übernähme.[1] Jetzt wurde die Unhöflichkeit des ersten Schreibens auf den Einfluss des französischen Kanzlers geschoben; man hegte offenbar am französischen Hofe die Hoffnung, Adrian von der spanischen Politik zu trennen und hoffte auf eine Neutralität, zu welcher sich der Papst schon nach seiner Gemüthsart zuwandte. Offenbar war aber auch am französischen Hofe die Besorgniss vorhanden, es möchte durch eine jetzt gezeigte Friedensliebe der Gedanke erregt werden, man fürchte sich vor den Feinden. Die Antworten sowohl der Königin-Mutter Louise von Savoyen, als der Schwester Königs Franz, der Herzogin von Alençon, auf die (verloren gegangenen Schreiben Adrians) vom 23. Juni tragen ganz auffallend dieses Gepräge.[2]

Der Papst hatte bereits in Betreff der Unzuverlässigkeit der Franzosen, die immer schöne Worte machten, dann aber handelten, wie es ihnen gefalle, eine unangenehme Erfahrung gemacht. Ein römischer Courier zog mit einem Passe (salvo conducto) nach Frankreich, als er dort war, ward der Pass als unzureichend erklärt. Dies bestimmte den Papst, den Seeweg einzuschlagen. Allein die Galeeren von Neapel und Sicilien hielt jetzt Don Juan Manuel zurück[3] und in Catalonien fanden sich nicht genug Transportschiffe, um die Reise sobald anzutreten.

Insbesondere war aber der Antheil, welchen der Cardinal von Santa Croce, Don Juan Manuel und der Kaiser an der Papstwahl genommen, Gegenstand brieflicher Auseinandersetzung. Karl V. und seinem Botschafter in Rom gegenüber behauptete Adrian nicht nur eine andere Auffassung des Benehmens des Cardinals, sondern auch, dass wohl das Cardinalscollegium niemals Jemanden gewählt hätte, der K. Karl

---

[1] Lettere di principi. Venezia 1581. I. f. 100.

[2] l. c. f. 102.

[3] Nach dem Schreiben Adrians an Don Juan Manuel vom 17. Mai gestaltete sich jedoch die Sache besser. Gach. n. XXV.

oder K. Franz unangenehm gewesen wäre. Er versicherte aber ersterem, wie erfreut er sei, nicht durch seine Bitten gewählt worden zu sein, um der Reinheit und Aufrichtigkeit willen, die in solchen Fällen göttliche und menschliche Rechte verlangten. Er sei aber dem Kaiser dafür ebenso oder noch mehr verbunden, als wenn er das Papstthum durch seine Vermittlung und seine Bitten erlangt hätte.[1] Für den Cardinal von Medici wurde eine Bulle ausgefertigt, dass er 10,000 Ducaten auf das Erzbisthum Toledo beziehen könne;[2] sonst aber am 1. Mai in der Kathedrale von Saragossa neue Regeln der apostolischen Kanzlei verkündet, durch welche alle Reservationen und Exspectativen auf Kirchenpfründen zurückgenommen wurden. Sie sollten künftig nur sub anulo, d. h. mit dem Siegel des Papstes selbst versehen und somit unter der besonderen Zustimmung desselben geschehen. Die Verordnung war geeignet, ungeheures Aufsehen zu machen. Sie war ein tiefer Schnitt in das Fleisch derer, welche bisher durch Geld und sonstige unerlaubte Mittel sich Exspectanzen verschafft hatten; der Anfang zur Beseitigung eines Uebelstandes, welcher die besten und tüchtigsten Männer von den Kirchenämtern ausschloss und diese der Habsucht, dem Ehrgeize und der Intrigue eröffnete. Die Massregel war aber zugleich ein sprechender Beweis, dass der Papst auch vor seiner Krönung die Regierung der Kirche angetreten habe, ungeachtet das Cardinalscollegium sich gegen diese Anschauung erklärt hatte. Allein der einen curialistischen Anschauung stand die andere gegenüber, welche sich auf eine Entscheidung P. Clemens V. vom J. 1306 bezog. Und da der Grundsatz galt, dass dem Papste kein Gesetz auferlegt werden könne, indem er alles von Rechtswegen vermöge,[3] war, wo noch dazu ein Präcedenz vorhanden war, in Betreff der Gültigkeit dieser Massnahme vollends kein Zweifel. Adrian setzte

---

[1] Je suis toutesfois bien joyeux non estre parvenu a l'election par vos prières pour la pureté et sincerité que les droits divins et humains requierent en semblables affaires. Je vous en sçay neantmoins aussi bien gré ou meilleur que si par vostre moyen et prières vous le m'eussiez impetre. Correspondenz I. n. 33. 3. Mai 1522.

[2] Gach. p. 75.

[3] Papae lex imponi non potest, cum omnia jure possit. Itin. c. 9.

ferner bei dem ungeheuren Andrange von Bittgesuchen eine eigene Behörde zu ihrer Erledigung nieder und zwar bestand sie aus Johann von Tavora, später Erzbischof von Compostella, Präsidenten des kaiserlichen Rathes, Cardinal-Erzbischof von Toledo und Governador von Spanien; aus dem Generalvicar im Bisthum Tortosa, Dr. Coldesanca; aus dem Abte Didacus de Paternia von Vitoria und dem Doctor Blasio Ortiz. Zum Magister der Dataria wurde Dietrich Herz, Secretär des Papstes, ein Mann von freundlichen Formen und ängstlichem Gewissen, ernannt. Das Geschäft der Ausfertigungen aber erhielt der Flanderer Peter von Rom, wie ihn Ortiz nennt, ein harter, schwer umgänglicher, ja unerbittlicher Mann. Je leichter in diesen Dingen Leo X. gewesen, desto schwieriger war Adrian, und wenn von ihm schon sehr schwer Gnaden erlangt wurden, so war dieses noch schwieriger bei Peter. Das aber, setzt Ortiz hinzu, wurde von Tag zu Tag ärger und dauerte bis zu Adrians Tode. [1]

Adrian verlangte ferner das Bisthum Tortosa für seinen Protonotarius, den gelehrten Wilhelm Enkevort, der dem Kaiser so lange umsonst gedient, für sich nach altem Gebrauche die Einkünfte des Erzbisthums Toledo (sede vacante), das Erzbisthum Pampelona für den Bischof von Astorga, die Würde eines Commendador mayor de Calatrava für den hochverdienten Viceкönig von Aragonien, Don Juan de la Nuça. [2] Allein so sehr sich auch der Papst für die Empfohlenen bemühte, die Antworten Karls fielen zwar nicht kalt, doch meist dilatorisch aus. [3] Endlich wurde am 10. Mai das grosse Geschäft der indischen Missionen geregelt und diese den Franciscanern übergeben. [4] Schon am 5. Mai hatte Adrian an das Cardinalscollegium geschrieben und sein Bedauern über die Verwirrung ausgedrückt, in der sich Italien befinde, sowie seine Absicht, innerhalb weniger Tage die Abreise zu bewerkstelligen. [5] Am 19. eröffnete

[1] Itin. p. 169.

[2] Schreiben an K. Karl vom 6. Mai 1522. Gach. n. 24.

[3] Londres 9. Juni. Gach. p. 89.

[4] Rayn. 1522 n. 101.

[5] Das ist wohl, wie Vettori es nennt, il breve non escusatorio ma accusatorio di molti i quali havendo promesso armata gli erano mancata. Lettere di principi p. 103.

er den Cardinälen, er habe bereits seine Bagage vorausgeschickt, die Flottille sich Barcelona genähert, als daselbst die Pest ausbrach und er, um diese nicht nach Italien zu bringen, die Flotte nach einem andern Hafen habe kommen lassen. Die Absicht, sich eines venetianischen Schiffes zu bedienen, sei gescheitert. Genuesische Galeeren seien ihm versprochen worden: im entscheidenden Momente habe es aber geheissen, dass sie ohne besondere Erlaubniss des Königs von Frankreich nicht kommen dürften. Die neapolitanischen und sicilianischen Galeeren seien gleichfalls ausgeblieben (kamen aber nachher)[1] — und da K. Karl Spanien zu besuchen beabsichtige, seien alle Schiffe zu diesem Zwecke in Beschlag genommen. So hätten sich die Schwierigkeiten gehäuft, weshalb er auf ihre Eintracht baue, dass sie für den Frieden der Stadt und des Kirchenstaates sorgten. Näheres werde ihnen Wilhelm von Enkevort, sein Notar und Protonotar mittheilen, dem er ausführlich geschrieben habe.[2] Das lateinische Schreiben, in einem ganz anderen Tone gehalten, als man in Italien gewohnt war, konnte nur einen frostigen Eindruck machen. Es war nach dem, was am 1. Mai stattgefunden, begreiflich, dass man in Rom allmälig erkannte, Stadt und Kirche hätten einen Herrn erhalten, welcher die letztere nicht mit den vorübergehenden Interessen einiger vornehmen Familien und ihrer Anhänger zu identificiren gedenke. Spanischer Seits reifte ein anderer Plan heran, die Schweizer durch den Papst von Frankreich zu trennen. Der Herr de la Chaux schrieb deshalb an den Papst, um ihn aufmerksam zu machen, dass jetzt die beste Gelegenheit gekommen sei, gegen die Franzosen aufzutreten, welche ihn zum blossen Messeleser machen wollten. Er möge die Schweizer, wie sie sich von den Franzosen losgemacht, deshalb als gute Söhne der Kirche beloben.[3] Man müsse die Franzosen, welche bisher gewohnt waren, die Christenheit zu verwirren, dahin bringen, dass sie ihre Nachbaren in Frieden liessen.

[1] Sie verliessen am 20. Mai Livorno. Brew. n. 2278.

[2] Gach. p. 85. In gleicher Weise und von demselben Datum schrieb Adrian an den Senat und das Volk von Rom.

[3] Adrian hatte auch sowohl an die Schweizer, als an Prospero Colonna geschrieben. Diese Schreiben wurden dann Gegenstand der Erörterung in den Briefen mit Franz I.

Bereits war der Juni angebrochen und noch immer war Adrian in Saragossa, der Kaiser in London.[1] Der Protonotarius apostolicus Juan Borrello, welchen der Papst mit dem Instrument seiner Wahlannahme nach Rom geschickt hatte, war unterdessen zurückgekommen und hatte dem Papst gemeldet, welche Freude alle Cardinäle darüber hatten; sie hätten die Annahme des Namens Adrian in Rom und der ganzen Christenheit verkündet, auch das Galeon des apostolischen Stuhles, zwei Galeeren, zwei Schiffe mit Lebensmitteln abgesandt und Don Juan Manuel die neapolitanisch-sicilianischen gleichfalls aufgeboten. Borello war Ueberbringer eines Schreibens der drei Cardinal-Deputirten vom 28. April, worin sie sich entschuldigten, dass sie aus Mangel an Schiffen nicht abreisen konnten;[2] sie sandten ihm zwei Ringe, einen mit H (Hadrianus), einen ohne H, in einer Büchse mit sieben Siegeln. Der Papst möge sich nach Gefallen wählen. Aber noch immer war man in Rom nicht sicher, ob der Papst am Leben sei.[3]

Dieser schrieb beinahe an demselben Tage, an welchem K. Karl von London aus den Brief vom 5. Mai beantwortete (9. Juni), am 10. von Saragossa aus, ihm bekannt zu geben, dass die päpstliche Galeone, zwei Galeeren und zwei Proviantschiffe nach Barcelona steuerten, die Galeeren Don Juan Manuels von Livorno aus dieselbe Richtung nähmen. Er selbst wolle sich nach Tortosa begeben und von dort entweder den Weg nach Barcelona oder Valencia einschlagen, wie sich die Sache am besten mache, um die von der Pest befallenen Ortschaften zu vermeiden. Zugleich verwandte sich Adrian nochmal zu Gunsten spanischer Geistlicher, welche an dem Aufstande der Communen sich betheiligt, und empfahl ihm namentlich den Dr. Manso für ein Bisthum.[4]

Krankheit und Hungersnoth schnitten den Papst von der Küste ab.[5] Woche auf Woche verstrich, die Schiffe kamen

---

[1] Von wo er am 9. Juni an den Papst schrieb und Don Manuel zu rechtfertigen suchte.

[2] as the vessels are wreked. Brew. n. 2203.

[3] Siehe das Schreiben Campeggio's vom 30. April. Brew. n. 2210.

[4] Weiteres bezog sich auf Gespräche mit dem Herrn la Chaux. Gach. n. XXIX.

[5] Hannibal an Lord Mountjoy. 23. Mai.

nicht, wohl aber erfolgte nach der Eroberung von Belgrad die Belagerung von Rhodus, der Krieg K. Heinrichs und K. Karls mit Frankreich.

Am 11. Juni verliess der Papst wenige Stunden, ehe der Cardinal Cesarini endlich in Saragossa[1] ankam, die Stadt, um sich über Pinna, Caspe und Favera nach seiner bischöflichen Stadt Tortosa zu begeben. Dort führte er noch die Frohnleichnamsprocession, bis die steigende Hitze ihn zwang, sich nach der Küste zu begeben. Während dessen antwortete endlich das Cardinalscollegium in Rom auf fünf Briefe, welche es von dem Kaiser empfangen, als allmälig nach dem Falle von Belgrad und bei dem Erscheinen der osmanischen Flotte in den griechischen Gewässern Italien selbst und die Cardinäle sich bedroht sahen. 4. Juli.[2] Wenige Wochen später wurde die kaiserliche Hülfe noch dringender in Anspruch genommen, als die Nachricht sich verbreitete, die ungeheuren Rüstungen, die in Constantinopel geschehen waren, hätten Rhodus gegolten, bereits sei die Landung erfolgt, habe die Belagerung der Veste begonnen.[3] 26. Juli. Noch aus Tortosa (4. Juli) wurde nach Rom geschrieben, dass die kaiserlichen Galeeren angekommen waren, jedoch die päpstlichen sich in Genua aufhielten. Sogleich sandte Adrian ein Brigantin nach Genua, mit dem Befehle, nach dem spanischen Hafen abzureisen, und entbot aus Malaga vier Galeeren, welche die Küste von Granada bewachten, eine andere von Majorca, während in Barcelona vier Schiffe auf Kosten des Papstes, zwei von den Barcelonern ausgerüstet wurden. Da sich in Alcante, Salona und an der Küste von Barcelona wohl 20 Schiffe vorfanden, ergab sich eine Flotte von 50 Segeln, und erwartete man mit Sicherheit den Papst Ende Juli auf dem Seewege nach Rom.[4] Niemand fühlte sich mehr getrieben, den Gefahren der Seereise Trotz zu bieten, als Adrian, den eine jugendliche Ungeduld befiel, Spanien zu verlassen und die Zügel der Regierung zu übernehmen. Er

[1] Der Papst ging um 4 Uhr, der Cardinal kam um 10 Uhr. Schreiben Hannibals vom 11. Juni.

[2] Gach. n. XXX.

[3] Gach. n. XXXVI.

[4] Lettere di principi. Gio. Negro an Marc. Antonio Micheli. I. p. 104.

entfernte sich von Tortosa (8. Juli) nach dem Hafen von Ampolla, um sich zu Schiffe zu begeben, und zwar so rasch, dass der grössere Theil seines Gefolges erst am Abende und in der Nacht nach dem Hafen gelangte. Allein nun hielt ihn schlechtes Wetter noch im Hafen auf; erst einen Tag später konnte er nach Tarragona segeln (10. Juli), wo er aufs Neue und zwar bis zum 5. August, die Ankunft der Schiffe erwartend, verbleiben musste. Bereits war K. Karl in Spanien angekommen; ein Brief des Papstes vom 23. Juli begrüsste ihn aus Tarragona und benachrichtigte ihn zugleich, dass er den Erzbischof von Bari an K. Franz nach Frankreich abgesandt habe.[1]

Der unfreiwillige Aufenthalt in Tarragona gab dem Papste Anlass, auch noch den Kaiser auf den bedrohlichen Zustand von Valencia aufmerksam zu machen[2] und das Schreiben K. Karls vom 19. Juli zu beantworten.[3] Er drückte dem Kaiser darin seine Freude aus, wenn er ihn noch hätte sehen können, bedauert aber, dass die Rücksicht auf seine Gesundheit ihn davon abhalte; er dürfe sich keiner Krankheit aussetzen. Die Witterung sei so heiss, dass, wenn Karl mit der Post käme, er krank werde;[4] zögere er aber, so verspäte sich seine eigene Abreise nach Rom zu sehr. Auf die kaiserliche Bitte, drei Cardinäle zu ernennen, den Bischof von Palermo, den Neffen des Herrn von Montigny und den Bruder des Gouverneurs von Brescia (Bressa), antwortete Adrian ausweichend, was begreiflich Karl nicht angenehm sein konnte. Dafür verwandte er sich selbst zu Gunsten einiger Geistlicher, welche sich an dem Aufstande der Communen betheiligt, sowie er ihm Rathschläge ertheilte, Oran, Algier und Bugia gegen die Ungläubigen zu vertheidigen. Zugleich erwähnte er, er sei vor Gift gewarnt worden, und warnte er den Kaiser vor ähnlichen Nachstellungen.[5] Nicht ohne tiefe Bewegung schied Adrian von dem Lande, das seine zweite Heimath geworden war, nur sein Körper, versicherte er das Capitel von Toledo, dessen

[1] Gach. n. XXXI.
[2] Gach. n. XXXIII.
[3] Lanz, Correspondenz K. Karls V. n. 35.
[4] Soll es nicht heissen: je desirons plus non avoir cette consolation que mettre votre (Lanz I. p. 63 notre) personne en aucun dangier de maladie.
[5] Tarragona 27. Juli. Lanz l. c.

Gebeten er sich am 26. Juli empfahl, nicht sein Geist ziehe von dannen![1] Endlich am 5. August waren, mit Ausnahme der portugiesischen, die spanischen Schiffe angelangt. Eine Heeresabtheilung von 4000 M., geführt von einem Schüler des grossen Capitäns Don Gonsalvo, Don Hernandez Andrada, befehligte sie.[2] Der Papst hielt am 5. die Vesper, begab sich sodann an das Ufer, wo er an die Granden, welche ihn begleitet hatten, eine Anrede hielt, seinen Dank gegen Gott aussprach und die Hoffnung, die ihm anvertrauten Schafe in unerschütterlichem Glauben regieren zu können. Dem Kaiser hatte er bereits geschrieben, er hoffte ihn zur Krönung in wenigen Jahren in Rom zu sehen. Dann bestieg er das Fahrzeug, welches ihn von dem spanischen Königreiche hinweg nach Italien bringen sollte, von der Verwaltung eines auf das tiefste zerrütteten Reiches zur Regierung der im Innersten gebrochenen Kirche.

So rasch und unvermuthet geschah aber der Aufbruch, dass ein Theil des spanischen Gefolges, vielleicht nicht ohne geheime Absicht des Papstes zurückblieb. Mit Adrian segelte auch der Cardinal Cesarini ab. Die Flotte führte Lopez Hurtado de Mendoza, Adrians Freund und Genosse in den Tagen des castilianischen Aufstandes, bereits zum Herzoge von Sessa, Grafen von Cabra ernannt. Der Botschafter des Königs von England, der Herzoge von Mailand und Ferrara, der Bischof von Feltre mit vielen anderen (spanischen) Bischöfen und Erzbischöfen geleiteten ihn. Noch von Tarragona aus machte der Papst (27. Juli) den Kaiser aufmerksam,[3] dass durch Karls Ankunft in Spanien sich die Gährung der Gemüther nicht gebessert hatte. Die wahrhaft rührende Treue und Anhänglichkeit Adrians an Karl, dessen erstem Aufenthalte in Spanien er übrigens die Schuld der nachherigen Wirren zumass, liessen ihn nicht zur Ruhe kommen. Noch an Bord des Schiffes, das ihn von Spanien wegtrug, fühlte er sich veranlasst, den Kaiser auf Dinge aufmerksam zu machen, die ihm nützlich sein konnten. Sie bezogen sich auf die Möglichkeit,

[1] Ex ea corpore quidem non animo decedentem. Gach. p. 270.
[2] Giovio, vita Adriani VI. p. 119.
[3] Gach. n. XXXIII. Lanz n. 35.



An Sant Feliu, San Pablo, la cala de Calella, de Rosas vorüber, kam endlich die Flottille, als das Vorgebirg de Cruzes überschifft war, in den Golf von Narbonne und die französischen Gewässer. Ein Theil des Gefolges schlug jetzt den Landweg durch Frankreich ein. Bei Adrian aber war der Entschluss vorherrschend, sich lieber den Wogen, als dem Könige Franz anzuvertrauen. Er segelte in der Richtung nach den Antiben an Marseille vorüber, kam nach Nizza und Villafranca (13. August),[1] wo er den Secretär des französischen Königs empfing, der ihm ganz allgemein gehaltene Anerbietungen machte, über die in Santo Stefano (am 14. August) Adrian an den Kaiser schrieb.[2] In Porto Marino, wo er Mariä Himmelfahrt feierte (15. August), kamen ihm bereits venetianische Galeeren entgegen. Endlich erreichte er das kaiserliche Saona,[3] wo er von dem Erzbischofe auf das glänzendste empfangen und bewirthet wurde. Die Spanier im Gefolge machten sich zum ersten Male mit italienischer Küche bekannt, weshalb auch der Küchenzettel dem Itinerar einverleibt wurde.

Je näher der Papst Italien kam, desto mehr ward er auch mit den Wunden bekannt, die die französische Invasion und der Kampf P. Leo's, K. Karls und K. Franz I. mit seinen Bundesgenossen, den Schweizern, den Venetianern und den italienischen Freibeutern, dem unglücklichen Lande geschlagen. Der Tod des P. Leo hatte so wenig wie die Wahl Adrians den Gang der kriegerischen Ereignisse in Italien aufgehalten. Die Versuche der Franzosen, ihre Stellung zu bessern, misslangen auf allen Punkten. Man musste jedoch darauf gefasst sein, dass K. Franz die Schweizer gewinne[4] und so Oberitalien von zwei Seiten angegriffen werde, weshalb denn auch von kaiserlicher wie von päpstlicher Seite alles aufgeboten wurde, auf die Schweizer im entgegengesetzten Sinne einzuwirken. Da gelang

[1] Nach einem Schreiben des Bannisius an Margaretha von Savoyen vom 23. August.

[2] Lanz I. n. 38. Gach. n. XXXVI. Schreiben Karls vom 6. u. 7. Sept.

[3] Cameram Imperii. Itin.

[4] Er hatte 150,000 Kronen hingesandt: Knowing that money present in that land bringeth every matter to the desired end. Brew. n. 2045. Wie dagegen gearbeitet wurde, erzählt Will. Knight. n. 2027.

es, die Franzosen aus Alessandria und Asti zu treiben,[1] so dass es sich bald nur mehr um Cremona und Genua handelte, als den letzten bedeutenden Stützpunkten der Franzosen. Dieser Misserfolg lähmte nun natürlich die Bereitwilligkeit der Schweizer, zu ihrer Unterstützung nach Italien zu ziehen. Dagegen war die von Leo X. verbannte Partei in Perugia eingezogen, der Herzog von Urbino hatte sein Herzogthum wieder erlangt, aber ein Angriff auf Siena war ihm misslungen und die rasche Rückkehr des Cardinals von Medici nach Florenz hatte dort etwaigen Anmuthungen, den Zustand der Dinge umzukehren, ein rasches Ende bereitet, der vertriebene Herzog von Camerino war bald wieder eingesetzt.[2]

Der Brand in Italien bereitete sich zu einem allgemeinen Kriege. Schon am 23. Februar 1522 forderte K. Franz den K. Heinrich von England auf, er möge dem Kaiser den Krieg erklären, nachdem dieser den Londoner Tractat gebrochen, seinen Rebellen in Italien Hülfe geleistet, Mouzon genommen, Mezières belagert, Tournay erobert habe.[3] Der König erzählte an demselben Tage, die Schweizer ständen nur vier Meilen von Mailand, die Venetianer hätten sich mit ihnen verbündet,[4] Lodi und Como seien in den Händen der Franzosen. Fortwährend begünstigten die Venetianer im Geheimen die Franzosen,[5] streckten sie ihnen Geldsummen vor und gaben ihren Befehlshabern guten Rath, während der König den Herzog von Urbino und die Orsini mit Geld unterstützte und die Verwirrung im Kirchenstaate mehrte. Zu der guten Hoffnung, welche K. Franz in Betreff der Wiedergewinnung von Mailand hegte, gesellte sich die Eroberung von Novara durch die Franzosen Ende März. Allein ein wiederholter Angriff auf Pavia wurde abgeschlagen und als nun die Kaiserlichen den Feldzug eröffneten, siegten sie am 27. April bei Biscocca über Schweizer und Franzosen.[6] Nahe

---

[1] Spinelli to Wolsey. 10. Febr. 1522.
[2] Don Manuel an den Kaiser. Brew. n. 2045.
[3] Brew. n. 2066.
[4] Brew. n. 2075.
[5] Nach Wingfield gaben sie 150,000 Duc. in diesem Kriege den Franzosen und 30,000 den Orsini, um Krieg mit Florenz und Rom anzufangen. Brew. n. 2185.
[6] Brew. n. 2235.



an 4000 der ersteren und 192 gens d'armes wurden erschlagen.[1] Auf dies zogen sich die Franzosen nach Cremona, die Venetianer nach Crema, Bergamo und Brescia zurück, die Schweizer nach Hause.

Während auf dieser Seite siegreich gekämpft wurde, bereitete Prospero Colonna mit den Kaiserlichen einen kühnen Ueberfall Genua's vor. Die Vorbereitungen waren vortrefflich eingeleitet, die Stadt bereits zur Capitulation vermocht, als Peter von Navarra mit einer Flottille in den Hafen einlief. Als nun die Unterhandlungen abgebrochen wurden, stürmten die Spanier durch eine Bresche bei der Laternenseite in die Stadt. Vergeblich boten jetzt die Genuesen Unterhandlungen an, die reiche Stadt fiel in die Hände der Angreifer, die sich mit der Beute bereicherten; es war das Vorspiel des sacco di Roma, fünf Jahre später. Nur die Castelle von Mailand, Cremona und Novara befanden sich noch in den Händen der Franzosen.

Jetzt kam Girolamo Adorno, Bruder des von den Kaiserlichen eingesetzten Herzogs von Genua, nach Saona, den Papst nach der Stadt der Paläste zu geleiten. Am 17. August erfolgte unter dem Donner der Kanonen der Einzug Adrians in das geplünderte und gedemüthigte Genua, dieses Thor Italiens, das jetzt den Franzosen versperrt worden war. Am darauf folgenden Tage kamen die Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres in Italien, Prospero Colonna, der Marchese Pescara, Antonio von Leiva, der Herzog Franz Sforza von Mailand, mit stattlichem Gefolge spanischer und deutscher Soldaten nach Genua, dem Papste ihre Huldigung darzubringen. Ortiz sagt, sie hätten von dem Papste Absolution wegen der Verwüstung Genua's begehrt, aber nicht erlangt. Giovio berichtet, sie hätten Adrian über den Zustand Italiens belehren wollen. Er selbst schrieb an den Kaiser, er habe die Herren, um keine Zeit zu verlieren, bereits in aller Liebe entlassen.[2] Noch aus dem Hafen von Genua empfahl der Papst den Girolamo Adorno dem

[1] l. c. 2247.

[2] 19. August. Los avemos despedido oy con toda congratulacion y amor. Gach. p. 108. Das stimmt denn doch schlecht zu der Anekdote, er habe ihnen auf ihr Verlangen, absolvirt zu werden, gesagt: nec possum, nec debeo, nec volo.

Kaiser zu besonderer Berücksichtigung. An demselben Tage (19. August) wurde die Abreise angetreten; allein die stürmische See legte der Ungeduld Adrians noch schwere Prüfungen auf; sie zwang den Papst, vier Tage in Portufo zu verweilen.[1]

Endlich am 23. August erreichte die Flotte Livorno und damit das Gebiet des Cardinals von Medici, welcher selbst mit den Cardinälen Petrucci, Colonna, Rudolfi und Piccolomini, dem Herzoge Federigo von Mantua und den Gesandten der italienischen Fürsten dort seiner wartete. Es fehlte nicht viel und der geistliche Fürst Toscana's, der schon über die Tiara zu verfügen schien, wäre selbst, während Adrian in Spanien zurückgehalten wurde, als ein Opfer florentinischer Verschwörung gefallen.[2] Julius von Medici hatte sich nach der Papstwahl nach Florenz begeben, dort, einen Einbruch der Franzosen in Italien befürchtend, den Benedetto Buondelmonti in allem Geheim zu K. Franz geschickt, der bereits das Kirchensilber angriff, und ihm 40,000 Ducaten gegeben, eine noch grössere Summe in Aussicht stellend. Es war das gewöhnliche mediceische Politik, die nach zwei Seiten hin gleiche Thätigkeit entwickelte, um so für alle Fälle gut zu stehen, während man doch nur Schwäche verrieth. Selbst von den Intriguen der Soderinischen Partei Alles befürchtend, suchte er die Partei des ‚Frate' (Girolamo Savonarola) an sich zu ziehen, liess dessen Reliquien sammeln und gewann diese schwärmerischen Leute so für sich, dass sie in ihm den Mann erblickten, welcher nach der Prophezeiung Savonarola's Florenz befreien würde. Während nun Pläne auf Pläne entworfen wurden, die Verfassung von Florenz zu ändern, den Staat der Habgier der Vornehmen zu entreissen und die Volksfreiheit herzustellen, wandte sich auch der Cardinal Soderino, unglücklich darüber, dass seine

---

[1] Damals war es wohl, dass der Papst, als er ein Weib in Mannskleidern einhergehen sah, hierüber erzürnt, befahl, da Gott sie zum Weibe gemacht, sie selbst ein Mann sein wolle, so sollte man ihr die Hosen ausziehen und nur so weit lassen, um ihre Scham zu bedecken. Faciamus ergo ut neque habitum habeat maris neque feminae, eine lächerliche Strenge, welche aber auf den Kirchenverboten wurzelte, dass Frauen nicht als Männer verkleidet einhergehen sollen. Rayn. 1522. n. 17.

[2] Die Darstellung folgt dem Jacopo Pitti, dell' istoria Florentina sino al 1529, libri due.

Partei und sein Haus durch die Mediceer von Florenz ausgeschlossen seien, an K. Franz und forderte ihn auf, ehe Papst Adrian, der ja ganz und gar auf Seite des Kaisers stehe,[1] nach Italien käme, sich nach Toscana zu werfen, das er mit Hülfe der neuerungssüchtigen Bevölkerung von Florenz und Siena ohne Schwierigkeit erobern könne. Allein der König, welcher von einer Dame seines Hofes zur andern taumelte, hatte für grössere Unternehmungen weder Willen noch Sinn; er machte zwar grosse Versprechungen, gab jedoch nur 14,000 Ducaten — vielleicht mediceische. Der Cardinal Soderino legte noch von den seinigen bei und so bildete sich unter Renzo di Ceri ein kleiner Heerhaufe. Die vertriebenen Sanesen schlossen sich an denselben an, und nun hoffte Soderino, erst die Petrucci in Siena zu stützen und dann auf Florenz einzuwirken und die Mediceer zu verjagen. So war erst das Cardinalscollegium das Echo der florentinischen Parteien geworden; dann wurde es der Hebel, durch welchen Italien aus seinen Fugen gerissen, und das Papstthum selbst in seinen Fundamenten erschüttert werden sollte. Unter diesen Verhältnissen war die Reform der florentinischen Verfassung durch den Cardinal von Medici erfolgt, für welche am 11. Mai Alessandro di Pazzi in lateinischer Rede dankte. Da aber hiedurch einerseits dem Cardinal Soderino der Weg zum Papstthum, andererseits dem florentinischen Adel der Weg zur Oligarchie verschlossen worden war, wurde durch Luigi Alemanni, Sohn des Pier, eine Verschwörung gegen den Cardinal Medici im Style jener angezettelt, welche unter Sixtus IV. von den Pazzi ausgegangen war und die Ermordung Julians von Medici in der Kathedrale von Florenz veranlasst hatte. 1488. Jetzt sollte an dem Frohnleichnamstage, und gerade während er feierlich das Sanctissimum trug (19. Juni), der Cardinal überfallen und ermordet werden, als einem Courier, der von Rom (und der Soderinischen Partei) Depeschen nach Florenz bringen sollte, diese abgenommen wurden. Man bemächtigte sich so weit wie möglich der Verschworenen; allein die Häupter entflohen und nur die Handlanger konnten ergriffen und bestraft werden. Die Folge des

[1] Obligatissimo a Cesare. Dell' istoria Florentina di Jacopo Pitti sino al 1529, libri due. L. II. p. 125.

fehlgeschlagenen Unternehmens war, dass die Macht des Cardinals in Florenz höher stieg, als bevor. Zwei Monate später kam Adrian nach Livorno, und man kann es wohl sagen, in Mitte dieser florentinischen Parteiumtriebe, des Intriguenkampfes zwischen den Häusern Medici und Soderini, von welch letzterem Pitti behauptet, der Cardinal habe Adrian völlig zu umgarnen gewusst.[1]

Doch erwies sich Adrian, als ihm die Cardinäle von Livorno entgegenfuhren, allen gleich ernst, gelassen und freundlich. Er speiste aber allein, und als die Schiffer zur raschen Abfahrt drängten, begab er sich schnell an Bord, so dass die Cardinäle, bereits unangenehm berührt, dass er sie nicht zur Tafel gezogen, nun so rasch wie möglich von ihrer Tafel weg nach den Schiffen eilten, die sie am Abende des 26. August nach der Rhede von Cività Vecchia brachten. Es gab für den Papst, kränklich und ermüdet wie er war, nur Einen Gedanken, Rom zu erreichen, Italien, der Christenheit den Frieden zu bringen. Je näher er Rom kam, desto mehr scheint die Begierde gestiegen zu sein, die Stadt zu betreten, welche seinen Thron und sein Grab in sich schliessen sollte.

Zwanzig Schiffe waren zurückgeblieben, mit 18 Galeeren erschien der Papst vor Cività Vecchia. Mittwoch den 27. August betrat Adrian nach 22tägiger Seefahrt, 169 Tage seit er sich von Vitoria auf den Weg gemacht, mehr als sieben Monaten seit er gewählt worden war, von den Cardinälen Prosper Colonna und Francesco Orsini, welche ihn in Spanien hätten abholen sollen, an der Küste empfangen,[2] den Boden des Kirchenstaates. Von der jubelnden Bevölkerung geleitet, begab er sich nach der Hauptkirche, dort Messe zu lesen, und dann in den Palast, die vornehmen Römer und die Cardinäle zu empfangen, an deren Spitze Colonna die Anrede hielt. Abends wurden aber wieder die Segel gelichtet, um nach Ostia zu fahren. Nun hinderte aber ein heftiger Wind eine geordnete Ausschiffung, so dass ein Theil des Gefolges und Gepäckes erst nach zwanzig

[1] Accortosi (il cardinale di Medici) che la sagacità del cardinale Soderino s'era guadagnata la grazia del Papa, dimorato poco a Firenze ritornò. p. 130.

[2] Nach Vettori die Cardinäle Cornaro, Colonna und Vich.

Tagen und auf dem Umwege über Gaeta nach Rom gebracht werden konnte. Adrian liess sich sogleich mit dem Doctor Agredo an das Land bringen und bald bedeckte sich die Küste mit Erzbischöfen und Bischöfen, Herzogen und Botschaftern, Gelehrten und Rittern, die sich die Zeit vertrieben, indem sie Steine in das Wasser schleuderten oder am Strande auf- und niedergingen. Der Cardinal Carvajal, welcher durch ein eigenthümliches Geschick auch der letzte war, der den Papst bewirthete, nahm als Befehlshaber des Schlosses von Ostia den Papst und sein unmittelbares Gefolge als seine Gäste zu sich; dann aber bestiegen der Papst und die acht Cardinäle, welche sich in Ostia gefunden hatten, ihre Pferde, um noch an demselben Tage (28. August) das Kloster von Sct. Paul vor den Mauern von Rom zu erreichen und dort die Nacht zuzubringen. Da aber für eine so grosse Anzahl vornehmer und geringer Personen keine hinreichende Anzahl von Maulthieren aufgetrieben werden konnte, mussten Viele zu Bauernwagen oder Eseln ihre Zuflucht nehmen, um theils an demselben Tage, theils am Morgen des folgenden in der brennenden Sonne des Augustes und dem Pesthauche entgegen, der von Rom herwehte, sich dem Grabe des Apostels der Heiden zu nähern, zu dem nun aus der Porta di San Paolo und dem Orte vorüber, wo nach der Legende Petrus und Paulus vor ihrem Martyrium Abschied genommen, was Rom an vornehmen Personen besass, herausströmte, den neuen Papst zu empfangen, den, einen Deutschen, die Spanier nach San Paolo gebracht hatten.

Der 29. August 1522 war angebrochen. Man kann sich vorstellen, mit welcher Spannung alle Nachrichten über das Aussehen des Papstes, über sein Benehmen aufgenommen, verbreitet, nun mit jener Schärfe besprochen wurden, die den Römern eigen ist. Der feierliche Moment nahte. Am Grabe des Apostels der Heiden, welchen Rom als einen seiner geistigen Begründer ehrte, versammelte sich das durch die Ernennungen Leo's X. erneute Cardinalscollegium, nebst seinen wenigen älteren Bestandtheilen, alles was Rom an Prälaten und angesehenen Weltlichen in seinen Mauern barg, den ausländischen Papst zu empfangen, welchem hier in seiner zweifachen Würde, als Papst wie als Gebieter des Kirchenstaates, in der üblichen Weise gehuldigt wurde. Zweihundert Mann der päpstlichen

Wache zu Fuss, wie die dazu gehörigen Reiter hielten die Zugänge zur alten Abtei besetzt, in deren wunderbarschönem Kreuzgange nun die Cardinäle den Papst erwarteten. Dieser hatte, wie gewöhnlich, am frühen Morgen celebrirt. Dann begab er sich in das Chiostro, wo nun ein Cardinal nach dem andern ihm die Hand küsste. Hierauf führten sie ihn in die Kirche, wo erst am Grabe des h. Paulus die üblichen Gebete verrichtet wurden, worauf sich Adrian auf einen Thron setzte und von den Cardinälen die Huldigung empfing. Dann begab sich der ganze Zug in die Sacristei, wo das Consistorium abgehalten wurde.[1] Wahrscheinlich war es bei dieser Gelegenheit, möglicher Weise auch schon im Chiostro, dass der Cardinalbischof von Ostia, Bernardin Carvajal, in längerer wohlgesetzter Rede die Freude ausdrückte, neun Monate nach dem Tode Leo's dessen tüchtigsten Nachfolger begrüssen zu können. Er sprach mit grossem Freimuthe sodann, dass die Kirche unter den jüngsten Päpsten mannigfache Mängel erlitten, wies darauf hin, dass der grösste darin bestehe, wenn der Gewählte seine Erhebung der Simonie verdanke. Es war eine indirecte Apologie seines eigenen früheren Verfahrens, als er erwähnte, dass zwar Alexander III. nur die Häresie als Hinderniss der Papstwahl bezeichnet, andere Päpste aber, sowie das Constanzer und Basler Concil und das jüngste lateranensische auch die Simonie als von jeder kirchlichen Würde ausschliessend bezeichnet hätten. Der gegenwärtige apostolische Senat habe alle Simonie ferne gehalten, den Papst, ohne dass er darum gebeten oder sich in die Wahl eingemischt, in seiner Abwesenheit gewählt. Der Sprecher konnte von den früheren Conclaven am besten wissen, welche Ausnahme dieser Fall bildete.

Es habe auch andere Krankheiten in der Kirche gegeben, da es früheren Päpsten an richtigem Verständnisse (intellectus), Willen, Wissen und Tugend gefehlt habe. Ja er sprach in der härtesten Weise aus, dass in früheren Zeiten unwissende und faule, mit vielen Lastern erfüllte, mit keinen Tugenden geschmückte Päpste gewählt worden, was glücklicher Weise jetzt ganz anders geworden sei. Adrians Wissenschaft bewiesen die

---

[1] So nach Vettori, welcher wissen will, dass der Papst zuerst das Wort ergriff.

vielen Bücher, die er geschrieben; berühmt sei seine Tugend, seine Demuth ausgezeichnet, seine Gerechtigkeit ohne Wanken, seine Frömmigkeit unausgesetzt. Ein Papst, der täglich Messe las, scheint dem Redner seit Langem nicht vorgekommen zu sein. Da bedürfe es keiner besonderen Ermahnungen,[1] wohl aber glaubte der Redner, ihm sieben Punkte ans Herz legen zu dürfen:

1. möge er die Schmerzen der früheren Zeiten entfernen, die Simonie, die Unwissenheit, die Tyrannei und alle anderen Laster, welche sonst die Kirche heimsuchten; er möge sich an gute Räthe halten und die Freiheit in Abstimmung, in den berathenden Behörden und der Ausübung der Regierungsbeamten beschränken.
2. Er möge die Kirche nach den Concilien und Canonen, so viel die Zeiten gestatten, reformiren, damit sie das Aeussere der h. Kirche und nicht einer sündigen Genossenschaft zeige.
3. Er möge seine Brüder und Söhne, die Cardinäle und Prälaten und andere Glieder der Kirche, mit echter Liebe, nicht blos mit Worten, sondern mit Werken und Thaten umfassen, indem er die Guten ehre und erhöhe, für sie und besonders für die Armen sorge, damit nicht die apostolische Höhe durch Armuth sich beschmutze.
4. Er möge ohne Unterschied gleiche Gerechtigkeit ertheilen, dazu die Besten als Beamten bestellen, die durch keine Abneigungen oder Rechtsstreitigkeiten die Gerechtigkeit zu Grunde richteten.
5. Er möge die Gläubigen, insbesondere den Adel und die Klöster, in ihren Nöthen unterstützen.
6. Er möge die Ungläubigen und insbesondere die Türken, welche Rhodus und Ungarn bedrohten, bekämpfen und dazu Geld sammeln, die christlichen Fürsten zum Waffenstillstand und einem Türkenzuge bewegen, und Rhodus jetzt mit Geld unterstützen.
7. Er möge die Sct. Peterskirche, welche zu ihrem grossen Schmerze zum Theil niedergerissen sei, sei es auf seine Kosten, sei es durch fromme Beiträge der Fürsten und Völker, aufbauen.

[1] Nullae exortationes ad bonam ecclesiae gubernationem videntur necessariae.

Thue er das, so werde sein Name bei Gott und den Menschen in gleicher Herrlichkeit leuchten.[1]

Es ist sehr eigenthümlich, dass von der in ihren Folgen wahrhaft unermesslichen Bewegung der Geister in Deutschland in dieser Rede gar keine Erwähnung geschah. War für sie der Decan des Cardinalscollegiums nicht vorhanden? Wenn aber irgend etwas den ohnehin so ängstlichen und gewissenhaften Papst mit dem Gefühle erfüllen musste, dass die Pflichten seiner hohen Würde weit über das Mass seiner Kräfte hinausreichten, so war es der Inhalt dieser Rede, auf welche der Papst einfach antworten konnte, ob denn die Cardinäle glaubten, dass er Wunder wirken könne? Ohne Wunder aber, und zwar ohne das grösste von allen, die Umwandlung der damals lebenden Persönlichkeiten, lasse sich die ihm gestellte Aufgabe nicht erfüllen. Kaum konnte übrigens die Fehlbarkeit der Päpste und wie durch sie das schwere Uebel der Zeit angerichtet worden, stärker betont werden. Der Papst dankte in seiner Ansprache den Cardinälen für die erfolgte Wahl, setzte sodann auseinander, warum er nicht früher in Rom habe eintreffen können, stellte aber sogleich an sie das positive Verlangen, sie sollten auf das Recht, Banditen und anderen Uebelthätern in ihren Palästen Unterkommen zu gewähren, Verzicht leisten und dulden, dass der Bargello sich in ihre Häuser begebe, die Missethäter aufzugreifen. Jeder habe die Waffen niederzulegen. Der Unfug hatte den höchsten Grad erreicht. Nicht lange vorher war ein Herzog von Camerino, welcher von Rom nach Genazzano ritt, ermordet worden. Man glaubte vom eigenen Oheim und beschuldigte deshalb den Cardinal Cibo.[2] Am 15. Juli hatte man zwei Mörder aus Neapel — der eine hiess Paternoster, der andere Avemaria — aber erst nachdem sie 116 Mordthaten verübt, hingerichtet. Man erwartete einen neuen Ausbruch von Fehden zwischen den Colonna's und Orsini's. Im Walde von Baccano hausten Corsen (der Signor Renzi, welcher die Orsini aufreizte) und mordeten die Vorüberziehenden. Den Cardinälen blieb nichts anderes übrig, als in das Verlangen

[1] Höfler, Analecten zur Geschichte Deutschlands und Italiens, p. 57—62.

[2] Vettori p. 114.



des Papstes einzugehen und auf ihr unsinniges Anrecht Verzicht zu leisten.

Nach der Darstellung des Caplan Ortiz hörte Adrian auch die übrigen Reden von Botschaftern, Corporationen etc. an und erwiederte erst dann, er empfehle sich ihrem Gebete, dass die Gnade des h. Geistes auf ihm ruhe und ihre guten Urtheile über ihn nicht zu Schanden würden. Nichts sei mehr zu befürchten, als dass die Arbeit einem Schwachen, die Erhabenheit einem Niedrigen, die Würde dem zugekommen, der sie nicht verdiene. Dennoch verzage er nicht, da er auf denjenigen vertraue, der in ihm alles bewirke. Die göttliche Gnade, welche ihn, den Unwürdigen, zu dieser Würde erhoben, werde ihn auch zum tauglichen Diener machen, einer solchen Last sich zu unterziehen.

Der Ceremonienmeister Blasius von Cesena hat uns mitgetheilt, dass, als der Papst schon in Ostia war, in Rom wegen des Streites der Cardinäle noch Alles in der grössten Verwirrung war; daher vielleicht auch die schlechten Anstalten zum Empfange des päpstlichen Gefolges. Der Papst habe in Sanct Paul einige Bittschriften, welche ihm vorgelegt wurden, unterzeichnet, besonders die „der Conclavisten". Als aber der Bischof von Poitiers ein Canonicat von Sct. Peter für sich erbat, verweigerte es ihm Adrian. In grosser Bestürzung über den Ernst, der sich jetzt geltend machte, seien sodann die Cardinäle gegen Rom geritten; der Papst hatte 5000 vacante Beneficien zu vergeben. Wie Viele sahen sich jetzt in ihren Hoffnungen getäuscht. Der Zug ordnete sich in möglichst glänzender Weise; voraus, Platz zu machen, die Cavallerie, dann die Fusssoldaten, sämmtliche Beamte der römischen Curie in rothen Gewändern, zuletzt der maggior domo mit den Haus-Prälaten, der Papst bis zum Thore von San Paolo getragen. Ein herrlicher Triumphbogen sollte dort von den Brüdern Porzio um 500 Scudi errichtet werden. Der Papst weigerte sich in seiner Demuth, wie ein Triumphator einzuziehen, konnte aber nur hindern, dass dieser Bogen vollendet wurde, während in der Stadt selbst Bogen an Bogen errichtet waren. Dort empfing ihn der Magistrat der Stadt. Adrian küsste das Kreuz und bestieg dann seinen Zelter, das Sacrament in der Hand. Hinter ihm ritten die Cardinäle, die Botschafter, der Adel, das übrige

Gefolge des Papstes, zuletzt kam eine unzählbare Menschenmasse. Die Kanonen ertönten, das Freudengeschrei überbot ihren Lärm, die Frauen weinten, das Volk jubelte, es vergass Pest und Noth, als es seinen neuen Gebieter sah.[1]

Darüber, dass mit der Zeit und den Neigungen Leo's X. gebrochen worden sei, konnten sich diejenigen, welche Adrians hohen Ernst erblickt, keiner Täuschung hingeben. Ob er es verstehe, den Uebergang von einem heiteren, nur dem leichten Spiel des Lebens zugewandten Pontificat zu der nothwendigen Strenge minder schroff zu machen, musste sich erst zeigen. Vorderhand war es die Reform der Kirche, welche als das Programm des neuen Pontificates ausgesprochen wurde und Alle mit Freuden erfüllte, deren Sinn nicht im Taumel der Zeit untergegangen war. Man musste instinctmässig herausfühlen, wenn irgend Jemand diese grosse Aufgabe vollführen konnte, so war es nur ein Ausländer, welcher mit dem Getriebe römischer Factionen nichts zu thun hatte, von allen Parteien gänzlich gelöst war und nur das Eine hohe Ziel im Auge hatte.

Schon um 9 Uhr war in Sct. Paul alles vollendet, wandte sich der festliche Zug bei glühendem Sonnenbrande[2] dem Kirchlein zu, an welchem der Sage zufolge Petrus und Paulus, beide zum Tode bestimmt, von einander Abschied genommen, zum Thore von Sct. Paul, zur Pyramide des Cestius, zum aventinischen Berge, dann durch die Stadt nach der Tiberbrücke und der Kirche des h. Petrus, wo um Mittag der Papst noch Messe hörte. Dann verabschiedete er sich von den Cardinälen, den Botschaftern, im Vatican eine Mahlzeit zu sich zu nehmen. Das Gefolge zerstreute sich, wo es eben Unterkommen fand.[3]

Am 30. August konnten die Römer bereits bemerken, dass sie ein Oberhaupt besassen. Es erfolgte ein äusserst scharfes Verbot, Waffen zu tragen, die strengsten Massregeln zur Aufrechthaltung der Sicherheit. Daneben wurden Vorbereitungen zur

---

[1] La pompa fu mediocre, anzi molto positiva, parte per essere il Pontefice di natura aliena da simil cose parte per esser tutti questi cortigiani esausti da Papa Leone e falliti. Vettori.

[2] fervido sole. Blas. Ortiz.

[3] Dies hic festus quamvis magnae solennitatis nostratibus tamen injucundus, cum marcidi ex longa navigatione nesciebant quo se reciperent. l. c.

Krönung getroffen, welche Adrian auf Sonntag den 31. August[1] bestimmt hatte, auf dass in Betreff der Berechtigung seiner Regierungshandlungen kein Zweifel entstehe. Sie erfolgte nach dem alten Ritus in vollster Pracht und Herrlichkeit, nachdem der Papst, das Angesicht dem Volke zugekehrt, das Hochamt gehalten, und unter mässigem Zuströmen des Volkes, das noch immer von der Pest heimgesucht war. Es hatte einen lebhaften Streit unter den Cardinälen abgesetzt, wo die Krönung vorgenommen werden sollte; die Mehrzahl war dafür gewesen, dass der Papst in Sct. Paul gekrönt werde und dann seinen Einzug in Rom halte. Man entschied sich zuletzt für Sanct Peter und dass die Krönung wie gewöhnlich vor der Kirche an den Stufen stattfinde. Wer aber, fügt Blasio Ortiz als Augenzeuge hinzu, das engelgleiche Antlitz des Papstes erblickt, seine wohlklingende Stimme[2] gehört und die Ceremonien gesehen hat, musste glauben, es sei hier mehr etwas Göttliches als etwas Menschliches vorhanden. Es charakterisirt die Zeit, dass, als dann das Krönungsmal stattfand, zwar Niemand an die Möglichkeit einer Vergiftung glaubte, aber doch die Cardinäle römischer Sitte gemäss sich von ihren eigenen Mundschenken bedienen liessen und ihren eigenen Wein tranken.[3] Niemals gab es eine grössere Freude, schrieb Campeggio am 5. September an Wolsey über Adrians Einzug. Jedermann urtheilt nach seinem Ausdrucke, seinen Worten, seiner Art und Weise, es sei ein ausgezeichneter Papst.[4] Er umgab sich mit dem Bischofe von Feltre, dem von Castellamare, drei Uditoren di Rota, Trivulgio, Simonetta und Cassiodorus, dem Bischofe von Burgos, Johann Winkler und Copis als seinen

---

[1] Vettori sagt irrig: penultimo di questo mese.

[2] dulcem vocem.

[3] Unmittelbar mit dem Acte der Krönung verband sich die Huldigung für das Königreich Sicilien, welche auf Befehl K. Karls (Lanz I. p. 65) der Vicekönig und kais. Botschafter leisten mussten. Zugleich sollten sie auch einen Indult erwirken, dass Karl die erledigten flandrischen und burgundischen Bisthümer besetzen könne, ebenso handelte es sich um die Gründung neuer Bisthümer.

[4] Of his (the Pape) age he is the most lusty man that ever I saw, but at his arrival he was in great danger of his life. Hannibal an Wolsey. Rome 13. Jan. 1523.

Räthen und begann schon am 5. Sept. die 9000 Gesuche zu erledigen, welche seit seiner Wahl auf ihn warteten.[1]

Bereits am 1. September hatte die eigentliche Regierung begonnen. Wohin aber sollten sich die Sorgen des Papstes zuerst wenden, da der Kirchenstaat ebenso zerrüttet war als die Kirche, die Christenheit ebenso uneinig als von äusseren Feinden bedroht, und es ebenso an Willen wie an Macht, an Einsicht wie au Mitteln fehlte, den zum hohen Berge angewachsenen Uebelständen abzuhelfen. Zuerst war nothwendig die Verordnung, welche alle Verfügungen des Cardinalscollegiums in Betreff von Pfründen seit dem Tage seiner Wahl für nichtig erklärte, zu veröffentlichen und wäre es auch nur, um ihr jeden Schein zu benehmen, als seie sie unkräftig, da er sie als gewählter und nicht als gekrönter Papst gegeben hatte. Die Verfügung war ein harter Schlag für das Cardinalscollegium, die Vorschrift über die päpstliche Kanzlei war ohne ihr Wissen und Zuthun in Spanien von dem Papste und dessen Vertrauten ausgearbeitet worden, war direct gegen die Cardinäle gerichtet und enthielt so das grösste Misstrauensvotum, welches der neue Papst nur immer der alten Regierung geben konnte.

Das Nächste, was dann zu geschehen hatte, war die Einrichtung des päpstlichen Hofstaates; die ganze Pracht und Herrlichkeit Leo's fiel hinweg. Als die Palefreniers dem neuen Papst einen Abgeordneten schickten, dieser nun frug, wie viel ihrer seien und hörte, nahe an hundert, machte Adrian das Kreuz und meinte, ihm genügten vier hinlänglich; da es sich aber zieme, dass er mehrere habe als die Cardinäle, wolle er zwölf behalten. Die beiden flammändischen Kammerdiener, welche er mitgebracht hatte, ruhige und schweigende Männer, bedienten ihn. Sie waren bald Gegenstand boshafter Bemerkungen.[2] Adrian änderte in nichts seine frühere Lebensart. Als die Cardinäle ihn baten, mehr Dienerschaft anzunehmen, wies er auf die leeren Cassen hin, die ihm P. Leo hinterlassen; zuerst müsse man die Kirche von den Schulden befreien. Klagte man später, der Papst lebe wie in klösterlicher Einsamkeit, so war gleich anfangs der Unterschied zu früher

[1] Brew. n. 2506.

[2] Vettori nennt sie stupidi e marmorei.



grell genug. Man erkannte seinen Sinn für strenge Gerechtigkeit; aber gerne hätten ihm die Römer manche Ungerechtigkeit verziehen, hätten er und seine Umgebung sich mehr ihren Sitten angeschlossen. Meinte man doch, wie Italien das Paradies der Welt sei, so sei es auch durch die allgemeine Gefälligkeit und den Mangel an übertriebener Strenge von Engeln[1] bewohnt. Man konnte die Selbsttäuschung nicht höher treiben. Man fühlte vom ersten Augenblicke an einen Misston zwischen dem strengen Gebieter und dem am frohen Lebensgenuss gewöhnten Volke. Die Römer zumal hatten, seitdem Rom wieder statt Avignon der Sitz der Päpste geworden, von der Kirche zu zehren verstanden. Ein Papst, welcher Anlage hatte zu einem guten Cassier, wie sich Vettori ausdrückt, war ihnen von Haus aus unangenehm. Sie verstanden ihn nicht, er sie nicht. Er hatte das feste Ziel der Kirche im Auge, sie ihre persönlichen Interessen. Leo X. war populär, weil er eine Million in Gold an Schulden hinterlassen; sein Nachfolger ward unpopulär, weil er keine machen konnte noch machen wollte. Er befand sich im Verhältnisse wie Galba zu Nero. Die Cardinäle verlangten, er solle Geld sammeln, die Römer, er solle Geld ausgeben, er solle für ihre Interessen sorgen. Er war ein guter Papst, wenn er die Römer fütterte und unterhielt. Ihre Interessen sollten noch mehr gefährdet werden!

Wenn auch unter den Cardinälen die heftigsten Feindschaften herrschten und der Sinn für die Würde der Kirche beinahe völlig erloschen war, so dachten wenigstens nicht alle in dieser Art. Adrian erhielt von dem Cardinalpriester (von Sct. Matthäus), Aegidius von Viterbo, General des Augustinerordens, eine so umfassende Darstellung des Zustandes der römischen Kirche und dessen, was zu bessern war und wie es gebessert werden konnte, dass er sie als sein Programm anzunehmen und als Grundlage seines Regierungs-Systemes zu verwenden im Stande war. Es ist dies unbedingt die bedeutendste Schrift, welche im Reformationszeitalter über diesen Gegenstand verfasst wurde, deren Bedeutung noch wesentlich durch die hohen Tugenden und die reformatorische Gesinnung ihres Verfassers vermehrt wurde. Sie begann damit, dass aus-

[1] habitata degli angioli. Vettori.

einandergesetzt ward, wie es sich jetzt nicht sowohl um eine Schwächung der Kirche, als um ihren totalen Ruin handle, welcher nur durch Adrian abgewendet werden könne, mit dessen unverhoffter und einstimmiger Wahl ein neuer Hoffnungsstrahl aufgegangen sei. Man müsse von vorne anfangen, und da von dem Missbrauche des göttlichen Amtes und der Schlüsselgewalt das Uebel herstamme, müsse die absolute Gewalt beschränkt werden. Dieses aber könne dadurch geschehen, dass ausgezeichnete Männer über die Grenzen derselben sich aussprechen. Denn wenn er auch Alles vermöge,[1] so dürfe er sich doch nicht alles erlauben. Es müssten feste Normen der Gerechtigkeit beobachtet werden, sowohl in Betreff des verlangten Rechtes als der gewünschten Gnadenbezeigungen. Der schlimmste Missbrauch geschehe aber mit dem Antritt von Pfründen ohne Zustimmung des Besitzenden und Eigenthümers. Die Vereinigung von Pfründen[2] müsste gänzlich verboten werden. Es sei ein schwerer Missbrauch, dass die Mönche so viele Pfarrkirchen besässen, nicht minder sträflich aber der Geiz der Weltpriester, welche Pfründen, deren Vereinigung absolut incompatibel sei, Capellen, Priorate, Präbenden, Canonicate zusammenscharrten, so dass sie alphabetischer Verzeichnisse ihrer Einkünfte bedürften. Commenden müssten geradezu verboten werden. Nicht minder die unter dem Namen compositio eingerissene Pfründenmäkelei, welche den römischen Stuhl bei den Fürsten so sehr verhasst machte und den Häretikern Anlass gab, gegen die Päpste aufzutreten. Nothwendig müssten die Vollmachten der Datarie beschränkt werden. Es sei ein entsetzlicher Uebelstand, dass kaum und auf das mühsamste ein Entscheid erlangt worden, derselbe auch schon durch die Bitte eines andern in Frage gestellt werde. Aegidius bezeichnete die Datare geradezu als Blutsauger und Ungeheuer. Die Reservation von Beneficien müsse bis auf ganz besondere Ausnahmen aufgehoben, was aber einmal bewilligt worden, auch in Ausführung gebracht werden. Durch diese Massregel würde eine Unzahl von Processen abgeschnitten werden. Der Verfasser rieth, demjenigen, welcher den Gnadenbezeugungen vor-

[1] omnia possit. Höfler, Analecten.
[2] beneficiorum quae dicuntur uniones.



gesetzt werde, Referendare beizugeben, welche über die Zweckmässigkeit der Bitten Bericht erstatteten. Eine genaue Untersuchung müsse über den Wirkungskreis der verschiedenen Behörden gepflogen werden, namentlich bei denjenigen, welche durch Geld erlangt werden könnten. Man müsse ebenso genau bei Besetzung von Pfründen die Menschen als die eigenthümlichen Verhältnisse der Diöcesen berücksichtigen; fremde nicht einheimischen vorziehen, von den niedern ein Vorrücken zu den höhern gestatten. Ueberhaupt sei im Allgemeinen an dem Grundsatze festzuhalten, nur ganz taugliche und tüchtige Personen zu den Aemtern zuzulassen; bereits sei es durch Zugeständnisse, Bewilligungen oder geradezu durch Concordate mit Fürsten dahin gekommen, dass der grössere Theil geistlicher Rechte und Angelegenheiten ausserhalb der Sphäre des römischen Stuhles liege, so dass jene nach Willkür darüber verfügten; deshalb sei es nothwendig, so viel als möglich diese Bewilligungen zu beschränken und den Missbrauch zu bessern. Alle Massregeln in dieser Beziehung müssten aber mit grosser Umsicht und Mässigung geschehen, da leider in früheren Zeiten die Habsucht und Blindheit der Päpste so unheilvoll gewesen, dass sie um eines augenblicklichen Vortheiles willen sich nicht scheuten, der Kirche einen bleibenden Schaden zuzufügen.

Nicht geringer sei aber auch der Nachtheil, welcher durch den verschwenderischen Gebrauch von Ablässen entstanden sei. Alle Indulgenzen, welche den Minderbrüdern gewährt würden, müssten gänzlich zurückgenommen werden, da dadurch die ordentliche Jurisdiction der Bischöfe geradezu und von Grund aus zerstört werde. Die ungemessene Vollmacht der Vergebung erzeuge masslose Lust zu sündigen. Das bevorstehende Jubiläum gewähre den besten Anlass, die grossen Beichtprivilegien zurückzunehmen. Der Verfasser rieth ferner, die Fürsten zu jährlichen Beiträgen zur so nothwendigen Vollendung der Sanct Peterskirche zu vermögen; dasselbe sollten ihrer Seits Papst und Cardinäle thun. Nicht minder legte er dem Papste die Rückkehr Böhmens an das Herz, welche, wie er sich in Wien 1515 überzeugt, von vielen Böhmen selbst gewünscht werde. Da der jugendliche König von Ungarn durch das Testament seines Vaters unter päpstliche Vormundschaft gestellt worden, müsse doppelte Sorge für Ungarn verwendet werden, das durch

die Eroberung Belgrads den Einfällen der Osmanen offen stehe. Ein Legat mit vielen Predigern, welche auf das Volk einwirken müssten, sollte nach Ungarn gesandt, der König von Polen und der Deutsch-Ordensmeister zum Frieden oder Waffenstillstand gebracht und selbst auch auf die Moscowiter eingewirkt werden, damit diese ihre Waffen mit den anderen Mächten gegen die Osmanen verbänden. Ebenso sei nothwendig, Legaten zu dem Kaiser, den Königen von Frankreich und England zu senden und alles aufzubieten, dass die lutherische Pest von Grund aus ausgerottet werde.

Das Promemoria wandte sich dann der Verwaltung der Gerechtigkeit zu und rieth dem Papste, privatim nichts dahin Einschlägiges zu unterzeichnen, sondern alles an den Vorstand der Justizbehörde zu verweisen. Namentlich aber müsste die Rota als allgemeines Tribunal des christlichen Erdkreises mit den ausgezeichnetsten Männern besetzt werden. Kein Bischof dürfe ferner mehr Anwalt bei der Rota sein. Den Auditoren sollten bestimmte Besoldungen neben den Sporteln zukommen, letztere geregelt werden; die Notare und Registratoren ihr Amt selbst verwalten, der Preis der Ausfertigungen festgesetzt und vermindert werden, da, was früher 500 Ducaten kostete, jetzt über 2000 zu stehen komme. In ähnlicher Weise verhalte es sich mit dem Tribunal eines Uditore della camera, wo, was früher 4 Ducaten kostete, jetzt 20 kostet. Der Wirkungskreis des Senators und der Richter des Capitols müsste gleichfalls reformirt werden. Fortwährend baten die Römer, es möge ihnen die Würde eines governatore zurückgegeben werden. Es erfolgten Rathschläge in Betreff der ordentlichen Legationen (Avignon, des Patrimonium, Perugia, Mark, Bologna); diese sollten nur auf zwei Jahre Cardinälen übergeben werden, nicht auf Lebenszeit, und zwar müssten diese sie selbst verwalten. Letzteres sollte überhaupt von allen Verwaltungsstellen gelten. Der Verfasser rieth, in allen Städten Untersuchungen, die bis auf die letzten sechs Jahre hinaufreichten, anstellen zu lassen, um den nur zu gegründeten Klagen zu begegnen.

Endlich wandte sich die Schrift der Untersuchung der Gründe zu, warum denn der römische Stuhl gar so mit Schulden belastet und um seine Einkünfte gekommen sei. Sie bezeichnete als solche die neuen Aemter, welche P. Leo X.

für Geld schuf und deren Einkünfte auf die Kirche angewiesen wurden. Dazu gehörten die Kämmerer, Schildträger und Ritter des h. Petrus und andere,[1] welche jährlich 120,000 Ducaten verschlangen. Man könne jedoch diese Aemter nicht geradezu abschaffen, sollte nicht der Glaube an die Zusagen der Päpste erschüttert werden. Man müsse eine Finanzcommission von Cardinälen ernennen, welche sorgsam die Einkünfte seit Leo untersuchten, wie und warum Schulden gemacht wurden, und so der leichtsinnigen Verschleuderung entgegen träten. Man müsste die oben bezeichneten Aemter allmälig einziehen, wenn sie erledigt würden, sie mit Pfründen vertauschen. Als ein anderes Mittel, der Verarmung des römischen Stuhles zu steuern, könne die Einziehung der ersten Jahresrente aller vacanten Pfründen bezeichnet werden, wozu ja der Papst die absolute Macht besitze. Auch ein subsidium caritativum, eine Liebessteuer aus allen Theilen der Welt ward in Vorschlag gebracht. Da die Kirche aus vielen Städten, Schlössern, gar nichts beziehe, könnten diese als Lehen statt der Aemter verliehen werden. Man solle bei Ordensvisitationen Männer eines andern Ordens verwenden, wodurch man gleichfalls Geldsummen zu Stande brächte. — Kurz, die Noth, welche Leo über den römischen Stuhl gebracht hatte und von der sich nun sein Nachfolger umgeben sah, war so gross, dass selbst die eifrigsten Vertheidiger der Reform sich genöthigt sahen, zur Anwendung von Mitteln zu rathen, welche nur in der absoluten Gewalt der Päpste ihre Begründung fanden. Aber diese war ja selbst der Grund der grössten, nun Alles erdrückenden Uebelstände gewesen, und man bewegte sich dadurch fortwährend in einem falschen Cirkel, indem man einerseits den Folgen des kirchlichen Absolutismus zu entgehen suchte und um dieses zu können, selbst an den Absolutismus appellirte.

Wohin der Papst blickte, befand er sich einem wogenden Meere gegenüber, hier die Osmanen, dort die gegenseitige Wuth der christlichen Mächte, hier die Nothwendigkeit einer durchgängigen Reform der Missbräuche, die aber eine Höhe und Macht erlangt hatten, dass sie zu beseitigen dem Umsturze der Kirche gleich geachtet wurde; dort das offene Bestreben, nicht blos die Missbräuche, sondern auch den Glauben umzu-

[1] portiones ripae et ejus praesidentiae.

stossen und eine ganz neue Kirche zu begründen. Wer in solchem Gedränge nicht etwa in frevlem Leichtsinne den Muth nicht verlor, sondern selbst auch die Hoffnung hegte, mit ruhigem Gottesvertrauen den Uebelständen gewachsen zu sein, war ein Held, in seiner Weise auch ein Ritter ohne Furcht und Tadel.

Je mehr sich aber Adrian mit den Ideen des Aegidi'schen Programms vertraut machte, in desto schärferen Gegensatz setzte er sich nothwendiger Weise mit seiner ganzen Umgebung. Er musste sehen, dass der alte oft gebrauchte Ausdruck der Päpste, sie seien wie auf eine Warte gestellt, für ihn eine Vereinsamung bedeute, die mit der Zeit eher zu- als abnahm. Man begreift, dass der Papst sich von allen Entscheidungen in Gnadensachen zurückzog und nur mit einem „wir werden sehen“ zu antworten pflegte, dass sein Datar sich in unerbittlichen Ernst einhüllte, dass er selbst an sich sparte, um die Kirche aus dem Nothstande Leo's X. herauszureissen; dass aber durch alles dieses die neue Regierung einen herben Charakter annahm, welcher denjenigen, die lustigere Zeiten gesehen, fast unerträglich ward, und die überlegende, aber eben deshalb auch zögernde Gerechtigkeit des Papstes der Gegenwart keinen Ersatz für die Entbehrungen bot, die er vom Standpunkte der Reform verlangte und die Jeder vielleicht in Betreff Anderer, aber nur nicht in seinen eigenen Angelegenheiten zugestand oder passend fand. Wo aber der Papst mit irgend einem Nachdrucke auftreten wollte, fand er sich gehemmt, und heftete sich die üble Finanzlage wie eine Bleisohle an seine Füsse. Wie konnte er ein subsidium caritativum verlangen, das ihn in moralische Abhängigkeit brachte? Wie Annaten, nachdem er dem Principe derselben entgegen war? Welche Rolle war ihm aber selbst beschieden, wenn er zwar an sich sparte und sparte, aber auf Jahre hinaus zu einer Unthätigkeit angewiesen war, während man von ihm die grösste Thätigkeit verlangte und bereit war, alles was von ihm ausging, Thun und Lassen, mit der herbsten, unbilligsten Kritik zu begleiten?

Brechen wir hier die Schilderung dessen ab, was wir über die Anfänge des Pontificates Adrians zu berichten vermögen, um uns nicht zu sehr in das Detail zu verlieren. — Es handelte sich zunächst, was mit der spanischen Kriegsmacht zu

thun sei, welche den Papst nach Italien geleitet hatte. Wenn wir Paolo Giovio glauben dürfen, so gab der Cardinal von Medici den Rath, sie sogleich zur Vertheidigung des schwer bedrängten Rhodus zu verwenden; es sei Hoffnung vorhanden, dass dann auch die Venetianer sich zum Kampfe hinreissen lassen würden. Allein der sehr kluge Gedanke stiess auf einen mehrfachen Widerstand. Einmal verlangte der spanische Botschafter Don Lopez de Mendoza, Herzog von Sessa, dass, da K. Franz mit einem neuen Einfalle drohe, diese Truppen zum Schutze der Lombardei verwendet würden. Dann hatten letztere, durch die lange Seereise ermüdet, keine Lust, sich auf's Neue dem Meere anzuvertrauen. Endlich befand sich der Kirchenstaat selbst in grösster Gefahr, da Sigismund Malatesta sich Rimini's bemächtigte und somit den Kampf gegen ‚die Kirche' begann. Dadurch erhielten diejenigen, welche meinten, zuerst müsse Italien sichergestellt werden, einen neuen schwerwiegenden Grund. Der Datar Wilhelm Enkevort, Dietrich Hess, der Secretär des Papstes, und Giov. Rossi, Erzbischof von Cosenza, welchen Adrian als Nuntius bei K. Ferdinand schätzen gelernt hatte, vereinigten ihren Einfluss in eben diesem Sinne, und so geschah es, dass die spanische Armada in Italien verwendet wurde. Am 7. September ersetzte der Herzog von Sessa den Don Manuel als spanischen Botschafter in Rom,[1] der Cardinal von Medici kehrte nach Florenz zurück, wo seine Anwesenheit dringend nothwendig war; dadurch wurde es seinem Gegner, dem Cardinal Soderino, noch mehr möglich, Einfluss auf Adrian zu gewinnen, und bestand dieser vorläufig auch nur darin, dass der Papst in seiner massvollen Gerechtigkeitsliebe sich nicht unbedingt zum Träger der spanischen Politik und zum Werkzeuge des spanischen Hasses machte, so war damit sehr viel für die Partei gewonnen, die Soderino vertrat. Karl ward in seinen Planen aufgehalten, K. Franz die Möglichkeit gegeben, durch Anträge und Friedensbedingungen, die er nicht zu halten gedachte, Zeit zu gewinnen, sich den Schein der Friedfertigkeit zu geben und den Papst, der spanischer Seits zu Erklärungen gedrängt wurde, allmälig in Zwiespalt mit seinem kaiserlichen Zögling zu versetzen.

[1] Gachard, lettres de Charles-Quint au duc de Sessa. I.

XXII. SITZUNG VOM 16. OCTOBER 1872.

Der Secretär verliest Dankschreiben der neu gewählten Mitglieder, der Herren Regierungsrath Ritter von Arndts in Wien, Professor Dr. Ritter von Schulte in Prag, Professsor Dr. Hoffmann in Wien und Prof. Dr. Zeissberg in Wien.

Der Reichsrathsbibliothekar Herr Dr. Vinc. Goehlert ersucht um Aufnahme von drei Gesandtschaftsberichten von Friedrich von Khreckwitz aus Constantinopel vom Jahre 1593 in die Schriften der historischen Commission.

Herr Regierungsrath Dr. Constant von Wurzbach legt den im Druck vollendeten 24. Band seines ‚biographischen Lexicons des Kaiserthums Oesterreich' vor.

An Druckschriften wurde vorgelegt:

Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique: Rapport séculaire sur les travaux de la Classe des Lettres (1772—1872); par J. J. Thonissen. Bruxelles, 1872; gr. 8⁰.

Accademia delle Scienze dell'Istituto di Bologna: Memorie. Serie III. Tomo I, fasc. 1–4; Tomo II, fasc. 1. Bologna, 1871 & 1872; 4⁰. — Indici generali dei dieci tomi della 2ᵈᵃ serie delle Memorie. (1862—1870). Bologna, 1871; 4⁰. — Rendiconto. Anno accademico 1871—72. Bologna, 1882; 8⁰.

— R., delle Scienze di Torino: Atti. Vol. VII. Disp. 1ᵃ—7ᵃ. Torino, 1871—72; 8⁰. — Bolletino meteorologico ed astronomico del R. Osservatorio dell'Università di Torino. Anno VI. 1872. Quer-4⁰.

Association pour l'encouragement des études grecques en France: Annuaire 6ᵉ Année, 1872. Paris; 8⁰.

Bibliothèque de l'École des Chartes. XXXIII. Année 1872. 1re und 2e Livraisons. Paris; 8⁰.

Central-Commission, k. k. statistische: Mittheilungen. XIX. Jahrgang, 3. Heft. Wien, 1872; kl. 4⁰.

Essex Institute: Proceedings and Communications. Vol. VI. Part. 3. 1868—71. Salem, 1871; 8⁰. — Bulletin. Vol. III. 1871. Salem, 1872; 8⁰.

Istituto, R., Veneto di Scienze, Lettere ed Arti: Memorie. Vol. XVI, Parte 2; Vol. XVII, Parte 1. Venezia, 1872; 4⁰. — Atti. Tomo I⁰, Serie IVa, Disp. 7a—9a. Venezia, 1871—72; 8⁰.

Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. 18. Band, 1872, Heft IX. Gotha; 4⁰.

„Revue politique et littéraire" et „La Revue scientifique de la France et de l'étranger". IIe Année, 2e Série, N⁰ 15. Paris & Bruxelles, 1872; 4⁰.

Smithsonian Institution: Annual Report, for the Year 1870. Washington, 1871; 8⁰.

Société Royale des Antiquaires du Nord: Mémoires. N. S. 1870 & 1871. Copenhague; 8⁰. — Aarbøger. 1871, 4. Heft; 1872, 1. Heft. Kjøbenhavn; 8⁰.

Society, The Royal, of London: Philosophical Transactions. For the Year 1870. Vol. 160, Part. II; For the Year 1871. Vol. 161, Part. I. London; 4⁰ — Proceedings. Vol. XIX. Nos 124—129. London, 1871; 8⁰. — List of Members 1870. — Catalogue of Scientific Papers (1800—1863.) Vol. V. London, 1871; 4⁰.

XXIII. SITZUNG VOM 23. OCTOBER 1872.

Der Secretär verliest Dankschreiben der neu gewählten Mitglieder, der Herren Professoren Dr. A. Huber in Innsbruck, Dr. Friedrich Maassen in Wien, Dr. Rob. Roesler in Graz, und des Professors und Secretärs am archaeologischen Institut in Rom, Dr. W. Henzen.

Ferner legt der Secretär vor:

1. den von dem Secretär der historischen Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften zu München Herrn Geh. Rath und Professor v. Giesebrecht eingesendeten Bericht über die dreizehnte Plenarversammlung der Commission.

2. das von Herrn Dr. Constantin Edl. von Böhm mit Unterstützung der k. Akademie herausgegebene Werk ‚Die Handschriften des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives'.

3. eine von Herrn Dr. Theodor Wiedemann eingesendete Abhandlung ‚Die biblischen Stoffe auf der Bühne. Beitrag

zur Geschichte der Theatercensur in Oesterreich,' um deren Aufnahme in die Schriften der historischen Commission der Verfasser ersucht.

Das w. M. Herr Dr. Aug. Pfizmaier legt vor eine Abhandlung, betitelt ,Denkwürdigkeiten von chinesischen Werkzeugen und Geräthen'.

Das w. M. Herr Prof. Mussafia legt zum Abdruck in den Denkschriften vor: ,Ein Beitrag zur Kunde der norditalienischen Mundarten im XV. Jahrhundert'.

Die Aufnahme des 3. Theiles der Biographie des Beatus Rhenanus von Herrn Dr. Adalbert Horawitz in die Sitzungsberichte wird genehmigt.

An Druckschriften wurde vorgelegt:

Akademie der Wissenschaften, Königl. Preuss., zu Berlin: Monatsbericht. Mai und Juni 1872. Berlin; 8⁰.

Göttingen, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus den Jahren 1869 - 1871. 4⁰ und 8⁰.

Jahrbuch, Militär-statistisches, für das Jahr 1870. I. Theil. Wien, 1872; kl. folio.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. XVII. Jahrgang, Juli—August und September—October 1872. Wien; 4⁰.

,Revue politique et littéraire' et ,La Revue scientifique de la France et de l'étranger'. IIe Année, 2e Série, Nr. 16. Paris & Bruxelles, 1872; 4⁰.

Societas, Regia, scientiarum Upsalensis: Nova acta: Seriei III^{tiae} Vol. VIII, Fasc. I. 1871. Upsaliae; in 4⁰. — Bulletin météorologique mensuel de l'observatoire de l'Université d'Upsal. Vol. I, N°s 1—12; Vol. II, N°s 7—12; Vol. III, N°s 1—12. Upsal, 1871; 4⁰.

Society, The American Philosophical: Transactions. Vol. XIV. N. S. Part. III Philadelphia, 1871; 4⁰. — Proceedings. Vol. XII. 2. N. 87. Philadelphia, 1871; 8⁰.

— The Royal, of Edinburgh: Transactions. Vol. XXVI, Parts II—III. For the Session 1870—71. 4⁰. — Proceedings. Session 1870—71. Vol. VII, N°s 82—83. 8⁰.

Upsala, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1871/72. 4⁰ und 8⁰.

Verein für Erdkunde zu Dresden: VIII. und IX. Jahresbericht. Dresden, 1872; 8⁰.

— für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde: Meklenburgisches Urkundenbuch. VII. Band. 1322—1328. Schwerin, 1872; 4⁰.

Denkwürdigkeiten von chinesischen Werkzeugen und Geräthen.

Von

Dr. A. Pfizmaier,

wirkl. Mitglied der kais. Akad. der Wissenschaften.

In der vorliegenden Abhandlung bringt der Verfasser eine Anzahl denkwürdiger, in alten Schriftstellern enthaltener Nachrichten von chinesischen Werkzeugen und Geräthen. Unter diesen Gegenständen sind einige auch bei uns im Gebrauche, andere jedoch unbekannt. Bei den bekannten zeigt sich als von besonderem Belang ihre oft abweichende Beschaffenheit, das Alter ihrer Erfindung oder Einführung und die verschiedenen zu ihnen in Beziehung stehenden Ereignisse.

Die richtige Bezeichnung dieser Dinge ist in manchen Fällen nicht ohne Schwierigkeit gewesen. So bei der grossen Menge von Behältnissen, die, mit verschiedenen Namen benannt, bisweilen identisch zu sein scheinen, dieses aber nicht sind und für die der entsprechende deutsche Ausdruck gewöhnlich erst nach längerem Suchen und Vergleichen gefunden werden konnte.

Nebst den in dieser Abhandlung angeführten Gegenständen gibt es noch andere, zu den bezeichneten Classen gehörende, von welchen ebenfalls Nachrichten vorliegen. Es musste jedoch, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit weiterer Forschungen, die Zahl der besprochenen Gegenstände vorläufig auf das hier Gebotene beschränkt werden.

Der Spiegel.

鏡 King ‚Spiegel' ist so viel als 景 King ‚Glanz'. Er hat Licht und Glanz. [1] 鑒 Kien ‚Spiegel' nennt man 鏡 King. [2]

Als König Wu in das Glück eintrat, lautete die Inschrift seines Spiegels: Ich sehe deine Vorderseite. Ich denke gewiss an deine Rückseite. [3]

壽 尹 Yün-scheu erfand die Spiegel. [4]

Khiĕ ward seines Edelsteinspiegels verlustig. Was er gebrauchte, war der beissende Tiger. [5]

Thsin ward seines goldenen Spiegels verlustig. Das Fischauge mengte sich unter die Perlen. [6]

Der Hausgenosse von dem Geschlechte 郭 Kŏ sprach: Es sind vier Quentchen, es ist der glänzende Schriftschmuck des Tscheu. Auf dem Rücken hat es Band und Schnur. — Die beiden (anwesenden) Menschen blickten einander an. Sŏ verstand dieses. Er wurde der oberste Gast. Sŏ sprach: Dieses ist die Farbe des Edelsteines, das Geistige des Steines. Das Aeussere ist gleich dem Glanz der Sonne. Das Innere ist gleich sämmtlichen Sternen. — Die beiden Menschen blickten einander an und verstanden nicht den Sinn. Hiermit hatte er den Spiegel benannt. [7]

惇 侯 夏 Hia-heu-tün folgte 布 呂 Liü-pu auf dessen Eroberungszuge. Er wurde von einem daherfliegenden

---

[1] Die erklärten Namen.

[2] Die weitläufigen Denkwürdigkeiten.

[3] Die grossen auf dem Haupte getragenen Gebräuche.

[4] Die Geschichte der ursprünglichen Mitte.

[5] Die bestimmte Zeit des Befehles der Kaiser des Buches der Schang. Mit dem Spiegel wird der Weg der Reinheit und des Lichtes verglichen. Mit dem Tiger wird die Grausamkeit verglichen. Khiĕ war der letzte König der Hia.

[6] Das untersuchende geistige Licht des Buches der Schang. Der Kaiser des Anfangs war der Sohn des Kaufmannes Pŭ-wei. Es wird gesagt, dass er in das Wahre Verwirrung brachte. In dem Fischauge wird angeblich eine Art schlechter Perlen gefunden.

[7] Die in dem Buche der Han enthaltenen Ueberlieferungen von Tung-fang-sŏ.

Pfeile getroffen und an dem linken Auge verwundet. Um die Zeit war 淵 侯 夏 Hia-heu-yuen mit ihm zugleich Heerführer. In dem Kriegsheere nannte man Tün den blinden Heerführer von Hia. Tün verdross dieses. So oft er in einen Spiegel blickte, ward er zornig und schlug den Spiegel gegen die Erde.[1]

裕 張 Tschang-yŏ verstand die Kunst der Beobachtung. So oft er einen Spiegel erhob und sein Angesicht betrachtete, wusste er, dass er die Todesstrafe erleiden werde. Er hatte es noch niemals unterlassen, ihn gegen die Erde zu schlagen.[2]

宣 敬 劉 Lieu-king-siuen war acht Jahre alt, als er seine Mutter verlor. Am achten Tage des vierten Monats sah er, dass alle Menschen Fŏ wuschen. Er riss jetzt den unter seinem Haupte befindlichen goldenen Spiegel hervor und glaubte, dass seine Mutter Fŏ wasche. Dabei konnte er sich nicht enthalten, schmerzlich zu weinen.

Als 文 仲 殷 Yin-tschung-wen sich in Tung-yang befand, blickte er in einen Spiegel und sah weder sein Haupt noch sein Angesicht. In zehn Tagen wurde er niedergemacht.[3]

Als 卓 甘 Kan-tschŏ hingerichtet werden sollte, nahm er einen Spiegel zur Hand. Er sah darin nicht sein Haupt.

Mu-yung-tschui bestürmte Niĕ. 丕 符 Fu-pei schickte seinen Neffen 龍 Lung, damit er um Hilfe bitte. Dieser übersandte 元 謝 Sie-yuen einen Spiegel von grünem Kupfer, sichtbar sich umwendende Stricke von gelbem Golde und andere Dinge. Er machte dieses zu einer Beglaubigung.[4]

之 珍 毋 綦 Khi-wu-tschin-tschi besass einen kupfernen Spiegel, auf dessen Rücken sich dreimal das Zeichen 公 Kung ‚Fürst' befand. Er sagte immer zu den Menschen:

---

[1] Die kurzgefassten Denkwürdigkeiten von Wei.
[2] Die Denkwürdigkeiten von Schŏ.
[3] Das von Tschin-yŏ verfasste Buch der Sung.
[4] Der Frühling und Herbst der dreissig Reiche.

Wenn die bestätigenden Glückszeichen derart sind, wozu brauchte ich zu sorgen, dass die drei Fürsten nicht kommen?

曉 慧 陸 Lŏ-hoei-kiao wurde versetzt und zum Pferdewäscher des kaiserlichen Nachfolgers ernannt. 點 何 Ho-tien von Liü-kiang rühmte ihn immer und sagte, das Herz Hoei-kiao's sei gleich einem wiederglänzenden Spiegel. Die Gestalten, die ihm begegnen, die Dinge, die mit ihm zusammenstossen, seien ohne Ausnahme lichtvoll.[1]

Kaiser Wu griff zu den Waffen in Tung-hoen. Er berief 國 珍 王 Wang-tschin-kuŏ zu sich und kehrte mit der Heeresmenge in die Hauptstadt zurück. Er hiess diesen ausrücken und vor dem Thore der hellrothen Sperlinge lagern. Tschin-kuŏ wurde durch 茂 王 Wang-meu geschlagen. Als er in die Feste zog, schickte er insgeheim 纂 郤 Khiĕ-tsuan mit dem Auftrage, dem Kaiser von Liang zur Beglaubigung einen glänzenden Spiegel als ein Geschenk zu bieten. Der Kaiser schnitt das Gold ab und vergalt Jenem damit. Später wartete Tschin-kuŏ bei einem Feste auf. Der Kaiser sprach: Dein glänzender Spiegel ist noch immer vorhanden. Wo befindet sich aber das ehemalige Gold? — Tschin-kuŏ sprach: Das gelbe Gold ist sorgfältig aufbewahrt. Ich wagte nicht, es zu verlieren oder fallen zu lassen.[2]

Kaiser Wen schenkte sein Vertrauen 熲 高 Kao-ying. Später hatten 晃 龐 Pang-wan, der Heerführer der Leibwache zur Rechten sowie der Heerführer 賁 盧 Liü-fen und Andere ihn zu verschiedenen Zeiten bei dem Kaiser verkleinert. Der Kaiser zürnte über sie. Sie wurden entfernt und traten aus. Der Kaiser sagte zu Ying: Der Fürst von 孤 獨 Thŏ-ku[3] ist gleichsam ein Spiegel. So oft er geschliffen wird, ist sein blendendes Licht noch heller.[4]

Kaiser Tai-tsung sagte zu seinen Dienern: Wenn man Kupfer zu einem Spiegel macht, kann man dadurch Mütze

---

[1] Das Buch der Tsi.

[2] Das Buch der Liang.

[3] Thŏ-ku ist der Geschlechtsname der Kaiserin.

[4] Das Buch der Sui.

und Kleider zurecht stellen. Wenn man das Alterthum zu einem Spiegel macht, kann man dadurch das Emporkommen und den Verfall erkennen. Wenn man den Menschen zu einem Spiegel macht, kann man dadurch das Gelingen und Fehlschlagen ins Licht setzen. Ich der Kaiser bewahre immer diese drei Spiegel und schütze mich dadurch vor Fehlern. Jetzt ist 徵 魏 Wei-tsching gestorben. Es ist, als wäre ein Spiegel verloren gegangen. [1]

Die Vorsicht des vollendeten Menschen ist gleich einem Spiegel. Er begleitet nicht, er geht nicht entgegen. Er erwiedert, aber verbirgt nicht. Desswegen überwindet er die Dinge, und es gibt keine Verletzung. [2]

Wer im Herzen fähig ist, gut die Menschen zu erkennen, ist wie ein heller Spiegel. Wer gut sich selbst erkennt, ist wie die Muschel des Abgrunds der Wasser. Der Spiegel wiederstrahlt das Licht, desswegen spiegelt er die Menschen ab. Die Muschel fasst in sich die Perle, desswegen ist sie im Inneren erleuchtet. [3]

Das Auge der Menschen des Alterthums war mangelhaft in dem Sehen des eigenen Selbst. Desswegen betrachteten sie in einem Spiegel ihr Angesicht. Ihre Gedanken waren mangelhaft in dem Erkennen des eigenen Selbst. Desswegen stellten sie sich zurecht durch den Weg. Der Spiegel ist frei von dem Verbrechen, dass er Flecken zeigt. Der Weg ist frei von dem Uebel, dass er ins Licht die Fehler stellt. Wird das Angesicht des Spiegels verlustig, so hat man nichts, wodurch man Haupthaar und Augenbrauen zurecht bringt. Wird der Leib des Weges verlustig, so hat man nichts, wodurch man Verirrung und Täuschung kennt. [4]

Die Krümmen des Menschen sind arg! Und er hat nichts, worin er sich spiegeln könnte. Kein Tag ist, an dem er nicht zu Grunde geht und verdirbt. An was soll man sich spiegeln können? Es ist allein der Mensch, der vorzügliche Mann! Indem der Spiegel sich selbst ins Licht stellt, ist er klein. In-

---

[1] Das Buch der Thang.
[2] Das Buch Tschuang-tse.
[3] Das Buch Fu-tse.
[4] Das Buch Han-tse.

dem der vorzügliche Mann sich selbst ins Licht stellt, ist er gross.[1]

Ein heller Spiegel ist anfänglich trüb, und man sieht noch nicht Gestalt und Züge. Wenn man ihn streicht mit ursprünglichem Zinn, ihn schleift mit weissem Filze, so können Haupthaar und Augenbrauen, die winzigen Haare erforscht werden.

Höchstweise Menschen sind gleich einem Spiegel. Er begleitet nicht, er kommt nicht entgegen. Er entspricht, aber er entgegnet nicht. Desswegen sind die zehntausend Dinge unverletzt. Was er gewinnt, das verliert er.

Wenn man einen grossen Spiegel hoch aufhängt, sieht man im Sitzen die vier Nachbarschaften.

Niemand spiegelt sich in schäumendem Regen. Dass man sich aber spiegelt in stillstehendem Wasser, ist desswegen, weil dieses ruhig ist. Niemand erspäht die Gestalt in einem rohen Spiegel. Dass man aber die Gestalt erspäht in einem hellen Spiegel, ist desswegen, weil dieser sich verändert hat.[2]

Jemand fragte Pao-pŏ-tse: Gibt es ein Mittel, das zukünftige Glück und Unglück zu erkennen? — Jener antwortete: Man gebraucht einen Spiegel von neun Zoll Grösse und besieht sich darin. Man hat etwas, worauf man mit den Gedanken verweilt. Nach sieben Tagen sieht man die göttlichen Unsterblichen und weiss die Dinge in einem Umfange von tausend Weglängen. Den hellen Spiegel gebraucht man einmal oder zweimal. Man nennt ihn die Sonne und den Mond. Einige gebrauchen ihn viermal. Man nennt ihn dann den Spiegel der vier Bemessungen.

---

[1] Der Frühling und Herbst des Geschlechtes Liü.

[2] Das Buch Hoai-nan-tse.

Die Alten unter den zehntausend Dingen, ihre Geister können die Gestalt der Menschen entlehnen und dadurch die Menschen blenden. Blos in einem Spiegel können sie ihre wahre Gestalt nicht entziehen. Desswegen behängen die Männer des Weges, wenn sie in das Gebirge treten, mit einem neun Zoll messenden Spiegel ihren Rücken. Sind es alte Unholde, so wagen sie es niemals, sich zu nähern. Bisweilen blicken Späterkommende in den Spiegel. Es ist zu vermuthen, dass es unsterbliche Menschen und gute Götter in dem Gebirge sind. Sie bleiben dann in dem Spiegel als menschliche Gestalten.[1]

Die Beglaubigungsmarke des Yang heisst auch das Feuerzeug des Yang. Man nimmt das Feuer von der Sonne. Die Beglaubigungsmarke des Yin heisst auch das Feuerzeug des Yin. Man nimmt das Wasser von dem Monde. Beide sind aus Kupfer verfertigte Spiegel. Sie heissen: die Spiegel des Wassers und des Feuers.[2]

Die Königin, die der kaiserliche Nachfolger aufnahm, besass für das Anziehen der Kleider grosse Spiegel, die einen Schuh acht Zoll massen, mit silbernen Blumen verzierte kleine Spiegel, die einen Schuh zwei Zoll massen, gefirnisste Kästchen mit prachtvollen Deckeln, drei mit silbernen Blumen und Blattgold verzierte Spiegel, silberne Drachenhäupter, glückempfangende Blumen der Wasserlilie, vier Haken und Ketten.[3]

Unter den kaiserlichen Gegenständen befand sich ein mit Gold eingelegter Spiegel von einem Schuh zwei Zoll Grösse, für den kaiserlichen Nachfolger vier verschiedenartige, mit echtem Silber eingelegte eiserne Spiegel von sieben Zoll Grösse, für die theuren Menschen bis aufwärts zu den Kaisertöchtern vierzig eiserne Spiegel von neun Zoll Grösse.[4]

An den Spiegeln auf der Erdstufe der drei Menschen und in dem inneren Palaste Schĭ-hu's, welche zwei bis drei Schuh

[1] Die inneren Schrifttafeln Pao-pŏ-tse's.

[2] Die Meldungen Kao-thang-lung's, eines der berühmten Diener von Wei, an dem Hofe.

[3] Die Alterthümer des östlichen Palastes.

[4] Die fernere Erklärung der dem Kaiser Wu von Wei emporgereichten vermischten Gegenstände.



im Durchmesser hatten, befanden sich gekrümmte Drachen von echtem Golde und Zierathen von Schnitzwerk.[1]

Die Heerführer des Kaisers Hiao-wu von Tsin erklärten das Buch der Aelternliebe. Die Brüder des Fürsten von dem Geschlechte 謝 Sie erklärten und übten es mit sämmtlichen Menschen für sich besonders. 子武車 Tsch'he-wu-tse verdross es, die Männer von dem Geschlechte Sie zu fragen. Er sagte zu 羊袁 Yuen-yang: Wenn ich nicht frage, so geht der Ruf der Dankbarkeit verloren. Wenn ich viel frage, so belästige ich wiederholt die zwei Männer von dem Geschlechte Sie. Yuen sprach: Hat man jemals gesehen, dass ein heller Spiegel abgemüht worden wäre durch öfteres Zurückstrahlen?[2]

宗孟眞杜 Tu-tschin-meng-tsung blickte rings umher und suchte einen Lehrer. Er durchreiste Tsi und Lu. Die Geldmittel fingen an, ihm zu mangeln. Er verschaffte sich durch Schleifen von Spiegeln seinen Unterhalt.[3]

Bei den Heiraten der südlichen und südwestlichen Fremdländer wirbt man vermittelst eines Sclaven oder einer Sclavin. Wenn man keinen Sclaven oder Sclavin hat, lässt man einen kupfernen Spiegel so viel als eine Sclavin gelten.[4]

Im Osten des Districtes Lin-ngan liegt der Berg des steinernen Spiegels. An der Ostseite dieses Berges befindet sich ein steinerner Spiegel, der zwei Schuh vier Zoll im Durchmesser hat. Derselbe ist sehr klar und hell.[5]

An der Ostseite des Berges 廬 Liü befindet sich ein Stein, der gleich einem Spiegel ist. Derselbe hängt an einer Uferbank und ist hell und klar. Er zeigt im Wiederschein die Gestalt der Menschen.[6]

子孺徐 Siü-jü-tse diente einst dem Fürsten 黃 Hoang von Kiang-hia. Als Fürst Hoang starb, ging Jü-tse hin, um sich an der Leichenfeier zu betheiligen. Sein Haus war arm, und er hatte nichts, womit er die Kosten bestreiten konnte. Er verstand sich auf das Schleifen der Spiegel, und er

---

[1] Die Geschichte der Begebenheiten in Niĕ.
[2] Die Gespräche des Zeitalters.
[3] Die von Yi-pu verfassten Ueberlieferungen von alten Dingen der Greise.
[4] Die Gewohnheiten der südlichen und südwestlichen Fremdländer.
[5] Die Geschichte der Provinz U-hing.
[6] Die von Schan-kien-tschi verfasste Geschichte von Thsin-yang.

folgte den Leuten, die um Taglohn schliffen. Nachdem er den Betrag erhalten, ward es ihm erst möglich, vorzutreten. Als er angekommen war, opferte er und zog sich zurück.[1]

悅 荀 Siün-yue erklärte das Spiegeln mit den Worten: Der Weisheitsfreund hat drei Spiegelungen. Er spiegelt sich an dem Vorhergegangenen. Er spiegelt sich an den Niederen. Er spiegelt sich in dem Spiegel. Das Vorhergegangene ist belehrend, der Mensch ist weise, der Spiegel ist hell. Hia und Schang erfuhren das Schwinden, weil sie sich nicht spiegelten an Thang und Yü. Tscheu und Thsin stürzten, weil sie sich nicht spiegelten an den Niederen. Man ist schief, furchtsam, hat voll Schmutz das Angesicht, weil man sich nicht in einem hellen Spiegel spiegelt.[2]

Zu den Zeiten des Kaisers Ping, im dritten Jahre des Zeitraumes Yuen-schi (3 n. Chr.) besassen die grossen Spiegel innerhalb der göttlichen Schlafgemächer des westlichen Gartens von Yen-ling und vor dem Sitze der kaiserlichen Thüre klare Feuchtigkeit, als ob Wasser des Schweisses aus ihnen hervorkäme.[3]

Kao-tsu trat in den Palast von Hien-yang und ging in den Sammelhäusern und Rüstkammern umher. Daselbst befand sich ein viereckiger Spiegel von neun Zoll Grösse, dessen Aeusseres und Inneres hell und durchsichtig war. Wenn Menschen geraden Weges kamen, spiegelte er ihre Gestalt ab. Ihr Bild erschien dann schief. Wenn sie kamen, indess sie mit ihrer Hand das Herz bedeckten, hatten die Gedärme, der Magen und die fünf Eingeweide sofort keine Abschliessung. Hatte ein Mensch eine innerliche Krankheit, so liess man ihn das Herz bedecken und sich spiegeln. Sofort wusste man den Sitz der Krankheit. Hatte ein Weib unrechte Gedanken, so spannte sich die Gallenblase, und das Herz bewegte sich. Der Kaiser des Anfangs aus dem Hause Thsin liess darin die Bewohnerinnen des Palastes sich spiegeln. Wenn bei einer von ihnen die Gallenblase sich spannte, das Herz sich bewegte, so tödtete er sie.

---

[1] Die Classen der vorzüglichen Männer innerhalb der Meere.

[2] Die von Siün-yue verfasste Erklärung des Spiegelns.

[3] Die weiteren Erklärungen des Alterthums und der Gegenwart.

Kaiser Siuen wurde aufgegriffen und in dem Gefängnisse des Einkehrhauses der Provinzen gebunden.[1] Er trug an dem Arme noch immer einen kostbaren indischen Spiegel, den die ältere Schwester 良史 Sse-liang's mit einem aus bunter Seide gedrehten Stricke angebunden hatte. Dieser Spiegel hatte die Grösse eines Geldstückes von acht Candarin. Nach einer alten Ueberlieferung zeigte er die Ungethüme und Unholde. Wer ihn an dem Gürtel trug, ward von den Himmelsgöttern mit Segen beschenkt. Kaiser Siuen erlangte Rettung aus Gefahr. Als er die grosse Rangstufe fortsetzte, ward er, so oft er in der Hand diesen Spiegel hielt, in der Kehle angegriffen und verbrachte so die Zeit. Als der Kaiser starb, wusste man von dem Spiegel nicht, wo er sich befand.[2]

Zu den Zeiten des Königs Mŏ von Tscheu brachte das Reich Tsiü-khiü als Tribut Spiegel von Feuerperlen. Dieselben waren drei Schuh sechs Zoll breit. In der Dunkelheit sah man die Dinge wie am Tage. Wenn Menschen sich gegen die Spiegel wendeten und auf sie sprachen, wiederhallten die Spiegel und gaben Antwort.

Zu den Zeiten des Königs Mŏ von Tscheu gab es einen Stein, der gleich einem Spiegel. Dieser Stein war weiss gleich dem Monde, er wiederspiegelte das Angesicht wie Schnee. Man nannte ihn den Stein des Mondspiegels.

Aus dem Schlamme des Teiches des Berges Tschang-fang verfertigt man, nachdem man ihn hundertmal geschmolzen, goldene Spiegel. Die Farbe derselben ist grün, und man kann in ihnen die Unholde abspiegeln.[3]

In dem Söller 蟾望 Wang-tschen befanden sich grüne goldene Spiegel. Dieselben waren vier Schuh breit. In den Jahren des Zeitraumes Yuen-kuang (134 bis 129 v. Chr.)

---

[1] Dieses ereignete sich im zweiten Jahre des Zeitraumes Tsching-ho (91 v. Chr.). Kaiser Siuen war damals ein Kind.

[2] Die vermischten Erzählungen der westlichen Mutterstadt.

[3] Die Verzeichnisse des Auflesens des Hinterlassenen.

machte das Reich 祇 Khi diese Spiegel zum Geschenk. Dieselben zeigten durch Abspiegelung die Unholde, die hundert Dämonen konnten nicht ihre Gestalt verbergen.[1]

Der Frühgeborne 局 負 Fu-khiŏ trug auf dem Rücken Steine und schliff Spiegel. Er durchwanderte die Strassen in U und schliff Spiegel. Er schliff sie um ein Kupferstück.[2]

博 孫 Sün-pŏ von Ho-tung konnte Spiegel ziehen und daraus Schwerter verfertigen. Er konnte Schwerter krümmen und daraus Spiegel verfertigen.[3]

Indem man an Gestalt und Aussehen denkt, kann man das Leben verlängern. Wenn man in einem hellen Spiegel von neun Zoll Grösse das Angesicht abspiegeln lässt und es aufmerksam betrachtet, bewirkt man, dass man sich selbst erkennt. Dauert die Gestalt des Leibes fort, so bewirkt man, dass sie nicht vergessen wird. Hat es lange Zeit gewährt, so werden Körper und Geist nicht verflüchtigt, Krankheiten und Sorge dringen nicht ein.[4]

Sün-tsĭ hatte 吉 于 Yü-ke getödtet. So oft er allein dasass, sah er ihn undeutlich in seiner Umgebung. Er nahm einen hellen Spiegel in die Hand und betrachtete sich darin. Er sah Jenen in dem Spiegel. Er schlug nach ihm und schrie laut. Seine Geschwüre barsten, nach einer Weile starb er.[5]

Sün-tsĭ ward durch 客 貢 許 Hiü-kung-khĕ verwundet. Er nahm einen Spiegel in die Hand und besah sich darin. Er sagte: Mit einem solchen Angesicht sollte ich Thaten verrichten können, die Sache begründen? — Dabei schob er die Bank weg und schrie laut. Seine Geschwüre barsten, und er starb.[6]

獻 文 Wen-hien[7] hiess einst 璞 郭 Kŏ-pŏ durch die Wahrsagepflanze ihm Glück und Unglück für den Zeitraum eines Jahres bestimmen. Pŏ sagte: Es wird ein kleines Nichtglück und Nichtnützliches geben. Man kann zwei grosse

[1] Die Geschichte des Dunklen.
[2] Die Ueberlieferungen von Unsterblichen.
[3] Die Ueberlieferungen von göttlichen Unsterblichen.
[4] Die besonderen Ueberlieferungen von Lieu-ken.
[5] Die Geschichte des Suchens der Götter.
[6] Die Zeitrechnung von U.
[7] Wen-hien ist der posthume Name 導 王 Wang-tao's.

Krüge von Kuang-tscheu nehmen, sie mit Wasser füllen und auf die zwei ausgespannten Ecken des Bettes stellen. Dieses nennt man die Herabminderung des Spiegels, und man drückt es dadurch nieder. Zu einer gewissen Zeit nimmt man die Krüge weg und giesst das Wasser aus. Auf diese Weise kann das Unglück getilgt werden. — Als der Tag kam, hatte Jener darauf vergessen. Er suchte einen verlorenen kupfernen Spiegel und wusste nicht, wo dieser sich befinde. Später nahm er die Krüge weg und goss das Wasser aus. Er sah dann den verlorenen Spiegel in einem Kruge. Die Oeffnung des Kruges mass einige Zolle, der Spiegel war einen Schuh gross. Der Fürst von dem Geschlechte Wang hiess später durch die Wahrsagepflanze die Bedeutung des Spiegels und des Kruges bestimmen. Pŏ sagte: Dass man den Krug wegnahm, war im Widerspruche mit der verabredeten Zeit. Desswegen brachte man diese Ungeheuerlichkeit zu Wege. Es wurde durch böse Unholde verübt, es hat keine andere Ursache. — Er liess den Achsenstift eines Wagens verbrennen und es ermessen. Der Spiegel ging auf der Stelle heraus.

An dem Fusse des Berges von Lin-liü befand sich ein Einkehrhaus. Die Menschen, welche an ihm vorüberreisten und übernachteten, wurden entweder krank oder sie starben. Es erschienen immer gegen zehn Männer und Weiber, von denen ein Jedes verschiedenartige Kleider trug. Einige trugen weisse, Andere schwarze. Sie kamen sofort und stifteten Unheil. Ein gewisser 郅伯夷 Tschĕ-pe-I reiste vorüber und übernachtete daselbst. Er sass allein und las mit lauter Stimme mustergiltige Bücher. Plötzlich kamen ungefähr zehn Menschen und setzten sich neben Pe-I nieder. Sie spielten dabei in Gemeinschaft Würfel. Pe-I spiegelte sie jetzt heimlich in einem Spiegel ab. Es war ein Rudel Hunde. Er ergriff die Kerze und erhob sich. Er that als ob er aus Versehen mit der Kerze ihre Kleider verbrennete. Ihre Haare wurden versengt. Pe-I trug in dem Busen ein Messer. Er warf es auf einen Menschen und traf ihn. Dieser starb hierauf und wurde ein Hund. Alle Uebrigen entliefen.[1]

[1] Die fortgesetzte Geschichte des Suchens der Götter.

Einst waren ein Mann und dessen Gattin, die, im Begriffe von einander Abschied zu nehmen, einen Spiegel zerbrachen. Ein Jedes nahm eine Hälfte und machte sie zu einer Beglaubigung. Die Gattin hatte mit einem Menschen Umgang. Der Spiegel verwandelte sich in eine Aelster. Diese entflog und kam zu dem Manne. Der Mann wusste es jetzt. Dass die späteren Menschen, wenn sie einen Spiegel giessen, eine Aelster anbringen, die auf dessen Rücken ausruht, hat hierin seinen Ursprung. [1]

An den Bergthoren zur Seite der Paläste, Einkehrhäuser und Seeufer gab es mehrere Steine. Dieselben waren von Gestalt rund wie ein Spiegel, und man konnte sich in ihrem Lichte spiegeln. Die Menschen nannten sie die Steinspiegel. Später war ein Wanderer, der zu dem Orte kam und einen solchen Stein so lange dem Feuer aussetzte, bis er nicht mehr hell war. Das Auge dieses Menschen verlor das Licht. [2]

Will man wissen, wo Kostbarkeiten sich in der Erde befinden, so hält man in der Nacht einen grossen Spiegel hin. Sieht man einen Schatten oder ein Glänzen in dem Spiegel, so befinden sich daselbst die Gegenstände in der Tiefe. [3]

Das Niederhalten von Dieben und Räubern geschieht auf folgende Weise. Man nimmt sieben kupferne Spiegel von kleiner Gestalt und vergräbt sie in ausgedehnte Erde. Man wägt siebenhundert Pfund Erdreich und bedeckt damit die Spiegel. Die Grube sei zwei Schuh fünf Zoll tief und zwei Schuh fünf Zoll breit. Man stampft die Erde und macht sie fest. [4]

In dem Schreiben 機陸 Lö-ki's an seinen jüngeren Bruder 雲 Yün heisst es: Vor der Vorhalle der Menschlichkeit und Langjährigkeit befand sich ein grosser viereckiger Spiegel von Kupfer. Derselbe war fünf Schuh hoch, drei Schuh zwei Zoll breit. Er war in der Mitte des Vorhofes aufgestellt. Wenn man sich gegen ihn kehrte, zeichnete er sofort die Gestalt und den Leib des Menschen. Dieses ist ebenfalls ein vollständiges Wunder.

---

[1] Das Buch der göttlichen Merkwürdigkeiten.

[2] Die Verzeichnisse des Dunklen und Hellen.

[3] Die Abbildungen des Erdspiegels.

[4] Die von Fung-kiö verfasste Wahrsagung des Erforderlichen.

In dem Schreiben 嘉 秦 Thsin-kia's an sein Weib 淑 徐 Siü-tsiao heisst es:

Ich habe eben diesen Spiegel erhalten. Dieser Spiegel war bereits hell und auch schön. An seiner Gestalt sieht man gestreiftes Hornblatt, was man in dem Zeitalter selten findet. Im Herzen liebe ich ihn sehr. Desswegen gebe ich dir den hellen Spiegel. Du kannst darin deine Gestalt abspiegeln lassen.

Siü-tsiao antwortete in einem Schreiben: Jetzt befindest du dich auf dem Eroberungszuge und bist noch nicht umhergezogen. Wozu würde der Spiegel verwendet werden? Der helle Spiegel spiegelt die Gestalt ab, ich werde warten, bis du ankommst.

Das Spiegelgestell.

嶠 溫 Wen-khiao war bei 石 越 劉 Lieu-yue-schi der älteste Vermerker. Er strafte im Norden 聰 劉 Lieu-tsung und erlangte ein Spiegelgestell von Edelstein. Er schloss sich an seine Muhme von dem Geschlechte Lieu. Dieselbe hatte eine Tochter, welche schön war. Khiao war gesonnen, um diese zu freien. Nach einigen Tagen schickte er das Spiegelgestell von Edelstein herab. Die Muhme war darüber erfreut. Nachdem man die Gebräuche für die Vermählung vereinbart hatte, sagte die Tochter: Ich vermuthete stark, dass es der alte Sclave sei. Es ist wirklich wie das, was gewahrsagt wurde.[1]

Die Kaiserin von dem Geschlechte 胡 Hu liess durch den Schamanen 昭 靈 Ling-tschao sieben kostbare Spiegelgestelle verfertigen. Dieselben hatten zusammen sechs und dreissig Thüren. In jedem Zimmer war ausserdem ein Weib, und jedes Weib hielt in der Hand eine Kette. Wenn man ein wenig einen Riegel herabschob, waren die sechs und dreissig Thüren zu gleicher Zeit verschlossen. Wenn man diesen Riegel heraufzog, öffneten sich sämmtliche Thüren und jedes Weib trat vor eine Thüre.[2]

---

[1] Die Gespräche des Zeitalters.

[2] Die Kürzungen der Vorbilder der drei Reiche.

Die Spiegelgestelle kamen aus dem Palaste von Wei. Es gab ein Spiegelgestell mit eingemengten Gürteln von echtem Silber, sieben von echtem Silber, vier Spiegelgestelle der theuren Menschen und Kaisertöchter.[1]

Die Königin, welche der kaiserliche Nachfolger aufnahm, besass ein Spiegelgestell von Schildkrötenschuppen mit Grabstichelwerk von goldenen Blumen.[2]

In dem Zeitraume Yuen-kia (424 bis 453 n. Chr.) wurde 朗韋 Wei-lang stechender Vermerker von Kuang-tscheu. Derselbe verfertigte ein kupfernes Spiegelgestell. 禎劉 Lieu-tsching, der kaiserliche Vermerker und Gehilfe der Mitte, bat, dass man aus geschäftlichen Rücksichten Lang nachträglich seines Amtes entsetze.[3]

Ein Gedicht 朓謝 Sie-tiao's sagt von dem Spiegelgestell:

Der Edelsteinklang ist von der Art desjenigen des mennigrothen Geländers, verwaist und hoch hat es Aehnlichkeit mit der ursprünglichen Thorwarte. Gegenüberstehende Paradiesvögel blicken herab auf das klare Wasser, angespannte Drachen hängen sich an den glänzenden Mond. Es erleuchtet weisses Mehl, aufgestrichene hochrothe Schminke, aufgesteckte Blumen, geordnetes Wolkenhaupthaar. Das weisse Edelsteinantlitz erscheint blos vor sich selbst, man erscheint mit Furcht vor dem Gebieter, dessen Neigung zu Ende.

Der Spiegelkasten.

Die Kaiserin von dem Geschlechte Yin starb. Der Kaiser war von Sinn älternliebend und schwermüthig. Er liebte sie nach dem Tode ohne Aufhören und meldete sich zum Besuche in Yuen-ling. Der Kaiser ging von dem Teppiche vorwärts und legte sich auf das kaiserliche Bett. Als er die in dem Spiegelkasten der Kaiserin befindlichen Gegenstände betrachtete, war er gerührt und bewegt. Er weinte schmerzlich und befahl, die Salben

---

[1] Die fernere Erklärung der vermischten Gegenstände des Kaisers Wu von Wei.

[2] Die Alterthümer des östlichen Palastes von Tsin.

[3] Die Erklärungen der Unternehmungen der Sung.

und die Putzsachen zu wechseln. Die Menschen der Umgebung weinten, und Keiner war im Stande aufwärts zu blicken.[1]

Die vornehme Geliebte von dem Geschlechte Yin ass Melonen und fand sie gut. Der Kaiser liess deren suchen. Um die Zeit machte die Provinz Tün-hoang merkwürdige Melonen zum Geschenk. Man sagte, es seien reingeistige Melonen des Berges Khung-tung. Ferner machte die Provinz Tschang-schan grosse Pfirsiche zum Geschenk. Als die Kaiserin gestorben war, sahen die Aufwartenden, dass sich in dem Spiegelkasten Kerne von Melonen und Pfirsichen befanden. Sie betrachteten sie und weinten übermässig.[2]

Der Befehlshaber von Tschü-yai starb, und die Seinigen sollten zurückkehren. Nach dem Gesetze wurde derjenige, der Perlen in den Grenzpass brachte, mit dem Tode bestraft. Seine Stiefmutter warf die Perlen, die sie an die Arme gebunden hatte, weg. Ihrem Sohne, der neun Jahre alt war, gefielen sie, und er legte sie in den Spiegelkasten. Den Uebrigen war dieses nicht bekannt. Als sie zu dem Grenzpasse des Meeres kamen, griffen die Angestellten sie auf. Man fand zehn Stück Perlen. Mutter und Sohn stritten jetzt mit einander, wer den Tod erleiden solle. Die Angestellten warfen hierauf die Perlen weg und schickten Jene fort.[3]

In den fernen Erklärungen der dem Kaiser Wu von Wei dargereichten vermischten Gegenstände finden sich: Mit Hornblatt und Bohnen verzierte Spiegelkasten von echtem Silber, zusammengeschnürte Spiegelkasten von echtem Silber.

In dem Schreiben, das die jüngere Schwester 寄仲孫 Sün-tschung-ki's vor ihrem Tode verfasste, heisst es: Den Spiegel sammt der Schüssel mit weisser Schminke gebe ich dem Gemale. Den Spiegelkasten mit Wohlgerüchen gebe ich dir. Ich will bewirken, dass in dem Wandel du selbst gleich dem hellen Spiegel, echt wie die weisse Schminke, gepriesen wie die Wohlgerüche.

---

[1] Das Buch der späteren Han.

[2] Die Geschichte des Auflesens des Hinterlassenen.

[3] Die Ueberlieferungen von Unsterblichen.

Ich der Verwaiste liebe nicht die frischen Verzierungen. Für die Schatullen gebrauche man neue Rinde. Für die Esskörbe von Schilfrohr bediene man sich des gelben Schilfrohrs rings herum und in der Mitte. Erlebt man ein wirres Zeitalter und hat keine Esskörbe von Schilfrohr, so verfertigt man nochmals viereckige Schatullen von Bambus. Man bekleidet sie mit schwarzem Schilfrohr, füttert sie mit grobem Tuche. Diese sind es, die ich der Verwaiste immerwährend gebraucht habe. Die Weiber des Inneren und der Mitte stellten eine Schatulle auf. Um die Zeit entäussern sie sich ihrer und zerstören sie. Gegenwärtig sind die viereckigen Schatullen von Bambus, die ringsumher gefirnisst sind, sehr gefällig und schön.

Die weitere Erklärung der dem Kaiser Wu von Wei dargereichten vermischten Gegenstände sagt:

Eine mit Oelfirniss bestrichene und bemalte Schatulle, Gürtel mit eingelegtem echten Golde, eine bemalte viereckige Schatulle.

鏗 Keng, König von I-tu, hielt Ku-schŏ nieder. Um die Zeit öffneten Menschen das Grab der Tochter Hoan-wen's und fanden einen goldenen Tücherkorb und gewebte goldene Bambusrinde, welche die Abzweigungen einer Schatulle bildete. Sie brachten die Eröffnung in Yŏ-lin zu Ohren. Der Kaiser erliess ein Schreiben und beschenkte mit den Gegenständen Keng. Dieser sprach: In der Jetztzeit nimmt man die Dinge der Vergangenheit. Später nimmt man die Dinge der Jetztzeit. Auf diese Weise dreht es sich wie ein Ring. Wie könnte man nicht reiflich hierüber nachdenken? — Er liess den ältesten Vermerker 約 蔡 Tsai-yŏ selbst hingehen und das Grab wieder herstellen. Man durfte dabei nicht den geringsten Verstoss begehen.[1]

Die nach alter Weise dem Schmucke vorgesetzten drei Menschen befassten sich mit Haarnadeln, Ohrgehängen und blumigen Schatullen.[2]

---

[1] Das Buch der Tsi.

[2] Die Ueberlieferungen von Kaiserinnen und Königinnen in den Geschichtschreibern des Nordens.

In dem Palaste des Hartriegels gebrauchte man fünf Schatullen und fünf Schatullen von Pferdezähnen.[1]

Als 貝 戴 Tai-liang seine Töchter verheiratete, machte er Esskörbe zu Schatullen.[2]

In dem Schreiben 雲 陵 Ling-yün's an seinen älteren Bruder 機 Ki heisst es: Ich ging und betrachtete die Geräthe des Fürsten von 曹 Tsao. Die Schatullen massen im Umfange sechs bis sieben Zoll, in der Höhe vier Zoll.

Der Koffer.[3]

Wenn der kaiserliche Nachfolger neu ernannt ist, besitzt er vier die Geschäfte ersichtlich machende Koffer aus Pferdezähnen.[4]

Als Kaiser Wu von Han starb, befahl eine hinterlassene höchste Verkündung, dass man ihm vierzig Rollen vermischter Schriften des Weges in den Sarg lege. Im zweiten Jahre des Zeitraumes Yen-khang (66 v. Chr.) trat 及 李 Li-khĭ, verdienstvoller Richter von Ho-tung, in das Gebirge 犢 抱 Pao-tŭ in Schang-thang und pflückte Arzneipflanzen. Er fand diese Schriften in einer Felsenhöhle. Dieselben waren in einen goldenen Koffer gefüllt. An der Rückseite der Rollen waren die Sonne und der Mond als Aufschrift gesetzt. 純 張 Tschang-schün, zu den Zeiten des Kaisers Wu Statthalter von Ho-tung, hatte dabei von den Seitenhallen Gebrauch gemacht. Khĭ berichtete über die Schriften an dem Hofe und reichte sie empor. Die zu den Zeiten des Kaisers Wu zu dessen Umgebung gehörenden Menschen vergossen Thränen und sagten: Dieses sind die zur Zeit des Todes des Kaisers zur Aufbahrung verwendeten Gegenstände. — Kaiser Siuen war von Schmerz bewegt. Er brachte die Schriften nach Meu-ling[5] und legte sie an den sicheren Ort, wo sie früher gewesen.[6]

---

[1] Die alten Sachen der wiederhergestellten Berge und Anhöhen.

[2] Die Ueberlieferungen von früheren weisen Männer von Jü-nan.

[3] 箱 Siang ‚Koffer‘ hatte ursprünglich die Bedeutung von 較 Kiŏ ‚Wagenkoffer‘. Später bezeichnet es im Allgemeinen einen Bambuskoffer.

[4] Die alten Sachen des östlichen Palastes.

[5] In Meu-ling befand sich die Grabstätte des Kaisers Wu von Han.

[6] Die inneren Ueberlieferungen von dem Kaiser Wu von Han.

In dem Schreiben 雲 陸 Lö-yün's von Tsin an seinen älteren Bruder 機 Ki heisst es: Ich machte mich eines Tages auf den Weg. Unter den Geräthschaften des Fürsten von 曹 Tsao befanden sich fünf Bücherkoffer. Ich denke, sie haben grosse Aehnlichkeit mit den dem älteren Bruder gehörenden hohen Bücherkoffern der verständigen gepriesenen Männer.

Der Tücherkoffer.

Kaiser Wu besuchte die Königsmutter des Westens. In einem Tücherkoffer befand sich eine Rolle Schriften. Die Königsmutter sprach: Dieses sind die Abbildungen der richtigen Gestalt der fünf Berghöhen. Gestern sind die Unsterblichen der grünen Feste zu mir gekommen. Ich begehrte es, und ich soll es jetzt einhändigen.[1]

劭 Schao, genannt ‚das ursprüngliche Unheil', war ein Kaisermörder und Aufrührer. Die Kaisertochter von Nan-yang besuchte die Beschwörerin 育 Yö von Yen-tao. Diese sagte: Die Himmelsgötter werden dir eine Beglaubigungsmarke verleihen. — Zur entsprechenden Zeit sah die Kaisertochter im Abenddunkel, als sie im Bette lag, umherziehende Lichter, die einander folgten. Sie waren von Gestalt gleich den Feuerfliegen. Sie drangen alsbald in den Tücherkoffer und verwandelten sich in ein Paar Perlen. Diese waren rund, grün und lieblich. Hierdurch ward der Wurmfrass der Beschwörer zu nichte gemacht.

鈞 Kiün, König von Heng-yang, schrieb immer eigenhändig in feiner Schrift die fünf mustergiltigen Bücher ab. Er bildete aus dem Ganzen eine Rolle und legte diese in einen Tücherkoffer, um zu verhüten, dass sie verloren gehen oder vergessen werden. 玠 賀 Ho-kiai, der Aufwartende für das Lesen, stellte an ihn die Frage: Die Häuser unter der Vorhalle besitzen sie gross und einfach. Wozu braucht man sie wieder in der feinen Schrift der Fliegenhäupter zu schreiben und sie besonders in einem Tücherkoffer aufzubewahren? — Jener antwortete: Wenn sich in einem Tücherkoffer die fünf mustergiltigen Bücher befinden, so ist es leicht, sie zu prüfen und

---

[1] Die inneren Ueberlieferungen von Wu von Han.

[2] Das Buch der Sung.

zu untersuchen. Wenn man sie ferner mit einer einzigen wiederkehrenden Hand abschreibt, so werden sie in Ewigkeit nicht vergessen. — Die Könige hörten dieses und wetteiferten, es nachzuahmen. Dass man die fünf mustergiltigen Bücher der Tücherkoffer verfertigt, hat seit dieser Zeit seinen Anfang genommen. [1]

漆 法 威 Wei-fă-thsi war ein Mensch von I-hing. Dessen Kind, das zwanzig Jahre alt war, wurde von einer Krankheit befallen. Nach einem Jahre erschien ein Gott, der zu ihm sagte: Der Teppich des Bettes ist nicht rein. Wo werde ich sitzen können? — Jener sprach: Ich habe einen gefirnissten Tücherkoffer, der sehr rein ist. Warum geht der Gott nicht hinein? — Hiermit liess er ihn hinein. Neuerdings bemerkte er wirklich, dass in dem Koffer ein Geräusch entstand, und er überdeckte ihn mit dem Kofferdeckel. Hierauf hörte er sogleich in dem Koffer eine Bewegung. Er überlieferte ihm mit dem Kleide etwa fünf Gantang Reis. Er wiederholte dieses, und die Krankheit war geheilt. [2]

Kaiser Hiao-wu von Tsin vernahm am Ende des Zeitraumes Tai-yuen (396 n. Chr.) immer, dass in einem Koffer der Taschentücher der Ton von Trommeln, Blaswerkzeugen, Reitertrommeln und Hörnern erklang. Der Kaiser starb in diesem Jahre, die Welt gerieth in grosse Unordnung. [3]

Der Speisekorb oder Kleiderkorb.

笥 Sse ‚ein viereckiger Korb‘ dient zur Aufnahme von Speisen und Kleidern. [4]

Das Buch der Schang sagt: Doch die Kleider befinden sich in dem Korbe.

Die erörternden Worte sagen: Ein Korb Speise, eine Kürbisschale Getränk.

Kaiser Kuang-wu hörte, dass die Heerführer Wang-lang's angekommen. Er erschrack nochmals und entfernte sich. Fung-I

---

[1] Das Buch der Tsi.

[2] Die Gespräche des Zeitalters.

[3] Der Garten der Merkwürdigkeiten.

[4] Der erklärte Schriftschmuck.



reichte ihm einen Korb gekochten Weizen und eine Hasenschulter. [1]

Yue reichte dem Könige von U als ein Geschenk sieben gestreifte Speisekörbe. [2]

Kaiser Siuen füllte Esskörbe von dunkler Tigerseele (d. i. Bernstein) mit kostbaren indischen Spiegeln. [3]

Zu den Zeiten des Kaisers Hiao-ling, in dem Zeitraume Kien-ning (168 bis 171 n. Chr.) machten die Aeltesten der Mutterstadt viereckige Speisekörbe von Binsen und Eppich zu Geräthen des Putzes. Um die Zeit vermassen sich die Verständigen zu sagen: Der viereckige Speisekorb von Binsen ist in den Provinzen und Reichen der Schriftenkorb bei den Berathungen über Verbrechen. Jetzt wird er als Kleinod verwendet. Die ganze Welt wird eines Verbrechens schuldig sein und man wird über sie berathen bei den ordnenden Obrigkeiten. — Später ward über die Schuld der den geheimen Gesellschaften Angehörenden, denen der Weg des Dienstes verschlossen worden, berathen. Die Namen der Menschen des Beruhigers des Vorhofes kamen in den viereckigen Speisekorb aus Binsen. Dieses war die Bestätigung. [4]

Der Bücherkoffer.

笈 Khĭ ‚Bücherkoffer' wird in dem erklärten Schriftschmuck durch 扱 Khĭ ausgedrückt. Dieses Werk sagt: Der Bücherkoffer wird von einem Esel auf dem Rücken getragen.

Die Geschichte der Gewohnheiten sagt: ‚Bücherkoffer' ist das, was die lernenden Männer auf dem Rücken tragen. Der Koffer ist gleich einem Koffer der Mützen und Schrifttafeln.

稚 徐 Siü-tschi führte den Jünglingsnamen 子 孺 Jü-tse. Die öffentlichen Wagen [5] luden ihn fünfmal vor, doch er liess sich in seinem Sinne niemals herab. Als einer seiner

[1] Die Geschichte der Han von der östlichen Warte.

[2] Der Frühling und Herbst von U und Yue.

[3] Die vermischten Erzählungen der westlichen Mutterstadt.

[4] Das Durchdringen der Gewohnheiten.

[5] ‚Die öffentlichen Wagen' ist der Name einer verschlossenen Abtheilung.

Freunde starb, nahm er den Bücherkoffer auf den Rücken und eilte zu der Trauer um den Todten. Er wandelte fünf Weglängen weit.

閎袁 Yuen-hung führte den Jünglingsnamen 甫夏 Hia-fu und stammte aus Jü-nan. Er überblickte vielseitig die Bücher. Er nahm den Bücherkoffer auf den Rücken und suchte einen Lehrer. Dabei veränderte er seinen Geschlechtsnamen und Namen.

宏高 Kao-hung führte den Jünglingsnamen 武伯 Pe-wu und stammte aus Schan-yang in Ho-nei. Er wurde Reichsgehilfe von Lang-ye. Als er sein Amt antrat, nahm er den Bücherkoffer auf den Rücken, ging einfach zu Fusse und überschritt die Gränze. Er erhorchte und erforschte die Gewohnheiten des Landes.

章蘇 Su-tschang führte den Jünglingsnamen 成士 Sse-tsching und stammte aus Pe-hai. Er trug auf dem Rücken den Bücherkoffer und lief dem Lehrer nach. Zehntausend Weglängen waren ihm nicht zu weit.

儲方 Fang-tschü führte den Jünglingsnamen 明聖 Sching-ming. Er trug auf dem Rücken den Bücherkoffer und gelangte zu den drei stützenden Provinzen. Es war keine Kunst, die er nicht überblickte.

宗郎 Lang-tsung trug auf dem Rücken den Bücherkoffer. Er verkaufte Wahrsagungen und verschaffte sich dadurch seinen Unterhalt. Die Fürsten und die ausgezeichnetsten vielseitigen Männer forderten ihn zu sich. Tsung nahm auf den Rücken den Bücherkoffer, ging ihnen aus dem Wege und entfernte sich. [1]

---

[1] Das von Sie-sching verfasste Buch der späteren Han.

Der Vater 固 李 Li-ku's war einer der drei Fürsten, allein Ku ging zu Fusse und trug auf dem Rücken den Bücherkoffer. Auf einer Strecke von tausend Weglängen folgte er dem Lehrer. [1]

Zu den Zeiten des Kaisers Hoei von Han war ein unsterblicher Mensch, dessen Name 稚 韓 Han-tschi. Derselbe gelangte zu dem Reiche 離 泥 Ni-li und traf dessen Bewohner in einem tiefen Thale. Sie trugen auf dem Rücken Bücherkoffer und fragten ihn, wie viele Jahre er zähle. [2]

Die vornehme Frau des grossen Ursprünglichen sagte zu dem Kaiser Wu: Die Amme hiess mich aus der wundervollen Sammlung des Bücherkoffers der Rubinen den Schriftschmuck der purpurnen Erdstufe hervornehmen und ihn dir schenken. [3]

Die hohe Kiste.

簏 Lŏ ist eine hohe Kiste von Bambus. Für das Zeichen setzt man auch 箓 Lŏ. [4]

簏 Lŏ nennt man den Kasten und Speisekorb.

Kaiser Wu wollte 植 Tschĭ, Lehensfürsten von Lin-thse, die Nachfolge verschaffen. Der Sohn des Geschlechtsalters gerieth in Besorgniss. Er lud eine hohe Kiste in einen Wagen und begab sich in der Kiste nach Tschao-ko. 質 吳 長 Tschang-u-tschĕ berieth sich mit ihm. 修 楊 Yang-sieu meldete es Tai-tsu (dem Kaiser Wu), doch dieser untersuchte die Kiste nicht. Der Sohn des Geschlechtsalters fürchtete sich. Tschĕ sprach: Nach Tagesanbruch empfängt die Kiste groben Seidenflor. Diese wird auf dem Wagen hineingebracht, um die Leute zu täuschen. Sieu wird es gewiss wieder melden, und man untersucht es und findet keinen Menschen. Sieu belastet sich dann mit Schuld. — Der Sohn des Geschlechtsalters befolgte dieses. Sieu meldete es wirklich. Man untersuchte es, fand aber keinen Menschen. Tai-tsu war hierdurch in Zweifel. [5]

---

[1] Die Ueberlieferungen von Li-ku.

[2] Die Verzeichnisse des Auflesens des Verlorenen.

[3] Die inneren Ueberlieferungen von dem Kaiser Wu von Han.

[4] Der erklärte Schriftschmuck.

[5] Die Worte des Zeitalters der Wei und Tsin.

In Lö-yang war ein kleiner Angestellter der Abtheilung des Beruhigers. Derselbe besass plötzlich vortreffliche Gegenstände. Der Beruhiger argwöhnte und forschte ihn aus. Jener sagte, er sei früher des Weges gezogen und sei einem alten Weibe begegnet. Diese habe ihm gesagt, dass sie mit einer Krankheit behaftet sei. Der Meister habe gewahrsagt, sie werde im Süden der Stadtmauern einen Jüngling finden. Sie sagte, sie werde ihm bald seine Mühe vergelten. Sie liess ihn jetzt einen Wagen besteigen und setzte ihn in eine gefirnisste hohe Kiste. Man zog ungefähr zehn Weglängen weit fort und kam an sechs bis sieben Thoren vorüber. Als man die Kiste öffnete, sah er plötzlich Stockwerke, Söller und schöne Dächer. Er fragte, was für ein Ort dieses sei. Man sagte, es sei die Höhe des Himmels. Er sah ein Weib, das fünf bis sechs und dreissig Jahre alt war. Dasselbe war von kurzer Gestalt, schwarzgrüner Farbe und hatte hinter den Augenbrauen Narben. Um diese Zeit stand die Kaiserin von dem Geschlechte 賈 Ku dem Kaiser sehr nahe. Als man von der Gestalt jenes Weibes hörte, wusste man, dass es die Kaiserin war. Diese schämte sich und entfernte sich. [1]

納 陸 Lö-nă war geizigen Sinnes. Er zählte und wog immer Gegenstände von Werth. Ein Gast trat ein und sah es. Jener schämte sich und verdeckte mit seinem Leibe die hohe Kiste. [2]

Wang-tün brachte 顗 周 Tscheu-I ums Leben und nahm in dessen Hause eine Verzeichnung vor. Er sah blos alte Flockseide in einer einfachen hohen Kiste. [3]

In dem ursprünglichen Palaste der Kaiserin Wu-tao waren zwei hohe Froschkisten voll angehäufter Kleider. [4]

Als der zur Nachfolge bestimmte Kaisersohn neu ernannt war, besass er gefirnisste hohe Bücherkisten von Pferdezähnen und mit Gold ausgestattete hohe Kisten von buntfarbigen Blumen. [5]

---

[1] Das von Wang-yin verfasste Buch der Tsin.

[2] Das Buch der Tsin.

[3] Das Buch der Erhebung von Tsin.

[4] Die alten Dinge der wiederhergestellten Berge und Wälder.

[5] Die alten Dinge des östlichen Palastes.



Ein altes Gedicht sagt: Der vereinigten Künstler hohe Kiste von Elfenbein, die gefällig sich drehende Schnur von grüner Seide.

Die grosse Truhe.

匱 Khuei ‚grosse Truhe‘ ist so viel als 櫝 Tö ‚kleine Truhe‘, 匣 Khiă ‚mittlere Truhe‘. [1]

Die Menschen von Yen schickten die Gemalin Yen-I mit Krügen von Edelstein Yao und grossen Truhen von weissem Edelstein. [2]

In dem Hause 卓 甘 Kan-tschö's gab die goldene grosse Truhe einen Ton von sich, der Aehnlichkeit mit demjenigen des Schlagens auf einen Spiegel hatte. Derselbe war klar und wehmüthig. Der Meister sagte: Die grosse Truhe will sich trennen. Desswegen erklingt sie wehmüthig. — Wider Vermuthen brachten ihn seine untergeordneten Heerführer 盧 周 Tscheu-lu und Andere, den Wunsch Wang-tün's erfüllend, um's Leben. [3]

伾 王 Wang-pei stand Anderen nach. Er war von niedrigem Sinne und nicht im Stande, gleich seinem Oheim grosse Vorsätze zu hegen. Er trachtete blos nach Geld, gewebten Stoffen und kostbaren Spielzeugen. Er liess eine grosse Truhe, die ohne Thüre war, verfertigen. An derselben war oben eine Oeffnung ausgebrochen, die gross genug war, um Gegenstände aufzunehmen. Mann und Weib schliefen auf ihr. [4]

Die Inschrift auf den Truhen 尤 李 Li-yeu's lautete: Die Reiche haben Hauptstädte und Städte, die Häuser haben mittlere und grosse Truhen. Für den Gebrauch der Waaren und Güter ist dieses ein nützliches Geräthe.

Die mittlere Truhe.

匣 Khiă ‚mittlere Truhe‘ ist so viel als 匱 Khuei ‚grosse Truhe‘. [5]

---

[1] Der erklärte Schriftschmuck.

[2] Die Ueberlieferungen Tso's.

[3] Das von Wang-yin verfasste Buch der Tsin.

[4] Das Buch der Thang.

[5] Der erklärte Schriftschmuck.

Die Menschen des Reiches 塗含 Han-thu verstehen sich gut auf die Zähmung der Vögel, vierfüssigen Thiere, Hühner und Hunde. Sie bringen es dahin, dass diese Thiere sprechen können. Wenn Hühner, Hunde, Rinder oder Schweine todt sind, so verfertigen sie aus weissem Edelstein mittlere Truhen und vergraben darin die Thiere an dem Ufer des Meeres. Der Besitzer lustwandelt an dem Meere. Wenn er in der Erde die Stimmen von Hunden, Schweinen oder Hühnern hört, so erkennt er diese sofort. Er gräbt sie aus und nimmt sie zu sich. Nach Hause zurückgekehrt, nährt er sie wie ehemals. Blos ihre Haare und Federn sind ausgefallen. Nach längerer Zeit sehen sie wieder schön und gefällig aus. [1]

In der weiteren Erklärung der überreichten vermischten Gegenstände des Kaisers Wu von Wei heisst es: Vier gefirnisste mittlere Truhen mit Grabstichelwerk in Silber.

Ein altes Lied sagt: Der umherziehende Staub entsteht in den mittleren Truhen von weissem Edelstein.

Der Kasten. [2]

累扈 Hu-lui führte den Jünglingsnamen 重伯 Pe-tschung und stammte aus dem Kreise der Mutterstadt. Er folgte immer dem Frühgebornen von dem Geschlechte 牛青 Tsing-nieu. Der Frühgeborne führte den Jünglingsnamen 正方 Fang-tsching. Derselbe verstand die Sterne, den Kalender, den Wind, die Himmelsgegenden und den Sinn der Raben. Lui erlangte dessen Kunst. Dieser hatte ein Weib und keine Söhne. Später verlor er auch das Weib. Er wohnte allein zur Seite des Weges. Er baute sich aus Backsteinen eine Schutzwehr und gebrauchte ein Kastenbett, in welchem er speiste und schlief. [3]

之愷顧 Ku-I-tschi liebte überaus das Mennigrothe und Grüne. Er vertraute einst Hoan-yuen einen Kasten voll Gemälde an. Er hatte die Vorderseite des Kastens gänzlich

[1] Die Verzeichnungen des Auflesens des Verlorenen.

[2] 廚 Tschü, ‚Kasten' hat auch die Bedeutung ‚Küche'.

[3] Die gekürzten Denkwürdigkeiten von Wei.

verpappt und versiegelt. Yuen öffnete die Rückseite des Kastens und nahm die Gemälde. Die Siegel blieben in dem alten Zustande, und er stellte ihn zurück. I-tschi sah, dass die Siegel sich in dem ursprünglichen Zustande befanden, aber er vermisste die Gemälde. Er sagte geradezu: Die wundervollen Gemälde haben mit dem Geistigen verkehrt. Sie haben sich verwandelt und sind verschwunden gleichwie der Mensch zu den Unsterblichen emporsteigt.[1]

Man raffte in dem Hause 華 范 Fan-hoa's die Musikwerkzeuge, die Kleider und Spielzeuge zusammen. Alles war kostbar und zierlich. Die Tänzerinnen und Kebsweiber hatten ebenfalls vollkommenen Schmuck. Seine Mutter wohnte einfach und gemein. Sie besass blos einen Kasten, der mit Reisig und Brennholz gefüllt war.[2]

Die theure Gemalin 區 Khiü, die Mutter des Königs 鈞 Kiün von Heng-yang, starb. Kiün war sehr traurig und gebrochen. Vormals war der Kasten der Blumenhaarnadeln der theuren Gemalin ihr von dem Kaiser geschenkt worden. Kiün machte ihn zu einem Spielzeuge und spielte damit. Als die theure Gemalin gestorben war, öffnete er ihn jedes Jahr, wenn die Zeit des Neumondes und Vollmondes gekommen, ohne weiteres und schluchzte. Die es sahen, waren darob schmerzerfüllt.

澄 陸 Lŏ-tsching rühmte sich in dem Zeitalter, dass er das grosse Lernen betreibe. Er las die Verwandlungen und erklärte durch drei Jahre nicht den Sinn des Buches. Er wollte das Buch der Sung erwählen. Zuletzt führte er dieses nicht aus. 儉 王 Wang-hien spottete über ihn und sagte: Der Fürst von Lŏ ist ein Bücherkasten.[3]

Als 徽 宏 謝 Sie-hung-wei dem Tode nahe war, sagte er zu den Leuten seiner Umgebung: Ich besitze zwei Kasten voll Bücher. Wartet, bis das Kriegsheer 領 劉 Lieu-ling's

[1] Der Frühling und Herbst von Tsin.
[2] Das von Tschin-yŏ verfasste Buch der Sung.
[3] Das Buch der Tsi.

ankommt. Ihr könnt sie dann vor dem Vorhofe verbrennen. Hütet Euch, sie zu öffnen.[1]

Das Haus 況 郭 Kö-hoang's war reich. Er füllte die Speisen in Gefässe von weissem Edelstein. Deswegen sagte man in der östlichen Mutterstadt, das Haus des Mannes von dem Geschlechte Kö sei ein Rubinenkasten, ein goldener gekrümmter Kelch.[2]

Wenn der zur Nachfolge bestimmte Kaisersohn neu ernannt ist, besitzt er einen Bücherkasten von Pistazienholz, einen Bücherkasten von Hartriegel.[3]

Die Belehrung 甯 范 Fan-ning's sagt: Dass den Obrigkeiten der Schrifttafeln grosses Vertrauen geschenkt wird und dass das Vergleichen und Verbreiten den Richtern zusteht, ist nicht zulässig. Man kann befehlen, fünfzehn Kasten für Schreibtafeln zu verfertigen. Auf einen District komme ein Kasten.

Der Fächer.

Den Fächer bezeichnet man östlich von dem Grenzpasse mit dem Namen 扇 Schen. Westlich von dem Grenzpasse nennt man ihn 箑 Sü.[4]

König Wu erfand den Fächer.[5]

König Wu kehrte von der Furt von Ming in sein Reich zurück. Er sah einen am Sonnenstich leidenden Menschen. Der König verdeckte ihn von der linken Seite und fächelte ihn dabei.[6]

Nach den Anordnungen für die Wagen und Kleider Liang-ki's verfertigte man Fächer, welche den Leib verdeckten[7].

香 黃 Hoang-hiang war äusserst älternliebend. Im Sommer wartete er mit dem Fächer zur Seite seiner Eltern auf.[8]

---

[1] Die Geschichtschreiber des Südens.

[2] Die Verzeichnungen des Auflesens des Verlorenen.

[3] Die alten Sachen des östlichen Palastes.

[4] Die von Yang-hiung verfassten Worte der Gegenden.

[5] Das Buch der Zeitalter.

[6] Die Darlegung der Zeitalter der Kaiser und Könige.

[7] Das Buch der fortgesetzten Han.

[8] Die Geschichte der Han von der östlichen Warte.

宣 韓 Han-siuen führte den Jünglingsnamen 然 景 King-jen. Derselbe war Zugesellter des Berathenden in dem Kriegsheere des Reichsgehilfen. Er trat zu Fusse in das Thor des Palastes und begegnete dem Lehensfürsten von Lin-thse. Um die Zeit hatte es frisch geregnet, und auf dem Boden waren kothige Pfützen. Siuen war behindert und konnte sich nicht entfernen. Er verdeckte sich mit dem Fächer.[1]

Kaiser Wu traf in dem Zeitraume Tai-schi (265 bis 274 n. Chr.) eine vielseitige Auswahl unter den Töchtern der guten Häuser und füllte mit ihnen die Rückseite des Palastes. Früher liess er ein Schreiben herab, in welchem er in der Welt die Heirathen verbot. Er liess Obrigkeiten nacheinander in den Landstrichen und Districten einherjagen und diejenigen, unter denen er für den Palast wählen sollte, herbeirufen. Er liess die Kaiserin von dem Geschlechte 楊 Yang wählen, was er nehmen solle. Die Kaiserin eiferte und nahm nicht die eigentlich schönen. Sie nahm blos die Tochter des zu der Zeit 白 長 Tschang-pe's lebenden 蕃 卞 Pien-fan, welche Schönheit besass. Der Kaiser erhob den Fächer und verdeckte sich das Angesicht. Er sprach mit der Kaiserin und sagte, die Tochter Pien-fan's sei schön. Die Kaiserin sprach: Die Seitengeschlechter der Kaiserin durch drei Geschlechtsalter sollen nicht durch eine gemeine Rangstufe herabgewürdigt werden. — Der Kaiser liess hierauf ab.

植 何 Ho-tschi führte den Jünglingsnamen 幹 元 Yuen-han. Derselbe betrieb immer als ein Geschäft das Binden von Pinseln und das Weben von Fächern. Er verschaffte sich dadurch seinen Unterhalt.

亮 庾 Yü-liang zog aus, um die auswärtigen Gebiete niederzuhalten. Weil er der Schwäher des Kaisers war, bemächtigte er sich der Gewalt an dem Hofe. 導 王 Wang-tao

[1] Die gekürzten Denkwürdigkeiten von Wei.

war nicht im Stande, den Frieden herzustellen. Es begegnete ihm einst, dass ein Westwind erstand. Er erhob sofort den Fächer, verdeckte sich und sagte: Der Staub der ursprünglichen Ermessung beschmutzt die Menschen.

敏 陳 Tschin-min, Reichsgehilfe von Kuang-ling, empörte sich. Er übersetzte den Strom und richtete den Angriff gegen Yang-tscheu. Der stechende Vermerker 機 劉 Lieu-ki verliess sich auf die Streitmacht und setzte sich in den Landstrichen und Provinzen fest. Er hatte die Absicht, die Schiffe anlanden und sich anhäufen zu lassen. Er entsandte 榮 顧 Ku-ying mit dem Auftrage, die Schiffe an den Uferbänken zu sammeln. Min zog an der Spitze von zehntausend Menschen aus, errang aber nicht die Ueberfahrt. Ying deutete mit dem Flügelfächer wie mit einer Fahne. Die Menge Min's erlitt eine grosse Schlappe. [1]

Kaiser Ngan verbot in dem ersten Jahre des Zeitraumes I-hi (405 n. Chr.) die atlassenen Fächer und das Würfelspiel. [2]

Unter den Bezirksgenossen 安 謝 Sie-ngan's war Einer, der zur Strafe in den District Tschung-sö geschickt wurde. Als er zurückkehrte, begab er sich zu Ngan. Dieser fragte ihn, was er für Waaren bringe. Jener antwortete: Der Süden der Bergrücken ist siech und verkümmert. Ich habe blos fünfmal zehntausend Fächer von Binsen und Malven. Es heisst, dass man zur Unzeit die Waare angehäuft habe. — Ngan nahm einen von den Fächern und hielt ihn in der Hand. Hierauf waren die vorzüglichen Männer der Hauptstadt um die Wette für diese Fächer eingenommen. Ihr Preis stieg um das Mehrfache. In zehn Tagen waren keine mehr verkäuflich. [3]

Kaiser Fei ward der Tugend verlustig. Die Kaiserin-Mutter verwendete immer Mühe, um ihn abzuschrecken. Anfänglich zeigte er noch Willfährigkeit, später wurden sein

---

[1] Das Buch der Tsin.

[2] Das Buch der Erhebung von Tsin.

[3] Der Frühling und Herbst der fortgesetzten Tsin.

Wahnsinn und seine Tücke allmälig ärger. Die Kaiserin-Mutter schenkte dem Kaiser gewöhnlich Federnfächer mit Stielen von Edelstein. Den Kaiser verdross es, dass die Federn und der Stiel nicht geblümt waren. Er wollte der Kaiserin-Mutter deswegen Gift geben. Er befahl dem ersten Arzte, Arzneistoffe zu kochen. Die Umgebung wehrte es ihm. Der Kaiser liess hierauf ab.

華 范 Fan-hoa verschwor sich zu Auflehnung und wurde gebunden. Der Kaiser besass einen weissen runden Fächer von grosser Schönheit. Er schickte ihn Hoa und hiess ihn auf demselben einen schönen Abschnitt eines Gedichtes schreiben. Als Hoa die Willensäusserung des Kaisers empfangen hatte, zog er den Pinsel an sich und schrieb: Ich bin entfernt von des weissen Tages hellem Leuchten, ich bin überfallen von dem Kummer der langen Nacht. — Der Kaiser überblickte die Schrift schmerzvoll.[1]

賁 Fen, der Enkel 良 子 王 Wang-tse-liang's von King-ling, führte den Jünglingsnamen 奐 文 Wen-hoan. Derselbe mass von Gestalt nicht ganz sechs Schuh, doch sein Geist und sein Verstand waren ausgezeichnet. In seiner Jugend liebte er das Lernen. Er besass schmucke Gaben, er konnte schreiben und gut malen. Auf einen Fächer zeichnete er die Berge und Flüsse. Innerhalb der Grenzen eines Schuhes bemerkte man mit Leichtigkeit, dass zehntausend Weglängen die weite Entfernung bilden.

祥 劉 Lieu-tsiang führte den Jünglingsnamen 徵 顯 Hien-tsching. Derselbe sprach leicht und handelte schnell. Er ging Hohen und Niederen nicht aus dem Wege. In dem Zeitraume Kien-yuen (479 bis 482 n. Chr.) wurde er Leibwächter der richtigen Zählung. Der Vorsteher der Scharen 回 彥 褚 Tschü-yen-hoei trat an den Hof und schützte sich mit einem Lendenfächer vor der Sonne. Tsiang ging an ihm von der

---

[1] Das Buch der Sung.

Seite vorüber und sprach: Da du eine solche Aufführung hast, siehst du mit verschämtem Angesicht die Menschen. Was nützt es, dass du dich mit dem Fächer verdeckst? — Yen-hoei sprach: Der frierende vorzügliche Mann ist unehrerbietig. — Tsiang sprach: Du konntest die Männer der Geschlechter 袁 und 劉 Lieu nicht tödten. Wie könntest du dem frierenden vorzüglichen Manne entkommen?

顯 子 蕭 Siao-tse-hien that sich ziemlich auf seine Begabung und seinen Geist zu Gute. Als er den Wahlen vorstand, besuchte er die Gäste der neun Secten. Er wechselte mit ihnen keine Worte, er erhob blos den Fächer und winkte ihnen einmal zu, dies war alles. Seine Kleider und seine Mütze zeugten von Anmassung und waren widerwärtig.[1]

正 Tsching, der Sohn 宏 Hung's, Königs von Lin-tschuen, bekundete den Unverstand der Jugend. Er hielt immer in der Hand einen weissen runden Fächer. Der König von Siang-tung nahm diesen Fächer und versah ihn mit acht Schriftzeichen. Durch die Aufschrift hielt er Jenen zum Besten. Tsching war gläubig und wusste nicht, dass man ihn verlache. Zuletzt hielt er immer den Fächer, indem er ihn bewegte.

惲 柳 Lieu-wen besass frühzeitig einen geehrten Namen. In seiner Jugend verfertigte er für die zehn Kunsthefte ein Gedicht, worin er sagte: An dem Sumpfe des Blockhauses fallen die Blätter der Bäume. Ueber dem Haupte des Erdhügels fliegen herbstliche Wolken. — 融 Yung, König von Lang-ye, sah dieses. Er beseufzte es und belohnte ihn. Er liess es auf die Wände des Bethauses und auf den weissen runden Fächer, den er in der Hand hielt, schreiben.[2]

敷 張 Tschang-fu führte den Jünglingsnamen 徹 景 King-tschĕ. Seine Mutter starb bei seiner Geburt. Als er einige Jahre alt war, fragte er nach ihr. Obgleich ein Knabe und unwissend, zeigte er in seinen Gesichtszügen Rührung und Ver-

[1] Das Buch der Tsi.
[2] Das Buch der Liang.

langen. Zehn Jahre alt suchte er die von seiner Mutter hinterlassenen Gegenstände, diese waren jedoch gänzlich zerstreut oder verbraucht. Er fand blos einen bemalten Fächer, und er packte diesen ein. Wenn er grosse Rührung und Sehnsucht empfand, öffnete er sofort den Koffer und vergoss Thränen.

欣 羊 Yang-hin [1] führte den Jünglingsnamen 元 敬 King-yuen. 顯 元 Yuen-hien, der Sohn des Geschlechtsalters des Königs von Kuei-ki beauftragte ihn immer, auf einen Fächer zu schreiben, doch Jener vollzog niemals den Befehl. Yuen-hien zürnte und machte ihn zum Hausgenossen des rückwärtigen Sammelhauses des Kriegsheeres.

戢 何 Ho-tsĭ war schön von Aeusserem, ingleichen von Benehmen. Er und Tschü-yen-hoei [2] waren für einander eingenommen. Die Zeitgenossen nannten ihn den kleinen Fürsten von dem Geschlechte Tschü. Sein Haus war reich, seine Beschäftigung grossartig. Von Sinn war er ebenfalls üppig und verschwenderisch. Seine Kleider, Decken und der Schmuck seiner Kleidung waren im höchsten Grade prachtvoll und zierlich. Er zog aus und wurde Statthalter von U-hing. Er liebte ziemlich die bemalten Fächer. Kaiser Wu von Sung schenkte ihm einen Fächer der Grillen und Sperlinge, der von dem vortrefflichen Maler 秀 景 顧 Ku-king-sieu bemalt war. Um die Zeit verstanden sich 微 探 陸 Lŏ-tan-wei und 寶 顧 Ku-pao aus der Provinz U auf das Malen. Man seufzte über das Aufnehmende ihrer Kunstfertigkeit. Tsĭ machte sie (die Maler) durch 晏 王 Wang-yen (dem Kaiser) zum Geschenk. [3]

弼 朱 尔 Ni-tschü-pe führte den Jünglingsnamen 伯 輔 Fu-pe. Zu den Zeiten des Kaisers Tsiĕ-min erhielt er das Lehen eines Fürsten der Provinz Ho-kien. Unverhofft

---

[1] Yang-hin ist in der Abhandlung: Zur Geschichte der Erfindung und des Gebrauches der chinesischen Schriftgattungen (S. 52 u. an a. O.) vorgekommen.

[2] Tschü-yen-hoei ist oben (S. 273) vorgekommen.

[3] Die Geschichtschreiber des Südens.

wurde er stechender Vermerker von Tsing-tscheu. Nach der Niederlage 陵韓 Han-ling's wollte er nach Liang entfliehen. Durch mehrere Tage zerschnitt er mit den Leuten seinerUmgebung Fächer und machte sie zu Beglaubigungen. 隆紹馮 Fung-schao-lung, der unter dem Zelte Pe's befindliche Beruhiger der Hauptstadt, wartete wegen der Beglaubigungen Pe's. Er sprach mit diesem und sagte: Wir haben jetzt Anstrengung und Mühsal gemeinschaftlich. Wir sollten vor dem Herzen das Blut träufeln lassen, es der Menge zeigen und daraus eine Beglaubigung machen. — Pe befolgte dieses. Er versammelte vollständig die Abtheilungen und die Untergebenen. Er kauerte auf einem Bette von Hu, hiess Schao-lung ein Schwert ergreifen und gegen das Herz tupfen. Schao-lung drang dabei mit der Klinge vor und tödtete ihn. [1]

Als Tschung-tsung der zur Nachfolge bestimmte Sohn des Kaisers war, hiess ihn die Himmelskaiserin [2], weil es um die Zeit heiss war, an dem äusseren Hofe mit einem Fächer die Sonne verdecken. Der zur Nachfolge bestimmte Sohn verzichtete darauf. Eine höchste Verkündung erlaubte dieses nicht. [3]

Ueber den Fächer wird folgendes gesagt:

Man hat den Winter und kleidet sich in keinen Pelz. Man hat den Sommer und ergreift keinen Fächer. Man hat hier die Gebräuche des Mannes. [4]

Bei der dritten der fünf Lenkungen, die man im Sommer übt, heisst es: Man verbietet den Fächer und entfernt den Hut. [5]

Feuer auskommen lassen und einen Brunnen graben, einen Pelz tragen und sich des Fächers bedienen, hierbei ist man nicht fähig, Hilfe zu bringen.

---

[1] Das Buch der späteren Wei.

[2] Die spätere Kaiserin Wu von Thang erhielt früher die Benennung Himmelskaiserin.

[3] Das Buch der Thang.

[4] Die sechs Köcher des grossen Fürsten.

[5] Das Buch Kuan-tse.

Dass man in den Tagen des Sommers keinen Pelz trägt, ist nicht, weil man ihn schont. Die Hitze ist übermässig für den Leib. Dass man in den Tagen des Winters keinen Fächer gebraucht, ist nicht, weil man mit ihm haushält. Die Frische ist übermässig. [1]

Wenn der Wind sich nicht legt, wird der Fächer nicht gebraucht. Wenn die Sonne nicht aufgeht, wird die Kerze nicht ausgelöscht. [2]

Durch den Drachen bringt man den Regen herbei. Durch den Fächer verjagt man die Hitze. [3]

Die Fächer des Fasanenschweifes stammen aus den Zeiten der Yin. Kao-tsung hatte das glückliche Zeichen des singenden Fasans. Für die Ausschmückung der Kleider bediente man sich häufig der Flügelfedern des Bergfasans. In den Anordnungen der Tscheu machte man daraus die Bekleidung des Wagens der Kaiserin und der vornehmen Frauen. Die Handwagen hatten grosse Fächer, die man bildete, indem man die Flügelfedern des Fasans zusammen wob. Man schützte sie dadurch vor Wind und Staub. Die Gespanne und Sänften an dem Hofe der Han bekleidete man damit. Später schenkte man sie dem Könige Hiao von Liang. Seit den Wei und Tsin machte man daraus etwas Gewöhnliches und Ordnungsmässiges und sämmtliche Könige durften sich deren bedienen.

Der verdeckende Fächer ist ein Fächer mit langer Handhabe. In dem Zeitalter der Han gab es viele Gewaltige und Schirmherren. Dieselben bildeten aus Fasanenschweifen lange Fächer.

Die Fächer der fünf Lichter sind durch Schün erfunden worden. Nachdem dieser die Altäre der Landesgötter Yao's in Empfang genommen hatte, eröffnete er weit das Sehen und

---

[1] Das Buch Hoai-nan-tse.

[2] Das Buch Pao-pö-tse.

[3] Der mannigfache Thau des Frühlings und Herbstes.

Hören und suchte weise Menschen, um sich zu schützen. Desswegen verfertigte er die Fächer der fünf Lichter. Die Fürsten, Reichsminister und Grossen von Thsin und Han bedienten sich derselben. Zu den Zeiten von Wei und Tsin durfte man sich ihrer bloss für Gespanne und Sänften bedienen.[1]

Wenn der zur Nachfolge bestimmte kaiserliche Sohn zum ersten Male sich vorstellt, reicht er einen gefirnissten Lendenfächer und einen grünen Bambusfächer. Die Königin, welche der zur Nachfolge bestimmte Sohn aufnimmt, besitzt dreissig Fächer des einmüthigen Herzens und zwanzig einfache Bambusfächer.[2]

In dem ursprünglichen Palaste gebrauchte man sechs runde Fächer von grobem Seidenflor.[3]

臣 買 朱 Tschü - mai - tschin wurde Statthalter von Kuei-ki und trug in dem Busen das farbenglänzende breite Band. Auf der Rückkehr gelangte er zu dem goldenen Einkehrhause, allein die Menschen des Reiches kannten ihn noch nicht. 穀 錢 Tsien-kŏ, der ihn kannte, sah, dass er von Tinte befeuchtet war. Er bewillkommte ihn und sagte: Darf ich frei von Ermüdung bleiben? — Er schickte ihm einen glänzenden ungefärbten Fächer. Als Mai-tschin in die Provinz gelangte, zog er Jenen als obersten Gast herbei.

緩 丁 Ting-hoen, ein geschickter Künstler von Tschang-ngan, verfertigte Fächer mit sieben Rädern. Die zusammenhängenden sieben Räder massen einen Schuh im Durchmesser und setzten sich gegenseitig fort. Wenn ein Mensch sie drehte, zitterte die ganze Halle vor Kälte.

Als Tschao-fei-yen Kaiserin wurde, übersandte ihr ihre jüngere Schwester fünf Fächer von Wolkenmutter, sieben

[1] Die von Tschui-piao verfassten weiteren Erklärungen des Alterthums und der Gegenwart.

[2] Die alten Sachen des östlichen Palastes.

[3] Die alten Sachen der wiederhergestellten Berge und Anhöhen.

helle Fächer, blumige Fächer, Fächer von Bergfasan, Fächer von Grillenflügeln.

„Für den Himmelssohn stellt man im Sommer Fächer von Flügelfedern hin. Im Winter stellt man taffetene Fächer hin.[1]

Indem man ehemals Fächer von Flügelfedern verfertigte, schnitzte man für die Handhabe Holz und bediente sich des Elfenbeines und der Knochen. Flügelfedern gebrauchte man zehn und nahm die vollständige Zahl. Im Anfange des Zeitraumes der Erhebung von Tsin führte 敦 王 Wang-tün[2] zuerst eine Neuerung ein. Er gebrauchte lange Handhaben und liess sie unten hervortreten, so dass man sie erfassen konnte. Er verringerte die Flügelfedern und gebrauchte deren acht. Die Einsichtsvollen hielten dieses für eine Ungeheuerlichkeit der Sitte. Was die Handhabe betrifft, die man erfassbar machte, so ist das Reich ein Bild der Handhabe. Dass man die Federn verringerte und deren acht gebrauchte, hierdurch sind die Flügelfedern beschädigt und wenige an der Zahl, doch die Flügelfedern des Fluges sind das Entsprechende dessen, dass kein gutes Ende erfolgt.[3]

Schĭ-hu erfand Fächer der Wolkenmutter, der fünf Lichter, der Goldblätter und ‚keiner Schwierigkeit'. Dieses sind Namen für einen einzigen Fächer. Goldblätter sind geschlagenes echtes Gold, gleich den Grillenflügeln. Beide Fächer sind buntfarbig und gefirnisst. Sie sind bemalt mit Unsterblichen, seltsamen Vögeln und merkwürdigen vierfüssigen Thieren. Die fünf Lichter sind in der Mitte. Das Licht misst im Umfange drei Zoll, bisweilen fünf Zoll, je nach der Grösse des Fächers. Inmitten der Blätter sind Nähte von dünnen Seidenfäden, welche die Abgränzung bilden. Obgleich gemalt, sind die bunten Farben hell und durchsichtig. Man betrachtet sie,

---

[1] Die vermischten Erzählungen der westlichen Mutterstadt.

[2] Wang-tün empörte sich im ersten Jahre des Zeitraumes Yung-tschang (322 n. Chr.).

[3] Die Besprechung der Vorbedeutungen und glücklichen Zeichen der Erhebung von Tsin.

sagte: Das Wolkengefüge von 梁 柏 Pe-liang,[1] die Zimmerleute haben früher unter ihm gewohnt. Die mannigfache zu Ohren gebrachte Musik der Röhre und Saiten, 牙 夔 Khuei-ya[2] hat früher ihre Töne gehört. Yi hat den Fächer überreicht, weil er vortrefflich ist, nicht, weil er neu ist. — 恭 季 Ki-kung hörte dieses und sprach: Dieser Mensch befindet sich mit Recht in der Umgebung des Kaisers.[3]

Kiai-tschi-tui folgte Tschung-ni von Tsin, als dieser das Reich verliess. Später verzichtete er auf den Gehalt und trat mit seiner Mutter in das Gebirge 介 Kiai. Er schloss sich daselbst an 陽 伯 Pe-yang auf dessen Wanderungen. Ein späteres Geschlechtsalter sah ihn in der Hauptstadt des Königs von Tung-hai, wo er Fächer verkaufte.

千 少 魯 Lu-schao-thsien stammte aus Schan-yang. Kaiser Wen von Han trug eine unscheinbare Kleidung, nahm in den Busen Gold und wollte ihn um den Weg fragen. Schao-thsien ergriff einen elfenbeinernen Fächer und trat bei dem kaiserlichen Thore hinaus.[5]

猛 吳 U-meng liebte die Kunst des Weges. Er übersetzte einst den Strom. Er zeichnete mit einem Fächer von weissen Flügelfedern auf das Wasser und ging geraden Weges quer über die Strömung, ohne sich eines Schiffes und Ruders zu bedienen.[6]

宗 茂 檀 Tan-meu-tsung von Kao-ping verlor in dem Zeitraume I-hi (405 bis 418 n. Chr.) seine Mutter von dem Geschlechte 劉 Lieu. Sie erschien ihm im Traume und sagte: Für ewig abgewendet und getrennt! Jetzt reiche ich dir diesen Fächer und nehme Abschied. — Sie vergoss dabei Thränen. Als Tsung erwachte, fand er zwischen dem Windschirme einen Fächer. Die ganze Oberfläche desselben war gleich Netzen von Spinnen.[7]

---

[1] So hiess eine Erdstufe der Han.

[2] Zu den Zeiten des Kaisers Schün eine den Musikstücken vorgesetzte Obrigkeit.

[3] Der Wald der Worte.

[4] Die Ueberlieferungen von Unsterblichen.

[5] Die Geschichte des Suchens der Götter.

[6] Die fortgesetzte Geschichte des Suchens der Götter.

[7] Der Garten der Merkwürdigkeiten.

Die Gattin des zur Nachfolge bestimmten Sohnes 沒 Mŏ von dem Geschlechte 季 Ki ward von ihrem Manne fortgeschickt. Die Gattin übergab ihrem Manne ein Schreiben. Zugleich brachte sie ihm zwei Paare bequemer elfenbeinerner Fächer.[1]

Ein altes Gedicht sagt:

Der Atlasfächer ist gleich dem glänzenden Monde, er kommt von dem Webstuhl farblos. Man malt auf ihn die Gestalt des Mädchens von Thsin. Dasselbe besteigt den Göttervogel, tritt in Rauch und Nebel.

Das Gedicht auf dem Fächer der Tsiĕ-yü von dem Geschlechte 班 Puan lautete:

Neu gerissen der gleichförmige farblose Atlas, dünn und reinweiss wie Reif und Schnee. Zugeschnitten ist er ein geselliger, heiterer Fächer, gerundet hat er Aehnlichkeit mit dem glänzenden Monde. Er tritt aus und ein in dem Busen und dem Aermel des Gebieters. Wird er bewegt, bricht unmerklicher Wind hervor.

In dem von 植 曹 Tsao-tschĭ verfassten bilderlosen Gedichte auf den Fächer der neun Blumen heisst es:

Einst wartete mein Vorgänger beständig auf und erlangte die Gunst des Kaisers Hoan von Han. Der Kaiser durfte ihm den Bambusfächer des Vorstehers der Arzneimittel schenken. Derselbe war nicht viereckig, nicht rund. In seiner Mitte waren geknüpfte Schriftzeichen, welche mit Namen ‚die neun Blumen' hiessen. Die Worte lauteten: Die Gestalt fünffach getrennt und neunfach gespalten. Bambushaut und dünnes Haar lösen sich und Fäden theilen sich. Er lässt los das Winden der gehörnten jungen Drachen, er nimmt zum Muster der Wolken und des Regenbogens dunklen Rauch. Durch die Gestalt bringt er zu Wege das Ungewöhnliche des Schönen, nach seiner Weise entspricht das Viereckige nicht dem Winkelmass, das Runde bildet keinen Zirkel. Nach dem blendend weissen Handgelenke dreht er sich im Kreise, er schickt hervor die unbeträchtliche Kälte des günstigen Windes. Um die Zeit ist die Luft klar, von Wohlgerüchen scharf, aufgeregter Wirbelwind bewegt die gestreifte Seide, den farblosen Atlas.

---

[1] Die Sammlungen über Frauen.

Der Regenschirm oder Sonnenschirm.

蓋 Kai ‚der Regenschirm‘ befindet sich in der Höhe und überdeckt die Menschen.[1]

Ausgespannte Leinwand, durch die man dem Regen entgeht, nennt man 蓋 繖 San-kai ‚Regenschirm‘.[2]

Einen abgenützten Regenschirm wirft man nicht weg. Man vergräbt in ihm die Hunde.[3]

Der Lehensfürst von Tsi bekriegte Tsin. 儀 夷 I-I fiel, ohne am Leben zu bleiben. Er starb unter der Traufe.[4] Der Lehensfürst von Tsi sagte zu den Leuten I-I's: Wem es vergönnt war, zu fallen ohne am Leben zu bleiben, ist von den fünf Häusern befreit.[5] — Man erlangte seinen Leichnam. Der Fürst liess ihn in drei Kleidern aufbahren. Er gab ihm ein Vordach des Nashorns und einen geraden Regenschirm.[6]

Khung-tse wollte ausgehen. Er befahl seinen Begleitern, den Regenschirm zu halten. Nachdem dieses geschehen, regnete es wirklich.[7]

Khung-tse wollte ausgehen. Es regnete, und er hatte keinen Regenschirm. Die Menschen des Thores sagten: Schang besitzt einen. — Khung-tse sprach: Schang ist ein sehr fehler-

---

[1] Die erklärten Namen.

[2] Der Schriftschmuck des verkehrenden gewöhnlichen Lebens. Der hier gebrauchte Ausdruck ist aus zwei gleichbedeutenden Wörtern zusammengesetzt. Für 繖 San oder [illegible] San „Regenschirm“ wird in den Geschichtschreibern des Südens zum ersten Male das jetzt übliche 傘 San gesetzt. 蓋 Kai hat übrigens auch die Bedeutungen ‚Strohdach‘, ‚Wagendach‘, ‚Deckel‘.

[3] Das Buch der Gebräuche. Die todten Hunde werden in alte Regenschirme gehüllt und in ihnen vergraben.

[4] Er fiel im Kampfe und starb unter der Traufe des Thores.

[5] Man verleiht ihm den Befehl über fünf Häuser, man soll ihm nicht die Dienstleistungen übertragen.

[6] Die Jahre des Fürsten Ting in den Ueberlieferungen Tso's. Ein Vordach des Nashorns ist der Wagen eines Reichsministers. Ein gerader Regenschirm ist eine hohe Wagendecke.

[7] Höchstweise Menschen stehen mit dem Himmel im Verkehr.

hafter Mensch durch die Güter. Ich habe gehört: Wer mit den Menschen umgeht, wählt die Vorzüglichen unter ihnen und kehrt sich weg von den Fehlerhaften unter ihnen. Desswegen kann er lange bestehen. [1]

Der Grosse der fünf Widder war Reichsgehilfe in Thsin. Wenn er sich anstrengte, sass er in keinem Gespanne. Wenn es heiss war, spannte er keinen Sonnenschirm. [2]

傑官上 Schang-kuan-khiĕ war in seiner Jugend ein Flügelwald. [3] Er begleitete den Kaiser Wu auf dessen Reise nach Kan-tsiuen. Das Wetter war stürmisch, der Wagen konnte nicht weiter fahren. Man löste den Regenschirm (das Wagendach) und warf ihn weg. Khiĕ nahm ihn in Empfang. Trotz des Sturmes legte er ihn immer an den Wagen, und der Regen rann an dem Schirme herab. Alsbald lenkte er den Wagen. Der Kaiser bewunderte Khiĕ's Geschicklichkeit und Stärke.

霸黃 Hoang-pa wurde stechender Vermerker von Yang-tscheu. Nach drei Jahren schenkte ihm Kaiser Siuen in einer höchsten Verkündung einen Wagenschirm, der nur einen Schuh hoch war, um den Tugendhaften auszuzeichnen.

Jemand sagte, dass man zu den Zeiten des gelben Kaisers blumige Regenschirme aufstellte und zu den Unsterblichen emporstieg. Wang-mang liess jetzt blumige Regenschirme verfertigen, die acht Klafter und einen Schuh hoch waren. Es waren Schirme von Flügelfedern mit goldenen Reifen. Man lud sie mit geheimen Triebwerken auf vierräderige Wagen und spannte sechs Pferde an. Die Wagenzieher riefen: Man steigt zu den Unsterblichen. [4]

---

[1] Die Worte des Hauses.

[2] Das Sse-ki.

[3] Der Flügelwald ist die Leibwache des Nachtlagers. Dieselbe wird so genannt, weil sie schnell wie Flügel und zahlreich wie die Bäume des Waldes ist. Nach Anderen bezeichnet ‚Flügel', dass die Leibwache für den König die Flügel und Schwingen bildet.

[4] Das Buch der Han.

Zu den Zeiten des Kaisers Ling erklärte man die Warte der Freude von Wu-ping. Man stellte zehnfache, mit fünf Farben glänzende blumige Regenschirme auf, die zehn Klafter hoch waren. Man stellte neunfache blumige Regenschirme auf, die neun Klafter hoch waren.

Man brachte Lao-tse das Opfer in 龍濯 Tí-lung und stellte acht blumige Regenschirme auf. [1]

Wei-ngao wurde geschlagen. Der Kaiser kehrte zurück und zog über 汧 Khien. 遵祭 Tsi-tsün bewillkommnete ihn. Um die Zeit war Tsün kränklich. In einer höchsten Verkündung schenkte ihm der Kaiser einen doppelten Wagenteppich, der mit einem kaiserlichen Regenschirm überdeckt war. [2]

Kuang-wu zog im Osten umher. 延虞 Yü-yen begleitete den kaiserlichen Wagen. Man gelangte nach Lu und fuhr auf der Rückkehr durch das Stadtthor von Fung-khieu. Das Thor war niedrig und klein, es fasste nicht den Regenschirm von Flügelfedern. Der Kaiser zürnte und liess den kaiserlichen Vermerker strafen. Yen kam zu Hilfe, das Thor war jetzt hoch genug. [3]

休曹 Tsao-hieu drang in Hoan-tsching. 遜陸 Lö-sün schlug ihn. Sün-kiuen hiess die Leute seiner Umgebung Lö-sün mit dem kaiserlichen Regenschirme überdecken.

泰周 Tscheu-tai führte den Jünglingsnamen 平幼 Yeu-ping. Er erwarb sich mehrmals durch die Kämpfe Verdienste. Sün-kiuen überdeckte ihn mit dem kaiserlichen Regenschirme.

基劉 Lieu-khi wurde von Sün-kiuen geliebt und geehrt. Er begleitete diesen einst auf dem kaiserlichen Thurmschiffe. Um die Zeit regnete es stark. Kiuen überdeckte ihn

[1] Das Buch der fortgesetzten Han.

[2] Die Geschichte der Han von der östlichen Warte.

[3] Das Buch der späteren Han.

eigenhändig mit dem Regenschirme. Er befahl auch, die Leute Khi's zu überdecken, doch dieses war nicht möglich.

Als 齊 賀 Ho-tsi Heerführer wurde, hatte er Verzierungen von gestreiftem Taffet. Die Schiffe, die er bestieg, hatten grüne Regenschirme und hochrothe Vorhänge.[1]

Hoan-yuen lustwandelte im Süden des Gewässers. Ein Wirbelwind machte den Regenschirm an der Querstange seines Wagens entfliegen. Später erhoben sich die gerechten Waffen, und er wurde alsbald geschlagen.[2]

Das Reich 單 羅 訶 Ho-lo-schen bot zum Geschenk einen Regenschirm von Pfauenfedern.[3]

Die Ueberlieferungen von 光 遙 王 Wang-yao-kuang von Schi-ngan. 祏 江 Kiang-tschī wurde hingerichtet. 昏 東 Tung-hoen berief Yao-kuang zu sich. Als dieser in die Vorhalle trat, erzählte man ihm von dem Verbrechen Tschī's. Yao-kuang fürchtete sich und kehrte nicht in die verschlossene Abtheilung zurück. Er stellte sich sogleich wahnsinnig, rief mit lauter Stimme und wehklagte. Seit dieser Zeit gab er sich für krank aus und betrat nicht mehr die Erdstufe. Vordem hatte Yao-kuang eine Reise unternommen. Als er zurückkehrte und in die Feste trat, blies der Wind dergestalt, dass sein Regenschirm über die Stadtmauer hinausflog. Yao-kuang wurde später geschlagen.[4]

籍 王 Wang-tsie war ein freier Grosser der Mitte. Derselbe wurde jeden Tag immer mehr zerstreut und unlustig. Es kam so weit, dass er allein auf den Wegen des Marktes einherging. Er wählte Niemanden, um mit ihm zu lustwandeln. Wenn er zu Zeiten auf dem Wege einen Bekannten sah, verdeckte er sogleich mit dem Regenschirm das Angesicht.[5]

祖 孝 殷 Yin-hiao-tsu liess sich mit den Räubern in Kämpfe ein. Er folgte dabei immer mit Trommel und Regen-

[1] Die Denkwürdigkeiten von U.

[2] Die Geschichte des Kaisers Ngan von Tsin.

[3] Die weitere Erklärung der Unternehmungen des neunundzwanzigsten Jahres des Zeitraumes Yuen-kia von Sung (452 n. Chr.).

[4] Das Buch der Tsi.

[5] Das Buch der Liang.



Dass man in den Tagen des Sommers keinen Pelz trägt, ist nicht, weil man ihn schont. Die Hitze ist übermässig für den Leib. Dass man in den Tagen des Winters keinen Fächer gebraucht, ist nicht, weil man mit ihm haushält. Die Frische ist übermässig. [1]

Wenn der Wind sich nicht legt, wird der Fächer nicht gebraucht. Wenn die Sonne nicht aufgeht, wird die Kerze nicht ausgelöscht. [2]

Durch den Drachen bringt man den Regen herbei. Durch den Fächer verjagt man die Hitze. [3]

Die Fächer des Fasanenschweifes stammen aus den Zeiten der Yin. Kao-tsung hatte das glückliche Zeichen des singenden Fasans. Für die Ausschmückung der Kleider bediente man sich häufig der Flügelfedern des Bergfasans. In den Anordnungen der Tscheu machte man daraus die Bekleidung des Wagens der Kaiserin und der vornehmen Frauen. Die Handwagen hatten grosse Fächer, die man bildete, indem man die Flügelfedern des Fasans zusammen wob. Man schützte sie dadurch vor Wind und Staub. Die Gespanne und Sänften an dem Hofe der Han bekleidete man damit. Später schenkte man sie dem Könige Hiao von Liang. Seit den Wei und Tsin machte man daraus etwas Gewöhnliches und Ordnungsmässiges und sämmtliche Könige durften sich deren bedienen.

Der verdeckende Fächer ist ein Fächer mit langer Handhabe. In dem Zeitalter der Han gab es viele Gewaltige und Schirmherren. Dieselben bildeten aus Fasanenschweifen lange Fächer.

Die Fächer der fünf Lichter sind durch Schün erfunden worden. Nachdem dieser die Altäre der Landesgötter Yao's in Empfang genommen hatte, eröffnete er weit das Sehen und

[1] Das Buch Hoai-nan-tse.
[2] Das Buch Pao-pö-tse.
[3] Der mannigfache Thau des Frühlings und Herbstes.

Hören und suchte weise Menschen, um sich zu schützen. Desswegen verfertigte er die Fächer der fünf Lichter. Die Fürsten, Reichsminister und Grossen von Thsin und Han bedienten sich derselben. Zu den Zeiten von Wei und Tsin durfte man sich ihrer bloss für Gespanne und Sänften bedienen.[1]

Wenn der zur Nachfolge bestimmte kaiserliche Sohn zum ersten Male sich vorstellt, reicht er einen gefirnissten Lendenfächer und einen grünen Bambusfächer. Die Königin, welche der zur Nachfolge bestimmte Sohn aufnimmt, besitzt dreissig Fächer des einmüthigen Herzens und zwanzig einfache Bambusfächer.[2]

In dem ursprünglichen Palaste gebrauchte man sechs runde Fächer von grobem Seidenflor.[3]

臣 買 朱 Tschü - mai - tschin wurde Statthalter von Kuei-ki und trug in dem Busen das farbenglänzende breite Band. Auf der Rückkehr gelangte er zu dem goldenen Einkehrhause, allein die Menschen des Reiches kannten ihn noch nicht. 穀 錢 Tsien-kŏ, der ihn kannte, sah, dass er von Tinte befeuchtet war. Er bewillkommte ihn und sagte: Darf ich frei von Ermüdung bleiben? — Er schickte ihm einen glänzenden ungefärbten Fächer. Als Mai-tschin in die Provinz gelangte, zog er Jenen als obersten Gast herbei.

緩 丁 Ting-hoen, ein geschickter Künstler von Tschang-ngan, verfertigte Fächer mit sieben Rädern. Die zusammenhängenden sieben Räder massen einen Schuh im Durchmesser und setzten sich gegenseitig fort. Wenn ein Mensch sie drehte, zitterte die ganze Halle vor Kälte.

Als Tschao-fei-yen Kaiserin wurde, übersandte ihr ihre jüngere Schwester fünf Fächer von Wolkenmutter, sieben

[1] Die von Tschui-piao verfassten weiteren Erklärungen des Alterthums und der Gegenwart.

[2] Die alten Sachen des östlichen Palastes.

[3] Die alten Sachen der wiederhergestellten Berge und Anhöhen.

helle Fächer, blumige Fächer, Fächer von Bergfasan, Fächer von Grillenflügeln.

Für den Himmelssohn stellt man im Sommer Fächer von Flügelfedern hin. Im Winter stellt man taffetene Fächer hin.[1]

Indem man ehemals Fächer von Flügelfedern verfertigte, schnitzte man für die Handhabe Holz und bediente sich des Elfenbeines und der Knochen. Flügelfedern gebrauchte man zehn und nahm die vollständige Zahl. Im Anfange des Zeitraumes der Erhebung von Tsin führte 敦 王 Wang-tün[2] zuerst eine Neuerung ein. Er gebrauchte lange Handhaben und liess sie unten hervortreten, so dass man sie erfassen konnte. Er verringerte die Flügelfedern und gebrauchte deren acht. Die Einsichtsvollen hielten dieses für eine Ungeheuerlichkeit der Sitte. Was die Handhabe betrifft, die man erfassbar machte, so ist das Reich ein Bild der Handhabe. Dass man die Federn verringerte und deren acht gebrauchte, hierdurch sind die Flügelfedern beschädigt und wenige an der Zahl, doch die Flügelfedern des Fluges sind das Entsprechende dessen, dass kein gutes Ende erfolgt.[3]

Schĭ-hu erfand Fächer der Wolkenmutter, der fünf Lichter, der Goldblätter und ‚keiner Schwierigkeit'. Dieses sind Namen für einen einzigen Fächer. Goldblätter sind geschlagenes echtes Gold, gleich den Grillenflügeln. Beide Fächer sind buntfarbig und gefirnisst. Sie sind bemalt mit Unsterblichen, seltsamen Vögeln und merkwürdigen vierfüssigen Thieren. Die fünf Lichter sind in der Mitte. Das Licht misst im Umfange drei Zoll, bisweilen fünf Zoll, je nach der Grösse des Fächers. Inmitten der Blätter sind Nähte von dünnen Seidenfäden, welche die Abgränzung bilden. Obgleich gemalt, sind die bunten Farben hell und durchsichtig. Man betrachtet sie,

---

[1] Die vermischten Erzählungen der westlichen Mutterstadt.

[2] Wang-tün empörte sich im ersten Jahre des Zeitraumes Yung-tschang (322 n. Chr.).

[3] Die Besprechung der Vorbedeutungen und glücklichen Zeichen der Erhebung von Tsin.

als ob man sagte, man könne sie nehmen. Desswegen nannte man sie ‚keine Schwierigkeit'. Wenn Hu auszog, besteckte er mit diesen Fächern die Gespanne und Sänften. Er gebrauchte auch elfenbeinerne Fächer der Pfirsichzweige. Der auf ihnen befindliche Bambus war bisweilen von grüngelber tiefer Farbe, bisweilen von der Farbe des Magnoliabaumes. Man verfertigte einige von purpurner und blauer Farbe, man verfertigte andere von dunkelgoldener Farbe.[1]

In dem Reiche Fu-nan verstand man es ehemals nur, grosse Fächer zu verfertigen. Man liess Menschen sie halten. Man wusste nicht, dass jeder Mensch sich deren selbst bedienen könne. Gegenwärtig bedient sich deren Jeder, wenn es heiss ist, selbst.[2]

Zu den Zeiten des Königs Tschao von Tscheu machte das Reich 脩 塗 Thu-sieu grüne Paradiesvögel und mennigrothe Schwäne, von einem jeden ein Männchen und ein Weibchen, zum Geschenk. Bei der Ankunft des Sommers nahm man die Flügelfedern des Schwanes und verfertigte daraus einen Fächer. Man nannte diesen: Den Windspendenden. Man nannte ihn auch: Die gezweigten Flügelfedern. Man nannte ihn auch: Den Schattenzurückwerfenden. Um die Zeit machte das südliche Ngeu ein schönes Mädchen zum Geschenk. Dasselbe bewegte wieder diesen Fächer und wartete zur Seite des Königs auf.[3]

孚 羊 Yang-feu verfasste eine Lobrede auf den Schnee, worin er sagte: Er verausgabt Klarheit und verwandelt sich, er fährt in der Luft und fällt dicht. Er findet Gestalt und kann frisch sein. Er ist dann rein weiss und bringt Glanz hervor. — 允 桓 Hoan-yün schrieb diese Worte sogleich auf einen Fächer.[4]

Als 翼 庾 Yü-yĭ Beruhiger der Hauptstadt in King-tscheu war, überreichte er an dem Hofe einen Federnfächer. Kaiser Tsching hatte die Vermuthung, dass es ein alter Gegenstand sei. 劭 劉 Lieu-schao, der Aufwartende für die Mitte,

[1] Die Geschichte der Begebenheiten in Niĕ.
[2] Die Denkwürdigkeiten von merkwürdigen Dingen.
[3] Die Verzeichnisse des Auflesens des Hinterlassenen.
[4] Die Besprechungen des Zeitalters.

sagte: Das Wolkengefüge von 梁 柏 Pe-liang,[1] die Zimmerleute haben früher unter ihm gewohnt. Die mannigfache zu Ohren gebrachte Musik der Röhre und Saiten, 牙 夔 Khuei-ya[2] hat früher ihre Töne gehört. Yī hat den Fächer überreicht, weil er vortrefflich ist, nicht, weil er neu ist. — 恭 季 Ki-kung hörte dieses und sprach: Dieser Mensch befindet sich mit Recht in der Umgebung des Kaisers.[3]

Kiai-tschi-tui folgte Tschung-ni von Tsin, als dieser das Reich verliess. Später verzichtete er auf den Gehalt und trat mit seiner Mutter in das Gebirge 介 Kiai. Er schloss sich daselbst an 陽 伯 Pe-yang auf dessen Wanderungen. Ein späteres Geschlechtsalter sah ihn in der Hauptstadt des Königs von Tung-hai, wo er Fächer verkaufte.

千 少 魯 Lu-schao-thsien stammte aus Schan-yang. Kaiser Wen von Han trug eine unscheinbare Kleidung, nahm in den Busen Gold und wollte ihn um den Weg fragen. Schao-thsien ergriff einen elfenbeinernen Fächer und trat bei dem kaiserlichen Thore hinaus.[5]

猛 吳 U-meng liebte die Kunst des Weges. Er übersetzte einst den Strom. Er zeichnete mit einem Fächer von weissen Flügelfedern auf das Wasser und ging geraden Weges quer über die Strömung, ohne sich eines Schiffes und Ruders zu bedienen.[6]

宗 茂 檀 Tan-meu-tsung von Kao-ping verlor in dem Zeitraume I-hi (405 bis 418 n. Chr.) seine Mutter von dem Geschlechte 劉 Lieu. Sie erschien ihm im Traume und sagte: Für ewig abgewendet und getrennt! Jetzt reiche ich dir diesen Fächer und nehme Abschied. — Sie vergoss dabei Thränen. Als Tsung erwachte, fand er zwischen dem Windschirme einen Fächer. Die ganze Oberfläche desselben war gleich Netzen von Spinnen.[7]

---

[1] So hiess eine Erdstufe der Han.

[2] Zu den Zeiten des Kaisers Schün eine den Musikstücken vorgesetzte Obrigkeit.

[3] Der Wald der Worte.

[4] Die Ueberlieferungen von Unsterblichen.

[5] Die Geschichte des Suchens der Götter.

[6] Die fortgesetzte Geschichte des Suchens der Götter.

[7] Der Garten der Merkwürdigkeiten.

Die Gattin des zur Nachfolge bestimmten Sohnes 沒 Mŏ von dem Geschlechte 季 Ki ward von ihrem Manne fortgeschickt. Die Gattin übergab ihrem Manne ein Schreiben. Zugleich brachte sie ihm zwei Paare bequemer elfenbeinerner Fächer.[1]

Ein altes Gedicht sagt:

Der Atlasfächer ist gleich dem glänzenden Monde, er kommt von dem Webstuhl farblos. Man malt auf ihn die Gestalt des Mädchens von Thsin. Dasselbe besteigt den Göttervogel, tritt in Rauch und Nebel.

Das Gedicht auf dem Fächer der Tsiĕ-yü von dem Geschlechte 班 Puan lautete:

Neu gerissen der gleichförmige farblose Atlas, dünn und reinweiss wie Reif und Schnee. Zugeschnitten ist er ein geselliger, heiterer Fächer, gerundet hat er Aehnlichkeit mit dem glänzenden Monde. Er tritt aus und ein in dem Busen und dem Aermel des Gebieters. Wird er bewegt, bricht unmerklicher Wind hervor.

In dem von 植 曹 Tsao-tschĭ verfassten bilderlosen Gedichte auf den Fächer der neun Blumen heisst es:

Einst wartete mein Vorgänger beständig auf und erlangte die Gunst des Kaisers Hoan von Han. Der Kaiser durfte ihm den Bambusfächer des Vorstehers der Arzneimittel schenken. Derselbe war nicht viereckig, nicht rund. In seiner Mitte waren geknüpfte Schriftzeichen, welche mit Namen ‚die neun Blumen‘ hiessen. Die Worte lauteten: Die Gestalt fünffach getrennt und neunfach gespalten. Bambushaut und dünnes Haar lösen sich und Fäden theilen sich. Er lässt los das Winden der gehörnten jungen Drachen, er nimmt zum Muster der Wolken und des Regenbogens dunklen Rauch. Durch die Gestalt bringt er zu Wege das Ungewöhnliche des Schönen, nach seiner Weise entspricht das Viereckige nicht dem Winkelmass, das Runde bildet keinen Zirkel. Nach dem blendend weissen Handgelenke dreht er sich im Kreise, er schickt hervor die unbeträchtliche Kälte des günstigen Windes. Um die Zeit ist die Luft klar, von Wohlgerüchen scharf, aufgeregter Wirbelwind bewegt die gestreifte Seide, den farblosen Atlas.

[1] Die Sammlungen über Frauen.



Der Regenschirm oder Sonnenschirm.

蓋 Kai ‚der Regenschirm‘ befindet sich in der Höhe und überdeckt die Menschen. [1]

Ausgespannte Leinwand, durch die man dem Regen entgeht, nennt man 蓋 繖 San-kai ‚Regenschirm‘. [2]

Einen abgenützten Regenschirm wirft man nicht weg. Man vergräbt in ihm die Hunde. [3]

Der Lehensfürst von Tsi bekriegte Tsin. 儀 夷 I-I fiel, ohne am Leben zu bleiben. Er starb unter der Traufe. [4] Der Lehensfürst von Tsi sagte zu den Leuten I-I's: Wem es vergönnt war, zu fallen ohne am Leben zu bleiben, ist von den fünf Häusern befreit. [5] — Man erlangte seinen Leichnam. Der Fürst liess ihn in drei Kleidern aufbahren. Er gab ihm ein Vordach des Nashorns und einen geraden Regenschirm. [6]

Khung-tse wollte ausgehen. Er befahl seinen Begleitern, den Regenschirm zu halten. Nachdem dieses geschehen, regnete es wirklich. [7]

Khung-tse wollte ausgehen. Es regnete, und er hatte keinen Regenschirm. Die Menschen des Thores sagten: Schang besitzt einen. — Khung-tse sprach: Schang ist ein sehr fehler-

---

[4] Die erklärten Namen.

[2] Der Schriftschmuck des verkehrenden gewöhnlichen Lebens. Der hier gebrauchte Ausdruck ist aus zwei gleichbedeutenden Wörtern zusammengesetzt. Für 繖 San oder ⿰巾散 San „Regenschirm" wird in den Geschichtschreibern des Südens zum ersten Male das jetzt übliche 傘 San gesetzt. 蓋 Kai hat übrigens auch die Bedeutungen ‚Strohdach‘, ‚Wagendach‘, ‚Deckel‘.

[3] Das Buch der Gebräuche. Die todten Hunde werden in alte Regenschirme gehüllt und in ihnen vergraben.

[4] Er fiel im Kampfe und starb unter der Traufe des Thores.

[5] Man verleiht ihm den Befehl über fünf Häuser, man soll ihm nicht die Dienstleistungen übertragen.

[6] Die Jahre des Fürsten Ting in den Ueberlieferungen Tso's. Ein Vordach des Nashorns ist der Wagen eines Reichsministers. Ein gerader Regenschirm ist eine hohe Wagendecke.

[7] Höchstweise Menschen stehen mit dem Himmel im Verkehr.

hafter Mensch durch die Güter. Ich habe gehört: Wer mit den Menschen umgeht, wählt die Vorzüglichen unter ihnen und kehrt sich weg von den Fehlerhaften unter ihnen. Desswegen kann er lange bestehen.[1]

Der Grosse der fünf Widder war Reichsgehilfe in Thsin. Wenn er sich anstrengte, sass er in keinem Gespanne. Wenn es heiss war, spannte er keinen Sonnenschirm.[2]

傑 官 上 Schang-kuan-khiĕ war in seiner Jugend ein Flügelwald.[3] Er begleitete den Kaiser Wu auf dessen Reise nach Kan-tsiuen. Das Wetter war stürmisch, der Wagen konnte nicht weiter fahren. Man löste den Regenschirm (das Wagendach) und warf ihn weg. Khiĕ nahm ihn in Empfang. Trotz des Sturmes legte er ihn immer an den Wagen, und der Regen rann an dem Schirme herab. Alsbald lenkte er den Wagen. Der Kaiser bewunderte Khiĕ's Geschicklichkeit und Stärke.

霸 黃 Hoang-pa wurde stechender Vermerker von Yang-tscheu. Nach drei Jahren schenkte ihm Kaiser Siuen in einer höchsten Verkündung einen Wagenschirm, der nur einen Schuh hoch war, um den Tugendhaften auszuzeichnen.

Jemand sagte, dass man zu den Zeiten des gelben Kaisers blumige Regenschirme aufstellte und zu den Unsterblichen emporstieg. Wang-mang liess jetzt blumige Regenschirme verfertigen, die acht Klafter und einen Schuh hoch waren. Es waren Schirme von Flügelfedern mit goldenen Reifen. Man lud sie mit geheimen Triebwerken auf vierräderige Wagen und spannte sechs Pferde an. Die Wagenzieher riefen: Man steigt zu den Unsterblichen.[4]

---

[1] Die Worte des Hauses.

[2] Das Sse-ki.

[3] Der Flügelwald ist die Leibwache des Nachtlagers. Dieselbe wird so genannt, weil sie schnell wie Flügel und zahlreich wie die Bäume des Waldes ist. Nach Anderen bezeichnet ‚Flügel‘, dass die Leibwache für den König die Flügel und Schwingen bildet.

[4] Das Buch der Han.

Zu den Zeiten des Kaisers Ling erklärte man die Warte der Freude von Wu-ping. Man stellte zehnfache, mit fünf Farben glänzende blumige Regenschirme auf, die zehn Klafter hoch waren. Man stellte neunfache blumige Regenschirme auf, die neun Klafter hoch waren.

Man brachte Lao-tse das Opfer in 龍濯 Tí-lung und stellte acht blumige Regenschirme auf.[1]

Wei-ngao wurde geschlagen. Der Kaiser kehrte zurück und zog über 汧 Khien. 遵祭 Tsi-tsün bewillkommnete ihn. Um die Zeit war Tsün kränklich. In einer höchsten Verkündung schenkte ihm der Kaiser einen doppelten Wagenteppich, der mit einem kaiserlichen Regenschirm überdeckt war.[2]

Kuang-wu zog im Osten umher. 延虞 Yü-yen begleitete den kaiserlichen Wagen. Man gelangte nach Lu und fuhr auf der Rückkehr durch das Stadtthor von Fung-khieu. Das Thor war niedrig und klein, es fasste nicht den Regenschirm von Flügelfedern. Der Kaiser zürnte und liess den kaiserlichen Vermerker strafen. Yen kam zu Hilfe, das Thor war jetzt hoch genug.[3]

休曹 Tsao-hieu drang in Hoan-tsching. 遜陸 Lŏ-sün schlug ihn. Sün-kiuen hiess die Leute seiner Umgebung Lŏ-sün mit dem kaiserlichen Regenschirme überdecken.

泰周 Tscheu-tai führte den Jünglingsnamen 平幼 Yeu-ping. Er erwarb sich mehrmals durch die Kämpfe Verdienste. Sün-kiuen überdeckte ihn mit dem kaiserlichen Regenschirme.

基劉 Lieu-khi wurde von Sün-kiuen geliebt und geehrt. Er begleitete diesen einst auf dem kaiserlichen Thurmschiffe. Um die Zeit regnete es stark. Kiuen überdeckte ihn

[1] Das Buch der fortgesetzten Han.

[2] Die Geschichte der Han von der östlichen Warte.

[3] Das Buch der späteren Han.

eigenhändig mit dem Regenschirme. Er befahl auch, die Leute Khi's zu überdecken, doch dieses war nicht möglich.

Als 齊 賀 Ho-tsi Heerführer wurde, hatte er Verzierungen von gestreiftem Taffet. Die Schiffe, die er bestieg, hatten grüne Regenschirme und hochrothe Vorhänge.[1]

Hoan-yuen lustwandelte im Süden des Gewässers. Ein Wirbelwind machte den Regenschirm an der Querstange seines Wagens entfliegen. Später erhoben sich die gerechten Waffen, und er wurde alsbald geschlagen.[2]

Das Reich 單 羅 訶 Ho-lo-schen bot zum Geschenk einen Regenschirm von Pfauenfedern.[3]

Die Ueberlieferungen von 光 遙 王 Wang-yao-kuang von Schi-ngan. 祏 江 Kiang-tschī wurde hingerichtet. 昏 東 Tung-hoen berief Yao-kuang zu sich. Als dieser in die Vorhalle trat, erzählte man ihm von dem Verbrechen Tschī's. Yao-kuang fürchtete sich und kehrte nicht in die verschlossene Abtheilung zurück. Er stellte sich sogleich wahnsinnig, rief mit lauter Stimme und wehklagte. Seit dieser Zeit gab er sich für krank aus und betrat nicht mehr die Erdstufe. Vordem hatte Yao-kuang eine Reise unternommen. Als er zurückkehrte und in die Feste trat, blies der Wind dergestalt, dass sein Regenschirm über die Stadtmauer hinausflog. Yao-kuang wurde später geschlagen.[4]

籍 王 Wang-tsie war ein freier Grosser der Mitte. Derselbe wurde jeden Tag immer mehr zerstreut und unlustig. Es kam so weit, dass er allein auf den Wegen des Marktes einherging. Er wählte Niemanden, um mit ihm zu lustwandeln. Wenn er zu Zeiten auf dem Wege einen Bekannten sah, verdeckte er sogleich mit dem Regenschirm das Angesicht.[5]

祖 孝 殷 Yin-hiao-tsu liess sich mit den Räubern in Kämpfe ein. Er folgte dabei immer mit Trommel und Regen-

[1] Die Denkwürdigkeiten von U.

[2] Die Geschichte des Kaisers Ngan von Tsin.

[3] Die weitere Erklärung der Unternehmungen des neunundzwanzigsten Jahres des Zeitraumes Yuen-kia von Sung (452 n. Chr.).

[4] Das Buch der Tsi.

[5] Das Buch der Liang.

schirm. Die Menschen in dem Kriegsheer sagten zu einander: Von der Führung des Kriegsheeres durch den Mann von dem Geschlechte Yin lässt sich sagen, dass bei ihm der Tod herankommen wird. Er kreuzt jetzt mit den Räubern die Spitzen der Waffen, doch er winkt wie mit einem Fächer und macht sich kenntlich. Auf diese Weise sammeln sich zehn Hände von Schützen, um zu schiessen. Wollte er auch nicht fallen, ist ihm dieses möglich? — An demselben Tage wurde er von einem daherfliegenden Pfeile getroffen und starb.

In Fu-nan ist es Sitte, dass als Fischreuse ein alter Regenschirm dient.[1]

Der kaiserliche Vermerker und Reichsgehilfe der Mitte 子伯荀 Siün-pe-tse meldete an dem Hofe: 之尚何 Ho-schang-tschi, der Heerführer der Leibwache zur Linken, legt in öffentlichen Dingen immer Fischreusen, Regenschirme mit lückenhaften Körpern. Bei den Anordnungen stellt er einen Bauernhut[2] vor das öffentliche Thor, er verwirft den blumigen Regenschirm und lenkt nicht.[3]

Wen-tse sagt: Der grosse Mann ist zufriedengestellt und ohne Verlangen. Er ist ruhig und ohne Bedenken. Er macht den Himmel zu seinem Regenschirm, die Erde zu seiner Sänfte.

Hoai-nan-tse sagt: Wenn der Regenschirm mit keinen Stäben versehen ist, kann man nicht die Sonne verdecken. Wenn das Rad mit keinen Speichen versehen ist, kann man nicht schnell verfolgen. Gleichwohl genügen Stäbe und Regenschirme nicht um sich auf sie verlassen zu können.

Der Meister (Khung-tse) begab sich nach Tan. Der Fürst von Tan begegnete ihm auf dem Wege. Er neigte den Regenschirm und sprach mit ihm. Als der Tag zu Ende ging, trennte

---

[1] Die Geschichtschreiber des Südens.

[2] 笠 Lǐ, ein Regenschirm von Bambus. Derselbe hat keinen Stiel und wird auf dem Kopfe getragen. Ein solcher Regenschirm mit einem Stiel heisst 簦 Teng.

[3] Die weitere Erklärung der Unternehmungen des zehnten Jahres des Zeitraumes Yuen-kia von Sung (433 n. Chr.).

er sich. Er befahl Tse-lu, das Bündel Seidenstoffe zu nehmen und schenkte sie ihm.[1]

U-khi kämpfte mit den Menschen von Tsin. Die Regenschirme der Schlachtordnungen der Krieger reichten hin, um vor Reif und Thau zu schützen.[2]

方 子 田 Tien-tse-fang begegnete 璜 翟 Ti-hoang. Derselbe fuhr in einem Wagen mit einem Vordache und trug auf dem Haupte einen blumigen Regenschirm. Jener vermuthete in ihm einen Gebieter der Menschen.[3]

Der blumige Regenschirm ist von dem gelben Kaiser erfunden worden. Dieser kämpfte mit Tschi-yeu auf dem Felde von Tschŏ-lŏ. Daselbst war immer der Zug fünffarbiger Wolken, goldene Aeste, Blätter von Edelstein. Ueber dem Kaiser war das Bild des Erblühtseins der Blumen. Er verfertigte nach diesen den blumigen Regenschirm.

Der gekrümmte Regenschirm ist von dem grossen Fürsten erfunden worden. König Wu bekriegte Tsch'heu. Ein Sturm zerbrach ihm den Regenschirm. Der grosse Fürst verfertigte nach der Gestalt des zerbrochenen Regenschirmes den gekrümmten Regenschirm. Zu den Zeiten der kämpfenden Reiche beschenkte man mit ihm gewöhnlich die Heerführer. Seit dem Hofe der Han gebrauchte man ihn für die Wagen und Sänften. Man nannte ihn dabei den schielenden Regenschirm. Wenn man Streitkräfte für ein Kriegsheer ausgab, verlieh man einen dieser Regenschirme.[4]

初 丁 Ting-thsu, der Abgesandte für die Dämme des Sees, sah plötzlich ein junges Weib, das von Gestalt und Miene lieblich war. Dasselbe war grün gekleidet, trug auf dem Haupte einen Regenschirm und rief Thsu. Dieser argwöhnte und sah sich erwartungsvoll um. Das Weib warf sich

---

[1] Das Buch Khung-tsiü-tse.
[2] Das Buch Wei-liao-tse.
[3] Der Garten der Gespräche.
[4] Die von Thsui-piao verfassten weiteren Erklärungen der Gegenwart und des Alterthums.

in die Wellen: es war eine grosse grasgrüne Fischotter. Ihre Kleider und ihr Regenschirm waren Wasserlilien.[1]

In dem Zeitraume I-hi (405 bis 410 n. Chr.) sah ein kleiner Angestellter von U-schang ein Mädchen, das auf dem Haupte einen grünen Regenschirm trug. Dasselbe war von Gestalt und Miene sehr zierlich, und er traf mit ihr eine Verabredung. Als das Mädchen kam, leuchteten viele Blitze, und es war ein grosser Dachs. Thsu zog das Schwert und zerhackte ihren Regenschirm. Dieser bestand aus dürren Blättern der Wasserlilie.[2]

子山義周 Tscheu-I-schan-tse, der wahre Mensch des purpurnen Yang, trat in Verkehr mit den versammelten unsterblichen Menschen. Dieselben befanden sich innerhalb des kupfernen Thores des goldenen Hauses und machten purpurne Wolken zu Regenschirmen.[3]

Der Gebieter des grossen Weges des grossen Höchsten übergab dem Gebieter von 成務 Wu-tsching Stickwerk von fünf bunten Farben, Regenschirme von Flügelfedern und ein Paar hell glänzende Perlen.[4]

Als 木干徐 Siü-kan-mŏ von Jahren jung war, sah er einst in der Nacht im Traume einen Vogel, der von dem Himmel herabflog, in dem Schnabel einen Regenschirm hielt und diesen in den Vorhof pflanzte. Dieses ereignete sich dreimal. Wenn der Vogel mit dem Regenschirm in dem Schnabel kam, erhob er ein böses Geschrei und entfernte sich. Der Mann von dem Geschlechte Siü erlangte später wirklich einen Regenschirm.[5] Er nahm alsbald ein schlechtes Ende.[6]

Das von Tsing-U-tse verfasste Buch der Begräbnisse sagt:

Wenn man ein Grab herstellt und die Erde hervornimmt, am Abend im Traume einen als Fischreuse dienenden Regenschirm sieht und in den Markt tritt, so wird man reich und vornehm.

---

[1] Die Geschichte des Suchens der Götter.

[2] Der Garten der Merkwürdigkeiten.

[3] Die Ueberlieferungen von dem wahren Menschen Tscheu-kiün.

[4] Die Ueberlieferungen von dem wahren Menschen Wang-kiün.

[5] Durch das oben (S. 293) von dem gekrümmten Regenschirm Gesagte zu erklären.

[6] Die Gespräche des gewöhnlichen Lebens.

Das von Yuen-tsie verfasste bilderlose Gedicht auf das reine Denken sagt:

Ich breche den mennigrothen Baum und verdecke damit die Sonne. Ich erhebe das Dreifache des Regenschirms der Unsterblichkeitspflanze.

Das von Lieu-tschĭ verfasste bilderlose Gedicht auf die Hauptstadt von Lu sagt:

Die Regenschirme sind gleich fliegenden Schwänen, die Pferde gleich einherschwimmenden Fischen.

Das von Sung-yŏ verfasste bilderlose Gedicht auf die grossen Worte sagt:

Der runde Himmel ist ein Regenschirm. Die viereckige Erde ist eine Sänfte.

Der Rennthierschweif. [1]

Schĭ-lĭ entstellte die Dinge. 王浚 Wang-siün schickte ihm einen Rennthierschweif. Lĭ nahm ihn nicht in die Hand, sondern stellte ihn an die Wand. An dem Hofe verbeugte er sich vor Siün und sagte: Ich habe das Geschenk der Fürsten von dem Geschlechte Wang gesehen, als ob ich den Fürsten gesehen hätte. [2]

王衍夷甫 Wang-yen-I-fu war von vollkommener Begabung, schönem Aeusseren, erleuchtet und aufgeweckt wie ein Gott. So er oft den mit einer Handhabe von Edelstein versehenen Rennthierschweif erfasste, waren die Handhabe und seine Hand von gleicher Farbe.

Die dem Geschlechte 曹 Tsao entstammende Gattin 王導 Wang-tao's war eifersüchtig. Tao befahl, besonders einen Palast herzurichten, um seine Kebsweiber sicher zu stellen. Die Gattin von dem Geschlechte Tsao erfuhr dieses.

[1] Das Wort 麈 Tschü in 麈尾 Tschü-wei ‚Rennthierschweif' bezeichnet ein Thier, das eine Art 麋 Mi ‚grosser Hirsch' oder ‚Rennthier' ist.

[2] Der Frühling und Herbst von Tsin.

Tao, der fürchtete, dass von anderer Seite Lärm erhoben und sein Befehl zu Schanden gemacht würde, fuhr in dem Wagen aus. Er fürchtete, dass er zu spät kommen werde. Er trieb mit der Handhabe des Rennthierschweifes, den er in der Hand hielt, die Rinder zu schnellem Laufe an und fuhr weiter. 謨 蔡 Tsai-mu, der Vorsteher der Scharen, hörte dieses. Er sagte zu Tao: An dem Hofe will man dir neun Geschenke zukommen lassen. — Tao merkte dieses nicht. Er zog sich bloss voll Bescheidenheit zurück. Mu sprach: Ich habe von den übrigen Dingen nichts gehört. Es befinden sich darunter blos ein Kälberwagen mit kurzer Querstange und ein Rennthierschweif mit langer Handhabe. — Tao ward sehr zornig. [1]

融 張 Tschang-yung führte den Jünglingsnamen 光 思 Sse-kuang. Er hatte mit zwanzig Jahren einen Namen. Ein Mann des Weges, sein Provinzgenosse 靜 修 陸 Lö-sieu-tsing schickte ihm Flügelfedern des weissen Reihers, Rennthierschweife und Fächer. Dabei sagte er: Dieses sind allerdings ungewöhnliche Dinge, allein ich reiche sie einem ungewöhnlichen Menschen. — Als Yung dem Tode nahe war, schickte ihm Jener noch ein acht Klafter langes Fahnentuch ohne Wimpel und hiess ihn es hissen. Er stellte kein Opfer auf. Er hiess Menschen einen Rennthierschweif erfassen und die Herbeirufung der lichten Seele veranstalten.

敷 張 Tschang-fu las gerne die ursprünglichen Worte. Zugleich hing er an den Erörterungen des Schriftschmuckes. Als er zwanzig Jahre alt war, hiess ihn sein Vater 邵 Schao mit dem hohen vorzüglichen Manne 文 少 宗 Tsung-schao-wen von Nan-yang die gebundenen Gestalten [2] besprechen. Er war mehrere Male hingegangen und wieder zurückgekehrt. Schao-wen wollte ihn in Verlegenheit bringen. Jener fasste den Rennthierschweif und sprach seufzend: Mein Weg geht nach Osten. — Hierauf gewannen sein Name und sein Werth täglich an Bedeutung. [2]

---

[1] Das Buch der Tsin.

[2] Ein Theil des Buches der Verwandlungen.

[3] Das Buch der Sung.

永 周 Tscheu-yung war von Wort beredt und zierlich. Er war erfahren in den Ordnungen Fŏ's. Er veröffentlichte die Erörterungen der drei Stammhäuser. Darin besprach er das Leere und entlehnte den Sinn. Ein Mensch des Weges von dem Walde des Verstandes in dem westlichen Liang schickte ihm ein Schreiben, worin er ihn gründlich pries und belobte. Er sagte: Dass ich den Rennthierschweif erfasste, sind vierzig Jahre. Ich sah ziemlich viele Verzeichnisse der Stammhäuser, doch dieses aufgestrichene Weiss und Schwarz, kein Mensch ist, der es überreicht hätte. Wider Vermuthen kommen diese Laute in Menge und dringen in das Ohr. — Dergestalt wurde er hochgeschätzt.[1]

廣 盧 Lu-kuang besass die Kunst der Gelehrten. Er wurde ein Sohn des Reiches und ein vielseitiger Mann. Während des Lernens erklärte und besprach er. Von 勉 徐 Siü-mien, dem Vorsteher des Pfeilschiessens, abwärts kamen Alle zu ihm. 舉 謝 Sie-khiü nahm einen Sitz ein und brachte Kuang öfters in Verlegenheit. In der Ordnung der Rede drängte er ihn mit Macht. Kuang seufzte tief und unterwarf sich. Dabei schenkte er ihm den Rennthierschweif, den er in der Hand hielt. Hierdurch legte er dessen Teppiche noch grössere Wichtigkeit bei.[2]

譏 張 Tschang-ki verstand sich gut auf das Erklären und Erörtern. Als der spätere Vorgesetzte[3] sich in dem östlichen Palaste befand, versammelte er die Genossen des Palastes und veranstaltete ein Fest. Um die Zeit war der neuerfundene Rennthierschweif mit Handhabe von Edelstein eben erst vollendet. Der spätere Vorgesetzte ergriff ihn eigenhändig und sprach: Gegenwärtig sind zwar wieder viele vorzügliche Männer wie ein Wald, doch derjenige, der am Ende würdig ist, dieses zu ergreifen, ist allein Tschang-ki. — Er händigte Ki sofort den Rennthierschweif ein. Der spätere Vorgesetzte besuchte einst das Kloster 善 開 Khai-schen in Tschung-schan. Er rief die begleitenden Diener zu sich und hiess sie

---

[1] Das Buch der Tsi.

[2] Das Buch der Liang.

[3] Der spätere Vorgesetzte ist der mit dem Kaisertitel nicht belegte letzte Herrscher aus dem Hause Tschin. Derselbe ergab sich im neunten Jahre des Zeitraumes Khai-hoang (589 n. Chr.) an Sui.

sich unter die Fichten im Südwesten des Klosters setzen. Er forderte Ki auf, die Bedeutungen zu erklären. Um die Zeit suchte man den Rennthierschweif, derselbe war aber noch nicht da. Der spätere Vorgesetzte forderte Leute auf, einen Fichtenzweig zu nehmen. Er näherte ihn Ki und sagte: Man kann dadurch den Rennthierschweif ersetzen.[1]

道 次 何 Ho-thse-tao begab sich zu 相 丞 王 Wang-sching-siang. Dieser klopfte mit einem Rennthierschweife auf das Bett, rief den Mann von dem Geschlechte Ho und setzte sich zu ihm. Er sprach: Dieses ist der Sitz des Weisheitsfreundes.

國 安 孫 Sün-ngan-kuŏ machte sich auf den Weg. 軍 中 殷 Yin-tschung-kiün gewährte ihm eine Unterredung. Die Leute der Umgebung trugen Speisen auf. Es ereignete sich etliche vier Male, dass diese erkalteten und wieder gewärmt wurden. Beide rissen Rennthierschweife empor und schleuderten sie weg. Diese fielen sämmtlich in die Speisen und füllten sie an. Gast und Wirth erreichten somit den Abend und vergassen, Speise zu nehmen.

史 長 王 Wang-tschang-sse war bereits schwer erkrankt. Er lag unter der Lampe, drehte den Rennthierschweif und betrachtete ihn. Er sprach seufzend: Also der Mensch erreicht nicht volle vierzig Jahre. — Als er gestorben war, überwachte 尹 劉 Lieu-yün die Aufbahrung. Er legte einen Rennthierschweif mit Handhabe von Nashorn in den Sarg. Dabei wehklagte er schmerzerfüllt.[2]

Wang-sching-siang hängte einst einen Rennthierschweif in den Bettvorhang. Als Yin-tschung-kiün kam, nahm er den Rennthierschweif und sprach: Jetzt überlasse ich ihn dir.

---

[1] Das Buch der Tschin.

[2] Das Buch Kŏ-tse.

Ein Gast fragte 令樂 Yŏ-ling, ob es ihm angenehm sei, wenn man nicht ankommt. Der Mann von dem Geschlechte Lŏ erwiederte hierauf noch nichts. Er spaltete den Abschnitt eines Schriftstückes, klopfte mit dem Stiele des Rennthierschweifes auf die Bank und sprach: Bist du angekommen oder nicht? — Der Gast sprach: Ich bin angekommen. — Der Mann von dem Geschlechte Yŏ erhob dabei wieder den Rennthierschweif und sprach: Wenn du angekommen bist, wie dürftest du da weggehen? — Der Gast besann sich jetzt und unterwarf sich. [1]

暢法康 Khung-fă-tschang baute eine Feldscheune. Der Fürst ergriff einen Rennthierschweif und gelangte hin. Er sprach: Der Rennthierschweif ist über die Massen zierlich. Wie ist es möglich, dass er da ist? — Jener antwortete: Der Uneigennützige begehrt ihn nicht, der Habsüchtige gibt ihn nicht. Desswegen ist es möglich, dass er da ist. [2]

Die Denkwürdigkeiten des Reiches Hoa-yang sagen: Die Berge von I-kiün liefern Rennthierschweife.

Die Inschrift auf dem Rennthierschweife 道王 Wang-tao's lautete: Wer möchte sagen, dass sein Stoff gemein? Er wird gelenkt von dem Weisheitsfreunde. Er fegt den Schmutz, lindert die Hitze, mit leerem Herzen wartet er.

Die Inschrift auf dem Rennthierschweife 白詢許 Hiü-siün-pe's lautete: Blätterreich eine blühende Baumeslänge! Ungewöhnlich ein wunderbares Aussehen! Biegsam, zart, geschmeidig und feucht! Wolken verbreiten sich, der Schnee fällt dicht! Der Weisheitsfreund dreht es im Kreise, er sucht nach dem Unscheinbaren der ursprünglichen Ordnung.

Der Schlägel. [3]

Die Provinz Thsang-wu trachtete dem Kaiser Kao nach dem Leben. Der Kaiser machte einst die Unterlage [4] des Bücherbretes zu einem Schilde. Aus Eisen bildete er den Bücher-

[1] Die Gespräche des Zeitalters.

[2] Der Wald der Worte.

[3] 意如 Jü-I (nach Wunsch), das hier besprochene Werkzeug.

[4] Diese Unterlage heisst 鼻安 Ngan-pi, wörtlich: die Nase sichernd.

beschwerer. Der Schlägel war sehr gross, um damit gegen das Unerwartete Vorkehrungen zu treffen. Er wollte durch ihn den Stab ersetzen.[1]

紹 僧 明 Ming-seng-schao führte den Jünglingsnamen 烈 承 Sching-liĕ und stammte aus Niĕ in Ping-yuen. Er verbarg sich auf dem Berge 勞 Lao in der Provinz Tschang-kuang. Eine höchste Verkündung lud ihn vor und ernannte ihn zum Leibwächter der richtigen Zahl. Er meldete sich krank und kam nicht. Der Kaiser schenkte ihm einen Schlägel aus Bambuswurzeln und eine Mütze aus Bambussprossen und Bambusbast. Der Verborgene hielt dieses für eine Ehre.[2]

Kaiser Wu wollte zu den Waffen greifen. 文 闡 席 Sĭ-schen-wen forderte 胄 穎 蕭 Siao-ying-tscheu zur Theilnahme auf. Er schickte dabei seinen Gast 恭 祖 田 Tien-tsu-kung mit dem Auftrage, dem Kaiser eine besondere Meldung zu machen. Zugleich liess er ein mit Silber ausgestattetes Schwert als ein Geschenk überreichen. Der Kaiser gab ihm als Gegengeschenk einen goldenen Schlägel.

叡 韋 Wei-jui vertheidigte sich gegen Wei in Schao-yang. Er fuhr in einer Sänfte von rohem Holze und hielt in der Hand einen Schlägel von weissem Horn. Damit winkte er dem Kriegsheere. In einem Tage bestand er mehrere Treffen.

鈞 殷 Yin-kiün führte den Jünglingsnamen 和 季 Ki-ho. Kaiser Wu von Liang war zu dessen Vater 叡 Jui ein alter Bekannter, und er gab Kiün seine Tochter, die Kaisertochter 興 永 Yung-hing zur Gattin. Die Kaisertochter war stolz, ausschweifend, schroff und grausam. Kiün war von Gestalt kurz und klein. Er wurde von der Kaisertochter verabscheut. So oft sie berufen ward und eintrat, beschrieb sie früher die ganze Wand mit den Zeichen 叡 殷 Yin-jui.[3] Kiün vergoss sofort Thränen und ging hinaus. Die Kaiser-

[1] Das Buch der Tsi.

[2] Das von Siao-tse-hien verfasste Buch der Tsi.

[3] Der vollständige Name von Yin-kiün's Vater.

tochter befahl den Sclavinnen, in die Zeichen zu stechen und sie auszulöschen. Kiün konnte seinen Zorn nicht bemeistern und erzählte es dem Kaiser. Dieser schlug die Kaisertochter mit einem Schlägel von Nashorn und zerbrach ihr den Rücken. Gleichwohl war sie noch immer gehässig. Kiün war ein Aufwartender der Mitte. Er trat aus und wurde ein Berathender des königlichen Sammelhauses.

膺 李 Li-ying führte den Jünglingsnamen 允 公 Kung-yün. Er hatte Begabung und Scharfsinn. 藻 Tsao, Lehensfürst von Si-tschang, verwaltete Yĭ-tscheu. Er ernannte Ying zum Vorstehenden der Register und hiess ihn in der Hauptstadt eintreffen. Kaiser Wu fand an ihm Gefallen und sagte zu ihm: Der gegenwärtige Li-ying, wie war er ehemals? — Jener antwortete: Der gegenwärtige übertrifft den ehemaligen. — Der Kaiser fragte um die Ursache. Jener antwortete: Ehemals diente ich Vorgesetzten wie Hoan und Ling. Gegenwärtig begegne ich Gebietern wie Yao und Schün. — Den Kaiser freute diese Antwort. Er schlug lange Zeit mit dem Schlägel auf den Teppich. Er ernannte jetzt Ying zum besonders Fahrenden von Yĭ-tscheu.[1]

Der hohe Ahnherr Hiao-wen wollte seine Söhne hinsichtlich ihrer Vorsätze und Neigungen auf die Probe stellen. Er legte eine grosse Menge kostbarer Gegenstände aus und überliess ihnen, was sie nahmen. 愉 Yü, König des Kreises der Mutterstadt, und Andere nahmen wetteifernd die kostbaren Spielzeuge. Kaiser Siuen-wu nahm bloss einen knöchernen Schlägel. Der Kaiser gerieth darüber in grosse Verwunderung.

羽 王 Wang-yü von Kuang-ling war der grosse Beschützer des zur Nachfolge bestimmten Sohnes und verzeichnete die Sachen des obersten Buchführers. Als Hiao-wen den Strafzug nach Süden unternehmen wollte, entsandte er Yü mit dem Auftrage, ein Abschnittrohr zu erfassen und die sechs niedergehaltenen Gegenden zu beruhigen. Yü schickte seine unge-

[1] Das Buch der Liang.

stümen Reiter aus, die Fremdländer und die Menschen von Hia waren ruhig und zufrieden. Er kehrte zurück und leitete den Beruhiger des Vorhofes. Als die Reichsminister und die Wagen auszogen, blieb Yü mit dem grossen Beruhiger 丕 元 Yuen-pei zurück und bewachte die Hauptstadt. Der Kaiser schenkte ihm einen Schlägel und bekundete dadurch seine Gesinnungen. [1]

Der Vater der dem Geschlechte 潘 Fan entsprossenen Gemalin des Vorgesetzten von U war aus Rücksicht auf die Gesetze angeklagt worden. Die nachherige Gemalin wurde fortgeschafft und in das Webhaus gebracht. Dieselbe hatte hinsichtlich ihrer Gesichtszüge Wenige ihres Gleichen. Sie war die ausgezeichnetste Schönheit von Kiang-tung. Diejenigen, die mit ihr zugleich eingesperrt waren, hundert Menschen an der Zahl, sagten von ihr, sie sei die Tochter eines Gottes. Sie ehrten sie und hielten sich von ihr fern. Die Inhaber der Vorsteherämter brachten dieses dem Vorgesetzten von U zu Ohren. Dieser liess ihre Züge abbilden. Die Gemalin war von Kummer erfüllt und nahm keine Speise. Sie hatte abgenommen, war mager und von veränderter Gestalt. Der Künstler zeichnete ihr Bild nach dem Leben und überreichte es dem Vorgesetzten von U. Dieser sah das Bild und war darüber erfreut. Er berührte es mit einem Schlägel von Bernstein, als die Tafel zerbrach. Er sagte schmerzvoll: Dieses ist die Tochter eines Gottes. — Alsbald nahm er sie auf.

和 孫 Sün-ho hatte Freude an der Gemalin von dem Geschlechte 鄧 Teng. Er setzte sie beständig auf sein Knie. Ho tanzte bei Mondenschein und verletzte aus Versehen mit einem krystallenen Schlägel ihre Wange. [2]

Zur Zeit 綜 胡 Hu-tsung's grub man die Erde auf und fand ein kupfernes Kistchen, das zwei Schuh sieben Zoll lang war. Der Deckel war von Bergkrystall und darüber Perlmutter ausgebreitet. Als man es öffnete, fand man einen Schlägel von weissem Edelstein. An den Stellen, wo man es ergreift, waren Gestalten von jungen gehörnten Drachen, Tigern, gestreiften Fliegen, Grillen und anderen Thieren eingegraben. Unter den

[1] Das Buch der späteren Wei.

[2] Die Geschichte des Auflesens des Verlorenen.

Zeitgenossen war Niemand, der es kannte. Der grosse Beständige fragte Tsung. Dieser antwortete: Einst lustwandelte der Kaiser des Anfangs aus dem Hause Thsin im Osten. Weil in Kin-ling die Luft des Himmelssohnes war, veränderte er dessen Namen, liess abgraben und einstechen den Strom und die Seen. Im Süden der Berge vergrub er alsbald hier und dort kostbare Gegenstände, um zu treffen die Königsluft. Diese Sache sieht man in der Geschichte von Thsin. [1]

崇 石 Schĭ-tsung besass einen korallenen Schlägel, der drei Schuh zwei Zoll lang war. [2]

堪 仲 殷 Yin-tschung-kan hatte in King-tscheu einen Bekannten. Derselbe verfasste ein bilderloses Gedicht, das er ihm zeigte und es einwickelte. Darin machte er sich auf geistreiche Weise über Jenen lustig. Yin war fest der Meinung, dass dieser Mensch Begabung besitze. Er sagte zu 恭 王 Wang-kung, er habe zufällig ein neues Schriftstück gesehen, das sehr der Betrachtung werth sei. Er nahm es sofort aus einem von einem Taschentuche gebildeten Umschlage heraus. Nachdem der Mann von dem Geschlechte Wang gelesen, konnte sich Yin des Lachens nicht enthalten. Wang war mit dem Durchsehen zu Ende. Er lachte allerdings nicht, er sagte auch nicht, ob es gut oder schlecht sei. Er tüpfelte es blos mit einem Schlägel. Yin verlor sich voll Verdruss. [3]

万 謝 Sie-wan unternahm den Eroberungszug im Norden, er aber pfiff und summte beständig, erhöhte sich selbst und hatte noch niemals die Kriegsmänner erheitert. Sein älterer Bruder 安 Ngan sagte zu ihm: Du bist der erste Anführer. Es ziemt sich, dass du öfters die niederen Anführer rufst und ihnen ein Fest gibst, um ihre Herzen zu erfreuen. — Wan befolgte dieses. Er berief und versammelte hierauf die Anführer und Lehrmeister. Dabei sprach er nichts. Er zeigte in gerader Richtung mit einem Schlägel nach den Sitzen der vier Gegen-

[1] Die besonderen Ueberlieferungen von Hu-tsung.

[2] Die eigenthümlichen Sachen Schĭ-ki-lün's.

[3] Yin-tschung-kan und Wang-kung empörten sich im zweiten Jahre des Zeitraumes Lung-ngan (398 n. Chr.).

den und sagte: Mögen die Kriegsheere es sich angelegen sein lassen! — Die Krieger und Anführer hassten ihn sehr.[1]

崇 石 Schi-tsung stritt mit 愷 王 Wang-I um die Gewaltigkeit. Der Kaiser Wu von Tsin war der Schwestersohn I's. So oft dieser beistand, bediente er sich einer Koralle, die zwei Schuh hoch war. Er zeigte sie Jenem. I schlug nach ihr mit einem eisernen Schlägel, und sie zerbrach unter seiner Hand wie eine Scherbe. I bekundete durch Stimme und Miene Heftigkeit. Tsung sprach: Dieses ist nicht werth, dass du aufgebracht bist. — Er hiess ihn sieben und sechzig Zweige Korallen nehmen, die drei Schuhe hoch waren und deren glänzende bunte Farben das Auge überflutheten. I verlor sich voll Verdruss.[2]

之 澄 郭 Kö-tsching-tschi von Tai-yuen, im Anfange des Zeitraumes I-hi von Tsin (405 bis 418 n. Ch.) wollte ihn 民 長 葛 諸 Tchü-kö-tschang-min zu einem das Reich stützenden Berathenden nehmen. Tsching-tschi hatte hieran keine Freude. Später wurde er Statthalter von Nan-khang. 循 盧 Lu-siün empörte sich von Kuang-tscheu aus. Tschang-min verrieth dessen Anschläge an 騁 因 Yin-tsching. Dieser, durch eigenen Hass bewogen, liess Tsching-tschi aufgreifen und überantwortete ihn dem Beruhiger des Vorhofes. Er wollte ihm ein grosses Verbrechen aufbürden. In der Nacht sah Tsching-tschi im Traume einen göttlichen Menschen. Derselbe gab ihm einen Schlägel von schwarzem Horn. Als er erwacht war, befand sich der Schlägel zur Seite seines Hauptes. Derselbe mochte einen Schuh lang sein und war von Gestalt und Arbeit sehr gemein. Er erlangte hierauf nichts anderes. Später trat er als Begleiter des Kaisers in den Gränzpass. Er erfasste den Schlägel und folgte mit ihm. Plötzlich hatte er ihn verlegt.[3]

旨 恩 Ngen-tschi schenkte seinen Dienern Schlägel von Nashorn mit eingegrabenen Bambusknoten, wie sie kein Auge noch gesehen.[4]

---

[1] Die Gespräche des Zeitalters.

[2] Der Wald der Gespräche.

[3] Der Garten der Merkwürdigkeiten.

[4] Die von Lieu-I-khing unternommenen Dinge.

Der Wedel.[1]

Zu den Zeiten des Kaisers Wu, im vierten Jahre des Zeitraumes Tai-khang (283 n. Chr.), meldeten die Inhaber der Vorsteherämter an dem Hofe: Unter den alten Gegenständen der früheren Kaiser befanden sich dünne Wedel aus Hanfschnüren. Man setzte dadurch in's Licht die Sparsamkeit und Einschränkung.[2]

Zu den Zeiten des Kaisers Hiao-wu, in dem Zeitraume Ta-ming (457 bis 464 n. Chr.), zerstörte man die verborgenen Wände, wo Kao-tsu gewohnt hatte, und erbaute an ihrer Stelle die Vorhalle der Edelsteinlampen. Der Kaiser besichtigte sie mit seinen Dienern. An dem Haupte des Bettes befand sich eine Schutzwehr von Erde. An die Wände waren flächsene Laternen und Wedel aus Hanfschnüren gehängt. Der Aufwartende für die Mitte, 盛 覬 袁 Yuen-I-sching rühmte die dem Kaiser eigenthümliche Tugend der Sparsamkeit und Einfachheit. Hiao-wu sprach: Wenn ein Greis der Feldhütten dieses erlangte, wäre es schon zu viel.[3]

尙 休 Hieu-schang, der Sohn 達 顯 陳 Tschin-hien-tă's, ward Vorgesetzter der Register für das Sammelhaus von Ying. Er zog über Kieu-kiang, verbeugte sich und nahm Abschied. Hien-tă sagte zu ihm: Wer verschwenderisch und hoffärtig ist, es geschieht selten, dass er kein Fehlschlagen erfährt. Die Rennthierschweife und die Wedel aus Schnüren sind dem Hause 謝 王 Wang-sie's erlaubt. Du brauchst dieses nicht in der Hand zu halten. — Sofort nahm er es und verbrannte es in Gegenwart des Sohnes.[4]

Die Königin, die der zur Nachfolge bestimmte Sohn aufnahm, hatte zwei Wedel, die aus weissen Federbüschen gebildet waren.[5]

In dem Schreiben, welches das Weib Thsin-kia's ihrem Manne übergab, heisst es: Ich reiche dir jetzt einen Wedel,

---

[1] 拂 Fĕ, ein Wedel zum Wegkehren des Staubes.
[2] Das Buch der Tsin.
[3] Das Buch der Sung.
[4] Das Buch der Tsi.
[5] Die alten Dinge des östlichen Palastes von Tsin.

der aus einem als Fahne dienenden Kuhschweife gebildet worden. Du kannst damit Schmutz und Staub wegkehren.

Der Spucknapf.

敦 王 Wang-tün war Landpfleger von King-tscheu. Er befasste sich bereits ausschliesslich mit den äusseren Besetzungen und hatte die Absicht, nach den Dreifüssen zu fragen.[1] Er zog an sich 隗. 劉 Lieu-wei und 協 刁 Tiao-hiă und machte sie zu seinen Vertrauten. Als Wu zu den Geschäften verwendet wurde, ersetzte er ziemlich das Geschlecht Wang. Tün zürnte und stellte ihn in die entferntere Reihe. In Folge dessen ward Jener missmuthig und unzufrieden. Nach jedem Weintrinken sang er das Lied des dem Kaiser Wu von Wei gehörenden Sammelhauses der Musik: Ein alter Renner liegt an der Krippe, seine Gedanken sind bei tausend Weglängen. Ein feuriger Mann in des Abends Jahren, sein starkes Herz hat keine Ruhe. — Dabei schlug er mit einem eisernen Schlägel auf einen Spucknapf und bezeichnete die Abschnitte. Der Rand des Napfes war ganz zersprungen.[2]

In dem Zeitraume Thien-kien (502 bis 519 n. Chr.) machte das Reich des mittleren Thien-tschŏ Spucknäpfe von Bergkrystall zum Geschenk.[3]

In dem ursprünglichen Palaste der Kaiserin befanden sich fünf Spucknäpfe von weisser Thonerde.[4]

Die Königin, die der zur Nachfolge bestimmte Sohn aufnahm, besass gefirnisste Bücher, silberne Gürtel und einen Spucknapf.[5]

Unter den kaiserlichen vermischten Geräthschaften befand sich ein Spucknapf von ächtem Golde, vier gefirnisste, runde und geölte Spucknäpfe. Die theueren Menschen besassen Gürtel mit Einlegung von ächtem Silber und dreissig Spucknäpfe.[6]

---

[1] ‚Nach den Dreifüssen fragen' ist so viel, als den Himmelssohn ersetzen wollen.

[2] Das Buch der Tsin.

[3] Das Buch der Liang.

[4] Die alten Dinge der wiederhergestellten Berge und Anhöhen.

[5] Die alten Dinge des östlichen Palastes.

[6] Die weitere Erklärung der dem Kaiser Wu von Wei überreichten vermischten Gegenstände.

Kaiser Wen von Wei nahm 芸 靈 薛 Siĕ-ling-yün auf. Diese verabschiedete sich von ihren Eltern und schluchzte den ganzen Tag. Ihre Thränen fielen herab und benetzten ihre Kleider. Als sie den Wagen bestieg und sich auf den Weg begab, empfing der Spucknapf aus Edelstein ihre Thränen. Der Napf war sofort, als ob er von rother Farbe wäre. Als sie in der Mutterstadt ankam, waren die Thränen in dem Napfe wie geronnenes Blut.[1]

Der König von Kuang-tschuen öffnete das Grab des Königs Siang von Wei und fand einen Spucknapf von Edelstein.[2]

Im vierten Jahre des Zeitraumes Tai-khang (283 n. Chr.) reichte 熊 范 Fan-hiung, König von Lin-yĭ, als ein Geschenk einen Spucknapf von purpurnem Krystall und je zwei Spucknäpfe von grünem und weissem Krystall.[3]

龕 吳 U-kan, ein kleiner Angestellter von Wu-tschang, übersetzte einen Fluss und fand einen fünffarbigen Stein. Derselbe verwandelte sich in der Nacht in ein Mädchen. Dieses gab vor, sein Weib zu sein. Als er in das Haus gelangte, sah er den Vater des Weibes, der mit einem Mantel von weissem Flor bedeckt war und sich auf einer gefirnissten Bank, in einem kupfernen Spucknapfe, der von Gestalt gleich dem Sammelhause des Himmels, verborgen hatte. Derselbe nannte sich den Gott des Flusses.[4]

In den von Ma-yung erlassenen Verordnungen heisst es:

In den Häusern darf man keine kupfernen Spucknäpfe niederstellen.

In den von Ho-siün verfassten Gebräuchen für die Bestattung heisst es:

Unter den aufbewahrten Dingen heisse man einen thönernen Spucknapf gebrauchen.

Die Wahrzeichen Tsai-yung's sagen:

Die Gnade, dass man in einer höchsten Verkündung Rauchfässer und Spucknäpfe schenkt dem Beruhiger des Vorhofes, in früherer und in späterer Zeit verdoppelt und gehäuft, Vater und Mutter bei ihren Söhnen, sie können nichts darüber thun.

---

[1] Die von Wang-tse-nien verfasste Geschichte des Auflesens des Verlorenen.

[2] Die vermischten Erzählungen der westlichen Mutterstadt.

[3] Die vermischten erwähnten Dinge von Kiao-tscheu.

[4] Die fortgesetzte Geschichte des Wunderbaren der Denkwürdigkeiten.

In dem Schreiben 臧 孔 Khung-tsang's an seinen Sohn 琳 Tschin heisst es:

Der Aufwartende in der Mitte, Ngan-kuŏ und die Diener, die nahe stehen und geehrt werden, nach den Gebräuchen reichen sie nicht die unreinen Geräthe. Noch immer handhaben sie wiederholt die kaiserlichen Spucknäpfe. Unter den vorzüglichen Männern des Beruhigers des Vorhofes ist Keiner, der sich dieses nicht zur Ehre rechnete.

Das Büchergestell.

Wenn der kaiserliche Nachfolger neu ernannt ist, besitzt er Büchergestelle von Pistazienholz.

Die Königin des zur Nachfolge bestimmten Sohnes besitzt gefirnisste Büchergestelle. [1]

Der Kamm.

櫛 Tsiĕ, 梳 Su und 枇 Pi sind allgemeine Namen für ‚Kamm'. [2]

梳 Su bezeichnet den Kamm, dessen Zähne weit auseinander stehen. 枇 Pi bezeichnet den Kamm, dessen Zähne dünn sind und eng beisammen stehen. [3]

Das Buch der Gebräuche sagt:

Männer und Weiber haben das Tuch und den Kamm nicht gemeinschaftlich.

Als Kamm gebraucht man einen Kamm aus dem Holze des weissgestreiften Baumes. [4] Sind die Haare spärlich, so gebraucht man einen elfenbeinenen Kamm.

圉 Yü, Nachfolger von Tsin, war Geissel in Thsin. Er wollte entfliehen und heimkehren. Er sagte zu der Gemalin

---

[1] Die alten Dinge des östlichen Palastes.
[2] Der erklärte Schriftschmuck.
[3] Die erklärten Namen.
[4] Der Baum 樿 Tschen.

von dem Geschlechte Ying: Soll ich mit dir heimkehren? — Sie antwortete: Der unbedeutende Gebieter hiess mich, die Sklavin aufwarten und in den Händen halten Tuch und Kamm, um dich sicher zu stellen. Wenn ich jetzt dir folge und heimkehre, so verachte ich den Befehl des Gebieters. Ich wage es nicht zu folgen, ich wage es auch nicht zu sprechen. [1]

Kaiser Hiao-wen schickte den Hiung-nu's eine Jacke, einen Mantel, einen weiten Kamm und einen engen Kamm, nämlich von einem jeden dieser Gegenstände ein Stück. [2]

德 文 李 Li-wen-te war ein guter Freund von 篤 延 Yen-tü. Er sagte zu den Fürsten und Reichsministern: Yen-tü besitzt die Begabung eines Gehülfen der Könige. — Er wollte ihn herbeiziehen und befördern. Tü hörte dieses. Er verfasste ein Schreiben, in welchem er Wen-te sein Vorhaben aufgeben hiess und sagte: Ich kämme mich bei Tagesanbruch und sitze in der Halle der Gäste. Am Morgen sage ich her die Ordnungen der Bücher von Yü und Hia, die Vorbilder und Gebräuche Kung-tan's, ich überblicke Tschung-ni's Frühling und Herbst. Um diese Zeit weiss ich nicht, ob der Himmel ein Regenschirm, ob die Erde eine Sänfte. Hüte dich, Irrung zu bringen über den Stamm, wegzuwerfen das Leben. [3]

龍 季 徐 Siü-ki-lung nahm dreizehn verschiedene Gegenstände und legte sie in eine grosse Kiste. Er hiess 輅 管 Kuan-lu sie durch Wahrsagung errathen. Lu sprach zuerst von Eiern, hierauf von Seidenraupen. Endlich nannte er jedes Einzelne beim Namen. Bloss aus 梳 Su ‚weiter Kamm' machte er 枇 Pi ‚enger Kamm'. [4]

In dem Palaste des Hartriegels gebrauchte man fünf elfenbeinene Kämme. Unter den Gegenständen des Hartriegelpalastes der Kaiserin befanden sich sechs elfenbeinene Kämme und sechs Kämme von Schildkrötenschuppen. [5]

Die Königin, die der zur Nachfolge bestimmte Sohn aufnahm, besass drei Kämme von Schildkrötenschuppen. [6]

---

[1] Die Ueberlieferungen Tso's.
[2] Das Buch der Han.
[3] Das Buch der fortgesetzten Han.
[4] Die Denkwürdigkeiten von Wei.
[5] Die alten Dinge der wiederhergestellten Berge und Anhöhen.
[6] Die alten Dinge des östlichen Palastes.



An der Ostgränze des Districtes Hing-ngan in Lin-hö befindet sich ein flacher Stein. Auf demselben liegt ein Kamm und ein Schuh. Man sagt gemeiniglich: Als der König von Yue den Bach übersetzte, zog er einen Schuh aus und liess den Kamm hier fallen.[1]

Die Erörterungen Thsui-schi's über die Lenkung sagen:

Ohne Belohnungen und Strafen den geordneten Zustand des Zeitalters wollen, ist gleichsam so viel, als den Kamm nicht behalten und den geordneten Zustand des Haupthaares wollen.

Die Erörterungen über die Ordnung der Dinge sagen:

Wenn bei Ausübung der Macht die Gesetze klar sind, so lassen sie hindurch den schiffeverschlingenden Fisch. Wenn die Gesetze nicht klar sind, so haben sie Aehnlichkeit mit einem feinen Kamm. Bei dem feinen Kamme entstehen Quälerei und Heimtücke.

Das Buch der Träume sagt:

Träumt man von Kämmen, so ist Lösung des Kummers. Wenn die Läuse gänzlich weggehen, werden die hundert Krankheiten geheilt.

Die Einleitung zu dem von Fu-hien verfassten bilderlosen Gedichte auf den Kamm sagt:

Die grosse Begabung ordnet das Zeitalter, gleichwie der Kamm das Haupthaar in Ordnung bringt.

Ein Gedicht Siü-tsin's sagt:

Ich sehne mich zu sehen des Gebieters Tuch und Kamm, um aufhören zu machen Mühsal und Beschämung.

Die Ermahnungen der Tochter Tsai-yung's sagen:

Gebraucht man den Kamm, so denkt man an des eigenen Herzens Ordnen.

In dem Schreiben Kao-wen-hoei's an seine Gattin heisst es: Ich schaffe jetzt einen Kamm von Schildkrötenschuppen herbei.

In dem Schreiben Lö-yün's an seinen älteren Bruder Ki heisst es:

Ich ging untersuchend und betrachtete die Geräthe des Fürsten von Tsao. Die weiten und engen Kämme waren sämmtlich vorhanden.

[1] Die von Sching-hung-tschi verfasste Geschichte von King-tscheu.

Das Gedicht der vier Betrübnisse sagt:

Die Schöne schickt mir Kämme von Sandelholz.

Das von Fu-hien von Tsin verfasste bilderlose Gedicht auf den Kamm sagt:

Ich freue mich über diesen Kamm, er hasst die Unordnung, liebt die Ordnung. Wenn Ein Haar des Hauptes nicht willfährig, hält er es in Wirklichkeit für Schande. Wird er täglich auch verwendet, ist er doch nicht lässig. Er meldet nichts von Ermüdung und lässt von selbst ab. Wenn man ihm das Ordnen mit Gewalt auferlegt, so erschöpft er die Kraft und verliert dadurch die Zähne.

Die Bürste.

Die Pflanze 荔 Li ‚kleine Binse‘ hat Aehnlichkeit mit der glatten Binse, hat aber eine kleine Wurzel. Man kann daraus Bürsten verfertigen.[1]

Dasjenige, womit man das Haupthaar ordnet, nennt man 刷 Schuă ‚Bürste‘.[2]

刷 Schuă ‚Bürste‘ ist so viel als 帥 Sü ‚Anführer‘. Sie bewirkt, dass alle Haare des Hauptes, die langen und die kurzen, ihr wie einem Höheren folgen.[3]

Die Königin, welche der zur Nachfolge bestimmte Sohn aufnimmt, besitzt sieben Bürsten von Schweinsborsten.[4]

Die Erörterungen Hi-khang's über die Pflege des Lebens sagen:

Wenn man mit Gewalt bürstet, um das Haupthaar zu ordnen, so gelangt man hierzu schwerlich.

In dem Schreiben Lŏ-yün's an seinen älteren Bruder Ki heisst es:

Ich ging untersuchend und betrachtete die Geräthe des Fürsten von Tsao. Der Ort, wo die Bürste und das Fett sich befanden, liess sich noch immer erkennen.

---

[1] Der erklärte Schriftschmuck.

[2] Der gewöhnliche Schriftschmuck des Verkehrs.

[3] Die erklärten Namen.

[4] Die alten Dinge des östlichen Palastes.



Die Haarzange.

鑷 Nie ,Haarzange' ist so viel als 攝 Niĕ ,hervorziehen'. Sie zieht das Haupthaar hervor.[1]

Dasjenige, das die Haare des Hauptes und den Bart erfasst und vermindert, nennt man 鑷 Nié ,Haarzange'.[2]

上安施 Schi-ngan-schang, Befehlshaber des Districtes Khiuen, trug in dem Busen eine Haarzange. Er hiess 璞郭 Kŏ-pŏ auf sie rathen. Pŏ sagte: Dieses ist ein zu einem Spiegel gehörender Gegenstand, der zwei Zacken hat.[3]

康義 I-khang, König von Peng-tsching, schenkte 光熙沈 Tschin-hi-kuang kupferne Haarzangen.[4]

In dem Palaste des Hartriegels gebrauchte man fünf eiserne, mit Grabstichelwerk versehene Haarzangen.[5]

Der Haarzangenfisch ist sieben Schuh lang. Sein Haupt gleicht einer Haarzange.[6]

Kao-tsu hiess immer die Leute der Umgebung ihm die weissen Haupthaare ausziehen. Der König von Lung-tschang, sein Enkel, der fünf Jahre alt war, spielte vor dem Bette. Der Kaiser sprach: Das Kind möge mir sagen, wer ich bin. — Das Kind antwortete: Der grosse Greis. — Der Kaiser sprach: Wie sollte es sein, dass ich ein Grossvater unter den Menschen bin und die weissen Haare ausrisse? — Er warf sofort Spiegel und Haarzange weg.

Der Knotenlöser.

觿 Hi ,Knotenlöser' ist ein an dem Gürtel getragenes Horn mit scharfem Ende. Man kann mit ihm die Knoten auflösen.[7]

---

[1] Die erklärten Namen.
[2] Der gewöhnliche Schriftschmuck des Verkehrs.
[3] Der Wald des tiefen Thales.
[4] Das von Tschin-yŏ verfasste Buch der Sung.
[5] Die alten Dinge der wiederhergestellten Berge und Anhöhen.
[6] Die Geschichte des Wassers und der Erde von Lin-hai.
[7] Der erklärte Schriftschmuck.

Die Gedichte sagen:

Die Zweige der weissen Binse! Der Knabe trägt an dem Gürtel den Knotenlöser.

Das Buch der Gebräuche sagt:

Wenn der Sohn dem Vater und der Mutter dient, trägt er zur linken Seite an dem Gürtel einen kleinen Knotenlöser und ein metallenes Feuerzeug. Zur rechten Seite trägt er an dem Gürtel einen grossen Knotenlöser und ein hölzernes Feuerzeug.

Die Schutzwehr der Schritte. [1]

崇 石 Schi-tsung und 愷 王 Wang-I prahlten gegen einander. I bediente sich einer vierzig Weglängen messenden Schutzwehr der Schritte von purpurner Seide. Tsung bediente sich einer fünfzig Weglängen messenden Schutzwehr der Schritte von Brocat, um ihm einen Gegner zu stellen.

Die dem Geschlechte 謝 Sie entstammende Gattin 之 凝 王 Wang-ying-tschi's besass Gaben und Scharfsinn. 之 獻 王 Wang-hien-tschi [2] hatte einst mit einem Gaste eine Unterredung. Er erörterte die Anordnung der Ausdrücke und war im Begriffe, widerlegt zu werden. Die Gattin von dem Geschlechte Sie schickte die Sclavin und liess Hien-tschi sagen: Ich möchte für den kleinen Leibwächter die Belagerung aufheben. — Sie spannte jetzt eine Schutzwehr der Schritte von grünem gestreiftem Taffet. Sie verdeckte sich mit ihr und setzte dem Gaste die frühere Berathung Hien-tschi's auseinander. Der Gast konnte sie nicht widerlegen. [3]

元 寶 Pao-yuen, König von Kiang-hia, empörte sich mit 景 惠 崔 Tschui-hoei-king. King wurde geschlagen,

---

[1] 障 步 Pu-tschang, die Schutzwehr der Schritte.

[2] Wang-ying-tschi und Wang-hien-tschi waren Söhne des berühmten Schriftkünstlers Wang-yi-schao. Dieselben sind in der Abhandlung: ‚Zur Geschichte der Erfindung und des Gebrauches der chinesischen Schriftgattungen‘ (S. 12 u. 60) vorgekommen.

[3] Das Buch der Tsin.

Pao-yuen entfloh. Nach einigen Tagen kam dieser zum Vorschein. Der Kaiser berief ihn zu sich und brachte ihn in die rückwärtige Halle. Er schloss ihn inwendig durch eine Schutzwehr der Schritte ein und hiess die kleinen Diener, etliche zehn an der Zahl, unter Trommel- und Hörnerklang die Aussenseite umzingeln. Er schickte Leute zu ihm und liess ihm sagen: Du hast mich vor Kurzem ebenfalls so eingeschlossen. — Nach einigen Tagen tödtete er ihn.[1]

儼 Yen, König von Lang-ye, führte den Jünglingsnamen 威 仁 Jin-wei und war der zweite Sohn Wu-tsching's. Kaiser Wu-tsching liebte ihn sehr. Auftreten und Bedeckung waren sehr vollkommen. Der Kaiser befand sich einst mit der Kaiserin vor dem östlichen Thore des Gartens des blumigen Waldes. Er spannte ein Zelt, zog eine Schutzwehr der Schritte und liess ihn es sehen.[2]

Die Königin, welche der zur Nachfolge bestimmte Sohn aufnahm, besass dreissig Schutzwehren der Schritte von Seide und Tuch mit lasurblauem Futter, ferner gefirnisste Kleiderstöcke und kupferne Gürtelhaken.[3]

Schĭ-hu baute eine Erdstufe zum Baden. Eine Schutzwehr der Schritte von gestreiftem Brocat mit Paradiesvögeln umgab und verdeckte die Badestelle.[4]

度 元 許 Hiü-yuen-tŏ nahm seinen jüngeren Bruder und trat aus der Hauptstadt, um ihn zu vermälen. Die Menschen, welche hörten, dass es der jüngere Bruder Yuen-tŏ's sei, erwarteten ihn ehrfurchtsvoll. Als sie ihn sahen, war es ein sehr blödsinniger Mensch, und sie wollten ihn sogleich verspotten. Yuen-tŏ löste desswegen das schmale Band. Die Menschen konnten hierauf nicht nahe treten. 長 眞 劉 Lieu-tschin-tschang sprach seufzend: Yuen-tŏ zieht wegen der Vermälung seines jüngeren Bruders eine zehnfache eiserne Schutzwehr der Schritte.

---

[1] Das Buch der Tsi.

[2] Das Buch der nördlichen Tsi.

[3] Die alten Dinge des östlichen Palastes.

[4] Die Geschichte des Auflesens der Verlorenen.

Der grosse Heerführer strafte 仁 伯 周 Tscheu-pe-jin und umgab ihn mit einer Schutzwehr der Schritte. Sie war durch Tage bereits da. Der König sagte: Tscheu-pe-jin's Söhne und jüngere Brüder sind blödsinnig. Wie kommt es, dass sie es nicht wissen und den Leichnam ihres Vaters wegnehmen? — Das Haus des Mannes von dem Geschlechte Tscheu fasste ihn endlich zusammen.[1]

Das Kissen.

枕 Tschin ,Kissen' ist dasjenige, worauf man im Liegen das Haupt bettet.[2]

枕 Tschin ,Kissen' ist so viel als 檢 Hien ,Umschlag'. Man macht damit einen Umschlag um den Hals.[3]

In den Gedichten heisst es: Eine Schöne gibt es, gross von Gestalt und stolz. Zu schlafen nimmer mir gelingt, ich wälze mich umher und liege auf dem Kissen mit dem Angesicht.

Die Gebräuche der Tscheu sagen: Das Sammelhaus der Edelsteine befasst sich mit dem Golde, den Edelsteinen und den Kleinoden des Königs. Wenn grosse Trauer ist, reicht man ihm ein eckiges Kissen.

König Ling von Tsu wurde in Kien-khi geschlagen. Er irrte allein in den Wäldern der Gebirge umher. Am dritten Tage sah er seinen reinigenden Menschen 疇 Tscheu. Der König rief ihn und sagte: Ich habe durch drei Tage nicht gegessen. — Tscheu lief hastig und trat vor. Der König machte dessen Schenkel zu einem Kissen und schlief auf der Erde. Als der König schlief, legte Tscheu denselben auf einen Erdkloss wie auf ein Kissen und entfernte sich von ihm.[4]

菘 樂 Yŏ-sung war von Sinn gediegen und redlich. Sein Haus war arm, und er wurde Leibwächter. Er befand sich einst allein auf der Höhe der Erdstufe und hatte keine Decke. Er machte zum Kissen ein Hackbret und ass Weinträber und Kleie. Der Kaiser kam jede Nacht zu der Erdstufe. Er

---

[1] Der Wald der Worte.

[2] Der erklärte Schriftschmuck.

[3] Die erklärten Namen.

[4] Die Worte der Reiche.

sah sofort Sung und befragte ihn. Er hatte über ihn grosse Freude. Seit dieser Zeit befahl eine höchste Verkündung dem grossen Beständigen, den Leuten von dem obersten Buchführer abwärts Speisen zu verleihen und ihnen Zelte zu geben. [1]

香 黃 Hoang-hiang diente seinen Aeltern. Wenn es heiss war, fächelte er das Kissen. Wenn es kalt war, wärmte er den Teppich mit seinem Leibe. [2]

Zu den Zeiten der Wei gab es in Kao-tschang weisses Salz, das von Gestalt gleich dem Edelsteine war. Die Menschen von Kao-tschang nahmen es und verfertigten daraus Kissen. Sie brachten diese als Tribut für das mittlere Reich. [3]

則 蘇 Su-tsĭ war Aufwartender im Inneren. 昭 董 Tung-tschao machte einst das Knie Tsĭ's zu einem Kissen, indem er sich niederlegte. Tsĭ stiess ihn herab und sagte: Das Knie Su-tsĭ's ist nicht das Kissen eines Schmeichlers. [4]

紘 張 Tschang-hung verfertigte ein bilderloses Gedicht auf das Kissen von saurem Aprikosenbaum und Granatapfelbaum. 琳 陳 Tschin-tschin war zugegen und erlangte es. Er zeigte es den vorzüglichen Männern und sagte: Dieses hat mein Landsmann 幼 子 張 Tschang-tse-yeu verfertigt. [5]

敦 王 Wang-tün hielt Yü-tschang nieder. Er wurde von 澄 王 Wang-tsching aus alter Gehässigkeit beleidigt. Tün entbrannte immer mehr in Zorn und bat Tsching, in sein Nachtlager zu kommen. Er wollte ihn heimlich tödten, allein die Leute der Umgebung Tsching's, zwanzig an der Zahl, hielten in den Händen eiserne Pferdepeitschen und bildeten eine Schutzwache. Tsching hielt immer in den Händen ein Kissen von Edelstein und schützte sich dadurch. Tün konnte daher nicht sogleich losbrechen. Später schenkte er den Leuten der Umgebung Tsching's Wein. Sie waren betrunken und liehen ihm das Kissen von Edelstein, damit er es sehe. Er stieg jetzt von dem Sopha herab und sagte zu Tsching: Warum

---

[1] Das Buch der späteren Han.

[2] Die Geschichte der Han von der östlichen Warte.

[3] Das Buch der späteren Han.

[4] Die Denkwürdigkeiten von Wei.

[5] Das Buch der U.

hast du mit 弢 杜 Tu-tao einen Bund geschlossen? — Tün befahl dem starken Krieger 戎 路 Lu-jung, Tsching zu Tode zu drücken.[1]

Ein Wahrsager sagte zu 豐 董 Tung-fung: Dein Kummer ist das Gefängniss. Bleibe fern zwei Kissen und vermeide drei Kopfwaschungen. — Als Fung heimgekehrt war, bereitete ihm seine Gattin ein Kissen und übergab ihm das Erforderliche zum Kopfwaschen. Fung befolgte bei diesen Dingen nicht den Rath. In dieser Nacht tödtete er wirklich aus Versehen seine Gattin.[2]

Die Provinz Ning-tscheu reichte gewöhnlich als ein Geschenk Kissen von Bernstein. Dieselben waren von Glanz und Farbe sehr zierlich. Um die Zeit unternahm man den Eroberungszug im Norden. Weil Bernstein die durch Metall entstandenen Geschwüre heilt, hatte der Kaiser grosse Freude. Er befahl, die Kissen zu zerstossen und vertheilte das Pulver unter die Anführer.

渾 Hoen, König von Wu-tschang, war in seiner Jugend boshaft und widerspänstig. Als er der Gebieter der mittleren Bücher war, begab er sich jeden Abend nackt und mit entblösstem Haupte in die verschlossene Abtheilung der zerstreuten Reiter und vergnügte sich daselbst. Dabei spannte er den Bogen und schoss zu den Leibwächtern hinüber. Er traf ihre Kissen. Dieses brachte ihn zum Lachen und machte ihm Freude. Auch 石 齡 朱 Tschü-ling-schï liebte in seiner Jugend das Kriegshandwerk und befasste sich nicht mit den Mustern von Yai. Sein Oheim von dem Geschlechte 蔣 aus Hoai-nan stand ihm an Begabung nach. Ling-schï hiess seinen Oheim sich in dem Gerichtssaale niederlegen. Er schnitt Papierstücke von einem Zoll im Umfange ab, faltete sie und legte sie

[1] Tu-tao, ein Mann des Volkes von Siang-tscheu, empörte sich im fünften Jahre des Zeitraumes Yung-kia (311 v. Chr.).

[2] Das Buch der Tsin.



auf das Kissen des Oheims. Er behängte sich mit einem Messer und schleuderte es. Die Entfernung betrug acht bis neun Schuhe. Er schleuderte hundert Mal und traf hundert Mal. Der Oheim fürchtete Ling-schĭ. Er wagte es durchaus nicht, sich zu rühren.[1]

達 顯 陳 Tschin-hien-tă fühlte sich in dem Zeitalter Kien-wu (494 bis 497 n. Chr.) nicht sicher. Er wartete bei einem Feste auf. Nach dem Weine eröffnete er dem Kaiser, dass er sich ein Kissen ausleihe. Der Kaiser befahl, es ihm zu geben. Hien-tă befühlte das Kissen und sprach: Ich bin bereits alt. Der Reichthümer und Ehren habe ich bereits zur Genüge. Es sterben aber Wenige auf dem Kissen. Ich begab mich absichtlich zu dem Kaiser, um es zu erbitten. — Der Kaiser entfärbte sich und sprach: Du bist betrunken.[2]

基 卽 Tsiĕ-khi führte den Jünglingsnamen 業 世 Schi-niĕ. Er war lauter und aufmerksam. Er sagte einst zu den Menschen: An dem Orte, wo man mit dem Amte betraut ist, braucht man nicht einmal ein hölzernes Kissen zu verfertigen. Um wie viel weniger etwas, das bedeutender als dieses ist?[3]

茂 王 Wang-meu war ältester Vermerker von Yung-tscheu. Jemand unter den Menschen verläumdete ihn, als ob er sich empören wolle. Kaiser Wu glaubte dieses nicht. Er hiess 叔 紹 鄭 Tsching-schao-schŏ sich zu ihm begeben und ihn ausforschen. Dieser traf ihn im Bette. Er fragte ihn desshalb, ob er krank sei. Meu sprach: Es kann sein, dass ich krank bin. — Schao-schŏ sprach: Unter den Mauern der Hauptstadt wird das Tödten und Morden täglich ärger. Es bewirkt, dass das Thor des Hauses des Gebieters mit Kohle bestrichen ist. Jetzt will ich die Berathung einleiten. Wie kommt es, dass der älteste Vermerker noch immer im Bette liegt? — Meu schleuderte jetzt das Kissen von sich, stand auf und zog das Reitkleid an. Er folgte Schao-schŏ, trat ein und erschien vor dem Kaiser Wu.[4]

---

[1] Das Buch der Sung.
[2] Das Buch der Tsi.
[3] Das Buch der nördlichen Tsi.
[4] Das Buch der Liang.

Kaiser Yuen-tsung schnitt einst grosse Decken und lange Kissen zu. Er theilte beides mit 申 憲 Hien-schin, Könige von 寧 Ning.

Die ältere Schwester der theuren Königin, die Gemalin von dem Reiche 虢 Kuĕ, war über die Massen prachtliebend und verschwenderisch. Was sie als Kissen gebrauchte, leuchtete durch die Nacht. Von diesen Kissen wusste man nicht den Preis. In der Nacht erleuchteten sie die Thorhalle. Ihr Licht war gleich dem hellen Tage.[1]

Schi-tse sagt: Ein elternliebender Sohn steht an einem Abend fünfmal auf und sieht nach, ob das Kleid seiner Eltern dick oder dünn, das Kissen hoch oder niedrig.

發 子 Tse-fă, Heerführer von Tsu, liebte die Kriegsmänner des kunstvollen Weges. Es war ein Mensch, der geschickt stahl. Derselbe ging zu Tse-fă und stellte sich ihm vor. Tse-fă behandelte ihn gut. Nach einiger Zeit richtete Tsi einen Angriff gegen Tsu. Der Dieb ging in der Nacht hinaus, stahl das Kissen des Heerführers von Tsi und kehrte damit zurück. Am nächsten Abend nahm er wieder dessen Haarnadel. Er kehrte ebenfalls damit zurück. Das Heer von Tsi gerieth in grossen Schrecken und trat den Rückzug an.[2]

Der König von Yue fragte Fan-tse: Ich, der unbedeutende Mensch, habe gehört von der Sache des Yin und Yang, von dem Adel und der Gemeinheit der Kornähren. Kann ich dazu kommen, es zu erfahren? — Jener sprach: Wenn das Yang den Kornähren vorsteht, so sind sie edel. Wenn das Yin den Kornähren vorsteht, so sind sie gemein. Wenn es daher kalt sein soll, aber nicht kalt ist, so sind die Kornähren dadurch plötzlich edel. Wenn es warm sein soll, aber nicht warm ist, so sind die Kornähren dadurch plötzlich gemein. — Der König sprach: Vortrefflich! — Er schrieb es auf ein Stück Leinwand und verwahrte dieses in einem Kissen. Er hielt es für eine Kostbarkeit des Reiches.[3]

Fan-tse sagte: Yao, Schün, Yü und Thang hatten die Erleuchtung des schon vorbereiteten Sehens. Gab es auch unglück-

---

[1] Das Buch der Thang.

[2] Das Buch Hoai-nan-tse.

[3] Das Buch der Ueberragung von Yue.

liche Jahre, das Volk war doch nicht elend. — Der König sprach: Vortrefflich! — Er schrieb es mit Mennig nieder und legte es in ein Kissen. Er hielt es für das Schätzbarste des Landes.

Die Königin, die der zur Nachfolge bestimmte Kaisersohn aufnimmt, besitzt alte Haarschöpfe des Drachenhauptes, Kissen, silberne Ringe, die man an Haken zutheilt.[1]

Als Tschao-fei-yen Kaiserin ward, überreichte ihr ihre jüngere Schwester Kissen von Bernstein und Kissen der Schildkrötenstreifen.[2]

Im zweiten Jahre des Zeitraumes Hien-hi von Wei (265 n. Chr.) ereigneten sich in dem Palaste Nacht für Nacht Seltsamkeiten. Bisweilen erschreckte ein Brüllen und Rufen die Menschen. Es gab dann Verletzte und Getödtete. Eine höchste Verkündung hiess die Palastdiener in der Dunkelheit lauern. Es erschien ein weisser Tiger, dessen Haar rein von Farbe und dicht war. Man warf eine Lanze auf den Tiger und traf ihn sofort in das linke Auge. Man ging unverweilt hin, um den Tiger zu ergreifen. Dieser war hierauf verschwunden. Man suchte ihn nochmals und fand ihn in dem Lagerhause. Das linke Auge eines als Kissen dienenden Tigers von weissem Edelstein war blutig. Der Kaiser erging sich in Ausrufungen über die grosse Seltsamkeit, und er fragte die grossen Diener. Diese antworteten: Einst richtete man Liang-ki hin und fand ein Kissen, welches ein Tiger von weissem Edelstein war. Man sagt, dieses Kissen sei von dem Reiche 澹 單 Tan-tschi zum Geschenk gemacht worden. Unter dem Brustfleisch befand sich eine Inschrift, welche besagte: ‚Im neunten Jahre des als Kaiser herrschenden 辛 Sin als ein Geschenk gereicht.‘ Der als Kaiser herrschende Sin ist 紂 Tsch'heu. Gold und Edelstein haben lange Zeit einen Geist.[3]

Der Vater des Tai-schan. Kaiser Wu von Han zog im Osten umher und jagte. Er sah den Vater, auf dessen Scheitel sich ein weisses Licht befand. Derselbe war einige

---

[1] Die alten Sachen des östlichen Palastes.

[2] Die vermischten Erzählungen der westlichen Mutterstadt.

[3] Die Verzeichnisse des Auflesens des Verlorenen.

Schuhe hoch. Der Kaiser rief ihn und befragte ihn. Jener sagte: Es war ein Mann des Weges. Derselbe lehrte mich göttliche Kissen verfertigen. Es waren zwei und dreissig Gegenstände. Vier und zwanzig Gegenstände entsprachen den vier und zwanzig Lüften. Acht Gegenstände entsprachen den acht Winden. Ich that, was er sagte. Im Nu wurde ich klein und mir wuchsen die Zähne. [1]

In dem Zeitraume King-thsu (237 bis 239 n. Chr.) ging ein Angestellter des Districtes Hien-yang in der Nacht müde zu Bette, indem er das Haupt auf ein Kissen legte. Nach einer Weile hörte er unter dem Herde eine Stimme, welche rief: Der Schmuck ist hereingebracht. Warum gebrauchst du ihn nicht? — Unter seinem Haupte gab man zur Antwort: Ich werde zu einem Kissen gemacht. Ich kann mich nicht rühren. Komm du zu mir! — Als etwas kam, war es ein thönernes Trinkgefäss. [2]

元 劉 Lieu-yuen von Tschung-schan sah am Abend plötzlich einen Menschen. Derselbe trug ein schwarzes Reitkleid. Yuen nahm ein Licht und beleuchtete ihn. An Gesicht und Haupt fehlten die sieben Oeffnungen, das Gesicht war gross und ebenmässig. Er bat einen Meister, hierüber die Wahrsagung vorzunehmen. Der Meister sprach: Dieses ist ein Gegenstand aus einem früheren Geschlechtsalter deines Hauses. Nach langer Zeit ist er ein Unhold geworden. — Der Mann von dem Geschlechte Lieu ergriff jetzt ein angebundenes Messer und hackte mehrmals nach dem Gespenste. Dieses verwandelte sich in ein Kissen. Es war ein Kissen aus den Zeiten seines Vorfahren. [3]

放 滕 Teng-fang legte sich nieder, indem er einen gestreiften Stein zum Kissen machte. Plötzlich erschütterte heftiger Donner dieses Kissen. Die nebenstehenden Menschen waren sämmtlich athemlos vor Furcht. Fang bemerkte ein wenig, dass etwas tönte. Er war darüber nicht erschrocken. [4]

---

[1] Die Ueberlieferungen von göttlichen Unsterblichen.
[2] Die Ueberlieferungen von Seltsamkeiten.
[3] Die Geschichte der gesammelten Seltsamkeiten.
[4] Der Garten der Seltsamkeiten.

Die von 駰 崔 Tschui-yin verfasste Inschrift auf das Kissen des sechsfachen Sicheren[1] lautet: An dem Kissen ist Zirkelrundung und Winkelmass, es vereint ehrerbietig deren Tugenden. Es stützt das Ursprüngliche, lässt ruhen den Leib, Anfang und Ende wechseln nicht.

宗 敬 卞 Pien-king-tsung verfasste eine Lobpreisung des Kissens von ‚Sorgenlos.‘ 患 無 Wu-hoan ‚sorgenlos‘ ist der Name eines Baumes. Es bedeutet, dass der Mensch sich ohne Sorge auf das Kissen legt.

---

[1] Das sechsfache Sichere bedeutet die sechs Flächen des Kissens.

Des Beatus Rhenanus literarische Thätigkeit[1]

in den Jahren 1530—1547.

Von

Adalbert Horawitz.

Die Geschichtsschreiber alter und mittlerer Zeit sind es vornehmlich, denen Rhenanus in dieser letzten Periode seines Lebens alle Kraft zuwendet, wie denn auch als Frucht historischer Studien in diesem Zeitraum sein Geschichtswerk erscheint. Schon im Jahre 1531 ist er an der Herausgabe eines grossen und reichen Sammelwerkes betheiligt.

Die Heerwagen'sche Edition.

Es ist das bei Heerwagen erschienene Werk: De rebus Gothorum Persarum ac Vandalorum ll. VII. Basileae 1531. fol., das eine Fülle historischen Stoffes enthält. Denn es umfasst ausser Prokop's Gothenkrieg und des Agathias Werk über denselben Gegenstand — in lateinischer Uebersetzung —: Aretino de bello Italorum contra Gothos, Jornandis ‚quem nonnulli Jordanū uocant' liber de origine Gothorum, des Sidonius Apollinaris epistola, qua Theodericū Vesegothorum regem eleganter describit und die kurze Schrift Peutinger's de gentiū quarundam emigrationibus. Ferner waren hier — und zwar zum ersten Male — Jordanis de regnorum successione und des Procopius liber de aedificiis abgedruckt. Diese beiden Editionen waren nur durch die Gefälligkeit Peutinger's ermöglicht, der die Handschriften seiner Bibliothek für die Ausgabe herlieh. Von Prokopius und Agathias werden die Biographien —

[1] Vergleiche meine Abhandlungen: Beatus Rhenanus eine Biographie und des Beatus Rhenanus literarische Thätigkeit von 1508—1530. (In den Sitzungsberichten der philos.-histor. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften B. LXX. und B. LXXI.)

aus dem Suidas — gegeben, die des Jordanis ist den Scriptores eccless. des Trithemius entnommen. Der Index ist sehr handsam.

Rhenanus wollte auch den Ablauius und Cassiodor der Sammlung einverleibt wissen, doch hier fehlten die Exemplare zum Abdruck; die ἀνέκδωτα des Prokop aber, deren Suidas erwähnt und nach denen sich Rhenanus sehnte, waren — nach seiner Ansicht — nicht ohne Grund unterdrückt worden. Im Ganzen machte sich Rhenanus ungern an diese Arbeit, da ihm nicht recht Zeit zu den gewissenhaften gründlichen Studien gelassen wird, die seine sonstigen Arbeiten auszeichnen. Denn erst als ihm die Druckbogen zugesandt wurden, konnte er die Lesarten des Werkes einsehen; nur widerstrebend machte er sich an die Vorrede, zu der ihn Heerwagen nöthigte. Sie ist Bonifaz Amerbach gewidmet und enthält ausser einer schönen patriotischen Aeusserung einiges beachtenswerte. Wir sollen uns nicht immer — sagt er — nur mit den Geschichten der fremden Völker beschäftigen, da wir doch zu Hause haben, was wir bewundern können und was nicht blos der Kenntniss, sondern auch der Nacheiferung würdig scheinen kann. Denn unser sind die Triumphe der Gothen, Vandalen und Franken, unser ist der Ruhm der Reiche, die sie in den berühmtesten Provinzen der Römer, ja in Italien und Rom, der Königin der Länder, gegründet haben. Er geht sodann auf den Inhalt der Ausgabe ein. Auch er sieht in Aretino nur einen Paraphrasten und kritisirt dann ganz kurz die Schriftsteller, welche die Origines Gothorum behandeln. ‚Prokop', meint er da u. A., ‚geschieht das, was auch uns geschieht, wenn wir über fremde Völker schreiben — dass er sich auf Conjecturen stützt. Uebrigens konnte Prokop als Grieche Ursprung und Ursitze der Gothen nicht auffinden. Besser schon hat es Jordanis getroffen wenn er die Gothen aus Skandinavien abstammen lässt, aber zu tadeln ist es, wenn er Gothen und Geten für identisch nimmt. Denn die Gelehrten — sagt Rhenanus — haben den Gothen den Namen der Geten gegeben, so wie sie Kaiser Maximilian Maximian und Maximus Aemilianus nannten oder mit demselben Rechte, wie Pertinax den Caracalla Geticus nannte, weil dieser seinen Bruder Geta erschlagen. Aus dem Grunde, dass die Gothen auf ihren Streifzügen sich im Geten-

lande umhergetrieben, kann man sie doch nicht Geten nennen, so wenig als man die Franken Gallier, die Westgothen Spanier nennen wird, weil jene in diesen Landen gelebt. Desshalb passt der Name der Skythen für die Gothen durchaus nicht. — Am Schlusse seiner Vorrede macht Rhenanus die erfreuliche Anzeige, dass Heerwagen nächstens die Schriftsteller der Langobarden herausgeben werde. — Die Edition der Gothenschriftsteller, wie die frühere der Panegyriker lieferten reichhaltigen Stoff und Antrieb für ein Werk, das den Namen des Rhenanus als Historiker gesichert hat, für ein Werk, das aus lebendiger Liebe zum Vaterlande, wie aus gründlichen Studien hervorgegangen, ein Werk, mit dem er eine neue Richtung einschlägt.

Die Res Germanicae.

Dieses Werk, das er um 1531 bei seinem Hauptverleger Froben erscheinen liess, trägt in der ersten (Folio-)Ausgabe den Titel: BEATI RHENANI SELESTADIENSIS RERVM GERMANICARVM LIBRI TRES. ADIECTA EST IN CALCE EPISTOLA AD D. Philippū Puchaimerū, de locis Plinij per St. Aquæum attactis, ubi mendae quaedam eiusdem autoris emaculantur, antehac non á quoquam animadversae. Unter dem grossausgeführten Froben'schen Wappen steht BASILEAE, IN OFFICINA FROBENIANA | ANNO M. D. XXXI. Cum gratia et priuilegio Cæsareo in sex annos. Das Schlussblatt hat die Bemerkung BASILEAE IN OFFICINA FROBENIANA PER HIERO||NYMVM FROBENIVM, IOANNEM HERVAGIVM || ET NICOLAVM EPISCOPIVM, ANNO MDXXXI. MENSE MARTIO. Darauf folgt eine typographische Bemerkung und die Angabe einiger Errata. Diese Ausgabe hat 194 Folioseiten. Die zweite Edition erschien bei Froben in Basel 1551, also nach dem Tode des Verfassers. Das Titelblatt zeigt einige Veränderungen. Nach Libri Tres folgt die Bemerkung: AB IPSO AVTORE | diligenter reuisi et emendati, addito memorabilium | rerum Indice accuratissimo. Quibus praemissa est Vita Beati Rhenani, á Joanne Sturmio eleganter conscripta. Ganz unten heisst es: Cum gratia et priuilegio Caesareo in quinque annos. Der Text der Rerum Germanicarum Libri füllt 197 Folioseiten, daran schliesst sich auch hier bis

Seite 206 die Epistel an Puchaimer. Auf der letzten Seite stehen unten die Worte: BASILEAE PER HIERONYMVM FROBENIVM, ET NICOLAVM EPISCOPIVM, MENSE MARTIO M.D.LI. Auf der Rückseite des Titelblattes ist ein Brief von Johannes Sturm an Nicolaus Episcopius abgedruckt, in dem der Erstere erwähnt, wie Sapidus die Pflicht der Dankbarkeit von sich abgewälzt und die Abfassung der Biographie des Rhenanus auf Sturm's Schultern geladen.[1] Die ‚Widmungszuschrift Sturm's richtet sich an Christoph Herzog von Wirtemberg und Deck'. Nach allgemeinen Bemerkungen über die Berechtigung der Biographien gelehrter Männer, über die Schwierigkeit, solche zu verfassen, ergeht sich Sturm in der Auseinandersetzung, warum die Biographie des Rhenanus für ihn so besonders schwierig geworden, und äussert Worte des Lobes über Herzog Christoph und die Tübinger Gelehrten. Darauf folgen die Vita mit einem Gedichte des Sapidus zum Andenken an Rhenanus und — was einen wesentlichen Vorzug vor der ersten Ausgabe ausmacht — ein ‚Index copiosissimus.' — Die scheinbare Vermehrung des Textes ist nur auf Rechnung des splendideren Druckes zu setzen, auch das Wort ‚emendati' am Titel wohl nur auf Ausmerzung der Errata zu beziehen. Die nächste Ausgabe der Res Germanicae erschien zu Strassburg 1610 in 8°[2] und — wie es scheint — die letzte zu Ulm 1693 unter dem Titel: Beati Rhenani Selestadiensis Libri Tres Institutionem Rerum Germanicarum Nov-Antiquarum, Historico-Geographicarum, Juxta PrimariumCollegii Historici Imperialis Scopum Illustratarum. Inserta Germaniae imo Universae Europae Acclamatione Votiva Sacrae Imperatoriae Majestati Ipsa Luce ac Horis Ante-meridianis, Coronationis Regiae Josephi Regis Romanorum Solenniter insinuata Augustae Vindelicorum a Jacobo Ottone Sac. Caes. Lateranens. Palatii Com. et Reipubl. Ulm. Consiliario. Ulmae, impensis Georg. Wilhelmi Kühn, Bibliopolae ibid. Literis Haered. Christiani Balthasaris Kühn 1693. Dieses Buch, das mit einem Bildnisse des Rhenanus versehen ist, enthält 659 Quartseiten.[3] Der

---

[1] Am Schlusse des Briefes: Argentorati XII. Calendas Martias Anno Christi nati M.D.LI.

[2] Diese Ausgabe konnte ich nicht einsehen.

[3] Der Brief an Puchaimer fehlt bei dieser Ausgabe.

grosse Umfang erklärt sich aus den weitläufigen Noten und Commentaren Otto's, die für unseren Zweck nicht in Betracht kommen.

Das Werk wird mit einer im März 1531 verfassten Vorrede eröffnet, in der Rhenanus sein Buch dem König Ferdinand widmet. Von der Erfahrung ausgehend, dass jeder in ferne Gegenden Reisende sich einen Führer mitnimmt, oder sich doch bei Unterrichteten um den Weg erkundigt, meint er, auch in der Geschichte, in der es doch vornehmlich auf gute Unterweisung ankommt, sei ein solcher Führer nöthig. Denn obwohl man mit Namen herumwerfe, so wisse man doch fast nie, was diese Namen bedeuten, wird ja doch selbst ‚Germania' häufig falsch begrenzt. Rhenanus erwähnt ferner, wie es so Viele gäbe, die mit ihren Geschichtsstudien grossen Lärm erheben, aber eigentlich keinen Stein von der Stelle bewegen. Denn wie oft werden die Namen der Germanen, Alemanen, Franken, Sachsen, Sueven und Helvetier, die Benennungen Germania superior und inferior u. A. genannt; wenn aber Jemand fragt, woher und wann diese Benennungen entstanden sind, da wird man wenige finden, welche über diese Dinge gründlich sprechen können. Die Ursache dieses Umstandes sieht Rhenanus in dem Reichthum an alten Schriftstellern und in dem Mangel an mittelalterlichen. Dank daher Jenen, die mit ungeheurer Mühe für Verbreitung der richtigen Kenntnisse sorgen. Mit Schärfe wendet er sich sodann gegen die engherzigen Buchstabenmenschen, die an jedem überlieferten Worte haften. Es giebt vielleicht noch Viele, die jetzt noch die alten Zustände sich vorspiegeln, die an J. Cäsar und Ptolemäus hartnäckig festhalten. Weil es aber Leute von diesem Schlage gebe, müsse man die übrigen Gelehrten nicht im Stich lassen, damit tüchtigeren und erleuchteteren Talenten Beistand geleistet werde. Durch diese Erwägung ward Rhenanus veranlasst, kurz nach seiner Rückkehr aus Augsburg, den Bitten mehrerer Freunde — zweifellos war Peutinger dabei — Gehör zu geben, und sich an die Abfassung des vorliegenden Werkes zu machen. So schrieb er denn über die römischen Provinzen, welche die Weltbezwinger auf dem linken Rheinufer und dem rechten Donauufer Germanien gegenüber besassen, über ihren Zustand und ihre Verwaltung unter den Nachfolgern Constantin des G.

und versuchte es, auch von ihrer Eroberung durch die Franken, Alemannen, Markomannen u. A. zu handeln. Die Völkerwanderung muss er deshalb ziemlich eingehend in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen, und so meint er — wohl mit Recht — werde sein Werk auch für gelehrte Männer nicht ohne Nutzen sein, da diese oft genug das alte und neue Germanien verwechseln.[1] Was grössere Kenntniss in diesen Gegenständen bedeute, meint Rhenanus, hätte die — in seine Knabenzeit fallende — Controverse zwischen Wimpfeling und Murner erwiesen, bei gründlicherem Verständnisse wäre der Streit gegenstandslos geworden. — Den Schluss der Vorrede bildet ein verunglückter Versuch, die Genealogie der Habsburger zu bestimmen, der Glückwunsch an Ferdinand zur Erlangung der Kaiserwürde und die Bitte an den Kaiser, in den Zeiten der Musse, welche die Türkenkriege übrig lassen, dieses Werk in die Hand nehmen zu wollen, da ja die Lectüre dieses Buches über viele und grosse Veränderungen im Staatenleben belehren werde.

Betrachten wir nun den Gang des Werkes!

Im ersten Buche bestimmt er den Begriff und die Ausdehnung[1] von Altgermanien (c. 1), giebt dessen Völkerschaften an — auch er nennt die Germanen indigenae — schildert den Zustand Deutschlands vor und nach Julius Caesar, gedenkt — freilich in sehr gedrängter Kürze — der Kriege, des Handels der Germanen, und weist als Grund ihrer Zwietracht die Aufreizungen der Römer nach. Sodann geht er auf die Provinzen des römischen Staates über, kommt auf die Donauländer (Rhetia I et II., Noricum, Panonnia I et II.)[2] zu sprechen, lässt eine Aufzählung aller Provinzen des römischen Reiches, so lange dasselbe unversehrt war, folgen[3] und geht dann sofort auf die Völkerwanderung über, ,obwohl

[1] Haec propterea dicere cogor, hoc loco, ne quis Germaniam ueterem in prouinciis somniet aut quaerat etiam antequam prouinciae factae sunt, id quod de transdanubianis et Sequanis uerissimum est. (20. 21.)

[2] Dabei sucht er die Ausdehnung der Provinzen durch Angabe der ihnen jetzt entsprechenden Länder zu versinnlichen, z. B. bei der Provinz Valeria giebt er Croatien als entsprechend an. (!) Savia wird richtig bestimmt.

[3] S. 19—20. ,Enumeratio caeterarum ubilibet prouinciarum integra dum re Romana' mit der sonderbaren Bemerkung: ut aliis quoque nationibus gratum faciamus puta Gallis, Brittanis, Italis.

sie eigentlich nicht zur Sache gehöre.'[1] Wie Peutinger, so lässt auch Rhenanus Bergamo durch Germanen, beiläufig um die Zeit des Tarquinius Priscus gegründet werden, nach dieser landläufigen Fabel wendet er sich aber zu beglaubigter Geschichte. Als Ursache der Völkerwanderung giebt er die Sehnsucht nach besserem Boden und die Uebervölkerung an, beginnt hierauf die Geschichte der ersten Wanderungen, wobei er die der Cimbern und Teutonen ganz gelungen schildert und deren deutsches Volksthum zu erweisen bemüht ist (S. 22). Aus der Darlegung der Wanderungen nördlicher Germanen in Mitteldeutschland ist vornehmlich die Schilderung der Franken und Alemannen hervorzuheben; sie ist aus genauer Prüfung und Benutzung der alten Schriftsteller hervorgegangen. Rhenanus wendet sich sodann zu den Sachsen, über deren Ursprung und Kämpfe er freilich nicht viel sagt, geht auf die Thüringer[2] und Hessen (S. 56) über und behandelt eben so kurz die ‚Schlesier', Preussen, Pommern u. s. w.[3] Bei den Dänen stellt er die Ansicht auf, sie seien von den Inseln des Oceanus Germanicus in die alten Wohnsitze der Cimbern gekommen, und von ihnen stammen die Normannen, doch ausser ihrer Niederlage durch Theodebert erwähnt er nichts aus ihrer Geschichte. — In diesem ganzen Abschnitte laufen manche Verstösse mitunter; um nur einen zu nennen, Odoaker wird zum — Sachsen gemacht (S. 55). Die Schwierigkeit, die sich für den Forscher in dieser Partie ergiebt, veranlasst den Rhenanus denn auch

---

[1] S. 21. Tametsi Germaniae populorum illae primae emigrationes . . . . non proprie ad hoc argumentum pertineant, quod nos praecipue tractamus nempe distinctionem ueteris Germaniae et prouinciarum: tamen ut absolutior suadat libellus, primum uetustissimos ueterum Germanorum exitus breuissime commemorabimus.

[2] Toringi nach der römischen unrichtigen Orthographie geschrieben cf. Zeuss die Deutschen und ihre Nachbarstämme 354. Die beste Erwähnung der Thüringer durch Vegetius Renatus (de arte ueterinaria 4. 6), wie die oftcitirte des Sidonius (Carm. 7. 323), kennt Rhenanus ebenso wie die Briefe Theodorich des Gr. an Hermenfried (bei Cassiodor) und die Geschichte von Bisin dem Thüringerkönig (Gregor von Tours II. 12.) Die Stelle Eugipp's (Vita S. Severini 31) ist ihm freilich unbekannt. Von den ‚Misni' hat er nur den Satz: verisimile a Septentrione uenisse. Dass seit dem fünften Jahrhunderte die Thüringer an der Stelle der Hermunduren erscheinen, weiss er nicht.

[3] Das die Prussii Slaven sind, wird nicht bemerkt.

den Wunsch auszusprechen, die Gelehrten möchten sich doch zu dieser Partie der Geschichte wenden, wie viel Licht könnte dies in die alte Geschichte bringen. Das wäre in Wahrheit ein ‚illustrare Germaniam‘ (S. 56). — Rhenanus macht es sich von da ab zur Aufgabe, die Einfälle germanischer Völker in die Provinzen des zusammengebrochenen römischen Reiches zu schildern. Er beginnt mit dem Einbruche der Gothen in Italien und Frankreich, wobei Alarich und Rhadagais sehr oberflächlich behandelt werden, und liefert eine ganz kurze Geschichte der Burgunder (S. 59), um deren grosse Macht zu erweisen. Daran schliesst sich eine Darlegung der Einbrüche der Franken in Gallien, wobei Rhenanus — auf Apollinaris gestützt — vornehmlich bei der Hunnenschlacht länger verweilt. Er giebt sodann eine übersichtliche Darlegung ihrer Eroberungen, unterscheidet scharf zwischen Francia Teutonica und Francia Romana [1] und spricht von den fruchtlosen Versuchen der Römer, die Franken aus Gallien zu werfen. (63.) Von den Alemannen erzählt er ihre Rivalität mit den Franken, deren grösseres Glück die ersteren bei Tolbiacum niederwarf und stellt Untersuchungen über das Vorkommen des Namens Alemannia an. (S. 64.) Noch eine Reihe anderer Völker werden besprochen, so die Quaden (S. 65) in Pannonien und Valerien, deren Waffen, Pferde und Sitten er — meist nach Ammian — schildert, die Marcomannen, die er als Nachfolger der Bojer in Boioheim einrücken lässt, die Heruler und Rugier (S. 70 kurze und unbedeutende Notizen), die Langobarden, deren deutschen Ursprung er auf eine sehr wunderliche Weise zu beweisen unternimmt, [2] die Angelsachsen (Vortigern S. 74), die Normannen, deren Beutezüge bis zur Christianisirung des Rollo erwähnt werden. Trotz seines Ordnungssinnes mischt er in die Völkerübersicht keltische, ja sogar magyarische Stämme ein, er spricht von den Scoten, Picten und den Ungarn, wie ihren Einfällen, wobei auch er die alberne

[1] Dem von gallischen Scriptoren erfundene Namen Austrasien setzt Rhenanus Vestria gegenüber, was jene in Neustrien veredelten. Eigentlich bedeuten aber die beiden Namen nichts Anderes, als Ostrich und Vuestrich, ‚nach den Winden so genannt.‘ (S. 60.)

[2] Die Beweglichkeit des Volkes veranlasst ihn zu dem Ausrufe: Dii boni, quae fuit illis gentibus mutandarum sedium libido? (S. 71.)

Geschichte von der Eröffnung der Pforten (reseratis aditibus) durch Arnulf vorbringt. In einer kurzen Revue führt er zum Schlusse des ersten Buches keltische Völker (Helvetier, Bojer 7⁸/₉) vor, ganz richtig erkennt er nach Tacitus (Germania 43) die Gothinnen als Celten und die Osi als Pannonen. Die Sclavinnen in Böhmen und Mähren (S. 81) führt er sehr sonderbar ein. Was wir Einem gethan, sagt er, wird uns von einem Andern zugefügt, so ging es den Germanen mit ihren Eroberungen und Verwüstungen. — Die Slaven zahlten es heim. Erörterungen über Polen (deren Name er von pole ableitet) und Wenden machen den Schluss des ersten Buches.

Das zweite Buch beginnt mit detaillirter Aufzählung und Schilderung der Schicksale einzelner Stämme in der Folgezeit. Es ist mit einem Worte vorwiegend eine Geschichte der Franken und Alemannen mit besonderer Berücksichtigung der culturgeschichtlichen Partien. Mit der Besprechung der Kämpfe zwischen Franken und Alemannen beginnend, führt er den Streit zwischen den Rivalen [1] auf die Einbläsereien römischer Obrigkeiten zurück, in deren Interesse es lag, dass Jene sich aufrieben, damit dann das römische Reich wieder hergestellt werde. [2] Die meist sehr gründliche Darstellung, in der auch weniger bekannte Thatsachen — z. B. die Raubzüge des Leutharis und Butillin — getreu berichtet werden, bespricht mit Eifer die Christianisirung der Franken wie ihre Kriege mit den Burgundern (S. 87), den Thüringern (88), den Sachsen (88 und 89), Friesen (89), Baiern (89), Langobarden (89), Slaven (90), wobei sie natürlich Karl des Grossen nicht vergisst. Mitten in der Kriegsgeschichte begegnen wir einem pragmatisirenden Excurs, in dem Rhenanus gewisse Abhängigkeitsverhältnisse (pensitationes! S. 85) seiner Zeit auf die Schlacht von Tolbiacum und ihre Folgen zurückführt und die

[1] Der Humanist kann den Vergleich nicht lassen: Haud aliter olim inter Poenos et Romanos de summa rerum certatum est. (S. 82.)

[2] Rhenanus macht den Schluss, dass die Sitze der alten Franken den Chauken sehr nahe gewesen seien (S. 35), immo verius Chaucorum gentem fuisse. Dies ist ein Irrthum, denn diese waren Sachsen (cf. Zeuss 381). Wohl ward er hier von Claudian irregeführt, so dass er von den Chauken als von ὁμοεθνεῖς spricht; er macht keine Sonderung zwischen salischen und ripuarischen Franken. Vgl. v. Wietersheim, Gesch. d. Völkerwanderung III. 61 ff.



Herzogsgewalt von einst und jetzt vergleicht. Werthvolle Abhandlungen bilden die Untersuchungen über die Freien und Unfreien (fiscales und fiscalini),[1] die servi ecclesiastici (84), die Duces, Duces militum, Comites, Centgraven, über Grafen und Markgrafen, über die lex Salica, die Romana Gombata (wohl Gundobada), das Alod (S. 96 wird es ganz kurz bestimmt als praedia propria), über Ordalien und Herisliz (S. 91) und die Bemerkungen über die fränkischen Gesetze, aus denen Rhenanus mehrfach (S. 91) Stellen mittheilt. In dem Verlaufe seiner Darstellung handelt er von der Pietät der Franken gegen Kirche und Klöster, von den Kirchen und Hospitälern der Schottenmönche, dem Bisthum zu Erfurd, von Bonifacius, den er Wunefridus (86) nennt. Nach diesen Angaben über merovingisch-karolingische Geschichte giebt er eine kurze, aber gute Geschichte des deutschen Reiches in dessen ersten Zeiten. Es wird von Otto von Sachsen gesprochen, wie dieser seines Alters wegen auf die Königswürde verzichtet und die Wahl auf Konrad gelenkt habe. Von Konrad's unglücklicher Regierung wird nichts erzählt, wohl aber die Geschichte hervorgehoben, wie Heinrich I. den Heriger von Mainz, der ihn salben und krönen will, zurückweist. Rhenanus bringt hier überhaupt manches Detail; öfter freilich auch in verwirrter Fassung, so weis er z. B. von einem Zuge gegen Arnold von Baiern, oder einer Expedition gegen Rudolf, Herzog von Alemannien, zu erzählen, spricht von dem Königreich Arelat, das Heinrich erworben habe. Im ersten Falle soll es statt Arnold Arnulf heissen, im zweiten verwechselt er Burchard von Alemannien mit dessen Gegner Rudolf von Burgund, im dritten Arelat mit Lothringen. Ungemein auffallend ist es, dass er die Ungarnbezwingung Heinrichs nirgends erzählt, nachdem er doch den Liudprand gekannt. Ueber Otto den Grossen, mit dem er das Imperium Romanum ansetzt, schreibt er ziemlich spärlich, dessen Schutzstellung ist nicht ganz erfasst, er spricht nur von einem Zuge gegen Berengar, die Empörungen und viele andere Beziehungen sind übergangen, die Erfolge gegen die Byzantiner überschätzt. — Der Abschnitt: Status Germaniae sub Imperatoribus Saxionibus et iis, qui hos insequuti sunt, ist

[1] Vgl. Waitz, Verfassungsgeschichte. IV. 294.

culturgeschichtlichen Erörterungen gewidmet. Um das Wachsthum der Städte zu zeigen, greift Rhenanus da in die elsässische Localgeschichte über, giebt u. A. eine pacis formula zwischen Adeligen und Städten und unterbricht diese antiquarischen Bemühungen durch einen philologisch-kritischen Excurs, in dem er behauptet, dass der Name der Franken bei Cicero (Ep. ad Atticum l. XIV.) nicht vorkommt; die Untersuchung der Handschrift hat ihm gezeigt, dass es Vangiones, nicht Frangones heissen müsse, was auch aus inneren Gründen nachzuweisen sei. In den nächsten Seiten wendet er sich wieder culturgeschichtlichen Stoffen zu, er spricht über Aussehen, Sitten und Bewaffnung der alten Franken. Nach Agathias vornehmlich wird die Armatur beschrieben; auch die ‚descriptio ains Frenckischen hackens‘ nach demselben geliefert. Die Gebräuche der Gothen (102), Sachsen (104), Hunnen werden erwähnt und sodann der Beweis für die deutsche Sprache der Franken, Burgunder und Langobarden nach mitgetheilten Proben aus Otfrieds Evangelienbuche, das Rhenanus zu Freisingen 1530 fand,[1] sowie nach anderen Gründen (Citaten aus Sidonius Apollinaris, den Legg. Langob.) erbracht. Bei diesen Sprachstudien verweilend, forscht er nach der Sprache der Provincialen und kommt zu dem Schlusse, dass die römische Sprache dort eingeführt worden sei.[2] Ein weiterer Excurs über die Sprache der alten Gallier führt zu dem Ergebnisse, dass ihre Sprache mit der der alten Walen in England werde Aehnlichkeit gehabt haben. (S. 111.)[3] Damit schliesst das zweite Buch, dem das umfangreiche dritte Buch von S. 113 bis S. 185 folgt. Das dritte Buch beginnt mit einer theilweise gelungenen Emendation einer Stelle der Naturalis Historia (l. IV. c. 14), darauf handelt er von den bischöflichen Diöcesen und giebt dem Gedanken Ausdruck, dass die römischen Diöcesen mit den bischöflichen, die davon den Namen haben, vielfach übereinstimmen. Daran schliesst sich wieder eine Emendation einer Stelle Cäsar's

[1] Vgl. darüber die hübschen Ausführungen von Raumer, Geschichte der germanischen Philologie. (S. 24.)

[2] Que enim inter dissimilis linguae homines amicitia coalescere queat?

[3] Schon früher (S. 80) eifert er gegen den Irrthum, die Germanen und Gallier hätten je dieselbe Sprache gehabt.

(Comm. de bello Gall. VI. 24. 25) über den hercynischen Wald, an die sich oro- und hydrographische Notizen (über Neckar und Donau 121) anreihen, worauf endlich, wie bei Irenicus (Exegesis Germaniae), eine Topographie der Städte folgt. Dabei fehlt es nicht an Wiederholungen, in einem langen Excurs kommt Rhenanus da wieder auf die Bojer, ihr Land und ihre Geschichte zu sprechen, er kritisirt Strabo, er ergeht sich in unhaltbaren Studien über deutsche Personennamen u. s. w. Das Verdienstvollste ist jedenfalls die ausführliche Schilderung, die er uns von Schlettstadt, seiner Heimath, von ihren Kämpfen, Gebäuden und Geschlechtern, sowie von Basel und Strassburg entwarf. Auch sonst ist aber die Städtetopographie eine fleissige und vielfach gelungene Arbeit, die namentlich für Archäologie viel beibrachte. Den Schluss des dritten Buches und des Werkes macht der Artikel über die Stadt Paris.[1] — So viel über den reichen Inhalt des Buches, das seinen Lesern eine sichere Kenntniss von dem Umfange, den Bewohnern und den Veränderungen des alten Germanien zu geben bemüht war. Niemand wird leugnen können, dass Vieles, und sogar Vieles, das jetzt noch genügen kann, gebracht wurde, und dass das Meiste reichlich durch Belegstellen unterstützt wird. Woher nahm Rhenanus diese Belegstellen? woher nahm er den Erzählungsstoff? Wodurch, fragen wir weiter, kam er zu so gelungenen, zu so vielen haltbaren Resultaten? Die ersten zwei Fragen führen uns zu seinen Quellen, die dritte zu der Kritik, die er an diesen geübt.

Es sind sehr zahlreiche Quellen, die uns, als von Rhenanus benützt, begegnen werden. Seine eifrige Lectüre der Alten, seine bibliographischen Kenntnisse, die in Froben's und der Amerbache Haus stete Nahrung fanden, seine Beziehungen zu den ersten Gelehrten, die Benützung der Bibliothek des Erasmus, Reuchlin, Peutinger u. A., sowie vieler Klosterbüchereien und der Rath der Freunde schafften ihm massenhaftes Material herbei. In letzterer Hinsicht, sowie überhaupt für die Genesis der Res Germanicae sind die Rathschläge Willibald Pirkheimer's von Bedeutung. Er schreibt ihm[2]

[1] Vgl. meine Biographie des Rhenanus S.

[2] In einem in Bilibaldi Pirkheimeri Opera Frankfurt 1610 S. 313 f. abgedruckten, leider nicht datirten Briefe an Rhenanus.

eine Reihe von Rathschlägen, was er in seiner Germania thun und was er lassen solle, wie er die Geschichte der Gothen behandle, dass er die Geschichte der Langobarden ausarbeiten, dass er die Ungarn nicht mit den Hunnen — ‚die auch Germanen sind‘ (!) — verwechseln möchte. Zum Schlusse räth er ihm an, sein Werk vor dem Drucke auch dem Stabius und einigen Anderen zur Durchsicht zu geben, nam usus experientia et doctrina facit, ut multi plus quam singuli videant. Ausdrücklich hat Pirkheimer den Rhenanus als auf zu benützende Quellen, auf Radevicus, Ammonius (Aimonius), Warnefredus, Jornandes, Luitprand, Prokopius, aufmerksam gemacht.[1] Doch was Rhenanus selbst benützte, ist weitaus mehr. Ich lasse zum Beweise dafür ein Verzeichniss all der von Rhenanus benützten Quellenstellen folgen, die ich nachweisen kann, die arabischen Ziffern bedeuten die Seite der ersten Ausgabe der Res germanicae.

Ammianus Marcellinus S. 3, 13 (l. XV.), 14 (XVI.), 15 (XIX.), 65, 123 (l. XVIII.), 124, 127 (XV.), 128, 135, 143, 144, 162, 165, 166 (XVI.), 167, 168/9, 170 (XXVI. qui nondum typis excusus prodiit), 173, 174 (XXVIII.), 175 (XVIII.), 175 (XX.), 176 (XIV.), 177 (fragm. XXVII.), 178, 179, 182.

Arrianus S. 2 (I. 3), 15 (VIII. Es giebt aber kein achtes Buch nach der gegenwärtigen Eintheilung), 18.

Aristoteles S. 79.

Asinius Quadratus (apud Agathiam) S. 40.

Ausonius carmen de Mosella, Narbo S. 12, 24, 33, 50, 111, 121, 144, 168, 172.

Bassus (poeta) S. 127.

Claudianus 1, 15 (ad Stiliconem), 18, 23, 34, 37, 38, 50, 51, 54, 64 (de Honorio), 68 (ad Honorium), 73 (ad Stilic.), 74, 106 (in Rufinum; in laudem Manlii Theodori), 121.

Cicero S. 98.

Diodor S. 49.

Dionysius (carmen de situ orbis) 127.

Eratosthenes 78.

---

[1] Odoacer genere Rugus stand in dem Briefe, Rhenanus hat die Emendation danach S. 55 unterlassen.

Eutropius 31, 33, 42, 45, 51, 70.
Florus S. 6, 16, 18, 22, 69.
Herodot 79, 121.
Josephus advers. App. 79, 180.
Julianus Cäsar in orat. ἀντιοχικός 104, 183.
Julius Cäsar 6 (l. III.), 12, 14, 23 (II. 29), 24, 25, 36, 67, 78, 87 (I.), 111, 112 (I.), 120, 132 (I.), 134 (I. 27), 135, 144 (I.), 162.
Julius Capitolinus 27, 65, 67, 68, 70.
Justinus S. 22.
Livius 6, 21 (V.), 78 (V.).
Lucian S. 120.
Martianus Capella 121.
Nazarius 31, 33, 42, 43, 49.
Orosius 22, 28, 37, 52.
Pacatus Panegyrista 54, ad Theodosium 72.
Paulus Aemilius 134.
Persius 81.
Plinius Caecilius 127.
Plinius (Naturalis-historia) 2, 15, 27 (IV. c. 12), 28, 52, 96, 99 (IV. B.), 110, 111 (l. XV. c. 25), 115, 134, 138.
Pomponius Mela 1, 22, 116, 119, 171, 175.[1]
Ptolemäus 12, 13, 24, 26, 29, 53, 56, 71, 78, 99, 119, 124, 125, 126, 132, 133, 147, 151, 163, 165, 167, 168, 169, 171, 176.
Sextus Ruffus 1, 16, 17, 19, 26.
Sidonius Apollinaris 51, 52, 53, 54 ad Lampridium, Panegyricus in Aviti laudem 55, 57/58, Panegyr. ad Mamercum Claudianum 58, 59, ad Felicem 60, ad Vincentium 60, Paneg. Aviti 60, ep. ad Tonantium Ferreolum 61, ad Prosperum 61, 63, 64, 68, 70, 74, 75, Panegyr. Maiorani 100, 102, 104, 106, 108, 109, 127, 164.
Solinus 5, 15, 16, 19, 54.
Strabo 1, 12, 24 (l. IV.), 80, 125, 126 (VII.), 129, 149.
Suetonius 18, 173.

[1] Wie sehr dieser Autor beliebt war, zeigt u. A. der Brief des J. Cocleus an B. Pirkheimer (Epistolica 327) und die Correspondenz Zwingli's (vgl. über Vadian).

C. Tacitus 1, 14, 15 (Hist. III. 5), 21 (Hist. IV. 22, 73), 23 (Agricola 10), 25/6 (Hist. IV. 12), 26 (Ann. II. 63), 27 (Ann. XII. 29), 28, 35 (Ann. XIII. 55), 59, 68, 75, 76, 78, 80, 86 (Germ. 40), 87 (Germ. 8), 99, 101 (Germ. 17), 111 (Hist. IV. 64), 111 (Agricola), 114 (Germ. 2, 43), 114 (Ann. II. 62), 120 (Germ.), 122 (Ann. XII. 57), 125, 129, 130, 132, 133, 137, 138, 151, 169, 170, 171, 173 (Germ.), 174, 175, 177, 179.

Vellejus Paterculus 6, 16, 18, 22, 68, 71, 80, 109, 110, 125, 175.

Vergil 13 (Bucol.).

Vegetius de arte veterinaria 46, 55.

Vopiscus (V. Probi) 33, 40, 110, 120, 121, 174.

Ausserdem müssen noch genannt werden die Panegyriker:

Mamertinus ad Maximinianum 32 in Genethliaco ad Maximianum 41, 42, 52, 59, 64.

Spartianus in Hadriano 150.

Der Panegyricus ad Constantium 29, 42, 120, 131.

Manlius Statianus 9, und

Trebellius Pollio 174.

Dazu kommen noch:

das Itinerar des Antonin 99, 128, 132, 134, 143, 144, 148, 163, 167, 169, 175, 176;

der liber civitatum Gallicarum 147;

der Catalogus qua provinciae Galliae recensentur 131, 133, 138, 141, 142, 147, 159, 165;

Volumen de magistratibus Romanorum 54, 84, 142;

das liber praefecturarum Romanarum 12, 15, 17, 18, 116, 128, 146, 174, 176, 177;

die charta Theodosiana 160;

die Charta Peutingeriana 36, 51, 175;

der liber de insignibus Mag. Rom. 164, 171, 176;

libellus de provinciis 14;

liber de palatinis officiis 167;

Epistola Senatus Rom. ad Treviros 171.

Ausser diesen gedruckten und geschriebenen Quellen der alten Welt benutzte Rhenanus auch Inscriptionen und Ausgrabungen, wie er denn überhaupt der Archäologie sehr eifrig

zugethan war. Für die Res Germanicae benützte er an Inscriptionen:

Eine in Dacien kürzlich ausgegrabene, S. 69,

eine von Verona (apud diuum Florianum) S. 132.

Insc. Vilerii in Helvetiis 133,

„ Aventici 133,

„ Caietae 136,

„ Trajani in Dacien (45),

„ apud Vaiblingam 124,

„ lapidea apud Ettelingam 124,

„ „ „ Constantiam 128.

Tabulae lapideae et inscriptae zu Baden 130.

Epigramma saxo incisum zu Breisach 146.

Steintafeln bei Wolf dem Jüngeren 151, andere 174.

Münzen und gemmae signatoriae 136, 143, 160.

Ausser dem Bisherigen werden auch christliche Schriftsteller herbeigezogen, wie

‚dīuus' Hilarius 13.

Irenäus 13, 85 in libro I. aduersus haereses.[1]

Leo Pontifex 13.

Hieronymus ad Gerontiam 6, 22, 165, 168, 55 (Vita Hilarionis), 63, 86, 92, 112.

Prudentius 74.

Rupertus Tuitiensis in comment. in sacr. literas 36, 174.

Petrus Langobardus, Parisiorum antistes 101.

Theodoritus Historia Tripartita 172.

An diese Kirchenväter schliessen sich die mittelalterlichen Quellenschriftsteller an; nämlich

Agathias S. 3, 52. 64, 85, 86/7, 101, 118.

Paulus Diaconus 6, 29, 51, 54, 55, 59, 178.

Liudprand homo Italus et in Germania quidem versatus sed nescius linguae (144), 62, 138, 144 (IV. 26), Historia Ottonis 192 (c. 14).

Chronicon Urspergense (Abbas qui ex variis autoribus Chronica sua consarcinauit) 36, 65, 88.

Beda 13, 72, 74 (Ann. Anglorum) 75.

Ratherius Veronensis 96.

---

[1] Zu Irenäus macht Rhenanus die Bemerkung: uetustissimus inter scriptores Christianos, qui saltim extent, proximusque temporibus Apostolorum.

Regino Prumiensis 44, 54, 138, 159.
Otto Frisingensis 84.
Annonius (Aimoin) 29.
Cassiodor 56, 83, 84.
Jornandes 29.
Gregor von Tours 29.
Die Briefe des Bonifacius 75, 81, 93.
Annales Francorum 56, 60, 88.
Annales Gallorum 95, Gallicorum annalium scriptores 179.
Annales Bohemorum vernaculi 125.
Historiae Carausium 53.
Chronica monasterii Senonensis 145.
„ monasterii Ebersheimensis 161.
Historiae mediae aetatis 77, 106.
Vita diui Florentii Scoti 162.
Monachorum diui Galli aliquot Vitae diuorum 128.
Vita diui Mauri 131.
Historia diuae Ursulae 142.
Catalogus Mediomatric. episcop. 171.
„ Basiliensium epis. 142.
Gesta Langobardorum 71.
Maximus Planudes 127.
Suidas 81, 120.

Reichlich sind die Gesetzsammlungen benützt, sowohl die kirchlichen, als die weltlichen. Ich fand:

Ansegis Sammlung 76, 78.[1]
Legg. Franc. 75, 90, 142 uolumen legum Franc.
Legg. Langob. 109.
Codex vetustus de conciliis antiquis Galliarum 92.
Legg. Aleman. 84.
Legg. Boiariorum 84.
Decreta Gratiani auch Decreta Pontificum (quae Gratianus consarcinauit) 117, 131, 166, 171.

[1] In praefatione quadam de Meldensi synodo quae An. salutis DCCCXLV. Charoli vero regis an. VI. celebrata est, sic legitur in Legibus Francorum, quas Ans. abbas conportauit. . . 78. Legis quasdam regum Francicorum in unum uolumen collegit A. abbas in Gallia, quemadmodum addita präfatio declarat. — Volumen legum franc. in uetustis bibliothecis exta

Ausser diesen benützte er auch noch:

Lexicon, quod Isidori titulo circumfertur 65. 74.

Calendarium uetus in bibl. Strassburg 164.

Calendarium peruetus, quod natales martyrum per menses indicat 16.[1]

Es bleibt noch übrig, die Urkunden zu nennen, die Rhenanus herangezogen, was sich darüber feststellen liess, folgt. Es sind:

Urkunden der Schlettstädter Kirche diuae Fidei Virg. 152,

alte Urkunden fränkischer Könige, auch Karl des Grossen 65, 148, 159,

literae Basilicae martyrum Turegiensium 65,

diploma vetustissimum apud diuum Leodegarium Lucernatem 85,

diploma Ludwichi regis Francorum 119,

diploma Caroli Magni 122.

Ein Brief Rudolphs von Habsburg 153.

Auch der Tradition ist er gefolgt, wenigstens eine Stelle kann dafür beigebracht werden, S. 139, quod senes indigenae narrare solent, ita a majoribus suis edocti.

Von neueren Autoren citirt er:

Hermolaus Barbarus 112.

Lionardo Aretino 128.

Felix Hemmerlin in lib. de Thermis 130.

Guarinus Veronensis Strabonis interpres 126.

Stephanus Comment. in Homerum 16.

Dies der reiche, vielseitige, aus verschiedenen Richtungen zusammenströmende Quellenstoff. Da fällt vor Allem auf, dass Rhenanus — wie nach ihm Caspar Hedio (lateinische und deutsche Chronik bis 1543) und Sleidan (Commentarii Carolo V.

[1] Ausserdem begegnete ich noch den Bemerkungen: Episcopos Vindonissenses in antiquis conciliis reperio S. 131, und in uetusto quodam codice post decreta Lugdunensis synodi in catalogo subscribentium antistitum. Auch eines weiteren Autors erwähnt er: Oudarius semilatinus autor, quem in Historia sua Paulus Aemilius inter primos secutus est. Unter Paulus Aemilius ist der Veroneser zu verstehen, der als Pariser Kanonicus um 1529 starb. Mit der ‚Historia' ist dessen zuerst in Paris erschienenes Werk de rebus gestis Francorum usque ad a. 1110 gemeint, das ihm den Namen des französischen Livius erwarb. Leges überhaupt nennt er S. 87.

Cäsare 1556 und de quatuor summis imperiis) [1] -- den traditionellen Martinus bei Seiten lässt und sich zu den reinsten und ältesten Quellen wendet, was er selbst oft und ausdrücklich anempfiehlt.

Schon aus diesem Grunde darf bei Rhenanus nicht jener, sonst keineswegs seltene Vorgang angenommen werden, als ob er die Namen der Quellen nur prunkend genannt hätte, ohne sie benützt zu haben. Die genaueste Vergleichung hat mich dahin geführt, dass ich überall die Worte des Quellenschriftstellers selbst oder ihre Paraphrase gefunden. In vielen Fällen war aber Rhenanus wie kein Anderer in der Lage, auch ferner liegende Quellen zu benützen. So z. B. die Panegyriker, die er selbst (vgl. oben) herausgegeben, oder die Scriptores historiae Augustae, die lange vorher bei Froben in Basel erschienen waren. Den Ammianus Marcellinus wiederum hat er wohl nach dem Hirsfelder Codex benutzt, den der Abt des Klosters dem Hieronymus Froben für die Ausgabe des dem Rhenanus befreundeten Gelenius (erschien Basel 1533) geliehen. [2] Dergleichen war ja ganz hergebracht. [3] Der Annonius (Aimoinus) war unter dem Titel Annonii mon. Ben. . . . de regum Francorum origine gestisque usq. ad Phil. Aug. libri V. stud. Parvi zu Paris typis Ascensianis 1514 in fol. erschienen. Die alten Historiker lagen alle schon in italienischen, französischen und deutschen Drucken vor. Nothwendiger ist es zu fragen, woher ihm die mittelalterlichen zu Theil wurden. Die Localchroniken von Schlettstadt hat er offenbar in den verschiedenen Klöstern im Manuscript eingesehen, von den wichtigsten Historikern des Mittelalters besass man bereits Drucke. Von Agathias u. A. war seit 1516 die römische Ausgabe unter dem Titel Περὶ τῆς Ἰουστινιανοῦ βασιλείας mit der lateinischen Uebersetzung des Christ. Persona verbreitet, seit 1519 eine Augsburger mit unvollständiger Uebersotzung, 1531 erschien ja die von Rhenanus selbst besorgte zu Basel. Den Paulus Diaconus benutzte er nach der Augsburger Aussage der Historia gentis Langobardorum von K. Peutinger 1515. Von Beda Historia ecclesiastiea gentis Anglorum existirten mehrere Strassburger Editionen aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts

[1] Hegel d. Städtechroniken VIII. 68.

[2] cf. Eyssenhardt Amminanus Marcellinus. Praefatio I., VII., VIII.

[3] Vgl. den Briefwechsel Peutinger's mit seinen Freunden bei Veith Lotter.

und eine zusammen mit des Eusebius ecclesiastica Historia. Hagenau 1506. Regino war um 1521 durch Sebastian von Rotenhan zu Mainz herausgegeben, den Otto von Freisingen hatte Cuspinian um 1515 schon zu Strassburg edirt. Gregor von Tours (Opera omnia) waren durch G. Paruus um 1522 zu Paris erschienen, den Ursperger publicirte Peutinger um 1515. Der Jordanis ward von Rhenanus selbst zum Drucke vorbereitet, nachdem ihn Peutinger 1515 zu Augsburg hatte erscheinen lassen. Ebenso war es mit dem Prokopius, den Rhenanus ebenfalls um 1531 edirte. Unklar bleibt mir, woher er Cassiodor's Variarum libri nahm, da diese erst 1533 in Augsburg erschienen, nachdem freilich das Chronicon breue schon 1529 in den Chronicis Sichard's [1] zu Basel veröffentlicht ward. Wie er Ratherius und Bonifaz' Briefe benützen konnte weiss ich nicht. Ueber die Liudprandbenützung bin ich auch nicht recht ins Klare gekommen. Freilich war die Antapodosis durch Paruus um 1514 in Paris herausgegeben worden, jedoch in sehr schlechter Weise. Dagegen befand sich zu Freisingen ein Codex, der auf fol. 1—85 den Liudprand und zwar auch die Historia Ottonis, auf 86—198 den Regino enthielt, möglich, dass Rhenanus bei seinen Forschungen in der Freisinger Bibliothek, wo ihm ja auch der Otfrid aufstiess, auch diesen Codex benützte. [2] Doch wie dem immer sei, wir haben keinen Grund, an des Rhenanus Ehrlichkeit in der Quellenbenützung zu zweifeln, wenn dieselbe auch in sehr verschiedener Weise vor sich ging, theils excerpirend, theils in der Weise der Regesten das Wichtigste aus dem Quellenberichte zusammen-

[1] Johann Sichard war ein Freund des Rhenanus, vgl. Res Germanicae 98. Ueber die Art, wie sich die Freunde Handschriften mittheilten, mag die folgende Stelle aus den Res Germ. Aufschluss geben: Itaque uolumen manu scriptum requiro, quod ex Laurisheimensi bibliotheca Joan. Sichardus noster nuperrime attulerat.

[2] Liesse sich in diesem, nun in München bewahrten Codex im Liudprand der Mangel des Ungarnkampfes Heinrich I. nachweisen, dann wäre die Benützung dieses Codex durch Rhenanus festgestellt. Ueber die Schicksale dieser Handschrift vgl. Pertz in der Einleitung zur Ausgabe des Liudprand.

fassend, theils auch paraphrasirend.[1] Nicht immer freilich meinen wir heutzutage, dass die Wahl der Quellen, wie sie Rhenanus vornahm, jetzt noch für die beste zu halten sei. Wir werden die Wahl des Dichters Sidonius, des Rhetors Paulus Diaconus (in der Historia Romana) und des Ethnographen Jordanis für die Völkerwanderungsgeschichte nicht billigen können, wir werden Eutrop, Orosius, Ptolemäus, ja selbst die Notitia dignitatum nur mit Misstrauen gebrauchen.[2] Doch was unsere fortgeschrittene Kritik heutzutage nur mit scheelem Auge betrachtet, für jene Tage war es ein Fortschritt, ein Fund, ein kostbarer Gewinn! Sehen wir nun, welche Quellen Rhenanus für die verschiedenen Partien seines Werkes gebrauchte. Für die älteste Geschichte und die Geschichte der römischen Provinzialverfassung sind es Agathias, Ammianus Marcellinus, Arrian, Ausonius, Claudian, Florus, Jul. Cäsar, Livius, Plinius (Natur. Historia), Pomponius Mela, Ptolemäus, Sextus Ruffus, Solinus, Strabo, Sueton, Tacitus, Vellejus u. A. Für die Geschichte der Cimbern und Teutonen: Florus, Orosius, Justinus, Tacitus, Vellejus, Hieronymus, Claudian, J. Cäsar, für die Frankengeschichte: Ptolemäus, die Panegyriker, Eutrop, Claudian, Ausonius, Vopiscus, Ammianus, Tacitus. Dies als Beispiel für die Quellenbenützung bei der älteren Geschichte. Bei der mittelalterlichen Geschichte ist ein so reger Anschluss an die Quellen nicht zu erkennen, glaubt man auch hie und da Regino, Liudprand oder dem

---

[1] Z. B.

Regino 6 b.	Rhenanus Res germ. 71.
Longinus praefectus mittitur. Cui inter caetera Sophia, quia Eunuchus erat, hoc fertur mandasse, quod cum puellis in gynaetio lanarum faceret pensas diuidere. Ad haec ille respondit talem se ei telam orditurum qualem ipsa dum uiueret deponere non posset.	Mittitur igitur Longinus .... Nec abstinuit ab intempestivo contumeliosoque joco Sophia Augusta ridens hominem quod exectus esset, mandat enim illi ut domum redeat et pensa puellarum in gyneceio dispenset, cui renunciari jussit Narses, ... talem se telam exorsurum, quam ipsa finire nequiret.

[2] Vgl. z. B. Pallmann, der Sturz des weströmischen Reiches durch die deutschen Söldner. Weimar 1864. S. 5 und 26 ff. Das tiefe Misstrauen, das bei Wimpfeling und Irenicus gegen die classische Tradition für die alte Geschichte herrscht, ist zwar bei Rhenanus nicht vorhanden, aber er schwört auch nicht auf die römischen Scriptores.

Ursperger zu begegnen, so sieht man bei näherer Vergleichung stets, dass Rhenanus nur das Stoffliche entlehnt hat und dass er auch hier sehr wählerisch zu Werke ging.

Eine besonders erfreuliche Eigenthümlichkeit des Rhenanus ist die Angabe der Zeit, in welcher ein Quellenschriftsteller gelebt hat, beim Namen desselben. Man möchte daraus die Meinung gewinnen, dass er die Bedeutung dieser chronologischen Bestimmung für die Glaubwürdigkeit des Berichterstatters hinlänglich gewürdigt. Aber auch sonst ist das Ergebniss der Prüfung, wie er sich zu den Quellen gestellt, ein günstiges zu nennen. Fragen wir uns: Ist Rhenanus seines Stoffes Herr geworden? so müssen wir antworten: Gewiss, er gehört nicht zu jenen, die durch den Stoff, den sie unverdrossenen Fleisses herbeischleppten, gehemmt, Lastträgern gleichen, die unter ihrer schweren Bürde seufzen, nicht recht weiter kommen und die Last doch nicht wegwerfen wollen. Er verfügt dagegen mit grosser Geschicklichkeit, mit souverainer Gewalt über sein Material,. das für ihn stets nur Mittel zum Zwecke, das für ihn stets Material bleibt. Sein Werkzeug — die Kritik aber weiss er trefflich zu gebrauchen, unter ihm wird das Rohmaterial zur schönen Form und fügt sich zum stattlichen Bau. Oder, um ohne Bild zu sprechen: Rhenanus kennt die Quellen, hat sie gründlich studirt, prüft ihre Glaubwürdigkeit, traut keiner blindlings und unterzieht alle der Kritik. Er ist ohne alle Voreingenommenheit,[1] die Erforschung des Alterthums, das Finden der Wahrheit ist sein Ziel,[2] er ist auch in seinen Beweisführungen der bescheidene Mann, der er im Privatverkehre war, er stellt seine Hypothesen nicht als Dogmata hin, ich kann es nicht verhehlen, sagt er da wohl, dass ich hier meine Conjectur äussern werde. (S. 144.) Er ist durchaus nicht vertrauensselig, ‚ich glaube nicht allen Historikern', sagt er ausdrücklich (S. 147) und zeigt dies an vielen Stellen durch die That. Er vergleicht z. B. die Glaubwürdigkeit zweier Schriftsteller und weiss ihre Widersprüche geschickt auszu-

---

[1] Nos hic ut in caeteris ingenue nostram opinionem aperuimus in nullius certe praeiudicium. Liberum esto cuique sentire, quod libet 142.

[2] Quandoquidem magis nobis animus est, antiquitatem excutere, quam nova stilo persequi, dies ist überhaupt der Kern seines ganzen Wirkens.

gleichen.[1] Da erscheint ihm z. B. Ptolemäus, als aus älteren ‚tabellis‘ schöpfend, als Tacitus, viele Benennungen stimmen da nicht, bald aber erklärt er dies aus der Namensänderung, die der Grieche vornimmt.[2] Rhenanus controlirt einen Quellenschriftsteller durch den andern, so z. B., wenn er (S. 87) die angezogenen Stellen des Agathias mit Stellen aus Tacitus und Cäsar vergleicht und durch dieselben belegt. Namentlich dem Tacitus, ‚der unter Vespasian in Deutschland Kriegsdienste gethan (S. 79)‘, schenkt er grossen Glauben,[3] ihm schliesst er sich auch öfter beinahe wörtlich an.[4] Er erfindet nichts, sondern giebt nur, was er in den Quellen gefunden, aber auch dies schreibt er nicht, wie ein sinnloser Compilator wörtlich ab, sondern prüft den Wortlaut, und wo sein durch philologische Kritik geschärfter Blick ein mendum, eine Sinnlosigkeit entdeckt, sucht er dem verderbten Texte durch eine Emen-

---

[1] Als Tacitus von den Dörfern der Germanen, Ptolemäus aber von ihren Städten spricht, giebt Rhenanus dem Ersteren Recht (151), die damaligen Städte, fügt er hinzu, werden wohl auch nicht anders ausgesehen haben, als unsere Dörfer.

[2] Dasselbe nimmt er auch von Strabo (126) an, der als Grieche den deutschen Ausdruck verdorben haben werde.

[3] In der Dedication vor seiner Tacitus-Ausgabe nennt er diesen Schriftsteller denjenigen römischen Autor, welcher der fleissigsten Lectüre würdig sei, da er nicht wie Livius u. A. nur eine fortlaufende Kriegsgeschichte geschrieben, sondern auch die nützlichsten Dinge in die Erzählung einstreute, die sich bei anderen entweder gar nicht, oder allzu kurz behandelt finden. Freilich mit dem Style, der bald affectirt oder manirirt geworden, ist er nicht immer zufrieden, der, sagt er, kommt dem des Livius nicht gleich, doch bewunderungswürdig erscheint auch ihm die ausserordentliche Kunst der Schilderung, durch die er auf Geist und Gemüth des Lesers einwirkt.

[4] Nur einen Vergleich:

Tacitus Germania 11.	Beatus Rhenanus c. 3.
de minoribus rebus principes consultant. De majoribus omnes, ita tamen, ut ea quoque quorum penes plebem arbitrium est, apud principes pertractentur.	de majoribus rebus principes consultabant de minoribus omnes, sic tamen ut apud principes consilia retractarentur.



dation aufzuhelfen.[1] So räumt er scharfsinnig viele Hindernisse des richtigen Verständnisses weg, eine Arbeit, auf die ich noch zurückkomme. Als besonderer Vorzug seiner Quellenabhandlung ward schon früher die Angabe der Zeit genannt, in der ein Schriftsteller lebte; den Sidonius Apollinaris hält er ebendesshalb so hoch und für so glaubwürdig, weil er den Zeiten und der Persönlichkeiten, über die er schrieb, so nahe stand, dass er oft nicht blos als Ohrenzeuge, sondern auch als Augenzeuge berichtet. (S. 62.) Dem Abte von Ursperg traut er dagegen weniger, er ist ihm ein Compilator. (S. 65.) Ein vortrefflicher Beweis für die Schärfe seiner Kritik ist die Originalität, mit der er ganz verschieden von seinen Vorgängern die lateinische Bearbeitung des Josephus Flavius wegen ihrer Sinnlosigkeit verwirft und sich ein griechisches Exemplar — von Johannes von Lasco — verschafft. Dadurch gewinnt er nun wieder ganz originell die Bestätigung seiner Ueberzeugung, dass der um 1498 zu Venedig erschienene, sogenannte Berosus oder Manetho ein falsches, unterschobenes Buch sei, dessen Bestandtheile er an einem anderen Orte darlegt. Wie frei und unbeirrt ist hier sein Blick, er durchschaut das Machwerk, das die Zeitgenossen naiv und unbedenklich ausschrieben. Aus den Fragmenten des echten Berosus, die Plinius und Josephus anführen, hat der Fälscher — so sagt Rhenanus — seine Träume zusammengeflickt (assuit), wenn er nicht gar das ganze unter fremdem Namen laufende Buch verfertigt hat. Hier nun wendet sich Rhenanus in eifriger Kritik auch gegen den Interpreten des Buches, den Annius, und bestreitet dessen Ansicht, der Name Ludwig — der ja doch durch die Franken ins Land gekommen — sei schon bei den Kelten zu finden. (S. 180.) Aber freilich, fährt er fort, wird sich Niemand über dergleichen Fictionen wundern, welcher weiss, dass man bei ihm lesen kann, zu welcher Zeit Ascanius die Latiner beherrschte und dass Francus der Sohn des Hektor, der Fürst der Kelten gewesen sei. Wer hat denn aber von diesem Francus jemals in einem Schriftsteller irgend etwas gelesen? Es ist die Erfindung eines Betrügers! Die Forscher aber mögen wissen, dass das,

[1] Vgl. Dedication d_2 b. Vide quantus labor, sagt er dann wohl einmal, sit, ex tam deprauatis autorum locis antiquitatem emere et quanto facilius sit, haec ridere quam praestare.

was er für seinen Berosus aus dem Diodor oder aus anderen alten Schriftstellern genommen hat, gebilligt werden kann, in dem aber, was sich auf Spanien, Gallien und Germanien bezieht, werden meist nur unverschämte Fabeln erzählt. Denn nach dem Urtheile des Josephus (adv. App.) wussten nicht einmal die Griechen von jenen Gegenden etwas, viel weniger also die Chaldäer und Aegypter. — Ebenso scharf und gründlich kritisirt Rhenanus das Unwesen, die Namen der Städte aus erfundenen Königsnamen zu erklären, wie z. B. jener asinus Cumanus — es ist wohl Nikephoros gemeint — den Namen Bononia auf einen König Bon zurückführt. Freilich, wollte man es so wie Berosus machen, dann könne man leicht alle möglichen Ableitungen erfinden. Uebrigens liegt der Ursprung der Königsreihe bei Berosus auf der Hand. Sie ist aus Diodor und Tacitus durch Verstümmlungen und Verdrehungen zusammengeschweisst, aus dem Hercules machte Berosus einen Alemannen, aus dem Tuisco einen König der Sarmaten (180.) Darin zeigt sich schon der Betrug, dass jene Namen die Erzählungen gewissermassen schminken sollten, um ihnen den Anschein des Alters zu geben. (181.) — Doch giebt es allerdings ein Geschlecht, das dergleichen wie Orakel nachbete. Und dieses Geschlecht findet Rhenanus in den — Klöstern. Der alte Humanistengeist regt sich da wieder in ihm, er richtet sich diesmal gegen das, was ihm und Erasmus das Aergerlichste an den Mönchen war, er richtet sich gegen die Unwissenheit und Kritiklosigkeit der Letzteren. Die Jahrbücher des Mittelalters — meint er — meist von Mönchen geschrieben, bringen nicht weniger läppisches Zeug vor, als der Pöbel selbst, aus dem ja das Meiste von dem geschöpft wurde, was die Ankömmlinge durch Ankömmlinge unterrichtet in die Geschichtsbücher eintrugen. Rhenanus meint damit die irischen und schottischen Mönche. Auch bei Gelegenheit der Besprechung einer Klosterchronik (der von Ebersheim), meint er: Bisweilen ist wohl wenig Verlass auf Klosterchroniken, in denen Wahrheit und Fabel so verflochten sind, dass man kaum wahrnehmen kann, was man glauben soll. Und als er von der Vita Florentii spricht, ruft er aus: Der gute Pater, welcher diese Vita schrieb, folgte unkundig des Alterthums, wie es die Zeiten mit sich brachten, jenen Träumereien und tischte eine saubere



Interpretation von Troia auf (obwohl Tronia gemeint ist), weil er sich erinnerte, in Fabelgeschichten (fabulosis historiis) gelesen zu haben, dass die Franken von den Trojanern abstammen. (S. 169.) O somnia monachorum! ruft er da aus — und einer gewissen Gattung von Geschichtsklitterern des Mittelalters gegenüber kann man ihm das Recht zu jener Bezeichnung wohl nicht bestreiten. Ob er aber dabei nicht auch an des Trithemius Hunnibaldträume und seine Frankengeschichte[1] gedacht?! Jedenfalls war ein Mann, der so scharf und schneidig die Kritik auszuüben verstand, der sich mit so viel Muth dem herrschenden Glauben und dem bequemen Schlendrian des Bücherzusammenstoppelns widersetzte, wohl befugt, mit selbstbewusster Ironie auf das compilirende und fabeldichtende vulgus historicorum herabzublicken (124), den Forschern aber den Rath zu geben, zum Alterthum selbst und damit zu den ersten und lautersten Quellen sich zu wenden und diese zu erforschen, so weit es nur möglich (160). — So viel von des Rhenanus Kritik im Allgemeinen; sie erstreckt sich aber auch auf die Besonderheiten und zeigt sich meist als bedächtig, vorsichtig und erfolgreich. Ich kann es nicht unterlassen, dafür einige Beispiele zu bringen: S. 2 erkennt er genau die ungermanischen Völker, die Bojer, Helvetier, Sclavinnen oder Vinider, S. 20 sehr gut den Unterschied zwischen den Provincialen der Donauprovinzen und den Germanen, und S. 28 den zwischen den Vandalen und Winden, er weiss sehr wohl, dass die Cimbern und Teutonen keine gallischen Völkerschaften sind.[2] Eine ganz treffliche und charakteristische Stelle ist die, in der er über den Ursprung der Franken spricht, ‚nichts werde ich hier melden als das, was ich durch glaubwürdige

[1] cf. Herman Müller, die Quellen, die Trithemius für die Hirschauer Annalen gebraucht. 1871. Dazu die Besprechung von Ruland in dem Bonner theolog. Literaturblatt 1871. Nr. 21 und meine Entgegnung in der Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien 1872. II. Heft. 175.

[2] Er legt denn auch den Missverstand der Stelle des Orosius: ‚Cimbri et Teutoni, Tigurini et Ambrones Gallorum gentes, bloss, indem er sagt: sic distinguenda uerba sunt, ut Tigurinos et Ambrones tantum Gallicas fuisse nationes intelligamus, quae sint a Cimbris in commilitium ascitae. Dass jene Stelle des Orosius ebenfalls Irriges enthält, zeigt Zeuss a. a. O. 148, der die Ambronen als Germanen reclamirt und einzig die Tiguriner als Gallier annimmt.

Zeugnisse von Gewährsmännern beweisen kann. Denn ich werde nicht den Hunibalden und ähnlichen Schriftstellern folgen, deren Träume das Eitelste sind.' — Und er kann sich über die Frechheit Jener nicht genug wundern, die, so oft von dem Ursprunge eines Volkes so wenig bekannt ist, sich sogleich zu den Fabeln flüchten, in diesem Stücke die Römer und andere Völker nachahmend. Daher kömmt es, wenn man die Franken aus Troja herleitet und uns über ihre oft geänderten Sitze und über die Errichtung von Sicambrien den reinen Unsinn vordichtet. Kein Wunder freilich, wenn die Mönche in ungebildeten Zeiten solches zu erfinden gewagt, denn zweifellos gab es damals ausser ihnen Niemand, der die Wissenschaft kannte. Darüber aber wundert sich Rhenanus, dass jener nicht ungelehrte Bischof Gregor von Tours, dass Annonius (Aimoin) und die Uebrigen, welche fränkische Geschichte geschrieben, dieselben Fabeln hochhielten; Leute, die doch Alles von den Galliern, unter denen sie lebten, aus der Tradition ihrer Väter hätten erfahren können. Aber dies war das Unglück jener Zeiten, dass sie dunkel die Geschichte überlieferten. Wer den Jornandes, der über die Gothen schrieb, den Paulus Diaconus und den Luitprand über die Langobarden liest, wird darauf schwören, dass sie Fabeln erzählen. So wenig erklären sie, woher ihre Völker stammen und welche Wohnsitze sie einst besessen hätten. Desto mehr müssen wir uns Mühe geben, dass wir die Wissbegierigen hierin unterstützen und zugleich zum Erforschen von Anderem anspornen. — Sehen wir ihn hier bei einer scharfen Kritik der mittelalterlichen Ueberlieferung, so lässt er es auch nicht daran fehlen, die Ursachen der fabelhaften Erzählungen, welche neuere Geschichtsschreiber vorbringen, anzugeben. Betrug und jenes Mittelding zwischen Dichtung und Geschichte, das von den halbgelehrten Poëtastern früherer Zeit in Verse gebracht ward, tragen hier die meiste Schuld.[1] Besonders scharf

[1] S. 29. 33. Haec autem Francorum in hos tractus demigratio quibusdam ineruditis impostoribus ansam dedit, ut de Sicambria nescio qua constructa ampullosas nugas comminiscerentur. Nec me fugit a veterum Sicambrorum sedibus, quibus saltem proximi fuere Franci, ipsos etiam nomen meruisse, quod illis non ineleganter reperio tributum a semidoctis illius aeri poetastris, quorum versiculos historiographi recentes citant.

geht er stets dem falschen Berosus und dessen Interpreten, dem Annius an den Leib. Der Alleralbernste aber, sagt er u. A., ist Annius, des fabulosen Berosus fabuloserer Ausleger, denn so oft jener — wie das Sprichwort sagt — den Bock melkt, hält dieser das Sieb unter. Ich leugne es trotzdem nicht, dass der Fälscher des Berosus gelehrt gewesen sein müsse, denn er mischte so, dass nicht Jeder gleich die Sache merkt. Jener las beim Tacitus, die Germanen sagen, Hercules sei bei ihnen gewesen, da ihm nun zufällig ein Königsname abgeht, so schreibt er, bei den Tuisconen regiert Hercules Alemannus, und macht diesen zum Sohn des Teuto. In köstlicher Weise macht er dann die Ableitung des Wortes Alemannen, wie sie Annius mit Hülfe der — Talmudisten herauspresst, lächerlich und fügt seine eigene Erklärung bei.[1] Auf's Genaueste vergleicht er, wo er kann, den gedruckten Text mit dem Wortlaute des Manuscripts und lässt sich durch Abänderungen eines Halbwissers (sciolus) nicht irremachen.[2] So zahlreich aber findet er die fabelhaften Völkerableitungen, wie sie in ihren Annalen vorliegen, dass er keinem Autor mehr Glauben schenkt, als dem, der Zeugnisse herbeibringt. (S. 68.) Er tadelt denn auch scharf die Vertrauensseligkeit derer, die den Griechen, dem Diodor, Herodot, Aristoteles und den übrigen Historikern ohne Weiteres folgen, wenn diese den Namen der Celten für Gallier und Germanen gebrauchen. Er verwehrt sich dagegen, die senonischen Gallier für Germanen zu halten (79) und verweist auf Tacitus, der dem Irrthume jener (Germania 43) hinlänglich entgegentritt, die da glauben, Gallier und Germanen

---

[1] Annius nugis nugas cumulans Hebraicam etymologiam, si diis placet, affert ex Talmutistarum arcanis literis . . . enim alueum significare et Mannum esse Rhenum. proinde dictos Alemannos, quod ad Rhenum habitent. O somnia! Novum est Alemannorum nomen et multo recentius quam Germanorum. Rhenanus glaubt, die Völker selbst hätten sich ihre Namen erfunden und zwar so, dass sie recht furchtbar klingen und giebt dafür Analogien aus seiner Zeit, z. B. den Namen der schwarzen Teufelsrotte. (41.)

[2] Porro Claudianus Salii nomine Francum intelligit, quanquam sciolus quispiam ausus est pro Salius substituere Sueuus quemadmodum in excusis codicibus legitur. Sed nos manu scripti uoluminis fidem sequimur non hic tantum. (S. 34.)

hätten eine und dieselbe Sprache gehabt.[1] Wenn er S. 98 die Schilderung durch den Excurs unterbricht, ob Cicero wirklich Francones erwähnt, so hat er dabei Gelegenheit, seine Kritik und sein Vorgehen bei Untersuchungen zu zeigen. Das ist nun ein schöner Beweis für die Gründlichkeit und Umsicht seines Vorganges, der sich nicht auf den gedruckten Text beschränkt. Sondern durch die räthselhaften und abstrusen Ausdrücke stutzig gemacht, greift er auf eine Handschrift zurück und ruht nicht früher, als bis er in den verderbten Text durch Vergleichung mit dem Vorhergehenden einen besseren Sinn gebracht.[1] Ueberhaupt zeigt er sich den Handschriften gegenüber sehr bedächtig und genau, er notirt ängstlich was im Manuscript steht, wenn er auch nicht damit übereinstimmt, freilich unterlässt er es nicht, seine Verbesserungsvorschläge bis ins kleinste Detail vorzubringen.[3] Noch wären zahlreiche

---

[1] Vgl. auch S. 80 und 85. Bei den durch die Franken eingesetzten Centgraven bemerkt er: quae de Centenariis apud Germanos scribit Tacitus, non sunt huc trahenda. S. 86 sagt er von Agathias: nihil autem nouit is autor ut homo Graecus de conflictu Tolbiacensi. S. 88 verbessert er die Verwechslung des Abtes von Ursperg, der den Theodorich den Ostgothenkönig und den Theodorich den Bruder Childebert's identificirt. S. 90 erkennt er die höhere Bedeutung des Franken aus dem höheren Wehrgelde desselben und der niederen Strafe.

[2] Apud M. Ciceronem epistolarum libro XIIII. quas ad Pomponium Atticum scripsit abstrusis sensis et aenigmatis plenas, in aeditione uulgata sic legitur: Redeo ad Theobassos, Sueuos, Francones . . . . . Equidem mihi perpensis Tullii uerbis quum uiderem eum de Germanis agere, qui in Galliam ante Julii Cäsaris aduentum transiissent, suspitio nasci coepit, totum locum esse deprauatum. Quis enim Theobassoram nomen unquam aut audiuit aut legit? Et quid Sueui in Gallia facient adeo procul a Rheno dissiti? Itaque uolumen manuscriptum requiro quod ex Laurisheimensi bibliotheca Joan. Sichardus noster nuperrime attulerat. In eo mera portenta uerborum scripta reperi in hunc modum Redeo adtebassos scacuas Frangones. Coepi deinde literarum ductus scrupulosius rimari, deprehendique germanum Ciceronis lectionem hanc esse: Redeo ad Betasios, Atuas, Vangiones . . . . Jam ut melius Ciceronis mens intelligatur, operae precium est ascribere uerba, quae praecedunt.

[3] Bei nulli inferius nobilitate schreibt er hinzu: hic leue erratum est, sed tamen de hoc lectorem admonere uoluimus, ut totum caput per purgatum habeat. Ich erwähne hierbei noch einiger Ausführungen des Rhenanus. S. 125 z. B. nennt er die Geschichte von der Libussa eine Fabel. S. 126 nimmt er von Strabo an, dass er selbst die Lesart verdorben, im Codex

Beweise für die Gründlichkeit und den Scharfsinn des Rhenanus beizubringen, doch mag es bei den aufgeführten bleiben, nur jene treffende Bemerkung über die Bestimmung des Alters der Städte, die er S. 150 macht, mag noch folgen. Man solle, meint er dort, den Städten, bei denen sich keine römischen Inschriften und Ueberreste von alten Gebäuden finden, deshalb doch nicht ihr Alter absprechen; dergleichen sei ja im Laufe der Zeiten völlig untergegangen. Damals sei auch nicht soviel gebaut worden. Sonst sähe man andere Ruinen, wenn solche Häuser bestünden, wie sie jetzt der Luxus z. B. in Basel, Bern und Freiburg erbaute. Wer hätte auch damals sein Geld auf Gebäude verwenden mögen, da stets Einfälle zu befürchten waren, selbst Chlodovech habe ja damals zu Strassburg nur eine hölzerne Kirche gebaut. Doch genug davon, betrachten wir einen andern Vorzug des Rhenanus, den er ebenfalls aus der philologischen Schule herübergebracht — nämlich seine Conjecturen und Textverbesserungen. Freilich nicht, als ob er überall das Richtige getroffen, im Gegentheil, er hat sehr oft über das Ziel hinausgeschossen, aber der Eifer, die Lebendigkeit und Rastlosigkeit, mit der er in die oft grässlich corrupten Texte Sinn zu bringen bestrebt ist, wirkt höchst anregend und verdient alle Anerkennung. Die Conjecturen und Emendationen sind ausserordentlich zahlreich, er emendirt die Alten und die mittelalterlichen Chronisten, den Ammian Marcellinus, das Itinerar des Antonin, Plinius den ältern, Julius Cäsar, Ptolemäus und Sidonius Apollinaris gerade so, wie den Agathias und den Ursperger Abt.[1] Und seine Abänderungen und Purgationes zeugen nicht blos von philologischer Tüchtigkeit, Kenntniss der Handschriften und überraschender Geistesgewandtheit, sondern auch von einer scharfen und vorsichtigen

Asulanicus', sagt er, ,steht βονιάσμον statt βουβίεμον, wofür Guarinus Bubiemum schreibt. Vielleicht, meint aber Rhenanus, war doch βονϊέμον zu lesen. Sed fieri potest, ut ipse Strabo Germanicam dictionem sic corruperit, ut sunt in peregrinis etiam in Latinis incuriosiores Graeci ... Er fordert auch Andere zur Kritik auf, z. B. S. 129. Monendum id duxi, quod certius investigari locus queat.

[1] Johannes Sturm giebt in der zweiten Auflage der Res Germanicae von der Dedication des Rhenanus die loci ex auctoribus an, a Rhenano uel expositi melius, uel a mendis repurgati, atque in integrum restituti.

Kritik. Die Stelle z. B. beim Ammian (S. 52) ubi terminales lapides Rom. et Burgund. confinia . . . emendirt er so: ubi terminales lapides Alemannorum et Burgundiorum confinia und fügt hinzu: Quid hic faciunt lapides Romanorum, quum Alemannia prouincia non fuerit. In vielen Fällen ist die gegenwärtige Texteskritik weit über ihn hinausgeschritten, Vieles von seinen Funden und Entdeckungen blieb doch bestehen.[1]

[1] Um von den Conjecturen des Rhenanus einen Begriff zu geben, lasse ich einige Beispiele folgen. Mit Unrecht liest Rhenanus (S. 13) bei Ammian XV. 11. 17 statt fluentem suum et nomen adsciscit . . . in fluentum aut suum ei nomen adsc.; passend dagegen Tacitus III. 5 statt Rheni (S. 15) Reni (rig. Aeni), S. 23 Cäsar II, 29 statt Catuaci: Aduatici, S. 30 beim Panegyristes Constant. statt meatibus callidis: meatibus Scaldis, S. 45 bei Ammian (XVII. 1) statt Moenum: Rhenum. S. 53 bei Apollinaris statt Talibus aligunt: Talibus se ligant. 68 bei Julius Capitolinus Marcomanni Varistae; Rhenanus liest: M. Narisci, statt Et Burei, hi aliique cum Victuali Sosibes: Et Buri, Taiphalique cum Victophalis. S. 75 Tacitus I. 67: Heluetii Gallica gens soli in armis virisque liest Rhenanus H. G. g. olim armis v. (So lesen auch die Neueren.) 104 Sidonius additurque uultus, Rhenanus: abditurque uultus. 121 Cäsar: de cacumine montis ad novem, liest Rhenanus: d. c. m. Abnobae, nam librarii uitium est. Vorzüglich dem Plinius und dem Ammianus Marcellinus wendet er sein Emendationstalent zu. Sein drittes Buch beginnt er mit der Emendation des 14. Capitel des IV. Buches der Naturalis Historia (bei Janus ist es das 28.), am Ende des Werkes fügt er in dem Briefe an Puchaimer einen Excurs über die Lesarten des Plinius an. Ganz gut wehrt er sich da (113/4) gegen Sinnlosigkeiten. Quid hic faciunt Vindelici ruft er z. B. aus, qui Prouinciales fuere subjecti Romanis, nam Rhetia II inhabitarunt. Scribendum Vandili. Nam Cornelius Tacitus inter Germanicae gentis appellationes et uera ac antiqua nomina Vandalios siue Vandilos recenset. Hinc apparet illorum foeda hallucinatio Vandalos nobis ex Vinidis hoc est Germanos ex Sclauinis Scythis facientium. Ita quibusdam non labor, non animus deest, sed judicium. Es ist nicht uninteressant, einen Vergleich zwischen der Hirschfelder Handschrift des Ammianus Marcellinus, den Rhenanus in Bezug auf den Text autorem corruptissimum nennt, zwischen den Abänderungsvorschlägen des Rhenanus und den Lesarten der neuesten Ausgabe des Ammian (von Eyssenhardt) anzustellen.

Codex Hirschfeldensis:	Lesart des Rhenanus:	Ausgabe von Eyssenhardt:
XVI. 12. Dum haec rex Chnodomarius reperta copia discedendi lapsus per funerum	S. 162. prodigiose corruptis verbis apud Marcellinum. Istam Marcellini periodum ego sic	D. h. aguntur r. Ch. r. c. d. l. p. f. s. c. s. p. c. r. p. ad castra quae p. Tribuncos et C. m.

Dabei ist die Frische und Lebendigkeit, mit der er seine Untersuchungen fortführt, für den Leser geradezu fesselnd,[1] er reisst ihn mit sich fort und lässt seinen Antheil an dem behandelten Gegenstande nicht erkalten, er zwingt ihn, die Geistesarbeit mitzumachen. Weniger kann eine andere Eigen-

struens cum satellitibus paucis cleritate rapida properabat ad castra quae prope Triboccos et Concordiam munimenta Romana fixit intrepidus, ut accensis navigiis dudum paratis ad casus ancipites in secretis secessibus emendaret. Et quia non nisi Rheno transito ad tentoria sua poterat peruenire multum, ne agnosceretur operiens sensim retulit pedem.	lego distinguoque: D. h. geruntur r. Ch. r. c. d. l. p. f. st. c. s. p. c. r. p. castraque prope T. et C. m. R. f., i. u. ascensis n. d. p. a. c. a. i. s. successibus euaderet. E. q. n. n. Rh. t. a. territoria s. p. peruenire, u. n. a. o. s. r. p.	R. f. in Triboccis ut escensis n. d. p. a. c. a. i. s. se secessibus amendaret et q. n. n. Rh. t. ad territoria s. p. peruenire n. n. a. o. s. r. p.
	Aleman., explere, praeclara oportunitate, exstructa, isdem, praeter ambit, obstinatis, illum, Barbari, discurrentes, riparum, erumpendi copia, commentato, postremo . . . dediderunt, aliquot eximendo periculo, quum . . . ad sua castra.	Alam.. expleri, prädarum opimitate, ex inanita, iisdem, praeterlambit, destinatis, inluni, barbari, discurrere, pruinarum, erumpendum quopiam, comento, postrema . . . dederunt, ad quos eximendos, cum . . . castra fehlt.

[1] Voll Selbstbewusstsein schreibt er bei Gelegenheit der Emendationsversuche beim Plinius: Nam arbitror multis jam seculis a nullo mortalium ibidem uerba Plinii intellecta, quae tamen ab omnibus scriptoribus tum ueteribus tum novis nusquam non inculcantur. In causa est, quod illic sunt vocabula, quae Germanice lingua requirant. Itaque non miror haec a nullo exterorum deprehensa. Alia autem sunt errata, quae miror castigatores omnes fefelisse. Er macht sodann auf die häufige Verwechslung des ui und in durch die Abschreiber aufmerksam und führt, nachdem er die Stelle des Plinius mitgetheilt, eifrig fort: Quid hic nobis delirat Plinius Cimbros, Isteuonibus annumerans, quos ante Vigeuones esse dixit? Hanc ob causam omnes legunt Cimbri mediterranei, de quibus suaue est legere varias autorum recentium conjecturas, quo loco ponendi sint nescientium . . . Ingens hic mendum est et locus pessime deprauatus. Tu sic castiga: Quorum pars Sicambri. Et colon adde, nam hic sententiae finis est. Nachdem er noch einige nicht immer glückliche Emendationen vorgeschlagen, sagt er: Porro uidere facile est, quantus labor sit emendare Plinium et quam res necessaria, ut pessime de literis mereantur, qui hoc agenteis non solum rident, sed etiam conviciis proscindunt.

thümlichkeit des Historikers dem heutigen Leser imponiren, es ist dies das dem Rhenanus wie so vielen seiner Zeitgenossen liebgewordene Etymologisiren. Mit grossem Ernste werden die allerunmöglichsten Ableitungen vorgetragen, Erklärungsversuche, über die der Kenner der Sprache heutzutage nur lächeln kann. Doch darf diese unglückliche Passion mit ihren mangelhaften und meist völlig grundlosen Ergebnissen dem Rhenanus nicht allein in die Schuhe geschoben werden, sie ist den meisten Gelehrten jener Zeit eigen, in ihr ersah man so recht eigentlich den Gipfel der Gelehrsamkeit. Es schien für jene Männer in den unerklärlichsten Namen gerade ein eigenthümlicher Reiz zu liegen, sie suchten den Schlüssel zu finden und strebten danach, das Geheimniss der Ableitung der Namen zu erklären. Da entstanden denn wahre „portenta" des Etymologisirens. Die grosse Unkenntniss in der ableitenden Sprachwissenschaft, wie sie der Gelehrsamkeit jener Zeit anhaftet, erklärt zur Genüge die Misserfolge jenes Dilettantismus. Nur einige Beispiele, wohin die Manie des Etymologisirens einen Gelehrten und klaren Kopf wie Rhenanus geführt! Den Namen Germani übersetzt er mit viriles und stellt ihn mit Gerhard-durum und Gerbrecht-celeber zusammen, Seligenstadt leitet er von den salischen Franken ab (S. 34), Odoaker von der Verwüstung der Aecker, a populandis agris (70), die Schweizer (Suiteri) von Vitae, einem Sachsenstamme (76),[1] Schweinfurt und Ochsenfurt von den Sueven und Fosen (S. 124), Maguncia erklärt er (S. 169) als von Magum domus et Cia fluviolus herkommend, Kaufbeuern von campis Cauinis (128) u. s. w.[2] Besonders schlimm geht es ihm bei seinen gutgemeinten Studien über deutsche Personennamen, nur einige seiner ganz falschen Deutungen seien genannt. Pharamund leitet er ‚a veritate oris', Grimoald ‚a seua potestate', Romuald ‚a plausibili', Beȝthrada ‚a precioso the-

[1] S. literam adjecit amans sibili lingua uulgaris. Er beruft sich dabei auch auf die Volkssage der Schweizer, die auf den Wohnsitz der Viten hinweist.

[2] Man vgl. noch die Erklärungen (115) Ingaeuones = Vigeuones, Istaeuones = Usserstenuuones, Hermiones = Hernuuones (von Her = terra). **Mähly** giebt a. a. O. eine weitere interessante Zusammenstellung von dergleichen Etymologien.

sauro' u. w. s. (S. 178) her. Bei den meisten Ableitungen spannt er die Worte auf ein Prokustesbett, und zieht gewöhnlich die Sitte des gemeinen Volkes zur Erklärung heran, fremde Benennungen sich mundgerecht zu machen und durch Quetschen (torquere) so weit zu bringen, dass sie doch etwas ihm Verständliches zu bedeuten scheinen.[1] Damit hat er — freilich unwissentlich — seine eigene Methode charakterisirt. So reichlichen Stoff Rhenanus auch gebracht, so klare und einschneidende Kritik er geübt, Menge und Art des vorhandenen Quellenstoffes, sowie Methode und Stand der Forschung in jenen Tagen liessen — wie natürlich — auch viele Fehler unterlaufen, Mannigfaches hat ihm schon der grosse Forscher über elsässisches Alterthum, hat ihm Schöpflin (in der Alsatia illustrata) nachgewiesen und getadelt. Fredgar, meint er z. B. (I. 34), hätte Rhenanus benützen sollen, dann hätte er wohl eine andere Erklärung von Alsatia abgegeben. Auch gegen misslungene Etymologien[2] (wie Raurici = Vrigavia und Tigurini = Urii) wendet er sich und zwar mit der Bemerkung (S. 40), man müsse sich hüten, Alles aus dem Deutschen herzuleiten, was aus dem Celtischen allein zu erklären sei, und tadelt den Rhenanus (S. 94), dass er alle celtischen Namen aus dem Germanischen ableiten wolle. Er weist auch nach (S. 60 u. 61), wie Rhenanus durch seine Verbesserungsvorschläge selbst in arge Fehler gerieth, so z. B. bei Cäsar I. 51, wo er statt Sedusios Sebusios lese, er zeigt, wie Rhenanus aus dem fehlerhaften Codex des Ammianus Fehlerhaftes in den richtigen Text des Cäsar bringt. Uebrigens theilt Rhenanus viele der gerügten Fehler[3] mit S. Münster, viele aber entspringen nur aus der

[1] Solet enim uulgus incognitas uoces detorquere in aliquod forte significatum qualibet absurdum (S. 120) detorquet autem multa uulgus ceu saepe monuimus. (168.)

[2] Schöpflin (I. 638) sagt selbst: Beatus Rhenanus in inquirendis vocum etymis diligens, sed interdum infelix.

[3] S. 134 wirft ihm Schöpflin noch vor, dass er I. p. 18 Tribonos nach einem corrupten Ms. des Ptolomäus gelesen, tadelt S. 204 eine falsche Conjectur. 244. Intolerabilis quoque conjectnra est Beati Rhenani aliorumque, quibus Stratburg contractum a Storatburg ab Argentorato deriuare placuit, quam uiolentam conjecturam recte pronuntiat Guillimannus. Vgl. z. B. auch noch ibidem 233, 417, 642, II. 366, 367, 383, 387 (nomen Sebusiorum fictitium).

Schadhaftigkeit der von ihm benutzten Handschriften, wie aus seiner Lieblingsneigung, der Wortableitung. Doch genug von seinen Fehlern, Verstössen und Schwächen; freuen wir uns lieber, dass Rhenanus in so vielen Beziehungen Treffliches geleistet. Auch darüber wollen wir nicht klagen, dass er sein Werk lateinisch geschrieben, war es doch ja seiner ganzen Anlage nach nicht für das Volk, sondern für Gelehrte bestimmt. Sein Latein ist übrigens fliessend und strebt nach Eleganz,[1] öfter wendet er die Phrasen des Tacitus an; seine Darstellung ist lebhaft anregend und spannend. Was uns aber diese Darstellung so angenehm macht, ist vornehmlich die eigenthümliche Frische und die fröhliche Forscherlust, die bei den trockensten Untersuchungen zu Tage tritt. Rhenanus plaudert nicht so gemüthlich wie Wimpfeling, er will nicht doctrinär sprechen wie Andere, er will nicht blos Material zusammentragen wie Nauclerus, oder uns durch seine Eloquenz fortreissen und überrumpeln wie Bebelius; was seinen eigenthümlichen Reiz ausübt, das ist die Ueberzeugung, die der Leser gewinnt, dass es diesem Historiker mit der Wahrheit Ernst sei, dass er keinen tendenziösen Journalisten, keinen gewandten Federhelden einer Partei, keinen Dichter und Fabelhans, keinen Fälscher oder Pedanten, sondern einen echten Priester der Wissenschaft vor sich hat. Und dann, welchen liebenswürdigen Zwang übt er doch auf seine Leser aus! Das ist keine gewöhnliche Lectüre, das ist ein Dialog, den der Verfasser mit dem Leser beginnt. ‚Glaub' es mir, Leser!' ruft es uns da aus den ernsten Zeilen des Buches zu, ‚diese Stelle des Cäsar ist nicht frei von Fehlern!' Oder er macht uns aufmerksam, dass er jetzt eine Conjectur machen werde. Gut! ich schreibe jetzt statt Nemetes Venetes. Gute Götter! ruft er da wieder aus, oder: Sieh', wie sich die Sache verhält, sieh', wie scharf Cäsar hier wieder unterscheidet. Diese Lebendigkeit der Darstellung lässt uns ahnen, dass dem Rhenanus Schilderungen vorzüglich gelingen müssten. Und in der That, das Wenige, in dem sich das

[1] cf. S. 13 quam elegantiores superiorem uocant, er achtet auf die feinere Form, die Anwendung der damals bei den homines bilingues so sehr beliebten griechischen Ausdrücke ist bei ihm nicht häufig. S. 139 z. B. me non habebunt ὁμόψηφον; Tacitus gebraucht er oft z. B. 172.



Erzählertalent des grossen Gelehrten zeigt, die Schilderung von Schlettstadt, des Zuges der Bürger gegen den Friedensbrecher Heinrich Greph sind mit ihren frischen Farben, dem schnellen Rythmus der Darstellung geradezu Cabinetsstücke, die es lebhaft bedauern lassen, dass sie die einzigen Proben jenes epischen Talentes in dem Gsschichtswerke des Rhenanus sind. Doch nein — auch das plastische Bild, das er von seinem lieben Basel entworfen,[1] verdient einen Ehrenplatz. Denn wir sehen sie vor uns, ‚die wahrhaft königliche Stadt' — wenn wir des Rhenanus Beschreibung lesen — wir versetzen uns im Geiste auf ihre schönen, reingehaltenen Strassen, besehen ihre schön aufgeführten Gebäude, spazieren auf dem prächtigen Petersplatz, auf der Rheinbrücke, geniessen aus lieblichen Gärten die Aussicht auf den Rhein und begreifen es, wenn Rhenanus meint, dass selbst solche, die in Italien gewesen, an der durch das Concil reich gewordenen Stadt Gefallen finden können. Im Verfolge seiner Darstellung weiss uns Rhenanus noch manches Culturgeschichtliche von Basel zu erzählen, wie es denn überhaupt zu seinen Vorzügen gehört, dass er für die Culturgeschichte sich den Sinn offen hält. Da wird z. B. von der Berühmtheit des norischen Eisens gehandelt (S. 16. 17) und sogar Homer dafür citirt, der ‚ausserordentlich edle' Elsässer Wein und sein Export nicht vergessen, auch eine Beschreibung und Aufzählung der Schätze der Mainzer Kirche wird gegeben. Oder Rhenanus lenkt unseren Blick auf die zu seiner Zeit noch nicht hinweggeräumten Ruinen von Ruffach, das durch Heinrich IV. zerstört wurde (S. 146), wir hören, dass in den Ruinen von Altmainz sich Leprose eingenistet hätten (169), erfahren von dem berühmten Colmarer Sebastian Murrho und dessen uns von Wimpfeling her bekannten (Einleitung zum Epitome Res Germanicarum) frühgestorbenen Sohne, von dem ‚Apelles von Colmar' Martin Schön (Bellius) und dessen Brüdern, den kunstgewandten Goldschmieden Paul und Georg (S. 147), und viele andere werthvolle Notizen, die hier aufzu-

[1] Wie es damals Sitte war und auch von R. Gagninus, Celtis u. A. geübt ward, feierte Bhenanus die ihm so werthe Stadt durch eine eigene, wie aus Mähly's Bemerkungen (a. a. O. S. 256) hervorgeht, leider nicht mehr auffindbare Schrift.

zählen zu weit führen würde.[1] Verwandt mit seinem culturgeschichtlichen Interesse ist auch sein Eifer für Archäologie. Hat er auch kein Inscriptionenwerk herausgegeben, wie Konrad Peutinger, dessen Werk er so wie ein anderes um 1520 erschienenes seltsamer Weise nicht nennt, so zeigt er doch überall für die Denkmale des Alterthums die lebhafteste Theilnahme. Da giebt er Nachweisungen über Römersteine (150, 151), Rathschläge für Nachgrabungen (160) und Restaurirung (163), Fingerzeige für die, welche Reste aus der Römerzeit wünschen. Getreulich verzeichnet er alle Funde von Inschriften, Steinen und Töpfen, von Sarkophagen und Aschenkrügen (135, 136, 143, 160, 173, 174, 151; 143, 144, 148, 150, 163, 166, 167, 177).[2] Er klagt um die herrlichen Werke der Römer in den Provinzen, von denen heute nichts mehr übrig sei, da die Alemannen und Franken Alles von Grunde aus verwüstet hätten (S. 62) und weist darauf hin, wie die Orte, an denen castra stativa bestanden, die eigentlichen Fundorte von Ueberresten der römischen Cultur wären (167, 177, 150). Wir sahen schon früher, wie aber dieses Interesse für das römische Alterthum, die eifrige Forschung nach den Denkmalen des eigenen Volkes nicht ausschloss. Vor Otfrieds Evangelienbuch steht er voll Bewunderung, er nennt es egregium thesaurum antiquitatis (107), er macht Studien über die deutsche Sprache, vindicirt dieselbe verschiedenen Stämmen, wie den Burgundern und Langobarden. Bei den Langobarden plagen sich die italienischen Commentatoren erbärmlich — auch Hermolaus Barbarus schwitzt umsonst darüber — und können doch weder den Himmel noch die Erde berühren, nur Deutsche könnten die Namen der Langobarden erklären. Auch im Französischen findet er viele deutsche Wurzeln, freilich geht er soweit, im Deutschen — hebräische Worte finden zu

---

[1] Vgl. darüber meine Bemerkungen in v. Lützow's Zeitschrift für deutsche Kunst 1873.

[2] Ein Beispiel von seiner Art dergleichen zu erwähnen: urnae fictiles nobilium Romanorum cinerem continentes et Sarcophagi sed et gemmae signatoriae ac vascula figlini operis rubella in coenobio Divitensi contra Agrippinam vulgus Tuitium vocat corrupte, quum murus quidam dirueretur, reperta est tabula lapidae cum inscriptione . . .

wollen.[1] Noch wären an stofflichen Vorzügen seines Buches die richtige Auffassung des Causalnexus[2] und die oft so zutreffenden localgeschichtlichen Bestimmungen und Angaben[3] zu erwähnen. Zu den Vorzügen, die sich an Beatus Rhenanus als Historiker beobachten liessen, zur umfassenden vielseitigen Quellenkenntniss, zu dem kritischen Talente und der Kunst ungeschminkter, einfacher, sachlicher und eben deshalb um so dankenswertherer Darstellung kann man ohne Bedenken auch eine der schönsten Tugenden des Geschichtsschreibers hinzufügen; ich meine die strenge Unparteilichkeit, die bei Rhenanus mit einer ernsten und innigen Vaterlandsliebe gepaart ist. Trotz dieser Vaterlandsliebe, die in der Schilderung der deutschen Geschichte sich oft genug zeigt, hat sich dieselbe doch nie in jener Phrasenhaftigkeit, in jenem Gefühlsüberschwang oder gar in jener tendenziösen Weise der Entstellung und Verdrehung gefallen, die leider bei anderen nationalgesinnten Männern Platz griff. Gegenüber einer gewissen kindischen

---

[1] Er erwähnt auch der Deutschen idiomata und meint (112), nur bei Plinius fände sich ein deutsches Wort, aber dies ist unrichtig und lässt sich gegenüber den Lesarten neuerer Ausgaben nicht halten.

[2] Er sucht z. B. bei der Völkerwanderung nach den Gründern dieser Erscheinung, oder bemerkt S. 62, wenn die Franken es früher gewusst hätten, dass die römische Herrschaft ihr Ende finden und sie die Herren der Provinzen würden, so würden sie schonender mit den römischen Denkmalen umgegangen sein, die sie aus Furcht, die Römer könnten zurückkehren, so gänzlich zerstört hätten. Oder er schliesst (S. 77), aus der commoditas portuum müssten jene Städte entstanden sein, quas illic (in Brabant und Flandern) aetas nostra maximas vidite modicis vicis ad istam uisendam amplitudinem opulentiamque inter quingentorum annorum spacium paullatim peruenisse. Auch ist er stets bemüht, die Ursachen einer Erscheinung darzulegen, z. B. die Ursachen des Zwistes zwischen Alemannen und Franken. (S. 82.)

[3] Vor Allem sind es die ihm lieben und bekannten Schlettstätter Verhältnisse, von denen er umständlich und durchweg verlässlich erzählt, von ihnen macht er per analogiam Schlüsse auf Anderes (cf. 96, 151). Im Einzelnen hat er bei Bestimmung der Römerorte wohl geirrt, doch in Manchem das Richtige getroffen. Nur eine Aeusserung eines bekannten Localhistorikers mag hier Platz finden. Strobel, Geschichte des Elsasses I. 62 n. sagt: Die Meinung des Rhenanus, dass in dem Bericht des Ammian von der Alemannenschlacht der Rebberg bei Hausbergen zu verstehen sei, scheint mir immer noch die wahrscheinlichste.

Auffassung, die jeden Ruhmesflitter der Fremden sich aneignen möchte, um das eigene, reich mit superlativischen Attributen geschmückte Volk noch mehr aufzuputzen, hat Rhenanus die objective Ruhe des Geschichtsforschers mit der warmen Liebe zu seinem Vaterlande[1] trefflich zu verbinden gewusst. Er ist weit entfernt, von jener abgeschmackten und knabenhaften Manier, nur die Siege des eigenen Volkes aufzuzählen, seine Niederlagen aber zu verschweigen, um sie als nie besiegt erscheinen zu lassen. Sein Patriotismus ist ein würdevoller, männlicher, ganz ehrlich und gerade schildert er auch die Schlachten und Verluste, die sein Volk erlitt. Kaiser Julian, sagt er u. A., hat mit wenigen Soldaten unzählige Alemannen geschlagen. (S. 149.) Bei der Erzählung von der grossen Alemannenschlacht (44) begnügt er sich, seinen Antheil durch ein ‚nostri' zu zeigen. Er freut sich nicht wie Irenicus über die grossartigen Zerstörungen, die mit den Siegen der Germanen verbunden waren, ‚denn welcher Gefühlvolle würde solche Rasereien nicht verabscheuen?' (Präfatio ad Procopium.) — Das ist ein grosser Fortschritt. Und wirklich imposant nimmt sich bei solcher Unparteilichkeit das gehaltvolle Wort aus, mit dem Rhenanus die überschwenglichen Historiker unter seinen Landsleuten trifft, das Wort: Ich kann mich nicht genug wundern über jene ehrgeizigen Lobhudler unter den Deutschen, welche auch die Triumphe der sennonischen Gallier den Germanen zuwenden wollen unter dem Vorwande, dass der Name der Celten ein weiter sei und weil die Chorographen der sennonischen Sueven gedenken. Und wie stolz und selbstbewusst klingen dann die wenigen, ernsten Worte: Deutschland hat der Ehre und des Kriegsruhms genug, wenn wir auch den Galliern

[1] S. 8 beklagt er die Zwietracht der Germanen und schreibt sie den Verlockungen der Römer zu. S. 39: Isti vero Barbari (Franci) nobilissimum in Galliis regnum constituerunt, quae perpetua Germanorum laus est multisque seculis tenuerunt, donec paulatim obsorberentur. At inter Gallos hodie, ut quisque procerum plus Francici sanguinis a majoribus suis habet ita regno fit propior. Et durat adhuc, durabitque inclytum Francorum nomen. Quem enim pudeat a tam strenua gente duxisse originem? Certe Romanis minus de sui initio gloriari licet. Vgl. S. 62 über das deutsche Francien. S. 72. Licet hic videre Germanos semper Germanorum viribus ex Italia depulsos. Tantum caeteras nationes ingenio praeualeant.

das Ihrige lassen. (S. 79.) Ja er räumt sogar ein (78), dass es eine Zeit gegeben, in der die Gallier die Germanen an Tapferkeit übertroffen und Colonien über den Rhein geschickt hätten. Das hätte Wimpfeling nie zugegeben!

Diese Erinnerung an Wimpfeling mag uns zugleich zeigen, wie überlegen Rhenanus seinen unmittelbaren Vorgängern auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung ist. Gegenüber dem rhetorischen Wesen Bebels, der compilirenden Tendenzgeschichte Wimpfeling, dem poetisirenden Celtis und dem sehr verdächtigen Trithemius ist er der Einzige, der den Namen des Geschichtsforschers verdient. Denn er allein hat Methode, Unparteilichkeit und macht die schwere, aber unerlässliche Arbeit der Kritik durch. Einzelne dieser Vorzüge theilen auch andere Zeitgenossen mit ihm, ich nenne nur Peutinger und Irenicus, doch in der philologischen Methode ist er Allen überlegen. Freilich, schon lebten die, welche ihn an Tiefe des Blickes, an populärer Wirkung weitaus übertrafen — Sebastian Frank und Johannes Auentinus! — Aber neben dieser Richtung liess sich eine denken und wünschen, welche die Methode des Rhenanus bewahrt und ausgebildet hätte. Leider kam keine solche Richtung zum Durchbruche. — Rhenanus hat keine Schule gemacht; als ein Einzelner, der das Richtige getroffen, steht er da, und dieser Umstand ist es denn auch, der seine Bedeutung für die Geschichte der Geschichtswissenschaft — trotz seiner grossen Verdienste — herabgemindert hat.

Die Tacitusausgabe.

Von dem historischen Studium wendet sich Rhenanus wieder seinem eigentlichen Gebiete — der Editionsthätigkeit zu. Aus dem Jahre 1532 ist mir gar nichts Anderes von Rhenanus bekannt, als die Ausgabe des Moriae Encomium — die Edition selbst konnte ich leider nicht einsehen. In diese Zeit fällt aber die Vorbereitung eines grossen Werkes, die Vorbereitung zur Tacitusausgabe.

Sie erschien zu Basel bei Froben 1533 unter dem Titel: P. CORNELII TACITI equitis Rômani ANNALIUM AB EXCESSV AVGVSTI SIcut ipse uocat, siue Historiae Augustae,

qui uulgo receptus titulus est, libri sedecim qui supersunt, partim haud oscitanter perlecti, partim nempe posteriores ad exemplar manuscriptum recogniti magna fide nec minore iudicio per BEATVM RHENANVM. Nihil hic fingi docebunt castigationes suis quaeq; libris additae Libellus de Germanorum populis, Dialogus de oratoribus, deniq; Vita Julii Agricolę, non solum emaculatius prodeunt, sed etiam explicatius adiunctis in hanc rem scholiis. Super haec omnia accesserunt in initio operis Thesaurus constructionū, locutionumq; et uocum Tacito solenniū citatis etiam ex Liuio plerunq; testimoniis, ac in calce rerum memorabiliū index copiosissimus. Nec desunt aliorum in hunc autorem ante aeditae annotationes praefationesq; siue Beroaldi seu Alciati. Die Dedicationsepistel richtet sich an den Cardinal Bernhard von Trient und geht von der Betrachtung des ungemeinen Werthes und der nicht genug zu würdigenden Bedeutung der Wissenschaft aus, einer Betrachtung, welche die äusserste Sorgfalt und Hochachtung für die Denkmale der Alterthums zur Folge habe. Glücklicherweise habe es an vornehmen Gönnern der Wissenschaft nie gefehlt, Rhenanus erinnert an Salomo, Alexander den Grossen, Ptolemäus und Augustus; die Verdienste Kaiser Sigismund's, Matthias Corvinus' und Maximilian's in dieser Richtung dürften nur Wenigen unbekannt sein. Aber auch von den zeitgenössischen Herrschern, sowohl von Kaiser Karl, als auch von dessen Bruder Ferdinand hofft er, dass sie von dem löblichen Beginnen ihres Grossvaters nicht abweichen, sondern dasselbe in eben dem Masse überstrahlen werden, als ihre Macht zugenommen — wenn sie nur einmal von den auswärtigen und inneren Kriegen aufathmen könnten. Wenn aber schon weltlichen Fürsten die Begünstigung der Wissenschaft zum Lobe gereicht, wie viel mehr geziemt sie den Kirchenfürsten, deren eigentliches Feld das Studium sei, die ihr Vermögen nirgends besser anlegen können, als in dem Schmuck der Wissenschaft. Das Verhältniss der Letzteren zur Religion, welche ohne sie weder recht verstanden noch vertheidigt werden kann, fordert namentlich im gegenwärtigen Augenblick von den Priestern die Unterstützung der Wissenschaft. Freilich sage er dies nicht, weil der Cardinal eines Mahners bedürfe, da er ja längst schon aus eigenem Antriebe Förderer

der schönen Künste geworden sei und Alles thue, was zur Verbreitung derselben führen könne. Italienische Gelehrte erfüllten ja seinen Hof, mit denen Bernhard disputire. Indem Rhenanus der weiteren Verdienste Bischof Bernhard's um Ferdinand und die Bekämpfung der Türken gedenkt, kann er es nicht unterlassen, sich der Erfolge in Ungarn zu erfreuen und schreibt: Tum recepta Pannonia magnum nobis contra Turcas propugnaculum rursus accedet. — Mit grosser Bescheidenheit dankt er, ‚qui nihil in literis sum' für das kürzlich zum Geschenk erhaltene silberne Bildniss des Bischofs, für das er als papiernes Gegengeschenk die vorliegende Tacitusausgabe übersendet. Interessant, was er über ihre Entstehung sagt. Als er nämlich erfahren, dass man eine neue Ausgabe des Tacitus vorbereite, hielt er dafür zu untersuchen, ob es der Mühe werth sei, den Text der Editio uulgata mit dem eines Manuscriptes zu vergleichen, das ihm kürzlich zugekommen war. Dieses Manuscript stammte aus der Ofner Bibliothek des Matthias Coruinus und kam durch Jakob Spiegel in Rhenanus' Hände. Dieser, der sehr bald erkannte, wie viele Stellen jämmerlich depravirt seien, machte sich mit Genauigkeit an die Vergleichung und ruhte nicht eher, als bis er das ganze Werk bis zum Schlusse sorgfältig collationirt hatte. Bei den fünf ersten Büchern, ‚die zu Corvey aufgefunden und etwas später in Rom herausgegeben wurden', sowie bei der Germania, dem ‚Dialogus Oratorum' und dem Agricola fehlte es freilich an Handschriften, hier blieb die Vergleichung auf die Editio uulgata beschränkt. Was er am Tacitus geleistet, wünscht er von Anderen für Cicero, Liuius, Plinius und den nicht minder verunstalteten Florus gethan, denn von den Gelehrten müsse man dies erwarten. Freilich schreckt die Meisten nicht der Mangel an Erfahrung, sondern die Mühe, welche des Ruhmes entbehrt, und die Tadelsucht der Ungelehrten, die entweder spotten oder schmähen. Und doch giebt es keinen anderen Weg, den Schriften der Alten auf die Beine zu helfen, als in erster Linie aufmerksame Vergleichung der Handschriften, sodann die Conjectur (judicium). — So überdrüssig er auch der Arbeit geworden sei, das Bewusstsein des Nutzens, den sie schaffen müsse, habe ihn doch dabei festgehalten. Uebrigens ist er auch völlig von der Bedeutung des Tacitus durch-

drungen. Immer habe er ihn für sehr würdig einer steten Beschäftigung mit ihm gehalten, und zwar vornehmlich darum, da er nicht wie Liuius und Andere eine ewige Kriegsgeschichte geschrieben, sondern auch sehr nützliche Dinge eingestreut habe, die sich bei Anderen entweder gar nicht oder nur zu kurz vorfinden. Nach dem Urtheile berühmter Gelehrter sei Tacitus dem Liuius nicht nachzusetzen, ja sogar vorzuziehen — freilich nicht seines manirirten Stiles wegen,[1] sondern wegen der Darlegung ausserordentlicher Begebenheiten.

Die Auswahl der Beispiele kennzeichnet den Rhenanus als Sohn seiner Zeit, die stets nach Klugheitsregeln und Beispielen der Lebensweisheit verlangt. Das — meint er — habe uns Tacitus so schön und lehrreich beschrieben: wie Einer der unverdienten Hinrichtung tapfer entgegengegangen, wie ein Anderer verläumderisch Angeklagter sich vor Gericht benommen, wie vorsichtig man mit denen verkehren müsse, die durch einen Wink allein verderben könnten u. s. w. — Ausführlich rechtfertigt er sich sodann, warum er abweichend von Franciscus Puteolanus und Philipp Beroaldus dem Jüngeren[2] des Tacitus Werk mit dem Titel Annalium libri überschrieb. Tacitus selbst habe ja jene Bezeichnung gewählt, aber auch bei Jornandes findet sie sich. Während er sich noch aus anderen Gründen veranlasst fühlt, diese Bezeichnung für die passendste zu halten, stellt er die Verstümmelung des taciteischen Werkes als apodictisch hin, deutet ihre Ursachen an und zollt den Mönchen Dank, die doch Einiges bewahrten. — Viele Bogen hindurch folgen dann unter dem Titel Thesaurus Locutionum Constructionumque et vocum Tacito solennium per Beatum Rhenanum obiter collectus, adiunctis plerumque ex T. Liuio testimoniis, cuius etiam haud pauci loci hic restituuntur. Zu-

[1] aa. 3. nō quod huius floridum ac meditationem et curam olens dicendi genus, quale sub Vespasianis placuit ac indies exin degenerauit in affectatam quandam compositionem exolescente paulatim sermonis Latini puritate, Liuianae dictioni illi naturaliter amabiliterq; fluenti nam id seculum purissimū fuit aequari debeat aut praeferi.

[2] Puteolanus gebrauchte den Namen Actionum diurnatium historiae Augustae, dann aber auch den Actorum diurnalium, Beroaldus nannte sie Ab excessu diui Augusti historiarum libri. Das Ofner Manuscript, das Rhenanus vorlag, war ein ἀνεπίγραφον.



sammenstellungen des taciteischen Sprachgebrauches, der durch diesen Historiker mit Vorliebe gewählten Redensarten. Zum Schlusse bemerkt er, dass er die eigenthümlichen Ausdrücke des Tacitus beibehalten habe – da es die Sache eines nicht blos unbesonnenen, sondern auch geradezu ungelehrten Mannes sei, die Lesarten der alten Handschrift umzuändern. Oberlin lobt diesen Thesaurus sehr und meint, er hätte die Aufnahme durch Gronovius wohl mehr verdient, als die Noten des Saliuerius. Die Eintheilung der Bücher der Annalen ist bei Rhenanus dieselbe, die auch wir gebrauchen, nur ist noch das ganze sechste Buch zu dem V. hinzugekommen. Den fünf Büchern folgen von S. 123—127 die üblichen Castigationen,[1] wie ja auch Philippus Beroaldus solche hinzufügte — freilich, bemerkt Rhenanus, hätte er besser und sicherer gehen können, wenn ihm der Corveyer Codex vorliegen würde, der sich jetzt wohl noch in Rom befinde. Ueber dieses Ms., um das er oft seufzt, bringt er S. 125 die Worte: Utinam licuisset hic exemplar illud Saxonicum inspicere quod Quästor quidam Pontificius quum e Dania rediret, in Corbeiensi bibliotheca repertum, Romam secum detulit ad Leonem X. Pont. Max. bonarum literarum haud illiberalem patronum, qui illi quingentos ducatos numerari jussit. Man kennt die Art der Castigationes bei Rhenanus – sein Herbeiziehen anderer Autoren zur Erklärung von Lesarten führt ihn hier zu einer Aeusserung über eine ihm vorliegende Liviushandschrift, die ihm der Dechant Reinhard von Rietpur geschickt. — Diesen Castigationen schliesst sich der Abdruck einer Einleitung zum Tacitus von Franciscus Puteolanus an, der eine Anrede des Beatus Rhenanus an den Leser und weitere Castigationes — zum XI. Buche folgen. In der ersteren bringt Rhenanus wieder seine Klage vor über den Verderb, der durch die Unwissenheit der Abschreiber den Denkmalen der Vergangenheit zugefügt wird, und äussert sich, dass ihn nur das Andringen seines Freundes Hieronymus Froben dazu vermocht habe, die editio uulgata mit jener Abschrift zu vergleichen, die Matthias Coruinus nach einem jungen Manuscripte in Italien habe machen lassen. Dieselbe conservative Weise, dieselbe sorgsame Bewahrung der alten Lesart, die

[1] In ihnen beruft er sich auch einmal auf seine ‚Res germanicae‘. (S. 123.)

Scheidung des Textes von den Castigationen treffen wir auch hier an, ebenso die ehrliche Anerkennung seiner Vorgänger, z. B. des Berardinus Lanterius von Mailand und des Franciscus Puteolanus.[1] — Besonders eingehend sind die Castigationes zur ‚G e r m a n i a‘; in dem Bericht an den Leser (S. 421) erwähnt Rhenanus, dass er dieses Buch schon 1519 mit einem Drucke verglichen, der ihm durch die Güte des Arztes Hieronymus Artolphus[2] zugänglich geworden, und bemerkt, dass er in den Noten wohl ausführlicher geworden wäre, wenn er nicht gehört hätte, dass der junge Gelehrte Andreas Althamer dieses Werk kürzlich mit eigenen Noten versehen habe. Diese Vergleichung um 1519 geschah wohl damals, als Froben jene elegante Tacitusausgabe erscheinen liess, die eigentlich nichts Anderes, als ein Abdruck der Beroaldina war, deren Vorrede und Noten nebst den Observationes des Alciat auch beigegeben sind. — Was die Castigationes selbst anbelangt, so finden sich in ihnen zahlreiche Hinweise auf die Ausführungen in den Rerum Germanicarum Libri III.,[3] ebenso die dort besprochenen etymologischen Künsteleien[4] und Citate aus den in seinem

---

[1] Hierauf folgen von S. 130—134 die Castigationes zum XI. Buche, der Text des XI. Buches bis 146, sodann die Castigationes des XII. Buches bis S. 150, das XII. Buch bis 169, die Castigationes zum XIII. Buche bis 174, das XIII. Buch bis 193, Castigationes zum XIV. Buche bis 197, das XIV. Buch bis 217, Castigationes zum XV. Buche bis 223, das XV. bis 246, Castigationes zum XVI. bis 248, das XVI. Buch. Dann lässt Rhenanus die Castigationes zum XVII. Buche (d. i. das I. der Historien) bis 266, bis 296 das Buch selbst, von hier bis 303 die Castigationes zum XVIII. (II. der Historien) und dieses bis 335, Castigationes zum XIX. (Hist. III) bis 341, das XIX. bis 370, Castigationes zum XX. (Hist. IV.) bis 376, das Buch bis 409. Von da bis 412 reichen die Castigationes zum XXI. Buch, und dann bis 421 dieses selbst.

[2] Ueber die Art der Benutzung des Artolph'schen Codex bei der Herausgabe der Germania vgl. O b e r l i n's Tacitusausgabe Präf. zum II. B. 5. 6.

[3] Vgl. z. B. 421 und den längeren Excurs p. 422 f.

[4] Z. B. 422. Sed tamen Artolphi liber habebat Barditum, Veluti sit a uerbis quae Germani uuort appellāt tractum vocabulū. Nisi debet esse Blaritum und die Ausführung über Asciburgium = ἀστυπύργιον, 424, cogitandum an Odonis sylua der Odenuualdt a Mercurio nomen habeat, ut a Marte Martianum nemus des Schuuartzuualdt. 427. ab idoneis esse relatum autoribus, inde nomen Alpium ortum, quod sua lingua montes Galli uocent Albas. Vgl. S. 428 über Anthaim und Banthaim.



historischen Werke benutzten Quellen.[1] Beim Dialoge de Oratoribus zweifelt Rhenanus beinahe an der Autorschaft des Tacitus (S. 445 in den Castigationes), bei diesem Dialoge wie bei der Vita Julii Agricolae war er bei den Verbesserungen einzig und allein auf sein Talent beschränkt, denn eine alte Handschrift zur Vergleichung fehlte, es blieb nichts übrig, als die Editio uulgata fleissig durchzugehen und, wie Rhenanus sich ausdrückt, ‚meoque Marte quaedam errata deprehendi.‘ Den Schluss der Ausgabe des Rhenanus bilden von S. 492 an die Annotationes des Andreas Alciatus und ein Index. — In das Jahr 1534 fällt die Einleitung zum Epitome grammaticae graecae seines Freundes Michael Hummelberger, die zu Basel erschien, von der ich aber leider kein Exemplar auftreiben konnte.

Die Liuiusausgabe.

1535 dagegen sehen wir in der Liuiusausgabe eine grössere Frucht der philologischen Studien des Rhenanus. Das Verdienst, ‚die Wunden des Liuius theilweise geheilt zu haben‘, wie Drakenborch[2] sagt, theilte Rhenanus übrigens mit Sigismund Gelenius. Rhenanus behandelte nämlich die ersten sechs Bücher mit dem zweiten punischen Kriege, dem Gelenius wies er die vier letzten Bücher der ersten Decade und den philippischen und antiochischen Krieg zu. Rhenanus arbeitete schon 1519 mit grossem Eifer daran. Er benützte einen Wormser Codex, dem freilich die ersten zwei Ternionen und der Schluss fehlten, der aber sonst — nach dem Urtheile des Gronouius[3] — ein sehr guter war, und ausserdem noch ein Manuscript aus Speier, verglich mit diesen Codices die Aldina und die Kölner Ausgabe des Jacob Sobius. Bis 1529 arbeitete Rhenanus ohne noch etwas herausgegeben zu haben, er nahm eben die Sache wie immer sehr ernst und scheute keine Anstrengung, um die Lücken auszufüllen, ja selbst Reisen unter-

[1] Hie und da macht er Bemerkungen über die Gegenwart, z. B. über den bevorstehenden Türkenkrieg (S. 429) oder wenn er (423) sagt: Nos auitae ferociae plusculum retinemus.

[2] Liuiusausgabe t. XV. p. IV.

[3] Ep. ad Heinsium in Burrmann, Syllog. Epist. t. III. p. 114.

nahm er deshalb, wie die nach Freising — in den Rer. Germ. ll. p. 201 erwähnte — die freilich für die Auffindung einer Liuiushandschrift erfolglos blieb. Auch die Hoffnung, die von Viglius angeregt worden war, durch den Cardinal Bembo gefördert zu werden, erwies sich als trügerisch — Rhenanus überliess endlich die Hauptsache bei der Edition dem Gelenius. Um 1535 erschien denn das Werk bei Froben mit den Noten des Rhenanus und Gelenius. Auch hier zeigt sich uns Rhenanus wieder voll Lebendigkeit, er ärgert sich über jene, die er nicht überzeugen könne, dass die Bücher des Plinius bisher noch voll Fehler seien, er sei schon zu einer Zeit im Castigiren des Plinius erfahren gewesen, als die im Urtheilen so naseweisen noch stumpfsinnig waren und ὄνοι πρὸς τύραν.[1] Die neuere Liuiuskritik hat das Verdienst der Herausgeber anerkannt, Drakenborch[2] u. A. ist es, der sich dahin ausspricht, dass die Herausgeber zahllose Stellen, welche durch die blinde Barbarei früherer Zeiten oder durch beklagenswerthe Nachlässigkeit der Abschreiber verunstaltet worden waren, verbessert hätten.

Die Einleitung zum Origenes und kleinere Schriften.

Oft — aber entschieden mit Unrecht — spricht man von der Origenesausgabe des Rhenanus, die um 1536 erschienen sein soll. Des Rhenanus Thätigkeit beschränkte sich hierbei, wie mir scheint, darauf, die Ausgabe des Origenes, wie sie Erasmus und Sig. Gelenius[3] besorgten, mit einleitenden Be-

[1] Vgl. in dieser Richtung den Brief an Puchaimer hinter den Rer. Germ. libri III.

[2] Drakenborch l. c. von LIV. - LXV., vgl. auch zu VII. pag. XXXI. sq. Gronovius ad l. XXVIII. c. XIX. § 2. Rhenanum multa egregie restituisse. Gelenius nennt Rhenanus: hominem juuandi literis natum.

[3] Die Bücher des Origenes gegen Celsus wurden von Gelenius übertragen. Cf. die Ausgabe des Origines von 1557 (Basel, Froben) p. 745 ff. die mir durch die Güte des Herrn Bibliothekars Ringelshöfer aus der Casseler Bibliothek zugemittelt wurde. L. Humfried schreibt darin an Antonius Cauus: Octo deinde libros contra Celsum Epicureum beatae memoriae D. S. Gelenius ad graecum exemplar latinos reddidit, ut purius et fidelius Origenes suae Origini restitueretur.

merkungen und einem kurzen Lebensabrisse des gefeierten Freundes zu versehen. Erschien ja doch die Edition der Werke des Origenes kurz nach dem Ableben des Erasmus; Beatus Rhenanus erfüllte nur einen der Wünsche des Dahingeschiedenen, wenn er die Ausgabe mit einem Widmungsschreiben an Hermann von Wied, den bekannten Erzbischof von Köln, versah.[1] Dieses Schreiben zerfällt in zwei Theile, in eine Lobpreisung des Origenes und in den biographischen Versuch über Erasmus. In dem ersten Theile spricht Rhenanus von dem Lobe, das dem Origenes von Hieronymus und Augustinus gezollt ward und preist ihn als Einen, der alle Nacharbeitenden gefördert und gleichsam das Eis gebrochen habe. Denn wenn man den Liuius, Andronicus und Q. Ennius, als den ersten Dichtern, dem Laelius Lanuuinus und dem Seruius Clodius, als den ersten Grammatikern bei den Lateinern Preis spende, wie sehr müsse man erst den Origenes loben, den Auffinder nicht der profanen, sondern der heiligen Geschichte, den Wegweiser zum richtigen Verständnisse der Schrift. Wie es bei Allen geht, sei auch leider dieser Autor von Schäden und Verstümmelungen nicht frei;[2] was Erasmus an Hieronymus, Cyprian, Hilarius, Irenäus und Augustinus geleistet, habe er auch an Origenes mit dem grössten Fleisse und bewunderungswürdiger Urtheilskraft gethan und nichts unterlassen, was zur Aufhellung dieses ausgezeichneten Interpreten der heiligen Schrift gehöre. Das Falsche habe er vom Echten gesondert, ein Leben des Origenes geschrieben und Bemerkungen beigegeben. — Rhenanus geht dann auf das Lob Hermanns von Wied über, dem Erasmus diese seine letzte Arbeit habe widmen wollen,[3] und rühmt dessen Geschlecht. — Sehr interessant sind

[1] Datirt: Ex Selato ueteri munimento Romanorum, quod aucto uocabulo Germani Selatistadium dixere et per collisionem hodie Sletstadium. Decimo octauo calend. Septembreis. Anno a partu uirginis matris M.D.XXXVI.

[2] ‚Quis porro liber a mendis purus hodie? quis autor ab impostoribus non contaminatus?'

[3] Bescheiden bemerkt Rhenanus: Nunc habes epistolam infantem ac ieiunam quam ab illo quum doctam, tum eloquentem accepturus eras ut imprimis tua mihi celsitudo obsecranda ueniat, re tam inepto Scriptori succenseat, sed balbutiem meam boni consulat ac animum hominis toto pectore sese dedentis interim aestimet.

dabei die Auslassungen gegen die Wiedertäufer, die wieder den strengkirchlichen und antirevolutionären Sinn des Mannes erweisen. Er dankt nämlich der Thätigkeit Hermann's von Köln bei der Belagerung von Münster, durch welche diese Stadt von der Secte befreit ward, welche sie erfüllte, einer Secte, die das ‚Unsinnigste, Verpestetste und Verderblichste auf Erden gewesen', eine Secte, die er mit der lernäischen Hydra vergleicht.[1] Nach dieser Invective kommt Rhenanus auf den Lebensgang des Erasmus zu sprechen. Freilich, eine eingehende, ausführliche Biographie darf man in dieser Darstellung nicht suchen, sie enthält nichts als Notizen über die letzten Tage und Leiden, über die gelehrten Verbindungen, Mäcenaten und Freunde, sowie über das Testament des Erasmus, dessen Tugenden panegyrisch beleuchtet werden. Aber wenn auch Alles ohne Ordnung durcheinandergeworfen und von chronologischer Bestimmung kaum eine Spur zu finden ist, so durchdringt doch eine lebendige Wärme die kurze Schilderung, der Verlust des grossen Freundes war noch neu, die Wunde noch fühlbar; war ja Erasmus erst kürzlich dahingeschieden. (Am 12. Juli 1536, diese Notizen sind aber am 19. September desselben Jahres geschrieben.) — Der bibliographischen Genauigkeit halber sei bemerkt, dass ein Theil dieser Dedicationsepistel unter dem Titel DES. ERAS-ROTERODAMI VIRI INCOMPARABILIS VITA mit Epitaphien zusammen separat zu Antwerpen (apud Joannem Stalsium. Ann. 1536 mense octob. In scuto Burgundiae) erschien.[2] — Um 1539 erschien die vierte, nach dem Görzer Codex emendirte Ausgabe des Tertullian. Von den kleineren, mir unzugänglichen Schriften des Rhenanus nenne ich die um 1602 erschienene Illyrici descriptio, de Argentariae Antiquitatibus, Epistola de missarum uarietate, Versio latina duorum Epistolarum Gregorii Nazianzeni ad Themistium, Präfatio in Baptisti Guarini l. de ordine docendi et discendi, Präfatio in Marsilii Patauini defensor pacis, Versio sermonis Basilii M. de differentia usiae et hypostasis, ferners die Ausgaben von Marcelli Virgilii oratio de militiae laudibus, von

[1] U. A. schreibt er auch: Intererat autem totius Germaniae, imo orbis Christiani, hanc excetram esse deletam.

[2] Auf der Wiener Hofbibliothek mit der Signatur *38. Y. 144.

Ludov. Bigi Pictorii opusculorum christianorum metricorum ll. III., von Pontii Paulini carmen jambicum christianam pietatem commendans, von Thomas Morus Epigrammem, von Enae platonici dialogus de immortalitate animorum und von Xysti philosophorum enchiridion. Zeugniss von seinen archäologischen und rechtshistorischen Studien giebt ausser dem bisher Genannten auch der Briefwechsel mit Zasius über die Comitien.[1] — Gewiss eine reiche und vielseitige Thätigkeit,[2] deren Schlusspunkt — wie ihren Anfangspunkt — eine Biographie bildet — die Biographie seines theuersten Freundes, des Erasmus.

Die Erasmus-Biographie.

Sie erschien vor der grossen Sammlung der Werke des Erasmus, die durch die Editio Frobeniana 1540 in die Oeffentlichkeit trat. Mit hochgespannter Erwartung nähern wir uns, die wir Rhenanus bisher bei so verschiedener Thätigkeit als einen Mann von bedeutender Geisteskraft und edler sittlicher Haltung kennen gelernt, diesem Werke, dessen Abfassung so schwierig und doch so leicht war. Denn wohl galt es, den gelehrtesten Mann seiner Zeit zu schildern, einen nicht leicht zu verstehenden und schwer zu beurtheilenden Charakter, einen Charakter, dessen geistiges Bild ‚durch der Parteien Gunst und Hass entstellt', bei seinem Leben schon verzerrt war, einen Mann, der auf alle Hauptrichtungen des vielseitigen deutschen Lebens einen beispiellosen Einfluss ausgewirkt! Dies war und ist noch immer eine schwere Aufgabe der Biographik, eine Aufgabe, die einen geübten Psychologen, einen Kenner der Zeit und des gesammten wissenschaftlichen Lebens verlangt. — Und doch — wie ist diese Aufgabe für Rhenanus auch so leicht! Der Freund hat ja vom Freunde zu reden, wer kann uns den Mann genauer, lebensvoller beschreiben, als der

---

[1] Epistolae U. Zasii ed. Riegger a. a. 1516 Ep. Zasius 485 a. a. 1520 p. 393.

[2] Die kleine Schrift Beati Rhenani Relatio ex Parnasso de vino, Wizenhusano, London 1755 (in der Casseler Bibliothek), rührt nicht von unserem Autor her, sondern ist, wie ein flüchtiger Blick in dieselbe zeigt, ein gelehrter Witz späterer Zeiten.

Vertraute, der ihn so genau kannte, der sein ganzes Leben mit ihm vereint verlebte, stets in demselben Gedankenkreise mit ihm sich bewegend, dieselben Ziele verfolgend. — Und wirklich lässt die Art, wie uns in dem Schreiben an Hermann von Köln von dem Leben des Erasmus erzählt wird, Gutes hoffen. Sehen wir aber nun, wie Rhenanus unseren diesmals sehr hochgespannten Erwartungen entspricht.

Schon die äussere Gestalt der Biographie[1] enttäuscht uns; nicht so sehr vor der gelehrten Welt preist Rhenanus den Freund, es ist kein Epitaph oder Encomium, zu dem ihn sein liebendes, dankbares Herz veranlasst, es ist keine eingehende Würdigung seiner Verdienste um die Wissenschaft, die dargelegt wird — sondern eben nur eine epistola dedicatoria an den Kaiser. Da aber gilt es nun freilich, salonmässig zu erscheinen, d. h. für die damalige Zeit — einen möglichst classischen Panegyricus mit rhetorischem Pathos und — gewöhnlich wenigstens — mit steifleinerner Pedanterie vorzutragen. Das, was wir erwarten, die Wärme des Gefühls, bleibt da nur zu leicht aus. Und in der That hat die Dedication an den Kaiser, die Tendenz, diesem den Erasmus nur im besten Lichte zu zeigen, an dem Kaiser einen Protector zu gewinnen, der ihn gegen seine Feinde mit dem Ajaxschilde seiner Autorität schützen möge, auf die Haltung der Biographie einen wesentlich schädigenden Einfluss genommen. Wie häufig erscheint doch statt Erasmus dem Gelehrten der treue Diener des kaiserlichen Herrn, dessen Werke der Letztere beschützen soll. ‚Erasmus wird‘ — so erzählt Rhenanus einmal — ‚in allen Städten mit hohen Ehren aufgenommen‘ — wir begreifen dies sofort völlig, wozu also die kümmerliche Erklärung: nam notum erat non paucis, eum tuae Majestati esse a consiliis! Statt einer eingehenden Darlegung seiner wissenschaftlichen Bedeutung erhalten wir eine Aufzählung all' der Ehren, die ihm von Päbsten, Kaisern, Königen, Bischöfen, Fürsten und Städten zu Theil wurden. Dazu kommt auch noch anderes Störende. Die Biographie hat durch das Hineinziehen panegyrischer Ergüsse über Karl V., den ‚grössten Regenten, den Bezwinger von Tunis, den Friedensbringer für Italien‘ u. s. w.

[1] Vor den Opuscula Erasmi 1540. 13 Folioseiten stark.



gewiss nicht gewonnen; es zerstreut das Interesse, indem es dasselbe zwischen den zwei Helden — wenn ich so sagen darf — theilt, hält die Darstellung auf und steht Anderem, Wichtigerem im Wege. — Dennoch bricht, um nicht ungerecht zu werden — durch die Lobesphrasen, die diesem Werkchen auch einen gewissen geschraubten, unnatürlichen Styl anheften, das gerade, aufrichtige Wort hindurch: Nichts schadet den Fürsten, vorzüglich den Geistlichen (dies ist die Abschwächung) mehr, als wenn man ihre Thaten lobt und ihnen nicht zeigt, was sie thun sollten.

Was nun die Darstellung in der Biographie betrifft, so beginnt sie Rhenanus mit der Aeusserung, es sei begreiflich, dass sich so viele Städte um Homer gestritten, nichts ehre ja eine Stadt oder ein Land so sehr, als wenn sie einen Mann hervorgebracht, durch den sie für alle Folgezeit feierlichen Ruhm erlangen. Erasmus aber ist ein solcher, durch ihn ist Rotterdam für alle Zeiten berühmt geworden, die Entwickelung seines Geistes ist ein wahres Wunder, er hat nicht blos in Deutschland, sondern auch in Italien als Instaurator gewirkt. Die sehr objectiv, aber nicht sehr übersichtlich gehaltene Erzählung des Lebens[1] des Erasmus giebt werthvolles Material, aber nur selten tritt die warme Begeisterung und das lebendige[2] Interesse an der Persönlichkeit, die geschildert wird, hervor, ein Interesse, das zu erwarten wir wohl berechtigt sind. Allerdings, Rhenanus hält sich überhaupt sehr bescheiden im Hintergrund, nicht einmal schildert er seine nahe Beziehung zu dem grossen Philologen oder prahlt mit seiner Vertrautheit. Man kann ihm auch nicht vorwerfen, dass er bei der Schilderung des Erasmus Gold auf Gold gemalt, sein Lob des Gelehrten wird wohl Jeder billigen, höchstens die Notiz von der Beständigkeit seiner freundschaftlichen Gefühle dürfte eine subjective Ansicht sein. Sehr schön schildert er

[1] Merkwürdig, dass der getreue Freund des Erasmus nicht einmal dessen Geburtsjahr kennt.

[2] Dennoch ist die Darstellung an einigen Stellen wieder ziemlich lebhaft, z. B. wenn er Sintheim's Prophezeiung von der grossen Zukunft des Erasmus, oder die Geschichte, wie Erasmus mit dem Pestarzt verwechselt und beschimpft wird, erzählt, oder wie er beim Aldus Manutius warten muss.

dagegen, was Erasmus hätte werden, was er hätte thun können und was er wirklich that. Durch den Kaiser hätte er Alles werden, durch die Fürsten in Pracht und Glanz leben können, doch habe er es vorgezogen, rastlos der Wissenschaft zu dienen und so sei durch seine Bemühungen, wie die Sonne aus den Wolken geht, die — Philologie emporgestiegen. — Der Schluss der Biographie wendet sich wieder an den Kaiser und fordert ihn auf, seiner Pflicht eingedenk und wie seine Vorgänger wie schon der zweite [1] Kaiser Roms Octauian u. A. der Wissenschaft ein Gönner zu sein, der Wissenschaft, ohne die eine schauderhafte Finsterniss Alles bedecken würde und die Menschen von den Bestien (a brutis animantibus) nicht zu unterscheiden wären.

Hat nun auch diese Biographie das nicht gehalten, was wir uns von dem genauesten Freunde des Erasmus, was wir uns von dem Verfasser der deutschen Geschichte erwarteten, so dürfen wir doch deshalb nicht unbillig werden. Die Kunst der Biographik ist schwierig und nicht Jedem gegeben. Sie erfordert eine grosse Geschicklichkeit im Charakterisiren und Gruppiren, tiefes psychologisches Verständniss, geschärften Blick für alle Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten, Virtuosität im Auffinden des Bezeichnenden und im Ausscheiden des Unwichtigen. — Alles das ist nicht die Sache jener Zeiten, jener Männer. Begränzt ist der Kreis ihrer Muster, an die sie sich in Form und Darstellung anschliessen. So entstehen jene biographischen Persönlichkeiten ohne Hintergrund, ohne Körper. Reich behängt mit dem Flitterschmucke panegyrischer Superlative schreiten sie Alle einher, Einer dem Andern gleichend. — Dadurch entsteht jene trostlose Uniformität, bei der die individuelle Besonderheit sich verbirgt oder gänzlich verschwindet.

Aber namentlich bei Rhenanus dürfen wir nicht unbillig werden; jetzt am Schlusse meiner Aufsätze liegt mir daran, den erfreulichen Eindruck, den dieses Mannes Leben und Wirken gemacht, nicht zu stören. Fragen wir uns lieber: worin lag des seltenen Mannes Bedeutung? Ich meine nicht zu irren, wenn ich sie in der aller Tendenz entbehrenden,

[1] Als Erster wird Julius Cäsar angesetzt, ein Fehler, den — irre ich nicht — auch Wimpfeling macht.

stets nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit suchenden gründlichen Forschung, wenn ich sie in der scharfsinnigen und doch vorsichtigen Kritik finde. Nicht blos — wie Schöpflin (Alsatia illustrata Vorrede)[1] sagt — als der erste Historiker des Elsass, sondern überhaupt als Einer der hervorragendsten unter den Humanisten Deutschlands erscheint er mir.[2] Denn er war es, der mit den Lügengeschichten und den Larven auf dem Boden der Ueberlieferung glücklich aufräumte, er war es, der auf die reinsten Quellen zurückführte, er war es, der als Philolog nicht blos, sondern auch als Historiker eine ächtwissenschaftliche Methode besass. Kein Geringerer, als der grosse Scaliger gebrauchte über ihn das bedeutende Wort: Rhenanus hat das Alterthum wieder auf die Füsse gestellt.[3]

Ist des Rhenanus Name heutzutage auch den Gebildeten, ja sogar manchem Fachgenossen unbekannt, so prangt er doch ruhmvoll und unvergesslich im Ehrenbuche des deutschen Geisteslebens und in der Geschichte der zwei Wissenschaften, denen er so eifrig, denen er so erfolgreich gedient! Denn er steht mitten unter den Ahnherren jener langen Reihe ehrenhafter Gelehrtengeschlechter, deren ganzes Sein in dem Streben aufging, den schönen, grossen und edlen Sinn der Alten der Menschheit zu erschliessen und diese dadurch menschlicher und freier zu machen.

---

[1] Omnium, qui ex Alsatia prodierunt, Historicorum doctrina et perspicacia mentis praestantissimum.

[2] J. Scaliger (Scaligerana) I, p. m. 129. II. p. 204 zählt ihn zu den berühmtesten Gelehrten Deutschlands, dem nicht blos Deutschland, sondern alle Gelehrten für die Herstellung der alten Autoren danken sollten.

[3] Andere Würdigungen hat Mähly l. c. 248 zusammengestellt, so z. B. die des Scioppius, des Robortell, des Pope Blount u. A. Ich erwähne hier nur noch der Worte Schöpflin's, der die Rerum Germ. ll. ein goldenes Buch nennt und sich I. 333 über Rhenanus folgendermassen äussert: post Literas restauratas solers historicarum rerum indagator, Critico judicio pollens.

SITZUNGSBERICHTE

DER

KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

LXXII. BAND. II. HEFT.

JAHRGANG 1872. — NOVEMBER.

XXIV. SITZUNG VOM 6. NOVEMBER 1872.

Der Secretär legt vor

1. ein Dankschreiben des neu gewählten correspondirenden Mitgliedes Herrn Prof. Dr. Stumpf in Innsbruck.

2. das durch Vermittlung der k. und k. Gesandtschaft in Madrid der kais. Akademie offerirte Werk des Don Aureliano Fernandez-Guerra y Orbe betitelt El Fuero de Avilés (Madrid 1865).

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Dr. Julius Ficker in Innsbruck sendet die Fortsetzung seiner Abhandlung ‚über das Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute'.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Dr. M. Büdinger legt Untersuchungen über ‚egyptische Einwirkungen auf hebräische Culte' vor.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Dr. Fr. von Schulte in Prag sendet eine Abhandlung: ‚Beitrag zur Geschichte des canonischen Rechts von Gratian bis auf Bernhard von Pavia'.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg: Mémoires. VIIe Série. Tome XVI, Nrs. 9—14 (1871); Tome XVII, Nrs. 1—12 (1872); Tome XVIII, Nrs. 1—7 (1872). St. Pétersbourg; 4^{0}. — Bulletin. Tome XVI, Nrs. 2—6 (1871); Tome XVII, Nr. 1—3 (1871—72). St Pétersbourg; 4^{0}.

Accademia, Reale, Dei Lincei: Atti. Tomo XXV. Anno XXV. Sessione 1^{a}—3^{a}. Roma, 1871—72; 4^{0}.

Akademie der Wissenschaften, Königl. Schwedische: Handlingar. Ny Följd. VII, Bd. 2. Hft. (1868); VIII. Bd. (1869); IX. Bd. (1870). Stockholm, 1869—1871; 4^{0}. — Öfversigt. XXVI u. XXVII. Argången, Stockholm, 1870 & 1871; 8^{0}. — Lefnadsteckningar. Bd. I, Hft. 2. Stockholm

1870, 8⁰. — Meteorologiska Jakttagelser i Sverige. IX.—XI. Bd. 1867—1869. Stockholm, 1869—71; Quer-4⁰. — Carlson, F. F., Minnesteckning öfver Erik Gustaf Geijer. Stockholm, 1870; 8⁰.

Academy, The Wisconsin, of Sciences, Arts, and Lettres: Bulletin. Nos 2—5. Madison, 1871; 8⁰. — Act of Incorporation. 8⁰.

Bericht über den Handel, die Industrie und die Verkehrsverhältnisse in Nieder-Oesterreich während des Jahres 1871. Erstattet von der Handels- und Gewerbekammer in Wien. Wien, 1872; 8⁰.

Commission Impériale Archéologique à St. Pétersbourg: Compte-rendu pour l'année 1869. St. Pétersbourg, 1870; 4⁰. Avec un Atlas in folio.

Fernandez-Guerra y Orbe, Aureliano, El fuero de Avilés. Discurso. Madrid, 1865; 8⁰.

Gesellschaft der Wissenschaften, K. Dänische: Skrifter. 5 Raekke, naturvidensk. og mathem. Afd. IX. Bd. 5. Kjøbenhavn, 1871; 4⁰. — Oversigt i Aaret 1871, No. 2. Kjøbenhavn; 8⁰.

Gesetzsammlung, russische, vom Jahre 1857. (Fortsetzung. 2 Bände.) St. Petersburg, 1871; kl. 4⁰. (Russisch.)

Institut Egyptien: Mémoires ou travaux originaux. Tome I[er]. Paris, 1862; 4⁰. — Bulletin. Années 1859—71, Nrs. 1—11. Alexandrie, 1859—1872; 8⁰.

Lüttich, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1868—69. 8⁰ u. 4⁰.

Report, Annual, of the Board of Supervisors of the Louisiana State University, for the Year ending December 31, 1870. Session of 1871. New Orleans, 1871; 8⁰.

„Revue politique et littéraire" et „La Revue scientifique de la France et de l'étranger". II[e] Année, 2[e] Série, Nrs. 17—18. Paris & Bruxelles, 1872; 4⁰.

Society, The Asiatic, of Bengal: *Bibliotheca Indica* Old Series. Nr. 227; New Series. Nrs. 231—243. Calcutta, 1871; 4⁰ &. 8⁰.

Young, Edward, Special Report on Immigration; accompanying Information for Immigrants etc. Washington, 1872; 8⁰.

Ueber das Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute.

Von

Julius Ficker.

IV.

38. Nutzungsrechte des Reichs am Reichskirchengute. Regalienrecht bei Erledigung der Kirche. — 39. Spolienrecht. — 40. Regaliensperre. — 41 Regalienrecht bei Hoftagen — 42. Reichsverwaltung bei besetztem Stuhle. — 43. Die Leistungen der Reichsbischöfe und Reichsäbte als Beweggrund der königlichen Schenkungen. — 44. Verpflichtung zu besonderer Unterstützung des Reichs wegen des verliehenen Gutes. — 45. Einzelne Leistungen. — 46. Bedeutung des Reichskirchengutes für das Reichskriegswesen. Verpflichtung zur Reichsheerfahrt. — 47. Kosten der Heerfahrten. — 48. Loskauf von der Heerfahrt. — 49. Kriegsdienst der weltlichen Fürsten vom Reichskirchengute. Königliche Benefizien aus Reichskirchengut. — 50. Reichskirchenlehen der weltlichen Fürsten und des Königs.

38. Fassen wir die ausgedehnten Nutzungsrechte des Reichs am Reichskirchengute genauer ins Auge, so ergibt sich einmal bestimmt die Auffassung, dass der bezüglichen Kirche als solcher nicht blos kein Eigenthum, sondern nicht einmal ein Recht auf Besitz und Nutzung des zu ihr gehörigen Gutes zukommt. Nur ihr zeitweiliger Vorsteher erwirbt ein solches Recht durch die ihm vom Könige ertheilte Investitur; erlischt die Wirksamkeit der Investitur, so fallen auch Besitz und Nutzung des Gutes an den König als Eigenthümer zurück. Weiter aber ergibt sich, dass der Eigenthümer auch für die Dauer der Investitur keineswegs auf jede Nutzung seines Gutes verzichtet; überlässt er die unmittelbare Nutzung dem Investirten, so wird es ihm mittelbar dadurch nutzbringend, dass der Investirte zu sehr bedeutenden Leistungen an das Reich

verpflichtet ist; sogar die unmittelbare Nutzung steht dem Könige bei Lebenszeit des Investirten in Einzelfällen zu.

Auf jene erste Auffassung führt insbesondere das Regalienrecht bei Erledigung der Kirche. Nach kirchlichen Vorschriften sollte nach dem Tode des Bischofs das Gut der Kirche von einem Oeconomen zum Nutzen des Nachfolgers verwaltet werden. Statt dessen fallen bei den Reichskirchen die das gesammte Gut umfassenden Regalien nach dem Tode des Investirten an den König zurück und verbleiben in Besitz und Nutzung desselben, bis er dieselben dem Nachfolger durch Investitur übertragen hat. Nur freilich so, dass diese und andere verwandte Befugnisse des Königs unmittelbar nur die Güter und Rechte treffen, welche dem Investirten zur freien Verfügung standen. Was vom Gute dem Capitel und den abhängigen Kirchen zugewiesen oder an Vasallen und Ministerialen verliehen war, blieb natürlich in ihrem Besitze, sie folgten gleichsam ihrem Gute an den König als den obern Herrn, dem sie dann aber auch unmittelbar zu den Leistungen verpflichtet waren, welche sonst zunächst dem Investirten gebührt hätten.

Zeugnisse dafür, dass von den Königen und andern Grossen die Einkünfte des Kirchengutes bei erledigtem Stuhle beansprucht wurden, finden sich schon vielfach in fränkischer Zeit (vgl. Thomassin P. 3 l. 2 c. 54). Kirchlicherseits wird das allerdings als unberechtigter Eingriff behandelt, andererseits aber doch auch wieder der König als Hüter des Gutes anerkannt, nur nicht zu eigenem Nutzen. Dass schon der Entstehung des anfangs als Missbrauch betrachteten Rechtes die Anschauung eines Eigenthums des Königs am Gute der Bisthümer zu Grunde lag, dürfte kaum wahrscheinlich sein. Eher glaubte ich annehmen zu dürfen, dass das besondere Bedürfniss eines Schützers für das Gut bei Erledigung auf die Festsetzung jener Anschauung einwirkte (vgl. § 16).

In späterer Zeit aber handelt es sich da in keiner Weise um missbräuchliche Ausdehnung staatlicher Hoheitsrechte. Es handelt sich einfach um die Anwendung eines allgemeinen Grundsatzes auf die dem Reiche gehörenden Kirchen, des Grundsatzes nämlich, dass Kirchengut mit dem Tode des Investirten an den Investitor zurückfällt. Das ergibt sich deut-

lich daraus, dass wir noch später auch da, wo der Investitor ein Geistlicher ist, ganz denselben Grundsatz eingehalten finden, was denn hier ganz zu denselben Missbräuchen führte, wie da, wo die Investitur einem Laien zustand. So heisst es in einer Aufzeichnung über die Rechte des Probstes am Stifte St. Kastor zu Coblenz aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, dass an diesem die Früchte erledigter Pfründen nicht dem investirenden Probst, sondern der Kirche zu Gute kommen: *Talis autem consuetudo non inutiliter discrepat ab institutis aliarum ecclesiarum, in quibus vacantia seu suspensa stipendia ad eum, de cuius manu ipsorum pendet donum, redire solent, tum quia, dum ecclesia inde iuvatur, abusio sic vitatur, tum etiam quod cupiditas illa, que vel protrahende investiture vel immoderati gravaminis causa esse potest, tunc prepositis amputatur, quando in his nullus ab eis fructus privatus expectatur* (Beyer U. B. 2, 361).

Das hat sich denn auch weiterhin in verschiedenen Formen erhalten. Das kirchliche Jus deportuum ist offenbar ganz aus derselben Auffassung hervorgegangen, wie das Regalienrecht des Königs. Erklärt K. Friedrich I., dass das Gut des Bisthums *ad eandem manum* zurückfalle, *de cuius munere eas constat descendisse* (Bouquet Scr. 16, 695), so handelt es sich um dasselbe Recht; nur dass es hier von einem Laien, dort von einem Geistlichen geübt wird.

Fehlen aus früherer Zeit bestimmte Zeugnisse über die Uebung des Rechts durch die deutschen Könige, so haben wir doch keinen Grund, zu bezweifeln, dass K. Friedrich I. mit Grund sagen durfte, dass er dasselbe *ex antiquo iure regum et imperatorum atque ex cotidiana consuetudine* übe. Von ihm selbst ist es rücksichtslos ausgeübt worden (nähere Belege bei Scheffer-Boichorst K. Friedrichs I. letzter Streit mit der Curie 190). Das Recht erscheint jetzt mehrfach in der Weise genauer bestimmt, dass die Einkünfte dem Könige durch ein Jahr nach dem Tode des Bischofs zustehen. Das geht zweifellos weit über den Zeitraum hinaus, der in der Regel bis zur Bestellung des Nachfolgers verfloss, da nach Reichsrecht die Wahl binnen sechs Wochen geschehen sein sollte (Sächs. Landr. 3, 59 § 2). Aber der König hatte es immer in der Hand, durch Verzögerung der Investitur sein Nutzungsrecht übermässig aus-

zudehnen, und zumal bei Reichsabteien scheint das nicht selten geschehen zu sein; heisst es von Lorsch, dass es unter K. Heinrich V. nach Entsetzung eines Abtes durch sechs Jahre *in dispositione imperiali* war, dass unter K. Konrad III. nach dem Tode eines Abtes durch drei Jahre *abbatie procuratio ad regalem manum devolvitur* (Mon. Germ. 21, 435. 444), so wird das zweifellos durch missbräuchliche Ausdehnung des Regalienrechtes zu erklären sein. Es konnte daher im Interesse der Kirchen selbst liegen, wenn dafür mit Feststellung eines bestimmten, wenn auch weitgegriffenen Zeitpunktes der Grund entfiel. Ein ähnlicher Brauch wird sich dann auch bezüglich der andern Herren gehörigen Kirchen entwickelt haben, so dass hier zweifellos der Ausgang der spätern kirchenrechtlichen Annaten zu suchen ist. Doch wird dadurch eine ausgedehntere Befugniss des Königs bei ausnahmsweiser längerer Erledigung, wie sie insbesondere durch eine streitige Wahl herbeigeführt werden konnte, nicht beseitigt sein; noch 1205 verpflichtet sich K. Philipp, Verpfändungen des Wirzburger Kirchengutes auch für den Fall anerkennen zu wollen, *si decedente electo discordes fuerint successuri episcopi electores et ex eorum discordia reditus episcopatus ad manus nostras devenerint* (Mon. Boica 29, 510).

Es war dann Pabst Innocenz III., welcher die Gunst der Umstände benutzend von den auf seine Unterstützung angewiesenen Königen den Verzicht auf diese und andere verwandte Befugnisse durchzusetzen wusste. Im Privileg K. Otto's von 1209 und gleichlautend in dem K. Friedrichs von 1213 heisst es: *Illum quoque dimittimus et refutamus abusum, quem in occupandis bonis decedentium praelatorum aut etiam ecclesiarum vacantium nostri consueverunt antecessores committere pro motu propriae voluntatis* (Mon. Germ. 4, 217). Werden in diesen und ähnlichen Urkunden, deren Fassung wohl durchweg von der Curie vorgeschrieben war, die aufgegebenen Rechte als Missbrauch bezeichnet, so wird uns das nicht einmal für die Auffassung dieser Zeit massgebend sein dürfen. Innocenz hat sich in solchen Dingen nicht mit dem sachlichen Erfolge begnügt. Was er will, dass soll ihm gewährt werden nicht in der Form eines freiwilligen Verzichtes, sondern als etwas, worauf er ein Recht hat, für dessen Gewährung die Kirche Niemandem zu

Danke oder zu irgend welcher Entschädigung verpflichtet ist. Es genügte ihm nicht, die Könige zum Verzichte auf die mittelitalienischen Reichslande zu nöthigen; die Widerrechtlichkeit, die er sich durch Besetzung derselben hatte zu Schulden kommen lassen, sollte dadurch verdeckt werden, dass er den Verzicht in Formen verlangte, welche umgekehrt den bisherigen Besitz des Reiches als widerrechtlichen erscheinen liessen. So auch hier. Es handelte sich nicht blos um die Sache; es sollte damit zugleich eine Demüthigung des Königsthums verbunden sein. Es konnte doch nicht leicht etwas der Würde des Reichs schwereren Eintrag thun, als wenn diese Könige sich dazu verstanden, auf das wohlbegründete Recht ihrer Vorgänger nicht nur ohne jeglichen Ersatz zu verzichten, sondern dasselbe auch als verabscheuungswürdiges Unrecht anzuerkennen.

K. Friedrich hat dann 1216 in Verbriefungen für die Reichskirchen selbst in weniger anstössiger Form auf das Recht verzichtet, wonach seine Vorgänger gewohnt waren, *redditus et proventus per totius primi anni circulum ita prorsus auferre, ut nec solvi possent debita decedentis, nec succedenti prelato necessaria ministrari* (Mon. Germ. 4, 227). Damit scheint nun nicht zu stimmen, wenn noch 1238 der Rechtsspruch erfolgt, *quod teloneum, moneta, officium sculteti et iudicium seculare, nec non et similia, que principes ecclesiastici recipiunt et tenent de manu imperiali et predecessorum nostrorum, sine consensu nostro infeodari non possint, cumque quilibet imperator in indicta curia percipere debet integraliter et vacantibus ecclesiis omnia usque ad concordem electionem habere* (Mon. Germ. 4, 329).

Man könnte annehmen, es habe sich bei der Verbriefung von 1216 nicht um Beseitigung des Rechtes überhaupt, sondern um die Ausdehnung desselben auf ein ganzes Jahr gehandelt. Das dürften aber weder die sonstige Fassung, noch die vorhergehenden ganz allgemeinen Verzichte zulassen. Ich denke vielmehr, dass sich eine Unterscheidung dahin festgestellt hat, dass Einkünfte aus Hoheitsrechten, welche überhaupt nie Privateigenthum sein, auch von Laien nur lehnweise besessen werden konnten, nach wie vor bei Erledigung dem Könige zukamen, nicht aber die Einkünfte aus dem liegenden Gute der Kirche. Mit dem Wortlaute der Verzichte von 1209 und 1213, wo von

den *bona ecclesiarum vacantium* die Rede ist, ist das durchaus vereinbar; scheint die Verbriefung von 1216 solche Unterscheidung weniger zuzulassen, so ist wenigstens nirgends ausdrücklich gesagt, dass der König auf Nutzung aller und jeder Regalien verzichtet hat. Unserer Annahme scheint auch zu entsprechen, wenn 1281 erwähnt wird, dass der König zu Lüttich bei Sedisvacanz herkömmlich das Recht hat, einen Villicus zu senden, dem die Ernennung der Schöffen, demnach wohl überhaupt die Verwaltung jener Hoheitsrechte zusteht; dagegen bestellt das Capitel einen Verwalter für die Güter, deren überschiessende Einkünfte dem nachfolgenden Bischofe zu Gute kommen (Schoonbroodt Inventaire de ch. du chap. de S. Lambert à Liége 95).

Keinenfalls wird man aber den Rechtsspruch von 1238 mit Zöpfl (Alterth, 2, 43; vgl. oben §. 30) zur Begründung der Annahme verwerthen können, dass nur jene Hoheitsrechte Regalien und somit reichslehnbar gewesen seien. Abgesehen von andern, früher erörterten Gegengründen kann nicht einmal die Fassung der Stelle selbst dafür sprechen. Wenn die Hoheitsrechte, welche man dort im Auge hat, auch nur damals die Regalien erschöpften, warum ist dann nicht schlechtweg von einer Verleihung der Regalien überhaupt die Rede? Und noch weniger wird sich daraus folgern lassen, dass das königliche Regalienrecht auch früher sich nur auf jene Hoheitsrechte bezog. Das Regalienrecht überhaupt war ja längst aufgegeben; es bedarf einer Erklärung, dass es auch nur in diesem Umfange noch geübt werden konnte. Glaube ich diese darin finden zu dürfen, dass man es nur für die Hoheitsrechte, nicht für die übrigen Regalien festhielt, so könnte das dann allerdings darauf hingewirkt haben, dass man später unter Verkennung des ursprünglichen Verhältnisses beim Ausdrucke Regalien vorzugsweise nur jene im Auge hatte, nur auf sie die Belehnung der geistlichen Fürsten bezog. Doch ist mir für diese letztere Auffassung auch später kein urkundliches Zeugniss aufgefallen; griff die erstere wirklich Platz, so würde umgekehrt sich eher folgern lassen, dass man sich auch später bewusst blieb, Gegenstand der Belehnung seien nicht blos die Hoheitsrechte, und desshalb in den Lehenbriefen dem Ausdrucke Regalien die Ausdrücke Temporalien und Lehen zufügte (vgl. § 21).

39. Mit dem Regalienrechte häufig zusammen erwähnt, aber bestimmt davon zu scheiden ist das Spolienrecht. Was der Bischof oder Abt bei seinem Tode an fahrender Habe hinterlässt, gilt als erworben aus dem ihm nur auf Lebenszeit zur Nutzung überlassenen Gute, bildet einen Zubehör dieses und kommt daher weder an seine Verwandten, noch aber auch an seine Kirche oder seinen noch nicht vorhandenen Nachfolger, sondern an den Herrn, an den das Gut selbst zurückfällt; bei Reichskirchen also an den König. Es war das ein in mancher Beziehung für die Kirche noch lästigeres Recht, als das Regalienrecht. Denn die Ansprüche des Herrn beschränken sich nicht etwa auf das hinterlassene Geld und andere Werthgegenstände oder was zum persönlichen Gebrauche des Verstorbenen bestimmt gewesen war, sondern sie erstrecken sich auch auf die auf den Stiftsgütern vorhandenen Mobilien, insbesondere auf das Vieh, das Getreide, den Wein und andere Wirthschaftsvorräthe, so dass der ganze wirthschaftliche Betrieb empfindlich gestört wurde, da nun beim Amtsantritte des Nachfolgers weder Saatkorn, noch Vorräthe zum Unterhalte der Knechte und der Besatzung der Burgen vorhanden waren, wie wir das aus Privilegien für Köln von 1166 und für Hersfeld 1184 ersehen, in welchen der Kaiser auf so weitgehende Ausdehnung seines Rechtes aus besonderer Gnade verzichtet (Lacomblet U. B. 1, 298; Böhmer Acta 143).

Mit vollem Recht bemerkt Zöpfl Alterth. 2, 45, dass sich aus rein lehnrechtlichen Grundsätzen das Spolienrecht durchaus nicht erklären lasse. Aber gewiss eben so wenig, wie er denkt, aus der Schirmvogtei des Königs, insofern wir dabei den Schutz im Auge haben, zu welchem derselbe allen Kirchen gegenüber verpflichtet ist (vgl. §. 37). Das Spolienrecht erscheint durchaus als Befugniss des Herrn der Kirche, nicht des Herrschers als solchen; und zwar auch den Bisthümern gegenüber. In Frankreich übt es der König nur bezüglich der ihm unmittelbar gehörenden Bisthümer; hat das Bisthum einen Grossen zum Herren, so steht es diesem zu, wie wir das insbesondere aus den zahlreichen Urkunden ersehen, durch welche im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte zu Gunsten einzelner Bisthümer auf das Recht ganz oder theilweise verzichtet wird.. Auch im Kaiserreiche kommt das vor; die Grafen



von Savoyen verzichteten im zwölften Jahrhunderte auf die Spolien des Erzbisthums Tarentaise und des Bisthums Aosta (Gallia christ. 12, 382; Monum. patriae Ch. 1, 979). Nur thatsächlich erscheint das Spolienrecht in Deutschland Bisthümern gegenüber als ausschliessliche Befugniss des Königs, weil diesem die Bisthümer fast ausnahmslos gehörten. War ausnahmsweise Heinrich der Löwe Herr der überelbischen Bisthümer, so ergeben denn auch die Urkunden, durch welche er für dieselben das Spolienrecht ausschliesst (Meklenburg. U. B. 1, 59. 74), dass dasselbe hier dem Könige nicht zustand. Auch wo der Herr ein Geistlicher war, wurde es geübt. So gehörte die Abtei Petershausen dem Bischofe von Constanz; als der Abt 1115 starb, befahl der Kaiser, die Hinterlassenschaft dem Bischofe zu übergeben (Mon. Germ. 20, 660). Kirchlicherseits wurde das Recht allerdings mit grösserem oder geringerem Erfolge immer bekämpft. So wurde es auf der Synode zu Koblenz 922 dem *dominus aecclesiae* ausdrücklich abgesprochen; zwei Drittel des Nachlasses sollten zu wohlthätigen Zwecken verwandt werden, ein Drittel der Kirche zukommen. So weit es aber anerkannt oder in Uebung war, erscheint es immer als Recht des Herrn der Kirche. Insbesondere auch nicht des Vogtes, wenn dieser nicht zugleich der Herr ist; wenn der Vogt als solcher es beansprucht, wird das als Missbrauch betrachtet. Sehr bezeichnend ist dafür eine Urkunde K. Friedrichs I. um 1160, wodurch dieser Missbrauch für den Hildesheimer Sprengel verboten wird; die Verfügung über den Nachlass soll dem Bischofe oder den sonstigen dazu berufenen geistlichen Personen zustehen; *si vero fundus ecclesie ad laice persone dominium spectat, ipsa supellex secundum pristinae consuetudinis observationem in tres portiones dividatur, quarum prima ecclesiae, secunda parentibus, tertia domino fundi ecclesie consignetur, nullam vero advocati portionem in his constituimus* (Böhmer Acta 107.)

Den deutschen Reichskirchen gegenüber scheint das Recht vom Könige von jeher geübt worden zu sein. Der Abt von Lorsch erhält 778 auf dem Todbette vom Könige die ausdrücklich erbetene Erlaubniss, ein Drittel seiner Mobilien für sein Seelenheil zu Almosen verwenden zu dürfen. Weist der Verfasser der Lorscher Chronik darauf die Würdenträger seiner

Zeit als Beispiel jetzt nicht mehr üblicher Gewissenhaftigkeit hin, so scheinen dieselben ziemlich allgemein wenigstens das, was von Werthsachen in ihrer Hand war, auf dem Todbette nach Belieben verschenkt zu haben. Von einem spätern Abte wird das ausdrücklich gemeldet und nicht getadelt, weil er es den Armen gab, während es sonst an Nichtarme gekommen wäre (Mon. Germ. 21, 349. 451). Ausdrückliche Zeugnisse für Uebung des Rechtes finden sich beim Tode des Erzbischofs von Mainz 913, des Erzbischofs von Bremen 1072 (Belege, auch für das Folgende, bei Scheffer a. a. O. 193). K. Friedrich I. konnte es daher gewiss mit Recht als althergebrachte Befugniss bezeichnen; behauptet dagegen K. Otto IV., es sei ein von jenem eingeführter Missbrauch, so wird höchstens anzunehmen sein, dass von Friedrichs Vorgängern, zunächst etwa von K. Lothar, das lästige Recht nicht streng geübt wurde. Unter K. Friedrich I. war das nach mehrfachen Zeugnissen der Fall; nur einzelnen Kirchen wurden Ermässigungen gewährt. Heinrich VI. war bereit, auf das Recht zu verzichten, legte auf dasselbe aber so bedeutendes Gewicht, dass er glaubte, das Aufgeben desselben den geistlichen Fürsten als Ersatz für die Zustimmung zur Erblichkeit der Krone bieten zu können. Auch K. Philipp, obwohl gleichfalls zum Verzichte bereit, hielt noch an dem Rechte fest, da er nur aus besonderer Gunst 1205 dem Bischofe von Regensburg gegenüber darauf verzichtete. K. Otto hat sich dann gleich bei seiner Wahl und wieder 1209 zum völligen Aufgeben des Rechtes verpflichtet; ein Verzicht, welchen K. Friedrich 1213 dem Papste wiederholte und dann 1216 und 1220 auch den geistlichen Fürsten selbst verbriefte. Wird die Abschaffung dennoch dem Bischofe von Hildesheim erst 1226 als besondere Gnade bewilligt (Huillard H. D. 2, 652), so dürfte das seinen Grund darin haben, dass dort anscheinend nicht der König, sondern die Beamten und Ministerialen in seinem Namen das Recht ausübten.

Hat die Kirche das Spolienrecht, wo es in den Händen von Laien war, aufs entschiedenste bekämpft und die Beseitigung durchzuführen gewusst, so war das auf ihrem eigenen Gebiete bekanntlich nicht der Fall. Wir sehen auch hier, wie die Kirche Befugnisse, für welche sich vielleicht auch ein kirchlicher Gesichtspunkt auffinden liess, welche aber doch in

der Form, welche sie gewonnen hatten, zunächst in dem dem kirchlichen Rechtsgebiete fremden und anstössigen privaten Herrschaftsverhältnisse über Kirchen wurzelte, da fortbestehen liess, wo sie von Geistlichen geübt wurden, sie wohl gar da, wo sie die Rechte der weltlichen Herren beseitigt hatte, nun für sich in Anspruch nahm. Das Recht, auf welches die Könige dem Drängen der Päbste nachgebend verzichten mussten, wurde dann später von diesen für sich beansprucht (vgl. Thomassin. P. 3 l. 2 c. 56. 57).

40. Aus dem Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute ergab sich weiter das Recht auf Besitz und Nutzung desselben im Falle der Regaliensperre. Bischöfe und Aebte waren dem Könige an und für sich zur Treue verpflichtet, wie jeder andere Unterthan. Ueberdies aber waren sie der Investitur mit den Regalien wegen zu besonderer Treue verpflichtet, wie denn bei der Investitur auch ein besonderer Treueid abgelegt wurde (vgl. Heerschild 54). Mag das Verhältniss nicht gerade von jeher dem des Vasallen zum Herrn ganz gleichgestellt sein, so war jedenfalls auch hier immer die Anschauung massgebend, dass das Recht auf den Besitz des Geliehenen die Fortdauer der Treue gegen den Verleiher zur Voraussetzung habe. Galt das als selbstverständlich, so wurde es vereinzelt auch später wohl noch besonders betont. K. Konrad verleiht 1139 die Reichsabtei S. Maximin dem Erzbischofe von Trier und *per ipsum suis in perpetuum successoribus canonice ordinatis et in regni fidelitate manentibus* (Beyer U. B. 1, 567). Wie dem weltlichen Vasallen, so konnte auch dem geistlichen Fürsten wegen Verletzung seiner Verpflichtungen gegen das Reich, der allgemeinen, wie der besondern, durch Urtheil das Gut, mit dem er investirt war, aberkannt werden.

In solchen Fällen war das Lehngut des weltlichen Vasallen auch für dessen Erben verwirkt; es stand dem Könige zu freier Verfügung. Beim Kirchengute zeigt sich da ein Unterschied. Der Grundsatz, dass dieses der Kirche, zu der es gehört, nicht dauernd entfremdet werden soll, macht auch sonst wohl Abweichungen von der lehenrechtlichen Regel nöthig. So heisst es im Sächs. Lehnr. 76 §. 3, dass der Herr, der dem Manne aufsagt, damit sein Recht auf das Lehngut verliert, so

dass der Mann damit an den obern Herrn folgt, ausgenommen, wenn es Eigen des Herrn ist, *oder hort it in en goddeshus, dar't nicht ut komen ne mach.* Das findet sich auch hier beachtet. Wird einem geistlichem Fürsten das Gut aberkannt, so macht das Eigenthumsrecht des Reiches sich allerdings in so weit geltend, als der König nun in Besitz und Nutzung des Gutes tritt. Andererseits soll freilich die Schuld des einzelnen Vorstehers das dauernde Recht der Kirche nicht schädigen. Nur sein persönliches Recht ist verwirkt; sein Nachfolger hat wieder einen Anspruch auf die Investitur mit dem Gute. Das ist ausdrücklich ausgesprochen in einem, wohl von K. Konrad III. herrührenden Gesetze: *Item si clericus, veluti episcopus vel abbas, habens beneficium a rege datum, non solum persone, set ecclesie datum, ipsum per suam culpam perdat, vivente eo et honorem ecclesiasticum habente ad regem pertineat, post mortem vero eius ad successorem revertatur* (Mon. Germ. 4, 38). Dem entsprechend betont auch Otto von Freising, dass 1154 den Bischöfen von Bremen und Halberstadt wegen Nichtleistung der Heerfahrt *regalia personis tantum, quia nec personis, sed ecclesiis perpetualiter a principibus tradita sunt, abiudicata fuere* (Gesta Frid. l. 2 c. 12).

Dieses Recht der Regaliensperre wurde von den Königen nicht selten ausgeübt, und über manche Fälle haben wir genauere Nachrichten. Niemals wird dann ein Unterschied gemacht, der darauf schliessen liesse, dass die Temporalien nur zum Theil reichslehnbar, zum Theil aber Eigenthum der Kirche waren; die gesammten Güter und Rechte der Kirche werden für das Reich eingezogen und zum Nutzen desselben verwaltet (vgl. Heerschild 67).

Es liegt auf der Hand, dass gerade in dieser Richtung das ganze Verhältniss für das Reich von grösster politischer Bedeutung war, dass darin eine überaus gewichtige Bürgschaft für die Treue der Bischöfe lag, dass daraus nicht am wenigsten die Einmüthigkeit zu erklären ist, mit der das deutsche Bisthum so oft für die Rechte des Reiches auch dem Pabste gegenüber eintrat. Die Doppelstellung desselben musste da freilich oft zur peinlichsten Collision der Pflichten führen. Mit dem häufig ausgesprochenen Satze, dass der Bischof dem Pabste

in geistlichen, dem Kaiser in weltlichen Dingen zu gehorchen habe, war da nicht auszureichen; eine Gränze zwischen dem Gebiete beider Gewalten, welche beiden hätte genügen können, hat auch damals niemand zu ziehen gewusst. Es blieb da nichts übrig, als einen andern, bestimmter hervortretenden Gegensatz ins Auge zu fassen, den zwischen den geistlichen und weltlichen Befugnissen des Bischofs, von welchen er die einen der Kirche, die andern dem Reiche verdankte, von welchen er demnach die einen oder die andern durch Ungehorsam gegen eine der beiden Gewalten verwirkte.

Gingen manche Könige da weiter, suchten sie die Geistlichen durch die härtesten Zwangsmassregeln etwa zum Halten des Gottesdienstes während des Interdictes oder anderweitigem, die Spiritualien betreffenden Ungehorsam gegen Gebote des Pabstes zu zwingen, so konnte der König bei grösserer Mässigung es der eigenen Erwägung der Geistlichen überlassen, ob sie glaubten, gegen ihn gerichteten Geboten des Pabstes nachkommen zu müssen. Nur mussten sie dann freilich ihrem Gewissen das weltliche Gut zum Opfer bringen. Die Verhältnisse lagen da kaum anders, als bei dem Vasallen, der von zwei Herren belehnt ist; gerathen beide in Fehde, so mag er sich für diesen oder jenen entscheiden, muss aber auf das Gut verzichten, das ihm vom andern geliehen ist. Wollte der König sich auch jedes Zwanges auf kirchlichem Gebiete enthalten, so konnte er doch natürlich das Gut des Reiches nicht in den Händen solcher lassen, welche die Bedingung der Treue gegen das Reich, unter der es ihnen geliehen war, nicht einhielten, welche den Geboten des Pabstes gehorchend das Reichsgut zur Bekämpfung des Reichs verwandt haben würden. Diesem Gesichtspunkte entspricht eine Verordnung K. Friedrichs II; den Prälaten soll der Wunsch des Kaisers, dass trotz des Interdicts celebrirt werden möge, mitgetheilt werden; wollen sie aber nicht, so soll man sie nicht zwingen, lediglich die Regalien für das Reich einziehen (Huillard H. D. 3, 51).

Es ist erklärlich, wenn gerade in Zeiten heftigern Kampfes zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt von den Königen ihr Recht in dieser Richtung am rücksichtslosesten geübt wurde. Und oft in einer Weise, welche doch nicht blos

den zeitigen Inhaber traf, sondern auch die dauernden Interessen der Kirche schädigte. Unter Heinrich V. wurde das Gut der ungehorsamen Bischöfe nicht blos unter die Verwaltung kaiserlicher Villici gestellt, sondern auch vielfach an Anhänger des Kaisers zu Lehen gegeben (Jaffé Bibl. 5, 295. Böhmer Acta 596). K. Friedrich gab 1166 das Salzburger Kirchengut an Laien zu Lehen (Ann. Reichersb. Mon. Germ. 17, 473); bis zum Frieden von Venedig 1177 blieben die Regalien in der Hand des Reiches; dann aber wurden auf Spruch der Fürsten vom Kaiser alle in dieser Zeit geschehenen Belehnungen und sonstige Veräusserungen des Kirchenguts für nichtig erklärt und Erzbischof Conrad mit den Regalien in dem Stande belehnt, in welchem sie 1164 beim Tode Erzbischof Eberhards gewesen waren (Mon. Germ. 4, 159). K. Friedrich II. befahl 1249 seinem Hauptmann in Steier, alle Güter des Patriarchen von Aglei, des Erzbischofs von Salzburg und anderer ungetreuer Prälaten einzuziehen und sie an solche zu verpfänden, welche bereit seien, zur Treue zurückzukehren und ihm zu dienen. In solchen Fällen wird nun freilich oft schwer zu entscheiden sein, was dem Könige rechtlich zustand, was er sich willkürlich erlaubte. Durch Verlehnung und Verpfändung wurde das Gut der Kirche nicht entfremdet, aber freilich zu ihrem Nachtheile belastet. Solche Belastung stand dem Bischofe als Besitzer zu, wenn die Zustimmung des Königs als Eigenthümer hinzukam. Daraus würde sich folgern lassen, dass solchen Verfügungen des Eigenthümers in Zeiten, wo er zugleich Besitzer war, nichts entgegenstehen konnte. Das war aber auch der Fall, wenn das Gut durch den Tod des Bischofs dem Reiche ledig geworden war; und dann hören wir doch nie von ähnlichen Verfügungen des Königs. Auf die in dieser Zeit oft als nothwendig erwähnte Zustimmung des Capitels wird da kaum Gewicht zu legen sein. Ich denke, dass solche Verfügungen dem Könige allerdings zustanden, wenn ihn ein Spruch des Fürstengerichts dazu berechtigte, und dass sich in dieser Richtung wohl herkömmlich festgestellt hatte, dass man nur dann zu solchen weitergehenden, die Kirche selbst benachtheiligenden Massregeln griff, wenn es sich nicht blos um persönlichen Ungehorsam des Vorstehers handelte, sondern auch Capitel und Clerus ihn dabei unterstützten.

Auch hier handelt es sich übrigens um ein Recht, welches nicht blos dem Könige, sondern in entsprechender Weise auch jedem andern Herrn einer Kirche zustand. Als der Bischof von Gurk sich weigerte, von seinem Herrn, dem Erzbischofe von Salzburg, die Investitur mit den Regalien zu nehmen, erklärte K. Heinrich 1228 den Erzbischof für befugt, alle Regalien von Gurk für sich und seine Kirche einzuziehen (Böhmer Acta 282).

41. Eine unmittelbare Nutzung gewisser Regalien durch das Reich ergab sich auch aus dem Regalienrecht bei Hoftagen in Bischofsstädten. Nach den Bestimmungen des Privilegs für die geistlichen Fürsten von 1220 wurden, wenn der König in einer Stadt derselben einen öffentlich angesagten Hoftag hielt, Zoll, Münze und Gerichtsbarkeit von Beamten des Königs zum Nutzen desselben verwaltet, und zwar für einen Zeitraum, der acht Tage vor dem Hoftage begann und acht Tage nachher endete; während dem Könige das Recht nicht zustehen sollte, wenn er sich anderweitig in der Stadt aufhielt. Dasselbe ergibt sich aus einem schon besprochenen Rechtsspruche von 1238 (Mon. Germ. 4, 237. 329; vgl. §. 38). Auch nach Privilegien, in welchen der König 1209 und 1216 zu Gunsten des Erzbischofs von Magdeburg auf das Recht verzichtet, bezieht sich dasselbe nur auf die Zeit eines Hoftages, während als Gegenstand Zoll, Münze und *ceterae utilitates* genannt werden (Orig. Guelf. 3, 640; Huillard H. D. 1, 460). Findet sich in einer Aufzeichnung über die Rechte des Königs bei Anwesenheit zu Metz (Klipffel Metz cité épisc. et imp. 382) die Beschränkung auf die Zeit des Hoftages nicht ausdrücklich ausgesprochen, so scheint doch angenommen zu werden, dass der König zu dem Zwecke kommt, um dort Hoftag zu halten.

Findet sich dieses Recht insbesondere in dem Rechtsspruche von 1238 mit dem Regalienrechte Sede vacante zusammengestellt, so scheint mir doch nicht, dass beide auf demselben Gesichtspunkte beruhen, dass es sich auch hier um die Eigenthumsrechte des Reichs am gesammten Gute der Kirche handelt. Denn abgesehen davon, dass dieses Recht sich nur auf gewisse Regalien bezieht, fehlt es in diesem Falle nicht an einem berechtigten Besitzer; aus der Stellung des Ober-

eigenthümers zum Nutzeigenthümer im allgemeinen würde sich ein solches Recht nicht erklären; wir müssten denn annehmen, die Investitur sei nur unter dem Vorbehalte der Unwirksamkeit bei persönlicher Anwesenheit ertheilt.

Solche Vorbehalte finden sich wohl gemacht. So behält der Erzbischof von Trier 1158 bei Verleihung der Burg Nassau sich einen Ort zur Erbauung von Wohnhaus und Capelle vor, *qui noster erit proprius, cum ibidem presentes fuerimus, et cum inde recesserimus, cum predicta possessione ipsis in ius redibit feodale* (Beyer U. B. 1, 672). Etwas Aehnliches findet sich in einem Privileg von 1157, in welchem der Kaiser, indem er dem Erzbischofe und dem Capitel von Vienne die sonstigen Besitzungen der Kirche einfach bestätigt, ihnen die Stadt mit Burgen und Pallast unter der beschränkenden Bemerkung übergibt: *Praefata enim civitas regiæ cathedræ excellentia nullum præter nos debet habere possessorem, sed quamdiu absumus, ipsam per eiusdem loci archiepiscopum et per cathedrales canonicos custodiri oportet* (Böhmer Acta 95). Dabei handelt es sich aber sichtlich um eine Ausnahme, die darin ihre Begründung findet, dass Vienne Hauptstadt des Königreiches ist, und die uns nicht zu der Annahme berechtigen wird, dass die Bischofsstädte überhaupt als im Besitze des Königs befindlich und nur für die Zeit seiner Abwesenheit der Hut des Bischofs anvertraut betrachtet wurden. Auch sonst finden sich wohl Verleihungen unter Bedingung einer entsprechenden Leistung bei Anwesenheit des Königs am Orte. Dem Bischofe von Basel verleiht der König Holzbezüge zu Basel, *ita quod ipse et sui successores nobis ac nostris in imperio Romano successoribus, quamdiu in eadem civitate steterimus, de lignis providere plenarie pro cottidianis ignibus teneantur* (Herrgott. Geneal. 3, 490.) Aber daraus ergibt sich nur eine Leistung des Bischofs, nicht ein Vorbehalt zeitweiser unmittelbarer Reichsverwaltung. Die Verpflichtung der Bischöfe und Aebte zur Beherbergung und Verpflegung des Königs, für die sich zahlreiche Zeugnisse finden, ist wesentlich verschieden von jenem Rechte, wonach das Reich bei Hoftagen in unmittelbaren Besitz und Nutzung gewisser Regalien trat. Dieses Recht scheint vielmehr zusammenzuhängen mit dem in den Rechtsbüchern (Sächs. Landr. 3, 60 §. 2; Schwäb.



Landr. 133) ganz allgemein ausgesprochenen Satze, dass dem Könige überall, wohin er kommt, Münze, Zoll und Gericht ledig sind. Es macht sich da der Begriff von Hoheitsrechten geltend, welche nicht Privateigenthum seien können, überall dem Könige zustehen, der sie nur in seiner Abwesenheit durch andere übt, bei Anwesenheit selbst in deren Stelle eintritt, wie das insbesondere bezüglich des Gerichtes auch sonst oft ausgesprochen ist. Entsprechende Befugnisse stehen dem Könige denn auch in Städten zu, welche nicht Bischofsstädte sind (vgl. z. B. Jäger Ulm 728). Die Beschränkung auf die Zeit der Hoftage scheint nach dem Privileg von 1220 eine neuere Concession des Königs zu sein. Und ist von einer entsprechenden Befugniss des Königs in Städten weltlicher Fürsten nicht die Rede, so erklärt sich das daraus, dass die Hoftage ausschliesslich in Reichsstädten oder Bischofsstädten gehalten wurden.

Jedenfalls wird uns dieses Verhältniss nicht zu dem Schlusse berechtigen, dass nur jene Hoheitsrechte den Gegenstand der Belehnung bei Reichskirchen gebildet hätten. Denn es handelt sich hier in keiner Weise um ein Recht, welches dem Obereigenthümer überhaupt an dem gesammten von ihm geliehenen Gute zugestanden hätte, sondern um ein Recht, welches der König überall nur bezüglich gewisser von ihm verliehener Hoheitsrechte übte. Das mag dann darauf eingewirkt haben, dass, nachdem der König auf das auf andern Gesichtspunkten beruhende Regalienrecht bei erledigtem Stuhl im allgemeinen verzichtet hatte, es auch hier in der Beschränkung auf jene bestimmten Hoheitsrechte noch fortgeübt wurde (vgl. §. 38).

42. Wir finden endlich Fälle einer Verwaltung der Regalien durch das Reich bei besetztem Stuhle. War der Bischof ein schlechter Verwalter der Regalien, so wurde dadurch das Interesse des Reichs nicht minder geschädigt, als das der Kirche. Es konnte dann der Gedanke nahe liegen, die Regalien in unmittelbare Reichsverwaltung zu nehmen. Lag aber kein Grund vor, ihm die Regalien durch Urtheil abzuerkennen, so konnte das wohl nur geschehen, wenn er selbst seine Zustimmung dazu gab und die Regalien dem

Könige freiwillig resignirte. So sagt der Kaiser 1236 von dem den Aufgaben der weltlichen Herrschaft nicht gewachsenen Bischofe von Brixen: *spontanea voluntate in manibus nostris una cum confratribus suis capitulo et de assensu et de consilio ministerialium suorum resignavit omnia iura regalia eiusdem ecclesie, tam in castris, quam in civitatibus, villis, oppidis, ministerialibus, hominibus et aliis rationibus suis, in nostra et imperii custodia, procuratione et affectione singula committens, ut ea custodiri ad indemnitatem ecclesie faciemus et efficaciter procurari* (Huillard 4, 898); werden dann einzelne Güter ausdrücklich zum Unterhalte des Bischofs angewiesen, so ergibt sich doch auch hier wieder deutlich, dass die Regalien die gesammten weltlichen Güter und Rechte der Kirche umfassen. Aehnliche Massregeln finden wir 1282 und 1294 bezüglich der Reichsabtei Fulda getroffen (Dronke Cod. dipl. Fuld. 418; Böhmer Acta 379). Die Zustimmung mochte dann freilich unter Umständen erfolgen, wo sie nicht zu umgehen war. Wenn dagegen K. Friedrich 1236 ohne Zustimmung des Bischofs das Stift Trient unter Reichsverwaltung stellte, sich nur darauf berufend, dass so besser für die Kirche und ihr Gebiet gesorgt sei, so haben wir darin wohl nur einen durch politische Gründe veranlassten Willkürakt zu sehen (vgl. Ital. Forschungen 2, 508. 3, 454). Jedenfalls werden aber solche Massregeln doch einen weiteren Beweis dafür geben, dass man dem Reiche ein Obereigenthum an den gesammten Temporalien der Reichskirchen zusprach.

43. Fassten wir bisher insbesondere die Fälle ins Auge, wo dem Reiche unmittelbar Besitz und Nutzung des Kirchengutes zustand, so sind damit die Nutzungsrechte des Reiches an demselben in keiner Weise erschöpft. Es wurde ihm insbesondere nutzbar durch die ausgedehnten Leistungen der Reichsbischöfe und Reichsäbte, zu welchen diese dem Reiche als zeitweise Besitzer des Reichskirchengutes verpflichtet waren.

In diesen haben wir zweifellos vorzugsweise den Beweggrund zu den königlichen Vergabungen an die Reichskirchen zu sehen. Die bisher besprochenen Befugnisse, welche wohl zu zeitweise sehr bedeutenden, aber doch ganz unregelmässigen Einkünften des Reichs führten, reichen dazu nicht



aus. Auch wird es keines Beweises bedürfen, dass der fromme Sinn der Herrscher, so sehr er in den Urkunden betont werden mag, da nur eine ganz untergeordnete Bedeutung hatte; wo wir wirklich der besondern Sachlage nach das Motiv zunächst in Frömmigkeit zu suchen haben, da sind es in der Regel ärmere Stiftungen, nicht die mit weltlichem Gute ohnehin so reich ausgestatteten Reichskirchen, deren Bedürfnissen der König durch Schenkungen abhilft. Auch lässt sich deutlich verfolgen, wie seit dem Investiturstreite, wo das ganze Verhältniss in Frage gestellt war, die Vergabungen an Reichskirchen sich ausserordentlich mindern, dann, seit die Könige ihren ausgedehnten Befugnissen bezüglich des Reichskirchengutes nach und nach entsagt hatten, wenigstens in früherer Weise ganz aufhören; in späterer Zeit finden wir solche Schenkungen in der Regel nur noch dann, wenn dieselben durch ganz bestimmte persönliche oder politische Beweggründe veranlasst sind, wenn es sich darum handelt, den bezüglichen Fürsten der Sache des Königs geneigt zu machen, ohne dass dabei der Unterschied zwischen geistlichen und weltlichen Fürsten noch ins Gewicht fiele. Durchaus anders ist das in der frühern Zeit. Mochten auch da im Einzelfalle persönliche Rücksichten auf den betreffenden Bischof oder Abt eingreifen, so sieht man doch bald, dass die zahllosen Vergabungen gerade an Reichskirchen in ihrem Zusammenhange nur dadurch veranlasst sein können, dass man den dauernden Interessen des Reichs damit zu dienen glaubte.

Handelt es sich dabei um Verleihungen der Grafengewalt und anderer staatlicher Hoheitsrechte, so geben politische Gesichtspunkte allerdings eine genügende Erklärung. Seit die Aemter mehr und mehr zu erblichen Lehen wurden und damit der König die weltlichen Reichsbeamten nicht mehr nach eigenem Ermessen setzen konnte, lagen die Vortheile auf der Hand. Waren die bezüglichen Aemter nun auch dauernd mit einer bestimmten Reichskirche verbunden, so ergab sich daraus keine entsprechende Beschränkung der königlichen Befugnisse, so lange der König unmittelbar oder mittelbar die Person bestellte, welche die Rechte der Kirche auszuüben hatte. Aber überwiegend handelte es sich bei den Vergabungen um Güter und Rechte, bei welchen lediglich die nutzbringende Seite ins

Gewicht fiel. Reichen da rein politische Gesichtspunkte zur Erklärung nicht aus, so ist diese darin zu suchen, dass zwar Besitz, Verwaltung und Nutzung des Gutes dem jeweiligen Bischofe oder Abte überlassen, dieser aber dafür dem Reiche zu so bedeutenden Leistungen verpflichtet war, dass er auch in dieser Richtung zunächst fast nur als ein Beamter erscheint, der das Gut zum Nutzen des Reichs zu verwalten hat. Auch in Quellen jener Zeit selbst finden wir wohl die Auffassung ausgesprochen, dass der Bischof bezüglich der Temporalien nur ein Procurator oder Villicus des Königs sei (Petri Damiani Epp. L. 1 ep. 13).

Bringen wir in Anschlag, wie ausserordentliche Schwierigkeiten es unter den damaligen Verhältnissen haben musste, die ungeheuren Massen von Reichsgut unmittelbar vom Hofe aus in genügend nutzbringender Weise zu verwalten; vergegenwärtigen wir uns die Richtung der Zeit, den freigesetzten Beamten in einen erblichen Vasallen zu verwandeln, welche bei einer Verwaltung durch Laien voraussehen liess, dass der Krone die freie Verfügung über das Gut ohnehin auf die Dauer kaum gewahrt bleiben würde; ziehen wir in Rechnung, dass die kirchliche Güterverwaltung durchweg eine geordnetere, nutzbringendere war, als die der Laien; bedenken wir weiter, dass auch das eigene persönliche Interesse und das dauernde Interesse der Kirche ein genügender Antrieb sein mussten, den Ertrag des Gutes möglichst zu steigern: so wird sich mit Fug behaupten lassen, dass die Vergabung von Gütern und nutzbringenden Rechten an die Reichskirchen, um die Leistungsfähigkeit derselben zu steigern, gewiss in den meisten Fällen die für das Reich vortheilhafteste Verfügung war, ihm mittelbar grössere Erträgnisse sicherte, als wenn es das Gut in eigener Verwaltung behalten hätte.

44. Die Leistungen der Reichskirchen sind in keiner Weise etwa nur darauf zurückzuführen, dass sie dem Verbande des Reichs angehören, den Schutz desselben geniessen und demnach auch zur Theilnahme an den Reichslasten verpflichtet sind. Das würde alle Kirchen im Reiche treffen und derartige Leistungen derselben finden sich auch wohl erwähnt (vgl. §. 37). Die Leistungen der Reichskirchen aber sind viel zu bedeutend, als dass dafür lediglich Reichsangehörigkeit und Schutz-

bedürfniss hätten massgebend sein können. Es handelt sich hier um eine Verpflichtung zu besonderer Unterstützung des Reiches wegen des geliehenen Gutes. Mit der Investitur hat das Reich für Lebenszeit des Bischofs keineswegs auf Nutzung des Gutes verzichtet. Der Bischof hat dasselbe zunächst zum Nutzen des Reiches zu verwalten, ist diesem zu einer Menge ordentlicher und ausserordentlicher Leistungen verpflichtet, während dann die Ueberschüsse allerdings ihm persönlich zu Gute kommen.

Diese Auffassung, dass das Reichskirchengut vor allem auch bestimmt ist, den Bedürfnissen des Reichs zu dienen, dass die umfassenden Verleihungen an die Reichskirchen zunächst auf diesem Gesichtspunkte beruhen, findet sich nicht selten ausgesprochen. Bei einer Schenkung an Fulda 1024 ermahnt der Kaiser den Abt, das Kirchengut zusammen zu halten: *Oportet, ut in ecclesiis multe sint facultates et maxime in Fuldensi, quia cui plus committitur, plus ab eo exigitur; multa enim debet dare servicia et Romane et regali curie, propter quod scriptum est: reddite que sunt cesaris cesari et que sunt dei deo. Precipimus ergo sub districtione divini iudicii, ut omnes tradiciones regum et decreta apostolicorum atque oblationes fidelium sub tuta custodia teneantur et fideliter observentur* (Dronke Cod. dipl. Fuld. 350). Der Pabst sagt 1111 von den deutschen Kirchenfürsten: *ministri enim altaris ministri curie facti sunt, quia civitates, ducatus, marchias, monetas et cetera ad regni servitium pertinentia acceperunt* (Mon. Germ. 4, 69). Den Erzbischof von Salzburg tadelt der Kaiser 1160, dass er seinen Verpflichtungen gegen das Reich nicht nachkomme, *cum Salzburgensis ecclesia tanto amplioris servitii debito teneatur imperio, quanto amplius ab imperiali munificentia prae ceteris ditata et exaltata collatis sibi beneficiis et honoribus gaudere dinoscitur;* er droht ihm, bei längerem Ungehorsam so über die Kirche zu verfügen, *ut et honor dei et religio non imminuatur, et debitum servitium imperio de caeteris rationabiliter exolvatur* (Mon. Germ. 4, 130). Bedarf jede Veräusserung oder dauernde Belastung des Reichskirchengutes der Genehmigung des Königs (§. 34), so ist dafür der Gesichtspunkt massgebend, dass durch die Minderung der Leistungsfähigkeit auch das Reich beeinträchtigt wird. So verbietet K. Otto 998 die missbräuchlichen Ver-

leihungen von Kirchengut, *quia status ecclesiarum dei annullatur, nostraque imperialis maiestas non minus patitur detrimentum, cum subditi nobis debita non possunt exhibere obsequia;* er erklärt die geschehenen für nichtig, *ut deo et nobis debitum obsequium valeat exhibere* (Mon. Germ. 4, 37). Es wird wohl geradezu ausgesprochen, dass das Reich ohne die Leistungen der Reichskirchen, welchen die Hauptmasse des Reichsgutes übergeben sei, gar nicht bestehen könne. Auf das Verlangen nach Aufgeben der Investitur antwortete 1111 K. Heinrich: *quid de nobis fieret? in quo regnum nostrum constaret? quoniam omnia fere antecessores nostri ecclesiis concesserunt et tradiderunt;* und der Pabst rechtfertigt seine Bewilligung an den Kaiser damit: *predecessores enim vestri ecclesias regni sui tantis regalium suorum beneficiis ampliarunt, ut regnum ipsum maxime episcoporum presidiis vel abbatum oporteat communiri* (Mon. Germ. 4, 70. 73).

Wir finden so die Leistungen der Reichskirchen überall zurückgeführt auf das ihnen übergebene Reichsgut. Es wird dabei vorausgesetzt, dass das zur Kirche gehörige Gut das eigene Bedürfniss derselben übersteigt. Wo das nicht der Fall ist, werden die Leistungen wohl nachgesehen. Der Abt von Werden wird 888 wegen seines geringen Besitzes insbesondere vom Kriegsdienst befreit, *nisi forte regia liberalitate adiutus beneficii copiam quandoque accipiat illud faciendi* (Lacomblet U. B. 1, 40). Das traf denn insbesondere solche Kirchen, bei welchen eine Divisio des Gutes vorgenommen war. Als K. Heinrich 1023 der Abtei S. Maximin ihr gesammtes, nicht zum Unterhalte des Abtes und der Brüder nöthige Gut nahm und es Getreuen zum Lehen gab, die dafür den Kriegsdienst und den Hofdienst zu leisten hatten, erliess er ihr überhaupt das Servitium für das Reich, so lange nicht jenes Gut ganz oder theilweise an sie zurückgelangt sei (Beyer U. B. 1, 349). Von Benediktbeuern sagt 1143 der König, dass es von allen Reichsleistungen befreit sei, *quoniam regalia omnia, que eidem ecclesie collata fuerant, inde penitus ablata sunt* (Mon. Boica 7, 102). Derselbe Gesichtspunkt findet sich auch wohl bei Kirchen eingehalten, welche nicht dem Reiche gehörten. So war bei der Gründung von Görz durch den Bischof von Metz bestimmt: *quod si (abbas) omnem teneret abbatiae terram, opor-*



teret et satellites tenere, cum quibus publice militaret; sin autem nil amplius haberet, nisi quod ad mensam fratrum pertineret, nullum deberet servitium, nisi fratribus ministrare et religioni providere (Calmet H. de Lorr. 1, 338).

Wurde demnach, worauf wir zurückkommen, der Kirche wohl alles entbehrliche Gut ganz entzogen, um dem Reiche die Leistungen genügender zu sichern, so erfolgte auch die Vergabung von Reichsabteien wohl aus dem ausdrücklich ausgesprochenen Grunde, weil man erwartete, dass sie in der Hand des neuen Besitzers, dessen Verpflichtungen sich dadurch steigerten, dem Reiche nutzbringender sein würden, als bisher. So bestimmt der König 1152 bei der Vergabung von Altaich an den Bischof von Bamberg: *ut abbati et monachis suis stipendia sua intacta et imminuta permaneant; ea vero, que fisco exinde annuatim solvebantur, in usum episcopi de cetero transeant, quatenus episcopus vice abbatis plenius et devotius curie regali deservire et necessitatibus predicti monasterii commodius et uberius providere valeat* (Mon. Boica 11, 165). Und als Grund für die Vergabung der herabgekommenen Fürstabtei Lorsch an den Erzbischof von Mainz 1232 gibt der Kaiser ausdrücklich an, dass durch den Erzbischof und die Kirche von Mainz *servitium eiusdem principatus imperio debitum, quod per eiusdem ecclesie impotentiam nobis hactenus est subtractum, integre poterit exhiberi* (Huillard H. D. 4, 327). Eine solche Reichsabtei wird sichtlich nicht viel anders behandelt, als ein unter Verwaltung des Abtes stehendes Reichsgut, dessen Erträgnisse zunächst den Bedürfnissen des Reichs in jener Gegend dienen sollen. Um 970 ertauscht der Kaiser vom Erzbischofe von Trier die Abtei S. Servaes zu Mastricht, *ut, quoniam in eisdem partibus pro disponendis regni negociis pluribus indigemus, nostris eam successorumque nostrorum perpetualiter usibus adiungeremus* (Beyer U. B. 1, 185).

45. In den e i n z e l n e n L e i s t u n g e n der Reichskirchen zeigt sich grosse Mannigfaltigkeit. Manche finden sich von vornherein nur bei einzelnen Kirchen; andere sind allen gemeinsam, doch so, dass dann auch wohl wieder einzelne Kirchen durch besonderes Privileg davon befreit sind. Bei manchen handelt es sich um einen feststehenden Betrag; andere sind ungemessen, werden nach Belieben des Königs unter Rück-

sichtnahme auf die Leistungsfähigkeit der Kirche in Anspruch genommen. Alle Leistungen der verschiedensten Art werden wohl unter dem Ausdrucke *Servitium regis* oder *regni* zusammen gefasst, so dass derselbe insbesondere sich auch auf die Verpflichtung zur Hoffahrt und zur Heerfahrt erstreckt.

Im engern Sinne bezeichnet der Ausdruck Leistungen an Geld oder Naturalien, welche zu gewissen Zeiten oder bei bestimmten Veranlassungen den einzelnen Kirchen zur Last fielen, wohl durchweg in herkömmlich feststehendem Betrage. Jährliche Geldzahlungen werden am häufigsten bei Abteien erwähnt; bei den reichsten scheint der Satz von hundert Pfund üblich gewesen zu sein, bei andern ist der Betrag geringer. Zuweilen besteht das Servitium von vornherein in Naturalien oder es war die Geldzahlung durch solche zu ersetzen, wenn etwa die Nähe des Hoflagers das wünschenswerth machte. Oft handelt es sich nicht um ein jährliches Servitium, sondern die Verpflichtung zur Leistung tritt ein, so oft der König in das betreffende Land oder in eine bestimmte, der Abtei näher gelegene Stadt kommt. Bei Bisthümern wird eine jährlich zu zahlende Königssteuer seltener erwähnt, und sie hat dann oft mehr den Charakter eines Ehrengeschenkes, wenn etwa einige Pferde, Waffen oder Kleidungsstücke zu liefern sind. Das Servitium der Bischöfe bestand insbesondere in den sehr bedeutenden Leistungen, zu welchen sie dem Könige verpflichtet waren, so oft dieser in der Bischofsstadt Hof hielt.

Dieses Servitium im engeren Sinne war aber keineswegs die einzige, noch auch nur die bedeutendste Leistung für das Reich. Zu dem Erträgnisse, welches dem Könige das früher besprochene Spolienrecht und Regalienrecht gewährten, kam die herkömmliche Abgabe bei der Investitur, deren Betrag sich oft so steigerte, dass die Zahlung den Charakter eines Erkaufens der Kirche gewann. Bei besondern Veranlassungen wurde wohl der Gesammtheit der Reichskirchen die Zahlung einer grösseren Summe für Reichszwecke auferlegt und dieselbe auf die einzelnen Kirchen nach deren Leistungsfähigkeit ausgetheilt. Die Verpflichtung der Bischöfe und Aebte zur Hoffahrt war eine sehr kostspielige; mehr noch die Verpflichtung, im Dienste des Reichs Gesandtschaftsreisen auf eigene Kosten unternehmen zu müssen. Nicht gering ist es weiter anzuschlagen, dass die



zahlreichen Cleriker, welche am Hofe im Staatsdienste verwandt wurden, durchweg mit Pfründen an den Reichskirchen ausgestattet waren. Der König hatte herkömmlich das Recht, aus jedem deutschen Domstifte ein Mitglied unter Beibehaltung seiner Pfründe am Hofe zu verwenden. Gewisse Pfründen hatte der König wohl von vornherein zu vergeben, bei andern genügte sein Wunsch, um sie der von ihm ausersehenen Person zuzuwenden. Insbesondere die einträglichste Stellung, die des Probstes, finden wir sehr gewöhnlich in den Händen der im Reichsdienst verwandten Cleriker; die angesehensten von diesen, Reichskanzler und Protonotar, waren oft mit einer ganzen Reihe von Pfründen an den Reichskirchen ausgestattet.

46. In eine nähere Erörterung dieser und ähnlicher Verpflichtungen denke ich an anderm Orte näher einzugehen. War es hier zunächst nur meine Absicht nachzuweisen, von wie grosser Bedeutung die aus dem Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute sich ergebenden Befugnisse waren, so wird es da genügen können, einen einzelnen Punkt hervorzuheben und etwas näher zu verfolgen, nämlich die Bedeutung des Reichskirchengutes für das Reichskriegswesen. Denn dieser gegenüber scheint mir alles andere, wozu die Reichskirchen verpflichtet waren, von ganz untergeordnetem Gewichte zu sein.

Dass bei Reichskriegen die Reichskirchen in erster Reihe einzustehen haben und zwar wegen ihres Gutes, betont 1157 der Erzbischof von Mainz: *Legibus atque decretis irrefragabili catholicorum virorum, tam sanctorum patrum, quam piissimorum principum sanctione diffinitum est, ut ecclesie, que munificentia sunt imperiali dotate, pro imperiali obsequio et imperii necessitate debeant se ipsas exponere, atque ad imperialis honoris promovendam maiestatem plena presidia collatione bonorum suorum presertim in bellico examine, ubi de maiestate imperii agitur, pro viribus administrare* (Guden Cod. dipl. 1, 225).

Auf die schwer zu lösende Frage, in wie weit die Verpflichtung zur Reichsheerfahrt für die geistlichen Fürsten eine strengere war, als für die weltlichen, will ich hier nicht näher eingehen. Ist die Verpflichtung der letztern wesentlich nach den allgemeinen lehnrechtlichen Grundsätzen zu be-

messen, so wird uns das für jene nicht in gleicher Weise massgebend sein müssen. Wir finden durchweg, dass das Reichskirchengut zu ungleich bedeutenderen Leistungen verpflichtet, als das Lehngut. Es würde diesem allgemeinen Verhältnisse nur entsprechen, wenn das auch bezüglich der Heerfahrt der Fall war. Wie die Verpflichtung der Ministerialen eine strengere ist, wie die der Vasallen, so würde es nicht auffallen können, wenn etwa geistliche Fürsten auch dann zur Theilnahme verpflichtet waren, wo das bei weltlichen Fürsten nicht der Fall war, wenn sie etwa eine verhältnissmässig grössere Zahl von Streitern zu stellen hatten, ihnen die Kosten in ausgedehnterer Weise selbst zur Last fielen. Ich denke an anderm Orte auf diese Frage zurückzukommen. Es mag hier genügen, auf einzelne Thatsachen hinzuweisen, welche darauf schliessen lassen, in wie ausgedehntem Maasse die Reichskirchen bei Reichskriegen in Anspruch genommen wurden.

Was die Zahl der zu stellenden Mannschaft betrifft, so haben wir ein Verzeichniss über die Geharnischten, welche 980 zum kaiserlichen Heere nach Italien zu führen waren. Danach hatten neunzehn Bischöfe 1072, zehn Aebte 410, zwanzig Herzoge, Grafen und andere weltliche Grosse 498 Geharnischte zu stellen (Jaffé Bibl. 5, 471). Es ergibt sich demnach, dass wenigstens von diesem Heere drei Viertheile von den Reichskirchen gestellt waren. Und ich glaube kaum, dass dieses Verhältniss gerade als ein ausnahmsweises zu betrachten ist. Ausser Sachsen scheint ganz Deutschland gleichmässig berücksichtigt zu sein. Vom Herzoge von Niederlothringen heisst es allerdings, dass er zum Schutze des Landes zu Hause bleiben und nur zwanzig Streiter schicken soll, was gewiss nicht seiner vollen Leistungsfähigkeit entspricht. Aehnliche Gründe mögen auch sonst veranlasst haben, die weltlichen Grossen weniger zu berücksichtigen. Aber einmal werden solche Gründe dann auch in andern Fällen wirksam gewesen sein, es würde sich nicht weniger herausstellen, dass man zumal für Heereszüge in entferntere Gegenden vorzugsweise auf die Mannschaft der Reichskirchen angewiesen war. Dann aber ist ein anderes zu berücksichtigen. Von den Reichsabteien ist nur ein kleiner Theil genannt; von einem Grafen aber heisst es, dass er *cum diutorio abbatum* zwölf Geharnischte stellen soll. Das mag auch



sonst der Fall gewesen sein. Ich glaube demnach annehmen zu dürfen, dass in jener Zeit der grössere Theil der Reichsheere von den Reichskirchen gestellt wurde, selbst wenn wir von dem später zu besprechenden Umstande ganz absehen, dass auch die weltlichen Grossen den Kriegsdienst grossentheils für ihnen verliehenes Kirchengut leisteten.

Für spätere Zeit sind mir keine Angaben bekannt, welche eine bestimmte Verhältnisszahl ermitteln liessen. Aber ich zweifle nicht, dass auch in der staufischen Zeit die Reichsheere, so weit sie überhaupt von den Fürsten gestellt wurden, noch überwiegend aus Mannschaften der Reichskirchen bestanden. Aus Einzelangaben über die Zahl der Ritter, welche die angesehensten der Kirchenfürsten zur Heerfahrt oder auch zu Hoftagen mit sich führten, sehen wir, dass sie hinter den mächtigsten weltlichen Reichsfürsten nicht zurückblieben, dieselben nicht selten überboten; und konnten da nicht alle Bischöfe es einem Erzbischofe von Mainz oder Köln gleich thuen, so war die Zahl der geistlichen Fürsten an und für sich, wie der auf den einzelnen Heerfahrten anwesenden, grösser, als die der weltlichen.

Die zum Reichskriegsdienst nöthige Mannschaft konnten sich Bischöfe und Aebte in einer Zeit, wo das Söldnerwesen noch nicht entwickelt war, nur dadurch sichern, dass ein grosser Theil des Kirchengutes an Vasallen und Ministerialen zu Lehen gegeben wurde, dessen Nutzung damit der Kirche dauernd entzogen war.

47. Es war das aber nicht die einzige Last, welche die Heerfahrten den Kirchen brachten. Es war damit nur die kriegspflichtige Mannschaft gesichert; bei jeder Heerfahrt waren nun überdies die Mittel aufzubringen, welche zur Ausrüstung und zum Unterhalte der Mannschaften, so weit diese ihnen nicht selbst oblag, nöthig waren. Für die K o s t e n d e r H e e r f a h r t e n standen allerdings manche ausserordentliche Mittel zur Verfügung. Wir finden in Rechtsaufzeichnungen überaus häufig die Leistungen an Geld, Lebensmitteln, Pferden und anderen Ausrüstungsgegenständen aufgeführt, zu welcher die Hintersassen der Kirche eben nur im Falle der Reichsheerfahrt verpflichtet waren. Insbesondere wurden dann auch die mittelbaren Kirchen herangezogen, welche selbst vom Kriegsdienst

befreit waren, aber den Bischof oder sonstigen Herren zu unterstützen hatten.

Aber auch in Verbindung mit den regelmässigen Einkünften aus dem in den Händen des Bischofs befindlichen Kirchengute scheinen diese Mittel fast nie ausgereicht zu haben. Hie und da nahm wohl ein sorgsamer Prälat darauf Bedacht, aus den laufenden Einkünften Summen für solche Zwecke anzusammeln, wie das zur Zeit K. Friedrichs I. vom Abte von Lorsch gemeldet wird (Mon. Germ. 21, 451). In der Regel hatten die Fürsten die nöthigen Summen nicht bereit liegen. Dann blieb nichts übrig, als Güter und nutzbare Hoheitsrechte der Kirche zu verpfänden, wofür in solchem Falle die königliche Genehmigung natürlich nicht fehlte; damit war dann ein Theil der Einkünfte auf lange Zeit vorweggenommen. Zahlreiche Zeugnisse finden sich da insbesondere aus der Zeit K. Friedrichs I. Für den Krieg gegen den Lombardenbund seit 1174 verpfändete der Erzbischof von Köln die Münzgefälle um 1000, die Zolleinkünfte um 600, zwei Stiftshöfe um 400 Mark (Lacomblet U. B. 1, 318. 319. 328); und schwerlich werden diese uns zufällig erhaltenen Verbriefungen die Gesammtsumme erschöpfen.

Doch war auch auf diesem Wege das baare Geld nicht immer so schnell zu beschaffen, als man dessen bedurfte. Dann findet sich mehrfach erwähnt, dass zunächst die Kirchenschätze unmittelbar verwandt werden oder als Faustpfand dienen müssen, zu deren Wiederersetzung oder Lösung dann bestimmte Einkünfte angewiesen werden. Der Erzbischof von Mainz nimmt *urgente imperii necessitate* 1163 einen goldenen Kelch im Werthe von 409 Mark und überweist einigen Domherren und Laien einen bischöflichen Hof um ihn aus den Einkünften zu restituiren (Guden C. D. 1, 242). Wie schwer die Züge K. Friedrichs I. auf den Reichskirchen lasteten, erweist vor allem eine Urkunde von 1161, in welcher der Kaiser bekundet, *qualiter H. Wirceburgensis episcopus, ad serviendum nobis et imperio in Italicam expeditionem iturus, in pecunia et in ceteris, quae ad tantum negotium et tam magnum sumptum necessaria erant, penitus defecit, adeo quod sine omnimoda destructione Wirceburgensis episcopatus, qui ab episcopo G. etiam pro necessitate et servitio imperii ex parte dissipatus erat, tam*



difficilis res debitum et honestum finem sortiri non potuit; desshalb hätten Capitel und Ministerialen eingewilligt, alle Kirchenschätze zu verpfänden, welche aus sämmtlichen ihnen überwiesenen Einkünften des Bischofs zu lösen sind. Und wieder müssen dann 1173 die Kirchenschätze verpfändet werden, um dem Bischofe 350 Mark zu schaffen, welche er für die Heerfahrt nach Italien nöthig hat. (Mon. Boica 29, 362. 416). Man sieht übrigens aus diesen Stellen deutlich, wie es sich auch hier, wie bei sonstigen Leistungen, nicht um eine Verpflichtung der Kirche selbst, sondern des mit dem Kirchengute investirten Bischofs handelt.

48. Weiter aber scheint auch das Geld, dessen der König für die Heerfahrten bedurfte, vorzüglich von den Reichskirchen aufgebracht worden zu sein. Wurde zur Aufbringung der Kosten des Friedens von Venedig 1177 den deutschen geistlichen Fürsten eine Steuer von tausend Mark auferlegt und auf die einzelnen ausgetheilt (Mon. Germ. 4, 151), so lässt das wohl schliessen, dass überhaupt bei Geldnoth des Reiches solche Umlagen gestattet waren. Wie aber 1177 die Beisteuer zweifellos nur von den in Deutschland zurückgebliebenen Kirchenfürsten zu zahlen war, so wird bei Reichskriegen die regelmässige Form der Unterstützung die des Loskaufes von der Heerfahrt gewesen sein. Es stand im Ermessen des Königs, ob er von den einzelnen Fürsten Theilnahme an der Heerfahrt verlangen, oder aber ihnen den Loskauf gestatten wollte (Näheres bei Weiland in den Forsch. zur deutschen G. 7, 143 ff.).

Ist wohl von einem Abkaufen der Heerfahrt durch Principes schlechtweg die Rede, so scheint das auf Gleichstellung der geistlichen und weltlichen Fürsten zu deuten. Ob die letzteren die Pflicht des Loskaufes überhaupt in gleicher Weise traf, ist mir zweifelhaft, ohne dass es möglich wäre, hier in Kürze näher darauf einzugehen. Jedenfalls aber glaube ich annehmen zu dürfen, dass es sich da bei den geistlichen Fürsten um ganz unverhältnissmässig grössere Summen handelte. Die Loskaufssumme betrug 1166 für den Bischof von Hildesheim 400 Mark, 1220 für den Abt von St. Gallen 350 Mark (Or. Guelf. 3,495; Mon. Germ. 2,172). Es wird weiter mit Weiland anzunehmen seien, dass der Betrag der Loskaufssumme, wenn

in Einzelfällen auch andere Gesichtspunkte eingreifen mochten, im allgemeinen der Zahl der herkömmlich zu stellenden Mannschaft entsprochen haben wird; er wird zugleich nach dem bemessen sein, was den Fürsten die Theilnahme an der Heerfahrt voraussichtlich gekostet haben würde. Für den Abt von S. Gallen scheint die Zahl von zwanzig Rittern festgestanden zu haben; wenigstens nimmt er mit so vielen an Heerfahrten K. Philipps in Mainfranken und in Thüringen Theil, wovon ihm jene 150, diese 350 Mark kostete. Wird geäussert, der Abt würde die Kosten des Zuges von 1220, welchen er mit 350 Mark abkaufte, mit 200 haben bestreiten können, so ist dabei berücksichtigt, dass die kaiserlichen Geschenke einen Theil der Kosten ersetzt haben würden (Mon. Germ, 2, 162. 172). Diese Angaben dürften die Annahme rechtfertigen, dass die geistlichen Fürsten die Heerfahrt mit etwa fünfzehn bis zwanzig Mark für den Geharnischten abzukaufen hatten.

Ein durchaus anderes Verhältniss finden wir nun in dem Privilege für die Könige von Böhmen von 1212, wonach es beim Römerzuge im Ermessen derselben stehen soll, *utrum ipsi nobis trecentos armatos transmittant vel trecentas marcas persolvant* (Huillard H. D. 1, 217). Der leistungsfähigste aller Reichsfürsten hat also weniger zu zahlen, wie ein Reichsabt, wie einer der weniger reichen deutschen Bischöfe. Wäre uns nur die Summe genannt, so könnten wir an eine ganz ausnahmsweise Herabsetzung denken. Aber die Summe muss doch in einem gewissen Verhältnisse zur Zahl der Mannschaft stehen. Bei dieser aber handelt es sich um die altherkömmliche Zahl von dreihundert Rittern, wie sie schon bei den Römerzügen von 1111 und 1132 erwähnt wird (Cosmas, Mon. Germ. 11, 121. 138).

Es bedarf also der Umstand einer Erklärung, wesshalb der Abt von S. Gallen für jeden Ritter als Loskauf fast zwanzigmal so viel zahlen muss, als der König von Böhmen. Ich weiss diese nur in Folgendem zu finden. Den geistlichen Fürsten fiel zweifellos im allgemeinen der Unterhalt ihrer Mannschaft während der Heerfahrt zur Last. So wird 1153 vom Könige als Grund des Verbotes der Verlehnung oder Verpfändung der erzbischöflichen Tafelgüter von Köln angegeben: *His nimirum bonis utilitati ipsius*



duntaxat archiepiscopi non providetur, verum cunctis in beneficiatis a Coloniensi archiepiscopo baronibus et ministerialibus, ecclesiasticis quoque personis, archidiaconis, abbatibus et prepositis in placitis et curiis archiepiscopi, in curiis quoque et exercitibus regum et imperatorum cum suo archiepiscopo statuta singulis stipendia debentur (Lacomblet U. B. 1, 258). An weiteren Zeugnissen dafür würde es nicht fehlen. Jenen Unterschied nun weiss ich nur daraus zu erklären, dass das bei den weltlichen Fürsten nicht in gleicher Weise der Fall war, dass diesen die Heerfahrt keine oder nur unbedeutende Kosten verursachte, dass da, wo Zahlung des Soldes durch den König erwähnt wird (vgl. Weiland a. a. O. 160), zunächst an die weltlichen Fürsten zu denken ist. Damit würde dann stimmen, dass meines Wissens von fast unerschwinglichen Summen, welche, wie wir sehen, die Heerfahrten den Reichskirchen kosteten, bei weltlichen Fürsten nicht die Rede ist. Dass der König von Böhmen in dieser Richtung günstiger gestellt war, als andere Laienfürsten, ist nicht anzunehmen, eher dürften sich Gründe für das Umgekehrte geltend machen lassen. Ich denke auf diese Verhältnisse, deren Verfolgung mich hier zu weit führen würde, an anderm Orte zurückzukommen.

Wurde das baare Geld, welches der König für die Heerfahrt bedurfte, wohl grossentheils durch die Loskaufssummen beschafft, zu welchen, wie ich annehme, die geistlichen Fürsten, wenn nicht ausschliesslich, doch in unverhätnissmässig höherem Betrage verpflichtet waren, so scheint überdies noch wohl Reichskirchengut verpfändet zu sein, um dem Könige weitere Summen gegen Verpflichtung zu späterer Rückzahlung zu verschaffen. Es muss scheinen, dass auf Kirchengut leichter Geld zu erhalten war, als auf Reichsgut. Denn zu dem Zuge von 1174 beschaffte der Bischof von Lüttich dem Kaiser tausend Mark durch Verpfändung von Stiftsgut, während der Kaiser ihm und seinen Nachfolgern wieder Reichsgut dafür verpfändet; ähnlich stellte Werner von Boland 1220 der Kirche von Lüttich ein Stiftsgut zurück, nachdem der König die 1100 Mark, um welche es verpfändet war, gezahlt hatte (Schoonbroodt Inventaire 6. 15).

49. Fassen wir die Leistungen an Mannschaft und Geld zusammen, so denke ich, dass auch noch im zwölften Jahr-

hunderte dem Reiche die Mittel zur Kriegführung zum überwiegenden Theile durch die Leistungen der geistlichen Fürsten zu beschaffen waren. Wir würden aber irren, wenn wir damit die Bedeutung des Reichskirchengutes für das Reichskriegswesen für erschöpft hielten. Es wird insbesondere noch der Kriegsdienst der weltlichen Fürsten vom Reichskirchengute zu berücksichtigen sein.

Seit der Karolingerzeit hatte sich das Reichskriegswesen in der Richtung entwickelt, dass die Theilnahme an den Heerfahrten nicht mehr als allgemeine Unterthanenpflicht galt. Demnach kann es auch bei den weltlichen Fürsten nicht mehr als Amtspflicht gefasst werden, wenn sie eine bestimmte Zahl von Streitern zum Reichsheere zu stellen haben. Grundlage der Verpflichtung bildet jetzt das Gut, welches ihnen vom Reiche als Benefiz überlassen ist und von ihnen weiter ihren Vasallen und Ministerialen. Dabei handelte es sich aber vorzugsweise um königliche Benefizien aus Reichskirchengut. Es ist bekannt, wie grosse Massen von Kirchengut durch die Divisio zur Zeit der Söhne Karl Martells in weltliche Hände gekommen waren. Bisthümer werden allerdings später von solchen Massregeln in der Regel nicht mehr betroffen, es ist eine Ausnahme, wenn 993 erwähnt wird, dass der König einem Markgrafen Gut der Magdeburger Kirche auf Lebenszeit zu Beneficium gegeben hatte (Cod. dipl. Anhalt. 1, 63). Ausser andern Gründen (vgl. Roth Beneficialw. 345 ff.) wird darauf insbesondere eingewirkt haben, dass man wohl die Mittel fand, dem Reiche durch die Bischöfe selbst den genügenden Kriegsdienst auf den neuen Grundlagen zu sichern. Wenigstens vereinzelt finden sich sogar Beispiele, dass nicht nur an Laien, sondern an Bischöfe selbst fremdes Kirchengut zu Benefiz gegeben wurde. So restituirt K. Otto II. 973 der Abtei S. Maximin ihr Gut im Nahegau, Wormsgau und Speiergau, *quod hactenus R. Maguntiacensis archiepiscopus in beneficio tenere videbatur vel milites eius* (Beyer U. B. 1, 298).

Klöstern gegenüber wurde auch später die Massregel in ausgedehntester Weise fortgesetzt. Zum Theil so, dass die ganzen Klöster an Laien zu Benefiz gegeben wurden. Dann aber auch nach wie vor in der Form der Divisio, so dass der Kirche nur das unumgänglich Nöthige belassen, das gesammte übrige

Gut aber vom Könige an Laienfürsten zu Benefiz gegeben wurde, die davon den Kriegsdienst zu leisten hatten (Nähere Belege Heerschild 81 ff. 101). Fallen diese Theilungen selbst ins neunte und zehnte Jahrhundert, so wusste man auch später noch recht wohl, dass der Heerdienst der weltlichen Fürsten zum guten Theil von Benefizien aus Klostergut geleistet wurde. Die Mönche von Epternach konnten sich 1192 darauf berufen, dass der Herzog von Brabant, die Grafen von Geldern, Lützelburg, Flandern und Holland den Reichskriegsdienst zum guten Theil von ursprünglichem Gute ihres Klosters zu leisten hatten. Noch Herrman von Altaich weiss, dass die Herzoge von Baiern dem Reiche für das einst von Herzog Arnulf eingezogene Gut der baierischen Klöster zu dienen haben.

Es handelte sich dabei um ausserordentliche Gütermassen. Der Abt von Moyenmoutier hatte bis zur Zeit K. Lothars II. selbst mit dreissig Rittern und der entsprechenden Zahl von Schildträgern gedient; dann erhielt der Herzog von Lothringen 1515 Mansen aus dem Klostergute vom Könige zu Lehen, wofür er den Kriegsdienst zu leisten hatte. Wenn K. Heinrich 1023 der Abtei S. Maximin 6656 Mansen nahm, so dass nun drei weltliche Fürsten dafür den Kriegsdienst leisten sollten, so wären davon, wenn wir die Bestimmungen der Constitutio de expeditione Romana zum Massstabe nehmen wollen, 665 Geharnischte mit 1340 Schildträgern zu stellen gewesen. Ist das das letzte Beispiel einer durchgreifenden Divisio, so finden wir, wie früher, so auch später noch, dass die Könige über einzelne Kirchengüter zu Gunsten ihrer weltlichen Vasallen verfügen, sie ihnen einfach selbst zu Lehen geben oder dem Abte die Belehnung befehlen.

Allerdings finden wir nun oft genug Zeugnisse, dass man solches Vorgehen als Unrecht betrachtete. Könige selbst erkennen an, dass ihre Vorgänger da *non sine peccato* gehandelt haben; man sucht es damit zu entschuldigen, dass es *pro summa reipublicæ necessitate* geschehen sei. In der Urkunde für S. Maximin 1023 sagt der Kaiser selbst, *ne anime nostre detrimentum inde patiamur, si ea, que a fidelibus Christi eidem sacratissimo loco collata sunt, nos iniuste auferre videamur,* so erlasse er zum Ersatze der Abtei das Servitium. Das hat natürlich

auch vom Standpunkte unserer Auffassung nichts Auffallendes; stand das Eigenthum am Gute dem Reiche zu, so hatte die Kirche doch ein Recht auf dauernde Nutzung, welches durch solche Verfügungen verletzt wurde.

Andererseits sieht man aber wieder deutlich, dass es sich dabei nicht einfach um Handlungen königlicher Willkür handelte. Als 972 um Befreiung des Klosters Ottobeuern von den Reichslasten nachgesucht wurde, erklärten sich die Fürsten unter der Bedingung damit einverstanden, dass ein Theil des Kirchengutes ausgeschieden und vom Könige dem Herzoge von Schwaben zu Lehen gegeben werde, damit dieser den Reichsdienst davon leiste. Aus der Urkunde über die Divisio des Gutes von S. Maximin sieht man deutlich, dass dieselbe im Einverständnisse insbesondere mit den rheinischen Erzbischöfen erfolgte. Und vor allem muss auffallen, dass man jenes Vorgehen, wenn es auch als sündhaft bezeichnet wird, doch immer als rechtsbeständig anerkennt. Die Belehnungen werden nicht etwa von folgenden Königen rückgängig gemacht; geben die Beliehenen später einzelne Güter zurück, so erscheint das als ein freiwilliger Act der Frömmigkeit, der überdies, wie viele Zeugnisse lehren, der ausdrücklichen Erlaubniss des Königs bedarf. Stellt ausnahmsweise 1051 der Kaiser *dictante iustitia* einen Hof an S. Maximin zurück, den der Abt auf seinen Befehl hatte zu Lehen geben müssen, so liegt der Grund nur darin, dass bei der Divisio der Abtei der Besitz dessen, was ihr verblieb, ausdrücklich zugesichert war.

Nach Allem scheint die massgebende Auffassung die gewesen zu sein, dass ein solches Vorgehen allerdings sündhaft sein möge, dass es aber nicht gegen das weltliche Recht verstosse. Hätte man den Kirchen Eigenthum an ihrem Gute zugestanden, so wären solche Verfügungen ohne groben Rechtsbruch natürlich nicht möglich gewesen. Eigenthümer war aber das Reich. Allerdings unter der Verpflichtung, Besitz und Nutzen für immerwährende Zeiten dem jeweiligen Vorsteher der Kirche zu überlassen. Aber doch nur unter der Bedingung dass dieser leistete, was das Reich zu fordern berechtigt war. Konnte oder wollte er diese nicht erfüllen, so scheint, wenn König und Fürsten sich mit ihrem Gewissen darüber abzufinden wussten, von Seite des weltlichen Rechts nichts im Wege



gestanden zu haben, wenn das Reich über sein Eigenthum in anderer, seinen Interessen mehr entsprechender Weise verfügte.

50. Finden wir im zwölften Jahrhunderte wohl noch Vergabungen ganzer Reichskirchen, welche dem Reiche nicht von genügendem Nutzen waren, so hörte dagegen die früher übliche Verwandlung eines Theiles ihres Gutes in unmittelbare Reichslehen auf. Suchte ich den Grund dafür früher zunächst in den strengen kirchlichen Verboten (Heerschild 84), so wird da insbesondere noch ein anderer eingegriffen haben. In den ausgedehnten Reichskirchenlehen der weltlichen Fürsten und des Königs war jetzt ein Weg gefunden, das Reichskirchengut in ausgedehntester Weise für das Reichskriegswesen nutzbar zu machen, ohne es doch formell den Kirchen zu entziehen.

Handelte es sich um Personen geringeren Standes, so scheint man auch früher gewöhnlich die mildere Form angewandt zu haben, dass der Abt selbst sie auf Andrängen des Königs zu belehnen hatte. Auch solche wollten sich dann wohl nur als Reichsvasallen betrachten, weigerten sich, ihren Pflichten als Vasallen des Abtes zu genügen (vgl. Beyer U. B. 1, 440). Bei Herzogen und andern mächtigen Reichsbeamten war aber jene Form schon desshalb nicht anwendbar, weil diese es mit ihrer Würde nicht vereinbar hielten, Vasallen der geistlichen Fürsten zu werden. Andererseits musste natürlich dem Könige daran liegen, gerade ihre Leistungsfähigkeit für die Reichskriege möglichst zu steigern. Damit war man darauf hingewiesen, ihnen das Kirchengut als Reichslehen zu überlassen.

Im Laufe des eilften Jahrhunderts griff da aber eine andere Anschauung Platz. Zuerst in Norddeutschland, später auch im Süden, verstanden sich nun auch die mächtigsten Laienfürsten dazu, Vasallen der Reichskirchen zu werden. Aber freilich nur dafür, dass ihnen gewaltige Massen von Kirchengut zu Lehen gegeben wurden. Um der Ehre theilhaftig zu werden, einen so mächtigen Grafen, wie den von Stade zum Manne zu haben, musste Erzbischof Adalbert von Bremen ihm Kirchengut überlassen, dessen jährlicher Ertrag auf tausend Pfund Silber geschätzt wurde, während er dem Sohne des Herzogs von Sachsen über tausend Mansen lieh. Der Erzbischof von Trier gab sechshundert Mansen, um sich die Mannschaft

des Grafen von Lützelburg zu erwerben. Wie gewaltige Massen von Reichskirchengut auf diese Weise an die Laienfürsten kamen, ergibt insbesondere eine um 1160 entstandene Aufzeichnung über die Fürstenlehen von Fulda, die allerdings im einzelnen ungenau sein, im allgemeinen aber doch ein richtiges Bild davon geben wird, welche Ausdehnung dieses Verhältniss gewonnen hatte. Es heisst, in den verschiedenen Theilen des Reiches seien fühnzehntausend Mansen zu dreissig Fürstenlehen bestimmt gewesen, jedes zu fünfhundert Mansen; damit aber hätten sich die Fürsten nicht begnügt, so dass nun einzelne über dreitausend Mansen zu Lehen hätten (Belege Heerschild 87 ff.). Damit war nun dem Interesse des Reichs in dieser Richtung in ausgiebigster Weise gedient; denn von allen diesen Reichskirchenlehen hatten die Laienfürsten den Reichskriegsdienst ebenso zu leisten, als wenn es unmittelbare Reichslehen gewesen wären. Die davon zu stellende Mannschaft aber stritt bei den Reichskriegen zweifellos nicht unter dem Banner der Kirche, sondern unter dem des Laienfürsten, und die blosse Vergleichung der Zahl der Mannschaften, welche von einzelnen geistlichen und weltlichen Fürsten ins Feld geführt wurde, reicht demnach in keiner Weise aus, um uns die Bedeutung des Kirchengutes für das Reichskriegswesen zu vergegenwärtigen.

Das erhielt nun seinen Abschluss dadurch, dass in der staufischen Zeit auch die Könige selbst sich dazu verstanden, Vasallen der Reichskirchen zu werden (Näheres Heerschild 37 ff.). War da die Bahn einmal gebrochen, so musste das Verhältniss natürlich rasch die ausgedehntesten Dimensionen gewinnen, da der König sich mit wenigem nicht begnügte und die Kirchenfürsten nicht leicht in der Lage waren, dem Könige die Belehnung mit dem, was er wünschte, zu verweigern. Das kam dann aber zweifellos in erster Reihe wieder dem Reichskriegswesen zu Gute, da die Könige diese Lehen vorzugsweise zur Ausstattung der Reichsdienstmannschaft verwandt haben werden, welche in der staufischen Zeit vorzugsweise den Kern aller Reichsheere bildete.

Fassen wir Alles zusammen, so werden wir zweifellos sagen dürfen, dass der Reichskriegsdienst ganz überwiegend auf Grundlage des Reichskirchengutes geleistet wurde, theils



unter dem Banner der Kirchen von den kleineren Vasallen und den Dienstmannen derselben, theils unter dem Banner des Königs und der Laienfürsten von den Gütermassen, welche theils den Kirchen überhaupt genommen und zu Reichslehen verwandt, theils von den Kirchenfürsten selbst an König und Fürsten zu Lehen gegeben waren.

So sonderbar auf den ersten Blick eine Entwicklung scheinen mag, nach welcher der Kriegsdienst unmittelbar oder mittelbar gerade den Kirchen zur Last fällt, so wenig kann dieselbe im Allgemeinen befremden. Wollte man die Kirchen nicht von vornherein von jedem Grundbesitze ausschliessen, so liess sich auch nicht verhindern, dass überaus ausgedehnte Gütermassen in geistliche Hände übergingen. Das musste aber in Zeiten, wo die Kriegspflicht an den Grundbesitz geknüpft erscheint, die Wehrfähigkeit des Reiches empfindlich schwächen, wenn nicht Wege gefunden wurden, auch das Gut der Kirchen in dieser Richtung in ausreichendem Maasse heranzuziehen. Mochte das anfangs in mehr ungeregelter, das billige Mass überschreitender Weise geschehen, so ergab sich da allmählig eine festere Ordnung. Konnte aber der König nicht blos der Treue der geistlichen Vasallen sicherer sein, als der der weltlichen, sondern jetzt auch, wie es scheint, das Reichskirchengut in viel ausgedehnterer Weise für den Kriegsdienst in Anspruch nehmen, als das Lehngut der Laienfürsten, so hat der Gegensatz kaum mehr etwas Befremdendes, dass man früher den Kirchen ihr Gut nahm, um die Wehrfähigkeit des Reichs zu steigern, ihnen jetzt aber umgekehrt Reichsgut zu demselben Zwecke übergab.

V.

51. **Zum Investiturstreite.** Besetzung der Bisthümer durch den König. — 52. Würdigung des Verbotes der Laieninvestitur. — 53. Im Sinne der Beseitigung des Eigenthums der Laien am Kirchengute war dasselbe formelles — 54. und materielles Unrecht. — 55. Das Versprechen der Fortdauer der Leistungen konnte dem Reiche nicht genügen. — 56. Belassung der Rechte der geistlichen Herren. Bedrückung der Kirchen durch dieselben. — 57. Einfluss des Herrschaftsverhältnisses auf die ungleiche Vertheilung der kirchlichen Einkünfte. — 58. Hineinziehung der Pfarrkirchen in dasselbe. — 59. Nichtausdehnung des Investiturverbotes auf Geistliche. — 60. Zusammenhang mit dem Streben Gregor's VII nach Ausdehnung des Obereigenthums der römischen Kirche. Voraussichtlicher Erfolg einer Durchführung des Investiturverbotes bei den Reichskirchen. — 61. Ausgang des Investiturstreites. — 62. Spätere Entwicklung.

51. Unsere bisherigen Untersuchungen ergaben, dass einmal dem Reiche das Eigenthum an den Reichskirchen und an deren gesammtem Gute zustand; dass es sich weiter dabei keineswegs nur um ein formelles, seiner realen Befugnisse entkleidetes Recht handelte, dass dem Reiche vielmehr auch die ausgedehntesten Nutzungsrechte an diesem Gute zukamen. Es liegt auf der Hand, dass dieses Ergebniss insbesondere von Bedeutung ist für die richtige Würdigung des Investiturstreites. Es ist nicht meine Absicht, die bezüglichen geschichtlichen Thatsachen in ihrem Zusammenhange zu verfolgen. Kamen manche derselben schon bei den bisherigen Untersuchungen zur Sprache, so mögen hier schliesslich noch einige bezügliche Bemerkungen über Punkte ihre Stelle finden, welche mit dem Hauptgegenstande in näherer Verbindung stehen.

Die völlige Unvereinbarkeit des Verhältnisses mit den Interessen der Kirche liegt auf der Hand. Nicht gerade das Eigenthumsverhältniss selbst und die sich daraus ergebenden Leistungen an das Reich sind da das Massgebende. Blieb den Kirchen der Genuss, gingen die Leistungen nicht so weit, wie das im allgemeinen niemals behauptet wurde, dass für die eigentlich kirchlichen Bedürfnisse nicht genug erübrigte, so konnte die Kirche an und für sich ein Verhältniss recht wohl hinnehmen, ohne dessen Bestehen zweifellos nur ein geringer Theil des Gutes, welches sie besass, in ihre Hände gekommen wäre. Was aber vom kirchlichen Gesichtspunkte aus nicht hinzunehmen war, das war die aus jenem Verhältnisse sich ergebende Be-



setzung der Bisthümer durch den König. Dieser Punkt tritt denn auch bei dem Investiturstreite so sehr in den Vordergrund, dass man darüber damals, wie auch in neuerer Zeit, sehr häufig die massgebende Vorfrage nach dem Eigenthümer des Reichskirchengutes übersah.

Die Wirksamkeit der ganzen kirchlichen Ordnung wird natürlich durch nichts mehr bedingt sein, als dadurch, dass bei der Einsetzung ihrer wichtigsten Organe, der Bischöfe, die kirchlichen Gesichtspunkte den Ausschlag geben. Kann nun solchen auch bei Einsetzung durch den weltlichen Herrscher an und für sich immerhin Rechnung getragen werden, so wird das doch selbst da selten genügend der Fall sein, wo für den Bischof wesentlich nur seine Stellung als Würdenträger der Kirche in Betracht kommt. Bei der Doppelstellung des Reichsbisthums aber konnte davon nicht die Rede sein. Der Bischof war zugleich Beamter des Reichs, Verwalter des Gutes desselben. Der König beachtete zunächst natürlich diese Seite seiner Stellung; ihm musste in erster Reihe das Interesse des Reiches massgebend sein; vor den politischen und finanziellen Gesichtspunkten mussten die kirchlichen durchaus zurücktreten. Die eifrige Verwendung im Dienste des Reiches, nicht der Kirche, gab den Anspruch auf Erlangung der höchsten kirchlichen Würden. Vielfach auch Reichthum, wie das bei der materiellen Grundlage des Verhältnisses nicht befremden kann. Es schien nicht unbillig, wenn man von dem, dem die Kirche mit ihrem Gute auf Lebenszeit überlassen wurde, verlangte, dass er dafür auch aus seinem Eigengute zur dauernden Ausstattung der Kirche, deren Reichthum dann wieder dem Reiche zu Gute kam, nach Kräften beitrage; es ist bekannt, wie schwer bei der Einsetzung mancher Bischöfe das reiche Erbgut ins Gewicht fiel, das sie der Kirche zuwenden konnten. Aber dabei blieb es nicht. Bisthümer und Abteien wurden schliesslich an den Meistbietenden verkauft.

War damit gewiss auch den dauernden Interessen des Reiches nicht gedient, so musste insbesondere diese Ausartung des Verhältnisses dasselbe von kirchlichen Gesichtspunkten aus ganz unerträglich erscheinen lassen. Die kirchlichen Reformbestrebungen fassten denn auch bald die Besetzung von Kirchen durch Laien ins Auge; schon auf Synoden von 1059

und 1063 heisst es: *Et per laicos nullo modo quilibet clericus aut presbiter obtineat ecclesiam, nec gratis, nec precio.* Aber abgesehen von der verschiedene Deutungen zulassenden Fassung finden wir doch keine Versuche, das durchzuführen; man beschränkt sich darauf, gegen jene ärgste Ausartung, gegen die Simonie, mit grösstem Nachdrucke einzuschreiten. Darauf beschränkt noch Petrus Damiani im wesentlichen seine Forderungen, es freilich der Simonie gleichachtend, wenn jemand dem Hofdienste kirchliche Würden verdankt; die Verleihung der Kirchen durch die Fürsten betrachtet er allerdings als missbräuchlich, aber er nimmt sie als herkömmlich hin, ermahnt jene nur, dieselben nicht nach Willkür, sondern in gottgefälliger Weise zu besetzen; er findet es in der Ordnung, dass der Kaiser den unwürdigen Wigger von Ravenna entsetzt und fordert ihn auf, für einen tüchtigen Nachfolger zu sorgen (vgl. Epp. l. 1 ep. 13; l. 2 ep. 3; l. 7 ep. 2). Aber bei Fortdauer des bisherigen Zustandes war kaum darauf zu rechnen, auch nur die Simonie gründlich zu beseitigen. Was die Bewerber in erster Reihe im Auge hatten, waren weniger die Spiritualien, als das mit der Kirche verbundene weltliche Gut; dass derjenige, welcher über dieses zu verfügen hatte, dabei den eigenen Vortheil ganz ausser Acht lassen, dass er nicht immer solche finden sollte, welche zu einer Gegenleistung für die Verleihung der Temporalien bereit waren, war nicht leicht zu erwarten. Eben so wenig war natürlich zu erwarten, dass die weltlichen Herren der Kirchen sich freiwillig ihres herkömmlichen Rechtes begeben würden, das Gut nur einer ihnen genehmen Persönlichkeit zu verleihen. Bei der Doppelstellung insbesondere des deutschen Bisthums, wie sie sich geschichtlich einmal gestaltet hatte, war eine den Interessen beider Gewalten gerecht werdende Lösung wohl nur auf dem Wege gegenseitiger Verständigung zu erreichen. Aber statt die Lösung des Knotens zu versuchen, zog Gregor VII. es vor, ihn zu zerhauen; er sah einfach von jener Doppelstellung ganz ab, fasste die Bischöfe einseitig als Diener der Kirche. Ohne alle Verständigung mit den weltlichen Gewalten wurde 1075 das Verbot der Laieninvestitur erlassen, dasselbe dem Könige als vollendete Thatsache kundgegeben, mit der einfachen Forderung, sich zu unterwerfen, neben der es wenig bedeuten wollte, wenn der Pabst sich zu solchen Milderungen



bereit erklärte, welche mit dem Interesse der Kirche vereinbar sein würden. (Gregorii Reg. ed. Jaffé l. 3 ep. 10).

Mit dem einfachen Verbot der Investitur war nun allerdings dem kirchlichen Interesse in ausreichendster Weise genügt. Denn an die Investitur knüpften sich nicht allein die bisherigen Missbräuche, sondern der Einfluss des Königs auf die Besetzung der Bisthümer überhaupt. War sie beseitigt, so stand nichts mehr im Wege, dass diese ausschliesslich nach kirchlichen Gesichtspunkten erfolgte. War die Massregel aber eine vom kirchlichen Standpunkte aus zweckmässige, so ist es eine andere Frage, ob sie überhaupt oder wenigstens in der Weise, wie sie erfolgte, zugleich eine berechtigte war.

52. Bei der Würdigung des Verbotes der Laieninvestitur wird in der Regel vorwiegend der Gesichtspunkt eingehalten, dass es sich dabei um die Beseitigung der Verleihung von Kirchenämtern durch Laien handelte. Es ist nun allerdings richtig, dass das Verbot zunächst dadurch veranlasst war, dass das Investiturrecht thatsächlich eine Verfügung von Laien über Kirchenämter zur Folge hatte. Freilich nur thatsächlich. Formell hat die Investitur nie die Bedeutung gehabt, dass durch dieselbe ein Kirchenamt übertragen werde. Niemand behauptete, dass die Investitur des Königs jemand zum Bischof mache; kam die Consecration nicht hinzu, so war er wohl Besitzer der Güter des Bisthums, aber nicht Bischof. Allerdings lag in den Formen der Investitur manches, was den Gedanken an die Verleihung des Kirchenamtes durch dieselbe nahe legen konnte. Kirchlicherseits wurde das denn auch möglichst betont, um dadurch ihre Verbote zu rechtfertigen. Aber es handelte sich dabei doch um unwesentliche Dinge, deren Abstellung keinen Schwierigkeiten unterlegen haben würde.

Man wies einmal darauf hin, dass als Gegenstand der Investitur nicht blos das Gut der Kirche, sondern die Kirche selbst bezeichnet wurde. Das entsprach allerdings der damaligen Auffassung, wonach die Kirche selbst als im Eigenthum des Herrn stehend betrachtet wurde. Aber niemand dachte doch daran, dass mit der Kirche zugleich die in ihr zu übenden kirchlichen Befugnisse verliehen würden. Es handelte sich da im wesentlichen nur um einen herkömmlichen Sprachgebrauch; fand man diesen anstössig, so stiess seine Beseitigung sicher

auf keine Schwierigkeiten, wie diese Beseitigung wirklich später erfolgte, ohne dass von der einen oder andern Seite Werth darauf gelegt zu sein scheint; man gewöhnte sich allmälig, als Gegenstand der Investitur nicht mehr die Kirche selbst, sondern die Regalien oder Temporalien derselben zu bezeichnen (vgl. §. 20. 21).

Kaum mehr Bedeutung hatte es, wenn kirchlicherseits betont wurde, dass die Investitur gerade durch Ring und Stab, durch Symbole des bischöflichen Amtes geschehe. Es scheint allerdings, dass man auf Seiten des Reichs einen gewissen Werth darauf legte, nicht blos an der Sache selbst, sondern auch an der althergebrachten Form festzuhalten. Aber gewiss nicht in dem Masse, dass die blosse Forderung einer Aenderung der Form jemals die Verständigung hätte hindern können, wie es sie später nicht gehindert hat. Das Verbot bezog sich ja keineswegs nur auf die Investitur durch Ring und Stab, sondern auf die Investitur durch Laien überhaupt. Nur dann würden jene Formen eine irgend wesentliche Bedeutung gewonnen haben, wenn daraufhin wirklich von Seiten der Anhänger des Königs geltend gemacht wäre, dass durch die Investitur das Kirchenamt übertragen werde. Das ist nie der Fall; es wird von ihnen umgekehrt immer aufs bestimmteste betont, dass die Investitur sich nur auf die Temporalien beziehe. Schon den Verboten der Simonie gegenüber wurde geltend gemacht, dass bei Erkaufung der Investitur von Simonie eigentlich nicht die Rede sein könne, da damit ja nicht das *sacerdotium*, sondern lediglich die *possessio prediorum* erkauft werde; dass Simonie erst dann vorliege, wenn die Consecration erkauft sei. (Petri Damiani Epp. l. 1 ep. 13; l. 5 ep. 13). Formell war das auch zweifellos richtig.

Dagegen konnten nun freilich die Vertheidiger des Verbotes mit Recht geltend machen, dass mit dieser formellen Unterscheidung nichts gewonnen sei, dass thatsächlich durch die Investitur dennoch über das Kirchenamt verfügt werde, da eben nur der Investirte consecrirt werden könne. Allerdings hatte die Kirche es in der Hand, dem Investirten die Consecration zu verweigern; gingen dann aber dieser und der König auf die Rückgängigmachung der Investitur nicht ein, so führte das zu solchen Missständen für die bezügliche Kirche, dass eine An-



wendung dieser Massregel sich nur in den dringendsten Fällen empfehlen konnte.

Glaubte nun die Kirche, um diesen Misständen abzuhelfen, die Investitur ganz verbieten zu sollen, so war sie dazu an und für sich gewiss durchaus berechtigt. Die Bedingungen, unter denen sie das bischöfliche Amt ertheilen wollte, standen natürlich in ihrem Ermessen. Verweigerte sie demjenigen, der sich von einem Laien investiren liess, die Consecration, so widersprach das dem Herkommen; aber die Kirche hielt sich dabei doch auf dem Gebiete, welches ihr naturgemäss zustand, griff nicht in die Rechte Anderer ein. Natürlich unter der Voraussetzung, dass die Bischöfe nun auch auf alles verzichteten, was ihnen durch die Investitur übertragen war, auf Besitz und Nutzung des Kirchengutes. Es war freilich ein gewaltiges Opfer, wenn diejenigen, welche bisher mit Gütern dieser Welt besonders reich gesegnet waren, jetzt auf die Zehnten und die Gaben der Gläubigen hingewiesen sein sollten. Handelte es sich aber wirklich für die Kirche um eine Lebensfrage, konnte diese ohne freie Verfügung über die Besetzung der Bisthümer, wie sie mit der Investitur nicht vereinbar war, ihre Aufgabe nicht erfüllen, so durfte von rein kirchlichen Gesichtspunkten aus ein so scharfer Schritt nicht gescheut werden, wie ihn Pabst Paschal ja wirklich nicht gescheut hat. Freilich steht er ganz vereinzelt in der Kirche seiner Zeit.

53. Als Pabst Gregor die Laieninvestitur verbot, lag ihm nichts ferner, als auch nur das Geringste von dem aufzugeben, was die Kirchen auf Grundlage der Investitur besassen. Im vollsten Widerspruche mit dem bestehenden Rechte erklärte man, dass alles, was die Kirchen besassen, ihr Eigenthum sei und ihnen auch nach Fortfall der Investitur verbleiben müsse. In diesem Sinne erlassen bedeutete das Verbot der Laieninvestitur zugleich eine A u f h e b u n g d e s E i g e n t h u m s d e r L a i e n a m K i r c h e n g u t e, erscheint damit als ein so gewaltsamer Eingriff in die wohlerworbenen Rechte Anderer, dass er sich wohl nur neuern Massregeln vergleichen lässt, durch welche das bisher anerkannte Eigenthum der Kirche beseitigt und alles Kirchengut für Staatseigenthum erklärt wird.

Zur Entschuldigung liesse sich etwa geltend machen, dass man sich des f o r m e l l e n U n r e c h t e s, welches in solchem

Vorgehen lag, damals gar nicht bewusst war, dass man in der Investitur, in den Leistungen der Bischöfe und andern Befugnissen des Königs am Reichskirchengute lediglich missbräuchliche, wenn auch herkömmliche Rechte an einer fremden Sache sah; dass man wirklich alles, was die Kirchen besassen, auch für deren Eigenthum hielt; dass man nicht mehr erkannte, dass jene einzelnen Befugnisse nur Ausflüsse des Eigenthums am Kirchengute waren. In nöthiger Beschränkung mag das zuzugeben sein. Insbesondere mochte man zu Rom, wo die Eigenthumsfähigkeit der Kirchen nach römischem Rechte anscheinend immer anerkannt blieb, das wesentlich auf germanischen Anschauungen beruhende Rechtsverhältniss leicht verkennen. Aber auch sonst sieht man wohl, wie selbst Vertheidiger der Reichsrechte nicht einfach auf das Eigenthum des Reichs hinweisen, sondern die von der Kirche bestrittenen Einzelbefugnisse als Ausnahme anerkennen und als solche zu begründen suchen. So etwa, wenn man die Befugniss des Königs zur Investitur auf besondere Privilegien der Päpste Hadrian und Leo VIII. zurückführte, oder wenn man geltend machte, dass der mit dem heiligen Oele gesalbte König nicht als Laie zu betrachten sei. Aber man würde durchaus irren, wenn man annähme, das eigentliche Rechtsverhältniss sei jener Zeit unbekannt gewesen, und demnach behaupten würde, es sei unstatthaft, Berechtigung oder Nichtberechtigung auch für jene Zeit nach dem zu ermessen, was sich jetzt als Ergebniss der Forschung darstellt.

Es ist möglich, dass man in den dem Investiturstreite zunächst vorhergehenden Zeiten sich des zu Grunde liegenden Rechtsverhältnisses nicht bestimmter bewusst war, sich einfach an die einzelnen Befugnisse hielt. Das aber wusste man doch allgemein, dass die Investitur sich zunächst auf das Kirchengut bezog, dass nur diese ein Recht auf Besitz desselben gab; und es ist doch schwer abzusehen, wie sich, wenn auch die Eigenthumsfrage ausser Spiel blieb, der einseitige Erlass eines Gesetzes rechtfertigen liess, welches die Investitur beseitigte und dennoch dem Bischofe dasselbe Recht auf das Gut beliess. Jedenfalls musste dann aber in Folge des Investiturverbotes das Verhältniss der Gegenstand eingehendster Erörterungen werden. War das im Anfange vielleicht der Fall, so konnte



wenigstens im Verlaufe des Streites der eigentliche Sachverhalt nicht unklar bleiben. Es genügt ein Hinweis auf das in der spätern Zeit des Streites geschriebene Buch des Placidus von Nonantula de honore ecclesiae, um zweifellos zu machen, dass alles, was wir auf Grundlage der Ergebnisse unserer Forschung gegen die Berechtigung des Investiturverbotes einzuwenden hätten, auch damals wirklich gegen dasselbe geltend gemacht wurde. Er kennt die Bedeutung der Investitur ganz genau, weiss recht wohl, dass sie eine Befugniss des Eigenthümers ist (vgl. §. 8. 20); gerade von diesem Gesichtspunkte aus bekämpft er sie, weil das Heiligthum des Herrn nie Eigenthum von Laien sein dürfe. Bekämpft er die Behauptungen, dass der Kirche nur die Verfügung über die Spiritualien zustehe, die Temporalien aber Eigenthum des Reiches seien; dass die Kirchen wohl Mobilien, nicht aber Grundstücke und Hoheitsrechte zu Eigen haben könne; dass wenigstens an diesen dem Könige das Eigenthum zustehe, wenn man auch zugebe, dass Kirche und Kirchhof als Gott geweiht nicht Privateigenthum sein könne (Cap. 41. 43. 150), so sieht man doch deutlich, dass nicht davon die Rede sein kann, man sei sich in jener Zeit der wahren Sachlage überhaupt nicht bewusst gewesen.

Am bestimmtesten sprechen dafür aber die Abmachungen des Jahres 1111 (vgl. §. 23). Diesen sind natürlich die eingehendsten Erörterungen vorausgegangen. Wenn vom Pabste und zwar ganz ungezwungen im ersten Vertrage den Bischöfen und Aebten der Verzicht auf die Regalien befohlen wird, so liegt darin doch der bestimmteste Beweis, dass der Pabst und seine Rathgeber sich überzeugt hatten, dass das Verbot der Investitur ohne Verzicht auf das, was durch dieselbe übertragen wurde, ein Unrecht sei.

Mit diesem Vertrage war auf's bestimmteste der Weg zu einer dem Interesse der Kirche an canonischer Besetzung der Kirchenämter vollständig genügenden und doch kein Recht Anderer verletzenden Lösung der Frage vorgezeichnet. Man wird nicht läugnen können, dass mindestens von da ab der Kampf mit dem vollen Bewusstsein geführt wurde, dass es sich weniger um die Investitur, als um das Eigenthum am Reichskirchengute handelte. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dass der Kaiser auch später jeden Augenblick bereit

gewesen wäre, auf die Investitur zu verzichten; aber freilich nicht auf seine wohlbegründeten Rechte am Reichskirchengute. Die kirchliche Partei aber verlangte einfaches Eingehen auf ihre Forderung, ohne die sich aus dieser nothwendig ergebenden Gegenforderung zuzugestehen. Als der Kaiser 1119 den Verzicht unter der Formel: *Dimitto omnem investituram omnium ecclesiarum* anbot, genügte das den Bischöfen nicht; sie meinten, er werde daraufhin etwa die Güter der Kirchen einziehen oder verlangen, dass man sich mit diesen investiren lasse. Auch von einem Eingehen auf die vom Kaiser 1111 gemachte Concession, dass nur das vom Reiche selbst herrührende Gut zurückzustellen sei, zeigt sich keine Spur; in den Synodaldecreten von 1119 schliesst sich an die Erneuerung des Investiturverbotes unmittelbar die Bestimmung an, dass die gesammten Besitzungen der Kirche, *que liberalitate regum, largitione principum vel oblatione quorumlibet fidelium eis concessae sunt*, denselben für alle Zeiten verbleiben sollen (Jaffé Bibl. 5, 358. 362). Mindestens hätte man doch das Zugeständniss erwarten sollen, dass die Hoheitsrechte des Reichs, welche die Bischöfe verwalteten, nach Beseitigung der Investitur dem Reiche heimfallen müssten. Auch davon ist nicht die Rede; Placidus von Nonantula behauptet ausdrücklich, dass es auch für Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften, für Vogteien, Münzen und Städte keiner Investitur bedürfe, da dieselben Eigenthum der Kirchen seien (Cap. 150).

An Versuchen, solche Ansprüche der kirchlichen Partei zu rechtfertigen, hat es allerdings nicht gefehlt. Der Behauptung, dass die Kirchen des Grundeigenthums unfähig seien, begegnete man durch den Hinweis auf die Einrichtungen der Apostel, die Lehre der Väter, welche von einer Investitur nichts wisse, und die Gesetze der römischen Imperatoren. Und hätten die Kirchen früher nur einzelne Güter gehabt, so sei es klar, dass, seit Constantin dem Pabste das ganze Reich des Westens schenkte und dieser die Schenkung annahm, die Kirchen auch Herzogthümer und andere grosse Besitzungen zu Eigen haben könne. Damit hatte man freilich besten Falles nur die Fähigkeit der Kirchen zum Eigenthum überhaupt erwiesen, in keiner Weise aber, dass das, was sie damals besassen, nun auch wirklich ihr Eigenthum sei. Dass ihnen das geltende Recht der

Zeit, welches die Kirche seit Jahrhunderten im Interesse ihres weltlichen Besitzes hingenommenen hatte, das Eigenthum nicht zugestand, war nicht zu läugnen. Verkennen neuere Forscher, wie etwa Zöpfl, nicht, dass sich ein Eigenthum der Kirchen an ihrem Gute nur auf Grundlage des damals geltenden Rechtes begründen lasse, versuchen sie daher nachzuweisen, dass die Investitur das Eigenthum des Beliehenen an dem Geliehenen nicht ausschliesse, oder dass die Investitur sich nur auf gewisse Hoheitsrechte bezog, so ist mir aus jener Zeit nicht einmal der Versuch solcher Beweisführung bekannt geworden. Man erklärt einfach das Eigenthum der Laien an Kirchen und deren Gütern als etwas an und für sich Unzulässiges; das Heiligthum des Herrn könne nicht Privateigenthum sein; Spiritualien und Temporalien gehörten zusammen, wie Seele und Leib, könnten nicht Verschiedenen gehören; was einmal einer Kirche gewidmet sei, werde damit zum Eigenthum Gottes, beanspruche ein Laie noch Rechte an demselben, so sei das sacrilegische Anmassung. Es würde überflüssig sein, auf Beweisführungen näher einzugehen, welche den Boden des geltenden Rechtes ganz verlassen, nicht beachten, was Recht ist, sondern einfach von dem ausgehen, was nach dem Ermessen ihrer Partei Recht sein sollte. Von solchen allgemeinen Erwägungen aus konnte man eben so wohl zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen gelangen. Es war ebenso gerechtfertigt oder ungerechtfertigt, wenn eine andere Partei, auf das Beispiel und die Lehre Christi hinweisend, den weltlichen Besitz der Kirche überhaupt für Unrecht erklärte. Dass vom Boden des damals geltenden Rechtes aus, welches den Kirchen das Eigenthum an ihren Gütern absprach, sie aber im Besitze derselben schirmte, das Verbot der Laieninvestitur ohne Verzicht auf das Gut mindestens ein formelles Unrecht war, wird nicht zu bestreiten sein. Und dass es auch auf kirchlicher Seite nicht an Männern fehlte, welche unbefangen genug waren, das anzuerkennen, zeigt das Vorgehen P. Paschals.

54. Leichter würde sich anscheinend die Behauptung begründen lassen, dass in jenem Vorgehen wohl ein formelles, aber kein materielles Unrecht lag. Man könnte geltend machen, dass hier das Ausschlaggebende nicht das Eigenthum, sondern das Recht auf Besitz und Nutzung sei, wie es bisher

den Kirchen zustand, dass, wenn das bisherige Verhältniss sich unhaltbar erwies, es in der Billigkeit lag, dass nicht die Kirchen auf ihren Besitz, sondern die Herren auf ihr Obereigenthum verzichteten, welches, auf eine jetzt antiquirte Auffassung des germanischen Rechtes zurückgehend, anscheinend nur eine formelle Bedeutung hatte. Es zeigt sich ja auch sonst bei verwandten Entwicklungen, dass es schliesslich die Rechte des Obereigenthümers sind, welche, wenn eine Auseinandersetzung nicht mehr zu vermeiden ist, denen des Nutzeigenthümers zu weichen haben. Aber schon aus früher Gesagtem dürfte sich genügend ergeben, wie wenig eine solche Auffassung gerade hier zutreffen würde.

Ist unsere Annahme über die Entstehung des Privateigenthums an Kirchen und ihrem Gute richtig, so hatte dasselbe anfangs allerdings nur eine formelle Bedeutung. Gestand das germanische Recht der Kirche selbst die Fähigkeit zum Grundeigenthume nicht zu, so ergab sich das Bedürfniss nach einem Schutzeigenthümer, dessen Recht ihren Besitz deckte. Thatsächlich wurde durch das Eingreifen dieser Anschauung zunächst kaum etwas geändert, die Kirche besass, was sie auch ohnedem besessen haben würde; der Herr, der das Schutzeigenthum übernahm, hatte dabei anfangs wohl weniger eigenen Vortheil, als das Interesse der Kirche im Auge, genügte damit einer frommen Verpflichtung; wurden ihm einige Vortheile aus dem Kirchengute zugewandt, so mochte das als billiger Ersatz gelten für die Bemühungen, welche jenes Verhältniss ihm auferlegte. Hätte dasselbe einfach auf dieser Grundlage fortgedauert, so hätten sich manche Missbräuche ansetzen mögen; aber es würde kaum grossen Schwierigkeiten begegnet sein, das ganze Verhältniss wieder zu beseitigen, sobald die geänderten Anschauungen den Kirchen selbst die Aufrechthaltung desselben entbehrlich machten. Wenigstens in materieller Beziehung würde es sich dann zweifellos gerechtfertigt haben, wenn man für die Kirchen das als freies Eigenthum in Anspruch nahm, was von jeher ihr Eigenthum gewesen sein würde, wenn jener Umstand nicht genöthigt hätte, es formell als Eigenthum ihres Herrn zu behandeln.

So lagen diese Dinge aber nicht mehr, als das Verbot der Laieninvestitur erfolgte. Die Rechte der Herren an ihren

28*

Kirchen und an deren Gute hatten im Laufe der Zeit die weitgreifendste materielle Bedeutung gewonnen, es handelte sich dabei gewiss nicht selten um ihre einträglichsten Vermögensrechte. Allerdings mögen in der gewaltthätigen fränkischen Zeit die Befugnisse der Herren am Kirchengute zunächst missbräuchlich weiter ausgedehnt sein. Würde es sich nur darum handeln, so liesse sich immerhin behaupten, es sei unbillig gewesen, von der Kirche zu verlangen, dass sie mit Rücksicht auf Befugnisse, welche sich missbräuchlich entwickelt hatten, ihrem Güterbesitze entsagen sollte.

Solchen Einwürfen gegenüber scheint mir der Umstand durchaus ausschlaggebend zu sein, dass die Kirche zweifellos den grössten Theil ihres Güterbesitzes ohne jene Ausdehnung der Befugnisse der Herren gar nicht erworben haben würde. Steigerten sich die Ansprüche der Herren, so ergab sich für die Kirchen dadurch eine Ausgleichung, dass sie nun auch von den Herren mit um so reichern Schenkungen bedacht wurden. Auch da, wo diese zunächst religiösen Motiven entsprangen, mussten sie doch zweifellos gar sehr durch die Erwägung gefördert werden, dass damit zugleich die Leistungsfähigkeit der Kirchen und die Einkünfte der Herrschaft gesteigert wurden, dass demnach das Opfer, welches bei anscheinend sehr bedeutenden Vergabungen gebracht wurde, ein sehr geringes war, thatsächlich wohl oft gar kein Opfer vorlag. Dann aber finden wir bereits in karolingischer Zeit diese Verhältnisse so auf die Spitze getrieben, dass zweifellos unter Beseitigung aller religiösen Motive vielfach Kirchen nur desshalb gegründet und dotirt wurden, um damit ein nutzbringendes Geschäft zu machen (vgl. Rettberg Kirchengesch. Deutschl. 2,619). Insbesondere wird auch in dieser Richtung das Recht des Herrn auf Besetzung der Kirche zu beachten sein; viele Kirchen wurden sichtlich nur gegründet und dotirt, um einen Sohn oder eine Tochter als Abt oder Aebtissin angemessen zu versorgen; das Gut, welches man selbst der Kirche zuwies, vergrösserte sich durch die Gaben der Frommen; es war damit dem Geschlechte eine reiche Einkommensquelle, eine bequeme Gelegenheit zur Ausstattung einzelner Familienglieder für immer gesichert. Und das Bewusstsein, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, wurde dadurch kaum geschmälert; es konnten trotz alledem zugleich

religiöse Motive in wirksamster Weise eingreifen. Das aber wird sich nicht bestreiten lassen, dass die meisten gar nicht daran gedacht haben würden, solche Gütermassen kirchlichen Zwecken zu widmen, wären das Eigenthum und die sich daraus ergebenden Nutzungen und Befugnisse nicht ihnen und ihren Erben geblieben.

Alles das trifft aber die Reichskirchen in erhöhtem Masse. Wir führten schon früher aus (vgl. §. 43), wie bei den umfassenden Vergabungen der Könige an die Reichskirchen nicht religiöse, sondern politische und finanzielle Motive durchaus das Ausschlaggebende waren. Bei den ausserordentlichen Leistungen, zu welchen die Reichskirchen verpflichtet waren, wird man sich da von der Auffassung eines wesentlich nur formellen, seiner realen Befugnisse entkleideten Eigenthumes des Reiches ganz losmachen müssen. Man wird umgekehrt gerade bei den Reichskirchen sagen müssen, dass es sich hier bei der einzelnen Kirche nur um ein formelles Recht auf das ihr zugewiesene Gut handelt, ihre Beziehung zu demselben sich wesentlich darauf beschränkt, dass ihr zeitiger Vorsteher dasselbe für das Reich verwaltet. Es liegt auf der Hand, dass, so lange dieses Verhältniss fortbestehen sollte, der König nicht zugeben konnte, dass Bisthümer und Abteien des Reiches ohne seine entscheidende Einflussnahme besetzt wurden. Wollte die Kirche das nicht mehr zugestehen, so war offenbar nicht blos formell, sondern auch materiell die Forderung durchaus berechtigt, dass dem Reiche das Gut zurückgestellt wurde, welches zweifellos seiner Hauptmasse nach ohne Voraussetzung des dem Reiche verbleibenden Eigenthums nie in den Besitz der Kirchen gekommen wäre.

Nur in einer Beziehung konnte da das Festhalten am formellen Rechte in vollem Umfange als unbillig erscheinen. Das gesammte Gut der Reichskirchen war Eigenthum des Reiches, konnte von diesem beansprucht werden, wenn es auf die Investitur verzichten sollte. Aber nur bei der Hauptmasse, nicht bei allen, handelte es sich um ursprüngliches Reichsgut. Die Billigkeit schien zu fordern, dass den Reichskirchen wenigstens das verbleibe, was ihnen nicht von den Königen geschenkt war. Diesem Gesichtspunkte wurde ja aber auch im Vertrage von 1111 bereitwilligst Rechnung getragen (vgl. § 23).



Aber die kirchliche Partei wollte von keiner Lösung wissen, als einer solchen, welche den Kirchen alles als Eigenthum beliess, was ihre Vorsteher bisher auf Grund der Investitur besessen hatten.

55. Die Berechtigung der Behauptung, dass das Königthum ohne die Leistungen aus dem Reichskirchengute der Lösung der ihm obliegenden Aufgaben nicht mehr gewachsen sein würde, konnte man freilich nicht bestreiten. Man wagte es daher auch nicht, die Beseitigung dieser Leistungen, die doch aufs engste mit der Investitur zusammenhingen, zu verlangen. Es wird umgekehrt wohl betont, dass das Verbot der Investitur die Fortdauer der Leistungen an das Reich nicht zugleich in Frage stellen müsse. So erklärt P. Gregor schon 1077, dass es nicht seine Absicht sei, durch das Verbot das zu beseitigen, *quod ad servitium et debitam fidelitatem regi pertinet* (Greg. Reg. l. 5 ep. 5). Bei den Verhandlungen von 1119 wird besonderes Gewicht darauf gelegt. Der Bischof von Chalons stellt dem Kaiser vor, dass er, ohne investirt zu sein seinem Könige *de tributo, de milicia, de theloneo et de omnibus que ad rem publicam pertinebant antiquitus,* eben so diene, wie die deutschen Bischöfe dem Kaiser; er erklärt es später für unwahr, dass der Pabst dem Reiche etwas entziehen wolle derselbe sei vielmehr bereit, den Bischöfen zu befehlen, *ut in exhibitione miliciae et in ceteris omnibus, in quibus tibi et antecessoribus tuis servire consueverant, modis omnibus deservian* (Jaffé Bibl. 5,354.359). Auch Placidus von Nonantula berühr das Verhältniss mehrfach; Leistungen aus Kirchengut an Laien die sich auf den Willen der Stifter gründen, erklärt er für zulässig; er gesteht auch dem Kaiser zu, was derselbe sich be Schenkungen ausdrücklich vorbehalten habe oder was alther gebracht sei; der Zins gebühre dem Kaiser und sei auch vo den Aeckern der Kirche zu zahlen. Aber befreunden kann e sich sichtlich mit jenen Leistungen nicht, er lässt wiederhol durchblicken,. dass der Kaiser doch wohl besser thue, seine Seelenheiles willen freiwillig auf jene Leistungen zu verzichten; seine eigene Ansicht geht wesentlich dahin, dass die Kirch dem Kaiser genug leiste, wenn sie das Volk zum Gehorsar anhalte, während sie in dringender Noth des Reiches ein *Subsidium caritatis* nicht verweigern werde. Insbesondere abe

macht er die Statthaftigkeit solcher Leistungen davon abhängig, dass sie nicht gegen die Canones verstossen (vgl. Cap. 56. 81. 117. 140. 151).

Und damit ist zweifellos der Punkt bezeichnet, der solche Zusicherungen als durchaus ungenügend für das Reich erscheinen lassen musste. Man könnte sagen, wenn dem Reiche alle Leistungen gewahrt blieben, so war es gleichgültig, ob das Gut, auf dem sie hafteten, als Eigenthum des Reichs oder der Kirchen betrachtet wurden. Aber es würde sich gar bald gezeigt haben, wie wenig es sich bei dieser Aenderung der rechtlichen Natur des Gutes um Unwesentliches handelte. Blieb dasselbe Reichsgut, so war auch ferner das weltliche Recht für dasselbe massgebend; das Urtheil darüber, zu welchen Forderungen der König berechtigt sei, zu welchen nicht, stand lediglich den Reichsfürsten zu; die Leistungen waren dadurch gesichert, dass dem Bischofe, der seine Pflichten gegen das Reich hintansetzte, durch Spruch der Fürsten das Gut aberkannt wurde. War aber das Reichskirchengut einmal als Eigenthum der Kirchen anerkannt, wie das nach den Forderungen der kirchlichen Partei auch äusserlich darin seinen Ausdruck finden sollte, dass der Bischof die Investitur, statt vom Könige, fortan vom Erzbischofe zu erhalten habe (Plac. Non. c. 81), so unterlag dasselbe fortan einfach der kirchlichen Gesetzgebung. Wie bald diese die verschiedenen Leistungen aus Kirchengut an Laien für uncanonisch erklärt und mit ihnen aufgeräumt haben würde, wird keiner nähern Begründung bedürfen. Schon mit den damals geltenden Kirchengesetzen wäre eine Fortdauer der bisherigen Befugnisse unvereinbar gewesen. Um von den Verboten des Spolienrechtes und Regalienrechtes abzusehen, mag ein Hinweis auf das in der Zeit des Investiturstreites mehrfach wiederholte Verbot genügen, Kirchengut an Laien zu Lehen zu geben. Dagegen war gewiss nichts einzuwenden, wenn man sich in die Zeiten der Apostel und älteren Kirchenväter, auf welche man sich immer berief, zurückversetzte. Aber wie war es durchzuführen ohne Schädigung des Reiches, nachdem das ganze Reichskriegswesen wesentlich auf den Lehen aus Kirchengut beruhte? Womit sollten die Reichsbischöfe ihrer Kriegspflicht genügen, wenn ihnen nicht mehr gestattet war, das ihnen heimfallende Gut wieder zu Lehen zu geben?



Und dagegen hätte bei den Gesichtspunkten, welchen die kirchliche Partei in diesen Dingen folgte, selbst ein Privileg des Pabstes, welches dem Reiche alle bisherigen Leistungen verbürgt hätte, keinerlei Schutz gewähren können. Man darf nicht vergessen, dass auch die kirchliche Partei in der Investitur keineswegs eine blosse Anmassung des Kaisers sah, dass sie die damals allgemeine Annahme nicht bestritt, dass das Recht zur Investitur den Kaisern durch Pabst Hadrian verliehen sei. Aber das hielt sie nicht ab, dennoch die einseitige Aufhebung dieses Rechtes für durchaus gerechtfertigt zu halten. Der Pabst, hiess es, habe nichts bewilligen dürfen, was mit der Lehre der Schrift und der Väter nicht in Einklang zu bringen sei. Oder man gab zu, dass das päbstliche Privileg den Verhältnissen früherer Zeiten entsprochen haben möge, dass das aber seine Zurückziehung nicht hindern könne, wenn jetzt das Interesse der Kirche das erfordere (vgl. Plac. Non. c. 67. 69. 70. 102. 116). Welche Stellung die kirchliche Partei den eidlich bekräftigten Zusicherungen Pabst Paschals gegenüber einnahm, ist bekannt. Ging sie von dem Grundsatze aus, dass demjenigen, was die Kirche als durch ihr Interesse gefordert erklärte, jedes entgegenstehende Recht zu weichen habe, wie bestimmt es auch begründet sein möge, so verloren alle Versprechungen der Kirchengewalt ihren dauernden Werth; begab sich der König einmal der Mittel, Achtung seines Rechtes nöthigenfalls erzwingen zu können, so konnten ihm alle Verbriefungen und Schwüre keine Bürgschaft für Einhaltung desselben geben.

Fassen wir alles zusammen, so wird ein Unbefangener die Berechtigung des insbesondere von K. Heinrich V. dem Investiturverbote gegenüber eingenommenen Standpunktes nicht wohl bestreiten können. Er steifte sich in keiner Weise auf sein wohlbegründetes formelles Recht. War die Doppelstellung des Bisthums mit dem Interesse der Kirche nicht mehr vereinbar, so war er bereit, das ganze Verhältniss zu lösen, in den Bischöfen nur noch Organe der kirchlichen Ordnung zu sehen, die Art ihrer Einsetzung den Bestimmungen der kirchlichen Gesetzgebung anheimzugeben. Dann aber konnten die Bischöfe nicht mehr ferner Beamte des Reiches, Verwalter seines Gutes sein. Wollte man darauf kirchlicherseits nicht verzichten, so

musste auch der Kaiser an seinem Investiturrechte festhalten, da der ganzen Sachlage nach nur durch dieses die Interessen des Reichs genügend gewahrt erscheinen konnten. Hielt die kirchliche Partei die ihr angebotene Freiheit der Kirche, unter der man damals vorzugsweise die Beseitigung des kaiserlichen Einflusses auf die Bischofswahlen verstand, durch Verzicht auf das Reichskirchengut für zu theuer erkauft, so war das nicht Schuld des Kaisers.

56. Wenn Pabst Paschal in dieser Richtung mit seiner nur das wahrhaft kirchliche Interesse ins Auge fassenden Ansicht anscheinend ganz allein stand, so wird das manche Bedenken bezüglich der Motive der kirchlichen Forderungen erregen müssen. Das ganze Vorgehen der kirchlichen Partei scheint doch mehr hierarchischen, als eigentlich religiösen Gesichtspunkten zu folgen. Mindestens müssen die Führer der Partei überzeugt gewesen sein, dass bei der Masse derselben die Anhänglichkeit an das weltliche Gut zu gross sei, als dass man, wenn man ihr dieses nicht zu sichern wusste, noch auf sie hätte rechnen dürfen. Und darauf scheint insbesondere noch ein anderer Umstand zu deuten, der bei Erörterung dieser Verhältnisse wenig berücksichtigt zu werden pflegt, nämlich die Belassung der Rechte geistlicher Herren. Man darf nicht übersehen, dass die Herrschaft über Kirchen in früher besprochener Weise keineswegs nur in den Händen von Laien war, dass es sich vielmehr wohl überwiegend um geistliche Herren handelte und zwar sehr gewöhnlich um solche, welchen die kirchliche Ordnung selbst an der betreffenden Kirche keinerlei Ansprüche eingeräumt haben würde, deren Befugnisse ebenso auf das weltliche Recht zurückgingen, wie die der Laien.

Wenn trotzdem dieses Verhältniss ganz unberührt blieb, so würde man gar sehr irren, wollte man den Grund etwa darin suchen, dass die geistliche Herrschaft für die unterworfenen Kirchen weniger empfindlich gewesen sei und das kirchliche Leben weniger beeinträchtigt habe. Ueberaus häufig finden sich Zeugnisse für das Gegentheil, für die grössere Bedrückung der Kirchen durch geistliche Herren. Wenn die Reichsabteien sich ausnahmslos dagegen sträubten, an Bischöfe gegeben zu werden, wenn das Bisthum Gurk die Versuche, die Herrschaft des Salzburger Erzbischofs mit der



des Reichs zu vertauschen, wieder und wieder erneuete, so wird man darin sicher nicht blos ehrgeiziges Streben nach Reichsunmittelbarkeit sehen dürfen. Verlangte das Reich viel, so scheinen die geistlichen Herren durchweg noch mehr verlangt zu haben. Als S. Emmeran im zehnten Jahrhunderte vom Reiche an die Bischöfe von Regensburg gekommen war, setzten diese gar keinen Abt ein, verwandten die Einkünfte für sich und liessen die Mönche bittere Noth leiden, es ihnen selbst überlassend, sich Unterhalt und Kleidung wie immer zu verschaffen (Vita S. Wolfkangi, Mon. Germ. 6, 532); noch im zwölften Jahrhunderte werden dem Kloster vom Bischofe Güter restituirt, welche seine Vorgänger damals unbefugt zu Lehen gegeben hatten (Ried Cod. dipl. 1. 234). Um 980 gab der Bischof von Toul fast das ganze Gut der Klöster Moyenmoutier und S. Dié an die Herzogin und einen Sohn nach ihr zu Benefiz, nur die Klöster selbst mit unbedeutendem Gute in seiner Hand behaltend (Vita S. Gerardi, Mon. Germ. 6, 503). Benedictbeuern kam 1052 an Bischof Nitker von Freising, von dem es viel zu leiden hatte; es folgte Bischof Ellenhard, *qui plus quam antecessor in nostra cervice crassatus est;* der Abt wird vertrieben, ein anderer eingesetzt. Weiter wurde die Abtei an Bischof Albero von Trient gegeben, bis endlich das Schlimmste kam, die Vergabung an den Sprengelbischof. *Initium dolorum hoc; etenim exteriores dominos pati, quorum tamen spiritali obedientia non constringimur, grave est et revera permolestum; habere vero dominum et cum illo manum conserere, qui utroque gladio pugnat, mortale est et exitio proximum; denique duo Frisingenses et ille Tridentinus nobis a tergo fuerunt, qui spiritaliter constringere non potuerunt; Augustensis vero nobis in fronte est, faciem ferit, habens potestatem sive spiritaliter examinandi sive materialiter opprimendi;* worauf dann seine Gewaltthaten erzählt werden (Chr. Benedictobur., Mon. Germ. 11, 234). Um die Mark Bullion erkaufen zu können, veräusserte der Bischof von Lüttich 1096 die Kirchenschätze des Klosters Lobbes (Gesta abb. Lobb., Mon. Germ. 21, 318). Der Kaiser sagt 1104, dass die Abtei Schwarzach, seit sie vom Reiche an den Bischof von Speier gegeben, ganz heruntergekommen sei, weil die Bischöfe die Güter an ihre Mannen zu Lehen gaben und unerschwingliche Abgaben verlangten (Guden Sylloge 454). Die

Reichsabtei Nienburg war 1166 unter ausdrücklichem Vorbehalt ihrer Güter und Rechte an Magdeburg vertauscht; alsbald kam der Erzbischof *tamquam probaturus iugà boum*, *quae emerat*, forderte unmässiges Servitium und nahm der Abtei einen Theil ihres Gutes (Chr. M. Sereni ed. Eckstein. 36).

57. Besonders beachtenswerth scheint mir aber weiter zu sein, dass jenes Herrschaftsverhältniss die ausserordentliche Ungleichheit der Vertheilung der kirchlichen Einkünfte vorzugsweise herbeiführte. Wenn in den kirchlichen Streitschriften jener Zeit die religiösen Zwecke betont werden, denen das Kirchengut dienen soll, wenn darauf hingewiesen wird, wie dasselbe eigentlich ein Gut der Armen sei, nur nebenbei auch den Priestern den nöthigen Unterhalt sichern solle, so mochte sich solche Auffassung leicht mit Stellen der Väter belegen lassen. Aber den thatsächlichen Zuständen jener Zeit entsprach sie in keiner Weise. Nur in sehr untergeordneter Weise kam das Kirchengut eigentlich kirchlichen oder wohlthätigen Zwecken zu Gute. Seiner Hauptmasse nach diente es dazu, eine verhältnissmässig geringe Zahl kirchlicher Würdenträger zu bereichern, ihnen zu gestatten, in Aufwand jeder Art mit den mächtigsten weltlichen Grossen zu wetteifern oder sie zu überbieten.

Der Grund ist vorzugsweise darin zu suchen, dass das Recht auf Besitz und Nutzung des Gutes nur durch Investitur erworben werden konnte und durch diese das Recht nicht der gesammten kirchlichen Anstalt, sondern nur ihrem zeitigen Vorsteher übertragen wurde, so dass auch nur diesem die Verfügung über dasselbe zustand. Er hatte allerdings die Verpflichtung, für die Bedürfnisse des Gottesdienstes und den Unterhalt der andern zur Kirche gehörigen Personen zu sorgen; aber wie er das thun wollte, lag zumeist in seinem Ermessen. Kirchliche Vorschriften konnten da kaum einen durchgreifenden Erfolg haben, wenn das weltliche Recht nur ein Verfügungsrecht des Investirten anerkannte. Sollten die Aebte die Einkünfte der Ordensregel gemäss verwenden, so finden sich schon früh Beispiele ganz willkürlichen Vorgehens (vgl. Roth Beneficialw. 263.) Später finden wir dann fast in jeder Klosterchronik Klagen darüber, wie manche Aebte die Mönche Noth leiden liessen, für den Gottesdienst ungenügend sorgten, nur auf sich



und ihre Verwandten dachten, vor allem durch Ausbeutung des Kirchengutes die Summen, welche die Investitur sie gekostet hatte, wieder einzubringen suchten.

Allerdings befanden sich nun in ähnlicher Weise, wie das Gut einer Reichskirche Reichsgut ist, das aber mit der bestimmten Kirche dauernd verbunden sein soll, auch innerhalb des Gesammtgutes eines Bisthums oder einer Abtei Gütermassen, welche dauernd für eine gewisse Einzelkirche, für gewisse Personen bestimmt waren. Diese ergaben sich häufig daraus, dass eine schon mit Gütern ausgestattete Kirche vom Bischofe oder Abte unter der ausdrücklichen oder stillschweigenden Bedingung erworben war, dass er derselben ihr Sondergut belassen solle, was dann freilich oft genug nicht eingehalten wurde. Oder der Herr hatte selbst einen bestimmten Theil des Gutes für immer ausgeschieden, so insbesondere der Bischof für das Capitel oder für die von ihm gegründeten Klöster, der Abt für den Convent. Hielt er sich nicht daran, so mochte das sündhaft sein, aber auf dem Rechtswege war kaum etwas auszurichten; auch das Gut der Capitel war gegen Willkür des Bischofs oft wenig gesichert (vgl. z. B. Cod. Udalr. ep. 20); höchstens, dass päbstliche und kaiserliche Bestätigungsbriefe da einigen Schutz gewährten.

Mit diesen ausgeschiedenen Gütermassen wurde dann aber wieder von dem Bischofe als Herrn in der Regel nicht die ganze Congregation, sondern der Abt, Probst oder sonstige Vorsteher investirt. Durch die Leistungen, zu welchen dieser verpflichtet war, zog dann der Herr seine Nutzungen aus dem besonderen Kirchengute, über dessen Einkünfte übrigens zunächst nur der Investirte zu verfügen hatte. Das konnte sich mehrfach fortsetzen. Auf solche Weise mussten natürlich die Erträgnisse des Kirchengutes vorzugsweise dazu dienen, den hochgestellten Würdenträgern ganz unverhältnissmässige Einkommen zuzuwenden. Durch Bestimmung der Gründer, durch Herkommen, durch ausdrücklichen Verzicht des Herrn konnten sich da wohl engere Schranken feststellen. Aber auch dann erscheint doch immer derjenige, der das Kirchenvermögen in Investitur hatte, ganz unverhältnissmässig bedacht. Die Capitelskirche zu Coblenz gehörte dem Sprengelbischofe, dem Erzbischofe von Trier; dieser investirte den Probst. Hier war der

Probst sowohl bezüglich der Einkünfte, wie der Zutheilung der Pfründen sehr beschränkt; aber ein volles Drittel des gesammten Kirchengutes und der Zehnten war für ihn ausgeschieden. Und das wird als ein sehr günstiges Ausnahmsverhältniss betrachtet; die Gründer hätten erwogen, *quod quam plures aliarum ecclesiarum prepositi iure dispensatorio, quod habebant, sepe et nimis abusi sunt; bona namque ecclesie distraxerunt plurima in alienos usus, residuumque ad usum proprium converterunt; si quid quoque victualium aliquando restituerunt, id demum, quod vilius et levioris precii inveniebatur, fratribus tenuiter et minus iusto dederunt* (Beyer U. B. 2, 355). Vereinzelt suchte man daher auch wohl das ganze Verhältniss fern zu halten; 1045 hatte der Erzbischof von Bisanz bezüglich der von ihm gegründeten Collegiatkirche S. Paul bestimmt, *ne in loco supra nominato abbas ponatur, nec prepositus ordinetur, quia hoc magistrorum genus, posthabitis fratrum commodis, lucro inhiat proprietatis; decanus constituatur ad regimen, qui a fratribus eligatur* (Böhmer Acta 54).

58. Am nachtheiligsten für das kirchliche Leben war aber zweifellos die Hineinziehung der Pfarrkirchen in diese Verhältnisse. Bezüglich ihrer ergab sich schon in früherer Zeit eine verwandte Stellung dadurch, dass der Bischof als Eigenthümer des Gutes der Kirchen seines Sprengels betrachtet wurde. Der Uebergang zu der spätern Auffassung ergab sich da leicht; der Bischof galt nun, wo kein anderer Herr vorhanden war, als Herr der Kirchen; diese wurden zum Gute des Bisthums gerechnet. Wäre dieses der kirchlichen Regel entsprechende Verhältniss das allgemeine gewesen, so würden herkömmliche Leistungen an den Bischof, wie sie auch früher stattfanden, gerade keinen Bedenken unterlegen haben. Aber dabei ist es nicht geblieben. Einmal standen eine grosse Zahl von Seelsorgskirchen in Folge der Gründung und Dotirung von vornherein unter anderer Herrschaft, indem die Gründer sich das Eigenthum vorbehielten oder die Kirche einem andern geistlichen Herrn, als dem Sprengelbischof, unterwarfen. Dann aber verfügten nun die Bischöfe auch über die Pfarrkirchen, welche sich von altersher im normalen kirchlichen Verhältnisse zu ihnen befanden, ganz wie über anderes Kirchengut. Es erging damit, wie mit den Zehnten; sie wurden vom Bischofe



verschenkt, vertauscht, auch an Laien zu Lehen gegeben; vorzugsweise aber als nutzbringendes Gut einzelnen Würdenträgern oder Klöstern zugewiesen. Und die Aebte verfügten dann wieder sehr willkürlich über die ihren Klöstern gehörigen Kirchen; noch 1156 vertauschte der Abt von Epternach vier und zwanzig Kirchen gegen einen grösseren Grundbesitz an den Grafen von Holland (v. d. Bergh, Oorkondenb. 1, 96). Die kirchliche Gesetzgebung hielt dem gegenüber wohl immer das normale Verhältniss im Auge, verstand sich da aber doch selbst zu weitgehenden Concessionen (vgl. Philipps K. R. 7, 333 ff.) während die Urkunden zeigen, dass man thatsächlich weit über diese hinausging.

Die Folge davon war nun vor allem die, dass die Einkünfte aus dem Vermögen der Kirche nicht dieser, dem an ihr bestellten Geistlichen und mittelbar der bezüglichen Gemeinde zu Gute kommen, sondern in erster Reihe dazu dienten, das Einkommen des Herrn zu mehren. Der vom Herrn investirte Pfarrer oder Vicar wurde auf das Allernothwendigste beschränkt. Dass die Ansprüche der Herrschaft sich auf bestimmte Leistungen beschränkten, scheint der seltenere Fall gewesen zu sein. Eine Pfarre, die früher Erblehn der Grafen von Vianden war, 1187 vom Abte von Prüm an das Stift gegeben wird, hat jährlich neunzig Scheffel Weizen zu liefern, während das Uebrige dem Pfarrer bleibt. Der Erzbischof von Trier schenkt 1208 einem Kloster eine Pfarrkirche mit den zugehörigen Gütern und bestimmt, dass von dem bisher dem Pfarrer zukommenden Drittel der Einkünfte fortan der Vicar nur noch die Hälfte haben soll. Der Vicar einer 1212 an Karden geschenkten Kirche hat nur ein Drittel gewisser Zehnten, alles andere kommt an das Stift. Am häufigsten scheinen alle Einkünfte von vornherein der Herrschaft zuzustehen, die lediglich verpflichtet ist, den Vicar mit Nahrung und Kleidung zu versehen; bei einer Pfarre des Klosters Oeren ist ausdrücklich bestimmt, dass er auch *fructum laboris sui sive in oblationibus sive in elemosinarum largitionibus* gewissenhaft an die Stiftdamen abzuliefern habe (Beyer U. B. 2, 127. 278. 323. 327). Und selbst jener Verpflichtung kamen die Herren oft so ungenügend nach, dass die kirchliche Gesetzgebung sich mehrfach zum Eingreifen veranlasst sah (vgl. Phillips K. R. 7, 349).

So drückte die ganze Last dieser Zustände schliesslich vorzüglich auf die Seelsorgsgeistlichkeit, auf die untersten, aber für die Durchführung der kirchlichen Aufgaben in weitesten Kreisen wichtigsten Organe der kirchlichen Ordnung. Was ursprünglich für die Bedürfnisse der Ortsseelsorge bestimmt war, kam unmittelbar oder mittelbar entfernten Würdenträgern oder ohnehin reichen Abteien zu Gute. Während Bischöfe und Aebte, Pröbste und Stiftsherren reich gesegnet waren mit Gütern dieser Welt, macht alles den Eindruck, dass die regelmässige Seelsorge überwiegend in den Händen solcher war, welche mit der Noth des Lebens zu kämpfen hatten. Was das für das kirchliche Leben bedeuten musste, werden wir nicht ausführen dürfen.

59. Diesen Verhältnissen gegenüber muss die Nichtausdehnung des Investiturgebotes auf Geistliche gewiss befremden. Es treten da eine Reihe Uebelstände zu Tage, die ihren Grund in der Investitur überhaupt, nicht gerade in der Investitur durch Laien hatten. Das Hauptübel lag darin, dass das Gut der einzelnen Kirchen einem fremden Herren gehörte, ohne dessen Uebertragung der Vorsteher der Kirche nicht in den Besitz des Gutes gelangen konnte. Das beeinträchtigte das kirchliche Leben da, wo der Herr ein Geistlicher war, nicht weniger, als da, wo er ein Laie war. Ob der König oder aber ein fremder Bischof einen Günstling einsetzte, begründete doch kaum einen Unterschied. Und durch Simonie wurden Kirchen von Bischöfen und andern geistlichen Würdenträgern eben so wohl, wie von Laien erlangt. Wollte man da im Interesse der kirchlichen Gesammtordnung mit voller Entschiedenheit vorgehen, so musste man nicht blos die Laieninvestitur, sondern die Investitur überhaupt, wenigstens in der Form und Bedeutung, welche sie damals hatte, beseitigen, jeder Kirche die volle Nutzung ihres Gutes, so weit es sich nicht um allgemeingültige Abgaben an die kirchlichen Obern handelte, sichern, sie von jeder Abhängigkeit von einer andern Gewalt, als der normalen des Sprengelbischofs, befreien. Die hier vorliegenden Uebelstände hat man kirchlicherseits auch sichtlich nicht verkannt. Liess man die Wurzel des Uebels unberührt, so finden sich doch in der kirchlichen Gesetzgebung jener Zeit eine Menge Bestimmungen, welche auf Beseitigung einzelner

aus jenem Verhältnisse sich ergebender Missstände, auf möglichste Wiederherstellung der ordentlichen Gewalt des Sprengelbischofs gerichtet waren. Und was man, wo es herkömmlich war, bestehen liess, das wurde wenigstens bei neuen Gestaltungen fern gehalten. Wird bei dem während des Investiturstreites entstandenen Orden von Citeaux besonderes Gewicht darauf gelegt, dass die Klöster weder einen weltlichen, noch einen geistlichen Herrn ihrer Temporalien haben dürfen, dass sie in geistlichen Dingen nur der ordentlichen Gewalt des Sprengelbischofs unterstehen, ohne ihm zu weltlichen Leistungen verpflichtet zu sein, dass sie ohne Vogt nur auf den allen gebührenden weltlichen Schutz des Landesherrn angewiesen sein sollen (vgl. Reichsfürstenst. 1,326 ff.), so zeigt sich doch deutlich, dass man von der Schädlichkeit der Zustände, welche man durch solche Bestimmungen fern halten wollte, durchaus überzeugt war. Und später ging man dann noch einen bedeutenden Schritt weiter; die weitverbreitete Ueberzeugung, dass nicht blos die besonderen Verhältnisse des weltlichen Besitzes, sondern dieser selbst ein Hemmniss des kirchlichen Lebens sei, gelangte in den Bettelorden zum unumwundesten Ausdrucke.

Beim Beginn der bezüglichen kirchlichen Massregeln finden sich denn auch geistliche und weltliche Herren ganz gleich behandelt. Das Verbot der Erkaufung der Investitur, gegen deren Behandlung als Simonie sich wenigstens theoretisch manches geltend machen liess, traf die einen, wie die andern in gleicher Weise. Dann aber hält man beide auseinander. Nur nach der einen Seite hin behauptet man, dass das Uebel der Simonie nur durch Verbot der Investitur an der Wurzel gefasst werden könne. Die durchgreifende Massregel kehrt ihre Spitze ausschliesslich gegen die Laien; ihnen gegenüber trägt man kein Bedenken, wohlbegründete Vermögensrechte einfach für beseitigt zu erklären, während sich offenbar den kirchlichen Würdenträgern gegenüber ein solches Vorgehen der Kirche, die sich da mehr auf eigenem Gebiete bewegte, ungleich leichter hätte rechtfertigen lassen. Die bezüglichen Rechte der Mitglieder der Hierarchie liess man unberührt, obwohl dieselben auf keinem andern Gesichtspunkte beruhten, den normalen Grundlagen der kirchlichen Ordnung nicht weniger widersprachen. Wenn der König etwa einem fremden Bischofe ein Kloster verkaufte

oder vertauschte, so war alles in Ordnung, dieser mochte dann ungehindert alle Befugnisse üben, welche dem Könige untersagt gewesen wären. Es muss scheinen, als habe man absichtlich vorzugsweise die mehr formelle Seite des Verhältnisses, die scheinbare Verleihung geistlicher Würden durch die Hände gerade von Ungeweihten, betont, um nicht auf kirchlichem Gebiete entsprechend aufräumen zu müssen. Dass man da wohl Gesichtspunkte auffinden kann, welche das Recht bei geistlichen Herren, die in grösserer Abhängigkeit von der Kirchengewalt standen, minder bedenklich erscheinen lassen, als bei Laien, ist gewiss nicht zu läugnen. Aber ausschlaggebend waren da zweifellos andere Gründe. Man musste sich bewusst sein, dass das Ziel auch den weltlichen Grossen gegenüber nicht zu erreichen sein werde, wenn man das Interesse der kirchlichen Grossen nicht schonte. Sollte die Freiheit des Bisthums vom Könige damit erkauft werden, dass nun auch die Bischöfe auf die ihrer Herrschaft unterworfenen Kirchen verzichteten, so wäre das sicher demselben Widerstande begegnet, als der Vertrag von 1111, durch welchen ihnen im Interesse der Kirche der Verzicht auf das Reichsgut angesonnen wurde. Und vor allem wird zu beachten sein, dass der Schöpfer des Investiturverbotes hier dieselben Interessen mit den übrigen kirchlichen Würdenträgern theilte, dass eine Ausdehnung desselben auf Geistliche auch die Interessen der römischen Kirche verletzt hätte, insbesondere aber mit sonstigen Bestrebungen gerade Gregors unvereinbar gewesen sein würde.

60. Eben bei P. Gregor VII. finden wir in den verschiedensten Richtungen ein Streben nach Ausdehnung des Obereigenthums der römischen Kirche. Es dürfte die Annahme nahe liegen, dass gerade die eingehendere Beachtung der mit der Investitur zusammenhängenden Rechtsverhältnisse, des Unterschiedes zwischen Nutzniesser und Eigenthümer, ihn bestimmter auf jene Bestrebungen hinwies. Bei ihm tritt noch nicht die Auffassung späterer Päbste hervor, wonach schlechtweg ausser der geistlichen auch alle weltliche Hoheit und Herrschaft als von Gott dem Pabste verliehen in Anspruch genommen wird, demnach diesem gleichsam von vornherein das Obereigenthum an der ganzen Welt zusteht. Gregor weiss da zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft

recht wohl zu unterscheiden. Nur jene steht von vornherein überall dem Pabste zu. Aber nebenbei ist die römische Kirche auch jedes weltlichen Eigenthums, jeder weltlichen Herrschaft fähig. Und das Streben des Pabstes ist nun unablässig darauf gerichtet, ihre Eigenthumsrechte möglichst auf alle Güter dieser Welt auszudehnen und damit einer Entwicklung entgegenzutreten und sie zu überbieten, welche den Kaiser zum Eigenthümer der Hauptmasse des Kirchengutes hatte werden lassen.

Dass man die römische Kirche jederzeit des Eigenthums, insbesondere auch an Grund und Boden, fähig hielt, möchte ich nicht bezweifeln. Die germanische Anschauung von der Eigenthumsunfähigkeit der Kirchen scheint überhaupt in Italien nie ganz durchgedrungen zu sein; so weit ich sehe, war dort der Zustand der, dass die Kirchen zwar vielfach einen Obereigenthümer hatten, ihn aber zum Schutze ihres Gutes nicht gerade haben mussten. Ueberdies blieb zu Rom selbst das römische Recht immer das herrschende, gewannen dort germanische Rechtsanschauungen wenig Einfluss. Hätte der Kaiser als weltlicher Schutzherr der römischen Kirche dauernd seinen Sitz zu Rom gehabt, so würde die Entwicklung auch hier kaum eine andere gewesen sein. Versuchte man, in das Decret von 1059 über die Pabstwahl eine Bestimmung einzuschieben, welche die Investitur des Pabstes für den König beanspruchte, investirte 1061 der junge König den Cadalus als Pabst, so zeigen sich wenigstens Ansätze, auch die römische Kirche als Eigenthum des Reichs zu behandeln. Aber im allgemeinen scheint jene Anschauung der Nothwendigkeit eines Obereigenthümers auch für die römische Kirche nie bestimmter geltend gemacht zu sein. Von dieser Seite bot sich also kein Hinderniss, wenn nun Pabst Gregor nach den verschiedensten Richtungen hin Obereigenthumsrechte der römischen Kirche zur Geltung zu bringen suchte.

Wie der Pabst das in grossem Massstabe betrieb, bald von diesem, bald von jenem Königreiche oder Lande behauptete, dass es *ad jus et proprietatem* des h. Petrus gehöre, von den Königen verlangte, dass sie sich ihm als Mannen verpflichteten, haben wir hier nicht näher zu verfolgen. Dass er sich im Anschlusse an das System der Zeit mit der Idee trug, der feudalen Gestaltung des Reichs eine feudal-hierarchische Univer-

salmonarchie entgegenzustellen, wird doch kaum bezweifelt werden können.

Für unsern Zweck wird insbesondere zu beachten sein, dass, wenn er bestrebt war, die Eigenthumsrechte der Laien am Kirchengute zu beseitigen, es ihm sichtlich nicht genügte, nun selbst bezüglich desselben nur den Einfluss zu üben, den ihm die kirchliche Ordnung gestattete, dass er zweifellos dahin strebte, auch auf dem Gebiete des weltlichen Rechts der römischen Kirche das Eigenthum am Kirchengute in möglichst weiter Ausdehnung zuzuwenden. Auch ganz abgesehen von der kirchlichen Ordnung war die römische Kirche weltliche Herrin einer grossen Zahl von Abteien, dann auch vieler Bisthümer, insbesondere in Italien. In diesen stand die Investitur dem Pabste zu; nach dem die Auffassung der kaiserlichen Partei aussprechenden unterschobenen Privilege Pabst Leo's VIII. hätte der Kaiser in diesen dem Pabste die Investitur überlassen; im Wormser Concordate wurden sie ausdrücklich vom Investiturrechte des Kaisers ausgenommen. Der Pabst hatte hier denn auch den mit der Investitur verbundenen Einfluss auf die Bestellung; fand auch eine Wahl statt, so scheint es doch, dass der Pabst die zu wählende Person bezeichnete (vgl. z. B. Greg. Reg. l. 5 ep. 3).

Dass ein solches Verhältniss bereits vorlag, ist zweifellos für die Beurtheilung der Zustände, welche sich aus einer strengen Durchführung des Verbotes der Laieninvestitur voraussichtlich ergeben haben würden, wohl zu beachten. Vielfach ist das Verbot, auch abgesehen vom Reiche, nicht durchgedrungen. So wird beispielsweise noch 1181 bei Gründung des Stifts Waldsee ausdrücklich bestimmt, dass der Probst vom Herzog von Schwaben zu investiren sei; so werden 1267 bei der Theilung unter den Herzogen von Braunschweig insbesondere auch die Investituren genannter Aebte vertheilt (Wirtemb. U. B. 2, 214; Or. Guelf. 4, pr. 13). Oder man suchte das Verbot formell zu umgehen (vgl. §. 8). Oder man scheint unter Verzicht auf die Form der Investitur dennoch die Kirche als Eigenthum betrachtet zu haben. So steht Laach von seiner Gründung 1093 bis zur Uebergabe an den Erzbischof von Köln 1144 sichtlich im Eigenthume der Rheinpfalzgrafen; aber von einer Investitur durch diese ist in den die Verhältnisse des Klosters ordnenden

Urkunden nie die Rede, während dann bei der Uebergabe an den Erzbischof sogleich die Investitur durch diesen betont wird (Beyer U. B. 1, 444. 481. 487. 588). Vielfach zeigt sich aber doch, dass die Laien das Investiturverbot nicht blos formell beobachten, sondern auch auf den ihm zu Grunde liegenden Gedanken eingehen, dass das kirchlichen Zwecken Bestimmte nicht Eigenthum von Laien sein dürfe, demnach bereit sind, ihrem Eigenthume zu entsagen. Hatte man sich aber sichtlich noch nicht in den Gedanken gefunden, dass es eines Schutzeigenthümers für die einzelnen Kirchen und ihr Gut nicht bedürfe, so handelte es sich nicht blos um den Verzicht, sondern auch um die Frage, wem sie das Eigenthum ihrer Kirche nun übertragen sollten. Am nächsten liegend und der kirchlichen Ordnung am meisten entsprechend war natürlich Uebergabe an den Sprengelbischof. Aber nach manchen Erfahrungen (vgl. §. 56) werden sich dagegen insbesondere die Klöster am meisten gesträubt, eher Uebergabe an einen benachbarten Bischof vorgezogen haben, wie solche denn auch in dieser Zeit noch mehrfach erfolgt. Im allgemeinen scheinen aber doch die Bischöfe mit den ihnen gehörenden Klöstern so willkürlich geschaltet zu haben, dass man den Laien schwerlich zumuthen durfte, in der Uebergabe ihres Eigenthums an dieselben ein frommes Werk zu sehen. Da war nun der Gedanke einer Eigenthumsübertragung an die römische Kirche ganz naheliegend, welche sich durchweg mit einem geringen Recognitionszins begnügte und deren Macht so gestiegen war, dass ihr Schutz genügte. So wurden nun eine grosse Menge von Klöstern in ihren Temporalien der römischen Kirche unterworfen, theils noch in den strengeren Formen eigentlicher Eigenthumsübertragung, theils in der Uebergangsform, dass man Gott und die bezüglichen Heiligen als Eigenthümer fingirte und die römische Kirche zum Schutze ihrer Rechte bestellte (Näheres Reichsfürstenst. 1, 324). Und das finden wir denn wohl auch da, wo Bisthümer im Eigenthume von Laien standen. So sagt 1085 der Graf von Melgueil: *episcopatum Magalonensem – dono et trado per allodium sanctae Romanae ecclesiae,* so dass nun insbesondere der Pabst auch den Bischof setzen soll (Hist. de Languedoc 2, 321).

Damit scheint mir deutlich genug der Weg gezeigt, auf dem sich die Rechtsverhältnisse des Reichskirchengutes weiter

entwickelt haben würden, wenn bezüglich desselben die Durchführung des Investiturverbotes gelungen wäre. Das Obereigenthum würde vom Reiche auf die römische Kirche übergegangen sein. Auch bei den Bisthümern sollte nach Beseitigung der Rechte des Königs nicht etwa die Investitur ganz aufhören; sie wurde für den Erzbischof beansprucht (vgl. §. 55), der damit als der höhere Herr des Gutes des Bisthums erscheint. Musste aber auch der Erzbischof nach den Anschauungen der Zeit das Recht auf die Temporalien von einem höhern Herrn erhalten, so konnte das natürlich nach Beseitigung des Königs nur der Pabst sein. Ist, so weit ich sehe, von der Forderung der Investitur der Erzbischöfe durch den Pabst nicht ausdrücklich die Rede, so ist da die Form bedeutungslos; der Natur der Sache nach war eine andere Entwicklung nicht wohl möglich; war für den Erzbischof ohnehin bereits die päbstliche Bestätigung der Wahl und der Empfang des Pallium nöthig, so würde sich da zweifellos, selbst wenn eine neue, der Investitur entsprechende Form nicht hinzugekommen wäre, die Anschauung festgestellt haben, dass auch sein Recht auf die Temporalien auf den Pabst als Obereigenthümer zurückgehe.

Und das würde nicht blosse Form geblieben sein. Rechte und Leistungen, wie sie bisher dem Könige zustanden, würden nun vom Pabste beansprucht sein. Ich zweifle nicht, dass Pabst Gregor selbst das nicht anders aufgefasst hat. Es war bisher ein Recht des Königs, dass die Bischöfe Kirchengut nur mit seiner Zustimmung zu Lehen geben durften; auf der römischen Synode 1078 wird das für den Pabst und die Erzbischöfe in Anspruch genommen. Dafür lassen sich immerhin rein kirchliche Gesichtspunkte als massgebend denken. Bezeichnender scheint mir ein anderes. Wie der Pabst schon 1076 vom Bischofe von Trient die Stellung von Mannschaft zum Dienste des h. Petrus verlangt, so heisst es 1079 im Gehorsamseide des Patriarchen von Aglei ausdrücklich: *Romanam ecclesiam per saecularem militiam fideliter adiuvabo, cum invitatus fuero* (Jaffé Bibl. 2, 355. 535). Keine Art kirchlicher Unterordnung konnte den Pabst zu solcher Forderung berechtigen. In seinen Temporalien stand Aglei in keinerlei Abhängigkeitsverhältnisse zur römischen Kirche. Nur dem Reiche hatte der Patriarch als Besitzer des Reichskirchengutes, als Herzog von Friaul und

Markgraf von Istrien Kriegsdienst zu leisten; nur die auf Lehen aus Kirchengut sich gründende Verpflichtung seiner Vasallen bot ihm die Mittel dazu. Ich weiss nicht, wie sich solche Forderung des Pabstes anders begründen lässt, als darin, dass er sich bereits als den Obereigenthümer alles Kirchengutes betrachtete. Gelang es damals, den König als Herrn endgültig zu beseitigen, so war eine Entwicklung nicht hintanzuhalten, durch welche der Pabst nicht blos zum geistlichen, sondern auch zum weltlichen Herrn der Reichskirchen und damit das Gut derselben, bisher der werthvollste Bestandtheil des Reichsvermögen, seinen Zwecken dienstbar geworden wäre. Haben sich ja trotz des Belassens der Investitur später die Wege gefunden, das in ziemlich weitgreifender Weise ins Werk zu setzen. Bedenkt man, dass es sich hier nicht allein um das Gut handelt, welches unmittelbar in Nutzung der Kirchen stand, dass ungeheure Gütermassen von den Kirchenfürsten zu Lehen gegeben waren, für deren allmälige Wiedereinziehung die kirchliche Gesetzgebung sicher die Mittel gefunden haben würde, dass, wenn die Zuwendungen an Kirchen mit weltlichen Nebenabsichten auch aufgehört hätten, das Kirchengut sich doch durch Schenkungen aus religiösen Motiven immer gemehrt, die kirchliche Gesetzgebung dagegen jede Minderung desselben unmöglich gemacht haben würde: so erklärt es sich, wenn zur Zeit des Investiturstreites manche meinten, *si ita haec permanserint, ecclesia omnia terrena obtinere poterit* (Placidus Nonant. c. 91). Und das würde unter Verhältnissen geschehen sein, aus welchen sich die Anschauung eines Obereigenthums der römischen Kirche am gesammten Kirchengute nothwendig ergeben musste; die Bischöfe würden dem Papste zu Gehorsam verpflichtet gewesen sein, nicht blos als dem Haupte der kirchlichen Ordnung, sondern auch als dem Herrn ihres weltlichen Gutes, würden sich keinen Forderungen desselben haben entziehen können, zu welchen die weltliche Ordnung den Herrn berechtigte.

Handelte es sich um einen andern Pabst, etwa um Paschal, so würde uns die nachträgliche Erwägung dessen, was sich der Sachlage nach als Folge ergeben musste, gewiss nicht zur Annahme berechtigen, dass das Investiturverbot in seiner einseitigen Beschränkung auf Laien von vornherein

auf Herbeiführung eines solchen Zustande berechnet gewesen wäre. Dass aber bei einem Pabste, wie Gregor, der sichtlich das grösste Gewicht darauf legt, überall Obereigenthumsrechte der römischen Kirche zu behaupten und zu begründen, solche Erwägungen nicht wirksam gewesen sein, dass er nicht beachtet haben sollte, wie der Verzicht, den man insbesondere dem Reiche zumuthete, schliesslich, auch ohne dass das bestimmt ausgesprochen wurde, nur der römischen Kirche zu Gute kommen konnte, wenn man die entsprechenden Rechte der geistlichen Herren unberührt liess, ist gewiss nicht anzunehmen. Wurde der so naheliegende Schritt, wie die Simonie, so auch die Investitur schlechtweg zu verbieten, unterlassen, so musste dafür, auch abgesehen von den Rücksichten, welche man auf die sonstigen kirchlichen Würdenträger zu nehmen hatte, schon das Interesse der römischen Kirche selbst sprechen.

So hielt die Kirche für ihren eigenen Bereich jenes auf dem Boden des weltlichen, und zwar des germanischen Rechts erwachsene, von kirchlichem Standpunkte aus kaum zu vertheidigende Herrschaftsverhältniss fest. Allerdings war die kirchliche Gesetzgebung dann vielfach bemüht, es entsprechend zu modificiren. Aber überall lassen sich seine Nachwirkungen deutlich erkennen; vielfach sind einzelne Seiten desselben erst später weiter ausgebildet. Auf ihm beruhen zweifellos manche vom spätern Kirchenrecht anerkannte Formen, wie insbesondere die kirchliche Investitur (vgl. Phillips K. R. 7, 504), manche Leistungen aus Kirchengut an geistliche Obere, welche aus rein kirchlichen Gesichtspunkten sich kaum erklären liessen. Und insbesondere sind viele der spätern Anforderungen des päbstlichen Stuhles sichtlich aus jenem im weltlichen Rechte wurzelnden Herrschaftsverhältnisse hervorgegangen oder ihm nachgebildet. Das genauer zu verfolgen, dürfte nicht ohne Interesse sein. Unsern nächsten Zwecken liegt es fern. Denn zu den weitgreifenden Rückwirkungen, welchen das Verbot der Investitur nur für Laien bei strenger Durchführung auf die Reichsverhältnisse hätte ausüben müssen, ist es nicht gekommen, weil gerade am entscheidenden Punkte, bei den Reichskirchen, auf die Durchführung verzichtet werden musste.

61. Der für das Reich günstige Ausgang des Investiturstreites wurde wohl vor allem dadurch herbeigeführt, dass

auch die deutschen Fürsten weitergehenden Concessionen an die Kirche in dieser Richtung abgeneigt waren. Einigten sich die Fürsten beider Parteien auf dem Würzburger Tage 1121, bezüglich der Investiturfrage einfach dahin zu wirken, *ut in hoc regnum honorem suum retineat*, so war das doch wesentlich gleichbedeutend mit dem vom Kaiser selbst eingenommenen Standpunkte. Das Wormser Concordat kann als ein billiges Abkommen der beiden Gewalten erscheinen, insofern es unter Wahrung der Rechte des Reichs durch Gestattung canonischer Wahlen unter Ausschluss aller Simonie der Kirche eine Bürgschaft bot, dass fortan auch ihre Interessen bei Besetzung der Bisthümer nicht unberücksichtigt bleiben würden. Sicht man aber in erster Reihe auf das, was seit dem Verbote der Laieninvestitur Hauptgegenstand des Kampfes gewesen war, so bezeichnet uns das Concordat doch im Wesentlichen eine Niederlage der kirchlichen Partei. Nur verdeckt wurde diese durch die formellen Errungenschaften, durch die Aenderung der Symbole, durch die Beziehung der Investitur auf die Regalien, nicht auf die Kirchen selbst. In allem Wesentlichen blieb dem Reiche sein Recht gewahrt. Mit dem Belassen der Investitur war ausgesprochen, dass das Reichskirchengut Eigenthum des Reiches bleiben solle; der Fortbestand der dem Reiche zukommenden Leistungen war ausdrücklich zugesichert; durch die Gestattung der Anwesenheit des Kaisers bei den Wahlen, der Entscheidung streitiger Wahlen durch ihn, der Investitur vor der Consecration war dem Reiche ein ausschlaggebender Einfluss auf die Besetzung der Bisthümer auch ferner verbürgt, wie ich das schon an anderm Orte zu begründen suchte (Deutsches Königth. u. Kaiserth. 87). Wurden, was neuere Forschungen durchaus zweifelhaft machen, von der kirchlichen Partei bei Lothars Wahl weitergehende Concessionen verlangt, so ist mindestens sicher, dass der König sich nicht an dieselbe gehalten hat, der Pabst nicht auf denselben bestanden ist (vgl. Forschungen zur deutschen G. 8, 79 ff.; 12, 108 ff.).

62. Die spätere Entwicklung zeigt uns denn freilich auch in dieser Richtung eine fortschreitende Schmälerung der Befugnisse der Reichsgewalt. Vor allem sind es die aus der Doppelwahl des J. 1198 sich ergebenden Verhältnisse gewesen, durch welche die ausgedehnten Rechte des Königthums be-

züglich des Reichskirchengutes zuerst wesentlich geschmälert wurden. Jetzt gelang es dem Pabsthume allerdings, den Einfluss des Königs auf die Besetzung der Bisthümer ganz zu beseitigen, dafür den eigenen zu stärken; es gelang ihm, von den Gegenkönigen Verzichte auf manche dem Reiche bisher zustehende Leistungen aus dem Kirchengute zu erwirken, die wir dann wieder später durch ähnliche Leistungen an den päbstlichen Stuhl ersetzt finden. Aber auch die geistlichen Fürsten selbst wussten die Schwäche des Königthums, dann die Abneigung K. Friedrichs II, den Kampf mit dem deutschen Fürstenthum aufzunehmen, dazu zu benutzen, sich ihrer ausgedehnten Verpflichtungen gegen das Reich möglichst zu entledigen. Wurde, worauf ich an anderm Orte zurückzukommen denke, seit dem Investiturstreite das Reichskirchengut mehr und mehr dem sonstigen Reichslehengute gleichgestellt, die Beziehungen der geistlichen Fürsten zum Reichsoberhaupte nach den allgemeinen Satzungen des Lehenrechtes beurtheilt, so strebten nun Bischöfe und Aebte mit Erfolg dahin, auch ihre Verpflichtungen auf das zurückzuführen, was der Vasall überhaupt seinem Herren schuldete. Lassen sich besondere Befugnisse des Königs auch später noch mehrfach verfolgen, so sind das insbesondere solche, deren Uebung vorwiegend im eigenen Interesse der Kirche lag. Erklärt der König etwa auf Bitten eines Bischofes oder Abtes die durch den Vorgänger geschehenen Verleihungen oder Verpfändungen von Kirchengut für nichtig, so war es nicht das Interesse des Reichs, das da den Ausschlag gab.

Formell aber ist weder durch das Wormser Concordat, noch durch die spätere Entwicklung an der rechtlichen Natur des Reichskirchengutes irgend etwas geändert. Je bestimmter jetzt die Formen des Lehenrechts angewandt werden, um so weniger kann das Eigenthum des Reichs einem Zweifel unterliegen. Und zwar am gesammten weltlichen Gute der Reichskirchen, falls es mir, wie ich denke, gelungen ist, nachzuweisen, dass sich auch früher die Investitur auf das gesammte Gut bezog; denn der während des Investiturstreites gemachte Vorschlag, zwischen dem, was ursprünglich vom Reiche herrührte, und dem, was den Kirchen anderweitig zugekommen war, zu scheiden, ist nicht zur Ausführung gelangt; auch in



dieser Richtung ist durch das Concordat nichts geändert. Wenn späteren Publicisten das Verhältniss unklar war, so ist das begreiflich; da die früheren ausgedehnten Nutzungsrechte des Reichs durchweg beseitigt waren, die Leistungen der geistlichen Fürsten fest standen, da es insbesondere beim Reichskirchengute nie zu einem Heimfalle der Lehen an das Reich kommen konnte, so mochte die Frage, ob nur einzelne, oder aber alle Güter und Rechte der Reichskirchen reichslehnbar seien, praktisch ohne alle Bedeutung scheinen und so der ursprüngliche Sachverhalt in Vergessenheit gerathen. Bei anderer Entwicklung hätte freilich in der Zeit der Reformation die Frage eine weitgreifende praktische Bedeutung gewinnen können. In Böhmen wurde damals mit Entschiedenheit geltend gemacht, dass das Kirchengut Eigenthum der Krone sei; und, wie ich denke, nicht ohne Grund, wenn ich mich der abweichenden Ansicht eines der gründlichsten Kenner böhmischer Zustände gegenüber da auch nur auf die allgemeine Entwicklung der Verhältnisse des Kirchengutes beziehen kann (vgl. Gindely G. der Ertheilung des böhmischen Majestätsbriefes 205). Hätte in Deutschland die Reichsgewalt selbst sich der reformatorischen Bewegung angeschlossen, so würde sie zweifellos zu dem Verlangen berechtigt gewesen sein, dass der grösste Theil des einzuziehenden Kirchengutes dem Reiche heimfalle. Widerstrebte sie der Einziehung überhaupt, so ist es erklärlich, wenn damit der Umstand, dass die Einziehung grossentheils mit Verletzung der Rechte des Reiches als Obereigenthümers geschah, kaum zur Erörterung kam. Mag man sich aber später des wahren Sachverhaltes nicht bestimmt bewusst gewesen sein, so wird sich andererseits doch auch nicht behaupten lassen, dass sich da etwa auf dem Wege abweichender Gewohnheit ein anderer Rechtszustand herausgebildet, man später herkömmlich nur einzelne Hoheitsrechte oder Güter der Reichskirchen als reichslehnbar betrachtet habe. So weit sich irgend Veranlassung bietet, auf die Beantwortung der Frage nach dem Eigenthume am Reichskirchengute Werth zu legen, wird dieselbe, wie ich denke, nur dahin beantwortet werden dürfen, dass für den ganzen Verlauf der Reichsgeschichte bis zur Säcularisation hin dem Reiche das Eigenthum am gesammten Gute der Reichskirchen zustand.

Egyptische Einwirkungen auf hebräische Culte.

Untersuchungen

von

Max Büdinger,

correspondirendem Mitgliede der kais. Akademie.

Die nachfolgenden Untersuchungen sollen auf einem gleichsam verschütteten Gebiete Beiträge zu den Beobachtungen über das Bewusstsein der Culturübertragung liefern, welche ich für die Begrenzungsepochen des griechisch-römischen und des römisch-germanischen Lebens im J. 1866 in einer Züricher Rectoratsrede der gelehrten Beurtheilung vorgelegt habe. Zur Vervollständigung des hier Vorliegenden bedarf es noch einer Reihe von Ausführungen theils persönlicher Art über die Stellung der Leiter des Auszuges zu beiden Völkern, Egyptern und Hebräern, theils sachlicher über die Grundanschauungen der Hebräer vor ihrer nationalen Umgestaltung. Diese Untersuchungen bilden aber wieder ein Ganzes für sich.

1. Schlangendienst.

Der Seher Amos von Thekoa konnte um 800 vor Christo seinem Volke als eine bekannte Thatsache in's Gedächtniss rufen, dass der Dienst Jahve's während des Aufenthaltes der Hebräer in der Wüste vernachlässigt worden sei. [1] Näher be-

[1] ‚Habt Ihr Opfer und Gabe mir in der Wüste gebracht vierzig Jahre lang, Haus Israel?' Amos V, 25 übers. von Ewald, Propheten (1840) I, 104. Die Zeitbestimmung gebe ich nach Hitzig, kleine Propheten (1852) 93, und Schrader (De Wette's Einleitung in d. alte Testam., 8. Ausg. 1869) 457.



stimmt im sechsten Jahrhundert v. Chr. Ezechiel die religiöse Richtung des Volkes in der Wüste dahin, dass es sich an den Missgestalten (gillulé) von Egypten verunreinigt und dieselben trotz Jahve's Mahnung nicht verlassen habe: freilich seien das auch die Anbetungsgegenstände ihrer Väter gewesen.[1] In der That berichtet denn auch das letzte Kapitel des Buches Josua[2] von einem förmlichen, nach der Landeseroberung zu Sichem gefassten Volksbeschlusse (v. 14 und 23), die von den Vätern jenseit des Eufrat und in Egypten angebeteten ‚fremden' Götter nunmehr zu verlassen.

Im Pentateuch finden sich jedoch keine näheren Nachrichten über diese egyptischen Formen im Cultus des wandernden Volkes, da die Anbetung des goldenen Kalbes ausdrücklich als eine vorübergehende Verirrung bezeichnet wird, auf welche man erst in des Königs Jerobeam Zeit zurückkam.[3] Nur wird berichtet (Numeri 21, 9), dass ‚Moses eine eherne Schlange verfertigte und auf eine Stange (nes)[4] setzte; und es geschah, wenn Jemanden eine Schlange biss, so sah er die eherne Schlange und blieb leben'. Auf den ganz bestimmten Anlass einer göttlichen Heimsuchung des wegen mangelnder Nahrung murrenden Volkes durch den Biss giftiger Schlangen wird die Aufstellung dieses Bildes zurückgeführt.

Zwei andere Nachrichten über diesen Cult stimmen jedoch nicht zum besten mit der hier geschilderten Einführung desselben. Bei Gelegenheit der Zerstörung ‚der ehernen Schlange, welche Moses gemacht hatte', auf Befehl des Königs Hiskia wird (II. Könige 18, 4) einerseits gemeldet, dass ihr die Israeliten ‚bis zu dieser Zeit räucherten', also göttliche Verehrung erwiesen, anderseits dass man sie Nχstn nannte. Diese fünf Consonanten braucht man aber nur hieroglyphisch umzuschreiben,[5] um zu erkennen, dass die erste Hälfte des Wortes aus

[1] Ezechiel 20, 7, 8, 24. Ueber gillulim, bei Ewald (Propheten II, 283 bis 285) ‚Klötze' übersetzt, vgl. Gesenius thesaurus I, 287 b.

[2] Ueber die Abfassung dieses Kapitels vgl. Knobel, exegetisches Handbuch (1861) XIII, 483.

[3] Exodus 32 und dazu Winer, bibl. Realwörterbuch unter ‚goldenes Kalb'.

[4] Im Egyptischen ist nes technischer Ausdruck für die Stangen der Götterbilder bei Processionen (freundliche Mittheilung).

[5] Brugsch, hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch III, 799; IV, 1347 flg.

neχi ‚beschützen‘, die zweite aus 'seten ‚Königskrone‘ gebildet ist; denn das lautlich denkbare 'suten ‚König‘ ist durch die sogleich zu erörternde Bedeutung des Ganzen ausgeschlossen. Die masorethische Lesung Nechušětan, schon von der griechischen Uebersetzung [1] nicht gebilligt, ist der Klangähnlichkeit des Namens und des Metalles (nechošet) [2] dieses Idoles entnommen. Die von den Egyptern auf die Hebräer übergegangene Bezeichnung Nechusětan oder Nechisětan [3] in der Bedeutung von ‚Kronschutz‘ entspricht vielmehr genau der griechischen von βασιλίσκος für die in Egypten verehrte Natter; denn auch dieses Wort ist ja nur eine Uebersetzung von uara, ara, koptisch ouro, welches zugleich ‚Natter‘ und, wohl ursprünglicher, [4] ‚König‘ bezeichnet.

Ein Bild dieser Schlange gehörte regelmässig zum Kopfschmucke der Pharaonen. Auch bei verschiedenen Göttern erscheint dieser Kopfschmuck, und das Bild der Schlange bezeichnet hieroglyphisch die Göttin. [5]

Ein anderer als der erwähnte, mit dem königlichen stimmende Name, der diesem gefährlichen Thiere beigelegt wurde, war der gräcisirte: ‚Thermuthis‘. [6] Es kann aber nicht Wun-

---

[1] ed. Tischendorf (Lipsiae 1860) I, 481: Νεεσθάν oder Νεσθάν.

[2] Noch Gesenius thesaurus II, 876 leitet das Wort davon ab. Ueber die Unzulässigkeit der Wiedergabe des egyptischen einfachen s (bei Brugsch, Wörterbuch IV, 1149) durch ein hebräisches š (Schin) statt Samech (hier Sin) und umgekehrt des hebräischen š durch egyptisches s hat sich der Vicomte de Rougé (revue archéol. n. s. XVI, 87 und mém. de la soc. franç. de numism. et d'archéol. 1869 I, 9) erschöpfend ausgesprochen. Ueber die Wandlung der Zischlaute in Fremdwörtern bei den Hebräern bringt von anderer Seite Aufschlüsse (1872) Schrader: ‚die Keilinschriften und das alte Testament‘ S. 247 und die ‚assyrisch-babylonischen Keilinschriften‘ (Ztschft. d. deutschen morgenl. Ges. XXII) 168, 176, 195 flgde.

[3] Das von Masorah und LXX überlieferte *a* der Schluss-Sylbe wird man beibehalten dürfen.

[4] G. Ebers, Egypten und die Bücher Moses (Leipzig 1868) I, 265, Anm. Z. 3.

[5] Gardner Wilkinson in G. Rawlinson's Herodotus (1862) II, 104 und desselben customs a. manners, new series I, 239, II, 239 first series II, 184. Unzutreffende, weil jüngere medicinische Auffassungen bei Knobel a. a. O. 110.

[6] This serpent (the asp) was called Thermuthis. G. Wilkinson n. s. II, 239. The title Thermuthis ‚the giver of death‘ (?), if it was really applied to her (Isis) Ib. I, 367.



der nehmen, wenn dieser Name des im ursprünglichen mosaischen Cultus bedeutsamen Thieres von der Ueberlieferung der Juden, wahrscheinlich in Egypten, der dortigen Königstochter beigelegt wurde,[1] von welcher Moses erzogen worden sein soll.

2. Die Schlange und der Jahvedienst.

Trotz der Verehrung aber, welche wirklichen Schlangen an einigen Orten in Egypten gewährt wurde,[2] und trotz symbolischer Verwendung ihres Bildes zu den angegebenen Zwecken hat ein Cult gleich dem des hebräischen Nechusĕtan in Egypten nicht bestanden. Man wird in demselben vielmehr, wie der Name ankündigt, die Erhebung des Attributes einer schützenden Kraft zu einer getrennten und neuen religiösen Gestaltung zu erkennen haben.

Hier gewinnt nun die Versicherung Horapollon's Bedeutung, dass in der Schlange die egyptische religiöse Anchauung das Sinnbild der Ewigkeit sowohl als der Welt gesehen habe.[3] Anderseits aber berührt sich der in dem ehernen Bilde dargestellte Gedanke mit der ausdrücklich auf Moses zurückgeführten Einführung des Jahvecultes,[4] den auch die für Vergangenheit wie Gegenwart freie Betrachtungsweise des Propheten Hoseas als bei dem Auszuge aus Egypten aufgekommen ansieht.[5] Mag nun das Wort Jahve den Hervorbringer des Seins, den Seienden oder auch nur den Himmel bezeichnen,[6] so darf man doch als gewiss annehmen, dass der neue Name die Vor-

---

[1] Θέρμουθις ἦν θυγάτηρ τοῦ βασιλέως· — — αὐτὸν (Μωυσῆν) παιδοποιεῖται. Josephus, antiqq. II, 9, 5 und 7 (I, 186, 190 ed. Oberthür).

[2] Herodot II, 74.

[3] Αἰῶνα δὲ λέγουσιν Αἰγύπτιοι διὰ τοῦδε τοῦ ζώου δηλοῦσθαι. — Κόσμον βουλόμενοι γράψαι ὄφιν ζωγραφοῦσι τὴν ἑαυτοῦ ἐσθίοντα οὐράν. Horapoll. hierogl. I, 1 u. 2 (3 u. 5 ed. de Pauw.).

[4] ‚Mit meinem Namen Jahve habe ich mich ihnen (den Erzvätern) nicht kund gethan.' Exod. 6, 3 vgl. 3, 14.

[5] ‚Ich aber, Jahve, Dein Gott vom Aegyptenlande her.' ‚Durch einen Propheten führte Jahve Israel aus Egypten herauf.' Hosea 12, 10; 12, 14; 13, 4 (Ewald, Propheten I, 161. 162).

[6] Ewald, Gesch. d. Volkes Israel II, 204 (zweite Aufl.). Hitzig, Gesch. des Volkes Israel I, 81. Lauth, Moses der Ebräer (München 1868, S. 74 und 76) glaubt, ‚wenn auch vielleicht nicht zur Bezeichnung Gottes', den Namen in einer früher nachweislichen egyptischen Form Juaa zu erkennen.

stellung der Ewigkeit — ‚was [1] ist und sein wird' und schon über den Vorfahren waltete — und der allgemeinen Herrschaft erwecken sollte.[2] So sehr erschien Moses persönlich als Begründer dieser Jahveverehrung, dass zwei jüngere genealogische Berichte (Exodus 6, 20; Numeri 26, 59) seine Mutter ‚Jahve ist Ehre', Jokebed, nennen, während die älteste Nachricht über seine Abstammung (Exodus 2, 1) freilich nur beide noch ungenannte Eltern dem ‚Hause Levi' zuschreibt, von dessen Einfügung in die Stammordnung des Hebräervolkes in einem andern Zusammenhange zu reden sein wird.

Wenn nun die nahe Verwandtschaft dieses hebräischen Namens der Mutter und des egyptischen der Stiefmutter von Jahve und der Schlange einleuchtet, so wird man auch den Beinamen der gegen Verletzungen schützenden Gottheit nicht mehr befremdlich finden, welchen Jahve bei dem ältesten Erzähler einmal führt: ‚Ich bin Jahve, Dein Arzt.'[3] Denn Jahve schliesst auch die in der Schlange Nechusĕtan dargestellte göttliche Kraft in sich.

3. Nächstes Ergebniss.

Man wird hienach sagen dürfen, dass in der ehernen Schlange eine schützende Gewalt, unbestimmt ob der Könige oder von Göttern, versinnlicht war; ihr aufgerichtetes Bild stand in Egypten aber auch auf dem Haupte des Gottes Chnef (Chnubis), der den ‚Athem' oder ‚Geist' bezeichnet, und ist ein Attribut des Agathodämon, der hohen Schutzgottheit der Könige und der Tempel: des Hor-Hat.[4] Indem Moses das Sinnbild der Schlange aufrichtete — losgelöst von Götterdarstellung, nur als ‚Kronschutz' bezeichnet und einem ausge-

---

[1] Exodus 3, 14 und 15, Auffassung des jüngern Erzählers.

[2] ‚Mein ist die ganze Erde.' Exodus 15, 9 (nach Ewald, Gesch. II, 160: ‚uralte Worte'). ‚Die Erde ist Jahve's.' Exod. 5, 29.

[3] ani jahve rophĕcka: Exod. 15, 26. Ewald II, 144 Anm.: ‚Dein Heiler (Heiland)'.

[4] At the cataracts I have found him with the asp rising between his (Chnubis) horns. Wilkinson c. a. m., n. s. I, 239. first ser. II, 184.

drückten Volkswunsche [1] begegnend — so blieb doch das Wesen des neuen Gottes der Ewigkeit und Weltherrn Jahve unsichtbar und undarstellbar.

Aus den egyptischen Anbetungsformen ist die Menschheit mit diesem Schlangenbilde gleichsam handgreiflich zu neuen geführt worden.

Die Darstellung des alten Erzählers sucht den Widerspruch zur sonstigen Bildlosigkeit des Jahvedienstes leidlich auszugleichen, der in diesem Erzbilde, wie in den Cherubs des Bundeszeltes, immerhin vorliegt und bis auf die Neuzeit [2] empfunden worden ist. Doch wird man sagen dürfen, dass die eherne Schlange mehr ein Scheiden von den alten egyptischen Diensten bezeichnet, als eine Zurückwendung zu denselben.

4. Freigebung der Privatculte.

Ein Forscher von so genauer, ja etwas bedenklicher [3] Kunde der Geschichten des Wüstenzuges wie der Prophet Jeremia [4] sprach um 600 v. Chr. die Ueberzeugung aus, dass nicht nur, wie Amos meinte, damals Jahve's Dienst vernachlässigt worden sei, sondern dass Jahve selbst bei der Befreiung aus Egypten dem Volke ‚über Angelegenheiten von Voll- und Schlachtopfer' nichts ‚geredet noch befohlen' habe. Sein Dienst wäre sonach ursprünglich wie ohne Bild, so ohne Cultusform gewesen.

Mit dieser Meinung und auch mit Amos' Worten dürfte eine wenig bemerkte und doch deutliche gesetzliche Bestimmung jener Zeiten zu verbinden sein. Als ein mit in die Wüste gezogener Egypter, dessen Mutter eine Hebräerin war,

---

[1] Das betreffende Fragment beginnt: ‚Das Volk ward verdrossen auf dem Wege und redete wider Gott (Elohim) und wider Moses.' Numeri 21, 4 und 5. Der Anlass der Schlangenbisse beruht dann sichtlich auf ungenügender Erforschung des Autors; vgl. über dessen Verfahren auch Knobel a. a. O. S. 108.

[2] Ewald, G. d. Volkes Israel II, 163: — ‚bleibt eine gewisse Unklarheit über die Bedeutung solcher Bilder'. II, 228: ‚erst später knüpfte sich daran eine Art Aberglauben und Götzendienst'.

[3] Schrader (bei De Wette 1869) 293 n, 325 g über seine Betheiligung an der Redaction des Deuteronomium.

[4] VII, 22; Ewald, Propheten II, 54 flgd.

an dem neuen Jahvenamen eine scharfe Kritik übte,[1] ihn ‚lästerte und verfluchte', da musste er sein Vergehen mit dem Tode von der Hand der Gemeinde büssen. Es erging bei diesem Anlasse das Orakel: ‚wer seinem[2] Gott fluchet, der soll seine Sünde tragen; wer aber Jahve's Namen lästert, der soll des Todes sterben; die ganze Gemeinde soll ihn steinigen. Wie der Fremdling, so soll auch der Einheimische sein: wenn er den Namen lästert, so soll er sterben.'

Das setzt Culte voraus, welche bis zu jener Volksversammlung in Sichem unter Josua's Leitung[3] dem Ermessen der Einzelnen überlassen wurden, wenn nur der am Sinai geschlossenen Eidgenossenschaft gemäss über diesen Einzelculten die Anerkennung des neuen Gottesbegriffes gewahrt blieb. Schwerlich darf man aber an Hausgötter denken, welche ja bis in die beginnende Königszeit anstandslos und nebensächlich erwähnt werden, wenn hier die Verfluchung seines Gottes Jedem auf eigene Gefahr überlassen wird. Man wird vielmehr geneigt sein, an die ‚egyptischen' Missgestalten zu denken, von deren Erwähnung bei Ezechiel im Eingange dieser Untersuchung die Rede war. Die bisherigen Ausführungen dürften aber dargethan haben, dass auch der Cult der ehernen Schlange unmöglich von Ezechiel gemeint sein kann.

5. Skvt und Kivn.

Bei dieser Sachlage wird man dem weitern Vorwurfe grössere Bedeutung beimessen, welchen Amos (5, 26) unmittelbar nach jenem früher erörterten wegen Vernachlässigung des Jahvecultes in der Wüste erhebt. Der betreffende Satz[4] ist

---

[1] vajjiqqob (ἐπονομάσας meint die LXX) et haschem (was doch hier keineswegs Umschreibung des Jahvenamens sein muss) vajëqallel. Levit. 24, 11.

[2] Der Nachdruck liegt auf dem Possessivpronomen ‚seinem' im Gegensatze zu anderen Göttern.

[3] ‚So thut nun von Euch die fremden Götter, die unter Euch sind' Jos. 24, 23.

[4] Nach masorethischem Texte ed. van der Hooght 1705 II, 137 b: unesatem et sikkut malkékhem vëet kijjun zalmekhem kokhab elohekhem ascher asithem lakhem. Luther übersetzt: Ihr truget den Sichuth, Euren König, und Chiun, Euer Bild, den Stern Eurer Götter, welche Ihr Euch selbst gemacht hattet.

in alter und neuer Zeit von den bei Weitem meisten Erklärern auf die Vergangenheit und auf zwei sonst unbekannte Götternamen bezogen worden.[1]

Dass diese beiden Namen, buchstäblich Skvt und Kivn, falls sie egyptische Götter darstellen, sich so einfach wie Nechusëtan hieroglyphisch transscribiren lassen, darf man freilich nicht erwarten. Denn der Schlange ist ununterbrochen und officiell von Moses bis auf Hiskia Weihrauch dargebracht worden und ihr correcter Name konnte also nicht in Vergessenheit gerathen. Dagegen kann hier, falls überhaupt von egyptischen Culten der Vergangenheit die Rede ist, nur an längst abgethane gedacht sein, bei deren Namen leichte Lautveränderungen nicht befremden werden.

Eine ernstere Schwierigkeit bietet in diesem Falle die zweite Hälfte des Satzes, weil in ihr die Verehrung eines Gottes als Stern oder eines Sternes als Gottheit erwähnt wird. Bei den Egyptern erscheint nun wohl, auch bildlich, ‚ein Stern, verbunden mit der Vorstellung des Gebetes', aber in ihren alten Monumenten findet sich keine Identification eines Gottes mit einem Planeten;[2] an einen solchen würde man aber bei einer Sterngottheit der Hebräer zuerst denken müssen, da — wie noch näher zu erörtern — die Hebräer in Egypten die angeblichen sieben Planeten bereits aus langer Gewöhnung kannten.

In der That hat man, von anderen Missdeutungen abgesehen, bei dem ‚bis zu einem gewissen Grade astralen Charakter

---

[1] Von Neueren ist namentlich Ewald's (Propheten I, 105) Autorität für Verlegung des Satzinhaltes in die Zukunft und Uebersetzung der beiden dunklen Worte durch ‚Pfahl' und ‚Gestelle'. Hitzig (kleine Propheten, zweite Aufl., 117 flgde) bezieht den Satz zwar auf ‚vergangene Handlung', versteht aber unter jenen Worten ‚Klotz (von König)' und ‚Säule', beginnt dann mit kokhab einen neuen Satz: ‚ein Stern war Euer Gott'. In der sonst unverständigen, obwohl schon in der Stefanusrede (Apostelgesch. 7, 43) als canonisch reproducirten Uebersetzung der LXX (II, 226, ed. Tischendorf) — καὶ ἀνελάβετε τὴν σκηνὴν τοῦ Μολὸχ καὶ τὸ ἄστρον τοῦ θεοῦ ὑμῶν Ῥαιφὰν τοὺς τύπους αὐτῶν οὓς ἐποιήσατε ἑαυτοῖς — ist die Identification des Kivn mit dem angeblich (vgl. Winer, bibl. Realwörterbuch, 2. Aufl., II, 416) spätegyptischen Namen des Planeten Saturn, Rephan, literarisch erwähnenswerth, wenn auch sachlich wenig bedeutend.

[2] Gardner Wilkinson, customs and manners, a new series I, 292.

der chaldäischen Religion‘ [1] in Amos' Worten längst eine Beziehung auf dortige Götter für möglich gehalten. Zuerst erinnerte man für Skvt an die freilich sichtlich weibliche Gottheit Sukot-Bĕnot, [2] welche die aus Chaldäa nach Samarien Gekommenen verehrten; aber an jener Bibelstelle scheint nur, da eine Gottheit Sukot-Bĕnot in Chaldäa nicht existirte, durch ein Missverständniss die Göttin Zir-bâni-ti gemeint zu sein, [3] welche Amos unmöglich als ‚Euren König‘ bezeichnen konnte. Anderseits ist, wenn auch mit Betonung der Bedenklichkeit des Unternehmens [4] eine Gleichsetzung von Kivn, in der Lesung Kivan, mit dem chaldäischen Ninip und dessen Gestaltung als Saturn und Mannstier versucht worden; aber selbst wenn das möglich wäre, bliebe die andere mit Kivn zusammengehörige und als Herrscher bezeichnete Gottheit unerklärt.

Nach allen diesen Erwägungen wird man den Hohn des Sehers Amos über den angeblich astralen Charakter des alten Cultus, falls er egyptisch war, für Uebertreibung halten dürfen, da hier eine der Göttergestalten von Sonne und Mond gemeint scheint, diese Himmelslichter aber durch den sonst feststehenden Gebrauch des Wortes ‚Stern‘ bei den Hebräern [5] ausgeschlossen wären.

Man wird aber in beiden Namen, wenn überhaupt Gottheiten, dann nahe verbundene zu erkennen haben, dabei in Skvt das Königsattribut berücksichtigen müssen.

Savak und Khonso dürften beiden Anforderungen entsprechen.

Vereinigt erscheinen Beide in Ombos mit der Athor als Göttertriade. Aber auch in Theben, [6] wo Khonso mit Amon und Maut als seinen Eltern die Triade bildet, genoss Savak so hohe Verehrung, dass er auf einem dortigen Bilde ‚Beherr-

---

[1] George Rawlinson, five monarchies (2. ed. 1871) I, 111 flgde.

[2] Ewald, Propheten I, 105, erinnert an diesen II. Könige 17, 30 erwähnten Cult, doch um die Analogie selbst für unhaltbar zu erklären.

[3] Sir Henry Rawlinson in seines Bruders George Uebersetzung des Herodot (2. Aufl. 1862) I, 509. Auch Schrader (Keilinschr. u. d. alte Test. 166, vgl. 82) neigt zu dieser Identification.

[4] Rawlinson a. a. O.

[5] Winer, bibl. Realwörterb. unter dem Worte ‚Sterne‘.

[6] Wilkinson c. a. m., n. s. II, 29 und 36.

scher des obern Landes, des Landes von No' genannt wird; seine Bezeichnung als ‚König' ist hienach nicht auffallend.[1] Und da sein Name unter vielen anderen Formen[2] auch die Schreibung Sekeb hieroglyphisch bietet, so wird die Gleichsetzung mit Skvt, etwa als Sikuvat — um der masorethischen Lesung möglichst nahe zu bleiben — unbedenklich sein. Die ‚Missgestalt' dieser krokodilköpfigen Versinnlichung der Sonne[3] wird aber von uns mit Ezechiel nicht bestritten werden.

Dasselbe Urtheil über die sperberköpfige, mit dem Typus der Mondgottheit ausgestattete[4] Erscheinung des ‚Berathers, des Feinde abwehrenden, grossen Gottes' Khonso wird ebenfalls zulässig sein. Unter den Namenformen desselben würde unserm Kivn das bei den Griechen übliche Chôn am ehesten entsprechen.[5]

Die heilige Lade mit Khonso's Bild ist noch im zwölften Jahrhundert v. Chr. aus Theben nach Mesopotamien geliehen

---

[1] Champollion meinte, die Münzen der diesem Gotte heiligen Stadt Arsinoë oder Krokodilopolis beweisen seine Identification mit Kronos — Saturnus; das wäre für die griechisch-römische Epoche möglich und böte eine Handhabe für den Raiphan — oder Remphan — Saturnus der LXX, obwohl dieser nach der Wortfolge vielmehr dem Kivn entspricht. Aber Wilkinson a. a. O. II, 37 hält Champollion's ganze Schlussfolgerung für irrig.

[2] Sebauk, Sebak, Sebek, Sok, Sak, Sek, Sekeb (sämmtlich bei Brugsch Wörterbuch IV, 1193 flgde, 1320), Sahbak, Shabak (bei Wilkinson II, 36), Σοῦχος (Strabon XVII, p. 1132 ed. Meineke und Photios, bibl. cod. 242, p. 557, Letzteres auch bei Brugsch 1195).

[3] The crocodil headed Deity — — — another deified form of the Sun. Wilkinson a. a. O. II, 36. Eine ‚Priesterin des Sebek der Stadt Set' (Krokodilopolis) erwähnt inschriftlich Brugsch, egypt. Ztschft. 1872, 5. 89.

[4] Wilkinson a. a. O. II, 19 flgde, Birch bei Bunsen, Aegypten I, 461; Rougé sur une stèle égypt. (journ. as. 1856. V) 8, 216 übersetzt: ‚Chons agens consilia in Thebaide deus magnus abigens hostes'.

[5] Housoo Khonso Chons Χῶν (Wilkinson und Bunsen a. a. O.). Da aber der Name stets mit egyptischem kh (oder entsprechenden) zu beginnen scheint, so erwartete man im Hebräischen den achten Buchstaben (Cheth), nicht den elften (Kaph), falls nicht etwa gar der Uebergang von egyptisch kho in hebräisch kiv lautlich nothwendig ist, was ich nicht verstehe. Doch darf ich erinnern, dass Gesenius thesaurus I, 436 Beispiele der Verwechslung von Cheth mit Kaph, und II, 647 von Kaph mit Cheth bringt. Er entscheidet sich übrigens II, 670 für die Erklärung von Kivn durch statua.

worden, um eine Prinzessin von alten Leiden zu kuriren. [1] Einen Transport ähnlicher Art mag Amos im Sinne gehabt haben.

Des Sehers Worte, welche den vielfältigen Widersinn beider Verehrungsformen vorführen sollen, dürften sich hienach etwa in dieser Form verdeutlichen lassen: ‚Ihr truget Savak als Euren König und Euer Khonso-Bild. Ein Stern war Euer Gott, den Ihr Euch gemacht hattet.‘

Wenn es nun leicht begreiflich ist, wie vor Jahve's Königthume, vollends nach dem Volksbeschlusse jener Versammlung von Sichem, das des Savak in den Theilen des auswandernden Volkes verschwinden konnte, welche diesem Sonnengotte in geduldeter Privatverehrung huldigten, so scheint sich für das Zurücktreten der Verehrung des Khonso ein noch bedeutenderes Moment zu ergeben.

6. Das Mysterium der Beschneidung.

Khonso wird mit den Abzeichen von Leben, Dauer und Reinheit dargestellt. [2] Es begreift sich daher, wenn er als Helfer gegen die Wirksamkeit böser Geister in Gestalt bestimmter Krankheiten, wie die jener mesopotamischen Fürstentochter gewesen sein mag [3], angesehen werden konnte.

In eben dem kleinen Tempel dieses Gottes in Theben, welchen Ramses II. bei dem Tempel der Maut baute, hat sich nun ein Basrelief gefunden, [4] welches die Beschneidung zweier bereits über das Kindesalter gelangter Knaben darstellt. Die einem höhern Sittlichkeitsgefühle widrig erscheinende Operation wird noch heute von orientalischen Völkern als ein nothwendiger Reinigungsact betrachtet. [5] Bei den Egyptern von den

[1] Rougé a. a. O. 201 gibt die Abbildung des Transportes und 12, 225 (1858) die zusammenhängende Uebersetzung der betreffenden Inschrift.

[2] Wilkinson a. a. O. II, 19. Rougé a. a. O. 8, 207 (1856): l'agent divin —; on l'invoquait contre les (?) maladies toujours attribuées à de malignes influences.

[3] ‚malum invasit artus ejus‘, ‚un mal a pénétré dans sa substance‘ berichtet ihres Vaters Gesandter bei Rougé 10, 125 (1857) und 12, 225 (1858); der egyptische Arzt erklärt sie als ‚rem habentem cum daemone‘, ‚obsédée par un esprit‘ (10, 145; 12, 225).

[4] Nach einem guten Abklatsche abgebildet und erklärt von Chabas, revue archéologique, nouv. sér. 1861, t. III, p. 298.

[5] Gesenius thesaurus II, 1070 gibt hierüber unter dem Worte 'arel erschöpfenden, namentlich durch arabische Analogie belehrenden Aufschluss.



ältesten Zeiten her üblich, wie Mumienuntersuchungen und Abbildungen beweisen,[1] gehörte die geschehene Operation zu den Reinheits- oder Anstandsbedingungen derjenigen, welche bei Hofe erscheinen wollten. Ihr Mangel wird im königlichen Palaste gleich dem Essen gewisser Fische als besonders ,Verabscheutes' (bot), als ein Zeichen der Unreinheit im eminenten Sinne betrachtet.[2] Unter anderen, moderner Anschauung nicht eben entsprechenden Gründen des alten Brauches führt ein in Egypten lebender Autor der beginnenden römischen Kaiserzeit die Absicht an, sich durch vollkommene Leibesreinheit mit dem egyptischen Priesterstande in Uebereinstimmung zu setzen.[3] Es wird nämlich auch sonst[4] versichert, dass die egyptischen Priester auf die Beschneidung einen besondern Werth legten. Ohne Einschränkung glaubte Herodot (II, 36 und 104) ihren Ursprung auf Egypten zurückführen zu müssen.

Doch wird in der Bibel eine andere Ansicht zur Geltung gebracht. Ausserhalb Egyptens, ohne Moses' Zuthun, wird von seinem madianitischen Weibe die Operation an ihrem Sohne vollzogen, und zwar keineswegs der Reinlichkeit halber, sondern in einem Momente der Lebensgefahr ihres Gatten durch schwere Krankheit, oder nach der zeitgenössischen Aufzeichnung: um einer Heimsuchung Jahve's zu begegnen, der ihn tödten wollte.[5] Dass die sonderbare Kur auf Moses selbst

---

[1] Ebers, Aegypten und die Bücher Mose's I, 283. Chabas a. a. O. S. 299 erwähnt ein Bild qui nous représente très vraisemblablement la circoncision de deux fils de Ramses II.

[2] Brugsch, Wörterbuch I, 190 unter āma (unrein) mit den Erklärungen von Ebers I, 233.

[3] Τὴν δι' ὅλου τοῦ σώματος καθαρότητα πρὸς τὸ ἁρμόττειν τάξει ἱερωμένῃ, παρ' ὃ καὶ ξυρῶνται τὰ σώματα προσυπερβάλλοντες οἱ ἐν Αἰγύπτῳ τῶν ἱερέων. Philo, von der Beschneidung II, 211 (Mangey). Das egyptische Volk erklärt er im Eingange für ἀρχαιότατον καὶ φιλοσοφώτατον.

[4] οἱ ἱερεῖς ἐπιτηδεύουσι περιτομήν. Horapollon I, 14, p. 30.

[5] ,Und als er unterwegs in der Herberge (malon) war, begegnete ihm Jahve und suchte ihn zu tödten. Da nahm Zipora einen Stein (Zor) und beschnitte ihrem Sohne die Vorhaut und rührete seine Füsse an und sprach: „fürwahr! (ki) Du bist mir ein Blutbräutigam (chatan damim)". Da liess er von ihm ab. Sie sprach aber Blutbräutigam um der Beschneidung willen.' Exodus 4, 24—26. Die Ideenverbindung dieses hebräischen chatan = Bräutigam mit dem arabischen chatana = beschneiden bemerkt Hitzig (Geschichte Israels I, 86) für die Zeugungsthätigkeit;

einen grossen Eindruck gemacht habe, wird man nicht annehmen können, da ausdrücklich bezeugt ist,[1] dass die Beschneidung nicht geübt ward, so lange er an der Spitze des Volkes während des Wüstenzuges stand. Aber seiner Umgebung muss die mysteriöse Heilung durch den Act der beduinischen Gattin des Führers — vollends mit den dunklen Freudenworten, welche sie nach demselben ausrief und der befremdlichen Geste, mit der sie diese Worte begleitete — als ein bedeutendes Ereigniss erschienen sein; denn der auf uns gekommene Bericht[2] mit seiner Erklärung jener Freudenworte wäre sonst gegenstandslos und unmöglich gewesen.

Unmittelbar nach Moses' Tode und noch vor dem Angriffe auf Jericho liess nun Josua, dem jener häusliche Act als einem Vertrauten des Führers nothwendig bekannt sein musste, die Beschneidung an allen Personen männlichen Geschlechtes im israelitischen Volke vornehmen. Er glaubte hiemit eine That vollbracht zu haben, welche den betreffenden Ort selbst heiligte: wenn auch nicht Jahve selbst, wie einst seinem Meister am Dornbusch, so gebot ihm doch, seinem eigenen Range und

nennt doch auch Philo (II, 212) als letzten und wichtigsten Grund derselben: ἀναγκαιότατον τὴν πρὸς πολυγονίαν κατασκευήν κ. τ. λ. Die in den beduinischen Harem gehörige frohe Aeusserung der Mutter nach geschehener Operation wird erst in diesem Zusammenhange verständlich, was sie trotz der Schlusserklärung nicht gewesen ist. Die Wildheit der Aeusserung an sich wird übrigens, wie das von mir gewählte Attribut ‚beduinisch' entschuldigen, so den von Moses' Geschwistern (Numeri 12, 1) erhobenen Vorwurf erklären, dass Moses eine ‚Kuschitin' geehelicht habe; denn Kusch hat egyptisch fast immer das Attribut ‚schlecht' oder ‚elend' (Ebers I, 57).

[1] ‚Alles Volk, das in der Wüste geboren war, auf dem Wege, da sie aus Egypten zogen, das war nicht beschnitten.' Josua 5, 5. Dem widerspricht freilich die in die Frauenordnung eingeschobene Beschneidungsvorschrift Levit. 12, 3; aber diese Einschiebung vermehrt eben nur die ohnehin grosse Zahl von Widersprüchen dieses Buches mit echter Geschichte (Schrader, Einleitung 288); immerhin hat sie den Anlass zu der angeblich in eine Rede Jesu gehörigen, aber mit dem ganzen Zusammenhange ebenfalls ungeschichtlichen Aeusserung des Johannesevangeliums (7, 22) gegeben: Μωσῆς δέδωκεν ὑμῖν τὴν περιτομήν. Vgl. Keim, Leben Jesu (Zürich 1872) III, 63.

[2] Die betreffende Aufzeichnung muss zu den frühesten der Auszugsgeschichte gehören. Ueber die Zugehörigkeit des Bruchstückes vgl. Schrader (De Wette's Einl. 1869) S. 282, Anm. 12.



Berufe entsprechender, Jahve's Heeresfürst, an dieser Stätte, als einer heiligen, seine Schuhe auszuziehen [1] — wie etwa einem egyptischen Todten die Haut der rechten Fusssohle abgelöst wurde, damit er im Jenseits auf dem Steingetäfel des Saales der ewigen Wahrheit correct auftreten könne. [2]

Ueber eine Wirkung des Ereignisses ist der jüngere Erzähler noch gut unterrichtet, wenn er mit einer für uns gleichgiltigen Localetymologie die Behauptung einschiebt, durch diese Beschneidung habe Jahve ‚die Beschimpfung Egyptens' [3] von dem Volke abgewälzt. Hiermit wird man wohl zusammenzubringen haben, wenn in der Geschichte Josephs, [4] aber nie später, von einem ‚Abscheu der Egypter', mit den Hebräern zu essen, gesprochen wird — genau jenem oben (S. 12) erwähnten Abscheu der Palastbewohner wegen der betreffenden Unreinigkeit entsprechend. Wie sehr aber diese Vorstellung, nachdem die Beschneidung einmal bei ihnen eingeführt war, sich auch der Hebräer bemächtigte, ersieht man noch aus den Vorwürfen, welche der Apostel Petrus wegen gemeinsamen Essens mit Heiden oder Barbaren ‚von denen von der Beschneidung fürchtete.' [5]

[1] Josua 5, 1—8 und 13—15; über deren Zusammengehörigkeit und die Einfügung von Vers 9 vgl. Schrader a. a. O. 304 flgde.

[2] Die Erklärung der von Czermak in der Bauchhöhle einer weiblichen Mumie gefundenen Epidermis der rechten Fusssohle bringt Ebers, egypt. Ztschft. 1871, 48 - 50.

[3] 'ervat mizraim, LXX: ὀνειδισμὸν Αἰγύπτου. Die übliche Uebersetzung ‚Schande Egyptens' gibt keinen Sinn.

[4] Genesis 43, 32. Der gewöhnlich als Analogie beigezogene Zusatz in der Schrift des jüngsten Erzählers 46, 34 — ‚denn ein Abscheu Egyptens sind alle Viehhirten' — wird nur späte Glosse sein. Näher läge, an Exodus 1, 12 als Analogie zu denken; aber der dortige ‚Ekel' der Egypter ‚vor den Kindern Israels' (vajjakuzu, καὶ ἐβδελύσσοντο) ist in diesem Zusammenhange entweder ungenaue Wiedergabe eines hebräischen Uebersetzers, da der Sinn ein Wort eher der Besorgniss zu verlangen scheint, oder einfach (vgl. Jesaia 7, 16) als ‚sie fürchteten' das betreffende Wort wiederzugeben. Knobel zu Exodus (1857) 7 vergleicht Numeri 22, 3 in demselben Sinne.

[5] φοβούμενος τοὺς ἐκ περιτομῆς. Galaterbrief 2, 12. Die Anstössigkeit einer ehelichen Verbindung mit einer Frau aus einem Volke von Unbeschnittenen kommt zuerst in der Geschichte Simson's (Richter 14, 6) vor, aber diese ist eben chronologisch schwer zu fixiren.

Dennoch fühlt Jedermann, dass mit dieser übertragenen egyptischen Vorstellung von männlichem Anstande oder Culturbeweise weder die von Josua geglaubte Heiligkeit des Actes an sich erklärt werden kann, noch auch die Bereitwilligkeit des Volkes, sich ausnahmslos und mit Einschluss der Säuglinge der Operation zu unterziehen. Die Erklärung dürfte in der Erzählung selbst völlig ausreichend vorliegen.

Nach einer ausdrücklichen Angabe waren unter den aus Egypten Ausgezogenen bereits ‚die Kriegsleute‘[1] dem Reinigungsacte unterzogen gewesen, sei es die mitgezogenen egyptischen, bei denen, als den herrschenden Gesellschaftsschichten angehörig, dieses selbstverständlich wäre, sei es nachahmende hebräische. Denn man ersieht aus gleichzeitiger egyptischer Aufzeichnung, dass unter den Hebräern in Egypten einiger Rang- oder Standesunterschied bestanden haben muss, da einer Herrenklasse derselben gedacht wird.[2] Dass Josua, dessen auf mindestens sieben Generationen glaubwürdiger Stammbaum[3] vom Alter seiner Familie Zeugniss gibt, wahrscheinlich zu diesen Herren und ohne Frage zu den beschnittenen Kriegsleuten gehörte, wird ohne Widerspruch zugestanden werden.

Nur die Kriegsleute erscheinen thätig bei dem Acte, nicht die Priester, welche durch alle Zeiten bei den Juden kein Verhältniss zur Beschneidung hatten, und damals erst nachher bei der Einnahme Jericho's in wundersamer Thätigkeit erscheinen.[4] Der Heeresfürst Jahve's aber tritt auf der durch die Beschneidung geheiligten Stätte ‚mit gezogenem Schwerte in seiner Hand‘ auf. Man hat hienach an eine in erster Linie militärische Handlung zu denken. Ihre Ausdehnung auf alle

[1] ansche hamilchama. Josua 5, 4 und 6. Der Anfang von Vers 5 — ‚denn alles Volk, das auszog, war beschnitten‘ — muss, als mit der Einschränkung des Textes auf ‚die Kriegsleute‘ in Widerspruch stehend, Glossem sein, aus der irrigen Vorstellung angeblichen Uralters des allgemeinen Brauches bei den Hebräern entstanden.

[2] Papyrus Anastasy I im Haag; die von Chabas zuerst gebrachte Lesung marinas der Hebräer von semitisch mar, moron, wie die Uebersetzung desselben ‚officiers, fils des chefs‘ billigt Lauth, Moses der Ebräer. S. 43 und fügt die weitere von maître, seigneur zur Erklärung des Wortes bei.

[3] I. Chron. 7, 22—27.

[4] Josua 6, 4.



Personen männlichen Geschlechtes und jeden Alters lässt sich jedoch damit nicht erklären.

Noch näher tritt man dem Ereignisse durch Erinnerung an die durch blosse mündliche Verpflichtung — verborum obligatio nach römischem Begriffe — geschehene Abschliessung des Bundes am Sinai.[1] Die Erneuerung dieses Bundes unter dem neuen Führer und unter leichtem[2] Blutverluste vollends vor dem später zu erörternden Osterfeste[3] erinnert an eine arabische Sitte, welche den Hebräern auf ihrem Wüstenzuge kaum unbekannt geblieben sein kann: bei Uebernahme einer gegenseitigen Treueverpflichtung schnitten sich dort die Gelobenden unter Anrufung eines Götterpaares mit einem scharfen Steine in die Hand.[4]

Sollte aber das Volk wirklich, wie am Sinai versprochen worden, ein ‚Priesterkönigreich und ein heiliges Volk' werden,[5] so war, um einer lastenden ‚Beschämung' zu entgehen, die allgemeine Beschneidung unerlässlich — zwar nicht nach Moses' Auffassung, wie wir wissen, aber doch nach nothwendiger Ueberzeugung Aller, die an egyptische Reinheitsbegriffe und Standesvorstellungen über das Priesterthum[6] gewöhnt waren.

Die Operation der Knaben schon nach einer ersten planetarischen Woche des Lebens, acht Tage nach der Geburt, bei den übrigen Völkern unerhört,[7] welche dieser Sitte folgen,

[1] Exodus 19, 7 und 8. Die von Anderen (vgl. Winer, Realw. u. d. W. Bund) beigezogenen Vergleichungen von Sallust. Catil. 22 u. s. w. illustriren schwerlich viel.

[2] Wie wesentlich Blutverlust nach dem Ritual für den Act ist, ersieht man aus Buxtorf, lexicon chaldaico-talmudicum p. 1174.

[3] Josua 5, 10.

[4] λίθῳ ὀξεῖ τὸ ἔσω τῶν χειρῶν. Herodot III, 8. In G. Rawlinson's Uebersetzung der Stelle (II, 335) geben zwei Anmerkungen authentische Kunde über das entsprechende heutige Verhältniss bei den Arabern. Auch anderwärts, namentlich bei Abschliessung eines Bruderbundes im alten Island, nachweisliche ähnliche Sitten darf man nicht herbeiziehen, um sich durch die Fata Morgana allgemeiner Völkerkunde nicht irre führen zu lassen.

[5] mamèleket kohanim vègoj kadosch. Exodus 19, 6.

[6] Vgl. oben S. 12, Anm. 1 und 2.

[7] Der früheste Termin in Persien und Arabien ist heute, und war wohl auch in Egypten, das fünfte Lebensjahr, der späteste ist die Zeit der beginnenden Pubertät. Chardin bei Chabas a. a. O. 299. Der Verfasser von Genesis 17, 25 nimmt bei den Arabern das vollendete 13. Jahr an, als in welchem Ismael beschnitten ward.

empfängt ihre sachliche, wenn auch noch nicht ihre chronologische Begründung aus Zipora's Wunderkur. Nach derselben sind mysteriöser Weise die Väter gesichert, wenn die Söhne beschnitten werden, und demnach das ganze Volk in seiner Existenz, wenn alle seine männlichen Sprossen. Wie Zipora und wie die Araber bei ihren Treuegelöbnissen hielt aber Josua den Gebrauch von Steinmessern (charbot zurim) für so unerlässlich, dass derselbe als von Jahve selbst ausdrücklich befohlen genannt wird (Josua 5, 2). Vor dem grossen unter dem neuen Volksführer zu beginnenden Eroberungskriege gewann hiemit unmittelbar jeder in den Kampf ziehende Vater und gewann das ganze Volk den Zauber der Unbesiegbarkeit, wie Jahve selbst Moses nichts mehr anhaben konnte, als Zipora den Act vollzogen hatte.

Hieher wird man sonach auch dem Inhalte nach zu ziehen haben, was in Form eines göttlichen (Elohim) Befehles an Abraham in der Genesis (17, 9—14) als ein Grundgesetz des Volkes erklärt wird: die Beschneidung aller acht Tage alten Knaben als Bundeszeichen (ôt berit). Die Operation selbst aber behielt bei den Israeliten, obwohl sie noch im fünften Jahrhundert v. Chr.[1] den egyptischen Ursprung der Sitte kannten, die technische Bezeichnung: Bund der Beschneidung.[2]

Jeder andere Anfang des Brauches, vollends der einer Huldigung für den Lebens- und Reinheitsgott Khonso, musste verschwinden vor dem neuen blutigen Zeugnisse der ewigen Eidgenossenschaft, welche, militärischen zugleich und religiösen Charakters, das Volk wie den Einzelnen sicherte und die Nation mit dem egyptischen Bildungsmuster ausglich.[3]

Josua's dankbare Vision, nachdem der blutige Bund geschlossen war, lässt sich in diesen Zeiten wohl begreifen und

[1] Σύροι οἱ ἐν τῇ Παλαιστίνῃ καὶ αὐτοὶ ὁμολογέουσι παρ' Αἰγυπτίων μεμαθηκέναι. Her. II, 104.

[2] Bérit milah = foedus, sacramentum circumcisionis. Buxtorf, lexic. 1177.

[3] Die entsprechende Analogie, so sonderbar diese Behauptung zuerst erscheinen wird, bildet die Einführung des Cultus der sibyllinischen Bücher durch die Römer. Ich erlaube mir, hierüber auf meine im Vorworte berührte Arbeit ‚von dem Bewusstsein der Culturübertragung' (Zürich, Schabelitz 1864) S. 15 zu verweisen.



nicht minder der gesteigerte Schwung bei den Eroberungen des auch durch ein so wunderliches Mysterium zusammengehaltenen Volkes.

7. Pietät gegen Egypten.

Wenn die Fortbildung egyptischer Art und Lehre und ihre Verbindung mit wesentlich anderen Anschauungen schon bisher als ein bedeutendes Moment unserer Untersuchung hervorgetreten ist, so drängt sich an dieser Stelle die Frage auf, in welchem Lichte denn nach der Meinung der Stifter hebräischer Culte Egyptens Volk und Land zu betrachten sei und wie beide demnach in den ältesten Stücken hebräischer Ueberlieferung erscheinen.

Bedenkt man nun den schweren Druck, die harten Frohnden, unter welchen die Hebräer nach ihren eigenen wie nach egyptischen Aufzeichnungen litten,[1] ihre dringende Gefahr beim Auszuge durch eine in der Bibel ebenfalls erzählte Verfolgung des Pharao mit dem egyptischen Heere, so fallen andere Berichte über das Zusammenleben beider Völker nur um so mehr auf.

Noch im Momente der Auswanderung ‚aus dem Hause der Knechtschaft‘[2] findet das Volk bei den Egyptern solche ‚Gnade‘,[3] dass Männer wie Frauen von ihren egyptischen Nachbaren ‚silberne und goldene Gefässe‘, ja, nach anderer Fassung, auch ‚Kleider‘ erhalten. Wie peinlich empfunden ward, dass ihnen in Egypten die Gemeinschaft des Mahles mit den Eingeborenen versagt war, oder doch gewesen war, wie sie mit der Beschneidung zugleich ‚die Beschimpfung Egyptens‘ von sich wälzten, haben wir gesehen.

---

[1] Exodus, Cap. 1, 2 und 5. Die egyptischen Nachrichten vollständig und anmuthig bei Mathey, explorations modernes en Égypte (1869) 225 flgde.

[2] Exodus 13, 3; Josua 24, 17.

[3] chên, LXX: χάριν, Exodus 3, 21 und 12, 36 vgl. 11, 2 und 3. Die Stelle Ex. 12, 36 besagt nach gewöhnlicher Auffassung, die Geschenke seien nur geliehen gewesen (vajjaschilum, LXX: καὶ ἔχρησαν αὐτοῖς); folgerichtig und unschuldig wird beigefügt: ‚und sie entwandten es den Egyptern‘. Aber diese Glosse ist unnöthig, da eine correcte Uebersetzung nur gibt: ‚und sie liessen sich bitten‘.

Wenn nun wiederholt von der Sehnsucht des Volkes, nach Egypten zurückzukehren, die Rede ist, so wird man den betreffenden Ausdrücken eine grössere Aufmerksamkeit zu schenken haben, als bisher geschehen ist. Nicht nur Aufrührer preisen Egypten (Numeri 16, 13) als das ‚Land, da Milch und Honig innen fliesst'; auch Jahve selbst lässt sie sagen (Numeri 11, 18): ‚es ging uns gut in Egypten'. Wiederholt wird des Verlangens der Ausgezogenen nach den Fleischtöpfen und dem Brode Egyptens gedacht.[1]

Eine Verunreinigung durch den Genuss dort üblicher Speisen wird nirgends im Hexateuche angenommen. Diese Anschauung hat noch in den Zeiten der Uebermacht des assyrischen Reiches bei den Hebräern geherrscht, derart, dass der Boden nicht der Egypter, wohl aber der Assyrer — welche doch den Israeliten nach Sprache, Zeiteintheilung und mancher Sitte so sehr viel näher stehen, als die Egypter, — als ein unreiner, das Geniessen nicht egyptischer, wohl aber assyrischer Speise als Versündigung angesehen wird. So scheidet Hosea (9, 3) ganz bestimmt: ‚Nach Egypten kehrt Efraim um, in Assyrien essen sie Unreines',[2] und Amos schildert als besonders hart bei der drohenden Wegführung seiner Landsleute, dass sie (7, 17) ‚auf unreinem Boden sterben' müssen. Die grosse Mehrzahl der Weggeführten hat freilich nach der Versicherung des Tobias das ‚Barbarenbrod'[3] nicht verschmäht. Dass vollends in späterer Zeit von Daniel[4] angenommen wird, er habe selbst des Königs Nebukadnezar Tafel für barbarisch oder unrein gehalten, ist nicht überraschend. Eher muss man sich wundern, dass es keinen Anstoss erregte, wenn der jüdische König Jojachin der tägliche Tischgast[5] bei Nebukadnezar's Sohne genannt wird, ja diese Thatsache noch als nationale

---

[1] Exodus 16, 3; Numeri 11, 4 und 5; 21, 5.

[2] Ewald, Propheten I, 151.

[3] — ἤσθιον ἐκ τῶν ἄρτων τῶν ἐθνῶν. ἐγὼ δὲ συνετήρησα τὴν ψυχήν μου μὴ φαγεῖν. Tobias I, 12 ed. Tischendorf (LXX) I, 634.

[4] ‚D. setzte ihm vor in seinem Herzen, dass er sich mit des Königs Speise und mit dem Wein, den er selbst trank, nicht verunreinigen wollte und bat den obersten Kämmerer, dass er sich nicht müsste verunreinigen'. Daniel I, 8.

[5] Jeremia 52, 33; II. Könige 25, 29.



Auszeichnung berichtet scheint. Wie weit damals, im sechsten Jahrhundert, nach den Steigerungen des Ceremonialdienstes unter König Josias, auch das ursprüngliche Musterland für Anstand und Cultur, auch Egypten, dem Verkehre der Juden einigermassen bedenklich erschien, vermag ich nicht zu sagen; immerhin wird man zu erwägen haben, dass die ursprüngliche Strenge des dortigen Lebens unter den damaligen Herrschern der 26. Dynastie, welche so vielen griechischen Barbaren das Land zu eröffnen wagten, schon erheblich alterirt war.

Wiederholt werden die alten Wohnsitze der Hebräer in Egypten als mit besonderem Wohlwollen ausgewählte geschildert. Das unteregyptische Gosen [1] oder Kasen ist vielleicht niemals der Gesammtheit der Hebräer zugewiesen worden, wie denn mindestens später von denselben auch in Oberegypten östlich von Koptos [2] Frohnarbeiten ausgeführt wurden, und die nach Ramses II. genannte Stadt, zu deren Schatzhause sie Steine schleppen mussten, unzweifelhaft südlich von Memphis lag. [3] Aber Genesis wie Exodus kennen nur einen Aufenthalt im Lande Gosen, oder wie dasselbe auch einmal heisst: Raamses. [4] Es wird sehr ausdrücklich versichert, dass dasselbe zu den vorzüglichsten Theilen des Landes [5] gehört habe, dass die Hebräer in demselben ‚sich sehr mehreten‘, ja dass sie erst dort ‚zu einem grossen Volke‘ werden sollten. Das Verhältniss wird ein so zärtliches, dass einer der Urväter des Volkes Jaqob ‚den Pharao segnete‘, [6] d. h. sich artig mit ihm unterhielt, dass aber anderseits nach des Greises Ableben in dem Alter von hundert siebenundvierzig Jahren ‚alle Knechte Pharao, die Aeltesten seines Hauses und alle Aeltesten des Landes Egypten‘ ja ‚Wagen und Reisige, ein sehr grosses Heer‘ der nach allen Kunstregeln einbalsamirten Leiche das Ehrengeleite zum Familiengrabe bei Hebron geben; sie scheuen hiebei den wunderlichen Umweg um das

[1] Haigh in der egypt. Ztschft. 1869, S. 47 beweist seine Identität mit egypt. Kasen, nachdem Brugsch die Stätte von Heroopolis (Mugfac) gefunden hatte (cf. Strabo XVI, 1120 ed. Meineke).

[2] Mathey 226.

[3] Papyrus Leid. I, 349 bei Lauth, Moses der Ebräer, S. 10.

[4] Winer, biblisches Realwörterbuch, unter beiden Worten nennt die Stellen.

[5] Genesis 47, 6 und 11: bèmetab haarez.

[6] Genesis 47, 27; 46, 3. 47, 7.

todte Meer nicht, um im Osten von Jericho zuvor eine grosse Trauerfeier abzuhalten, deren Oertlichkeit davon den Namen behielt.[1] Nun zeigt freilich der letztere Umstand, dass die noch Hieronymus bekannt gewesene Localität von ‚den Kanaanitern', also vor dem Einbruche der Israeliten, Abel Mizraim d. h. Egypterflur, genannt war, eine Bezeichnung, welche unsere Quelle mit ‚Ebel' Trauer Egyptens — nämlich um den notorisch den Egyptern für unrein geltenden Hebräerscheich — für identisch erklärt und welche der ganzen widersinnigen Leichenzuggeschichte ihren Anlass gegeben haben dürfte. Aber ernster Erwägung werth bleibt doch die Thatsache, dass auch in diesem dicht bei der Stätte des Abschlusses der blutigen Eidgenossenschaft unter Josua gelegenen Locale ein Anlass gesucht wird, um die Liebesdienste Egyptens gegen die Hebräer in freundliche Erinnerung zu bringen.

Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt denn auch erhöhtes Interesse, was von den intimen Beziehungen eines Pharao zu einem andern Urvater der Israeliten, zu Abraham gemeldet wird. Die betreffende Erzählung[2] ist neuerlich in alle Einzelheiten untersucht und auf bester Kunde egyptischer Verhältnisse beruhend gefunden worden. Für uns fällt in derselben auf, wie sie einerseits die Geschicke der Hebräer vor dem Auszuge vordeutet — denn Misswachs treibt Abram hin (12, 10), Pharao und sein Haus werden auch hier (12, 17) erst durch grosse Plagen[3] zur Entlassung Sarah's bewogen und Abram zieht (13, 2), wie später sein Volk, ‚sehr schwer an Vieh, Silber und Gold' aus[4] —, anderseits aber der Trug auf hebräischer, Tugend und Grossmuth auf egyptischer Seite liegen.

---

[1] Genesis 50, 1—11, von Knobel, die Genesis (1862) 377 flgde. aus anderen Gründen als jüngerer Zusatz erkannt.

[2] Genesis 12, 10 bis 13, 2 mit den Erklärungen von Ebers a. a. O. I, 261 bis 272; S. 262: ‚Diese Erzählung (von der Aufnahme Sarah's in den Harem) ist echt egyptisch.'

[3] In der Geschichte Abimelechs (Genesis 20), welche der mit dem Pharao das Muster gegeben zu haben scheint, wird dieser König von Gerar einfach mit dem Tode bedroht (v. 3) und hebt er Gott gegenüber seine Unschuld hervor (v. 5).

[4] Damit stimmt der prophetische Erzähler (Genesis XV, 14) trefflich überein, indem er Jahve den Auszug aus dem Lande der Knechtschaft ‚mit grossem Gut' versprechen lässt.



Und wie sehr mindestens eine der ursprünglichen Erzählungsformen der Geschichten Abrahams von egyptischem Standpunkte aus gedacht ist, zeigt die neuerlich in überzeugender Weise [1] hervorgehobene Thatsache, dass das von Lot erwählte Jordangebiet (Genesis 13, 10) ‚Egypten nach Zoan zu‘ verglichen wird. Diese einst so prächtige Residenz, von deren acht [2] Namen der gewöhnliche Zan bei den Hebräern beibehalten ist, hat aber unserm Verfasser schwerlich blos aus persönlicher Erinnerung nahe gelegen, sondern scheint auf das engste mit der authentischen Kunde zusammen zu hängen, welche er von Abrahams Dasein empfing.

Denn es wird räthlich sein, schon an dieser Stelle dem Kerne jener alten Nachrichten näher zu treten, denen noch in einem andern Zusammenhange nachzugehen sein wird.

So ausdrücklich und eingehend wie möglich wird nun versichert, dass den Hebräern, die aus Egypten auszogen, jede nähere Kunde von Palästina abging. [3] Die Kundschafter, welche sie aussenden, sind aber angesehene Männer, Vertreter der echten zwölf Stämme, in welche das Volk längst getheilt war, so dass Moses' späterer Nachfolger im Volksführeramte, damals schon der gegebene Heerführer, sich unter denselben befand. Ihre Erkundung richtete sich auf die Umgebung von Hebron, [4] wo sich auch der Bach Eskol (Traube) befindet, an welchem sie die Traube schnitten. Hieher zu ziehen hatten nämlich die zwölf Repräsentanten des Volkes einen Rechtsanspruch, da bei Hebron die Grabstätte der ältesten Volkshauptleute lag, deren

---

[1] Ebers I, 272 flgde.

[2] Brugsch in der egyptischen Zeitschrift 1872, S. 19.

[3] Numeri 13, 17a und 21: ‚Das sind die Namen der Männer, die Moses aussandte, zu erkunden das Land. Und was für Land es sei, ob fett oder mager, und ob Bäume darinnen oder nicht.‘ Die dazwischen geschobenen Verse 17b—20 sind jüngere Zuthat; vgl. Schrader (De Wette's Einleitung) 290.

[4] Vers 22 der Urschrift abzusprechen, liegt entfernt kein Grund vor; die Namen der drei Enaqiter Ahiman, Sesai und Thalmai, die chronologische Notiz über das Verhältniss zum Alter von Tanis (vgl. hier Ewald, Gesch. [2. Aufl.] I, 74), die Unmöglichkeit für eine solche Schaar, an den Eskolbach zu gelangen, ohne Hebron zu berühren und dem Ahnengrabe Verehrung zu beweisen, sprechen für die Echtheit.

Heiligkeit allseitig anerkannt war,[1] und welche den natürlichen Anlass zu einem Verkehre mit den dortigen Bewohnern bot; von diesen werden uns drei unverdächtige Namen, wohl der Landesherren, genannt, der einzigen Männer von Bedeutung, deren Namen aus der Relation der Kundschafter einer Aufzeichnung würdig erschienen. Daneben aber begegnet die voraussichtlich ebenfalls aus Gesprächen mit den Herren von Hebron zu erklärende seltsame und schwerlich genaue Nachricht, dass ihre Stadt noch sieben Jahre älter als jenes gefeierte Zoan sei, dessen unser Autor bei Lot's Geschichte gedacht hat.

Wie hätte aber bei diesem Anlasse der beiden wichtigsten Thatsachen nicht Erwähnung geschehen sollen, welche sich an Abraham's Aufenthalt in Hebron knüpfen: des feierlichen Kaufes der Grabhöhle mit dem anstossenden Felde und der den dortigen Amoritern geleisteten Heeresfolge gegen die Chaldäer! Die Urkunde über die erstere lässt an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig,[2] die letztere ist als Stück aus dem der

---

[1] Ich folge dem überaus instructiven Berichte, welchen Rosen in der Zeitschrift für Erdkunde (1863, Bd. XIV, S. 369—429) über seinen Besuch der Patriarchengruft im Gefolge des Prinzen von Wales erstattet hat.

[2] Genesis 23 von etwa Vers 3b ‚Abraham redete mit den Chetitern' bis zum Schlusse von Vers 18, da Vers 2 und 19 Aufzeichnung ausserhalb Hebron's und selbst Palästina's voraussetzen, da sonst die Bezeichnung dort ‚Kirjath Arba', hier ‚Mamre', beide Male mit dem Zusatze ‚das ist Hebron im Lande Kanaan', widersinnig wäre. Wäre der Zutritt in den mit einer 45 Fuss hohen Marmormauer, wohl noch von altjüdischer Königszeit her (Rosen, S. 394), eingefriedeten Raum nicht so schwer, dass ihn nach Rosen's Bericht kaum der englische Thronerbe zu erzwingen vermochte, so möchte man den Wunsch aussprechen, dass ein kundiger Gelehrter eine Untersuchung der inneren Mauerseite vornehmen möchte, an der vielleicht als an der Grenze von Ephron's Acker noch eine ‚Hand' (jad vgl. Ewald I, 59 und 407) mit entsprechender Inschrift sich finden könnte. An der Wahrscheinlichkeit der Aufzeichnung wird (gegen Ewald's Meinung I, 67) gerade wegen des scheinbar rein mündlichen Verfahrens nach Analogie romanisch-germanischer Vorzeit nicht gezweifelt werden können (vortrefflich hierüber Sickel, acta Carolina I, 356 und Anm. 2). Für die damalige Anwendung der Schrift in Kanaan spricht aber nächst der bis zur Interpunction bereits conventionell ausgebildeten Siegessäule Mesa's um 900 v. Ch. die wohl mehr als ein Jahrtausend ältere Thatsache, dass bereits von dem letzten Hyksoskönige Apepi, der noch in ganz Egypten anerkannt war, in dem Papyros Sallier I,

Mesasäule vergleichbaren Siegesberichte der drei Amoriterfürsten Mamre, Eskol und Aner nicht minder gut bezeugt;[1] denn mit Mamre steht ‚Abram im Bunde‘ und seine Heeresfolge mit 318 Knechten würde an sich die gute Aufzeichnung verbürgen. Aber wir haben jetzt auch genaue Kunde von Königen Elams, welche seit etwa dem Anfange des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts vor Chr. als Kriegsherren in Chaldäa auftraten und deren erster, chronologisch gesicherter Name Kudur Nankundi mit dem Erbauer in Mugheir: Kudur Mabuk, dem Beherrscher ‚des Westlandes‘, den von Abraham im Gefolge der Amoriter bekämpften Kudur Lagamer hinlänglich verdeutlicht.[2] Die allgemeine Geltung des chaldäischen Mass- und Gewichtssystems in Palästina lange vor dem Auszuge der Israeliten aus Egypten wie sie sich bei den Feldzügen Thutmosis III. glänzend nachweisen lässt,[3] macht die Einführung dieser Form der Tributzahlung während der zwölfjährigen (Gen. 14, 4) Dienstbarkeit der Bevölkerung von Palästina unter Kudur Lagamer's Gebot wahrscheinlich und ist ihrerseits ein Zeugniss chaldäischer Einwirkung.

Diese beiden Urkunden aber des erkauften Erbbegräbnisses und der Waffenhilfe für die bedrückten Landesbewohner sind mit wenigen minder leicht greifbaren anderen Ueberlieferungen die Beweisstücke aus alter Zeit gewesen, mit welchen die Hebräer ihren Einbruch in Kanaan vor den Bevölkerungen einigermassen zu rechtfertigen vermochten. Namentlich der freie Zutritt zu den Ahnengräbern in der Doppelhöhle bei Hebron, deren Umgebung inzwischen in die Hände eines anderen

---

Seite 27. 2 (Ebers I, 205) berichtet wird, er habe den Rath ‚seines Schreibers‘ befolgt. Von den auf Schrift weisenden alten Ortsbezeichnungen Palästina's haben Andere gesprochen.

[1] Den Werth des Stückes erkannte vor den chaldäisch-assyrischen Entdeckungen zuerst Ewald, Gesch. I, 73 und 402. Die leichte Uebersetzbarkeit der drei Fürstennamen darf an ihrer Echtheit nicht irre machen.

[2] G. Rawlinson, five monarchies (ed. 1871) I, 160—167 und Schrader, die Keilinschriften u. d. alte Test. S. 48. Die Grenze, vor welche Kudur Lagamer's beide Züge fallen müssen, ist das J. 1821 v. Ch., in welchem der Sohn eines semitischen Gesammtkönigs von Chaldaea bereits nordwärts colonisirte, Rawlinson a. a. O I, 164.

[3] J. Brandis, Münz-, Mass- und Gewichtssystem (Berlin 1866) S. 91 flgde.

Volkes, aus chetitisch-amoritischem in enaqitischen Besitz, gekommen war — namentlich dieser Grabanspruch war ein religiös allseitig zulässiges Argument. Es lässt sich derselbe einigermassen mit den Forderungen der Kreuzfahrer und ihrem Einbruche in Palästina wegen Christi Grabes vergleichen; denn in beiden Fällen haben die sonstigen religiösen Argumente der Eroberer schwerlich grossen Eindruck auf das Gewissen der Eingeborenen gemacht.

Um so bedeutender erscheint nun in den an Abrahams Namen geknüpften Urgeschichten des Volkes Israel die liebevolle Behandlung des Stammvaters in Egypten. Um so unnöthiger ist freilich auch die Warnung, welche ein jüngerer Erzähler (Genesis 26, 2) von Jahve selbst ergehen lässt, dass Abrahams typischer Sohn Ishaq nicht nach Egypten ziehen solle.

Jaqob aber, unter dessen Leitung durch starken Zuzug aus dem Osten — dess zum Zeugniss lässt ihn ja die Sage[1] ‚den Grenzberg Gilead' als Malzeichen der Scheidung von den östlichen Stammverwandten aufwerfen — die Hebräer erst zu einem Volke von zwölf Stämmen geworden sind, wird von der Erzählung (Genesis 45) anders bedacht. Er wird nach Egypten geführt, obwohl die Erzählung Mühe hat, wie wir oben sahen, seine Gebeine mit grossem Apparate wieder nach Hebron zu schaffen, wo sie nach allgemeiner Ueberzeugung ruhten und vielleicht noch heute ruhen, da bei der einzigen wissenschaftlichen Untersuchung der Doppelhöhle im J. 1862 gerade der entscheidende untere Raum nicht betreten worden ist. Eingeführt wird der Patriarch aber in Egypten mit solch verschwenderischer Grossmuth,[2] dass man für Ernst nehmen könnte, was dort von Joseph gesagt wird: ‚Die Güter des ganzen Landes Egypten sollen Euer sein', ‚Ihr sollt essen das Mark im Lande' (Genesis 45, 20 und 18).

[1] Genesis 31, 46—53 der prächtige Mythus, mit dessen Erkennung der Name Ewald's (Gesch. Isr. I, 447) immer verbunden bleiben wird, wie ich ihm denn auch für die entscheidende Zuwanderung aus dem Osten gänzlich folge (I, 442 flgde).

[2] Am schönsten unter den Geschenkberichten ist Vers 23: ‚Und seinem Vater sandte er dabei zehn Esel mit Gut aus Egypten beladen und zehn Eselinnen mit Getraide.'

Hiemit stimmen jedoch andere Thatsachen nicht, Nachrichten, welche ein vollkommenes Stammesleben und Versuche kriegerischer Ausbreitung schon vor der Uebersiedelung nach Egypten anzunehmen nöthigen.

Von den sonst (besonders Genesis 29 und 30) verkündigten Herkunftstheorien der Stämme unabhängig erscheinen sie — Ruben an der Spitze, Gad am Ende, ohne die Fictivnamen Joseph [1] und Levi — in dem erwähnten Verzeichnisse der Kundschafter (Numeri 13), einer Urkunde von um so grösserer Wichtigkeit, als dieselbe die Organisation des Volkes darstellt, wie sie zum Zwecke des Erbantritts der heiligen Stätte von Hebron (s. o.) geltend gemacht wurde. Dass diese Organisation der zwölf Stämme sich jenseit aller Bedrängnisse des Wüstenzuges erhalten hatte, unabhängig von den hier nicht zu besprechenden Bevorzugungen der Führer, ist an sich bemerkenswerth; aber einleuchtend ist auch, dass sie der Einwanderung in Egypten vorangegangen sein muss, wo sie unmöglich entstehen konnte: in der That gesteht das trotz aller durchsichtigen Zahlverminderung und Anordnung nach Haupt- und Nebenweibern, d. h. Haupt- und Nebenansprüchen, die Erzählung Genesis c. 46 unbefangen zu.

Die in Josua's Geschlechtstafel erhaltene Vorgeschichte des Stammes Efraim [2] beweist anderseits, dass dieser Stamm noch vor der Einwanderung in Egypten auf kananitischem Boden in Fehde ‚mit den Männern von Gath' lag; in der Vertretung der Kundschafter folgt keineswegs der angebliche andere Josephszweig Manasse auf Efraim, sondern er ist durch Benjamin und Sebulon von demselben getrennt.

---

[1] Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass die beiden Worte, welche Numeri 13, 11 einleiten: ‚für den Stamm Josef' Glosse sein müssen, da unmittelbar wie in den übrigen Fällen ‚für den Stamm Manasseh' auf sie folgt und sie bei Efraim natürlich fehlen. Ganz harmlos erscheint vielmehr vor dem Stamme Efraim der echte Name ‚Josef' als der des Vaters des Botschafters von Isaschar (Vers 7).

[2] I. Chron. 7, 20—28. Ewald, der (Gesch. Isr.[2] I, 490) hier wohl zuerst ‚eine höchst alterthümliche Nachricht der voregyptischen Zeit' vermuthete, hält auch an anderen Orten 494 ‚den Namen Efrat für Bäthlehem' für ‚uralt und unstreitig vormosaisch', unverkennbar mit dem Stammesnamen Efraim zusammenhängend.

Bedarf es an dieser Stelle noch ausdrücklichen Beweises, dass der angebliche Stammvater von Efraim und Manasse, dass der von Egypten trotz seiner Schönheit, Keuschheit und Klugheit so über alles Verdienst emporgehobene und gehätschelte Josef,[1] dem als ihrem tückischen Freiheitsberauber und Aussauger[2] alle Egypter ausser[3] der weisen Priesterschaft (Genesis 47, 22 und 26) höchlich gram sein müssen — bedarf es noch einer Darlegung im Einzelnen, dass diese Gestalt Josefs nur in greifbarer Form und in gesteigerter Weise darstellen soll, was wir bisher nur in Andeutungen und mit Zurückhaltung betont sahen: das hohe Verdienst des grossmüthigen Muster- und Culturvolkes von Egypten um die barbarischen hebräischen Hirten?

Und dass man sich durch die erbaulichen Geschichten von Josefs Leiche nur nicht täuschen lasse! Bis zum heutigen Tage gewähren ihrem Kenotaphe die Temimiten, welche die heiligen Gräber von Hebron zu bewachen haben, nur in einem Anbau aus ‚später muhamedanischer Zeit' gesonderte und geringe Verehrung, während die echten Patriarchen mit ihrem ‚Harem' in dem obern Höhlenraume ihre regelrechten Kenotaphien vereinigt gefunden haben.[4]

Denn eine leicht erklärliche und verfolgbare Reihe von Erfindungen hat endlich dahin geführt, dass in der Stefanusrede der Apostelgeschichte (7, 16) Abraham seine Grabstätte vielmehr in Sichem kauft und dort Jaqob mit sämmtlichen

[1] Hitzig, Gesch. Israels I, 57 bemerkt bereits von Josefs Geschichte, ‚dass nur ein kleiner Rest für die Geschichte zu retten sein dürfte' und hebt mit Recht die Ausführung der jüngern von den beiden erhaltenen Fassungen in dem nordisraelitischen Reiche hervor.

[2] Schon unter der vierten Dynastie, viele Jahrhunderte früher, ist übrigens Ptahases ‚Aufseher über alle Mundvorräthe'. Rougé, mém. sur les . . . six premières dynasties, 1866, p. 69.

[3] Herodot II, 37 und 168, und Diodor I, 73 nehmen etwas richtiger auch die Krieger von der Besteuerung aus und lassen (Her. II, 109; Diod. I, 54) einen Sesostris oder Sesoosis eine radicale Wasser- und Landordnung und Vertheilung vornehmen. In der That bestand diese aber schon einige tausend Jahre vor dem angeblichen Josef, wie vor dem angeblichen Sesostris. Denn bereits unter den ersten Dynastien war die Ausbeutung der Unterworfenen durch die herrschenden Priester = Krieger an Land und Menschenkraft bereits auf das möglichste Mass gekommen.

[4] Rosen a. a. O. S. 398, 404.



Söhnen — statt Efraim's und Manasse's natürlich Josef und Levi mitgezählt — beigesetzt worden sei. Der betreffende Kauf Jacobs wird in einem in das 33. Capitel der Genesis (Vers 19) eingeschobenen Zusatze behauptet und zwar als geschehen ‚von den Kindern Hemors, des Vaters Sichems, um hundert Qĕsita‘;[1] die Angabe ist aber wohl zuerst von derselben Hand auch dem Buche Josua (24, 32) angehängt. Sie ergibt sich unmittelbar als Nachahmung von Abrahams echtem Kauf in Hebron, da die Summe vermuthlich genau den 400 Sekel der echten Urkunde (Genesis 23, 16) entspricht, und wird bei der Aufrichtung eines den beiden Stämmen Efraim und Manasse gemeinsamen Heiligthums in der Levitenstadt Sichem zu Ehren Josefs des Fictivvaters in jener Stelle des Buches Josua erwähnt. Da nun gleichzeitig der Ausstattung des Hohenpriesters Pinehas mit Grundbesitz in dem Gebiete der Efraemiten und der Bestattung seines Vaters auf diesem Gute gedacht wird (Josua 24, 33), so darf man wohl sagen, dass Pinehas, der seinen egyptischen, den Neger bedeutenden Namen[2] nie abgelegt hat, mit der Einrichtung des Cultes in naher Beziehung stehen und wenn nicht überhaupt der Uebersetzer oder erste Verfasser einer der Grundschriften des Hexateuchs, so doch einer der Fortbildner des Josefmythus sein dürfte. Denn an der Ordnung und Befriedigung des Volkes nach geschehener Landeseroberung erscheint Pinehas im Buche Josua (Cap. 22) in ganz hervorragender Weise betheiligt.

---

[1] Sonst nur Hiob 42, 11, wo die LXX (II, 36 ed. Tischendorf) ἀμνάδα μίαν haben, während sie an unseren beiden Stellen ἑκατὸν ἀμνῶν, ἀμνάδων ἑκατόν haben (I, 40 und I, 281), was seinerseits wieder erklärt sein will, da an ‚Lämmer‘ – Werth doch nicht zu denken. Ich folge übrigens Gesenius s. v. Qesita (thes. IV).

[2] Pe-nebasi ‚der Neger‘ nach Lauth, Moses S. 70. Als Königsnamen glaubt ihn Lauth in der 13. oder 14. Dynastie nachweisen zu können. Vergleichen lässt sich, dass der russische Grosskönig und Bekehrer Wladimir seinen schwedischen Namen Walldimar kaum geändert hat, während von seinem Vater Swiatoslaw nur der slavische Name, gleichwie von Pinehas' Vater Eleazar nur der hebräische, nicht der egyptische bekannt ist, dagegen der Grossvater Ingvar (Igor) nur einen normännischen, wie Eleazar's Vater Aaron höchst wahrscheinlich nur einen egyptischen Namen hatte (vgl. meine ‚Normannen und ihre Staatengründungen (in v. Sybel's hist. Ztschft. IV 341 und 351).

Erst von hier aus aber begreift sich, wie dem Buche Genesis (50, 25) die Verpflichtung, Josefs Leiche mitzuführen angehängt und dieses Heiligthumes doch nur noch in einer Glosse (Exodus 13, 19) gedacht werden konnte.

So soll denn auch der um die Zeit des Auszuges, als noch schwerlich Mangel an Namenfindung war, nur im Stamme Isaschar (Numeri 13, 7) nachweisliche Name Josef[1] die Thatsache des den Hebräern unter dem Schutze Egyptens zu Theil gewordenen Segens ihres Wachsthumes in Erinnerung bringen. Die Typen, mit welchen er ausser dem Pharao in Verbindung gebracht wird, sind nur in zwei oder drei Fällen genannt: ein Hofbeamter, der den hebräischen Sklaven ‚über sein Haus setzt' (Genesis 39, 4), genau wie später der Pharao (41, 40) über das seinige, und ein Priester zu Heliopolis, dessen genannte Tochter ihm vermählt wird (41, 45).[2] Aber beide Herren haben denselben oder eigentlich gar keinen Namen, da Potiphar nur religiös einen Egypter, d. h. einen Verehrer der Sonnengottheit bezeichnet,[3] deren Hauptcultstätte eben in Heliopolis war. —

Die vollkommen correcte Kunde egyptischer Staats-, Cult- und Privatverhältnisse, welche in den Geschichten Josefs hervortritt, hat noch den neuesten Forscher,[4] und sichtlich je weiter er kam umsomehr, überrascht. In dem Märchen des Literaten Anana aus Ramses II. Zeit hat sich überdies ein schriftliches Denkmal gefunden, welches Motive enthält, die auch in den Beziehungen Josefs zur Frau des Obersten Potiphar wiederkehren. Falls aber in der Genesis eine Benutzung von Anana's zum Theil widriger Darstellung vorliegen sollte,[5]

[1] ‚quem Deus augeat' übersetzt Gesenius (thes. I, 604) den Namen, Genesis 30, 24 richtig umdeutend. — Vgl. oben S. 26, Anm. 1.

[2] Die Erklärung des von dem Pharao dem Josef beigelegten Ehrennamens (Weltheil?) und des Namens seiner Gattin in diesem Verse muss ich der egyptischen Philologie überlassen.

[3] Peti-pa-ra = hingegeben dem Sonnengotte. Ebers I, 296.

[4] Ebers I, 353 bezeichnet daher seinen letzten Abschnitt mit Recht: ‚Traum und Deutung sind in allen Stücken egyptisch.'

[5] Ebers I, 315 lässt das mit Recht durchaus zweifelhaft. Wörtlich erinnert doch nur Genesis 38, 9b an die Worte: ‚Was ist das für eine grosse Sünde, die Du zu mir gesprochen hast?' Der Schluss des Märchens bei Brugsch, aus dem Orient II, 15 flgde, ist roh und ausschweifend.



so muss man sagen, dass sie in einem keuschen Sinne vollzogen worden ist, der beinahe an eine weibliche Hand erinnert.

Wie die Tellsage[1] in der ihr durch Tschudi gegebenen Gestalt nicht nur eine heilige Erinnerung der schweizerischen Eidgenossenschaft geworden ist, sondern unter anderen Elementen auch unzweifelhaft echte Kämpfe der Waldstätte gegen das Haus Habsburg im 13. Jahrhundert versinnlicht, so ist der Josefmythus für die Geschichte der Hebräer bedeutend geworden. Zwei ihrer alten Stämme, darunter der geistig und kriegerisch bis zur Königszeit vielleicht bedeutendste, der von Efraim, haben in Josef an einen gemeinsamen nähern Ahnherrn geglaubt und mit dessen Gattin an eine halbegyptische Abstammung. In der Geschichte des Volkes Israel aber bezeichnet Josef für den grossen Zusammenhang der menschheitlichen Entwickelung die Vermählung des hebräischen Geistes mit dem egyptischen,[2] wie die Ausbildung der Aeneassagen im Anschlusse an den troischen Mythenkreis eine verständliche Einfügung der Römer in die Ueberzeugungen der Griechen enthält.

[1] W. Vischer, die Sage von der Befreiung der Waldstätte (Leipzig 1867) S. 12 flgde.

[2] Es bedarf wohl keiner besonderen Ausführung, dass die Versuchung durch die Frau des Obersten Potiphar und die Vermählung mit der Tochter des Priesters Potiphar genau dasselbe: die liebevolle Einschmelzung der Hebräer in egyptisches Wesen bezeichnen.

Beitrag zur Geschichte des canonischen Rechtes von Gratian bis auf Bernhard von Pavia.

Vom
c. M. Joh. Friedrich R. von Schulte.

§. 1.
Allgemeiner Gang der Entwicklung bis auf die selbstständigen Sammlungen.[1]

Gratian hatte nicht alles brauchbare Material in sein Decret aufgenommen. Hierin lag ein Grund, das übergangene einzufügen. Bald nach dem Erscheinen des Decrets, insbesondere unter Alexander III., wurden zahlreiche neue Decretalen erlassen, welche nach dem Vorbilde der früheren Sammlungen zum Gebrauche zusammen gestellt werden mussten. Wollte man sich an die älteren Vorbilder halten, so schrieb man das übersehene und das neue Material am bequemsten im Decrete selbst zu am Rande der Handschrift und zwar dort, wo es nach der Zeit oder dem Systeme hinpasste, oder am Ende einer Distinctio oder Causa, oder auch nach dem letzten Capitel des Decrets.

Die älteste und primitivste Form weisen die Paleae[2] auf, von denen jene, welche Paucapalea beigesetzt hat, wohl

[1] Ich nehme im Folgenden nur auf die von mir selbst untersuchten Sammlungen Rücksicht, gehe daher auf die von Theiner, Disquisitiones p. 117 sq., nach der Pariser Handschr. Nr. 1566 erwähnte und andere nicht ein. Es handelt sich recht eigentlich um die Feststellung des Verhältnisses der Sammlungen zum Breviarium Extravagantium Bernhards von Pavia.

[2] Ueber diese vorläufig: De Paleis, quae in Gratiani decreto inveniuntur, disquisitio historico-critica auctore Bickellio. Marburgi 1827. 4. (Festprogramm zur 50jähr. Feier der Professur von Alb. Jac. Arnold von Bickell und Hupfeld), Fr. Maassen, Paucapalea. Wien 1859 (Sitz.-Ber. der phil.-histor. Cl. XXXI. 449 ff.), S. 36 ff. — Ich werde dieselben in einer eigenen Abhandlung näher erörtern.

so muss man sagen, dass sie in einem keuschen Sinne vollzogen worden ist, der beinahe an eine weibliche Hand erinnert.

Wie die Tellsage[1] in der ihr durch Tschudi gegebenen Gestalt nicht nur eine heilige Erinnerung der schweizerischen Eidgenossenschaft geworden ist, sondern unter anderen Elementen auch unzweifelhaft echte Kämpfe der Waldstätte gegen das Haus Habsburg im 13. Jahrhundert versinnlicht, so ist der Josefmythus für die Geschichte der Hebräer bedeutend geworden. Zwei ihrer alten Stämme, darunter der geistig und kriegerisch bis zur Königszeit vielleicht bedeutendste, der von Efraim, haben in Josef an einen gemeinsamen nähern Ahnherrn geglaubt und mit dessen Gattin an eine halbegyptische Abstammung. In der Geschichte des Volkes Israel aber bezeichnet Josef für den grossen Zusammenhang der menschheitlichen Entwickelung die Vermählung des hebräischen Geistes mit dem egyptischen,[2] wie die Ausbildung der Aeneassagen im Anschlusse an den troischen Mythenkreis eine verständliche Einfügung der Römer in die Ueberzeugungen der Griechen enthält.

[1] W. Vischer, die Sage von der Befreiung der Waldstätte (Leipzig 1867) S. 12 flgde.

[2] Es bedarf wohl keiner besonderen Ausführung, dass die Versuchung durch die Frau des Obersten Potiphar und die Vermählung mit der Tochter des Priesters Potiphar genau dasselbe: die liebevolle Einschmelzung der Hebräer in egyptisches Wesen bezeichnen.

Beitrag zur Geschichte des canonischen Rechtes von Gratian bis auf Bernhard von Pavia.

Vom
c. M. Joh. Friedrich R. von Schulte.

§. 1.
Allgemeiner Gang der Entwicklung bis auf die selbstständigen Sammlungen.[1]

Gratian hatte nicht alles brauchbare Material in sein Decret aufgenommen. Hierin lag ein Grund, das übergangene einzufügen. Bald nach dem Erscheinen des Decrets, insbesondere unter Alexander III., wurden zahlreiche neue Decretalen erlassen, welche nach dem Vorbilde der früheren Sammlungen zum Gebrauche zusammen gestellt werden mussten. Wollte man sich an die älteren Vorbilder halten, so schrieb man das übersehene und das neue Material am bequemsten im Decrete selbst zu am Rande der Handschrift und zwar dort, wo es nach der Zeit oder dem Systeme hinpasste, oder am Ende einer Distinctio oder Causa, oder auch nach dem letzten Capitel des Decrets.

Die älteste und primitivste Form weisen die Paleae[2] auf, von denen jene, welche Paucapalea beigesetzt hat, wohl

[1] Ich nehme im Folgenden nur auf die von mir selbst untersuchten Sammlungen Rücksicht, gehe daher auf die von Theiner, Disquisitiones p. 117 sq., nach der Pariser Handschr. Nr. 1566 erwähnte und andere nicht ein. Es handelt sich recht eigentlich um die Feststellung des Verhältnisses der Sammlungen zum Breviarium Extravagantium Bernhards von Pavia.

[2] Ueber diese vorläufig: De Paleis, quae in Gratiani decreto inveniuntur, disquisitio historico-critica auctore Bickellio. Marburgi 1827. 4. (Festprogramm zur 50jähr. Feier der Professur von Alb. Jac. Arnold von Bickell und Hupfeld), Fr. Maassen, Paucapalea. Wien 1859 (Sitz.-Ber. der phil.-histor. Cl. XXXI. 449 ff.), S. 36 ff. — Ich werde dieselben in einer eigenen Abhandlung näher erörtern.

ohne Zweifel anfänglich am Rande seines Exemplars zugeschrieben, oder, was auf Eins hinausläuft, notirt wurden. Schon die stehende Bemerkung der ältesten Decretisten zu solchen Stellen: ‚hic, hoc loco Paucapalea apposuit' und ähnliche deuten darauf hin.

In einzelnen Handschriften[1] kommen am Ende eines Theiles Quellenanhänge vor. Sind die Capitel derselben gleich-

[1] Hierher sind auch jene Handschriften zu rechnen, welche an Stelle der herkömmlichen Paleae andere Capitel haben, wie Codex Trevirensis 906 zu c. 46. C. XI. q. 1. Vergl. meine Glosse zum Decret Gratians, Wien 1872, S. 22 (Denkschr. d. phil.-hist. Cl. XXI. Bd.), ferner ein G. Hänel in Leipzig zugehöriger Codex saec. XIII. In diesem ist hinter C. I. q. 1. zugeschrieben: ‚Notandum quoque est, sicut in dig. libro XLVIII. in titulo De abolitionibus criminum. Accusatorum temeritas tribus modis detegitur: aut enim calumpniantur, aut enim tergiversantur [darüber: aut praevaricant]. Calumpniari est falsa crimina intendere, ut in di. ad S. C. Turpilianum l. 1 [als Rubrik: Tergiversari est falsa crimina intendere]. Tergiversari in universum . . . [folgt l. 1. princ. u. §. 1. 3. 4. 5. Dig. ad S. C. Turpil. XLVIII. 16]. Supra libro XLVI. titulo De praevaricationibus. Praevaricator est . . . [folgt l. 1. 2. 5. 7. Dig. XLVII. 15 (nicht XLVI.)] . . . Et infra l. XLVIII. t. De abolitionibus criminum. Praevaricatorem esse [folgt §. 6—9 l. 1. D. XLVIII. 16]. Et infra t. eodem ut in D. ad S. C. Turpil. l. 1 Destitisse [folgt l. 13] . . . Abolitio autem poenam remittit, infamiam non tollit. Unde imperatores Valer. Valenti. et Gratianus VIIII. libro Cod. t. De generali abolitione dixisse legimur. Sequitur secunda quaestio.' Eine spätere Hand hat den Zusatz durchgestrichen und zugeschrieben ‚vacat usque ad sequitur'. Das Einschiebsel zeigt, dass man trachtete, ganz in Gratians Manier zu ergänzen. Auf C. XI. folgt ohne jede Rubrik c. 23. 30. D. I. de poen., c. 2—8. D. V. de poen. Vor das letztere setzte der Rubricator, offenbar am unrechten Orte, ‚hic terminatur causa'. Hierauf von der Hand, die den alten Text schrieb:

1. ‚Ex conc. Maticensi cap. XVI. Praesenti decreto . . .' Ist die Palea in c. 18. D. LIV., bei Burch. IV. 88, Ivonis Decr. I. 282.

2. ‚Aug. Omnes causae.' Burch. XVI. 23. Ans. III. 80.

3. ‚Eugenius p. p. III. magistro Omnibono. Litteras dil. v.' Das (auch im Innsbrucker und Prager Codex der folg. Anm. enthaltene) schon von Joh. Faventinus (Schulte, Rechtshandschr. der österr. Stiftsbibl. S. 589) und Simon (Schulte, Beiträge zur Lit. über das Decret I. S. 29) u. A. angeführte c. 2. X. de iuram. calumn. II. 7.

4. ‚Ex conc. Tribur. c. X. Nobilis homo.' Die Palea in c. 15. C. II. q. 5, Burch. XVI. 19.

Von neuerer Hand noch 5 andere von Urban II., Alexander III. u. s. w. Auch dieser Anhang ist später durchgestrichen worden.

falls in den späteren anerkannten Sammlungen enthalten, so darf man zuversichtlich annehmen, dass sie aus älteren Handschriften des Decrets abgeschrieben wurden, weil man nach Abfassung der Compilatio prima und der folgenden vernünftigerweise nicht auf die Idee kommen konnte, einzelne Stellen herauszureissen und im Decrete beizufügen. Für die nicht in den späteren Sammlungen enthaltenen ergibt sich diese Annahme von selbst. Alle solche Nachträge sind klein, der beschränkte Raum verbot bereits ihre Ausdehnung. Mit der Vermehrung des Materials musste man zur Abfassung von eigentlichen Appendices ad Decretum schreiten. Die Handschriften,[1] welche diese förmlichen Anhänge enthalten, sind selten, was wohl darin seinen Grund findet, dass man nach Abfassung der Compilatio prima keine Ursache sie zu bewahren hatte. Die Appendices selbst weisen eine allmälige Vervollständigung auf, bis sie eine Gestalt erreichten, welche sie der folgenden Kategorie näher bringt. Sie sind gemacht worden zu dem offenbaren Zwecke,[2] das Decret zu ergänzen. Anfänglich mögen sie nur jene Capitel enthalten haben, welche die ältesten Glossatoren aus Burchard oder aus einer anderen Quelle citiren,[3] wovon die meisten als Paleae bereits von Paucapalea beigefügt waren. Dazu gesellten sich[4] von Gratian übergangene und neuere[5] Decretalen. Allmälig müssen diese Appendices einen bedeutenden Umfang erlangt haben. Dies zeigt sich daraus, dass sie unstreitig von den Glossatoren in einem grossen

---

[1] Ueber eine Prager s. meine Glosse zum Decret S. 23; ihr Anhang ist leider nicht ganz erhalten. Ueber eine Innsbrucker vgl. Maassen, Beitr. zur Gesch. der jurist. Liter. des Mittelalters (Sitz.-Ber. XXIV. 4), Wien 1857, S. 64 ff.

[2] Das hat Maassen, Beitr. S. 66, bewiesen.

[3] Bei Rufin, Stephan, in der Summa Parisiensis u. s. w. werden ziemlich alle Stellen angeführt, die im Innsbrucker Anhang stehen.

[4] Paucapalea hat nur eine nicht anderweitig bekannte Decretale, Justitiae ratio, zu D. LXIII. Der Wiener Codex 2220 hat auch ‚tertius', was wohl das Richtige sein dürfte. Rufin hat princ. C. XIII. die Decretalen von Leo ‚Nos instituta majorum' und ‚Relatum est auribus nostris', welche nach ihm Joh. Fav. citirt.

[5] Ausser den bereits angeführten Beispielen hebe ich hervor, dass der Innsbrucker Codex ausser dem c. 2. Conc. Turon. a. 1163 noch fünf von Alexander III., verschiedene von Eugen III. u. s. w. hat.

Umfange benutzt wurden. Den Hauptstock der Decretalen bildeten die Alexanders III.[1]

Mit den wichtigen Beschlüssen des 3. Concils vom Lateran (1179) tritt ein Wendepunkt ein.

Die bisherigen Sammlungen enthielten je nach dem Zufalle viele oder wenige Decretalen Alexanders III., die Innsbrucker nur fünf,[2] die von Simon de Bisiniano benutzte eine grosse Menge. Die meisten derselben waren für einzelne Länder (Diöcesen) erlassen, die grösste Anzahl für England, was in den damaligen kirchlichen Vorgängen seine Erklärung findet, sodann für Frankreich.[3] Um den Rechtsbau zu krönen, berief Alexander III. das 3. Concil vom Lateran von 1179. Seine Schlüsse wurden natürlich sofort allgemein bekannt und in die Sammlungen aufgenommen. So sind sie der Innsbrucker angehängt, wobei aber c. 13 und 17 ausgelassen sind. Mit diesem Zusatze ist die Thätigkeit bezüglich dieser Sammlung geschlossen; sie hat keinen mehr erhalten.

Alle ferneren mir bekannt gewordenen unterscheiden sich wesentlich von ihr dadurch, dass sie systematische sind, das heisst sie bringen die Quellenstellen nicht mehr in blos historischer Ordnung oder wie sie der Zufall dem Sammler zuführte, sondern unter bestimmten Titeln oder Rubriken. Mit diesen begnügt sich die nächste hier zu besprechende

---

[1] Simon de Bisiniano, dessen Summa mein 1. Beitr. S. 25 f. als vor dem März 1179 vollendet nachweist, führt je eine von Innocenz II. und Cölestin II., drei von Eugen III., zwei von Hadrian IV., zweiundsechzig von Alexander III. an, welche sämmtlich in keiner einzelnen bekannten Sammlung stehen. Er hat sie, wie ich a. a. O. S. 33 gezeigt habe, einer Sammlung entnommen.

[2] Maassen, Beitr. S. 65, gibt sie an; einige bilden mehrere Capitel.

[3] Die Zerwürfnisse K. Heinrichs II. mit Thomas Becket von Canterbury führten zu königlichen Massregeln, welche sich auf eine Menge innerer kirchlicher Punkte bezogen: Wahl der Bischöfe, Rechtssachen der Geistlichen, Appellation, Excommunicationen u. s. w. Hierin liegt der Grund, weshalb Alexander III., wie kein früherer Papst, eine solche Menge von Decretalen erlassen hat und in der That als Gesetzgeber in grösstem Massstabe erscheint, weshalb zugleich die wichtigsten an Bischöfe in England (Normandie) gehen. Der Streit mit den deutschen Kaisern bot zu solcher Gesetzgebung keine Veranlassung, weil er sich um politische Fragen drehte.

Gattung. Bevor ich zu deren Beschreibung schreite, ist noch eine Bemerkung voraus zu schicken. Die systematische Ordnung des Materials setzt dessen Sammlung nothwendig voraus. Wie vor Gratian, so ist auch, das geht aus dem Mitgetheilten hervor, nach ihm die Sammlung in historischer oder zufälliger Ordnung oder Unordnung das ältere. Je systematischer daher die Ordnung wird, je mehr Rubriken man macht, je mehr in derselben Rubrik eine bestimmte Ordnung befolgt wird, desto jünger darf, wofern nicht besondere Gründe für das Gegentheil sprechen, eine Sammlung im Verhältniss zu anderen gehalten werden. Der Verfasser einer systematischen Sammlung schöpft entweder aus den Regesten der Päpste oder aus anderen Quellen. Jenes ist für die in Rede stehende Zeit gewiss die Ausnahme gewesen, weil kaum nachweisbar ist, dass die Sammlungen zu Rom gemacht worden sind, weil gerade für die Curie ein Bedürfniss solcher Sammlungen wegen der zur Hand stehenden Regesten nicht vorlag und weil das canonische Recht selbst sich in dieser Zeit zu Rom gar keiner wissenschaftlichen Pflege erfreute. Näher lag es, dass zu Bologna, wo Männer aus den verschiedensten Gegenden als Scholaren und Lehrer sich aufhielten, welche meistens in kirchlichen Stellungen waren, Sammlungen angelegt wurden, welche einmal die allgemein bekannt gewordenen Decretalen und daneben jene enthielten, die dem einzelnen Sammler aus seiner Heimath, für die sie ursprünglich erlassen waren, bekannt sein konnten; die Ergänzung durch solche war von selbst gegeben. So begreift man, dass die Sammlungen einen gewissen provinciellen Charakter bis zu dem Momente an sich tragen, wo die allgemeine Bekanntschaft mit ihnen die Anfertigung vollständiger gestattete.

Zwischen das Lateranensische Concil von 1179 und die Compilatio Bernhards von Pavia fallen die folgenden systematischen Sammlungen.

§. 2.
Appendix Concilii Lateranensis.[1]

Sie hat 50 Partes, denen ausser bei der 49. und 50. eine dem Inhalte der Capitel entsprechende Rubrik (Titel) vorausgeht,[2] mit einer ungleichen[3] Zahl von Capiteln, deren im Ganzen 537 sind.[4] Regelmässig[5] steht vor dem einzelnen Capitel eine Inscription, enthaltend den Namen des Papstes und des Adressaten, einzeln blos jenen oder die sonstige Quelle. P. I. enthält die Schlüsse des 3. Lateran-Concils von 1179 in der Reihenfolge des Originals. An diese sind gehängt die übrigen, woraus sich der Name erklärt.

---

[1] Drucke in den Conciliensammlungen von (Surius) Colon. 1567 fol. III. p. 610, Text 626—733; Binius Colon. Agripp. 1606 fol. III. p. 1353, 1363—1440; Collectio regia maxima. Paris 1644. fol. XXVII. p. 476, 505—761; Hardouin, Par. 1714. f. VI. P. II. col. 1693, 1720—1876; Coleti, Venet. 1730, f. XIII. col. 446, 470—638; Mansi XXII. col. 249, 274—454. (Ich benutze den letzteren Abdruck.) In allen steht ein kurzer Prolog und Epilog von ‚Barthol. Laurens cognomento vulgari Poin.' Andere Conciliensammlungen sind mir nicht zur Hand, weshalb ich die Angabe, sie sei zuerst gedruckt in der Sammlung von Crabbe Colon. 1551, nicht zu bestätigen vermag.

Literatur (ausser den cit. Samml.) Aug. Theiner, Commentatio de Rom. Pont. epistolarum decretalium antiquis collectionibus et de Gregorii IX. P. M. decretalium codice in Disquisitiones criticae in praecipuas canonum et decretalium collectiones etc. Rom. 1836. 4. (zuerst Lips. 1829. 4.) pag. 4 sqq. Richter in der anzuführenden Abhandlung, Laurin in v. Moy's Archiv XII. 4 ff. (ohne neue Forschungen).

[2] In allen citirten Drucken steht zuerst das Verzeichniss der Titel und der Rubriken der Capitel, weshalb oben erst die Seitenzahl, womit dieses, sodann jene angegeben ist, worauf der Text beginnt.

[3] Zwei haben P. 9, 11, 32; drei P. 21, 34, 42, 48; vier P. 4, 20, 35, 37; fünf P. 3, 24, 25, 33, 36, 40, 43, 46; sechs P. 23, 39; sieben P. 17, 27, 31; acht P. 12, 38, 45; neun P. 22, 29, 30, 41; zehn P. 5 16, 19, 43, 47; P. 14 mit 13, P. 18 u. 28 mit 15, P. 13 mit 16, P. 2 mit 18, P. 49 mit 20, P. 7 mit 22, 8 mit 23, 15 u. 26 mit 26, 10 mit 32, 50 mit 67.

[4] Zu den 510 der vorhergehenden Anmerkung kommen die 27 Canones von P. I. Woher Theiner l. c. 571 bekommt, ist mir unerfindlich. Diese Zahl kommt auch dann nicht heraus, wenn man nicht numerirte Theile anderer mitzählt.

[5] Ohne jede sind VI. 19, VII. 4, XIV. 10, XVIII. 11. 12, XX. 1, XXVI. 4, XXXVIII. 7, XXXIX. 4, XLIV. 5, XLIX. 17. 18. 19, L. 49.

Gemäss den Inscriptionen vertheilt sich der Stoff folgendermassen:

1. Aus früheren Concilien vor Alexander III. sind genommen 7 Capitel.[1]

2. Päpsten vor Alexander III. gehören an 26 Capitel.[2]

3. Alexander III. kommen zu 442 Capitel.

4. Dem unter Vorsitz Alexanders III. gehaltenen Concil von Tours von 1163 gehören an 9 Capitel.[3]

5. Von Päpsten nach Alexander III. rühren her 26 Capitel.[4]

Von den Capiteln aus Decretalen Alexanders, denen gegenüber die anderen kaum in Betracht kommen, sind fast zwei Drittheile aus Decretalen genommen, die an Bischöfe, Prälaten u. s. w. Englands gerichtet waren; nur ganz wenige (V. 6. 7. XLV. 7) gingen an deutsche, spanische (VIII. 4. X. 14), ungarische (V. 6. 7. L. 39) Bischöfe, eine grosse Zahl an französische und italienische.

Die einzelnen Decretalen sind bald vollinhaltlich als ein Capitel aufgenommen, bald mit Auslassung dessen, was nicht unter den Titel passte oder überflüssig schien, bald werden sie ganz oder stückweise in mehreren Capiteln wiederholt. Eine stückweise Aufnahme ist regelmässig durch die Worte ‚Et

---

[1] Ex Conc. Mogunt. XLIII. 5, L. 44, Tribur. XLV. 8, apud Compendium L. 45, Matisc. L. 56, apud Wermeriam (so liest Mansi) L. 46, Afric. VI. 5.

[2] Und zwar nach den Inscriptionen **Gregor** (ohne Zusatz) XIII. 9. 14. XVII. 7 (ist von Gregor VII.), XXXVIII. 7. XLIII. 4 (steht nicht in dessen Regesten), XLIV. 1, XLVIII. 2; **Eugenius I.** P. XXVI. 15. 16. 17; **Leo III.** P. XLIII. c. 2. **Gregor VII.** c. 6. P. VI. (siehe vorher); **Paschalis II.** P. XIII. 16, XLIII. 1; **Honorius II.** XXIII. 1; **Innocentius II.** P. L. c. 57; **Eugenius III.** in VIII. 17, XII. 8, XXIII. 2, XXXIV. 1; **Hadrianus IV.** in XIII. 10, XLV. 7. Dann werden noch beigelegt Gelasius in XXXI. 6, Hormisdas XLIX. 10, Benedictus VI. 27, Joannes XIII. 15.

[3] Nämlich II. 2. 5. 10, XVI. 9, XXVI. 8 (nicht angegeben), XXVII. 2, XXX. 4, XXXI. 6, XXXIV. 2.

[4] Nämlich Lucius III. in VII. 22, VIII. 21, X. 18, XV. 8, XXIII. 5. 6, XXVI. 22, XXVIII. 13. 15, XXXVII. 4, XL. 4, XLI. 8, XLV. 6, XLIX. 6. 7. 14, L. 24. 38. 50; Urban III.: VI. 20 (gehört ihm an, obwohl blos der Name steht), XXXVIII. 8, XLVIII. 3, L. 61; Gregor VIII. in XLIX. 1. 2; Clemens III. in XV. 26, L. 67.



infra'[1] oder etc.[2] nach dem Anfange oder dadurch angedeutet, dass auf ,Pars capituli'[3] der Anfang der Originaldecretale folgt. Dies Zerreissen der Decretalen und Auslassen von Stücken und Abkürzen wurde fortan die allgemein befolgte Regel.

Falsche Inscriptionen und sonstige Fehler[4] finden sich zahlreich vor. Sie kommen, wie schon Theiner hervorhebt, vielfach auf Rechnung der beim ersten Drucke benutzten schlechten Handschrift; dafür sprechen insbesondere die vielen besseren Lesarten des Codex Bambergensis.

Die Sammlung in ihrer jetzigen Gestalt hat eine doppelte Recension erfahren und ist ausserdem noch durch Zusätze vermehrt worden. In der ersten Gestalt umfasste sie nur die ersten 44 Partes. Einzelne Capitel sind in diese hineingeschoben worden,[5] darauf ist unter Clemens III. Pars 45

---

[1] Z. B. in II. 9, XIX. 7, XXV. 3, XLIX. 7. 9. 14. 15.

[2] Z. B. XLIX. 7, L. 39.

[3] Mit dem Zusatze pars capituli werden z. B. angeführt als Theile der Decretale Licet praeter VIII. 8, XXVI. 4, In litteris IX. 2, XXII. 5 Significasti X. 17, Cum sit Romana X. 15, Consuluit XII. 6, Sicut dignum XIV. 7, Continebatur XVIII. 4, Super eo quod quaesitum est XVIII. 5, Ex insinuatione XIX. 3, Inconsultum XV. 20, Nos in eminenti XXVIII. 10, Tua fraternitas XVI. 2, Ad aures XXIX. 2, Qua fronte XLIII. 3, Cum sacrosancta Romana L. 21, Sane de L. 43.

Von diesen führt die 8 ersten und 2 letzten schon Simon de Bisiniano an (mein 1. Beitr. S. 29 ff.); die anderen von ihm citirten stehen alle in der Appendix. Wie das dort S. 31 Nr. 49 und S. 33 Gesagte beweist, war die Methode des Zerreissens in mehrere Capitel schon vor 1179 im Gebrauch.

Eine Decretale bildet z. B. zwei Capitel in VI. 3. 4, VI. 22. 23, VII. 11. 12, VIII. 8. 9, VIII. 9. 10, X. 11. 12, XXXI. 2. 3, XXXII. 1. 2, L. 28. 29, drei in VII. 8. 9. 10, XIV. 7. 8. 9, XXVI. 15. 16. 17, XLIX. 7. 9. 14, vier in XXVI. 4. 5. 6. 7.

Doppelt kommt dasselbe Capitel vor in VI. 4. 23, dreifach in V. 5, VI. 9, XXI. 5.

Verstümmelungen, Aenderungen, Abkürzungen z. B. in II. 4, XVII. 7, XXVII. 6.

[4] Siehe Theiner l. c. p. 6, der einzelne nachweist. Ich könnte aus Cod. Bamberg. viele anführen, würde aber meine Arbeit mit zu grossem Materiale überladen.

[5] Nämlich die in Anmerkung 4 S. 7 aus den ersten 44 Partes angeführten Decretalen von Urban III. und Clemens III. Der Beweis liegt darin,

bis 50 hinzugefügt worden, wie sich aus folgenden Gründen ergibt.

1. P. XLV. hat die Ueberschrift ‚de sponsalibus secundo', P. XLVI. ‚de potestate iudicum secundo', XLVIII. ‚de pactionibus secundo'. Diese Materien sind unter dieser Rubrik schon in VI., VII., XXVIII. hehandelt. P. XLVII. hat wiederum die Ueberschrift ‚de iurepatronatus', die schon XV. hat. Es wäre aber absurd, anzunehmen, derselbe Verfasser habe zur selben Zeit zweimal denselben Titel gesetzt, wenn ihm anfänglich das Material vorlag. [1] Da nun zwischen der Zeit Lucius' III. und Clemens' III. mindestens sechs Jahre liegen, so ist die Verbreitung anzunehmen vor der Ergänzung.

2. Während alle früheren Theile Rubriken haben, ist P. 49 und 50 ohne eine solche, ein unerklärbares Verfahren, wenn die Abfassung eine einheitliche war.

3. Auf den ersten Blick zeigt sich, dass in P. 49 und 50 alles mögliche Material bunt zusammengestellt ist, welches unter eine Anzahl von Rubriken fällt.

4. Der Ergänzer hat eine Sammlung so mechanisch benutzt, dass er aus ihr eine Decretale citirt, als stände sie in der seinigen. Es heisst nämlich P. XLIX. c. 12: ‚Idem Eboracensi archiepiscopo. Pars capituli: In eminenti, De appellationibus.' Nun kommt aber in diesem Titel keine Decretale mit diesem Anfange vor, wohl aber in der Collectio Lipsiensis [2]

---

a) dass die auf die Appendix in der ersten Gestalt sich stützenden Sammlungen sie nicht haben. Dies Argument hat schon Richter in der unten anzuführenden Abhandlung. b) Dass - und dieser Grund ist noch durchschlagender — es geradezu unbegreiflich wäre, wenn der Ergänzer der P. 45—50 die eine Decretale dorthin in die frühere Sammlung eingereiht hätte, wohin sie dem Inhalte nach gehörte, die anderen hingegen in das Sammelsurium der P. 50, beziehentlich in die evident zugefügten P. 48 und 49. Mit Recht zählt Richter auch zu den Interpolationen XXII 3 (aus einem Concil von Toledo) und VIII. 3 (aus c. 6. Novella 134).

[1] Diesen Grund hebt soweit Richter und zwar zuerst hervor; desgleichen den 2., 3. und 5.

Wie sofort ein derartiger Vorgang wirkte, beweist die ganz analoge Ergänzung der Sammlungen von Gilbert und Alanus. Meine Abh. Die Compilationen Gilberts und Alanus, Wien 1870 (Sitz.-Ber. LXV. 595 ff.).

[2] Soweit hat dies zuerst Richter geltend gemacht. Er hat aber dadurch, dass er das Folgende nicht hat, das Argument nur halb gegeben.

(P. XLVII. 40). Die Methode aber, sich auf den früheren Titel zu beziehen, ist aus dem ersten Theile beibehalten worden.[1]

5. Die evidentermassen aus der Appendix schöpfende Collectio Lipsiensis, welche vervollständigt, hat die nach Lucius III. fallenden Decretalen nicht.

6. Die Quellen für P. II. bis 44 sind auch dadurch von denen der späteren verschieden, dass entweder für die letzteren eine bisher nicht genau bekannte Sammlung oder die Regesten benutzt wurden.[2]

Die Abfassung der Appendix fällt unzweifelhaft unter Lucius III.[3] (1181 – 1185), die Ergänzung fällt wohl in den Anfang der Regierung Clemens' III.[4]

---

[1] So heisst es z. B. in X. 17: ‚Idem Exoniensi episcopo. Pars capituli: Significasti: **supra** de potestate iudicum.' In dem citirten Titel P. VII. steht die Decretale Significasti als cap. 11. Die Rubrik XII. 6. lautet: ‚Idem Burdegalensi episcopo. Pars capituli: Consuluit, **supra** de sponsalibus.' Diese Decretale ist c. 30. P. VI. de sponsalibus. Das c. 13. P. XLIX. App. enthält den Anfang der Decretale In eminenti. — Vergl. noch XXVII. 5.

[2] In P. 50 werden die Regesten ausdrücklich citirt in den Cap. 2, 3. 5—12, 14—16, 19—24, 26—31, 50. Ob vielleicht der von Richter pag. 17. N. 26 erwähnte Pariser Codex eine solche enthält, vermag ich nicht zu sagen.

[3] Die organische Einreihung einzelner Decretalen desselben in den älteren Theil und deren Wiedergabe in den auf der Appendix in der alten Gestalt basirenden Collectiones Lipsiensis und Bambergensis beweist dies. Da alle von Lucius III. aufgenommenen Decretalen der P. 45—50 sich nicht näher der Zeit nach bestimmen lassen (Jaffé hat wenigstens für keine eine bestimmte Angabe), so ist die Zeit der Abfassung nicht genauer festzustellen.

[4] Die in L. 67 stehende Decretale ist vom 23. März 1188 (Jaffé, Regesta Pont. num. 10058), die in XV. 26 bestimmt Jaffé num 10227 als zwischen 1187 und 1191 fallend. Es wäre aber sonderbar, wenn der Ergänzer von den zahlreichen für das Recht wichtigen Decretalen Clemens' III. nur diese zwei aufgenommen hätte, falls die Ergänzung nicht in der ersten Zeit der Regierung Clemens' III. stattgefunden hat.

§. 3.

Collectio Lipsiensis.[1]

Sie umfasst in der nicht ganz vollständigen[2] Leipziger Handschrift, nach der sie Richter benannt hat, 632 Capitel in 65 Titel zerlegt.[3] Voran stehen 28 Canones des 3. Lateranensischen Concils, auf sie folgt die Sammlung, welche enthält Decretalen von Päpsten vor Alexander III.,[4] von Lucius III.[5]

---

[1] Nur handschriftlich in Codex 975 der Leipziger Universitätsbibliothek auf fol. 116 a — 153 b von einer Hand des XIII. Jahrh., den ich selbst durch längere Zeit in meiner Wohnung benutzt habe; einzelne andere Stücke desselben habe ich in meiner Lit.-Gesch. d. Comp. ant. Seite 3 angeführt.

Die erste und bisher auf die eigene Einsicht der Handschrift gestützte einzige Beschreibung in Richter, De inedita decretalium collectione Lipsiensi (Habilitationsschr. als Extraord.), Lips. 1836.

[2] Richter l. c p. 3, 11 N. 14 hebt hervor, dass nach einem Vermerke am Rande nebst dem letzten Theile von T. 21 ausfielen die T. XXXII. und XXXIII. der Coll. Cassellana, also c. 4. 5. T. XXXI. und die zwei Capitel von T. 32, elf von T. 33 der Coll. Cass., also zusammen 15 Cap. Weiter hebt Richter hervor p. 12, dass die in Coll. Cassell. T. XXXIX. c. 2. und XXXVI. stehenden Rubriken nach einer Randbemerkung ausgefallen sind. Die Ergänzung der Lücken ist aber unterblieben.

[3] Da aber Richter die 10 Canones Conc. Pictav. a. 1073 nur als ein Capitel (p. 4, num. 9), ferner die ausgebliebenen Titel und Capitel nicht mitzählt, so würde dieselbe — vorausgesetzt, dass die Randbemerkung, von der die vorhergehende Anmerkung spricht, sich nicht anstatt auf eine andere Handschrift auf die Coll. Cassellana oder Bambergensis stützt, — eigentlich 656 oder gar 666 Capitel mit 67 Titeln haben. Ich halte mich aber an die bei Richter l. c. angenommenen Zahlen.

[4] Diese hat schon Richter angegeben p. 4; ich habe leider die einzelnen, den betr. Päpsten angehörigen nicht notirt.

[5] Dieser ist der einzige Papst nach Alexander III., von dem sie nach den Inscriptionen Decretalen enthält. Ihm gehört auch an LVIII 11. (Bamb. LIV. 5, Cass. LXIV. 4) Consultationi tuae qua nos consuluisti (c. 4. X. de frig. IV. 15; Richter hat dazu in seiner Ausgabe des Corp. iur. die Coll. Lips. u. Cass. nicht citirt, was auch sonst öfter unterblieben ist), was auch in c. 2. de frig. IV. 9. Compil. II. richtig Lucius beigelegt wird und bei Baluze, Miscell. III. 376, steht. Das Capitol LVIIII. 44 wird in ihr und ebenso in der Coll. Bamb. XLIX. 28, Cass. LIX. 29 Innocenz III., von Bernhard in c. 10. IV. I. Comp. I. richtig Innocenz II. beigelegt, wie schon Richter p. IV. bemerkt. Da aber auch die App. V. 31 nicht Innoc. III., sondern blos Innoc. hat, da die blosse

ausserdem eine Anzahl von Stellen aus allerlei Concilien, zusammen 106.[1] An 500 Capitel kommen Alexander III. zu.

Die einzelnen Titel haben eine Rubrik, welche bei manchen denen der Appendix nicht entspricht, vielfach ausführlicher und augenscheinlich aus der einen oder anderen jener Rubriken ergänzt ist, welche die Appendix in dem voraufgehenden Inhaltsverzeichnisse hat.[2] Die meisten Capitel stimmen mit denen der Appendix; gleich dieser hat sie verschiedene Decretalen in mehrere Theile zerrissen, und zeigt dies auf gleiche Weise wie die Appendix an. Einzelne Capitel sind in ihr verkürzt, welche in der Appendix vollständig stehen,[3] umgekehrt hat sie mehrere ganz, welche in der Appendix abgekürzt sind.[4] Einzelne Decretalen citirt sie nach den Regesten;[5] fünfundzwanzig Decretalen verschiedener

---

Aufnahme ins Breviar. Extravag. beweist, dass es nicht von Innocenz III. herrühren kann, so ist die Sache ausser Zweifel. Einzelne Capitel, welche nicht in der Comp. I. stehen, tragen in der Comp. II. den Namen Urbans III., Gregors VIII. und Clemens' III. Richter hebt schon hervor Lips. VII. 14 (c. 11. V. 18. Comp. II.; c. 22. X. V. 39, dort ist's Cölestin III., hier Clemens III. beigelegt), XXXI. 3 (c. un. I. 19. Comp. I., c. 3. X. I. 40 Clemens III. zugeschrieben). Diese beiden fehlen in der Coll. Bamb. und Cassel. Das in der Comp. II. (c. 1. IV. 8) Urban III. zugeschriebene wird in App., Lips., Cass., Bamb. gleichmässig Alex. III. zugeschrieben. Da aber Bernhard (c. 4. IV. 19) den ersten Theil davon bereits hat, erledigt sich die Sache von selbst. Das c. 1. T. LV. Coll. Lips., welches in c. 3. IV. 2. Comp. II. Clemens III. beigelegt wird, schreiben die Coll. Bamb. XLV. 1. und Cass. LIV. 1. ebenfalls Alexander III. zu, da sie Idem lesen, der Name Alex. III. aber im vorhergehenden steht.

[1] Die einzelnen Synoden zählt auf Richter p. 6. N. 13.

[2] Weil die Coll. Cassellana fast genau dieselben Titelrubriken wie die Lipsiensis hat, und die Capitelrubriken, welche in der Appendix in einem Verzeichnisse voraufgehen, den einzelnen Capiteln vorsetzt, hierdurch jedem die Vergleichung ermöglicht ist, gehe ich darauf nicht näher ein.

[3] Angeführt von Richter p. 20. N. 32. Dazu kommt noch L. XLV. 2, App. VIII. 7, Bamb. XXXV. 7, Cass. XLV. 8, L. XXXV. 23, C. XLII. 24, B. XXXII. 23, A. XLVI. 4.

[4] Angegeben von Richter N. 33. Dazu kommt App. X. 2, welche die in Lips. XLVII. 26, Bamb. XLI. 23, Cassel. LI. 25 ganz stehende abgekürzt hat.

[5] Richter p 17 führt sie an: I. 12, XXXI. 16, LIX. 11. Diese drei fehlen in Bamb.

Päpste [1] stehen weder in der Casselana, noch in der Appendix. Die übrigen Capitel können aus der Coll. Anselmo dedicata, Burchard und Gratian genommen sein. [2]

Als wesentlich stellt sich bei dieser Sammlung die grössere Zahl der Titel heraus, welche zu einer besseren Sichtung des Materiales geführt hat; in den einzelnen Titeln ist hingegen eine grössere Ordnung nicht zu bemerken.

§. 4.

Collectio Casselana. [3]

Benannt ist sie gleich der Lipsiensis nach dem Fundorte der Handschrift, welche selbst nur die Ueberschrift hat: ‚Decretales Alexandri III. in concilio Lateranensi III. generali anno MCLXXIX. celebrato editae', mithin von dem ersten Stücke den Titel hernimmt. Sie zerfällt in 65 Titel, deren 12 erste in 40 Capiteln die Schlüsse des genannten Concils enthalten, somit, soweit bekannt, zuerst diese nach dem Inhalte ordnen. Die 53 übrigen enthalten 439 Capitel, welche mit Ausnahme von 23 sämmtlich in der Coll. Lipsiensis enthalten

---

[1] Genau mit der Inscription und dem Anfange angegeben bei Richter p. 17. N. 27. Von diesen steht die von Lucius III. Dil. in Christo filiae XI. 22. Lips. auch in Bamb. LIV. 5, die übrigen fehlen in ihr. Bei keinem dieser Capitel werden die Regesten citirt, so dass die Vermuthung Richters, sie könnten daraus entnommen sein, keine Basis hat. Wie viele Decretalen Alexanders III. schon früh verbreitet waren, ist aus Simon de Bisiniano ersichtlich.

[2] Das von Richter N. 28 aus der Ans. dedicata, das das. N. 29 angeführte aus Burchard (XVI. 15), aus XXXI. 12 (c. 5. D. LXVI.) in N. 30 angeführte Capitel fehlt in Bamb.

[3] Handschriftlich im Codex der Casseler Landesbibliothek Ms. jur. in folio Nr. 15, mbr. saec. XIII. (auf sie folgen 2 Blätter Vitae pontificum, der Lib. VI. saec. XIV. u. Clem. V. Const. s. XIV., was ich in dem Cataloge ergänzt habe).

Abdruck daraus in J. H. Böhmer, Corpus iuris canonici, T. II. col. 185—340.

Ueber sie handeln J. H. Böhmer l. c. pag. XXIII. sqq., Theiner l. c, pag. 6 sqq., Richter l. c. pag. 19 sqq. Böhmers Ansichten sind bereits in manchen Punkten von diesen beiden corrigirt worden. Eine äussere Vergleichung mit der Appendix gibt Theiner.

sind.[1] Von diesen gehören sechs Urban III., zwei Lucius III., die übrigen Alexander III. an.[2] Was die Titel betrifft, so fehlen von denen der Coll. Lipsiensis Nr. 9, 10, 20, 27, 28, 29, 30, 33, 34, 38, 42, 44, 48, 49, 50, 53, 54, wogegen sie von den vier in jener ausgelassenen drei hat und den letzten ‚de matrimonio servorum' allein.[3] Hinsichtlich der Folge der Titel und Capitel stimmt sie mit ihr, abgesehen von der Auslassung vieler Capitel.[4] Was von dem Zerreissen der Decretalen, ihrem Citiren u. s. w. gesagt ist, kommt natürlich gleichfalls in Betracht.

§. 5.

Collectio Bambergensis.[5]

Sie hat gleich den drei vorhergehenden zwei verschiedene Theile: die Lateranensischen Schlüsse und verschiedenes anderes

---

[1] Zwar zählt Richter N. 34 fünfundzwanzig auf, nämlich auch XLV. 8, LI. 2, aber das erstere steht in Lips. XLV. 2., das zweite ist ein Stück aus der Decretale, welche Lips. XLVII. 26, Bamb. XLI. 23, C. LI. 25 ganz steht; die App. X. 2 hat nur dies Stück, das also doppelt in Cass. vorkommt. Das Citat daselbst C. XLVII. 4 muss lauten LVII. 4. Alle diese 24 fehlen auch in der Bambergensis.

[2] Von denen Lucius' III. hat die App. vier im P. XLVIII. u. L. Eins von Lucius steht ebenfalls darin, von den Alexander angehörigen stehen 12 in App. L. Sechs stehen also in keiner dieser drei Sammlungen.

[3] Sie hat auch nicht den T. de voto redimendo. Wie die Handschriften vorliegen, hat sie also vier, welche der Lips. abgehen, zwölf weniger, nimmt man mit Richter auf Grund der Randnotiz des Leipziger Codex an, die Lips. hätte die drei ersten und den de voto red. gehabt, so würde die Lips. 69, die Cassellana — da 1—12 nicht in Betracht kommen — 53 haben, also 16 weniger.

[4] Hält man sich an die Handschriften, so hat sie (die Lips. hat 632, die Cass. 539, von denen aber 23 nicht in jener stehen) 116 Capitel der Lips. nicht. Nimmt man aber die andere Berechnung in Note 3 auf S. 491 des vorhergehenden Paragraphen an, so hätte sie von den 666 der Lips. nicht 149. Die Zahl der Appendix übersteigt sie um zwei Nummern.

[5] Von dieser habe ich zuerst eine ausführlichere Notiz gegeben in meinem 2. Beitr. S. 46 ff. Sie ist enthalten fol. 1—47a, erste Spalte, 12. Zeile sehr schön geschrieben von einer Hand des beginnenden XIII. Jahrhunderts im Cod. P. I. 11. der Bamberger Bibliothek, weshalb ich ihr nach dem Vorgange bezüglich der beiden vorhergehenden den obigen Namen gebe. Ihre bisherige absolute Unbekanntheit nebst anderem rechtfertigt ein genaues Eingehen.

Material, unterscheidet sich aber zunächst durch die äussere Ordnung wesentlich von ihnen. Denn während jene die Lateranensischen Schlüsse im Anfange haben, folgen diese in ihr unter der Aufschrift ‚Concilium Lateranense' nach der Sammlung, welche zuerst zu beschreiben ist.

Sie hat 54 Titel, deren Rubriken zum grössten Theile mit denen der Coll. Lips. und Cassel. zusammentreffen; einige davon hat keine jener beiden.[1] Diese 54 Titel haben ausser

---

[1] Im Einzelnen verhält es sich also. Die Titel der Bambergensis entsprechen denen der Lips. u. Cass. in folgender Weise, wobei in Klammern alle Abweichungen angegeben werden.

B. 1. L. 1. C. 13 [Text abweichend]; B. 2. L. 2 [ea offenbar falsch gelesen für ecclesia] C. 14; B. 3 [ne el .... neve clerici vel laici . .] L. 4. C. 16 [abweichend]; B. 4. L. 5. C. 17; B. 5. L. 6. C. 18 [etwas abweichend]; B. 6. L. 7. C. 19 [B. u. C. propter absolutionem, L. pro abs.]; B. 7 [Raptoribus et violatoribus ecclesiarum quandoque etiam post poenitentiam negandam sepulturam ecclesiasticam nisi satis dent de dampno sarciendo.] L. 8 [corrupt] C. 20; B. 8. L. 9; B. 9 [de penitentia . .] L. 10; B. 10. L. 11. C. 21; B. 11. L. 12. C. 22 [lässt et arch. c. s. e. aus]; B. 12 [hospitalariorum, die beiden anderen falsch hospitalium] L. 13. C. 23; B. 13 [neve m. s. l. a. promoveatur' richtig] L. 14. C. 24 wie B.; B. 14 [de ord. et specialitate quorundam regularium] L. 15. C. 25 [d. o. et spiritualitate quor. r.]; B. 15 [et in prob. positis] L. 16. C. 26 [in prob. rec. vol.]; B. 17. 18. 19. L. 17. 18. 19. C. 28. 29. 30; B. 20. 23. 24. 27. L. 21. 22. 23. 24. C. 31. 34. 35. 37; B. 28 [d. v. q. festivatione toll.] L. 25 [superstitione] C. 38 wie B.; B. 29 [Contra quorundam haeresim] L. 26 [de errore quodam tollendo] C. 39 wie B.; B. 30. 31. 32. 33. L. 31. 32. 35. 36. C. 40—43; B. 34. L. 37. C. 44 [L. u. C. setzen zu ‚et iureiurando purgationis']; B. 35. 36 [partium] 37. 38. 39. 40. 41. 42. L. 39. 40. 41. 43. 45. 46. 47. 51. C. 45—52; B. 43. L. 52. C. 53 [die beiden letzteren setzen zu ‚et ecclesiis clericis concessis a laicis']; B. 44 [‚rubrica depositi'] L. 53; B. 45 [bis fiant] L. 55. C. [blos de iudeis]; B. 46 [blos ‚de preeminentia'] L. 56. C. 55; B. 47 [de discordia Turon. ecclesiae cum Tol.] L. 57. C. 56 [de cont. T. eccl. c. D.]; B. 48 [de matrimonio et de sponsis etc.] L. 58. C. 57; B. 49. 50. L. 59. 60. C. 58. 59; B. 51 [‚Rubr. de coniugatis leprosis'] L. 61. C. 60; B. 52. 53 [aliis f. habentibus] 54. L. 62. 64 65. C, 61. 63. 64.

Es fehlt also in B. Tit. 3. 20. 27—30. 33. 34. 38. 42. 44. 48—50. 54. 63 der Coll. Lips. Auch hat B. mit Ausschluss von c. 4—7 aus Lips. LXIII. kein Capitel, welches unter diese Titel fiele. In Lips. fehlen die Rubriken der Titel 16. 21. 22. 25. 26 der Bamb Alle Capitel des Tit. 16 fehlen ebenfalls in Lips. Tit. 21 u. 22. 25. 26. sind die nach einem Vermerk in Lips. ausgebliebenen. Da aber von diesen 25 de voto

den Canones Lateranenses 420,[1] die meistens auch in der Appendix oder den beiden anderen Sammlungen oder einer von beiden vorkommen.[2] Obwohl einzelne grobe Verstösse auch in ihr vorkommen,[3] ist sie im Ganzen hinsichtlich der Inscriptionen sehr genau und gibt insbesondere mit Genauigkeit an, wenn eine Decretale ein Stück einer grösseren ist.

Die Lateranensischen 25 Canones haben eine total andere Ordnung wie in der App., Lips. und Cass.[4]

---

redimento auch in Cass. fehlt, kann leicht der Vermerk aus Bamb. ergänzt sein. Vor dem vorletzten Capitel ist in B. ein leerer Raum für eine Rubrik, die nach dem Inhalte ‚de impotentia' lauten könnte.

Im Verhältniss zur Bamb. fehlen in Cass. die Rubriken der Bamb. 8. 9. 25. 44. In Bamb. fehlen die Rubriken der Cass. 15. 62. 65.

Bamb. und Cass. haben gemeinsam die in Lips. fehlenden Rubriken B. 21. 22. 26. C. 32. 33. 36; leider fehlen gemeinsam die Rubriken der Lips. 20. 27—30. 33. 34. 38. 42. 44. 48—50. 54.

[1] Von dem 421. steht nur die Ueberschrift ‚Ignatius [Iginus] papa', welche Lips. LXV. 4. mit dem Texte hat.

[2] In der App. stehen nicht 31, welche L. und C. haben; 5 stehen blos in L. (nämlich L. XIX. 10. XVI. 6, LXIII. 4, XI. 22, LXV. 4); 2 stehen blos in C. (C. XVII. 5, XXIII. 11); eine (‚Idem [i. e. Alex. III., was vorhergeht] in registro regi Francorum. Pervenit ad nos quod cum iam pridem') steht in keiner jener drei Sammlungen; eine steht in A. u. L., nicht in C. (A. V. 27); in A. u. C., nicht in L. stehen T. XX. 3. 4. 5, T. XVI. 1—6, T. XXI. 1. 2, T. XXII. 1—10. Somit fehlen von den 421 Cap. in der Appendix: 39, in Lips.: 24, in Cass.: 7.

Von den 421 Capiteln gehören an: Päpsten vor Alexander III.: Gelasius 1, das L. u. C. haben, Iginus 1 [in L., in B. nur Name], Leo (in L. u. C.) 1, Leo III. 1 in A. L. C., Greg. VII. 2 (1 in A. L. C., 1 in L. C.), Greg. I. 3 in allen 3, Joh. 1 in allen 3, Bened. 2 in allen 3, Deusdedit 2 in L. u. C., Paschal II. 2 in A. L. C., 1 in L. u. C., Honor. II. 1 in A. L. C., Eugen III. 7 in A. L. C., Innocenz II. 1 in A. L. C., 1 in L. u. C., Hadrian IV. 2 in A. L. C., 1 in L. C.; Concilien: Magunt. 1 in A. L. C., Guarmer. 1 in allen drei, Tribur. 1 in L. u. C., Turon. 1163 3 in A. L. C., 1 mit Citat von Burchard in L. u. C., 1 aus August. in A. L. C., 1 aus Isidor in L. u. C., der Rest Alexander III.

[3] So hat sie auch gleich A L. u. C. im c. 2. T. XL. ‚Al. epc. Clemens gloriosus martir in libro stemat.' (Richter p. 14), hat auch Innocentius III. gleich der L. u. C. in XLIX. 28 anstatt II, legt die Decretale ‚Continebatur . . . De his qui in sanitate' Alex. III. anstatt Lucius III. bei.

[4] Siehe die synoptische Tabelle in meinem 2. Beitr. S. 48. Die can. quia nonnulli und sicut ait b. Leo fehlen; als c. 26 steht ein cap. ‚Animalia quae a lupis' (Burch. XIX. 85).

§. 6.

Verhältniss der Collectiones (Appendix, Lipsiensis, Casselana, Bambergensis) zu einander.

Das Verhältniss dieser vier Sammlungen zu einander ist nicht leicht zu bestimmen. Böhmer, welcher nur die Appendix und Casselana kennt, hält die Casselana für die ältere, lässt sie nach 1187 gemacht sein, weil sie Decretalen von Urban III. enthält, und nimmt als deren Verfasser Gilbertus an. Theiner, der gleichfalls nur die Appendix und Casselana kannte, nimmt an, letztere ,habe jene als Quelle benutzt und in eine bessere Form gebracht; wolle man also nicht annehmen, die Casselana sei jünger, so müsste man behaupten, der Verfasser der Appendix habe eine ziemlich gut geordnete Sammlung auf erbärmliche und frevelhafte Art zerrissen, verstümmelt und in Verwirrung gebracht, was unwahrscheinlich sei; die Decretalen Gregors VIII. und Clemens' III. könnten durch Interpolation in die Appendix gekommen sein.' Er weist dann die gänzlich unbegründete Meinung von Antonius Augustinus,[1] wonach die Appendix Alanus oder Gilbert angehört, und die eben angeführte Böhmers über Gilberts Autorschaft bezüglich der Casselana zurück und kommt zu der Annahme: der Verfasser der Appendix sei ein bei der römischen Curie beschäftigter Engländer gewesen; ebenso meint er, der Verfasser der Casselana dürfte Engländer oder Normanne sein.[2] Richter hält aus gleichem Grunde wie Theiner die Appendix für älter als die Lipsiensis, nimmt für diese die erste Redaction der Appendix, daneben die Regesten Alexanders III. oder eine

[1] Dieser sagt in den Notae ad Lib. I. Tit. II. c. 1. de rescr. der Comp. I.: Sennonensi Arch. Epo. unus Tarr. non recte. Confirmantur edita tum Gregorianis libris, tum ea collectione, quae posita est post Concilium Lateranense Alexandri III., quam Alani vel Gileberti esse suspicamur, nam parte 10. cap. 11. hoc idem ibi invenies.'

[2] Seine Gründe sind l. c. p. 11 hinsichtlich der Appendix: die meisten Decretalen sind an englische Bischöfe gerichtet, der Titel P. 44 ,De praeeminentia londoniensis et eboracensis ecclesiae'; hinsichtlich der Cass.: die Aufnahme dieser Rubrik und einer neuen ,de controversia turonensis eccl. cum dolensi' [aber diese beiden Kirchen gehörten nicht zur Normandie], die meisten beziehen sich auf England. Damals seien viele Engländer in Italien und speciell in Rom gewesen.

andere Sammlung als Quelle an und hebt hervor, dass die Coll. Anselmo dedicata, Burchard und Gratian benutzt seien. Der Verfasser scheine ein Franzose gewesen zu sein;[1] die Abfassung selbst setzt er in die Regierungszeit Lucius' III.[2] Die Coll. Casselana hält er für einen Auszug aus der Lipsiensis (‚epitomen Lipsiensis esse recte dixeris'),[3] welcher, da die in der Lipsiensis nicht enthaltenen Zusätze fast sämmtlich aus dem zweiten Theile der Appendix und besonders der letzten Pars geflossen seien,[4] erst unter Gregor VIII. gemacht sein könne.

Zunächst ist nun der Umstand, ob P. 45—50 der Appendix benutzt sind, soweit Decretalen Alexanders III. oder frühere Stücke und Decretalen Lucius' III. in Betracht kommen, absolut unfähig, einen Beweisgrund abzugeben, weil auch die Lipsiensis dieselben benutzt hat.[5] Man kann aber schwerlich

[1] Gründe p. 13: Die grosse Zahl gallischer canones, der Titel ‚de controversia Turonensis cum Dollensi', die Veränderung in c. 12. T. VII., das in A. an den englischen Clerus gerichtet ist, hier aber an den ‚per Galliam' inscribirt wird.

[2] Gründe: der Mangel von Decretalen nach Lucius III., die Beifügung von Parallelstellen am Rande, in denen wohl Gratian, aber nicht Bernhard citirt werde. Dies Argument spräche höchstens dafür, dass der Leipziger Codex, was aber nicht zutrifft, in die neunziger Jahre des XII. Jahrh. falle, bezw. derselbe die Abschrift eines solchen enthalte. Es beweist aber überhaupt nicht, weil sich ganz gut annehmen lässt, dass ein Besitzer, der die Noten schrieb, wohl das Decret, aber nicht Bernhards Sammlung besass.

Wie das Original der Lips. beschaffen war, wissen wir nicht; wir sind berechtigt, aus dem was vorliegt zu argumentiren.

[3] Weil die Cass. sich an die Lips. halte, fast nichts verändere.

[4] Als Hauptbeweis wird p. 21. N. 38 angeführt, dass c. 19. T. XXI. (XXVII. ist Druckfehler) habe ‚Idem in eodem' (ex ist Druckfehler), was wohl in A. L. 27 passe, weil das vorhergehende Capitel, das die Cass. nicht habe, das registrum citire.

[5] Nicht weniger als sechszehn Capitel, welche in der Lips., Cass. und Bamb. stehen, finden sich in den fünf letzten Partes der Appendix, nämlich: von Lucius III. 1) de his qui in sanitate L. XXIII. 24, C. XXXVI. 1, B. XXVI. 1 in App. XLIX. 6. 2) Requis. a nobis tua frat. L. LIX. 48, C. LVIII. 32, B. XLIX. 31 in App. XLV. 6. Von Alexander III.: 1) Cum Christus sit perfectus Deus L. XXVI. 1, C. XXIX. 1, B. XXIX. 1 in App. XLIX. 20. Diese steht schon im Codex Innsbr. ‚dat. Veste XII. Kal. Mar.' [vom 18. Febr. 1177. Jaffé num. 8467]. 2) Quon.

behaupten, die Appendix habe diese Decretalen aus der Lipsiensis entnommen, erstens weil sie in dieser keineswegs alle genau so vorfand,[1] zweitens weil es unbegreiflich wäre, wenn sie gerade diese wenigen Stücke in der Lipsiensis und nicht dort gesucht hätte, wo sie die Masse vorfand, drittens weil sie dann wohl auch die in der Lipsiensis allein stehenden herübergenommen haben würde. Was die drei anderen Stücke betrifft, so wird wohl Jeder zugeben, dass sie dafür näher liegende Quellen hatte. Ausser Zweifel steht ferner, dass die Lips., Cass. und Bamb. in der engsten Verbindung mit einander stehen, da im Grossen die Uebereinstimmung eine vollständige ist und ohne gegenseitige Benutzung gar nicht erklärt werden kann. Um dies Verhältniss zu erkennen, muss man den von Allen hervorgehobenen Umstand beachten, dass, je grösser die systematische und sonstige Ordnung ist, desto jünger die Sammlung ist, indem sich gar nicht annehmen lässt, Jemand habe eine geordnete Sammlung zerrissen und dadurch das Auffinden erleichtern wollen; es ist gleichfalls eine durch die Geschichte aller vorhergehenden und nachfolgenden Sammlungen bestätigte Thatsache, dass jeder Sammler vorzugsweise das seiner Zeit nächstliegende Material berücksichtigt und, wofern er nicht zu ganz concreten Zwecken sammelt, auf Ergänzung der Lücken seiner Vorgänger bedacht ist. Endlich finden wir, dass, je

---

abbas L. XXXV. 23, C. XLII. 24, B. XXXII. 23 in A. XLVI. 4. 3) Consuluit nos v. d. L. XLVII. 25, C. LI. 23, B. XLI. 22 in A. L. 54. 4) Praet. qui ad ap. sed. L. XLVII. 32, C. LI. 30, B. XLI. 30 in A. L. 53. 5) In eminenti specula L. XLVII. 40, C. LI. 37, B. XLI. 35 in A. XLIX. 12. 6) Magnif. tuae L. LII. 29, C. LIII. 22, B. XLIII. 22 in A. L. 32. 7) Gravis illa et odibilis L. LIII. 1, C. LIII. 25, B. XLIV. 1 in A. L. 35. 8) Cons. nos t. f. an sit L. LV. 5, C. LIV. 5, B. XLV. 5 in A. L. 36. 9) A memoria non excedit L. LVI. 3, C. LV. 3, B. XLVI. 3 in A. L. 37. 10) Cons. n. t. d. q. f. s. in L. LIX. 50, C. LVIII. 34, B. XLIX. 33 in A. XLV. 4. 11) Tua frat. n. c. in L. LIX. 52, C. LVIII. 37, B. XLIX. 35 in A. L. 41. 12) In arch. tuo dicitur L. LX. 10, C. LIX. 9, B. L. 9 in A. L. 48. Die Stelle Si sac. sciat (August.) in L. XXXII. 8, C. XLI. 6, B. XXXI. 6 steht in A. L. 55; die ex conc. apud Guarmeriam in L. LXV. 3, C. LXIV. 3, B. LIV. 3 steht in A. L. 46.

[1] App. XIX. 6 hat richtig Lucius III., die anderen Alexander III. (vorhergehende Note), c. 4. App. XLVI. 4 ist in Lips., Cass. und Bamb. verstümmelt.



älter eine Sammlung ist, desto genauer die Anführung der Quelle ist. Halten wir uns diese Gründe gegenwärtig, so ist das Resultat nicht schwierig.

Von den vier Sammlungen ist die älteste und die Quelle der anderen die Appendix in ihrer ersten nicht mit Interpolationen und ohne P. 45—50 versehenen Gestalt.[1] Diese enthielt ursprünglich nur Decretalen bis auf Alexander III., ohne die Canones Lateranenses.[2] Aus dieser ersten Form ist, sicher zur Zeit Lucius' III. (1181—1185), die Bambergensis gemacht worden,[3] deren Neues darin besteht, dass sie die Capitel nach Titeln besser sonderte, die Titel vermehrte, einige Decretalen Alexanders III. aus anderweitigen Quellen beifügte, neuere Decretalen und zwar sechs von Lucius III., einzelne Stücke anderer Art aufnahm.[4] Die Bambergensis ist bald von

---

[1] Gründe: die primitive Gestalt derselben, welche sich in der geringsten Zahl von Titeln, in dem dem Decrete angepassten Verfahren zeigt, zu dem einzelnen Capitel auch eine Inhaltsangabe zu machen; das Setzen von Capiteln unter denselben Titel, welche nicht dahin passen; die gänzlich planlose Anordnung der Titel.

[2] Der Grund liegt in dem §. 2 Gesagten; sollte dies nicht richtig sein, so fällt natürlich die Behauptung.

[3] Keineswegs ist aber die Aufnahme eine rein mechanische gewesen, vielmehr ist gewiss einzelne Malen auf andere Sammlungen zurückgegangen und überhaupt selbstständig verfahren worden, wie folgende Beispiele zeigen. A. hat in c. 5. T. II. die Ueberschrift ‚Item in concilio Turonensi de eadem re', anfangend: ‚Cum autem collectas denariorum b. Petri.' B. hat richtig: ‚Idem Alex. Ea quae de eadem re' und den ganzen Brief, aus dem A. blos ein Stück ist; aus B. hat es C. (Böhmer notirt fälschlich, die App. habe das Stück nicht) u. L. -- [A. XIII. 8. inscribirt Idem (vorher geht Alex.) Ad aud. n. noveris etc., B. XXIV. 9. Adrianus, C. u. L. haben wieder wie A.] — B. XLIII. c. ult. hat (während A. c. 33. P. L. per Galliam hat) ‚per Angliam'; C. c. 23. T. LIII. hat wieder ‚per Galliam'. Wie richtig die Bamb. ist, zeigen die Inscriptionen. B. III. 4 (A. II. 11) liest Conventrensi, B. XXIII. 4 (A. IV. 1) Consano (C. hat auch eine corrupte Lesart Constantio) XXIII. 3 (A. IV. 4) Idem Exon. Wigō. episcopis. Andere sich aus der Tabelle ergebende richtige Inscriptionen hat B. in den Capiteln, welche App. hat als VI. 24, VIII. 1, XII. 8, XIII. 2—4, XIX. 6. 8. 10, XXI. 13, XXVI. 1. 14. 21, XXXIX. 1.

[4] Gründe: a) Dass die Bamb. aus der Appendix (— es bleibe zunächst dahingestellt, ob unmittelbar oder mittelbar —) geschöpft hat, lehrt der Augenschein, die Wiedergabe einzelner sonst unerklärbarer, in ihr und

einem Unbekannten erweitert worden zu derjenigen Sammlung, welche die Lipsiensis genannt wird. Das Neue derselben besteht in der grösseren Zahl von Rubriken, in der Aufnahme

---

Lips. gleichmässig vorkommenden Irrthümer (oben Seite 491. N. 5). b) Die übereinstimmende Capitelzahl. Die App. hat ohne die Canones Lateran. 511 Capitel. P. 45—50 enthalten 113; zählt man diese und die 12 von Lucius III., 2 von Urban III., 1 von Clem. III. aus P. II. –44, zusammen 128 ab von 510, so bleiben 392. Die Bamb. hat 521 Cap., von denen 39 in der App. fehlen; sie konnte also 382 aus ihr entnehmen. c) Die Bamb. hat von den 12 Decretalen Lucius' III., welche die App. in II.—L. hat, nur 4, nämlich A. XXIII. 5. 6 [die erste ist vom 11. Dec. 1181. Jaffé nr. 9427], XXVI. 22 [fällt zwischen 1181 u. 1184. Jaffé nr. 9576], XL. 4. [30. Dec. 1181. Jaffé nr. 9431]. Es wäre sonderbar, wenn sie die Appendix vor sich hatte, und wenn diese schon damals die Decretalen Lucius' III. umfasste, dass sie gerade vom letzten Papste nur diese vier aufgenommen hätte, um so merkwürdiger, als sie eine von Lucius III. hat (B. LIV. 4. Dil. filiae n. priorissa et conventus de Colonantia), welche in der App. gar nicht steht. d) Das Fehlen der Decretalen von Päpsten nach Lucius III., was sich anders gar nicht erklären liesse. e) Ich kann den Beweis liefern, dass um 1185 eine Sammlung existirte, welche der Bamb. ähnlich war. In dem von mir edirten ‚Ordo jud. des Cod. Bamb.' Wien 1872, dessen Entstehung nicht nach 1185 fällt, werden Extravaganten citirt, von denen die erste (das. p. 6) in keiner der vier Sammlungen steht, wenigstens nicht mit dem Anfange dilection. (ich muss deshalb die N. 4 dort berichtigen), daher beigesetzt ist ‚extr. Alex.', die 2. pag. 9 ‚extr. sicut Romana' in Bamb. als XLI. 10 mit diesem Anfange, ebenso in A. L. C. steht. Eine 3. pag. 10 wird citirt: ‚extrav. de matrimonio contrahendo vel iam contracto Exoniensi episcopo pervenit.' Da diese Decretale in App. VIII. 23 nicht unter diesem Titel, sondern unter dem de testibus cogendis, wohl aber in B. XLIX. c. ult., in L. LIX. 57, C. LVIII. 39 unter diesem Titel steht, so kann sie nur aus einer von diesen oder einer anderen mit ähnlicher Eintheilung citirt sein. Die ohne den Namen des Papstes das. p. 13, 14, 16, 26, 27, 28, 38, 41 citirten Decretalen sind in Bamb. nach der Folge, wie sie der Ordo citirt: XLII. 2. XXXVIII. 14, XXXII. 11, XXXVIII. 3. 5. 6. 1. 8. 7, XLIX. 17, XXXII. 3 (auch in den 3 anderen). Die mit dem Namen des Papstes p. 19 u. 21 cit. stehen in Bamb. ebenfalls; die Decretale Lucius' III. Strigon. Arch. c. Ad apost sedis steht in keiner der vier Sammlungen, die Citate aus dem Conc. Later. setzen voraus, dass dessen Canones in keine Sammlung eingereiht waren. Bewiesen ist durch diesen Ordo: 1) dass es 1185 Sammlungen gab, in denen unseren vier geläufige Titel vorkommen, 2) dass dieselben einzelne Capitel an verschiedenen Orten hatten, 3) dass neben ihnen noch andere Decretalen früherer und späterer Päpste benutzt wurden. [Ich berichtige die Note auf p. 15, wo



von bisher übergangenen Decretalen Alexanders III. und Lucius' III., sowie in der Zufügung von anderen Stücken.[1] Ihre Entstehung fällt entweder in die letzte Zeit Lucius' III. oder

---

durch einen lapsus calami gesagt ist: ‚alle vier Sammlungen reihten die Lateran. Schlüsse an'; das thut nur die Bambergensis; es sollte gesagt werden: in allen vier Sammlungen bildeten die Canones eine besondere Reihe. Das passt ja auch für die Cass., obwohl sie dieselben in 12 Titel zerlegt.]. Andere Gründe: die Abkürzung von Decretalen, welche die App. ganz hat u. dgl. m. sind bereits vorgekommen

[1] Ich stelle die Gründe für die Priorität der Bambergensis gegenüber der Lipsiensis nochmals kurz zusammen. a) Es ist unwahrscheinlich, dass Jemand aus einer Sammlung von 632 Capiteln (oder eigentlich 666) und 67 Titeln ein Excerpt von 421 C. mit 54 T. gemacht und dabei gerade Decretalen Alexanders III. in Masse und Lucius' III. ausgelassen, dagegen alle die Decretalen älterer Päpste und Concilien aufgenommen haben sollte, während es sehr wahrscheinlich ist, dass Jemand den ganzen Stoff herübernahm und ergänzte. b) Die in der Lips. fehlenden 24 Capitel kann die Bamb. aus dieser nicht genommen haben. So gut aber nach dem Vermerke der Lips. 4 Rubriken ausgefallen sind, ebenso gut können bei diesem Charakter der Handschrift — wir kennen keine andere, halten uns also an diese — die Rubrik und Capitel von B. XVI. ausgefallen sein. Dadurch reducirten sich die in L. fehlenden Capitel der B. auf 3. Ob diese (in C. XVII. 5, XXXIII. 7, die eine, welche nur in B. steht [oben S. 495. N. 1.]) zufällig oder absichtlich ausgelassen sind, bedarf keiner Untersuchung. c) Die in L. stehenden, in B. fehlenden gehören mit Ausschluss eines Capitels, wie bereits gesagt wurde, unter Rubriken, welche die B. gar nicht hat. d) Die verschiedene Stellung der Capitel erklärt sich vollkommen daraus, dass L. mehr Rubriken hat und deshalb die Capitel besser ordnet. So ist B. V. 7 (C. XVIII. 7) unter den Titel Clericum sine auct. etc. gestellt, in L. aber als VII. 7 unter die Excommunication, wohin es in der That besser passt. B. XIII. 6 steht in L. als XIX. 10 unter dem Titel ‚Quibus et quando et intra quam aetatem ecclesiae sint committendae' etc., wohin es besser passt, als unter den Titel ‚ne clericus vel monachus saecularibus negotiis se immisceat'. B. XXXV. 7 (C. XLV. 8) de rep. spol. et novatione ist in L. XLV. 2 de testibus cogendis mit Recht besser gesetzt worden, da es sich darum handelt, wo der Laie zu belangen sei. Der Titel de foro competente fehlt nämlich in allen. B. XLI. 30 de appellat. ist in L. VI. 6 (und C. XVIII. 6) unter einen total anderen Titel gesetzt worden. Die Placirung der B. ist die denkbar naivste. Es sei, sagt der Papst, der Abusus, dass, wenn er ein Commissorium gegeben habe, der Betreffende, um sich ihm zu entziehen, dolos einen Anderen in den Besitz des streitigen Beneficiums setze und dann appellire. So gehört in der That das Capitel unter die Rubrik: ‚clericum . . . non posse . . ecclesiam . . . in alium transferre ad

seines Nachfolgers. Später, frühestens unter Urban III. oder unter Gregor VIII., beziehungsweise Clemens III., ist die Bamberger Sammlung mit Zusätzen versehen worden,[1] welche nur in Decretalen Lucius' III., Urbans III., Alexanders III. bestehen, und sich zum Theil in P. 45—50 der Appendix befinden, jedoch aus dem Grunde nicht aus dieser entnommen sind, weil dann die Nichtaufnahme anderer unerklärlich bliebe. Diese Sammlung liegt in der Casselana vor.

Das Verhältniss der Compilatio prima Bernhards von Pavia zu der Appendix und Casselana ist schon von Theiner,

evitandam controversiam', worunter L. u. C. sie haben. B. LIV. 4 ist offenbar nur angehängt, es handelt über simonist. Wahl, ist deshalb richtig in L. c. 5. T. I. (ebenso in C. c. 5. T. XIII.). Sieht man von diesen Capiteln ab, so lehrt der Augenschein, dass L. sich ganz an B. hält, regelmässig seine neuen Capitel an die aus der B. aufgenommenen anhängt. Da dieses durch fast alle Titel durchgeht, wäre bei Annahme der Entstehung von B. aus L. unerklärlich, wie B. dazu gekommen wäre, gerade die fehlenden Capitel fortzulassen So aber erklärt sich Alles vollkommen.

[1] Gründe: a) Cass. trifft mit B. im Allgemeinen so zusammen, dass die eine nur aus der anderen entstanden sein kann, oder beide aus einer dritten. Das über das Verhältniss von B. u. L. Gesagte wird aber durch die Besonderheiten von C. bestärkt. Dass nun B. und L. nicht aus C. geschöpft haben, ergibt sich aus dem Vorkommen neuerer Decretalen in C. b) C. ist aus B. und nicht aus L.: 1. weil C. hinsichtlich der Titel gegenüber B., nicht aber gegenüber L. einen Fortschritt enthält; 2. zwei der in L. fehlenden Capitel von B. stehen in C. (vorhergehende Note); 3. C. hat die in B. fehlenden Rubriken von L. fast sämmtlich auch nicht, aber andererseits neue; 4) die nicht gute Stellung der Capitel von B. (vorherg. Note) hat C. mit zwei Ausnahmen, die es selbst machen konnte, weil der Wortlaut der Rubrik in B. dies schon forderte; 5) C. gibt selbstständig dem c. 30. T. XLI. de appell. von B., welches L. XLVII. 33 unter demselben Titel de appell. hat, als c. 7. T. XVIII. die richtige Stellung. Darin liegt auch der Beweis, dass es die andere Veränderung nicht aus L. herzuholen brauchte. c) Die auffallende Uebereinstimmung der Capitel. Die Cass. hat 439. Davon steht eins doppelt (oben §. 0, Note 1 S. 14), bleibt 438. Zählt man dazu die 7 aus der Bamb. nicht aufgenommenen ab, macht 435, und zieht die 23 neuen ab, so kommen 422, d. h. genau die Capitelzahl der Bambergensis heraus. — Manche unbedeutendere Gründe sind früher vorgekommen.

Von den fehlenden Capiteln ist B. XLIX. 24. Lex divinae die Palea c. 2. C. XXVII. q. 2.

Disquis. crit., pag. 81 sqq., durch eine von Druckfehlern entstellte synoptische Tabelle dargestellt worden. Die folgende Tabelle zeigt das Verhältniss der Compilatio prima zu allen vier. Indem ich die Bambergensis zuerst stelle, treten alle früher geschilderten Momente in das richtige Licht.

Vergleichende Tabelle

der

Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat.		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap.		
Titel	Zahl	Pars	cap.	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Cap.
I.	1	I.	4	I.	1	XIII.	1	V.	2	9
	2		13		2		2			10
	3		14		3		3			11
	4	II.	15		4		4			12
	5		—		6		6			13
	6		12		7		7			14
	7		5		8		8			15
	8		10		9		9			7
	9		—		10		10			16
	10		—		11		11			3
II.	1	II.	1	II.	1	XIV.	1		3	2
	2		2		2		2			3
	3	XXVIII.	1		3		3			4
	4	II.	17	III.	1	XV.	1		4	2
	5		18		2		2			3
III.	1		3	IV.	1	XVI.	1		32	3
	2		7		2		2		27	1
	3		8		3		3			
	4		11		4		4		32	4
IV.	1	XXVIII.	2	V.	1	XVII.	1	I.	26	4
	2		3		2		2		27	2
	3		4		3		3		26	5
	4		5		4		4			3
	5		6		6		6			4
V.	1		9	VI.	1	XVIII.	1	III.	34	8
	2		8		2		2	I.	26	6
	3		10		3		3	III.	34	9
	4		11		4		4		7	1
	5		12		5		5	V.	18	3
	6		—		-	XVII.	5			
	7		14	VII.	7	XVIII.	7	II.	20	33

Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat.		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap.		
Titel	Zah	Pars	cap	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Cap.
VI.	1	XIV.	1		1	XIX.	1	V.	34	5
	2		12		2		2			7
	3		2		3		3			8
	4		4		5		5			10
	5		5		7		6			12
	6		6		8		7			13
	7		7		9		9			2
	8		8		10		10			3
	9		9		11		11			4
	10		11		12		12			14
	11		13		13		13			16
VII.	1	XXXIV.	1	VIII.	1	XX.	1	V.	14	5
	2		2		2		2			6
	3		3		3		3			7
VIII.	1	XVI.	1	IX.	1		4		15	3
	2		3		2		5			4
	3		5		3		6			5
	4		8		4		7			6
	5		9		5		8			1
	6		10		6		9			7
	7		2		7		10			8
IX.	un.	XXV.	1	X.	1	LXIV.	5		10	7
X.	1	XXVI.	1	XI.	9	XXI.	1		8	3
	2		2		10		4			
	3		3		11		5			
	4		4		12		8	II.	1	6
	5		5		13		9	V.	12	1
	6		6		14		10			2
	7		7		15		11		10	8
	8		8		16		13			
	9		9		17		14	V.	25	un.
	10		10		18		15		23	3
	11		11		19		16		21	3
	12		12		21		17		10	9
	13		14		20		18			10
	14		15		22		22	III.	6	2
	15		16		23		23	V.	8	2
	16		17		24		24	III.	27	8
	17		21		25		25	IV.	6	1
	18		18		26		26	I.	7	un.
	19		20		27		28		14	un.



Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat.		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap.		
Titel	Zahl	Pars	cap	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Cap.
XI.	1	XXIV.	1	XII.	1	XXII.	1	III.	7	2
	2		2		2		2			3
	3		3		3		3	V.	27	3
	4		4		4		4			2
	5		5		5		5			4
XII.	1	XLIV.	6	XIII.	1	XXIII.	1		28	4
	2		8		2		2			5
	3		—		3		3			6
	4		9		4		4			7
	5		7		5		5			8
XIII.	1	XXVII.	1	XIV.	1	XXIV.	1	III.	37	4
	2		2		2		2			2
	3		3		3		3			5
	4		4		4		4			6
	5	XXVI.	22		5		5	I.	6	4
	6	—	—	XIX.	10	..	—	III.	35	2
XIV.	1	XXVII.	5	XV.	1	XXV.	1		27	1
	2		6		2		2			2
XV.	1	XXI.	1	XVI.	1	XXVI.	1			8
	2		2		2		3			9
	3		3		3		4	IV.	6	6
	4	—	—		4		5	III.	27	5
XVI.	1	XXIX.	1		—	XXVII.	1		17	3
	2		3		—		2		20	3
	3		4		—		3		11	7
	4		5		—		4		22	[illegible]
	5		6		—		5			
	6		7		—		6		11	
	7	—	—		6		7		22	
XVII.	1	XVI.	4	XVII.	1	XXVIII.	1	II.	17	
	2		7		2		2			
	3	XVII.	1		3		3			
	4	IX.	29		4		6			
	5	XVII.	2		5		7	II.	17	
	6		3		6		8			
	7		5		7		9			
	8		6		8		10			
	9		7		9		11			
XVIII.	1	XXVI.	23	XVIII.	1	XXIX.	1	I.		
	2		24		2		2			
	3		25		3		3			

Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat.		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap.		
Titel	Zahl	Pars	cap.	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Cap.
	4		19	—	—	XXXIII.	7		10	5
	5	—	—		—	—	—		17	10
XIX.	1	XXV.	1	XIX.	1	XXX.	1		8	3
	2		2		2		2			4
	3	—	—		3		3			2
	4	—	—		4		4			5
	5	XXV.	5		5		5			6
	6		—		6		6		27	6
	7		4		7		7		8	7
	8	XXIX.	2		8		8			
XX.	1	XXX.	1	XXI.	1	XXXI.	1	III.	5	7
	2		2		2		2			8
	3		3		—		3			9
	4		4		—		4			10
	5		5		—		5	I.	20	2
XXI.	1	XXIX.	2		—	XXXII.	1			4
	2		2		—		2			5
XXII.	1	XXIX.	1		—	XXXIII.	1		9	4
	2		2	—	—		2			5
	3		3		—		3			2
	4		4		—		4			3
	5		5		—		5			6
	6		6		—		6			7
	7		8		—		8			8
	8		9		—		9			10
	9		10		—		10			11
	10	—	—		—		11			12
XXIII.	1	IV.	2	XXII.	1	XXXIV.	1	III.	26	2
	2		3		3		2			3
	3		4		6		3			4
	4		1		7		4			5
XXIV.	1	XIII.	1	XXIII.	1	XXXV.	1		5	12
	2		2		2		2		26	6
	3		16		7		3			7
	4		3		8		4			8
	5		4		9		5			9
	6		5		10		6			10
	7		6		11		7			11
	8		7		12		8			12
	9		8		13		9			13
	10		9		14		10			14



Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat.		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap.		
Titel	Zahl	Pars	cap	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Cap.
	11		10		15		11			15
	12		11		16		12			17
	13		12		17		13			18
	14		13		18		14			19
	15		14		19		15			20
	16		15		20		16			21
	17	XXXIX.	1		21		17		5	14
	18	—	—		22		18		26	22
XXV.	un.	XLIX.	18		23	XXXIX.	2		29	1
XXVI.	1		6		24	XXXVI.	1		24	6
	2	XLIII.	4		25		2			1
	3		1		26		3			2
	4		2		27		4			3
	5	—	—		28		5			4
XXVII.	un.	—	—	XXIV.	1	XXXVII.	un.	V.	35	2
XXVIII.	un.	—	—	XXV.	1	XXXVIII.	un.			
XXIX.	un.	XLIX.	20	XXVI.	1	XXXIX.	un.	V.	6	5
XXX.	1	XL.	2	XXXI.	1	XL.	1	I.	4	14
	2	—	—		2		2		5	1
	3	—	—		5		3		9	1
	4		5		6		4		4	17
	5	XL.	1		7		5			18
	6	—	—		8		6			19
	7		3		9		7		12	3
	8	—	—		18		8		4	20
	9	—	—		19		9			21
XXXI.	1	XLIV.	3	XXXII.	1	XLI.	1		22	un.
	2	XXXI.	4		2		2		23	2
	3		7		3		3			3
	4	—	—		4		4			4
	5	XV.	21		5		5		24	5
	6	L.	55		8		6		23	6
	7	XLIII.	5		9		7	III.	22	11
	8	XXXI.	1		10		8	I.	23	7
XXXII.	1	VII.	1	XXXV.	1	XLII.	1		21	1
	2		2		2		2			2
	3		3		3		3			3
	4		5		4		4			4
	5		6		5		5			5
	6		7		6		6			6
	7		—		7		7	III.	15	[illegible]

Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat.		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap.		
Titel	Zahl	Pars	cap.	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Cap.
	8		8		8		8	I.	21	7
	9		9		9		9		2	3
	10		10		10		10		21	8
	11		11		11		12			9
	12		12		12		13			10
	13		13		13		14			11
	14		14		14		15			12
	15		15		15		16			13
	16		16		16		17			14
	17		17		17		18			15
	18		18		18		19		2	2
	19		19		19		20		—	—
	20		20		20		21		21	16
	21		21		21		22		22	17
	22	XLII.	1		22		23			18
	23	XLVI.	4		23		24			19
XXXIII.	1	XXXVI.	1	XXXVI.	1	XLIII.	1	II.	4	2
	2		2		2		2			3
XXXIV.	1	XXIII.	1	XXXVII.	1	XLIV.	1	I.	34	2
	2		2		2		2			3
	3		3		3		3			4
	4		4		4		4			5
	5		5		5		5			6
	6		6		6		6			7
XXXV.	1	XXII.	1	XXXIX.	1	XLV.	1	II.	9	1
	2		2		2		2			2
	3		3		3		4			3
	4		4		4		5			4
	5		5		10		6			5
	6		6		11		7			6
	7	VIII.	7	XLV.	2		8			
XXXVI.	1	III.	1	XL.	1	XLVI.	1	II.	10	1
	2	XLI.	6		2		2			2
	3	III.	5		4		3			3
XXXVII	1		4	XLI.	1	XLVII.	1		11	1
	2		3		2		2			2
XXXVIII.	1	VIII.	2	XLIII.	2	XLVIII.	1		13	10
	2		3		3		2			11
	3		4		6		3			12
	4		5		7		4			
	5		6		8		5			

Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat.		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap[iensis]		
Titel	Zahl	Pars	cap.	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Ca
	6		8		9		6			14
	7		9		10		7			15
	8		10		11		8			16
	9		12		12		9			17
	10		13		13		10			18
	11		14		14		11			
	12		15		15		12			19
	13		17		17		13			20
	14		18		18		14			21
	15		19		19		15			22
	16		22		20		16			23
	17		—		21		17			
XXXIX.	1		1	XLV.	1	XLIX.	1	II.	14	3
	2		7		5		2			4
	3	VII.	20		6		3			5
	4	VIII.	16		7		4			6
XL.	1	XXXVIII.	1	XLVI.	1	L.	1		18	6
	2		5		2		2			7
	3		7		3		3			4
										[illegible]
	4		6		4		4	II.	1	
	5		3		5		5		14	
	6		—		6		6	I.	27	
XLI.	1	X.	1	XLVII.	1	LI.	1	II.	20	
	2		4		3		3			
	3		5		4		4			
	4		6		5		5			
	5		7		6		6			
	6		8		9		7			
	7		15		7		8			
	8		9		10		9			
	9		10		11		10	I.		
	10		11		12		11	II.		
	11		12		13		12			
	12		13		14		13			
	13		14		15		14			
	14		16		16		15			
	15	XLIX.	5	VI.	6	XVIII.	6			
	16	X.	17	XLVII.	18	LI.	17			

Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat.		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap.		
Titel	Zahl	Pars	cap.	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Cap.
	17		19		17		18			20
	18		20		20		19			21
	19		21		21		20			22
	20		23		22		21			23
	21		24 25		23		22			24
	22	L.	54		25		23			27
	23	X.	2		26		25			28
	24		27		27		26			
	25		28		28		27		29	29
	26		29		29	XXVIII.	6		28	30
	27	VII.	20		30	LI.	28		20	31
	28	X.	30		31		29			
	29	L	53		32		30		20	32
	30	—	—		33	XVIII.	7			
	31	X.	31		34	LI.	31			34
	32		32		35		32			35
	33	XXV.	4		36		33			36
	34	XLIX.	12		40		37			40
	35	—	—		37		34			37
	36	—	—		38		35			38
	37	XVII.	7		39		36			39
	38	XXXI. XLIII.	2.3 3		42		38			41
XLII.	1	XLI.	5	LI.	1	LII.	1			
	2	XLIV.	10		2		2		21	1
	3	XLI.	1		3		3	I.	2	4
	4	—	—		4		4			5
XLIII.	1	XV.	1	LII	1	LIII.	1	III.	4	4
	2		4		3		2		33	8
	3		5		4		3			9
	4		6		5		4			10
	5		7		6		5			11
	6		3		13		6			12
	7		9		14		7			13
	8		10		15		8			14
	9		11		16		9			
	10		12		17		10			15
	11		13		18		11			16
	12		14		19		12			17
	13		15		20		13			18
	14		16		21		14			19



Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat.		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap.		
Titel	Zahl	Pars	cap.	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Cap.
	15		17		22		15			20
	16		18		23		16			21
	17		19		24		17			22
	18		20		25		18			23
	19		22		26		19			24
	20		23		27		20			25
	21		24		28		21		32	3
	22	L.	32		29		22		33	26
	23		33		30		23			27
XLIV.	un.		35	LIII.	un.		25		14	2
XLV.	1	XX.	1	LV.	1	LIV.	1			
	2		2		2		2			
	3		3		3		3			
	4		4		4		4			
	5	L.	36		5		5			
XLVI.	1	XLIV.	1	LVI.	1	LV.	1	I.	25	1
	2		2		2		2			
	3	L.	37		3		3			
	4	—	—		4		4			
XLVII.	un.	—	—	LVII.	un.	LVI.	un.			
XLVIII.	1	V.	1	LVIII.	1	LVII.	1	III.	38	2
	2		2		2		2			3
	3		3		3		3			4
	4		4		4		5			1
	5		5		5		6			
	6		6		6		7			5
	7		7		7		8			6
	8		8		8		9			7
	9		9		9		10			8
	10		10		10		11	IV.	6	8
XLIX.	1	VI.	1	LIX.	1	LVIII.	1		7	1
	2		2		2		3		1	3
	3		3		3		4		2	11
	4		7		4		5			6
	5		8		5		6		4	3
	6		6		17		7		2	3
	7		—		18		8			7
	8		9		19		9		6	6
	9		10		20		10		2	8
	10		11		21		11	II.	19	9
	11		12		22		12	IV.	1	4

Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat.		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap.		
Titel	Zahl	Pars	cap.	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Cap.
	12		13		23		13		7	2
	13		14		26		14		20	4
	14		15		27		16			
	15		16		28		17			
	16		18		29		18	IV.	4	6
	17		20		30		19		1	6
	18		17		31		20		4	7
	19		22		32		21			8
	20		4.23		33		22		1	7
	21		24		34		23		16	2
	22		25		35		24		1	8
	23		26		36		25			9
	24		27		37		—		2	1
	25		28		38		26		17	3
	26		29		39		27		2	9
	27		30		40		28		19	2
	28		31		44		29		1	10
	29		32		46		30		2	14
	30		33		47		31		1	11
	31	XLV.	6		48		32			12
	32		—		49		33		17	2
	33		4		50		34		6	7
	34	—	—		51		35		1	3
	35	L.	41		52		37		4	9
	36	—	—		55		38		1	11
	37	VIII.	23		57		39		19	3
L.	1	XII.	1	LX	1	LIX.	1		20	6
	2		2		2		2		2	5
	3		3		3		3			
	4		4		5		4		13	3
	5		6		6		5		8	1
	6		7		7		6			
	7		8		8		7		1	18
	8	—	—		9		8		6	5
	9	L.	48		10		9	V.	14	3
LI.	1	XXXVII.	2	LXI.	1	LX.	1	IV.	8	1
	2		3		2		2			2
LII.	1	XXXII.	1	XXII.	1	LXI.	1		11	1
	2		2		2		2			2
	3	XXXIII.	3	LXIII.	1	LXII.	1		18	1
	4		5		2		2			2



Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat.		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap.		
Titel	Zahl	Pars	cap.	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Cap.
	5	—	—		3		3			3
	6	—	—		4		—			4
	7	—	—		5		4			5
	8		1		6		5			6
	9		2		7		6			
LIII.	1	XVIII.	1	LXIV.	1	LXIII.	1	III.	2	4
	2		2		2		2			5
	3		3		3		3		3	2
	4		5		4		4			3
	5		6		5		5			4
	6		7		6		6		2	6
	7		8		7		7			7
	8		9		8		8			8
	9		10		9		9			9
	10		11		10		10			10
	11		12		11		11	IV.	6	1
	12		13		12		12			3
	13		14		13		13			4
	14		15		14		14	III.	2	11
	15		4		15		15	IV.	6	5
LIV.	1	IX.	1	LXV.	1	LXIV.	1		22	1
	2		2		2		2			2
	3	L.	46		3		3		21	1
	4	XL.	4	I.	5	XIII.	5	V.	2	21
	5	—	--	XI.	22	—	--	I.	12	2
	6	—	—	LVIII.	11	LXIV.	5	—	—	—
				LXV.	4	—	—			
Canones Lateranensis		Canones Lateranensis		Canones Lateranensis						
	1		1		1	I.	1	I.	4	15
	2		3		2		2			16
	3		8		4		4	III.	5	5
			5			XIII.	8	III.	8	2
	4		7		10	XII.	9	V.	2	8
	5		6		15	VIII.	1	II.	20	42
	6		19		7	III.	1	III.	26	4
	7		11		20	XI.	1		2	12
	8		21		21	IV.	2	I.	24	1
	9		15		17	VI.	1	III.	22	4
	10		9		22	XII.	13	V.	28	3
	11		10		13		1	III.	30	2

Collectio Bambergensis		Appendix Conc. Lat		Lipsiensis		Casselana		Breviarium Bernhardi Pap.		
Titel	Zahl	Pars	cap.	Titel	Cap.	Titel	Cap.	Buch	Tit.	Cap.
	12		25		16	IX.	1	V.	15	2
	13		24		14	XII.	14	—	—	—
	14		14		6		16	V.	5	6
	15		20		28	IV.	1		11	1
	16		14		8	XII.	17	III.	5	6
	17		16		25		20		10	un.
	18		18		11	X.	1	V.	4	1
	19		22		26	XII.	4	I.	24	2
	20		2		27		5	V.	7	2
	21		23		24		15	III.	35	1
	22		26		23	II.	1	V.	5	5
	23		17		18	XII.	12	III.	33	4
	24		12		12	VII.	1	I.	28	1
	25		4		5	I.	5	III.	34	6
Animalia quae (Burch. XIX. 85).		—	—	—	—	—	—	—	—	—

XXV. SITZUNG VOM 13. NOVEMBER 1872.

Der Secretär legt vor

eine von dem Herrn Dr. Georg Kaufmann in Strassburg eingesendete Untersuchung ‚über die Fasti der späteren Kaiserzeit', deren Aufnahme in die Sitzungsberichte jedoch durch die Normen der k. Akademie ausgeschlossen ist.

Herr Dr. Clemens Borový, Professor des Kirchenrechtes in Prag, sendet zwei Bände der von ihm herausgegebenen Sammlung katholischer und utraquistischer Quellen aus dem XVI. Jahrhunderte, gleichzeitig ersucht derselbe um Aufnahme seiner im Manuscript vorgelegten ‚historisch-kritischen Biographie von Anton Brus von Müglitz, Erzbischof in Prag (1561—1580)' in das Archiv für österreichische Geschichtsforschung.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Akademie der Wissenschaften, Königl. Preuss., zu Berlin: *Corpus inscriptionum latinarum. Vol. V. Pars prior. Berolini, 1872; in folio.*

— der Wissenschaften und Künste, Südslavische: Rad, Knjiga XX. U Zagrebu, 1872; 8⁰.

Borový, Clemens, Jednáni a dopisy konsistoře katolické i utrakvistické Díl I. & II. V Praze, 1868 & 1869; 8⁰.

Elek, Jakab, Kolozsvár története. I. kötet. Budán, 1870; 4⁰.

Genootschap, Batafiaasch, van Kunsten en Wetenschappen: Tijdschrift voor indische taal-, land- en volkenkunde. Deel XVIII (Zesde Serie. Deel I.), Aflev. 3—4; Deel XX. (Zevende Serie. Deel I.) Aflev. 3. Batavia &' s Hage, 1871 & 1872; 8⁰. — Notulen. Deel IX. 1871. Batavia, 1872; 8⁰. — Eerste Vervolg Catalogus der Bibliotheek en Catalogus der Maleische, Javaansche en Kawi Handschriften. Batavia &' s Hage, 1872; 8⁰.

Gesellschaft, geographische, in Wien: Mittheilungen. Band XV. (neuer Folge V.), Nr. 10. Wien, 1872; 8⁰.

Gesellschaft, antiquarische, in Zürich: Mittheilungen. Band XVII. Heft 6—7. Zürich, 1872; 4⁰.

Hamburg, Stadtbibliothek: Gelegenheitsschriften aus den Jahren 1871 u. 1872. 4⁰.

Kasan, Universität: Denkschriften. Histor.-philolog. und polit.-juristische Abtheilung. 1864. I.—II. Physikal.-mathem. und medicin. Abtheilung. 1864. I—II; 1865, Bd. I. — Sitzungsberichte 1865. Bd. I. — Sitzungsberichte und Denkschriften. 1866. I—VI; 1868. I—VI; 1869. I—III. Kasan, 8⁰. — A. Popov, Theorie der Wellen. Kasan, 1868; 4⁰. (Sämmtlich in russischer Sprache.)

Küsten-Karten des Adriatischen Meeres. Nr. 1—15. Folio.

Lesehalle, akademische, in Wien: II. Jahresbericht. Wien, 1872; 8⁰.

Malortie, Ernst von, Historische Nachrichten der Familie von Malortie von 1132—1872. Hannover, 1872; 8⁰.

Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. 18. Band, 1872. Heft X. Gotha; 4⁰.

‚**Revue** politique et littéraire‘ et ‚La Revue scientifique de la France et de l'étranger.‘ IIᵉ Année, 2ᵉ Série, Nr. 19. Paris & Bruxelles, 1872; 4⁰.

Rostock, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus den Jahren 1871 u. 1872. 4⁰ u. 8⁰.

Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève: Mémoires et Documents. Tome XVIIIᵉ. Genève & Paris, 1872; 8⁰.

Society, The Asiatic, of Bengal: Journal. Part I, No. 3 (1871); Part II, No. 4 (1871); Part I, No. 1 (1872); Part II, No. 1 (1872). Calcutta; 8⁰. — Proceedings. Nr. XI. 1870; Nrs. I, XII & XIII, 1871; Nrs. I—V, 1872. Calcutta; 8⁰.

Verein, histor., für das wirtembergische Franken: Zeitschrift. XVIII. Bandes 3. Heft (1870); XIX Bandes I. Heft (1871). Weinsberg; 8⁰.

XXVI. SITZUNG VOM 20. NOVEMBER 1872.

Der Secretär legt vor

1) eine Untersuchung des Herrn Professor Dr. Krones in Graz ‚über die österreichische Chronik des Jakob Unrest', um deren Aufnahme in das Archiv für österreichische Geschichte der Verfasser ersucht;

2) die von Herrn Dr. Goldziher in Pest eingesendete Fortsetzung seiner ‚Beiträge zur Geschichte der Sprachgelehrsamkeit bei den Arabern. II. Die Ǵauharî-Literatur', um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht.

Das correspondirende Mitglied Herr Professor Dr. Maassen in Wien legt vor eine Untersuchung über ‚eine Rede des Papstes Hadrian II. vom Jahre 869.'

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Abetti, Antonio, Cenni storici sul succesivo sviluppo della meteorologia e su alcune sue importanti applicazioni. Padova, 1872; 8°.

American Journal of Science and Arts. Third Series. Vol. III, Nrs. 16—18. New Haven, 1872; 8°.

Athen, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1870—1872. 8° u. 4°.

Bibliographia Daciei. Indice de scrieri attingetore, directu séu indirectu, de vechii locuitori ai Daciei. Buccuresci, 1872; kl. 8°.

Brandl, Vincentius, *Libri citationum et sententiarum. Tomus I. Brunae, 1872; 8°.*

Breslau, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1871—1872. 4° u. 8°.

Frind, Anton, Die Kirchengeschichte Böhmens im Allgemeinen und in ihrer besonderen Beziehung auf die jetzige Leitmeritzer Diöcese. III. Band, I. Abthlg. Prag, 1872; 8°.

Gesellschaft, allgemeine geschichtforschende, der Schweiz: Archiv für Schweizer-Geschichte. XVII. Band. Zürich, 1871; 8°. — Anzeiger. N. F. I. Jahrgang, No. 1—4. kl. 4°. — Die Berner Chronik von Conrad Justinger. Herausgegeben von G. Studer. Bern, 1870; 8°.

Gesellschaft Deutsche morgenländische; Zeitschrift. XXVI Band, 1. u. 2. Heft. Leipzig, 1872; 8⁰.

— historische zu Basel: Beiträge zur vaterländischen Geschichte. II. u. VIII. Band. Basel, 1843 u. 1866; 8⁰.

— für vaterländische Alterthümer in Basel: Mittheilungen. I, II. III, VI, VIII, IX und X. 1843—1868. 4⁰ u. Folio.

Glatter, E., Zu Dr. E. Glatter's Oesterreich in Ziffern. Eine Entgegnung der k. k. Direction der administrativen Statistik. Wien, 1872; kl. 4⁰.

Goeje, J. de, *Fragmenta historicorum arabicorum. Tomus II. Lugduni Batavorum, 1871; 4⁰.*

Gottlieb, Heinrich, Schulbetrachtungen. I. Auch eine Todesstrafe. Wien, 1872; 8⁰.

Harz-Verein für Geschichte und Alterthumskunde: Zeitschrift. V. Jahrgang 1872. 1. u. 2. Heft. Wernigerode; 8⁰.

Kurschat, Friedrich, Wörterbuch der littauischen Sprache. I. Theil, 4. Lieferung. Halle, 1872; kl. 4⁰.

Leyden, Universität: *Annales academici. 1866—1867 u. 1867—1868. Lugduni-Batavorum, 1871; 4⁰.*

Löschardt, Ferd., Die neuen Colonien in den banater Grenz-Rieden (Autographie.) 4⁰.

Menza, Giuseppi di, Le condizioni sociali dei notri tempi. Palermo, 1872; 8⁰.

Palacký, Franz, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges vom Jahre 1419 an. I. Band, 1. Heft. Prag, 1872; 8⁰. — Archiv český. Díl šestý. Svazek 26—27. W Praze, 1872; 4⁰.

Programme und Jahresberichte der Gymnasien zu Brixen, Brünn, Capodistria, Eger, Essek, Fiume, Graz, Hermannstadt, Iglau, Kaschau, Kremsmünster, Kronstadt, Leoben, Marburg, Meran, Naszod, Pilsen, Presburg, Ragusa, Rudolfswert, Schässburg, Tabor, Teschen, Trient, Vinkovci, des akadem. Gymnasiums, des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie und zu den Schotten in Wien, des Gymnasiums zu Zara; dann der Oberrealschulen zu Triest und Wiener-Neustadt und der k. k. technischen Hochschule in Wien. 1870—1873. 4⁰ u. 8⁰.

Reden, gehalten bei der feierlichen Inauguration des für das Schuljahr 1872—73 gewählten Rectors der k. k. technischen Hochschule Dr. Heinrich **Hlasiwetz**, am 8. October 1872. Wien; 8⁰.

‚**Revue** politique et littéraire‘ et ‚La Revue scientifique de la France et de l'étranger‘. IIᵉ Année, 2ᵉ Série. No. 20. Paris & Bruxelles, 1872; 4⁰.

Robert, Charles, Inscription tumulaire d'un civis mediomatricus trouvé à Milan. Paris, 1870; 8⁰. — Extrait d'un mémoire sur les armées romaines et leur emplacement. Paris, 1871; 4⁰. — Monnaie de Gorze sous Charles de Rémoncourt et circonstances politiques dans lesquelles elle a été frappée. Paris, 1870; 4⁰.



Società Italiana di antropologia e di etnologia: Archivio. II° Vol., fasc. 3°. Firenze, 1872; gr. 8°.

Sonklar, Edler von Innstädten, Karl, Allgemeine Orographie. Die Lehre von den Relief-Formen der Erdoberfläche. Wien, 1873; 8°.

Szaraniewicz, Isidor, Die Hypatios-Chronik als Quellenbeitrag zur österreichischen Geschichte. Lemberg, 1872; 8°.

Verein, historischer, der fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug: Der Geschichtsfreund. Einsiedeln, New-York u. Cincinnati, 1872; 8°.

Eine Rede des Papstes Hadrian II. vom Jahre 869.

Die erste umfassende Benutzung der falschen Decretalen zur Begründung der Machtfülle des römischen Stuhles.

Von

Friedrich Maassen,

corresp. Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften.

Muratori hat in seiner grossen Sammlung Rerum Italicarum scriptores T. II. P. II. col. 136 sq. ein Fragment einer anonymen Rede mitgetheilt, die sich, soweit sie hier gedruckt vorliegt, mit dem Ehestreit Lothar's II. und der Thietberga einerseits und den Angelegenheiten Günther's von Köln und des Zacharias von Anagni, die von römischen Synoden ihres Bischofsamtes entsetzt waren, andrerseits beschäftigt. Er selbst glaubt, dass die Rede auf einem römischen Concil des Jahres 864 von irgend einem Bischof gehalten sei. Schon Mansi[1] hat gezeigt, dass die Zeitbestimmung nicht richtig sei, dass die Rede vielmehr in das Jahr 869 zu setzen und höchst wahrscheinlich auf der Zusammenkunft Hadrian's II. mit Lothar am 1. Juli des genannten Jahres von einem der dort anwesenden Bischöfe gehalten sei. Jaffé[2] stimmt, was Zeit und Ort betrifft, Mansi bei, spricht aber die Ansicht aus, dass Papst Hadrian selbst die Rede gehalten habe. Dümmler[3] ist Jaffé beigetreten. Weder Jaffé noch Dümmler konnten es als im Plane ihrer Werke liegend betrachten auf eine ausführ-

[1] Concil. ampl. coll. T. XV. col. 890.

[2] Regesta pont. Rom. p. 257.

[3] Geschichte des ostfränkischen Reichs Bd. 1 S. 678 Not. 51.

lichere Darlegung der Gründe sich einzulassen. Der Zweck der vorliegenden kleinen Publication macht es nothwendig die Frage der Autorschaft ex professo zu erörtern. Ich hoffe, dass es mir gelingen wird die Richtigkeit der zuerst von Jaffé ausgesprochenen Meinung ausser allen Zweifel zu setzen.

Zuvor muss aber noch Folgendes bemerkt werden.

Muratori hat die Rede nicht vollständig, sondern nur die erste, kleinere Hälfte derselben mitgetheilt. Er fand sie in dem aus Bobbio stammenden Manuscript *D 76* der Ambrosiana, welches gegenwärtig die Signatur *G 58 sup.* führt, demselben Codex, aus dem er auch das römische Concil vom Frühjahr 862, welches den Johannes von Ravenna excommunicirte, veröffentlicht hat.[1] Nach den Schlüssen dieses Concils, denen in der Handschrift das römische Concil vom Jahre 863 vorhergeht, dasselbe, welches die Deposition Günther's von Köln und Thietgaud's von Trier aussprach,[2] steht die Clausel *Explicit concilium beatissimi Nicolai papae* und es folgt jetzt ohne Ueberschrift die gedachte Rede. Warum nun Muratori sich veranlasst gesehen hat die Rede nur unvollständig mitzutheilen, ist im Grunde ziemlich gleichgültig. Vermuthlich schien ihm der zweite Theil kein unmittelbares historisches Interesse zu haben. Indess ist auch dieses bisher unbekannt gebliebene Stück bedeutend genug um nicht der Vergessenheit überliefert zu werden. Dasselbe enthält eine Begründung der Machtfülle des römischen Primats mit umfangreichen Belegen aus den pseudo-isidorischen Decretalen. Das Hauptinteresse dieses Stückes ist aber darin zu suchen, dass ein Papst, dessen Regierungszeit der Entstehung und ersten Verbreitung der falschen Decretalen so nahe liegt, Hadrian, der Nachfolger Nicolaus' I., der Autor ist.

Es bedarf daher kaum einer Rechtfertigung, wenn auch dieser Theil der Rede jetzt veröffentlicht wird. Um des Zusammenhanges willen hat es mir zweckmässig geschienen auf Grund einer nochmaligen Vergleichung auch das durch Muratori's Mittheilung bereits bekannt gewordene Fragment zu reproduciren, so dass also im Folgenden die Rede vollständig

[1] l. c. col. 127, Mansi l. c. col. 658. Vergl. Jaffé p. 239.

[2] Mansi l. c. col. 651. Vergl. Jaffé p. 243.

vorliegt. Ich erwähne nur noch, dass die Handschrift dem 10. Jahrhundert angehört.[1]

Zuerst will ich zeigen, dass die Rede bei der Zusammenkunft von Montecassino am 1. Juli 869 gehalten ist, und hierauf den Nachweis führen, dass der Redner kein andrer als Hadrian II. selbst gewesen sein kann.

Thietberga war schon längere Zeit vorher in Rom gewesen; denn es heisst in der Rede von ihr: *olim ad hanc sedem apostolicam veniens . . . . dicebat.* Der römische Aufenthalt dieser unglücklichen Gemahlin Lothar's fällt aber gegen das Ende des Jahres 867.[2] Die Rede muss ferner vor Lothar's Tode, also vor dem 8. August 869,[3] gehalten sein; denn sie nimmt auf die Ehestreitigkeit Lothar's und der Thietberga als eine noch schwebende Angelegenheit Bezug. Lothar war im Juni 869 nach Italien gereist um durch die Vermittelung seines Bruders, des Kaisers Ludwig II., vom Papst eine günstige Entscheidung in seinem Ehestreit zu erwirken. Mit Hülfe seiner Schwägerin, der Kaiserin Engelberga, setzte er bei seinem Bruder durch, dass dieser den Papst bewog sich zu einer Zusammenkunft mit ihm (Lothar) und der Kaiserin in Montecassino einzufinden.[4] Hinkmar von Rheims[5] berichtet über diese Zusammenkunft, die, wie bereits erwähnt, am 1. Juli Statt fand, Folgendes. Der Kaiser habe den Papst bestimmt, dass er vor Lothar eine Messe singe und diesem die h. Communion reiche. Auch die Begleiter Lothar's, unter ihnen Günther von Köln, hätten bei dieser Gelegenheit die Communion empfangen. Dem Letzteren sei aber nur die Laiencommunion zugestanden worden, nachdem er vorher eine professio abgelegt, die von Hinkmar mitgetheilt wird. Diese professio fand Statt vor dem Papst, den ‚ihm untergebenen' Bischöfen und der übrigen Versammlung.

---

[1] Ich habe nach dieser Handschrift in dem Aprilheft 1864 dieser Sitzungsberichte über eine kleine Sammlung des römischen Rechts für den kirchlichen Gebrauch, die ich als ‚bobienser Excerpte' bezeichnet habe, Nachricht gegeben und bei dieser Gelegenheit auch das Manuscript näher beschrieben. Die Rede Hadrian's ist das letzte Stück (f. 66 med. —73).

[2] S. Dümmler a. a. O. S. 666.

[3] S. ebendas. S. 683.

[4] S. ebendas. S. 677.

[5] Pertz Monumenta T. I. p. 481.

Es waren also ausser Hadrian noch andre Bischöfe zugegen. In ihr wird von Günther die Zusicherung ertheilt, dass er die von Nicolaus in canonischer Weise über ihn verhängte Deposition niemals anfechten, sondern dieselbe in Demuth tragen werde.[1]

Alles spricht nun dafür, dass die Rede damals in Montecassino, und zwar vor den eben erwähnten Ereignissen, gehalten wurde.

Es ist eine Versammlung von Bischöfen, an welche die Rede gerichtet ist. Dies ergiebt gleich der Anfang. Und zwar befinden sich unter den Angeredeten weder orientalische Bischöfe noch solche aus dem Frankenreich. Der Redner protestirt nämlich dagegen, dass Urtheilssprüche des apostolischen Stuhles umgestossen werden könnten. Wenn aber doch einmal vorliegend dies geschehen solle mit den Urtheilen in dem Ehestreit Lothar's und in den Sachen Günther's von Köln und Zacharias' von Anagni, so sei doch hiezu mindestens eine Versammlung nöthig *non solum nostrorum, sed etiam istorum regnorum episcoporum nec non et, si fieri potest, Orientalium, utcumque antistitum, ubi scelera, quorum ultio falso injusta dicitur, proh dolor, sunt admissa.* Die Verbrechen, von denen hier die Rede ist, gehören aber theils dem Frankenreiche, theils, so viel Zacharias angeht,[2] dem Orient an. Unter den *nostri episcopi* sind also weder fränkische noch orientalische, sondern — da an andre gar nicht gedacht werden kann — italische Bischöfe zu verstehen.

Dieser Versammlung italischer Bischöfe ist das Ansinnen gestellt sowohl das in der Scheidungssache Lothar's gesprochene Urtheil des apostolischen Stuhles als auch die von diesem über Günther und Zacharias verhängte Deposition zurückzunehmen. Diesem Begehren ist der Kaiser nicht fremd.[3] Der Redner beruft sich auf einen alten antiochenischen Canon, welcher

---

[1] *Profiteor ego Guntharius coram Deo et sanctis ejus vobis, domno meo Adriano summo pontifici et universali papae ac venerandis tibi subditis episcopis reliquoque conventu[i], quoniam judicium depositionis in me a domno Nicolao canonice latum non reprehendo, sed humiliter porto.* Etc.

[2] S. über diesen Dümmler a. a. O. S. 501.

[3] Das Interesse, welches der Kaiser an Zacharias genommen, ist unklar. S. auch Dümmler S. 678.

einen durch die Synode verurtheilten Bischof für höchst strafwürdig erklärt, wenn er sich mit seiner Beschwerde an den Kaiser wende. Aus diesem Citat wird ersichtlich, dass Kaiser Ludwig um seinen Beistand angegangen war. Der Redner apostrophirt nun den abwesenden Kaiser, indem er ihn beschwört nicht zuzulassen, dass die römische Kirche erniedrigt werde; er möge wohl erwägen, wer sein und seines Reiches wahres Beste wolle u. s. w. Offenbar hatte man sich für jenes Ansinnen auf des Kaisers Willen berufen; sonst hätte diese Apostrophe keinen Sinn.

Unmittelbar nach der Anführung des antiochenischen Canon heisst es dann weiter: *Postremo jam, quia compellimur et a sedis apostolicae majori auctoritate atque judicio ad minorem, quod non debet fieri, proclamatur, habemus alias auctoritates, quae nos sine omnium episcoporum, tam Orientalium scilicet quam Occidentalium, quos diximus, praesentia de his aliquid examinare non statuunt.* Es war also an die Versammlung appellirt worden. Der Redner bestreitet ihre Competenz und will sich höchstens dazu herbeilassen *(quia jam compellimur)* die Competenz eines allgemeinen Concils anzuerkennen.

Es lässt sich nun schlechterdings keine andre Combination von Umständen denken, unter denen diese Rede gehalten sein könnte, als wir sie bei der Zusammenkunft von Montecassino finden.

Wäre die Rede später gehalten, also in der Zeit vom 1. Juli bis zum 8. August, dem Todestage Lothar's, so würde alles, was über Günther gesagt ist, nicht passen. Günther hatte ja in seiner in Montecassino abgelegten professio versprochen, dass er das Urtheil des apostolischen Stuhles über ihn nicht mehr anfechten wolle. Man müsste daher schon annehmen, dass er unmittelbar darauf wortbrüchig geworden sei und unter dem Schutz des Kaisers an eine Versammlung von Bischöfen appellirt habe. In diesem Falle würde es aber ganz undenkbar sein, dass der die Retractation des Urtheils bekämpfende Redner es unterlassen haben sollte sich der eignen professio Günther's als eines höchst willkommenen Argumentes zu bedienen. Wie? Günther hat selbst öffentlich bekannt, dass seine Entsetzung canonisch verhängt sei, er hat versprochen sie niemals anzufechten, sondern demüthig dem über ihn gesprochenen Urtheil

sich zu unterwerfen. Und einige Wochen später hat er alles dies vergessen: er appellirt an eine Versammlung von Bischöfen gegen das ungerechte Urtheil.[1] Ein Redner bringt einen ganzen Apparat von Gründen um die Unzulässigkeit der Appellation nachzuweisen. Und ein so schlagendes, ein so unmittelbar einleuchtendes Argument, wie das ist, dass der Appellant noch kurz vorher auf jede Appellation feierlich verzichtet habe, sollte er unerwähnt gelassen haben? Man braucht die Frage nur zu stellen um einzusehen, wie absurd es wäre dies für möglich zu halten.

Ebensowenig kann aber die Rede vor dem Tage von Montecassino gehalten sein; denn der Kaiser war, wie wir gesehen haben, zur Zeit der Rede schon um seine Unterstützung angegangen. Nun aber war unmittelbar vor jener Entrevue die Vermittelung des Kaisers erwirkt. Lothar begab sich direct vom Kaiser in Begleitung der Kaiserin zu jenem berühmten Kloster des h. Benedict. Wir haben daher nicht die kleinste Spanne einer Zwischenzeit, in der die Rede gehalten sein könnte.

Dass also die Rede am 1. Juli 869 in Montecassino gehalten wurde, ist gewiss. Wer aber hat sie gehalten?

Gleich die Eingangsworte passen nur im Munde des Papstes. Er dankt Gott, dass die Bischöfe zu der gegenwärtigen Versammlung erschienen seien. So kann nur der sprechen, der in einer Versammlung den Vorsitz führt oder doch die Hauptperson ist. Darauf nennt er sich den Geringsten unter allen.[2] Eine Phrase der Höflichkeit, die kaum ein andrer passend gebrauchen kann, als wer die Angeredeten an äusserer Würde überragt. Er fügt hinzu, dass er den Beschlüssen der Versammlung Folge leisten werde; aber nicht ohne den ausdrücklichen Vorbehalt zu machen: ‚soweit sie den göttlichen Vorschriften und den Anordnungen der Väter gemäss sein werden.‘ Es ist nicht eben wahrscheinlich, dass einer der übrigen italischen Bischöfe so gesprochen hat. Die Rede ist an eine Versammlung gerichtet, deren Mitglied der Papst ist. Offenbar ist es kein Uebermass von Reverenz, wenn man

[1] *scelera, quorum ultio falso injusta dicitur.*

[2] Dieselbe Phrase findet sich später noch einmal: *Nos vero inutiles et omnium vestrum minimi considerationem vestram sequi parati sumus* etc.

einer Versammlung von vorneherein erklärt: man werde ihre Beschlüsse nur insoweit respectiren, als sie nicht rechtswidrig seien. Wichtiger noch ist folgende Erwägung. Der Redner erklärt: er werde den Beschlüssen der Versammlung Folge leisten. Von jedem andern der anwesenden Bischöfe wäre eine solche Erklärung eine grosse Naivetät gewesen. Ein andrer als der Papst konnte ja gar nicht in den Fall kommen zu bethätigen, dass er die Beschlüsse als massgebend anerkenne. Es handelt sich ja um Urtheile des apostolischen Stuhles. Diese aufzuheben ist die Versammlung aufgefordert. Die einzige Frage konnte daher nur sein: ob der Papst die Beschlüsse der Versammlung als bindend betrachten werde. Jeder andre, der eine solche Erklärung gab, spielte damit eine komische Figur.

Ich habe schon oben erwähnt, dass der Redner den Kaiser apostrophire. Der ganze Passus, der auf den Kaiser Bezug hat, kann nur vom Papst gesprochen sein. Den Gesinnungen, von denen die Anhänger Lothar's gegen den Kaiser beseelt sind, vergleicht der Redner — nicht die der ganzen Versammlung. Dies kann er gar nicht; denn er lässt es in seinem ganzen Vortrage ostensibel durchaus in Zweifel, wie die Versammlung entscheiden werde. Nein, seine eignen Gesinnungen sind es, die er den Gefühlen Lothar's, Günther's u. s. w. gegenüberstellt. Der Kaiser soll prüfen, wer sein und seines Reiches Bestes wolle: die andern, deren Streben nur auf das Zeitliche gerichtet sei, oder er, der vor allem sein Augenmerk auf des Kaisers ewiges Heil gewandt habe. Von jedem andern Bischof wäre eine derartige Hervorhebung seiner Person unter den gegebenen Umständen als eine tactlose Anmassung erschienen.

Warum Hadrian nicht erkennbarer seine Eigenschaft als Papst hervortreten liess? Auch dafür scheint mir die Erklärung nicht fern zu liegen. Wie die Versammlung beschliessen werde, konnte ihm natürlich nicht verborgen sein. Er wusste von vorneherein mit voller Bestimmtheit, dass sie sich zur Aufhebung von Urtheilen des Papstes nicht competent halten werde. Seine päpstliche Autorität in den Vordergrund zu stellen hatte daher aus dieser Rücksicht gar kein reelles Interesse. In einer andern Richtung, wie wir gleich sehen werden, war es aber umgekehrt von Wichtigkeit sie möglichst zurücktreten zu lassen. Er selbst war, wie die übrigen Bischöfe, in Monte-

cassino auf Veranlassung des Kaisers erschienen. Die Versammlung wurde gehalten, weil Ludwig es wollte. Offenbar hätte jede Pression, die Hadrian auf die versammelten Bischöfe auszuüben schien, jede demonstrative Betonung seiner Autorität den Kaiser nur verletzt. Um so besser für ihn, dass er dies gar nicht nöthig hatte; denn nun kam die Versammlung lediglich ihm zu Statten. Nun kam er in die vortheilhafte Lage sich auf einen freien Beschluss des vom Kaiser selbst angeordneten Conventes berufen zu können, einen Beschluss des Inhalts, dass höchstens ein allgemeines Concil die Urtheilssprüche des apostolischen Stuhles umzustossen befugt sei. Gab ihm das dem Kaiser gegenüber nicht eine ganz unanfechtbare Position? Es darf uns daher nicht überraschen, wenn Hadrian nicht von vorneherein die Competenz der Versammlung categorisch zurückweist, wenn er in der Form weniger befiehlt, als vielmehr zu überzeugen sucht. Die Argumente des Redners sind mehr auf den Kaiser und die Kaiserin, vielleicht auch auf Lothar, berechnet als auf die Bischöfe. Dass es der Papst ist, der zu den ‚ihm untergebenen' Bischöfen redet, merkt man kaum. Er vertheidigt die Autorität des apostolischen Stuhles. Dass er zufällig selbst der persönliche Träger dieser Autorität ist, kommt dabei gar nicht in Betracht. Nicht um ihn handle es sich ja, sondern um die in ihrem Ansehen gefährdete höchste Instanz, deren einmal gefällte Urtheile jeder zu respectiren verpflichtet sei, er selbst nicht minder als ein andrer! Hadrian's Art des Auftretens ist daher wohl berechnet.

Nur einmal ist es ihm, vielleicht unabsichtlich, begegnet, dass er auf sich als den gegenwärtigen Inhaber der päpstlichen Würde hinweist. Er ruft den Anwesenden in's Gedächtniss, dass die Königin Thietberga vor längerer Zeit bei ihm gewesen sei, und braucht hier die Worte: *ad hanc sedem apostolicam veniens*. Diese Stelle dient, wie mir scheint, zugleich dazu den letzten Rest eines Zweifels über die Autorschaft zu beseitigen.

Ich komme nunmehr zu dem zweiten, hier zuerst veröffentlichten Theil der Rede, der mir eigentlich die Veranlassung zu dieser kleinen Untersuchung geboten hat.

Der Papst hat nämlich diese Gelegenheit zu einer canonistischen Erörterung zu benutzen für passend gehalten, die

allerdings in einem unverkennbaren innern Zusammenhang mit dem ersten Theil seiner Rede steht, die aber in vorderster Linie nicht die Bestimmung hat seine früher ausgesprochenen Ansichten zu begründen, sondern wesentlich einen allgemeinen, mehr theoretischen Charakter an sich trägt. Der Papst stellt sich die Aufgabe die von verschiedenen Seiten angegriffene Machtfülle des Primats durch Autoritäten quellenmässig zu begründen. Er bringt deshalb eine ganze Reihe von Citaten, welche sämmtlich den pseudo-isidorischen Decretalen entlehnt sind. Vor allen sind es die beiden mit der älteren, auf den ächten Quellen beruhenden Disciplin durchaus in Widerspruch stehenden Sätze, dass kein Bischof ohne die Autorität des apostolischen Stuhles gerichtet und keine Synode ohne seine Autorität gehalten werden könne, welche in dieser pseudo-isidorischen Studie Hadrian's hervortreten.

Es ist gewiss, dass vor dem Ende des Jahres 864 keine Spuren einer Bekanntschaft mit den Machwerken der grossartigsten Fälschung von Rechtsquellen, die in der Geschichte vorkommt, in päpstlichen Kundgebungen sich nachweisen lassen. In einer am Christabend des Jahres 864 in der Sache Rothad's von Soissons gehaltenen Rede[1] nimmt Nicolaus I. auf die falschen Decretalen allgemein Bezug.[2] Auf eben diese Decretalen *priscorum pontificum Romanorum*, welche die römische Kirche ‚in ihren Archiven' aufbewahre, beruft er sich in dem bekannten, kaum einen Monat später an die Erzbischöfe und Bischöfe des westfränkischen Reichs gerichteten Schreiben über dieselbe Sache[3] und vindicirt ihre Geltung gegenüber dem Einwand, dass sie in der dionysisch-hadrianischen Sammlung, dem *codex canonum*, den Karl der Grosse selbst im Jahre 774 in's Frankenreich gebracht hatte,[4] nicht enthalten seien.[5] Doch

---

[1] Mansi l. c. col. 686.

[2] S. auch Dümmler a. a. O. S. 587, Hinschius Decretales Pseudo-Isidorianae p. CCVI.

[3] Mansi l. c. col. 693.

[4] S. meine Geschichte der Quellen und der Literatur des can. Rechts Bd. 1 §. 588.

[5] S. Wasserschleben Beiträge zur Gesch. der falschen Decretalen S. 6, Dümmler a. a. O. S. 537, Hinschius l. c. p. CCV., meine Geschichte der Quellen u. s. w. Bd. 1 §. 607.



bringt er keine Citate aus ihnen und nennt auch keinen der alten Päpste, dem der Betrüger die von ihm fabricirten Schreiben beilegt, mit Namen. In späteren Decretalen dieses Papstes findet sich kein einziger zweifelloser Fall einer Berufung auf Briefe aus der Fabrik des falschen Isidorus. Mit Einem Worte, der Gebrauch, den Nicolaus von den falschen Decretalen macht, ist nur noch ein gelegentlicher und vorsichtiger.

Es ist also diese Rede Hadrian's II. das erste Document eines Papstes, in dem in umfassender Weise und nicht bloss gelegentlich, sondern ex professo die falschen Decretalen benutzt und ausgebeutet sind. Geraume Zeit bevor die Grundsätze dieser Decretalen Aufnahme in die Systeme des Kirchenrechts[1] und dadurch Eingang in das Leben fanden, hatte ein Papst schon eine Blumenlese daraus veranstaltet um *tantae sedis primatum* zu begründen und die Gegner einer zu weit getriebenen kirchlichen Centralisation principiell aus dem Felde zu schlagen.

Weiter die Betrachtungen zu verfolgen, die sich hieran knüpfen liessen, ist gegenwärtig nicht mein Zweck. Ich schliesse vielmehr diesen Aufsatz mit zwei Bemerkungen, die lediglich ein literarhistorisches Interesse haben.

Die ausgezeichneten Untersuchungen des jüngsten Herausgebers der falschen Decretalen Hinschius haben über die verschiedenen Formen, in denen die pseudo-isidorische Sammlung in den Handschriften vorkommt, zuerst ein befriedigendes Licht verbreitet. Unter diesen Formen ist eine, welche, abgesehen von andern, mehr untergeordneten Merkmalen, namentlich dadurch charakterisirt wird, dass sie die Concilien auslässt und auch die Decretalen nur bis Damasus bringt. Sie wird von Hinschius als die Classe A 2 bezeichnet. Diese Form ist es, in der die falschen Decretalen hauptsächlich nach Italien gelangten. Hinschius weist fünf Handschriften italischen Ursprungs nach.[2] Ich habe ausser den von ihm genannten noch in Brescia, Monza und Vercelli alte Handschriften dieser Form

[1] Ich meine hier die systematischen Sammlungen des Kirchenrechts. Die erste systematische Sammlung von allgemeinem Charakter, welche pseudoisidorisches Material bringt, ist die Collectio Anselmo dedicata, die in das Ende des 9. Jahrhunderts fällt.

[2] p. LVII.

gefunden. Die sogenannte Collectio Anselmo dedicata, eine Sammlung aus dem Ende des 9. Jahrhunderts, welche Oberitalien angehört, hat die falschen Decretalen aus einem Exemplar dieser Form geschöpft. Und schon Papst Nicolaus I. hatte, wie dies durch Hinschius wahrscheinlich gemacht ist,[1] ein Exemplar dieser Classe.

Dieselbe Form hat nun auch Hadrian II. benutzt. Seine im wesentlichen die Ordnung des Pseudo-Isidorus befolgenden Citate hören grade in dem letzten in dieser Form enthaltenen Schreiben auf. Zudem stimmen die Lesarten der Citate bei Abweichungen unter den verschiedenen Formen regelmässig mit denen der Classe A 2 überein.

Nicht ohne critische Consequenzen ist es ferner, dass, wie wir aus dem Schlusscitat sehen, dem Papst auch die Vorrede des falschen Isidorus vorgelegen hat. Sie war also in der von ihm benutzten Form enthalten. Dass er die Stelle aus ihr zuletzt bringt, dürfen wir wohl auf Rechnung des Umstandes setzen, dass sie nicht einmal scheinbar eine eigentliche Autorität ist.

Hinschius hält nun die kürzere Form der Classe A 2 für jünger als die vollständigere Form, welche in den von ihm als Classe A 1 bezeichneten Handschriften sich findet. Ich will hier nur allgemein bemerken, dass ich derselben Ansicht bin. Dagegen hat Wasserschleben es für wahrscheinlicher erklärt, dass die kürzere Form die ältere sei[2]. Mit dieser Annahme scheint sich nun folgender Umstand nicht zu reimen. Es ist in der Vorrede eine allgemeine Beschreibung der Sammlung enthalten. Diese Beschreibung passt vollkommen auf die Classe A 1, aber gar nicht auf die Classe A 2. Es bleibt daher Wasserschleben nichts andres übrig als die Vorrede, wie die Form der Classe A 1 selbst, zu der sie ja geschrieben wurde, für jüngeren Datums zu halten denn die Sammlung in ihrer ursprünglichen Gestalt. Nun aber findet sich die Vorrede auch in Exemplaren der kürzeren Form. Für uns, die wir die Priorität der vollständigeren Form annehmen und die andre nur für eine Abkürzung halten, erklärt sich dies höchst

[1] l. c.

[2] Die pseudo-isidorische Frage (Dove's Zeitschrift für Kirchenrecht Jahrgang IV.).

einfach damit, dass der Urheber dieser abgekürzten Form die Vorrede eben mit abschrieb. Wasserschleben aber muss diese Verbindung der Vorrede mit der von ihm für älter gehaltenen Form natürlich als das Ergebniss einer späteren Uebertragung betrachten. Nicht ohne Bedeutung ist es nun hier, dass erwiesenermassen schon in dem Exemplar Hadrian's II., einem solchen der kürzeren Form, die Vorrede des *Isidorus mercator* sich fand. Allerdings ist dieser Umstand nicht schlechthin gegen die Annahme Wasserschleben's beweisend. Die Uebertragung der Vorrede aus der jüngeren in Exemplare der älteren Form könnte ja eben sehr früh geschehen sein. Indessen lässt sich nicht läugnen, dass die Wahrscheinlichkeit einer solchen Uebertragung durch die vorliegende Entdeckung vermindert wird. Schon an und für sich ist es wahrscheinlicher, dass für ein in modificirter Gestalt erscheinendes Werk die ursprüngliche Vorrede beibehalten wird, auch wenn sie jetzt nicht mehr ganz passt, als dass für die ursprüngliche Form aus einer späteren die nur für diese passende Vorrede entlehnt werde. Die Unwahrscheinlichkeit des zweiten Falles nimmt aber in um so höherem Masse zu, je näher wir genöthigt sind die supponirte Uebertragung der Entstehungszeit der jüngeren von beiden Formen zu rücken.

Die Sache steht also gegenwärtig so. Um für die Ansicht Wasserschleben's über das relative Alter der beiden Formen uns zu entscheiden müssten wir annehmen, dass schon vor dem 1. Juli des Jahres 869 in einem in Hadrian's Besitz gelangten Exemplar die für eine ganz andre, jüngere Form geschriebene Vorrede nachgetragen war. Wie gesagt, unmöglich ist das nicht. Indessen müssten die Argumente für die Priorität der kürzeren Form überzeugender sein, als sie dies in der That sind, um auch über diese eben hervorgehobene, vermehrte Unwahrscheinlichkeit hinweg zu helfen.

Ich lasse jetzt die Rede Hadrian's II. selbst folgen[1].

Quod vestra Deo digna paternitas ac in Christo diligenda fraternitas in unum hodie convenit[2], inmensas omnipotenti Deo

[1] Ich werde die Abweichungen der Edition Muratori's, soweit dieselbe reicht, in den Noten anführen.

[2] Add. *in* Cod.

grates referimus, quia in tanto venerandorum patrum discipulorumque Christi collegio nihil aliud ex milibus[1] tenendum forte[2] existimamus, nisi quod et divinae majestati placeat et ad sanctae Dei ecclesiae statum et exaltationem prorsus attineat. Praecipue cum veritas dicat: *Ubi duo vel tres congregati fuerint in nomine meo, ibi sum in medio eorum.* Et psalmographus: *Ecce quam bonum,* inquit, *et quam jocundum habitare fratres in unum.* Quod cum ita sit, humili prece deposcimus, ut nos, qui minimi sumus omnium vestrum, si ea forte scriptis aut verbis protulerimus, quae reprehensione digna sunt, fraterno corripiatis et instruatis affectu; quoniam in his, quae divinis apta probantur mandatis et misticas sanctorum patrum non violant sanctiones, vos sequi parati sumus et in nullo a vestris salubribus disciplinis ac monitis dissentire.

Tamen quid nos de quibuslibet clericis, qui a sancta et prima sede apostolica damnantur, sentiamus, breviter ad vestram divinitus inspiratam reducimus memoriam. Scitis enim melius ipsi, quia prae omnibus Christi ecclesiis per potestatem beatissimi Petri apostoli sancta Romana ecclesia optinet principatum, ita ut illa suo cuncta judicio comprehendat et de ejus nemini judicare judicio liceat; si quidem (ut arbitramur nunc, interius[3] tamen testificamur) nullus ab ea depositus est restauratus et, si forsitan est, non utique indiscrete; quia Christus futurorum praescius optime quidem praescivit minime in sede Petri apostoli sui fore sessurum pontificem, qui injuste judicaret aut deponeret quemquam, quem oporteret[4] juste postmodum restaurare. Ad quod pertinere potest hujus ecclesiae vox, quam per apostolum cognovistis: *Si haec quae destruxi iterum reaedifico, praevaricatorem me constituo.* Beatus autem papa Gelasius in epistola ad episcopos per Dardaniam constitutos[5] inquit: *Sed nec illa praeterimus, quod apostolica sedes*[6] *frequenter, ut*

[1] *enixius* Mur.
[2] Corr. *fore.*
[3] *arbitramur non interim* Cod. et Mur.
[4] *oportet* Mur.
[5] Jaffé 395, Thiel Epistolae Rom. pont. T. I. p. 414 sq. Es ist die kürzere Form des Schreibens. S. meine Geschichte der Quellen u. s. w. Bd. I S. 282.
[6] *apostolicae sedi* Cod.



dictum est, more majorum etiam sine ulla sinodo praecedente exsolvendi, quos sinodus iniqua damnaverat, et damnandi nulla existente synodo, quos oportuit, habuerit facultatem. Sanctae memoriae quippe Athanasium[1] *sinodus Orientalis addixerat, quem tamen exceptum sedes apostolica, quia damnationi Graecorum non consensit, absolvit. Sanctae memoriae nihilominus Johannem Constantinopolitanum synodus*[2] *etiam catholicorum praesulum certe damnaverat, quem*[3] *simili modo sedes apostolica etiam sola, quia non consensit, absolvit.* Ecce, non quos ipsa sedes, sed quos iniqua vel aequa sinodus damnaverat, resolvisse refertur. Item illic: *Nec plane tacemus, quod cuncta per mundum novit ecclesia, quoniam quorumlibet sententiis ligata pontificum sedes beati Petri apostoli jus habeat resolvendi, utpote quae de omni ecclesia fas habeat judicandi, neque cuiquam de ejus liceat judicare judicio. Siquidem de qualibet ad illam mundi parte canones appellare voluerunt, ab illa autem nemo sit appellare*[4] *permissus.* Et infra: *Ut ergo,* inquiens, *sola jus habuit absolvendi eos, quos synodica decreta perculerant, sic etiam [sine] synodo in hac eadem causa plurimos etiam metropolitanos damnasse cognoscitur.* Item ipse sanctus papa Gelasius in commonitorio, quod Fausto magistro fungenti legationis officio Constantinopoli dedit[5], ita scribit: *Ipsi sunt canones, qui appellationes totius ecclesiae ad hujus*[6] *sedis examen voluere deferri, ab ipsa vero numquam prorsus appellari debere sanxerunt; ac per hoc illam de tota ecclesia judicare, ipsam ad nullius commeare judicium nec de ejus umquam praeceperunt judicio judicari sententiamque illius constituerunt [non] oportere dissolvi, cujus potius sequenda decreta mandarunt.*

Hi enim si talia in sacerdotio positi commiserunt, qualia, si ante sacerdotium vel clericatum committerent, ad clericatus vel sacerdotii[7] officium non promoveri debuerant, quomodo nunc restaurari post lapsum debeant, non advertimus. Quibus

[1] *Anathasium* Cod.
[2] *synodis* Cod.
[3] *vel* Cod.
[4] *appellari* Cod.
[5] Jaffé 381, Thiel p. 341.
[6] Add. *sanctae* Mur.
[7] Om. *vel sacerdotii* Mur.

secundum apostoli Petri vocem *melius erat non cognoscere viam justitiae, quam post agnitionem retrorsum converti ab eo, quod illi*[1] *traditum est, sancto mandato.* Possunt enim per hoc exemplum homicidae et adulteri vel ceteri nec ipsa fortasse communionis gratia digni, quantum ad nefas pertinet[2], restaurari. Unde non solum generalis ecclesiae et Petri specialiter privilegii vilescit auctoritas, verum etiam multifariae occasionis dilatatur iniquitas.

Igitur apostolica sedes juxta illud, quod in epistola sancti papae Leonis ad Pulcheriam Augustam[3] legitur, *severius agit cum obduratis et veniam cupit praestare correctis.* Quia et omnipotens Deus, ut alia nunc omittamus, Petrum lacrimantem suscepit et peccantibus angelis non pepercit. Cujus exemplo discipuli ejus et ovium suarum pastores edocti eos, qui solvendi fuerant, absolverunt et ligandos vel condemnandos, ut praetulimus, perenniter non solum praesentialiter, sed et absentialiter ligaverunt ac damnaverunt. Denique, qui istos damnavit, veteris constituti fuit executor, non novae constitutionis extitit auctor. Et nescimus, quam veniam aut misericordiam postulent, qui numquam nisi misericorditer judicati sunt, ut opinamur, et numquam facinora, quae perpetraverant, quibuslibet evidentibus gemitibus deplorarunt. Praefatus enim papa Gelasius in eodem commonitorio inter cetera et ad locum ait: *Legatur, ex quo est religio Christiana, vel detur exemplum in ecclesia Dei[a] quibuslibet pontificibus, ab ipsis apostolis, ab ipso denique Salvatore veniam, nisi se corrigentibus, fuisse concessam. Auditum autem sub isto caelo nec legitur omnino nec dicitur, quod eorum voce depromitur: Date nobis veniam, ut tamen nos in errore duremus. Id quoque parum est. Ostendant, qui nobis canones nituntur opponere, quibus hoc canonibus, quibus regulis, qua lectione, quove documento, sive a majoribus nostris, sive ab ipsis apostolis, quos potiores merito fuisse non dubium est, seu ab ipso Domino Salvatore, qui judicaturus creditur vivos et mortuos, si vel factum est umquam vel faciendum esse mandatur. Mortuos suscitasse legimus Christum; in errore*

---

[1] *illis* Mur.

[2] *attinet* Mur.

[3] Jaffé 204.



mortuos absolvisse non legimus. Et qui hoc certe faciendi solus habuit potestatem, beato Petro principaliter mandat apostolo: Quae ligaveris super terram, ligata erunt et in caelo; et quae super terram solveris, soluta erunt et in caelo. Super terram, inquit; nam in hac ligatione defunctum nusquam[1] *dixit absolvi. Quod ergo numquam factum est, vel mente concipere formidamus scientes in divino judicio non posse penitus excusari.* Item illic: *Illud quoque videre me libuit, quod ait: si necesse fuerit veniam postulare; existimans nimirum tunc se peccat[or]um veniam necessario*[2] *postulare, si ei concedamus, ne peccare desistat; immo etiam, quod absit, cum eodem consentiamus nos quoque peccare. Nescio, inter quae mundi prodigia haec vox possit admitti*, et reliqua[3]. Concordat huic sententiae beatus papa Gregorius, qui sic misericordiam impendi proximis jubet, ut, qui impendit, sui prius valeat misereri. Nam in libris Moralium[4] ita scribit: *Ille quippe bene agit, quae pia sunt, qui scit prius servare, quae justa, ut collatus in proximos rivus*[5] *misericordiae de justitiae fonte ducatur. Nam multi proximis quasi opera misericordiae impendunt, sed injustitiae facta non deserunt. Qui si veraciter proximis misericordiam facere student, sibi ipsis prius*[6] *debuerant juste vivendo misereri. Unde scriptum est: Miserere animae tuae placens Deo. Qui enim misereri vult proximo, a se trahat necesse est originem miserendi. Scriptum namque est: Diliges proximum tuum sicut te ipsum. Quomodo ergo alteri miserendo pius est, qui adhuc injuste vivendo fit impius sibimet ipsi? Unde per quendam sapientem dicitur: Qui sibi nequam est, cui bonus erit? Ad exhibendam quippe misericordiam, ut indigentibus plene exterius valeat impendi, duo sibi necessaria congruunt, id est:*[7] *homo, qui praebeat, et res, quae praebeatur. Sed longe incomparabiliter melior est homo quam res. Qui itaque indigenti proximo exteriorem substantiam praebet, sed vitam suam a nequitia non*

---

[1] *numquam* Mur.
[2] Om. *necessario* Mur.
[3] Om. *et reliqua* Mur.
[4] XIX. 38.
[5] *collatis in proximis rivis* Cod.
[6] Om. *prius* Mur.
[7] *idem* Mur.

custodit, rem suam Deo tribuit et se peccato. Hoc quod minus est optulit auctori et hoc quod majus servavit iniquitati. Cyprianus autem Carthaginensis episcopus in quadam sua ait epistola[1]: *Properandum non puto, non incaute aliquid et festinanter gerendum, ne, dum temere pax usurpatur, divinae indignationis offensa gravius provocetur.* Et alias: *Sufficiat,* inquiens, *lapsis ruina una, ne volentes surgere sua circumventione praecipitentur.*

His igitur succincte prolatis absit a nobis, ut veniam vel misericordiam asseveremus denegandam esse correctis. Sed ut ad istos stilum reflectamus, si de misericordia suae restitutionis aut de misericordia alicujus alii (sic)[2] beneficii quaestio agitatur, quare palam non dicitur, sed astute misericordia imploratur et, de qua misericordia dicatur vel unde misericordia quaeratur, silentio tegitur? Quodsi de misericordia beneficii alicujus dicitur, etsi jam[3] habent beneficia, nos praesumentes suggerimus, ut habeant ampliora. Si autem de misericordia suae restitutionis illorum conscientia tenet, an non, ignoramus. Si quidem conscientiae omnium Deus est cognitor et scrutator. Nos tamen nullius conscientiam judicare valemus. Contra quos sapientissimus Salomon ait:[4] *Qui celat delicta, non dirigetur; qui autem confessus fuerit et reliquerit ea, misericordiam consequetur.* Verumtamen, sicut jam fassi sumus, si adulteri et criminosi possunt ad sacerdotium promoveri, restituantur isti in suis honoribus, qui dudum in sacerdotio constituti non sunt veriti criminosi vocari. Ceterum perpendite, quaesumus, qualiter isti correcti sunt, qui non solum correctionem suam nequaquam ostendunt et delicta sua, quae etiam terras, ut fertur, occupant, non confitentur, verum etiam, sicut multorum relatio et scripta testantur, vetitum sibi officium quidam horum usurpasse refertur, quidam autem ante audientiam contra canones communicasse, sicut se murmur ecclesiae habet, proh dolor, criminatur. De talibus enim praedictus Cyprianus episcopus dicit:[5] *Si quis autem poenitentiam agere et Deo satisfacere detrectans Feli-*

[1] Ep. XI. ad plebem.
[2] *alius alicujus* Mur.
[3] *etiamsi* Mur.
[4] Proverb. XXVIII. 13. Die Vulgata hat: *Qui abscondit scelera sua* etc.
[5] Epist XL. ad plebem de quinque presbyteris etc.

cissimi[1] *et satellitum ejus partes gesserit et [se] haereticae factioni conjunxerit, sciat se postea ad ecclesiam redire et cum episcopis et plebe Christi communicare non posse.* Item ipse sanctus in epistola ad plebem[2], ut non facile aliquis communicet, nisi prius poenitentiam egerit, refert: *Audio tamen quosdam de presbyteris nec evangelii memores nec, quid ad nos martyres scripserint, cogitantes nec episcopo honorem sacerdotii sui et cathedrae reservantes jam cum lapsis communicare coepisse et offerre illis et eucharistiam dare, quando oporteat ad haec per ordinem pervenire. Nam cum in minoribus delictis, quae non in Deum committuntur, poenitentia agatur justo tempore et exomologesis fiat inspecta vita ejus, qui agit poenitentiam; nec ad communicationem venire quis possit, nisi prius illi ab episcopo et clero manus fuerit imposita: quanto magis in his gravissimis et extremis delictis caute omnia et moderate secundum disciplinam populi observari oportet.* Et paulo post: *Vel vos itaque singulos regite consilio ac moderatione vestra et secundum divina praecepta lapsorum animos temperate, ut nemo importuno adhuc tempore acerua poma decerpat, nemo navem suam quassatam et perforatam fluctibus, priusquam diligenter refecerit, in altum denuo committat, nemo tunicam scissam accipere et induere properet, nisi eam ab artifice perito sartam viderit et a fullone curatam receperit,* et reliqua.

Sed his paulisper ad sanctam vestram memoriam, patres et reverendi Dei ministri, reductis nobis videtur, ut primum causa Theobergae reginae[3], quae primum laesa est et olim ad hanc sedem apostolicam veniens, sicut scitis, inter alia cum juramento dicebat: quod ante inter paganos aufugeret quam faciem Lotharii gloriosi regis videret. Certe, nisi, ut aestimamus, timorem mortis illa pavesceret, hoc nullatenus ex ore suo proferret. Vos autem, quos Dei gratia medicos animarum fecit, juxta qualitatem morborum medicamina languentibus adhibete. Nos vero inutiles et omnium vestrum minimi considerationem vestram sequi parati sumus; sed de judicio sedis apostolicae ipsius beati papae Gelasii inhibiti sententia retractare

[1] *infelicissimi* Cod., *infelicissime* Mur.
[2] Ep. XL. laud.
[3] Hic desunt verba *tractanda sit* vel similia.

non audemus. Jam vero, si ita placet, ea, quae ipsa sedes judicavit, quod vix sine discrimine fieri potest, retractet; potestas enim illi a subditis non adimitur. Videat tamen, quae faciat, ne in divino judicio coram summo Deo, qui omnium potestatum jura gubernat et cunctis saeculis dominatur, districtam rationem ponat. Porro si quis nos[1] cogere conans ad sedis apostolicae retractandum judicium unanimitatem nostram commoverit, praevideat, unde causa praevaricationis sumat exordium et quo finis conclusio dirigat cursum. Nos enim petimus et humiliter suggerendo precamur ac per omnes Dei virtutes, quantum possumus, adjuramus, ut, si placet de sedis apostolicae judicio retractari et, quod inhibitum est, judicari, hoc agatur consilio et tractatu non solum nostrorum, sed etiam istorum regnorum episcoporum nec non et, si fieri potest, Orientalium, utcumque antistitum, ubi scelera, quorum ultio falso injusta dicitur, proh dolor, sunt admissa. Rursum petimus et humiliter obsecramus, ut suggeratur piissimo nostro imperatori Deique cultori et ecclesiae Christi tutori, ut, sicut progenitores ejus christianissimi et orthodoxi imperatores fecerunt[2] et ipse illorum vestigium sequens Christi ecclesiae, Deo gratias, honorem ampliavit et decus, ita Romanam ecclesiam, caput omnium, cujus est defensor et advocator, defendat, exaltet et protegat et in aliquod praecipitium nos nusquam[3] mergi permittat; quatenus sempiterna laus et gloria simulque copiosissima merces illi divinitus augmentetur. Suggeratur etiam illi et ab ejus majestate flexo poplite postuletur, ut sollicite perscrutari jubeat[4], qui sint illi, qui lucra corporum, an qui poenitus, qui lucra animarum requirunt. Quod si nos invenerit utrumque, hoc est, et lucra animarum quaerere et sui corporis incolumitatem velle, potius[5] nos audiat salubria suggerentes quam alios unum horum tantummodo suadentes. Praecipue cum nos non nostra, sed ea, quae sunt Jesu Christi, quaeramus et pro salute, statu et exaltatione totius sui imperii sempiternum

---

[1] *non* Cod.
[2] *fuere* Cod.
[3] *numquam* Mur.
[4] *debeat* Mur.
[5] Apud Mur. pro *an qui poenitus — potius* legitur: *an qui penitus lucra animarum quaerant et sui corporis incolumitatem velint. Potius* etc.

ac immensum imperatorem momentaneis precibus imploremus. Auctoritatem autem Antiocheni concilii, quae inter cetera nostrae suffragatur suggestioni, ecce subjecimus. Nam ejusdem concilii capitulo duodecimo diffinitum est: *Si quis a proprio episcopo presbyter aut di[a]conus aut a synodo fuerit episcopus forte damnatus et imperatoris auribus molestus extiterit, oportet ad majus episcoporum converti concilium et, quae putaverint habere justa*[1], *plurimis episcopis suggerant eorumque discussiones ac judicia praestolentur. Si vero haec parvipendentes molesti fuerint imperatori, hos nulla venia dignos esse nec locum satisfactionis habere nec spem futurae restitutionis poenitus opperiri*[2].

Postremo jam, quia compellimur et a sedis apostolicae majori auctoritate atque judicio ad minorem, quod non debet fieri, proclamatur, habemus alias auctoritates, quae nos sine omnium episcoporum, tam Orientalium scilicet quam Occidentalium, quos diximus, praesentia de his aliquid examinare non statuunt. Denique jam fatus sanctus Cyprianus Carthaginensis episcopus in epistola ad plebem de quinque presbyteris ait:[3] *Placuit tam nobis quam confessoribus et clericis urbicis, item universis episcopis nunc in nostra provincia vel trans mare constitutis, ut nihil innovetur circa lapsorum causam, nisi omnes in unum conveniremus.* Et iterum in alia epistola:[4] *Audiant,* inquiens, *quaeso, patienter consilium nostrum, expectent regressionem nostram, ut, cum ad vos per Dei misericordiam venerimus, convocatis coepiscopis pluribus secundum Domini disciplinam et confessorum praesentiam vestram quoque sententiam beatorum martyrum litteras et desideria examinare possimus.*

Haec igitur propter inprobitatem quorundam sub brevitate transcurrimus, ne nostrum auditum misericordiae tantum januis claudere velle dicamur; cum nemo [ne]sciat sanum sapiens nec etiam Guntharium et Zachariam lateat, quod ad illicita compellimur et ad ecclesiae laesionem prohibita contingere cogimur. Judicatum est enim juste de illis et per sedem apostolicam, ubi totius judicii summa potestas est et auctoritas, de

---

[1] *juxta* Mur.
[2] Vers. Dion.
[3] Epist. XL. laud.
[4] Epist. XI. laud.

his extat deliberatum; a qua[1] nemo est appellare[2] permissus, de cujus judicio retractari non licet, cujus sententia debet fine tenus insolubilis permanere, si Christianitatis vigorem et opus quis non coeperit conculcare. Porro, si in mundanis quislibet suspectum habet judicem, praesentiam ducis requirit; si ducem suspectum habet, praesidem adit[3]; si et ipsum suspectum habet, ad imperatorem, a quo jam non est appellandum, recurrit, quanto magis in ecclesiasticis id observandum est, ut, si aliquis judicatur ab inferioribus, debe[a]t ad sublimioris sedis, hoc est apostolicae, judicium proclamare! Ab illa autem judicatus qualiter ad inferiores debeat proclamare, nullis exemplis, nullis indiciis[4], nullis legibus nullisque traditionibus omnino repperimus.[5]

Quidam nulla fulti auctoritate, sed sola temeritate inflati asserunt Romanae sedis pontificem non majori quam singulos quosque metropolitanos sive archiepiscopos uti debere privilegio nec potioris dignitatis fungi primatu nec sua posse auctoritate convocare generale concilium. Ignorantes enim apostolicas traditiones sanctorumque patrum instituta atque beati Petri successorum decreta sola praesumtione animi propriae voluntatis libitus sequentes nulla haec inania proferunt ratione. Hi nimirum, dum beato Petro ejusque successoribus derogare atque ipsorum decreta sancto spiritu edita invidiose contemnere non metuunt, proculdubio in spiritum sanctum blasphemare videntur. Unde papa Damasus scribens ad Aurelium Carthaginiensem archiepiscopum[6] dicit inter alia: *Quoniam blasphemare in spiritum sanctum non congrue videntur, qui contra eosdem sanctos canones non necessitate compulsi, sed libenter aliquid aut proterve agunt aut loqui praesumunt aut facere volentibus sponte consentiunt. Talis enim praesumtio manifeste unum genus est blasphemantium spiritum sanctum, quoniam contra eum agit, cujus nisu et gratia [i]idem sancti editi sunt canones.* Liquet ergo, quia similiter blasphemat, qui adversus apostolica decreta

[1] *quo* Mur.
[2] *appellari* Cod.
[3] *adiit* Cod.
[4] *judiciis* Mur.
[5] Hier endet die Ausgabe Muratori's.
[6] Hinschius p. 21.

incedere non formidat, quoniam re vera sancti spiritus gratia edita fore constat.

Talibus igitur praesumtoribus ex apostolicis traditionibus pari modo sanctorumque patrum institutis atque beati principis apostolorum Petri, cui a Domino conlata est ligandi atque solvendi potestas, successorum (videlicet omnium, qui de hac re scribere studuerunt) non inconvenienter duxi respondere decretis atque ipsorum temeritatem exemplis revincere congruis pariterque tantae sedis primatum, quo merito cunctis per orbem diffusis praecellit[1] ecclesiis, domino favente liquido monstrare sermone. Attamen prius oportet unumquemque scire fidelem, quia, si Romana ecclesia mater est omnium ecclesiarum, quae sunt per universum orbem diffusae, immo, quia est, sicut plurimis approbatur exemplis, quisquis audet tantae derogare matri vel improbo ausu ejus deminuere conatur honorem, constat nimirum se immanis esse infamiae, quoniam tantae matris generositatem amisit ac per hoc non se filium, sed potius demonstrat esse inimicum. Verum haec tantae vesaniae molimina destruet ille, qui eam sui sanguinis pretio redemit et ipsi ligandi atque solvendi tribuit potestatem.

Conemur ergo jam nunc et de proposito negotio, quaequae repperimus convenientia, inserere studeamus exempla.

Clemens igitur in epistola Jacobo fratri Domini Hierosolimorum episcopo directa[2] in conventu fratrum positum beatum Petrum apprehensa manu sua in auribus totius ecclesiae haec refert inter cetera verba dixisse: *Clementem hunc episcopum vobis ordino, cui soli meae praedicationis et doctrinae cathedram trado.* Et infra: *Propter quod ipsi trado a Domino mihi traditam potestatem ligandi et solvendi, ut de omnibus quibuscumque decreverit in terris, hoc decretum sit et in caelis. Ligabit enim, quod oportet ligari, et solvet, quod expedit solvi, tamquam qui ad liquidum ecclesiae regulam noverit. Ipsum ergo audite scientes, quia quicumque contristaverit doctorem veritatis, peccat in Christum et patrem omnium exacerbat Deum, propter quod et vita carebit.* Ubi evidenter ostenditur, quantum illi primatum contulit beatus Petrus apostolus. Et idem in eadem:

[1] *praecellet* Cod.
[2] H. p. 30.

Episcopos autem, inquit, *per singulas civitates, quibus ille non miserat, perdoctos et prudentes ut serpentes simplicesque sicut columbas juxta Domini praeceptionem nobis mittere praecepit.* Et item: *In illis vero civitatibus, in quibus olim aput ethnicos primi flamines eorum atque primi legis doctores erant, episcoporum primates poni vel patriarchas, qui reliquorum episcoporum judicia et majora, quotiens necesse foret, negotia in fide agitarent et secundum Domini voluntatem, sicut sancti constituerunt apostoli, ita ut ne quis injuste periclitaretur, diffinirent. In illis autem civitatibus, in quibus dudum apud praedictos erant ethnicos eorum archiflamines* (principes videlicet sacerdotum Jovis[1]), *quos tamen minores tenebant quam memoratos primates, archiepiscopos institui praecepit, qui non tamen primatum, sed archiepiscoporum fruerentur nomine. Episcoporum quoque judicia, ut superius memoratum est, et majora ecclesiarum negotia, si ipsi reclamaverint aut aliquem timorem aut istos vel alios suspectos habuerint, ad jam dictos primates vel patriarchas, ne aliquis innocenter periret, transferre docuit* (Petrus scilicet apostolus), *in singulis vero reliquis civitatibus singulos et non binos vel ternos aut plures episcopos constitui praecepit, qui non tamen primatum aut archiepiscopōrum aut metropolitanorum nomine, quia matres civitatum non tenent, sed episcoporum tantum vocabulo potirentur, quoniam nec inter ipsos apostolos par institutio fuit, sed unus omnibus praefuit.* Quibus verbis Clemens evidenter ostendit, quemadmodum beatus Petrus apostolus episcoporum ordinem quadripertitum esse praecepit. Item in epistola, quam rursus beato Jacobo apostolo misit[2]: *Clemens,* inquit, *Romanae ecclesiae praesul Jacobo carissimo Hierosolimorum episcopo. Quoniam sicut a beato Petro apostolo accepimus omnium apostolorum patre, qui claves regni coelestis accepit, aequaliter tenere debemus.* Ubi animadvertendum, quia, si Petrus apostolus pater est omnium apostolorum, nulli prorsus dubium, quia et Romana ecclesia mater est omnium ecclesiarum.

Anacletus item papa in epistola omnibus destinata episcopis[3] sic inter alia dicit: *Quodsi difficiliores ortae fuerint*

[1] Verba haec desunt in orig. apud Pseudo-Isid.

[2] p. 46.

[3] p. 74.



quaestiones aut episcoporum vel majorum judicia aut majores causae fuerint, ad sedem apostolicam, si appellatum fuerit, referantur, quoniam hoc apostoli statuerunt jussione salvatoris, ut majores et difficiliores quaestiones semper ad sedem defferantur apostolicam, super quam Christus universam construxit ecclesiam, dicente ipso ad beatum principem apostolorum Petrum: Tu es, inquit, Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et reliqua. Item Anacletus in epistola, quam universis in Italia constitutis direxit episcopis [1], sic inter cetera de Romanae sedis loquitur dignitate. Cum enim ostendisset in veteri testamento Aaron primum jubente Deo sacerdotale nomen accepisse, post paululum addidit: *In novo autem,* inquiens, *testamento post Christum Dominum nostrum a Petro sacerdotalis cepit ordo, quia ipsi primo pontificatus in ecclesia Christi datus est dicente Domino ad eum: Tu es, inquit, Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et portae inferi non praevalebunt adversus eam; et tibi dabo claves regni caelorum. Hic ergo ligandi solvendique potestatem primus accepit a Domino primusque ad fidem populum gratia Dei virtute suae praedicationis adduxit. Ceteri vero apostoli cum eodem pari consortio honorem et potestatem accēperunt ipsumque principem eorum esse voluerunt.* Et item in eadem: *Provintiae autem,* inquit, *multo ante Christi adventum tempore divisae sunt maxima ex parte et postea ab apostolis et beato Clemente praedecessore nostro ipsa divisio est renovata et in capite provinciarum, ubi dudum primates legis erant saeculi ac prima judiciaria potestas, ad quos qui per reliquas* [2] *civitates commorabantur, quando eis necesse erat, qui ad aulam imperatorum vel regum confugere non poterant vel quibus permissum non erat, confugiebant pro oppressionibus vel injustitiis suis ipsosque appellabant, quotiens opus erat, sicut in lege eorum praeceptum erat, ipsis quoque in civitatibus vel locis nostri[s] patriarchas vel primates, qui unam formam tenent, licet diversa sint nomina, leges divinae ecclesiasticae poni et esse jusserunt, ad quos episcopi, si necesse fuerit, confugerent eosque appellarent et ipsi nomine primatum fruerentur. Reliquae vero metropolitanae civitates, quae minores ju-*

---

[1] p. 75.
[2] *reliquis* Cod.

dices habebant, licet majores comitibus essent, haberent metropolitanos suos, qui praedictis juste oboedirent primatibus, sicut et in legibus saeculi olim ordinatum erat, qui non primatum, sed aut metropolitanorum aut archiepiscoporum nomine fruerentur; et licet singulae metropoles civitates suas provincias habeant et suos metropolitanos habere debeant episcopos, sicut prius metropolitanos judices habebant saeculares, primates tamen, ut praefixum est, et tunc et nunc habere jussae sunt, ad quos post sedem apostolicam summa negotia conveniant, ut ibidem, quibus necesse fuerit, releventur et juste restituantur et hi, qui injuste opprimuntur, juste reformentur adque fulciantur episcoporumque causae et summorum negotiorum judicia salva apostolicae sedis auctoritate justissime terminentur. Haec ab antiquis, haec ab apostolis, haec a sanctis patribus accepimus. Item in alia epistola, quam omnibus episcopis et reliquis Christi sacerdotibus direxit[1]: *De primatibus, karissimi, super quibus me quidam vestrum consuluerunt, aut si esse deberent an non, quantum hactenus de his a beato Petro apostolo et reliquis apostolis et a beato Clemente, nostro sancto praedecessore et martyre, novimus statutum, denegare vobis minime possumus.* Et item in eadem: *Episcoporum vero ordo unus est, licet sint primates illi, qui primas civitates tenent, qui et in quibusdam locis patriarchae a nonnullis vocantur. Illi autem, qui metropoli a beato Petro ordinante Domino et a praedecessore nostro praedicto sancto Clemente seu a nobis constituti sunt, non omnes primates vel patriarchae esse possunt, sed illae urbes, quae praefatis et priscis temporibus primatem tenuere, episcopi eorum* (sic) *patriarcharum aut primatum nomine fruantur, reliquae vero metropoles archiepiscoporum aut metropolitanorum et non patriarcharum aut primatum utantur nominibus, quia haec eadem et leges saeculi in suis continent principibus, aliae autem primae civitates, quas vobis conscriptas in quodam thomo mittimus, a sanctis apostolis et a beato Clemente sive a nobis primates praedicatores acceperunt. Haec vero sacra, sancta Romana et apostolica ecclesia non ab apostolis, sed ab ipso Domino salvatore nostro primatum obtinuit, sicut ipse beato Petro apostolo dixit: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et portae inferi non*

---

[1] p. 51.



praevalebunt adversus eam; et tibi dabo claves regni, caelorum et, quaecumque ligaveris super terram, erunt ligata et in caelis, et, quaecumque solveris super terram, erunt soluta et in caelo. Adhibita est etiam societas in eadem Romana urbe beatissimi Pauli apostoli vasis eleccionis, qui uno die, uno tempore gloriosa morte cum Petro sub principe Nerone agonizans coronatus est et ambo sanctam Romanam ecclesiam consecrarunt aliisque omnibus urbibus in universo mundo eam sua praesentia atque venerando triumpho praetulerunt. Et licet pro omnibus assidua apud Deum omnium sanctorum fundatur oratio, his tamen verbis Paulus beatissimus apostolus Romanis proprio cirographo pollicetur dicens: Testis est mihi Deus, cui ego servio in spiritu meo in evangelio filii ejus, quod sine intermissione memoriam vestri facio semper in oracionibus meis. Prima ergo sedes est caelesti beneficio Romanae ecclesiae, quam, ut memoratum est, beatissimi Petrus et Paulus suo martyrio consecrarunt. Secunda autem sedes apud Alexandriam beati Petri nomine a Marco ejus discipulo atque evangelista consecrata est, quia ipse et in Aegyptum (sic) *primum verbum veritatis directus a Petro praedicavit et gloriosum suscepit martyrium, cui venerabilis successit Abillius. Tertia vero sedes apud Antiochiam, id est beati Petri apostoli, habetur honorabilis, quia illic, priusquam Romam veniret, habitavit et Ignatium episcopum constituit et illic nomen primum Christianorum novellae gentis exortum est.*

Hinc quoque Alexander papa in epistola, quam ad universos orthodoxos direxit [1], sic ait inter cetera: *Relatum insuper est ad hujus sanctae apostolicae sedis apicem, cui summarum dispensationes causarum et omnium negotia ecclesiarum ab ipso Domino tradita sunt, quasi ad caput, ipsoque dicente principi apostolorum Petro: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, quod quidam aemuli Christi ejusque sanctae ecclesiae insidiatores, sacerdotes Dei ad judices publicos accusare praesumant, cum magis apostolus Christianorum causas ad ecclesias deferri et ibidem terminari praecipiat.*

---

[1] p. 94.

Praeterea Sixtus in secunda, quam universis misit ecclesiis[1], sic inter alia dicit: *Si quis vero vestrum pulsatus fuerit in aliqua adversitate, licenter hanc sanctam et apostolicam appellet sedem et ad eam quasi ad caput suffugium habeat, ne innocens damnetur aut ecclesia sua detrimentum patiatur.*

Hinc rursus Anitius papa in epistola, quam ad universos Galliae direxit episcopos[2]: *Si autem aliquis,* inquit, *metropolitanorum inflatus fuerit et sine omnium comprovincialium praesentia vel consilio episcoporum aut eorum [aut] alias causas, nisi eas tantum, quae ad propriam suam pertinent parrochiam, aut eos gravare voluerit, ab omnibus districte corrigatur, ne talia deinceps praesumere audeat. Si vero incorrigibilis eisque inoboediens apparuerit, ad hanc apostolicam sedem, cui omnia episcoporum judicia terminare praecepta sunt, ejus contumacia referatur, ut vindicta de eo fiat, ut ceteri timorem habeant.*

Zepherinus etiam praefatae sedis archiepiscopus in epistola omnibus per Siciliam constitutis directa[3] sic praecipit dicens: *Patriarchae vero vel primates accusatum discutientes episcopum non ante sententiam proferant finitivam quam apostolica fulti auctoritate, aut reum se ipse confiteatur aut per innocentes aut regulariter examinatos convincatur testes, qui minori non sint numero, quam illi discipuli fuerunt, quos Dominus ad adjumentum apostolorum eligere praecepit, id est septuaginta duo.* Et item in eadem: *Finis vero ejus causae* (episcopi videlicet) *ad sedem apostolicam deferatur, ut ibidem terminetur. Nec antea finiatur, sicut ab apostolis vel successoribus eorum olim statutum est, quam ejus auctoritate fulciatur.*

Calistus interea praedictae sedis apostolicus in epistola de jejunio quattuor temporum[4] sic inter alia refert: *Quicquid ergo inreprehensibile est, catholica defendit ecclesia. Nulli imperatori vel cuiquam pietatem custodienti licet aliquit contra mandata divina praesumere. Injustum ergo judicium et definicio injusta regio metu aut jussu cujuscumque episcopi aut potentis a judicibus ordinata vel acta non valeat.* Et paulo post: *Quo-*

---

[1] p. 108.
[2] p. 120.
[3] p. 131.
[4] p. 135.

niam res omnes aliter tutae esse non possunt, quae ad divini numeris (sic) *famulatum pertinent, nisi eas sacerdotalis defendat auctoritas.*

Fabianus quoque papa in tertia epistola [1] sic ait inter alia: *Placuit etiam, ut, si episcopus accusatus appellaverit apostolicam sedem, id statuendum, quod ejusdem sedis pontifex censuerit.*

Stephanus itidem memoratae sedis pontifex in epistola [2] omnibus per diversas provincias constitutis directa episcopis [3] inter cetera sic ait: *Nulli enim metropolitani aut alii episcopi appellantur primates, nisi hi, qui primas sedes tenent et quorum civitates antiqui primates esse censuerunt. Reliqui vero, qui ceteras metropolitanas civitates adepti sunt, non primates, sed aut archiepiscopi aut metropolitani vocentur. Urbes enim et loca, quibus primates praesidere debent, non modernis, sed etiam multis ante adventum Christi sunt statutae temporibus, quarum primates etiam gentiles pro majoribus negotiis appellabant. In ipsis vero urbibus post Christi adventum apostoli et successores eorum patriarchas vel primates posuerunt. Ad quos episcoporum negocia, salva in omnibus apostolica auctoritate, et majores causae post apostolicam sedem sunt referendae.*

Similiter et Sixtus ejusdem ecclesiae praesul in epistola, quam Grato direxit episcopo [4], de appellanda sede apostolica sic inter cetera meminit dicens: *In hac sancta sede dudum a multis episcopis constitutum erat et modo ad nostrum et ceterorum fratrum auxilium est denuo roboratum, ut omnes episcopi, qui in quibusdam gravioribus pulsantur vel criminantur causis, quotiens necesse fuerit, libere apostolicam appellent sedem atque ad eam quasi ad matrem confugiant, ut ab ea, sicut semper fuit, pie fulciantur, defendantur et liberentur. Cujus dispositioni omnes majores ecclesiasticas causas et episcoporum judicia antiqua apostolorum eorumque successorum atque canonum auctoritas reservavit.*

---

[1] p. 167.
[2] *ecclesia* Cod.
[3] p. 183.
[4] p. 189.

Unde et **Dionisius** apostolicus Severo episcopo epistolam[1] dirigens ait: *Olim et ab initio tantam percepimus a beato Petro apostolorum principe fiduciam, ut habeamus auctoritatem universali ecclesiae auxiliante Domino subvenire et, quicquid nocivum est, auctoritate apostolica corrigere et emendare.*

Qui ergo habet auctoritatem subvenire universali ecclesiae et, quicquid nocivum est, sua corrigere et emendare auctoritate, patet profecto, quia cunctos, non episcopos tantum aut metropolitanos, sed ipsos quoque praecellit[2] primates.

Unde et **Marcellus** papa in epistola, quam universis per Antiochiam constitutis direxit episcopis[3], sic ait inter cetera: *Si vestra vero Antiochena, quae olim prima erat, Romanae cessit sedi, nulla est, quae ejus non sit subjecta ditioni, ad quam omnes quasi ad caput juxta apostolorum eorumque successorum sanctiones episcopi, qui voluerint vel quibus necesse fuerit, suffragari eamque appellare debent, ut inde accipiant tuitionem et liberationem, unde acceperunt informationem atque consecrationem. Quod omnibus minime convenit denegare episcopis, sed absque ulla custodia aut excommunicatione vel damnatione aut expoliatione libere ire concedatur. Simulque idem inspirante Domino constituerunt, ut nulla fieret sinodus praeter ejusdem sedis auctoritatem.* **Marcellus**[4] vero papa in epistola, quam Orientalibus direxit episcopis[5], sic inter reliqua dicit: *Omne enim quod inreprehensibile est, catholica defendit ecclesia. Non licet ergo imperatori vel cuiquam pietatem custodienti aliquit contra mandata divinitatis praesumere nec quicquam, quod evangelicis propheticisque seu apostolicis regulis obviatur, agere. Injustum enim judicium et diffinitio injusta regio metu vel jussu a judicibus ordinata non valeat; nec quicquam, quod contra evangelicam, propheticam aut apostolicam doctrinam constitutionemque eorum sive sanctorum patrum actum fuerit, stabit. Et quod ab infidelibus aut haereticis factum fuerit, omnino cassabitur.* Hinc

[1] p. 195.
[2] *praecellet* Cod.
[3] p. 223.
[4] Pseudo-Isidor hat dieses Schreiben dem Marcellinus beigelegt. Der Cod. Sangall. (der abgekürzten Form) hat aber *Marcellus*.
[5] p. 220.



rursus Marcellus in epistola directa Maxentio:[1] *Sinodum ergo episcoporum absque jussu sanctae sedis* (videlicet apostolicae) *et auctoritate, quamquam quosdam episcopos po[s]sitis congregare, non potestis regularem facere neque ullum episcopum, qui hanc appellaverit apostolicam sedem, damnare, antequam hinc finitiva sententia procedat.*.

Hinc item Melchiades apostolicus in epistola Hispaniarum directa episcopis:[2] *Nolite,* inquit, *judicare, nolite condemnare absque sedis hujus auctoritate. Quod si feceritis, irrita erunt vestra judicia et vos condemnabimini. Hoc enim privilegium huic sanctae sedi a temporibus apostolorum statutum est servare, quod illaesum manet usque in hodiernum diem. Episcopos ergo, quos sibi Dominus oculos elegit et columnas ecclesiae esse voluit, quibus etiam ligandi et solvendi potestatem dedit, suo judicio reservavit. Atque hoc privilegium beato clavigero Petro sua vice solummodo commisit. Quod ejus juste praerogativum successit sedi, futuris hereditandum atque tenendum temporibus, quoniam et inter beatissimos apostolos fuit quaedam discretio potestatis et, licet cunctorum par electio foret, beato tamen Petro concessum est, ut aliis praemineret eorumque, quae ad quaerelam venirent, causas et interrogationes prudenter disponeret.*

Ecce, quam late patet, quanto privilegio Romana ecclesia cunctis per orbem diffusis praeminet ecclesiis!

Attamen Julius ejusdem sedis pontifex prae ceteris ipsius privilegium atque primatum copiosius describens[3] haec inter alia refert: *Praevidentes,* inquiens, *sancti patres insidias et inlicitas altercationes unanimiter in praedicta Nicaena statuerunt synodo, ut nullus episcopus nisi in legitima sinodo et suo tempore apostolica auctoritate convocata super quibusdam criminationibus pulsatus audiatur vel damnetur. Sin aliter praesumtum a quibusdam fuerit, in vanum ducatur, quod egerint, nec inter ecclesiastica ullo modo reputabuntur. Ipsi vero primae sedis ecclesiae convocandarum generalium sinodorum jura et judicia episcoporum singulari privilegio evangelicis et apostolicis atque canonicis concessa sunt institutis, quia semper majores*

---

[1] p. 226.
[2] p. 242.
[3] p. 456.

causae ad sedem apostolicam multis auctoritatibus referre praeceptae sunt nec ullo modo potest major a minore judicari. Ipsa namque omnibus major et praelata est ecclesiis, quae non solummodo canonum et sanctorum patrum decretis, sed Domini salvatoris nostri voce singularem obtinuit principatum: Tu es, inquiens, Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et reliqua. Et quodcumque ligaveris et solveris, erunt inligata et soluta in caelo et in terra, et cet. Porro dudum a sanctis apostolis successoribusque eorum in praefatis antiquis decretum fuerat statutis, quae actenus sancta et universalis apostolica tenet ecclesia, non oportere praeter sententiam Romani pontificis concilia celebrari nec episcopum damnari, quoniam Romanam sanctam ecclesiam primatum omnium ecclesiarum esse voluerunt. Sicut beatus Petrus apostolus primus fuit omnium apostolorum, ita et haec ecclesia suo nomine consecrata Domino instituente primatum et caput sit ceterarum et ad eam quasi ad matrem atque apicem omnes majores ecclesiae, causae et judicia episcoporum recurrant ejusque juxta terminum sumant sententiam nec extra Romanum quicquam ex his decerni debere pontificem. Et item in eadem: *Si quis ab hodierna die et deinceps episcopum praeter hujus sanctae sedis sententiam damnare aut propria pellere sede praesumpserit, sciat se inrecuperabiliter esse damnatum et proprio carere perpetim honore eosque, qui absque hujus sedis sententia sunt ejecti vel damnati, hujus sanctae sedis auctoritate scitote pristinam recipere communionem et in propriis restitui sedibus; quoniam et prius a tempore scilicet apostolorum haec sanctae huic sedi concessa sunt et postea in memorata Nicaena synodo propter pravorum hominum infestinationes atque haereticorum persecutiones et insidiantium molimina fratrum sunt concorditer ab omnibus roborata.* Et item in epistola, quam Eusebio, Theognio ceterisque Orientalibus direxit episcopis[1]: *Cur nobis inconsultis episcopos in eam convocastis* (videlicet Antiochiam), *ad quam nec Maximus Hierosolimitanus venit nec nostra interfuit legatio; canonibus quippe in Nicaena sinodo jubentibus non debere praeter sententiam Romani pontificis ullo modo concilia celebrari nec episcopos damnari?* Et item: *Quoniam nec ab ortodoxis,* inquit, *episcopis hoc concilium actum*

[1] p. 464.

est nec Romanae ecclesiae legatio interfuit canonibus praecipientibus sine ejus auctoritate concilia fieri non debere nec ullum ratum est aut erit umquam concilium, quod ejus non fuerit fultum auctoritate. Et item: *Quoniam ideo huic sanctae sedi praefata privilegia specialiter sunt concessa tam de congregandis conciliis et judiciis ac restitutionibus episcoporum quam et de summis ecclesiarum negotiis, ut ab ea omnes obpressi auxilium et injuste damnati restitutionem sumant et talia ab improbis nec praesumantur absque ultione nec exerceantur absque sua damnatione.*

Athanasius praeterea Alexandrinae urbis episcopus in epistola, quam cum ceteris orthodoxis Aegyptiorum episcopis Felici papae direxit[1], sic inter cetera dicit: *Ideo, pater beatissime, quia semper antecessores nostri et nos a vestra apostolica sancta sede auxilium auximus et nostri vos curam habere agnonimus, praefatam apostolicam et summam expetimus juxta canonum decreta sedem, ut inde auxilium capiamus, unde praedecessores nostri ordinationes et dogmata atque sublevationes ceperunt. Ad eam quoque quasi ad matrem recurrimus, ut ejus uberibus nutriamur, quoniam non potest mater oblivisci infantem suum, sic et nos nolite oblivisci nos vobis commissos, quoniam non levibus nos inimici nostri implicuerunt et cotidie moliuntur afflictionibus et apprehendere ac ferro nos constringi minantur, nisi eorum consentiamus erroribus, quod nequaquam vobis inconsultis agere praesumimus, canonibus quippe jubentibus absque Romano nos de majoribus causis nihil debere decernere pontifice; ideoque ad propositum currentes et ad brabium properantes vestrae apostolicae sedis imploramus auxilium, quia, ut credimus, non dispexit Deus preces cum lacrimis sibi oblatas servorum suorum, sed ob id vos praedecessoresque vestros apostolicos videlicet praesules in summitatis arce constituit omniumque ecclesiarum eis curam habere praecepit, ut nobis succurratis nosque tuentes, cui omne episcoporum judicium est commissum, liberare ab hostibus nostris non neglegatis; nam scimus in Nicaena magna synodo ab omnibus concorditer esse corroboratum non debere absque Romani pontificis sententia concilia celebrari nec episcopos damnari.* Et rursus in eadem: *Ipsa enim*, inquit, (Romana videlicet sedes) *firmamentum a Deo fixum et immobile percepit, quoniam ipsam for-*

[1] p. 478.

mam universorum titulorum lucidissimam Dominus Jesus Christus vestram apostolicam constituit sedem; ipsa est enim sacer vertex, in qua omnes vertuntur, sustentantur, relevantur et, sicut in Christo Christiani et in petra id est Christo Petrus renovantur ecclesiae. Secuntur et quam plurima his similia de eadem re in praefata epistola.

Unde et Felix Romanae urbis praesul Athanasii ceterorumque Aegyptiorum quaerimoniis respondens episcoporum[1] sic ait inter cetera: *Primates illi et non alii sunt, qui in praedicta Nicaena synodo constituti sunt, reliqui vero, qui metropolitanas tenent sedes, archiepiscopi vocantur et non primates, salva in omnibus apostolicae sedis dignitate, quae ei ab ipso Domino est concessa et postea a sanctis patribus roborata.* Et item in eadem: *His enim et aliis quamplurimis documentis manifestum est nullum damnari aut suis expoliari rebus debere episcopum, qui hanc sanctam sedem interpellaverit aut sibi defensatricem asciverit, donec judicium de eo nostrae apostolicae auctoritatis, hoc est principis apostolorum Petri, agnoscat, quia solummodo Christus Jesus huic sanctae sedi, id est apostolicae, hoc facere commisit.*

Hinc quoque Damasus papa in epistola, quam Stephano archiepiscopo concilii Mauritaniae et universis Affricanae provinciae direxit episcopis[2], sic inter alia dicit: *Discutere vero episcopos et summas ecclesiasticorum causas negotiorum metropolitanos una cum omnibus suis comprovincialibus, ita ut nemo ex eis desit et omnes in singulorum concordent negotiis licet, sed definire eorum atque ecclesiasticarum summas querelas causarum vel damnare episcopos absque hujus sanctae sedis auctoritate minime licet; quam omnes appellare, si necesse fuerit, et ejus fulciri auxilio oportet. Nam, ut nostis, synodum sine ejus auctoritate fieri non est canonicum nec episcopos nisi in legitima synodo et suo tempore apostolica vocatione congregata definite damnare potest neque ulla umquam concilia rata leguntur, quae non sunt fulta apostolica auctoritate.* Et item in eadem: *Nam si quid fortasse in eis aut contra eos emerserat, nostrum fuerat expectandum examen, ut semper huic sedi fuit concessum privilegium, ut aut nostra condemnarentur auctoritate aut fulcirentur*

---

[1] p. 484.
[2] p. 502.

auxilio. Et item in praefata epistola: *Monet ergo,* inquit, *apostolus non amplius nos invicem temere judicare. Temere enim judicat, si quis episcopum absque sedis apostolicae auctoritate condemnat, cum ei, ut paulo superius praelibatum est, hoc specialiter privilegium servatum sit.*

Praeterea Isidorus mercator de apostolicae dignitatis privilegio atque Romanae sedis primatu haec inter alia evidenti sermone describit:[1] *Synodorum vero congregandarum auctoritas apostolicae sedi privata commissa est potestate nec ullam synodum ratam esse legimus, quae ejus non fuerit auctoritate congregata vel fulta. Haec canonica testatur auctoritas, haec historia ecclesiastica roborat, haec sancti patres confirmant.*

---

[1] p. 19.

SITZUNGSBERICHTE

DER

KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

LXXII. BAND. III. HEFT.

JAHRGANG 1872. — DECEMBER.

XXVII. SITZUNG VOM 4. DECEMBER 1872.

Der Secretär legt vor:

1. ein Dankschreiben des neu gewählten correspondirenden Mitgliedes, Herrn Prof. Graziadio Ascoli in Mailand;

2. eine Mittheilung des Herrn Hugo Knoblauch in Berlin über ein in dem Besitz desselben befindliches Manuscript aus dem J. 1642, Geschichte und Geographie Tirols betreffend;

3. einen durch das k. und k. Ministerium des Aeussern übermittelten Bericht des General-Consulates in Palermo über Ausgrabungen in Selinunt und Syracus nebst dem V. Heft des Bulletino della Commissione di antichità e belle arti di Sicilia.

Herr Dr. E. von Bergmann, Custos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinete in Wien, ersucht um Aufnahme seiner im Manuscripte vorgelegten ‚Beiträge zur muhammedanischen Münzkunde' in die Sitzungsberichte.

Herr Dr. Ernst Edler von Hartmann-Franzenshuld, Amanuensis im k. k. Münz- und Antiken-Cabinete in Wien, ersucht um Aufnahme einer Untersuchung über ‚Deutsche Personen-Medaillen des XVI. Jahrhunderts' in die Schriften der historischen Commission.

Herr Dr. Franz Kürschner in Wien legt einen Beitrag zur speciellen Diplomatik, ausgeführt an den Urkunden Herzog Rudolf's IV. von Oesterreich, vor, um dessen Aufnahme in die Schriften der historischen Commission der Verfasser ersucht.

XXVII. SITZUNG VOM 4. DECEMBER 1872.

Der Secretär legt vor:

1. ein Dankschreiben des neu gewählten correspondirenden Mitgliedes, Herrn Prof. Graziadio Ascoli in Mailand;

2. eine Mittheilung des Herrn Hugo Knoblauch in Berlin über ein in dem Besitz desselben befindliches Manuscript aus dem J. 1642, Geschichte und Geographie Tirols betreffend;

3. einen durch das k. und k. Ministerium des Aeussern übermittelten Bericht des General-Consulates in Palermo über Ausgrabungen in Selinunt und Syracus nebst dem V. Heft des Bulletino della Commissione di antichità e belle arti di Sicilia.

Herr Dr. E. von Bergmann, Custos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinete in Wien, ersucht um Aufnahme seiner im Manuscripte vorgelegten ‚Beiträge zur muhammedanischen Münzkunde' in die Sitzungsberichte.

Herr Dr. Ernst Edler von Hartmann-Franzenshuld, Amanuensis im k. k. Münz- und Antiken-Cabinete in Wien, ersucht um Aufnahme einer Untersuchung über ‚Deutsche Personen-Medaillen des XVI. Jahrhunderts' in die Schriften der historischen Commission.

Herr Dr. Franz Kürschner in Wien legt einen Beitrag zur speciellen Diplomatik, ausgeführt an den Urkunden Herzog Rudolf's IV. von Oesterreich, vor, um dessen Aufnahme in die Schriften der historischen Commission der Verfasser ersucht.

Herrn Ab. Simeone Ljubič, Director des National-Museums in Agram, wird ein Kostenbeitrag bewilligt zur Herstellung seines Werkes über die Münzen Bulgariens, Bosniens und Serbiens.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Accademia, Reale, dei Lincei: Atti. Tomo XXV. — Anno XXV, Sess. 4ª—6ª. Roma, 1872; 4⁰.

Akademie der Wissenschaften, Königl. Preuss., zu Berlin: Monatsbericht. Juli 1872. Berlin; 8⁰.

Alterthumsverein in Lüneburg: Mittheilungen. Lieferung 6. Lüneburg, 1871; 4⁰.

Freiburg i. Br., Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1871/72; 4⁰ u. 8⁰.

Gesellschaft, Schlesische, für vaterländische Cultur: 49. Jahres-Bericht. Breslau, 1872; 8⁰. — Abhandlungen der phil.-hist. Abtheilung. 1871; Abhandlungen der Abtheilung für Naturwissenschaften und Medicin. 1869/72. Breslau, 1872; 8⁰.

— historische, in Basel: Basler Chroniken. I. Band. Leipzig, 1872; 8⁰.

— Schlesw. Holst. Lauenb., für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer: 18., 19., 25.—30. Bericht. Kiel, 1860—1869; 8⁰. — F. v. Warnstedt, Ueber Alterthumsgegenstände. Eine Ansprache an das Publicum. Kiel, 1835; 8⁰.

Institut National Genevois: Bulletin. No. 36. Vol. VII, pages 1 à 216. Genève, 1872; 8⁰.

Institute, The Anthropological, of Great Britain and Ireland: Journal. Vol. I., Nrs. 2—3; Vol. II. Nr. 1. London, 1871—1872; 8⁰.

Institution, The Royal, of Great Britain: Proceedings. Vol. VI, Parts 3—4. London, 1871; 8⁰.

Institutum archaeologicum Romanum: *Ephemeris epigraphica corporis inscriptionum latinarum supplementum. MDCCCLXXII, fasc. III. Romae*; 8⁰.

Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. 18. Band, 1872, Heft XI. Gotha; 4⁰.

Protokoll über die Verhandlungen der XLVIII. General-Versammlung der Actionäre der a. pr. Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Wien, 1872; 4⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚La Revue scientifique de la France et de l'étranger. IIᵉ Année, 2ᵉ Série, Nrs. 21—22. Paris & Bruxelles, 1872; 4⁰.

Society, The Royal Dublin: Journal. Nr. XL. Vol. VI, Nr. 1. Dublin, 1872; 8⁰.

Teylers Godgeleerd Genootschap: Verhandelingen. N. S. I. Deel, 1. & 2. Stuk. Te Haarlem, 1868 & 1869; 8⁰.

Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens: Zeitschrift. XI. Band, 1. Heft. Breslau, 1871; 8⁰. — Regesten zur Schlesischen Geschichte, von C. Grünhagen. Vom J. 1251—1258. Breslau, 1872; 4⁰. — *Acta publica*. Jahrgang 1620. Breslau, 1872; 4⁰. — *Scriptores rerum Silesiacarum*. VII. Band. Breslau, 1872; 4⁰. — Schlesiens Grab-Denkmale und Grab-Inschriften. Register. Breslau, 1872; 4⁰.

Reibnitz und Rathen, Fedor v., Worte eines Psychologen etc. I.—III. Theil. Leipzig 1872; gr. 8⁰.

XXVIII. SITZUNG VOM 11. DECEMBER 1872.

Der Secretär legt vor:

1. zwei Beiträge zur Geschichte Polens im XVI. Jahrh., welche Herr Dr. Vinc. Goehlert, Bibliothecar des Reichsrathes, mit der Bitte um Aufnahme derselben in die Schriften der kaiserlichen Akademie eingesendet hat.

2. ein Ansuchen des Herrn Dr. Heinrich Schuster in Wien um eine Subvention zur Herausgabe seines im Manuscript vorgelegten Werkes: ‚Das Wiener Stadtrechts- oder Weichbildbuch.'

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Akademie der Wissenschaften, k. k., zu Krakau: Rocznik. Tom XX & XXI. Kraków, 1872; 8⁰. — *Scriptores rerum Poloniacarum. Tomus I.* 8⁰. — Statut Akademii umiejętności w Krakowie. Kraków, 1872; 8⁰. — *Monumenta antiquae artis Cracoviensia. Fasc. I. 1872;* 4⁰.

— — Königl. Preuss., zu Berlin: Monatsbericht. August 1872. Berlin; 8⁰.

Alpenverein, Deutscher und Oesterreichischer: Zeitschrift. Heft 1 u. 2. München, 1872; 8⁰.

Gesellschaft, Geographische, in Wien: Mittheilungen. Band XV (neuer Folge V), No. 11. Wien, 1872; 8⁰.

— kais. russ. geographische, zu St. Petersburg: Bericht für das Jahr 1871. St. Petersburg, 1872; 8⁰. — Séances du 5 Mai 1871, 12 janvier, 9 Février, 8 Mars, 8 Avril et 3 Mai 1872. 4⁰.

Kiel, Universität: Akademische Schriften aus dem Jahre 1871. Band XVIII. Kiel, 1872; 4⁰.

Malortie, C. E. v., Beiträge zur Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses und Hofes. 6. Heft. Hannover, 1872; 8⁰.

Programm des k. Ober-Gymnasiums zu Zengg am Schlusse des Schuljahres 1871/72. Agram; 4⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚La Revue scientifique de la France et de l'étranger.' IIᵉ Année, 2ᵉ Série, Nr. 23. Paris & Bruxelles, 1872; 4⁰.

Verein für deutsche Nordpolfahrt zu Bremen: 17.—20., 24.—27. Versammlung. 1871—1872; 8⁰.

— siebenbürgischer, für romanische Literatur und Cultur des romanischen Volkes: Transilvania. Anulu V, No. 20—23. Kronstadt, 1872; 4⁰.

XXIX. SITZUNG VOM 18. DECEMBER 1872.

Der Secretär verliest ein Schreiben des akademischen Senates der königlichen Universität zu München, worin derselbe, unter gleichzeitiger Uebersendung eines Exemplars der diesjährigen Universitätschronik, welche eine Beschreibung des 400-jährigen Stiftungsfestes enthält, der k. Akademie für die Betheiligung derselben an dem Feste seinen Dank ausspricht.

Der Secretär legt sodann eine von dem w. M. Herrn Dr. Aug. Pfizmaier eingesendete, für die Denkschriften bestimmte Abhandlung ‚über japanische Archaïsmen' vor.

Der Referent der Weisthümer-Commision, Herr Prof. H. Siegel, überreicht den Bericht des Herrn Dr. Hans Lambel, über die im August und September dieses Jahres in Ober-Oesterreich angestellten Weisthümer-Forschungen.

Das corr. Mitglied Herr Prof. Dr. Büdinger hält einen Vortrag über ‚Herodots Egyptische Forschung‘.

Der Secretär legt vor den Codex diplomaticus Inticensis, welchen Herr Dr. Arnold Luschin in Graz mit dem Gesuch um Aufnahme desselben in die Fontes rerum Austriacarum eingesendet hat.

Die Classe beschliesst, dem Herrn Dr. Heinr. Schuster eine Subvention zur Herausgabe des Wiener Stadtrechts- oder Weichbildbuchs zu bewilligen.

Die Aufnahme der Abhandlung des Herrn Dr. Ignaz Goldziher in Pest ‚Beiträge zur Geschichte der Sprachgelehrsamkeit bei den Arabern. II. Zur Gauhari-Literatur‘ in die Sitzungsberichte wird genehmigt.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Archivio Veneto. Tomo III, Parte 1. (Enthaltend die Biographie Peter Kandler's von Tomaso Luciani.) Venezia, 1872; 8⁰.

Bern, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1870/71. fol., 4⁰ u. 8⁰.

Bonn, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1871. 4⁰ u. 8⁰.

Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München für das Jahr 1871/72. München, 1872; 4⁰.

Darstellung der auf den österr. Eisenbahnen im Betriebsjahre 1871 vorgekommenen Bahn-Unfälle. Zusammengestellt und herausgegeben vom statistischen Departement im k. k. Handels-Ministerium. Wien, 1872; 4⁰.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. XIII. Band. Geschichte der deutschen Philosophie, von Eduard Zeller. München, 1873; 8⁰.

Gesellschaft, archäologische, zu Berlin: Athena und Marsyas. XXXII. Programm zum Winckelmannsfest, von G. Hirschfeld. Berlin, 1872; 4⁰.

Jabornegg-Altenfels, F. M. v., Uebersicht der in der Monumenten-Halle des Landhauses zu Klagenfurt aufgestellten, in Kärnten gefundenen und im Besitz des kärtn. Geschicht-Vereins befindlichen Römersteine. Klagenfurt; 8⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚La Revue scientifique de la France et de l'étranger' IIe Année, 2e Série. Nr. 24. Paris & Bruxelles, 1872; 4⁰.

Strassburg, Universität: Zur Geschichte derselben. Festschrift zur Eröffnung der Universität Strassburg am 1. Mai 1872, von August Schricker. Strassburg, 1872; kl. 4⁰. — Die Einweihung der Strassburger Universität am 1. Mai 1872. Officieller Festbericht. Strassburg, 1872; kl. 4⁰.

Verein, histor., der Pfalz: Mittheilungen. III. Speier, 1872; 8⁰.

Zur egyptischen Forschung Herodot's.

Eine kritische Untersuchung

von

Max Büdinger,

correspondirendem Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

---

§. 1. Gesammtanlage des Werkes.

Die Redaction des uns vorliegenden herodoteischen Geschichtswerkes bestimmt Kirchhoff,[1] indem er von der Voraussetzung ausgeht, dass die Arbeit auch in der uns vorliegenden Reihenfolge ihrer Stücke geführt sein müsse und die so häufigen Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse als entscheidende Beweise für die Entstehung der einzelnen Theile anzusehen seien. Wenn gegen die letztere Annahme schon bemerkt worden ist,[2] dass eine frühere Abfassung spätere Hinzufügungen nicht schlechthin ausschliesse, so ist vollends nicht leicht abzusehen, wie der Beginn des siebenten Buches sich anders als aus dem Umstande erklären lasse, dass derselbe den Anfang einer selbständigen Darstellung bilde.

Es ist schon von anderer Seite erörtert worden, dass hier (III, 1—10) eine ganze Reihe von Personen, die der Leser aus

---

[1] Ueber die Abfassungszeit des herodoteischen Geschichtswerkes. Abh. der Berliner Akademie 1868 und ‚nachträgliche Bemerkungen' hiezu, ebendas. 1871.

[2] G. Rawlinson, history of Herodotus 2nd ed. London 1862, I. 21, hebt einige derartige ‚parenthetische' Stellen mit Rücksicht auf die nun abgethane angebliche Gesammtabfassung in Thurii hervor.

den jetzt vorhergehenden Theilen längst kennt — Darius und sein Bruder Artabanus, Mardonius, der Spartanerkönig Demaratos — noch einmal wie Unbekannte mit den Namen ihrer Väter genannt sind; dazu wird ein so ausführlich (V, 101) geschildertes Ereigniss, wie die Verbrennung von Sardes noch einmal als nicht zu vergessende Beleidigung der Perser erwähnt.

Wenn Kirchhoff in überzeugender Weise die Glaubwürdigkeit der Nachrichten betont,[1] welche beides, die Vorlesung von herodoteischen Büchern und des Autors Belohnung mit der hohen Summe von zehn Talenten aus dem atheniensischen Staatsschatze zwischen Mitte 446 und 444 versichern, so dürfte doch schwer zu begreifen sein, wie die uns jetzt vorliegenden dritthalb ersten Bücher[2] diese gewiss richtige Angabe erklären sollen. Denn von dem zweiten Buche wird man kaum annehmen können, dass es für öffentlichen Vortrag vor einem an kunstgemässe Ordnung gewöhnten Publicum besonders geeignet, noch in seinem losen Gefüge darauf angelegt sei, durch spannende Darstellung zu fesseln. Und wenn auch der Antragsteller Anytos, wie Kirchhoff[3] annimmt, auf Perikles' Veranlassung zu Gunsten des Geschichtschreibers aufgetreten ist, so wird doch Niemand sagen können, wie die Honorirung eines Autors mit einer Summe, welche genau der für Bestechung der Spartaner zur Abwendung dringendster Staatsgefahr aufgewendeten[4]

---

[1] Abfassungszeit, S. 11.

[2] Bis III, 88. Kirchhoff, Abfassungszeit 6. Bemerkungen S. 56 setzt er ‚die Abfassungszeit der drei ersten Bücher in die Zeit von etwa 445 bis Anfang 443'.

[3] Abfassungszeit 11.

[4] τοῦ Περικλέους ἐν τῷ τῆς στρατηγίας ἀπολογισμῷ δέκα ταλάντων ἀνάλωμα γράψαντος ἀνηλωμένων εἰς τὸ δέον d. h. für Kleandridas' Bestechung, ὁ δῆμος ἀπεδέξατο μὴ πολυπραγμονήσας μηδ' ἐλέγξας τὸ ἀπόῤῥητον. Nach Anderen habe er jährlich die gleiche Summe für Bestechungen in Sparta aufgewendet. Plut. Pericles 22. Das dürfte der Scholiast zu Aristophanes' Wolken V. 859 (ed. Didot p. 118) auf eigene Hand aus Ephoros — der für Plutarch wie für ihn die Quelle ist (vgl. Sauppe, die Quellen Plutarchs für das Leben des Pericles. Göttingen 1868. S. 35) — zusammengezogen haben, wenn er von zwanzig εἰς τὸ δέον verrechneten Talenten spricht und fortfährt: φησὶ δὲ Ἔφορος ὅτι μετὰ ταῦτα μαθόντες οἱ Λακεδαιμόνιοι Κλεανδρίδην μὲν ἐδήμευσαν κ. τ. λ.

entspricht, mit den dritthalb ersten, Athen kaum (I, 59—65; II, 7, 177, allenfalls I, 29—34, 86; II, 156) berührenden Büchern allein begründet werden konnte. Dazu stelle man sich vor, dass beide Posten in demselben Jahre[1], oder doch in zwei auf einander folgenden verausgabt und in der Volksversammlung erwogen worden sein müssen.

Wenn dagegen Herodot die drei letzten Bücher des uns vorliegenden Werkes — abgesehen von den Hinzufügungen seiner späteren Jahre und damals schon redigirten und publicirten früheren Abschnitten — bald nach dem Abschlusse des dreissigjährigen Friedens mit Sparta (Anfang d. J. 445) in Athen öffentlich vorlas, so begreift man beides, die Begeisterung der Hörer und die ungewöhnliche Belohnung des Autors.

Denn hier zuerst lag eine künstlerisch geordnete und zu mündlichem Vortrage vorzüglich geeignete Erzählung der Thaten vor, welche die Athener im Bunde eben mit den Spartanern gegen den grossen Nationalfeind vollbracht hatten. Mit der siegreichen Heimkehr nach Griechenland[2] von der dem Trojanerkriege vergleichbaren Fahrt nach dem Osten und speciell der Athener nach der von ihnen allein vollendeten Eroberung von Sestos war ein würdiger Abschluss[3] der Geschichte wie der alten Allianz, so des Befreiungskampfes gegeben.

Mit ihren eigenen Thaten war aber der Vorleser in der Lage, den Athenern auch authentische Kunde von den Vorgängen im Lager des Xerxes durch genaue Mittheilungen zu

---

[1] Der betreffende Einfall der Spartaner unter Pleistoanax und Kleandridas fällt in das Jahr 446; vgl. Schäfer, de rerum post bellum Persicum — gestarum temporibus (Lips. 1865) p. 7.

[2] Ταῦτα δὲ ποιήσαντες ἀπέπλωον (οἱ Ἀθηναῖοι) ἐς τὴν Ἑλλάδα τά τε ἄλλα χρήματα ἄγοντες καὶ δὴ καὶ τὰ ὅπλα τῶν γεφυρέων ὡς ἀναθήσοντες ἐς τὰ ἱρά. IX, 121. Das folgende, letzte Capitel aus der Ahnengeschichte des nach der Einnahme von Sestos geopferten Satrapen ist ein Nachtrag zu der Cap. 116 erzählten eigenen Vorgeschichte dieses Beamten, dem Autor erst bei einer spätern Redaction bekannt geworden und in unserm Text an den unrechten Ort gerathen.

[3] Mit dieser Beschränkung auf die drei letzten Bücher wird man die Meinung G. Rawlinson's (Herod. IV, 389 n.) billigen können, dass das Werk historisch und künstlerisch, wenn nicht gänzlich zu Ende gebracht, doch abgeschlossen (concluded) sei: the tail of the snake is curved round into his mouth, meint der Vfr. mit seltsamer Emphase.

geben, welche er kleinasiatischen fürstlichen Geschlechtern, dem seiner Vaterstadt und namentlich der in Mysien lebenden Familie des vertriebenen Spartanerkönigs Demaratos, wenn nicht Aufzeichnungen dieses einsichtigen Verbannten selbst zu danken hatte.[1] Es sind das Nachrichten, welche sich nach ihrem Quellenwerthe den von Thukydides später benutzten des Themistokles vergleichen lassen, für die Athener aber die erwünschteste Ergänzung für die Hergänge ihrer ruhmvollen Befreiungskämpfe bildeten.

§. 2. Charakter des zweiten Buches.

Wenn es nach allen diesen Erwägungen unwahrscheinlich ist, dass Herodot's Werk in der uns vorliegenden Ordnung seine erste Redaction erhalten habe, und zuerst zur Veröffentlichung gelangt sei, so dürfte doch eine Reihe der von Kirchhoff angestellten Beobachtungen für die Schlussredaction der Arbeit als bleibender Gewinn der Forschung anzusehen sein.[2]

---

[1] Die Phrase von erfundenen Reden trifft nicht für die Unterredungen Demarats mit Xerxes (III, 101—105, 209, 234—239), dessen Lachen (103, 105) und Berührung (238) so sorgfältig notirt sind. (Man vergleiche dazu die Wunder und Reden VI, 61, 68, 69) Die Anecdote III, 239 ist aber ein Nachtrag aus anderer und schwerlich guter Quelle. — Eine Analogie bieten die den gewöhnlichen Vorstellungen so ganz widersprechenden und doch sonst belegbaren Nachrichten über Darius und auch über sein Verhältniss zu Atossa (III, 134), die nur auf Demokedes zurückgehen können, wie auch Kirchhoff, Abfassungszeit S. 14, anzunehmen scheint, indem er den ganzen auf Demokedes bezüglichen Abschnitt III, 129—138 auf ‚Localtradition von Kroton und Tarent' zurückführt; aber ‚an sich unbedeutend' ist dieser Abschnitt gewiss nicht, da er zahlreiche Aufschlüsse von hoher Wichtigkeit für den skythischen wie den griechischen Krieg enthält.

[2] Auch für unsere Zwecke wichtig sind namentlich die Beweise, dass III, 118 flgde, als in einer für echt zu haltenden Stelle der Antigone v. 905 benutzt, vor deren Vollendung Spätherbst 442 publicirt gewesen sein müsse (Abfassungszeit 9 flg.), und dass I, 51 nach Sommer 447 zu setzen ist (Bemerkungen 50—56). Die persischen Geschichten würden hienach mit Ausschluss des zweiten Buches, sowie der Episode von Demokedes und der von Zopyros (III, 150—160), welche letztere mündlicher Mittheilung des um d. J. 438 (Kirchhoff, Entstehungszeit 16) nach Athen geflüchteten Enkels desselben entstammen dürfte — als ein vielleicht nur

Unseres Autors ethnographisch-historische Darstellung Egyptens — die Αἰγύπτιοι λόγοι, wie er die Arbeit gleich seinen assyrischen,[1] seinen libyschen (II, 161, IV, 159—200) Darstellungen und anderen Elementen seiner Sammlung genannt haben dürfte — d. h. vom zweiten Capitel des zweiten Buches bis zum Ende desselben bildet aber durchaus ein geschlossenes Ganzes, für dessen Einfügung in die uns jetzt vorliegende Gesammtgestaltung des Werkes chronologische Anhaltspunkte äusserer Art schlechterdings nicht vorliegen.

Denn unmittelbar schliesst sich an das Ende des ersten Capitels des zweiten Buches der Anfang des dritten Buches an: Kambyses, heisst es dort, unternahm den Feldzug gegen Egypten ἄλλους τε παραλαβὼν τῶν ἦρχε καὶ δὴ καὶ Ἑλλήνων τῶν ἐπεκράτεε; hier aber wird fortgefahren Ἴωνάς τε καὶ Αἰολέας δι' αἰτίην τοιήνδε, so dass der Leser in ungestörtem Zusammenhange bleiben würde, wenn auch das Stück über Egypten fehlte. Der auf uns gekommene Text aber zeigt eine doppelte Redac-

---

bis zur Uebergabe von Samos an Syloson (III, 149 §. 1), vielleicht bis zu einem andern nachweislichen Schlusspunkte schon damals, zwischen 447 und 442, geführtes Ganzes zu betrachten sein.

[1] Wenn Kirchhoff annimmt, dass für die I, 106 und I, 184 in Aussicht gestellten Ἀσσύριοι λόγοι die Geschichte des babylonischen Aufstandes gegen Darius (III, 150—160) ‚die nächste und passendste, ja einzige Gelegenheit' (Abfassungszeit 4) geboten habe, so ist einerseits zu bemerken, dass die Geschichte dieses Aufstandes selbst einen rein episodischen Charakter trägt, dessen Quelle naheliegt (vergl. die vorige Anm.), anderseits aber hervorzuheben, dass H. wie die libyschen, so die skythischen und die (I, 95) zur Einleitung der persischen Reichsbildung verwendeten lydischen Geschichten, ja die seiner eigenen kleinasiatischen Landsleute (I. 142—150), nie bei Gelegenheit eines Aufstandes, sondern jedesmal vor dem entscheidenden Eroberungszuge der Perser einreiht. Wenn er sich nun bei Gelegenheit der Eroberung von Babylon, nach seiner Anschauung eines Theiles von Assyrien (I, 106, 192; III, 92), mit einigen speciell babylonischen Geschichten und Schilderungen begnügt, die Gesammtheit der assyrischen aber noch zurücklegt, so dürfte er für diese aus seinem Materiale eine ähnliche Darstellungsform wie für die egyptischen beabsichtigt haben, die ja auch erst nachträglich eingefügt und vermuthlich ausgearbeitet worden sind. Immerhin glaubte Herodot den Nachrichten über Egypten den grössten Umfang geben zu müssen, weil sich hier (II, 35) ‚das meiste Bewunderungswürdige und die grössten Werke' finden.

tionsänderung. Im dritten Buche findet sich zunächst die nothwendige Wiederanknüpfung nach dem eingeschobenen Stücke: gegen den eben geschilderten Amasis zog Kambyses ἄγων καὶ ἄλλους τῶν ἦρχε καὶ Ἑλλήνων Ἴωνας τε καὶ Αἰολέας δι' αἰτίην τοιήνδε. Es ist nun aber auch der vor der Einschiebung stehende Satz umgeformt worden. Kambyses, heisst es jetzt II, 1, betrachtete die Jonier und Aeoler als ob sie Sclaven aus seinem väterlichen Erbe wären: Ἴωνας μὲν καὶ Αἰολέας ὡς δούλους πατρωίους ἐόντας ἐνόμιζε, und unternahm einen Feldzug gegen Egypten, bei welchem er unter anderen Unterthanen in der That auch Hellenen seiner Herrschaft mitnahm: ἐπὶ δὲ Αἴγυπτον ἐποιέετο στρατηλασίην ἄλλους τε παραλαβὼν τῶν ἦρχε καὶ δὴ καὶ Ἑλλήνων τῶν ἐπεκράτεε. Der Unwille über die Heeresfolge seiner Landsleute gegen Egypten, an sich schon eine seltsame Einleitung für die Geschichte des Feldzuges — wie denn diese Heeresfolge im ersten Capitel des dritten Buches ganz unbefangen erzählt wird — ist vollends unverständlich in einem Satze, der den Uebergang zur Darstellung Egyptens bilden soll: die Egypter, erzählt unser Autor zunächst, hielten sich vor Psammetich für die älteste Nation. Ob nun aber die wenig glückliche Veränderung des ursprünglichen Satzes überhaupt nicht von späterer Hand herrühre[1] oder Herodot zuzutrauen sei, das zu entscheiden muss ich der Prüfung besserer Kenner seines Sprachgebrauches überlassen.

Bleibt es nach diesen Erwägungen und bei dem Mangel eigener chronologischer Anhaltspunkte des zweiten Buches unentscheidbar, wann die egyptischen Geschichten in die höchst wahrscheinlich vor dem Spätherbst 442 bis zur Eroberung von Samos (III, 149) abgeschlossenen früheren persischen Geschichten eingereiht worden seien, so ist ein Zweifel über das Local der Redaction dieses eingereihten Abschnittes schwerlich zulässig. Mit Recht hat Kirchhoff[2] hervorgehoben, dass nur Athen hiefür denkbar sei. Denn wenn auch der Schlusssatz

[1] Nur einer solchen wird man doch auch die ganz unmotivirte und im Munde eines Griechen des fünften Jahrh. v. Chr. seltsame Insulte zuschreiben können, die sich jetzt in der griechischen Version von Psammetich's Verfahren, um zur Ursprache der Menschheit zu gelangen, findet II, 3 (Ἕλληνες δὲ λέγουσιν) ἄλλα τε μάταια πολλὰ καὶ (ὡς κ. τ. λ.).

[2] Abfassungszeit, 13.

von Capitel 177, nach welchem ein in Athen noch giltiges Solonisches Gesetz aus Egypten herübergenommen sei, später hinzugefügt sein könnte, so gehört doch (II, 7) die Verdeutlichung der Entfernung von Heliopolis zum Meere nach einem von einem stadtathenischen Locale aus gerechneten Punkte so ganz wesentlich zum Zusammenhange, dass sie ein anderes Local der Ausarbeitung als Athen unwahrscheinlich macht. Am wichtigsten aber scheint mir, dasselbe zu erweisen, die Beziehung auf Aeschylos' Dichtungen (II, 156). Vielleicht lässt sich Kirchhoff's Anschauung bestreiten, dass er dieselben ‚nirgends anderswo als eben in Athen' kennen gelernt haben könne; denn in Sicilien waren sie von des Dichters Aufenthalte in Syrakus her[1] doch wohl auch bekannt genug und den Colonisten von Thurii sowohl von dort, wie von der Heimath zugänglich. Aber die lebhafte, fast leidenschaftliche Form,[2] in welcher Herodot gegen andere Meinungen die Behauptung aufstellt, Aeschylus habe die Erfindung, dass Artemis der Demeter Tochter sei, den Egyptern entlehnt — diese erregten Worte bleiben unverständlich, wenn man nicht annimmt, dass eine andere Meinung verbreitet war, oder von bedeutender Seite vertreten wurde; eine so eingehende Beschäftigung mit dem Dichter wird jedoch ausserhalb Athens kaum angenommen werden können.

Näher als sonst ersichtlich hat sich der Geschichtschreiber in diesem Abschnitte an die Methode seiner Erforschung auch bei der Ausarbeitung gehalten. Sein Schema ist freilich ein sehr einfaches. Bis hieher[3] sagt er uns, (II, 99) reiche seine eigene Beobachtung; von nun an wolle er die Mittheilungen der Egypter, wie er sie vernommen habe, vortragen, doch werde sich dabei auch etwas von seiner eigenen Beobachtung finden. Sieht man nun näher zu, so hat er wohl auch früher eine Anzahl derartiger Mittheilungen, darunter die ihm sehr wichtige der thebanischen Priesterschaft (II, 54 flgde) über das Verhältniss des Amon zum Zeus von Dodona, über das

[1] Bernhardy, Grundriss der griechischen Literatur. 3. Aufl. 1872. II, 242.

[2] Ἐκ τούτου δὲ λόγου καὶ οὐδενὸς ἄλλου Αἰσχύλος ὁ Εὐφορίωνος ἥρπασε τὸ ἐγὼ φράσω.

[3] Μέχρι μὲν τούτου ὄψις τε ἐμὴ καὶ γνώμη καὶ ἱστορίη ταῦτα λέγουσά ἐστι, τὸ δὲ ἀπὸ τοῦδε Αἰγυπτίους ἔρχομαι λόγους ἐρέων, κατὰ ἤκουον· προσέσται τε αὐτοῖσί τι καὶ τῆς ἐμῆς ὄψιος.

Alter des Moeris-Sees (II, 13) und im Grunde auch die auf den Ursprung des Nil bezüglichen (II, 31). Im Ganzen aber zeigt die Darstellung noch ganz genau die beiden Hauptrichtungen seiner Forschung und die planmässige Sonderung seiner an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen.

§. 3. Zeit der egyptischen Reise.

Bei der Aufführung der von Darius eingerichteten Satrapien führt Herodot (III, 91) ganz unbefangen auch die egyptische mit ihrem Ertrage auf. Man darf sonach annehmen, dass das Land bei der Redaction dieses Theiles der Arbeit, also der älteren persischen Geschichten, sich nicht im Aufstande gegen den König befunden habe. Dem entspricht, dass nach Kirchhoff's Beweisen[1] das erste und dritte Buch — das letztere, wie wir sagen müssen,[2] bis zur Geschichte des babylonischen Aufstandes — zwischen dem Sommer 447 und dem Spätherbste 442, da Sophokles das dritte in der Antigone benutzte, ihre jetzige Redaction erhalten haben. Hiemit stimmt, wenn in demselben Zusammenhange (III, 15) von unserem Geschichtschreiber erwähnt wird, dass der Sohn des Rebellen Amyrtaios, — den er freilich selbst, wie später Manetho, zu den legitimen Landeskönigen zählt[3] — von den Persern in die Würde seines Vaters hergestellt worden sei; das ist aber erst nach dem Sommer 449 geschehen.[4] Da nun unmittelbar vorher erzählt wird (III, 12), dass Herodot das Schlachtfeld von Papremis besucht habe, auf dem Amyrtaios mächtigerer Verbündeter, der Libyerkönig Inaros, die Perser im Jahre 460[5] besiegte, so ist an sich gewiss, dass des Autors egyptische Reise nach dem Jahre 460 und vor Spätherbst 442, höchst wahrscheinlich, dass sie auch vor seine Auszeichnung in Athen zwischen dem Sommer 446 und 444 gehört. In der Beschreibung Egyptens (II, 63) erwähnt er überdies Stadt und Culte von Papremis aus eigener Anschauung.

---

[1] Vgl. oben S. 566, Anm. 2.
[2] Vgl. oben S. 567, Anm. 1.
[3] — οἱ πρότεροι γενόμενοι βασιλέες Ἀμυρταίου. II, 140.
[4] Thukydides I, 112.
[5] Schäfer l. l 18, 22.

Nun hat Herodot das Land bis nach Elefantine im Süden und das ganze Deltaland im Norden bereisen, das Letztere, wenn auch ungenau genug,[1] vermessen können und überall freundliche Information, namentlich von der Priesterschaft erhalten. Egypten erscheint bei ihm durchaus ungetrennt und in einem Zustande des Friedens.

Zwischen den eben gewonnenen Zeitgrenzen liegen aber zwei Epochen einheitlicher und friedlicher Regierung des Landes. Die eine nach der Schlacht von Salamis im Sommer 449.[2] Die Frage, ob in diesem oder einem der nächstfolgenden Jahre ein Vertrag zwischen Athen und dem Perserkönig verabredet worden sei, der ohnehin, wenn abgeschlossen, eine ‚praktische Bedeutung' nie erlangt hat,[3] darf hier unerörtert bleiben. Sicher trat aber ein factischer Zustand der Ruhe ein, welcher einem griechischen Reisenden vielleicht den Besuch Egyptens, Syriens[4] und Babylons in einem der nächsten Jahre ermöglichte. Ob einem solchen Reisenden freilich bei der noch frischen Erinnerung an die Gefährdung der Landesherrschaft durch Athen Landvermessungen und so vielfache Erkundigungen von den Persern in Egypten gestattet worden wären, lässt sich vielleicht bezweifeln.

Die andere Friedensepoche ist die von Inaros', oder wenn man nach Thukydides' Worten[5] will, ‚der Athener Herrschaft'. Diese dauerte bis zum Siege des Megabazos über Beide vier und halbes Jahr bis 456 oder 455 v. Chr. Nach diesem Siege war bis 449 an ein Bereisen des im Süden und der Mitte von den Persern, im Delta von Amyrtaios beherrschten Landes in Herodot's Weise nicht zu denken. Zwischen 460 und 456 ist

[1] Gardner Wilkimon in Rawlinson's Herodotus II, 6.

[2] Wie Stein zu Herodot (1872) S. XV behaupten kann: ‚folglich bleibt für H's egyptische Reise nur die Zeit zwischen 454 und 449 übrig', ist mir unverständlich.

[3] Köhler, Urkunden und Untersuchungen zur Geschichte des attisch-delischen Bundes (Abhandlungen der Berliner Akademie 1869) S. 121.

[4] Tyrus mindestens scheint er nach II, 44 von Egypten aus besucht zu haben. Stein (1872), S. XIV lässt ihn wegen des λόγῳ in II, 150 von der egyptischen Reise nach Assyrien und gar nach dem eigentlichen Persien kommen, das er schwerlich je betreten hat.

[5] Τὸ μὲν πρῶτον ἐκράτουν τῆς Αἰγύπτου Ἀθηναῖοι I, 109.



unseres Autors Reise aber um dieser Erwägung willen wirklich mit etwas mehr Wahrscheinlichkeit als nach 449 anzusetzen.[1] Denn die Landmessungen hatten damals für die Athener ein practisches militärisches Interesse und die Eingeborenen wohl Grund und Neigung, die Erforschung des Landes einem bewährten Freunde des ihnen zu Hilfe gezogenen Volkes zu erleichtern.

Anderseits ist es vollkommen gut bezeugt,[2] dass Herodot an der Vertreibung des Tyrannen Lygdamis von Halikarnassos hervorragenden Antheil nahm und aus den Tributlisten der attischen Symmachie erhellt, dass die Stadt bereits im Jahre 454/3 zu derselben als Republik gehörte. Wegen des nachweislich jugendlichen Alters des um 480 geborenen Tyrannen kann aber die Vertreibung desselben nicht lange vorher stattgefunden haben.[3] Da Herodot die Heimath bald nach der gelungenen Befreiung wieder verliess, so würde die egyptische Reise um 456[4] angesetzt werden dürfen, wenn sie nicht überhaupt erst um 448—446 statt hatte.

§. 4. Die Liste der Könige.

Was für uns die ausschliessliche Grundlage altegyptischer Geschichte bildet, die Reihenfolge der Königsnamen mit Beisetzung der Regierungszeiten, muss bei dem neuerlich erwiesenen[5] gänzlichen Mangel an anderen chronologischen Anhaltspunkten auch für die Forscher unter den Egyptern selbst den

---

[1] G. Rawlinson's Behauptung (I, 10), sie müsse bald nach Inaros' Sieg gehören — or he would scarcely have been received with so much cordiality and allowed such free access to the Egyptians temples and records — bleibt deshalb nicht minder unbegründet. Hat doch Hekataios mindestens in Theben die gleiche Freundlichkeit erfahren, wie ja Herodot selbst II, 143 erzählt.

[2] Kirchhoff, Studien zur Gesch. des griechischen Alphabets. 2. Aufl. 1867. S. 8.

[3] Köhler a. a. O. 108, 183, Kirchhoff, Alphabet S. 9 bringt den schlagenden Beweis für Lygdamis' Alter.

[4] Zwischen 460 und 456 angesetzt würde die Vertreibung des Lygdamis chronologische Schwierigkeiten nicht bieten.

[5] Th. H. Martin, sur la date historique d'un renouvellement de la période sothiaque (Mémoires présentés par divers savants à l'acad. des inscriptions et b. l. t. VIII. Paris 1869) 225—293.

gleichen Werth gehabt haben. Wenn, wie doch am wahrscheinlichsten, die Fragmente des Turiner Verzeichnisses den Zeiten der neunzehnten Dynastie angehören, so hätte man nächst demselben in dem Herodot um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christo vorgetragenen das älteste uns bekannte und eine Recension der ähnlichen Vorlagen zu erkennen, an deren Hand Manetho sowohl im Texte als im Registeranhange seines Werkes arbeitete.

Denn so unschätzbar für die Forschung bei dem jetzigen Stande des Materiales die Auswahlen anzubetender Könige sind, welche die Wandschilderungen Tuthmosis III. und Sethos I. und das Grab des Priesters Tunari bieten, so würden sie doch kaum anders als antiquarisch in Betracht kommen, wenn uns der Turiner Papyrus unverletzt oder die jüngere, Herodot vorgelesene Liste erhalten wäre.

Aber unser Geschichtschreiber war weit entfernt, dem ihm vorgetragenen Stücke eine so hohe Bedeutung beizumessen. Denn seine religiösen Ueberzeugungen standen in unvereinbarem Widerspruche mit der gelehrten Ueberlieferung der freundlichen Priesterschaft von Theben.

Sie las ihm 341 Namen menschlicher Könige, die vor Psammitich I.,[1] d. h. mehr als zweihundert Jahre vor Herodot's egyptischer Reise, regiert hätten. Die thebanische Geistlichkeit gedachte ihn durch ihr an sich unverwerfliches Zeugniss der Königsliste und durch die lange Reihe von 345 Holzstatuen ihrer erblichen Oberpriester zu belehren, dass die griechischen Dogmen von dem Leben der Götter auf Erden chronologischen Bedenken unterliegen. Wie aber der edle milesische Forscher, der viel früher den gleichen Vorstellungen widerstanden hatte, wie Hekataios seinen eigenen Ahnherrn im sechzehnten Gliede, der notorisch ein Gott war, als unbestreitbares Exempel gegen die egyptische Weisheit anführen konnte, so macht Herodot nicht minder überzeugt chronologische Daten aus griechischer Specialgeschichte geltend.[2] Das wichtigste Argument ist ihm, dass

[1] Genauer bis zur Regierung von Sanherib's egyptischem Zeitgenossen, den Herodot Sethos nennt: ἐς τοῦ Ἡφαίστου τὸν ἱρέα τοῦτον τὸν τελευταῖον (II, 142). Auf diesen folgt ihm aber unmittelbar (II, 147) die Dodekarchie mit Psammitich.

[2] II. 142—145, 100, 101.

Osiris, der Vater des letzten Götterkönigs nach egyptischer Lehre, identisch mit Dionysos sei, dessen Geburt ‚vor etwa 1600 Jahren', d. h. um 2050 v. Chr. feststehe. Wie mochte er sich daher entschliessen, die 341 Könige zu acceptiren, die ihm, nach Generationen berechnet, die unglaubliche Summe von 11340 Jahren rein menschlicher Regierungen ergaben!

Er schenkte also der Vorlesung jener Namen um so weniger Aufmerksamkeit, als die Priester von der bei Weitem überwiegenden Mehrzahl begreiflicher Weise nichts Erhebliches zu sagen wussten und sich eben auf die Vorlesung ihrer Liste beschränkten.[1] Den 330. Namen nach dem Reichsgründer Mena aber bezeichneten sie ihm als den eben des Königs Moeris, welcher unter Anderem den Ueberschwemmungssee[2] bei dem Labyrinth habe graben lassen und von dem auch die Pyramiden in diesem Wasserwerke herrühren. Nun hatte man ihm freilich, wie im ersten Theile seiner Aufzeichnungen zu lesen ist, dort gesagt (II, 13), dass Moeris ‚vor noch nicht 900 Jahren', d. h. um 1350 gelebt habe — wie man etwa dem Diodor das Zeitalter dieses Königs sehr nett auf zwölf Generationen nach dem Erbauer von Memphis bestimmte. Nach Moeris aber wurden Herodot nur noch zehn oder elf Königsnamen bis auf Psammitich verlesen, so dass jede Regierung seit Moeris etwa sechzig Jahre gedauert haben müsste. Es ist nur eine sonderbare Auskunft und keineswegs, wie Perizonius und Niebuhr[3] meinten, eine falsch gelesene Ziffer, wenn er einen dieser Nachfolger, den Zeitgenossen des Aethiopen Sabakôs (um 730 bis nach 710) siebenhundert Jahre vor Amyrtaios, d. h. vor seine eigene Zeit (um 1150) setzt.

---

[1] τῶν δὲ ἄλλων βασιλέων οὐ γὰρ ἔλεγον οὐδεμίαν ἔργων ἀπόδεξιν κατ' οὐδὲν εἶναι λαμπρότητος II. 101.

[2] ‚Phiôm en mere' nach Lepsius Chronologie I, 265 der Anlass zu den Moerisgeschichten, von Brugsch (hist. d'Egypte I, 67) speciell durch Meri ‚See' erklärt. Bei dem Reichthum an Königsnamen wäre aber ein derartiges Missverständniss über den König, dem die Tradition noch zu Diodor's (I, 50 flg.) Zeit, d. h. im J. 57 v. Chr. (Lepsius a. a. O. 257), wie zu der Herodot's unter einer Reihe bestimmter Werke auch dieses zuschrieb, kaum verständlich.

[3] Vorlesungen über alte Geschichte I, 82. Herodot hat bei der Ausarbeitung der Erzählung schwerlich auch nur einmal Ziffern gebraucht.

Nur dieser Gleichgiltigkeit gegen die egyptische Tradition ist man denn auch zunächst geneigt es zuzuschreiben, wenn er unmittelbar auf diesen Moeris seinen Sesostris folgen lässt. Es ist vermuthet worden, dass er den nachweislichen Vollender des Ueberschwemmungssees, Amenemhe III., für Moeris gehalten habe; ferner habe er in den demselben vorangehenden drei Osortasen der zwölften Dynastie (deren mindestens zwei ebenfalls nachweislich tüchtige Kriegsfürsten waren, und deren zweiter auch bei Manetho Sesostris heisst), Elemente seines Sesostris gefunden; diese Elemente seien aber aus den Geschichten der neunzehnten manethonischen Dynastie mit dem ähnlich lautenden Königsnamen Sethos I. oder Set Merenphtah und seinem Sohne Ramses Meriamun vermehrt worden. Nun ist unbestreitbar [1] richtig, dass einem so grossen Gelehrten wie Eratosthenes etwa dritthalb hundert Jahre nach Herodot aus ähnlichen mindestens halb religiösen Gründen — indem er einen König der neunzehnten Dynastie mit Hermes Hephäst's Sohne gleich setzte — ein solcher Sprung aus der zwölften in die neunzehnte Dynastie nothwendig schien. Herodot hatte aber gar keinen Anlass zu einem so gelehrten Wagnisse. Denn in die Geschichten seines Sesostris hat er (II, 102—111), wie er wiederholt versichert, einfach nach den Angaben der von ihm befragten Priester, sämmtliche bedeutende Eroberungsgeschichten des egyptischen Reiches, namentlich auch die Züge Thutmosis' III. zu Lande und zur See, neben einer Reihe von Phantasiegebilden seiner Gewährsmänner zusammenziehen müssen. Das Sonderbarste ist vielleicht, dass sie ihm sagten (II, 110), dieser König allein habe auch Aethiopien beherrscht, während wir aus Una's Inschrift [2] mit aller Sicherheit wissen, dass Aethiopien dem kriegerischsten Könige der sechsten Dynastie Merira-Pepi und wohl diesem zuerst gehorchte, zahlreiche andere Inschriften aber darthun, dass es unter der zwölften Dynastie in

---

[1] v. Gutschmid, Beiträge zur Geschichte des alten Orients (Leipzig 1857), S. 3 flgde.

[2] Vic^te de Rougé, recherches sur les monuments qu'on peut attribuer aux six premières dynasties de Manéthon, Paris 1866, p. 123, 143. Zwischen Ausarbeitung und Druck dieser Abhandlung fällt die erschütternde Kunde von dem Hinscheiden dieses herrlichen Forschers am 31. December 1872.



vollem Gehorsame erhalten wurde, unter der achtzehnten nur ein Vorland weiterer egyptischer Eroberungen in Afrika, und unter der neunzehnten so sehr ein Stück des Reiches war, dass Ramses Meriamun's Sohn Merenphthah sich nach Manetho vor Kriegsgefahren dahin zurückziehen konnte.

Man sieht wohl, dass die thebanische Priesterschaft, da sie unsern Autor von der Echtheit ihrer Listen nicht zu überzeugen vermochte, mindestens, wenn auch zum Theil mit kecken Erfindungen, seine Wissbegierde über Sesostris befriedigte und in gleicher Weise bei seinen Fragen nach einigen mit Egypten in Beziehung gebrachten Gestalten des homerischen Liederkreises (II, 118—121) verfuhr.

Wird man nun auch ferner geneigt sein, den angeblich um 1350 lebenden[1] Moeris, der nur durch zehn Generationen von seinem i. J. 610 wirklich gestorbenen Nachfolger Psammitich I. getrennt ist, in irgend einer Zeit zu suchen? Den neugierigen griechischen Barbaren artig abzufertigen, boten ja hinlängliche Gelegenheit so viele mit Meri oder Meren d. h. ‚geliebt von' — beginnende und doch auch an Meri ‚See' anklingende Königsnamen, deren einige wir eben berührt haben.

§. 5. Die äthiopische Dynastie.

Aus den 341 Königsnamen der priesterlichen Vorlesung bemerkte sich Herodot eine äthiopische Dynastie: ὀκτωκαίδεκα μὲν Αἰθίοπες ἦσαν lesen wir (II, 100), nachdem er von den 330 Königsnamen nach Menes gesprochen hat. Er konnte diese achtzehn aber unter den zehn oder elf nach seinem Moeris genannten nicht mehr unterbringen. Die Reihe von achtzehn äthiopischen Königen Herodot's ist in verschiedenen Jahrtausen-

[1] Gardner Wilkinson bei Rawlinson II, 141 weiss, dass Merenphtah gegemeint ist, da unter ihm das grosse Ereigniss des Anfanges einer neuen Sothisperiode ‚B. C. 1322' stattfand. Auf diese Bunsensche Erfindung antwortet aber Th. Martin a. a. O. 232, 276 flgde mit Recht: wenn die in einer sonst fehlerhaften Glosse bei Theons' Commentar zu Ptolemäus Handtafeln genannte Aera ‚von Menophres' wirklich einen Menschen bezeichne, so noch keineswegs gewiss einen König, wenn einen König, so schwerlich Menephtah —Bunsen conjicirte Θ für P—, wenn endlich wirklich Menephtah, so beweise das noch gar nichts für dessen wirkliche Lebenszeit.

den der egyptischen Geschichte gesucht worden. Wilkinson[1] entschied im Jahre 1862, dass sie zur dreizehnten Dynastie gehören müssten, ohne freilich ahnen zu können, dass im nächsten Jahre 1863 allein Statuen von sieben Königen dieser Dynastie ausgegraben sein würden, die sich gut egyptisch ‚der Krokodilgott ist Heiterkeit' d. h. Sebekhotep nannten, und mit einer noch unbestimmten Reihe von Nofrehotep den Bestand dieser Dynastie sichern sollten.[2]

Uebrigens kennen wir doch aus egyptischen und ausseregyptischen Quellen die Könige der äthiopischen Dynastie gut genug. Es sind deren aber in allen officiellen Listen nur drei;[3] denn der vierte König Rudamon, obwohl er seinen Anspruch durch eine ganz correcte Stele mit Hieroglypheninschrift[4] über seine zeitweilige Herrschaft in Oberegypten und selbst in Memphis geltend macht, hat unter den canonischen Königen,[5] wenn überhaupt, so erst der folgenden 26. Dynastie einen zweifelhaften Platz gefunden, wie denn auch sein Nachfolger Psammitich I. Rudamon's Regierung durchaus ignorirt.

Herodot's Irrthum dürfte sich einfach dadurch erklären, dass er in seiner thebanischen Aufzeichnung die Zahl der Aethiopen durch Striche markirte und diese drei Striche bei der Ausarbeitung für I H d. h. 18 las; denn nach der verkehrten Aufführung von Moeris kann man nicht zweifeln, dass das Missverständniss von ihm selbst stammt. Das Missverständniss war aber um so leichter möglich, als das zur Zeit von Herodot's egyptischer Reise in Halikarnassos übliche, und also

---

[1] Rawlinson, Herodotus II, 141.

[2] Brugsch in der Zeitschrift für Erdkunde 1863, XIV.

[3] Manetho's 25. Dynastie bei Africanus und Eusebius (Geo. Syncellus ed. Bonn. I, 138—140, Eusebi chron. can. t. II. ed. Schöne [1866] p. 82—85), vgl. unten Anm. 5.

[4] Haigh in der egyptischen Zeitschrift 1869, S. 3 flgde und S. 45.

[5] Vielleicht ist er doch unter dem ersten der irrigen drei Vorgänger von Psammitichs Vater Necho, dem Vasallen Assyriens in der 26. Dynastie, bei Eusebius (84 sqq. ed. Schöne) gemeint, wo er 'Αμμέρις Αἰθίοψ, Ameres Aethiops, Merres Aethiops heisst. Derartiges vermuthet schon Bunsen, Egypten III, 138. Der Auszug des Africanus (Syncellus 141) lässt auch diese Namen aus.

wohl auch von ihm gebrauchte Alphabet, wie eine erhaltene Urkunde beweist, für Eta bereits das später üblich gebliebene dem unsrigen gleiche Zeichen, für Iota aber zwar ebenfalls das jüngere den Verticalstrich hat, aber durch die Aehnlichkeit der älteren noch beibehaltenen Form für Zeta (I) den Schreiber nöthigte, sich bei dem Iota vor jedem Horizontalstriche oben und unten zu hüten.[1]

Noch ganz anders aber sollte sich Herodot's Ungläubigkeit der egyptischen Priesterliste gegenüber rächen. Denn in aller Unschuld erzählt er ganz ausführlich von dem dritten jener Aethiopenkönige, dessen Eroberungszug nach Westen bis nach Europa freilich auch von einem so gut unterrichteten Forscher, wie Megasthenes, mit dem des Sesostris besprochen werden konnte,[2] und der für die egyptischen Priester ihrem unermüdlichen Frager gegenüber in der Sesostrisfigur ohnehin hinlänglich verwerthet erscheinen mochte.

Von Kyrenäern hörte er, dass sie — nach dem Wortlaute[3] muss man meinen, die Erzähler selbst — bei einem Besuche der Orakelstätte des Ammon mit dem Könige der Ammonier (Ἀμμωνίων II, 32) oder dem Ammonischen (τοῦ Ἀμμωνίου II, 33) über den obern Lauf des Nil gesprochen haben. Dieser König führt den kyrenäischem Munde geläufigen Namen des angeblichen Ahnherrn ihres Königshauses,[4] eines Königs auf Kreta: Etearchos. Für die stets zu Egypten gehörig gewesene und in der Zeit des alten Reiches wahrscheinlich von dem Hauptlande noch nicht durch einen so weiten Wüstenstrich getrennte[5] Oase des Amon wäre nun ein besonderer König schon wunderlich genug, ein griechischer aber ein wahres Mirakel, das nur durch das grössere als Vermuthung aufge-

---

[1] Kirchhoff Alfabet 1. Tafel n. 1.

[2] Σέσωστριν μὲν τὸν Αἴγυπτον καὶ Τεάρκωνα τὸν Αἰθιόπα ἕως Εὐρώπης προελθεῖν. Strabon 15, 686 (957 ed. Meineke).

[3] τάδε μὲν ἤκουσα ἀνδρῶν Κυρηναίων φαμένων ἐλθεῖν τε ἐπὶ τὸ Ἄμμωνος χρηστήριον. II, 32.

[4] An der ihm in Kyrene erzählten Geschichte (II, 154 sq.) hatte Herodot mindestens über den Ursprung des Namens Battos begründete Zweifel.

[5] Ueber diese Frage Näheres bei Chabas, les papyrus hiératiques de Berlin 1863, p. 35 flgde.

stellte erklärt werden könnte, die Kyrenäer hätten einmal die Oase erobert. [1]

Herodot nennt jedoch selbst noch ein anderes Orakel des Amon oder Zeus: das in Meroë (II, 29). Nach den Sprüchen desselben, sagt er, und in der von dem Gotte bezeichneten Richtung gehen die Aethiopen in den Krieg. Dass es hier in Napata Könige genug gegeben hat, steht ausser Frage. Von dem kyrenäischem Munde geläufigen Worte Etearchos braucht man aber nur den Anfangslaut zu streichen, um den Namen des Königs zu erhalten, von dem in Napata und in Theben Inschriften und bildliche Darstellungen erhalten sind, den Namen des dritten Königs der äthiopischen Dynastie, der hieroglyphisch Thrk, d. h. Tehark, in den assyrischen Keilschriften Tearko, von Manetho Tarkos oder Tarakos, von Megasthenes Tearkon, von Eusebius Tarakos, von Hieronymus Tarachus, und in der Bibel ungenau hebräisch Thirhaka, griechisch Tharaka geschrieben wird. [2]

Erwägt man nun, dass Megasthenes diesen äthiopischen König von Egypten, wie oben bemerkt, gleich Sesostris, d. h. diesmal gleich der Zeit Thutmosis III. und seiner nächsten Nachfolger, Nordafrika erobern lässt, so ist selbstverständlich, dass Tehark auch über Kyrene gebot. Wenn aber dortige Bewohner zu dem Orakel zogen, welches die Kriegszüge dieses Königs anordnete, so werden wir das nicht eben auffallend finden.

Wenn sonach unzweifelhaft ist, dass an den beiden erwähnten Stellen statt Ἀμμωνίων und Ἀμμωνίου vielmehr Αἰθιόπων und Αἰθίοπος zu lesen ist, so muss ich doch wie oben S. 568 Anderen zu entscheiden überlassen, ob das Missverständniss Herodot oder einem Abschreiber zur Last fällt; doch neige ich zu der ersten Annahme, da Herodot die Begebenheit für eine durchaus zeitgenössische gehalten zu haben scheint.

Immerhin kann man sich darüber wundern, dass Herodot (II, 41) sich den zweiten Aethiopenkönig — in den Listen Sebichos, in der That der zweite Saba oder Seve — als Sethos

---

[1] Probably from this Oasis having been conquered by the Cyrenaeans. Wilkinson l. l. II, 43 n.

[2] Oppert, rapports de l'Egypte et de l'Assyrie (1869 mém. de l'acad. VIII *) 563 bringt die Literatur des Namens erschöpfend.

und einen Priester des Phthah vorführen liess. Denn Set's oder Sutech's Namen hätte ihn an Typhon erinnern sollen und ward von Königen Egyptens nur der neunzehnten Dynastie geführt, aber seit der zwanzigsten Dynastie,[1] da er nur noch als ein semitischer Gottes- und daher als Feindesname erschien, geflissentlich gemieden. Bemerkenswerth ist aber, dass Herodot sich einen solchen Namen als den letzten vor der Dodekarchie aufbinden lies.

§. 6. Die Pyramidenkönige.

Am übelsten haben vielleicht unserem trotz alledem gleich bewunderungswürdigen Autor Irrthum und Erfindung seiner Berichterstatter in den Geschichten der Pyramidenkönige mitgespielt.

Wir sind nun doch über diese Epoche egyptischer Geschichte aus durchaus gleichzeitigen schriftlichen Quellen und aus den erhaltenen Denkmalen und Statuen so gut unterrichtet, dass spätere Berichte, wie der Herodot's, uns nur vereinzelte Ergänzungen bieten können. Aber eben der besonnene neueste Forscher, dessen erschöpfender Arbeit über die Geschichte der sechs ersten Dynastien wir zu so grossem Danke verpflichtet sind, eben der Vicomte de Rougé hat doch gleich allen Vorgängern der handgreiflichsten unter den Täuschungen der Pyramidenmärchen, der von dem Baue des ‚Chut' (der grossen Pyramide), warmen Glauben geschenkt.[2]

Um die Unmöglichkeiten gleich hier zu beginnen, so wird doch heutzutage schwerlich ein Kenner des egyptischen Alterthumes glauben können, dass auf irgend einer Pyramide der Preis der Arbeitslöhne ihrer Erbauung gestanden habe. Und vollends die Auszahlung derselben! Lange nach der Erbauung des Chut unter dem sechzehnten Nachfolger des in ihm begrabenen Chufu, unter Merira-Pepi commandirte Una die aus Egyp-

[1] Ramses III. aus der 20. hat Set zuletzt im Wappen. Bunsen, Egypten IV, 243. — Englische Forscher (Rawlinson five mon. II 167) haben übrigens für H's Sethos auch an den Ζήτ der 23. Dynastie errinnert.

[2] P. 42: Les historiens grecs entendaient encore l'écho des malédictions que les travaux nécessaires pour la construction d'un si prodigieux tombeau avaient du amasser sur la tête de Chufu et dont le souvenir ne put jamais s'effacer.

tern und Negern gegen die Herusha gebildete Armee und erzählt, dass er an seine Truppen ‚Lebensmittel und Schuhe' vertheilt habe.[1] Aber die Gattung der Lebensmittel — ‚Rettige und Zwiebeln und Knoblauch', wie uns Herodot's (II, 125) Dolmetscher die Nahrung der Frohnarbeiter an dem grossen Grabmal schildert — erfahren wir natürlich nicht. Bei einer Armee war es wichtig, ihren Bestand zu kennen; Una weiss nur, dass er tebu ašu ‚viele Myriaden' commandirt hat (Rougé 127), während Herodot's Dolmetscher an der Umkleidung des Chut abliest oder doch erzählt (II, 124), dass je 100,000 Menschen sich alle drei Monate für den Bau der Chaussée und des Monumentes dreissig Jahre lang abgelöst haben. Das Schönste ist aber doch eben der Preis ihrer Unterhaltung: Herodot hält selbst für nöthig, ausdrücklich zu versichern, dass er sich der Worte seines Interpreten wohl erinnere (ὡς ἐμὲ εὖ μεμνῆσθαι τὰ ὁ ἑρμηνεύς μοι ἐπιλεγόμενος τὰ γράμματα ἔφη), ehe er berichtet, dass 1600 Talente Silber für diese ziemlich einfache Kost verausgabt worden seien. Er gibt dem Leser redlich zu bedenken, wie viel erst noch die Instrumente, Kleidung und Ernährung für die Handwerker (ἐργαζομένοισι) und die vorbereitenden Arbeiten für den Bau gekostet haben mögen.

Sechzehnhundert Talente Silber! Wann haben egyptische Könige des alten Reiches Lebensmittel für ihre Bauleute kaufen müssen und bei wem? War nicht die ganze Masse der Beherrschten im Zustande von Sclaven (hon) gegenüber den Priester-Kriegern, ‚den Hellfarbigen (ami)'?[2] Bereits unter dem vierten Könige nach Chufu unter Aseskaf wird das Amt eines ‚Aufsehers über alle Mundvorräthe' als eines der wichtigsten genannt (Rougé 68), da einer der höchsten Beamten, ein Eidam des Königs, zu demselben berufen ist. Auch Chufu kann über die Früchte des Landes nur frei verfügt haben.

Wir haben es aber mit einer Rechnung nach Talenten und damit mit ihrem Sossostheile, der Mine, eines bei den Egyptern des alten Reiches so seltenen Edelmetalles, wie des Silbers zu thun. Denn wie das Electrum wird Silber ‚hat' durch das hienach viel ältere Zeichen für Gold ‚nub' determinirt, so dass mit

---

[1] Rougé 125.

[2] Ebers, Egypten und die Bücher Moses' (Leipzig, 1868) S. 52.

seinem Namen ‚ursprünglich wol „das weisse Gold“ gemeint gewesen ist‘, und dass sein Werth von dem des Goldes lange wenig verschieden war.[1] Eine Berechnung beider Edelmetalle nach Talenten ist aber erst lange Jahrhunderte nach dem Erbauer des Chut, vielleicht durch die Hyksos, gewiss jedoch erst bei den Zügen der achtzehnten Dynastie nach Syrien und Mesopotamien, wo dieses chaldäische Gewichtssystem bereits eingeführt war, den Egyptern bekannt geworden. Das beweisen die schwerfälligen Umrechnungen der dortigen Tribute Thotmess III. im egyptische Pfunde und Lothe hinlänglich.[2] Dass zur Zeit der Pyramidenerbauung die Edelmetalle überhaupt einen bestimmten Werth gehabt haben, ist mehr als zweifelhaft, gewiss aber, dass officiell nie nach einem solchen gerechnet wurde. Und so häufig und genau die Würdenträger in ihren Gräbern von Ehren und Gütern und Frauen sprechen, die ihnen der Könige Gnade verliehen habe, von Beträgen in Gold und gar in Silber ist schwerlich auch nur einmal vor der zwölften Dynastie,[3] und von Geld in unserm und Herodot's Sinne natürlich niemals die Rede.

Vollkommen wird der Widersinn der ganzen erlogenen Inschriftübersetzung[4] aber erst, wenn man sich vorstellt, dass ein Gegenstand so profanen, ja gemeinen Inhaltes dem Beschauer der Aussenseite eines solchen Werkes hätte entgegen

[1] Lepsius, die Metalle in den egyptischen Inschriften (Abhandlungen der Berliner Akademie 1871) 49, 116, 51. Dass übrigens auch Silber aus Nubien, und wohl von dort zuerst, nach Egypten kam, zeigt Dümichen (Egyptische Zeitschrift 1872) 44—46.

[2] Joh. Brandis, Münz-, Mass- und Gewichtssystem Vorderasien's bis auf Alexander den Grossen. (Berlin 1866), S. 93 flgde.

[3] Brugsch, hier. dem. Wörterbuch III, 748 hat als ältestes Citat die Erwähnung von Goldgegenständen im Grabe Amenis zu Benihassan unter Osortasen II. Lepsius a. a. O. 31 bemerkt, wie hier noch das Gold durch Abbildung der Goldwäsche versinnlicht ward, deren Zeichen später nicht verstanden zu sein scheint; er hält übrigens den Gewinn von Gold im Thale von Hamamat (S. 37) schon unter Chufu für denkbar. Rougé freilich führt von dort keine Inschriften aus der Zeit dieses Königs an.

[4] Diodor I, 64 wurde wenigstens nicht mit einer solchen behelligt, und erfuhr nur im Allgemeinen, dass 360,000 Menschen kaum in 20 Jahren das Werk beendet hätten und gesteht im Uebrigen (I, 65), dass über den Pyramidenbau in keinem Punkte οὔτε παρὰ τοῖς ἐγχωρίοις οὔτε παρὰ τοῖς συγγραφεῦσι Uebereinstimmung herrsche.

treten sollen. Denn im eminenten Sinne religiösen Ideen diente die Pyramide, da sie mit dem Leibe eines der gottgleichen Könige des Landes die Existenz dieses immerlebenden Horus sichern sollte, eines Königs dazu, der noch nach einer langen Reihe von Jahrhunderten seinen eigenen Cult und Propheten hatte.[1]

Nach Herodot freilich ging Cheops' Bosheit (κακότης, II, 124, 126, 128)[2] so weit, dass er alle Religionsübung verbot und darin habe ihm sein angeblicher Bruder und Nachfolger Chephren nachgeahmt — in der That sind freilich Chufu's und Schafra's lange Regierungen durch die Ratutf's getrennt.

Genau das Gegentheil berichten über diese religiöse Frage die Denkmale: ‚Seiner Mutter Isis und der Hathor errichtete (Chufu) eine Säule mit Inschrift und gab ihr ein Landgebiet von Neuem. Er baute ihren Tempel aus Stein und setzte die Götter an ihren Platz' (Rougé 47). Man kann nicht zweifeln, dass das Alles wörtlich genau angegeben ist, auch in der Beziehung, dass man Chufu wie seine nächsten Nachfolger durchaus als Architecten-Könige zu betrachten und demgemäss die Titel ihrer Söhne und vornehmsten Hofbeamten ‚Director der Arbeiten' oder, wie bei Chufu's Sohn Hata, ‚des Geheimnisses aller Arbeiten' oder ‚aller Arbeiten, welche es dem Könige zu verfertigen beliebte' für getreuen Ausdruck ihrer Beschäftigungen zu halten hat.

Dem entspricht eine andere hieher gehörige Inschrift (Rougé 46): ‚Chufu . . erfand den Tempel der Isis, der Regentin der Pyramide, neben dem Tempel der Sphinx'. Er war ausserdem ein Verehrer des später gering geschätzten Anubis. Nach Allem kann man es nicht befremdlich finden, wenn eine Dame dieser Zeit (Rougé 52) den Namen ‚Chufu geliebt von den Göttern' (Chufu-mernuteru) führt.

Aehnliches lässt sich von Schafra sagen: seine von Mariette entdeckten Statuen weiht er dem Gotte Harmachu im Sphinxtempel, seinen ältesten Sohn Raenkau ernennt er zum

---

[1] Rougé, six prem. dyn. 53, 48.

[2] Irrig vergleicht Stein (1872, I^b, 142) die κακότης in III, 82, wo sie schlechte politische, und in VII, 168, wo sie schlechte patriotische Gesinnung bezeichnet.

‚Chef der Geheimnisse des Anbetungshauses‘, seine Hauptgemahlin Merisanch zur Priesterin des Gottes Thoth.

Auf so ganz freier Erfindung aber, wie man an diesem Punkte unserer Untersuchung annehmen sollte, beruhen keineswegs alle die Geschichten von der Bedrückung des Volkes und der ‚Bosheit‘ gewisser, wenn auch entfernt nicht der Pyramiden-Könige. Herodot gibt uns selbst den Schlüssel und zwar in doppelter Gestalt.

Am Ende seines Berichtes sagt er nämlich ganz unerwartet: Die Egypter sprechen aus Hass nicht gern von diesen Königen ‚und nennen auch die Pyramiden nach dem Hirten Philitis, der um diese Zeit in diesen Gegenden sein Vieh weidete‘. Wir haben es mit anderen Worten mit einem der ‚Hirtenkönige‘, wie Manetho[1] das Wort Hyksos übersetzt, zu thun. Von dem ersten Gesammtkönige derselben Salatis berichtet er aber, dieser habe in Memphis residirt, von Ober-, wie Unteregypten Tribut eingezogen,[2] im Sommer aber seinem Heere von der Grenzfeste Avaris d. h. Pelusium[3] aus ‚Getraide zugetheilt und den Sold gewährt‘.[4] Beides, der Druck des Volkes und die Lohnzahlung, von denen Herodot erzählt hatte, wird hier gut genug bezeugt, wenn auch in sehr fremdem Zusammenhange. An der Identität von Philitis mit diesem in der authentischeren armenischen Uebersetzung des Josephus Silitis[5] genannten Hyksoskönige wird man aber um so weniger zweifeln dürfen, als die Erinnerung an ‚Set Salati‘ ‚den guten Gott, den Stern beider Welten, den Sohn der Sonne‘ durch Statuen und Inschriften, deren je eine auch auf uns gekommen ist,[6] den Egyptern lebendig erhalten wurde. In der That hat derselbe nach Herodot's Worten in der Landschaft — κατὰ τὰ χωρία — der Pyramiden, nämlich in Memphis, gelebt.

---

[1] Die beste Edition dieses einzigen echten Stückes von Manetho's Text (aus Josephus c. Apion I, 14—27) bringt Bunsen, Egyptens Stellung III. Urkundenb. 42.

[2] Οὗτος ἐν τῇ Μέμφιδι κατεγίνετο τήν τε ἄνω καὶ κάτω χώραν δασμολογῶν.

[3] Brugsch in der egyptischen Zeitschrift 1872, S. 19.

[4] — σιτομετρῶν καὶ μισθοφορίαν παρεχόμενος.

[5] Bunsen a. a. O. S. 42, Anm. 6.

[6] Vgl. Ebers 202.

Inzwischen ist noch ein anderes, derselben Hyksosepoche angehöriges Element unserem Geschichtschreiber in seine Erzählung von den Pyramidenkönigen eingefügt worden. Cheops, sagt er (II, 124), ‚schloss die Tempel zunächst, um alle Egypter an den Opfern zu hindern, dann um sie für sich arbeiten zu lassen'. Während Cheops' und seines Bruders ganzer Regierung hundert und sechs Jahre lang, sagt er später (II, 128) habe diese ‚Bosheit' gedauert und seien ‚die Tempel geschlossen und nicht geöffnet worden'.

In der That berichtet dem Entsprechendes ein so unverwerfliches Actenstück, wie Papyrus Sallier n. I., von dem letzten in Egypten anerkannten Hyksoskönige Apepi oder Apophis, von eben dem Könige also, gegen welchen die Egypter unter Raskenen sich zuerst mit Glück erhoben, wie Hauptmann Ahmes in seiner Autobiographie so anschaulich erzählt. ‚König Apepi', meldet der Papyrus, ‚erwählte sich Gott Set zum Herrn und diente keinem andern Gott, welcher in Egypten war'. Da sein Gesandter die ausschliessliche Anerkennung Set's auch von Raskenen in Oberegypten gefordert zu haben scheint, — denn ganz sicher ist der Inhalt der Botschaft noch nicht festgestellt — befragte dieser eine Notablenversammlung. ‚Siehe' ‚man rief mit éinem Munde: grosse Bosheit ist das'.[1]

Die Verdrängung der egyptischen Culte und die ‚Bosheit' des Königs sind sonach auch klar genug.

Um aber jeden Zweifel zu heben, gibt Herodot (II, 128) als Gesammtzahl dieser bösen Regierungen ‚nach egyptischer Rechnung 106 Jahre' — selbstverständlich, da er Cheops fünfzig und dessen Bruder sechsundfünfzig Jahre zutheilt. Die Betonung der Summe erklärt sich aber, wenn man in Eusebius' Auszuge aus Manetho[2] liest, dass die siebzehnte, aus den ein-

---

[1] Uebersetzung von Ebers I, 205 flgde.

[2] Bei Hieronymus (ed. Schöne 16) 103 (Var. 104) Jahre; bei dem Synkellos (I, 114 sq. ed. Bonn) auch 103, eine Variante Goar's aus cod. A, bei Bunsen 26, gibt aber dem zweiten Könige 43 statt 40, damit Allen gerade 106 Jahre. Wenn übrigens der Synkellos den hier ganz unbrauchbaren Aufstellungen des Africanus, um den Josefmythus (vgl. Sitzungsber. November 1872, S. 27) chronologisch unterzubringen, den Vorzug gibt und Eusebius wacker schilt, so ist das heiter genug. Dass ihm aber Scaliger's Genius (Syncel. II, 388), neuerlich Bunsen (Egypten IV, 15) und Andere nachschreiben konnten, ist beklagenswerth.

zigen[1] in Egypten canonisch anerkannten vier Königen der Hirtenfürsten bestehende Dynastie eben hundert und drei, vier oder sechs Jahre regiert habe; die Namen dieser vier Könige muss freilich Herodot bei der vergeblichen Priestervorlesung auch gehört haben. Gegenseitig bestätigen sich hiemit aber nicht nur Herodot und Eusebius, sondern Beide beweisen aufs Neue die Genauigkeit Manetho's in jenem einzigen, authentisch auf uns gekommenen Texte.[2] Denn wie verderbt auch sonst die Zahlen überliefert sind, die 106 Jahre enden auf alle Fälle innerhalb der Regierung des Apophis.[3]

Hat sich nun gezeigt, dass die hasserfüllte Erinnerung an die semitischen Herrscher sich an den unverständlich gewordenen Wunderbauten der Vorzeit bei den Egyptern des fünften Jahrhunderts fixirt hatte, so macht auch die verwunderliche Geschichte von Cheops' Tochter (II, 126), die für ihren geldbedürftigen Vater schmählich erworben habe, keine Schwierigkeit mehr. Denn in dem schmählichen Dienste der Bilit,[4] oder in griechischer Umformung Mylitta, waren die Frauen, wie unser Autor selbst aus Babylon (I, 199) berichtet, in der That religiös verpflichtet, ein Geldstück zu nehmen. Herodot's Bericht von Cheops' Tochter dürfte aber ein Zeichen sein, dass auch dieser Dienst unter den Hyksos in Egypten üblich war.

---

[1] Deshalb betont Manetho a. a. O: πέρας μὲν βασιλέα ἕνα ἐξ αὐτῶν ἐποίησαν und οὗτοι μὲν ἓξ ἐν αὐτοῖς ἐγενήθησαν πρῶτοι ἄρχοντες. Aber nur die vier ersten sind canonisch anerkannt; die beiden letzten gehören in die Kampfepoche.

[2] Das nächstfolgende Excerpt erweist sich daher schon durch den widersinnigen Zusatz zu der Erwähnung der sechs Hirtenkönige καὶ τοὺς ἐξ αὐτῶν γενομένους als verdächtig.

[3] Die beiden ersten Könige haben (Bunsen III, Urk. 43) nach der armenischen Uebersetzung 15+43=58, nach unserem griechischen Text 19+44=63 Jahre, der dritte in beiden 36 J. und 7 Monate = 94 oder 99 J. und 7 Mon. Der vierte König ist eben Apophis mit 61 Gesammtjahren; dass er seit dem Beginne des Krieges durch Raskenen nicht mehr als legitimer König gezählt ward, scheint selbstverständlich.

[4] Schrader, die Keilinschriften und das alte Testament (Giessen, 1872), S. 82.

Beiträge zur Geschichte der Sprachgelehrsamkeit bei den Arabern.

Von

Dr. Ignaz Goldziher.

II.[1]

Zur Ǵauharî-Literatur.

I. Unter den vorhandenen Wörterbüchern der arabischen Sprache ist das Ṣaḥâḥ des Ǵauharî dasjenige, welches zu allererst eine methodische Anordnung und Sichtung des gesammten Sprachmaterials des klassischen Arabisch unternahm, und diese Anordnung mit einer Fülle von Beweisstellen aus den alten Dichtern begleitete. Al-Ǵauharî ist als derjenige zu betrachten, welcher die Tradition über die klassische Sprache zum Abschlusse brachte und der Epoche der Vorarbeiten auf diesem Gebiete ein Ende machte. Sein Wörterbuch war daher als lexicographisches Grundwerk sowohl von den arabischen Gelehrten selbst hochgeschätzt, als auch von den Begründern einer arabischen Philologie in Europa mit Recht gleichsam als Orakel in allen Dingen, wo auf das arabische Lexicon selbst zurückgegangen werden musste, angesehen [2]; besonders Reiske war es, der in seiner Begeisterung für al-Ǵauharî soweit ging, dass er behauptete: ‚helles und reines ‚Licht sei nur von dort zu holen, und al-Ǵauharî allein sei ‚für das Verständniss des alten Testamentes nützlicher als die ‚ganze Synagoge‘ [3].

[1] S. Nr. I. in diesen Sitzungsberichten Bd. LXVII p. 207—251.

[2] Z. B. Schultens Origines hebraeae. (Lugd. Batav. 1761) p. 19. §. XVIII.

[3] Reiske in seiner Antrittsrede als ausserordentlicher Professor an der Leipziger Universität (Lips. 1779) p. 224. ‚Ultro largimur, claram et puram lucem inde unico peti et unum Ǵauharium sacro Codici V. T. plus quam totam Synagogam prodesse‘.



Doch trotz aller Ehrerbietung für dieses grosse Werk hatten die arabischen Gelehrten von aller Anfang an Vieles daran zu tadeln, und nie konnte al-Ǵauharî's Werk in der arabischen Lexicologie den Rang einnehmen, den z. B. al-Buchârî's Ṣaḥîḥ in der Traditionskunde, Sîbaweihî's Kitâb in der Grammatik einnahm und noch einnimmt. — Daran hat zum Theil ein Umstand tragikomischer Art, welcher der ungestörten Entstehung dieses Werkes hindernd in den Weg trat, die Schuld. Obwohl eine auf die scholastischen Spitzfindigkeiten der arabischen Syntax gemünzte Satyre den Grammatikern das traurige Privilegium einräumt stumpfsinnig zu werden [1], ereilte dieses Schicksal dennoch den Lexicologen al-Ǵauharî, und war Ursache seines traurigen Endes. Sein Lexicon wartete damals noch der endgiltigen Redaction, und diese Arbeit blieb auf den getreuen Famulus des grossen Gelehrten, Ibrâhîm b. Ṣâliḥ al-Warrâḳ, welcher die ganze Partie von Buchstaben ض an, redigirt haben soll. Da nun dieser Fortsetzer, keine dem ursprünglichen Verfasser ebenbürtige Capacität war, so musste die Autorität des ganzen Werkes durch diese ungleichmässige Begabung und Gelehrsamkeit der beiden Redacteure leiden. Wie leicht konnte auch die Meinung Platz greifen, des Schülers Hand habe auch in der vom Lehrer redigirten Partie gewaltet! Dann kommt der Umstand hinzu, dass bei der grossen Verbreitung, welche das Ṣaḥâḥ fand, und bei dem grossen Bedürfnisse nach vielen Exemplaren desselben, ein grosser Theil der unter die Leute gelangten Abschriften nicht frei von Fehlern war,

[1] Ibn-'abd i-Rabbihi's: al-'Iḳd-al-farîd. (Hschr. der k. k. Hofbibliothek, Cod Mixt. N°. 318) Bl. 70 recto: وقالوا مَنْ أَكْثَرَ فى النَّحْوِ حَمَّقَهُ Dieses traurige Schicksal ereilte auch in der That einen gelehrten andalusischen Grammatiker Namens 'Alî b. Muḥammed, welcher einen Commentar zu Sîbaweihî verfasste, der ihm als Honorar tausend Denare einbrachte; er hielt auch an vielen Orten Vorlesungen über arabische Grammatik, bis ihn in Aleppo der gesunde Menschenverstand verliess. وٱختلّ عقلُهُ بآخِرِهِ حتّى مَشى فى الأَسْوَاقِ عُرْيانًا بادِى العَوْرَةِ مَكْشُوفَ الرَّاسِ S. al-Kutubî's Fawât-al-Wafajât, ed. Bûlâḳ II. p. 100.

und namentlich in der diakritischen Punctation mannigfache Mängel und Abweichungen aufwies. Und in der That bezieht sich auch der beträchtlichste Theil der späteren Ausstellungen an Angaben in al-Ǵauharîs Werke, auf تصحيف und تحريف der Wörter.

So sehen wir denn auch wie von den älteren Zeiten bis auf die modernen herab gegen al-Ǵauharî in grösserem oder kleinerem Zusammenhange gelegentlich und systematisch polemisirt wird. Gleich al-Harawî, al-Ǵauharî's Zeitgenosse, der treffliche Lexicograph der Traditionen, nimmt Gelegenheit das Ṣaḥâḥ zu bekämpfen [1] und an-Nawawî [2] ebenso wie der berühmte Verfasser des مُغْنِي ٱللَّبِيب, Ibn-Hiśâm, [3] widersprechen seinen Angaben häufig; und at-Tebrîzî, welcher namentlich die grosse Anzahl von irrigen Schreibweisen rügt, erklärt ausdrücklich, dass nach seiner Ansicht jene vom Verfasser selbst und nicht vom Abschreiber herrühren. [4] Unter denjenigen, die dem Ṣaḥâḥ gelegentlich widersprechen, finden wir auch von minder hervorragenden Gelehrten: Az-Zenǵânî [5], den Zein al-ʿArab, einen Commentator des مصابيح [6], und

---

[1] as-Sujûṭî's Muzhir II p. ١٩٧

[2] Bl. 50 recto. [Wo ich in dieser Abhandlung die Blattseite citire ohne eine Handschrift zu bezeichnen, beziehe ich mich auf den Cod. Nr. 70 der Leipziger Universitätsbibliothek, auf den ich unten näher zu sprechen komme]. وقال الامام النّووى بعد ما نقل كلامَ الجوهرى والصّواب ان جيحان من المصيصيّة من بلاد الارمن وغلط الجوهرىّ فى قوله جيحان نهر بالشّام

[3] Bl. 49 recto gegen Ǵ. s. r. لمم, wo er angiebt قال لمّا قولمن بمعنى الّا فليس يُعْرف فى اللّغة; ebenso Bl. 55 verso gegen die Bemerkung Ǵ.'s über das Ausrufungswort أيا

[4] Ḥâǵî Chalfa IV p. 92.

[5] Bl. 38 verso: قَرْمآء موضع والجوهرى ذكره بالفآء وهو تصحيف وانّما هو بالقاف

[6] Bl. 33 verso: وما ذكرَهُ الجوهرى مِنَ انّهُ اذا جاوَزَتْ لَفْظَ العَشَرَة ذهب لفظ البضع فلا تقول بضْع وعشْرُونَ مخالف

einen ʿAlî al-Ḳûšaǵî[1] u. a. m. Eine stattliche Reihe von irrigen Schreibweisen, die in al-Ǵauharî's Werk zu finden sind, hat der fleissige Sammler as-Sujûṭî zusammengetragen[2].

Der erste Gelehrte, welcher in grösserem Zusammenhange Ausstellungen gegen das Ṣaḥâḥ vorbrachte, scheint der aegyptische Grammatiker Abû-Muḥammed ʿAbd-allâh ibn Berrî zu sein. Dieser wurde im Jahre 499 d. H. in Jerusalem geboren, machte sprachliche Studien in Andalusien, bürgerte sich aber in Aegypten ein, wo er ein berühmter Gelehrter der šâfiʿitischen Schule wurde; sein Hauptfach war die Sprachgelehrsamkeit, besonders die Grammatik, in welcher er sich dermassen auszeichnete, dass er den Ehrentitel ‚König der Grammatiker' erhielt[3]; er starb im Jahre 582 d. H.[4] oder nach anderen schon im Jahre 565[5], und hinterliess neben anderen Arbeiten sprachgelehrten Inhalts auch Bemerkungen über das Ṣaḥâḥ[6], in welchen er sich die Aufgabe stellt, die Irrthümer in al-Ǵauharî's Lexicon zusammenzustellen und die falschen Angaben desselben zu berichtigen. Dâwûdzâdê, auf den ich im weiteren Verlaufe dieser Beiträge noch ausführlich zurückkomme, benützte die تعليقات des Ibn Berrî fleissig, und seinen Citaten verdanke ich eine Uebersicht über diejenigen Lexiconartikel des Ǵauharî, an welche Ibn Berrî seine Bemerkungen anknüpfte. Die beziehen sich zum grössten Theile auf

---

لما فى الحديث وهو الايمان بضع وسبعون شعبة افضلها لاإِلَهَ إِلاّ اللّهُ وأَدْناهَا إِماطَةُ الأَذى عن الطّريق

[1] Bl. 28 verso, s. v. قبعثرى; Bl. 36 verso, s. v. وَسَعَ

[2] Muzhir II p. ١٩٦—١٩٨

[3] S. diese Sitzungsberichte LVXII p. 249.

[4] Ḥâǵî Chalfa III p. 205.

[5] Cod. Refâʿijjâ Nr. 232. Bl. 60 verso. Diese Hdschr. enthält eine chronologische Zusammenstellung der Sterbejahre berühmter Gelehrter und betitelt sich: المنتهى فى وفيات اولى النّهى verfasst von Ḥamza b. Aḥmed b. ʿAlî al-Ḥuseinî, welcher im IX. Jhd. lebte, seine Studien in Damaskus machte und neben mehreren Werken juridischen Inhaltes auch طبقات اللغويّين والنّحاة verfasste.

[6] *H. Ch.* IV p. 93.

تصحيف's in Apellativis [1] ebenso wie in Eigennamen [2], auf falsche Wurzelangaben [3], sie erstreckte sich ferner auf die Berichtigung von Fehlern in der Erklärung oder Lesung von Dichterversen [4], auf Grammatisches [5] seltener auf geographische Angaben [6]; auch bei al-Ǵauharî fehlende Wurzeln werden ergänzt [7]. Seine Bemerkungen hat der neueste Lexicograph der arabischen Sprache, E. W. Lane fleissig benützt und mit seinem bekannten philologischen Tacte verarbeitet. Ich bemerke, dass auch Dâwûdzâdê, die bereits von al-Bûstî, dem Fortsetzer der Ibn Berrî'schen ḥawâśî herrührenden Bemerkungen zu al-Ǵauharî's Artikeln vom Endbuchstaben س und weiter, immer im Namen Ibn Berrî's citirt, wie dies Lane auch von Anderen berichtet, welche diese ḥawâśî citiren [8]. Darüber, ob er das Werk Ibn Berrî's selbst benützen konnte, oder ob er dasselbe nur aus Glossen und Citaten bei anderen Lexicographen kennen lernte, spricht sich Lane nicht aus. Ibn Mukarrim, der Verfasser des Lexicons ‚Lisân al-'Arab' scheint der erste Lexicograph zu sein, welcher diese ḥawâśî benützte und in seinem Werke verarbeitete [9].

---

[1] Bl. 5 recto, über مُرْجِيَة; Bl. 6 verso über نَبِيثَة; Bl. 36 verso über ورع u. a. m.

[2] Bl. 20ᵇ عبادان; Bl. 27 recto صبارة Bl. 21 verso. مابذ gegen مايذ; Bl. 29 recto مطر; 29 verso هشر; Bl. 44 verso غفل

[3] Bl. 4 verso. حبنطا; Bl. 8 r. تابوت; 23 r. الللّ; 36 r. نبع; 41 r. نبق; 42 r. لوك; 45 r. نذل; ibid. وال; 54 r. سيا

[4] Bl. 8. r. التجاب; 18 r. قلخ; 27 v. عرد; 28 r. عير; 28 verso فتر; 52 v. بذا

[5] Bl. 21 recto wird gegen Ǵ's Aussprache des قل als Nomen geredet; — Bl. 22 verso, Plural von نَخْل; Bl. 46 recto, Plural von أَكْمَة; Bl. 24 verso über Deminutivbildung; Bl. 52 verso, Construction der Phrase بنى باهلة.

[6] z. B. s. v. او; u. a. m.

[7] Bl. 4 recto أتا.

[8] Lane's Preface zu seinem Lexicon p. XIV.

[9] H. Ch. V p. 311. — Lane l. c. p. XIX.

II. Ibn Berrî regte die Literatur der اغلاط الجوهرى an. Er zeigte den Nachfolgern wenigstens diejenigen Stellen im Ṣaḥâḥ, an welchen philologische Akribie Stoff zur Uebung finden könnte, und that dies selbst mit dem Aufwande einer grossen Belesenheit und Gelehrsamkeit [1]. Ein Mann wie Ṣalâh-ad-dîn Abu-ṣ-Ṣafâ Chalîl b. Aibak aṣ-Ṣafadî konnte dieses Gebiet nicht unbebaut lassen, da es ihn vermöge der ganzen Richtung seiner literarischen Thätigkeit zur Betheiligung einlud; er betheiligte sich auch daran in seinem Werke نفوذ السّهم فيما وقع للجوهرى من الوهم. — Wir haben über die lexicologische Neigung as-Ṣafadî's [2] schon in dem ersten Stücke dieser ‚Beiträge' gehandelt [3], wo wir ihn als hervorragenden Repraesentanten der sogenannten ‚grossen Etymologie' einführten, und die Vermuthung aufstellten und zu begründen suchten, dass ein anonymes biographisches Werk über ‚berühmte Einäugige', in dessen Einleitung die eben genannte Methode der Etymologie zur Anwendung gebracht wird, ihn zum Verfasser habe. Ich muss hier, weil wieder von einer lexicographischen Arbeit aṣ-Ṣafadî's handelnd, zu meiner früheren Beweisführung ergänzend nachtragen, dass

---

[1] Ibn Challikân IV p. ٥١ (Nr. 360) وله على كتاب الصّحاح للجوهرى حواشى فائقة أتى فيها بالغَرائِبِ واستدرك عليه فيها (l. فى) مواضع كثيرة وهى دالّة على سَعَةِ عِلْمِه وغزيَرةِ مادّته وعظَمِ اطّلاعه

[2] Es ist mir unbegreiflich, wie er bei as-Ṣachawî (s. Hamaker Specimen Catalogi Codd. Orientalium pag 180) als Schüler des viel jüngeren al-Fîrûzâbâdî erscheinen kann: (scil. الفيروزابادى) وكان مِمّن أخَذَ عنه الصّلاح الصّفدى وأوْسَعَ فى الثّنآء عليه Offenbar liegt hier ein Schreib- oder Editionsfehler vor. Vielleicht wäre eher al-Fîrûzâbâdî als Schüler as-Ṣafadî's denkbar (jener wurde 729 geboren, dieser starb 764), so dass man lesen müsste: وكان مِمّن اخَذَ عن الصّلاح الخ

[3] diese Sitzungsberichte LXVII p. 236 ff.

seit dem ich dieselbe versuchte, meine Vermuthung in positiver Weise genügende Bestätigung fand. Herr Dr. Pertsch machte mich nämlich (in einem Briefe vom Juni 1871) darauf aufmerksam ‚dass sich im asiatischen Museum zu St. Petersburg laut einer Mittheilung bei Dorn (Geschichte jenes Museums p. 285 Nr. 11) ein Buch von aṣ-Ṣafadî befindet, welches Lebensbeschreibungen berühmter Blinden enthält.‘ Diese Notiz veranlasste mich die Güte meines verehrten Freundes, des Herrn Baron Dr. von Rosen zu St. Petersburg in Anspruch zu nehmen, und über genannte Handschrift genauere Auskunft zu erbitten. Diese ergab nicht nur, dass in dem fraglichen Biographienwerke, aṣ-Ṣafadî's Buch: نَكْت الهميان فى نُكَت العميان vorliegt, welches H. Chalfa nicht kennt, und worauf unser Anonymus als auf sein eigenes Werk Bezug nimmt, sondern auch — und dieser Punkt ist für die Geschichte der arabischen Lexicographie von Bedeutung — dass aṣ-Ṣafadî seine etymologische Methode nicht bloss auf die Consonantengruppe عور anwendete, sondern derselben allgemeine Geltung zumuthete. In der Petersburger Handschrift wird nämlich, bevor der Verfasser zum eigentlichen Gegenstand seiner biographischen Arbeit übergeht, eine ganz nach dem Plane der مُقَدِّمة zu dem von uns besprochenen كتاب الشّعور بالعور gearbeitete Einleitung vorausgeschickt, in deren erstem Capitel as-Ṣafadî an der Gruppe عمى ganz in derselben Weise herumspeculirt, wie er in den ‚Einäugigen‘ an der Gruppe عور demonstrirt فانّى قد تَتَبَّعْتُ أَفْرادَ اللُّغةِ العَرَبِيَّةِ فَرَأَيْتُ العَيْنَ المُهْمَلَةَ والميم كَيْفَ ما وَقَعَا فى الغالِبِ وبَعْدَهما حَرْفٌ مِنْ حُرُوفِ المُعْجَمِ لايَدُلّ المَجْموعُ إلّا على خَطٍّ فيه معنى السِّتْرِ او إِذْهابِ البَصَرِ عَنِ الرَّأْى Wir sehen jedoch, dass in dieser Untersuchung der dritte Wurzelconsonant gleichgültig ist, dass also hier eine Methode vorliegt, wie sie im Kleinen auch von al-Beiḍâwî geübt wurde und welche wie ich später nachweisen will[1] von den Sprachgelehrten als besondere Methode des

[1] S. unten ‚Nachträgliches‘ 1.

اشتقاق betrachtet wird. Wir ersehen weiters aus den Worten فانّى قد تتبّعتُ افرادَ اللُّغة العَرَبِيَّةِ, dass as-Ṣafadî diese Untersuchung auf das ganze Wurzelmaterial der arabischen Sprache ausdehnte. Aus den Ergebnissen dieser etymologischen Untersuchungen hat er uns aber ausser den gelegentlichen Abhandlungen über عور und عمى noch eine Probe über die Gruppe جنس geliefert, und zwar gleichfalls gelegentlich einer Einleitung, die er seinem Werke über die Paranomasie جنان الجناس vorausschickte [1]. Er kommt dort zu dem Resultat اعلم ان الجنس الذى هو الاصل لتلك الصِّيَغ ٱلمَذْكورَةِ باخْتِلافها فى الفَصْل مادّتُهُ جنس وهى كيف وَقَعَتْ فى تقديم بَعْضِهَا على بَعْضٍ فى اختلافِ التّركيب لايخرج عن سِتَّة اقسام بطريق الحصر لذلك خمسة منها مُسْتَعْمَلَةٌ وواحد منها مُهْمَلٌ والخمسة المستعملة كيف ما وجدتُ لايخرج معناها عن ٱنْضِمامِ الشَّىء الى ما يُشَاكِلُهُ ويَتَّحِدِ به ويَميلُ اليه ويقرُبُ منه الخ

Das „grosse iśtiḳâḳ" war zwar ein in die arabische Sprachgelehrsamkeit seit Ibn Ǵinnî [2] systematisch eingeführtes Verfahren in der höheren Wortforschung; ich glaube aber nicht, dass irgend Jemand dasselbe in grösserem Massstabe, mit grösserer Consequenz und namentlich mit grösserem Ernst und Eifer ausbeutete als eben unser Ṣafadî. Dies mag wol mit einer Eigenthümlichkeit dieses Gelehrten als Literator zusammenhängen, welche die Kritiker an ihm bemerken wollen. Aḥmed al-Chafâǵî macht nämlich in einem philologischen Sammel-

---

[1] Hschr. des asiat. Museums in St. Petersburg, Nr. 450. Diese Mittheilung verdanke ich auch der Güte des Herrn Baron Dr. von Rosen.

[2] Die Benennung zweier Werke des Abu-l-Ḥasan ʿAlî ar-Ramânî (st. 296) كتاب الاشتقاق الكبير und كتاب الاشتقاق الصّغير (Fihrist I p. ٩٤) bezieht sich wohl auf den Umfang der Werke, nicht auf die Natur des iśtiḳâḳ.

werke, Namens: طراز المجالس [1] die Bemerkung, dass es die Gewohnheit aṣ-Ṣafadî's ist, ‚immer Dinge vorzubringen, mit ‚denen er in stolzem Hochgefühle prunkt, und glaubt, dass ‚seine Vorgänger davon nichts wussten, obwohl dies nur eine ‚selbstgefällige und grundlose Einbildung ist, ganz abgesehen ‚davon, dass aṣ-Ṣafadî in solchen Dingen verräth, die Grund‚lagen der Wissenschaften nicht inne zu haben.' — Wenn nun auch diese strenge und absprechende Kritik in vollem Masse nicht auf die hier in Betracht kommenden Versuche aṣ-Ṣafadî's anzuwenden ist, so kann man doch nicht läugnen, dass sich eine Art von Selbstgefälligkeit und gelehrter Eitelkeit, sowie auch die Sucht mit geistreichen Einfällen zu glänzen, sich in seinen pedantisch gegliederten Einleitungen und namentlich den an der Hand des grossen iśtiḳâḳ gelieferten Worterklärungen abspiegelt. Denselben Eindruck macht auch seine weitschweifige Erzählung,[2] wie er seine Erklärung des Ausdruckes حُمَّى الرِّبْعِ einer grossen Anzahl von ausgezeichneten Gelehrten vorlegte, nachdem er früher von ihnen vergebens eine treffende Erklärung verlangte, und wie seine Auseinandersetzung von Keinem der Anwesenden begriffen wurde mit Ausnahme seines Lehrers, des

---

[1] Hschr. der Wiener Hofbibliothek, Cod. Mixt. Nr. 34 Bl. 85 verso: قُلْتُ وهذا دابُهُ أن ياتى بأُمُورٍ يتبهّجُ بها ويظنّ أَنّ السَّلَفَ غَفَلُوا عنها وهى تَخَيُّلٌ لا أَصْلَ لَهُ سِوَى عَدَمِ إِتْقانِ قَوَاعِدِ العلوم أَلَا تَرَاهُ هُنَا لم يفرق بين التّخلّص والمناسبات القرآنيّةِ الخ. Es handelt sich hier um ein Werk, in welchem as-Ṣafadî die theoretische Figur تخلّص (S. Mehren, Rhetorik der Araber, pag. 145) auf den Koran anwendete, jedoch den Fehler beging, bei dieser Gelegenheit nur das als مناسبات, (nämlich die Erklärung und Nachweisung des rhetorischen Fortganges der koranischen Reden und des logischen Zusammenhanges zwischen den einzelnen Versen) Bekannte, worüber schon von ihm Mehreres geschrieben wurde (vgl. as-Sujûṭî's, Tabaḳât al-Mufassirîn ed. Meursinge p. 131), anzuführen und diese Nachweisungen mit der Figur التّخلّص zu verwechseln.

[2] S. weiter unten das Citat zu ربع in diesem Capitel, wo der Text dieser Stelle mitgetheilt wird.

Ḳâḍî al Ḳuḍât Taḳî-ad-dîn as-Subkî, und von diesem auch erst nachdem er früher eine Weile über diese übrigens höchst simple Erörterung nachdachte; den übrigen Gelehrten musste der Oberḳâḍî die Bemerkung des Ṣafadî erst weitläufig auseinandersetzen, ehe sie in den Sinn derselben eindringen konnten.

Auch er wählte al-Ǵauharî's Ṣaḥâḥ zum Vorwurf einer lexicalisch-kritischen Arbeit. Ich habe leider keine Gelegenheit eine Hschr. des Werkes benützen zu können, und es muss sich daher unsere Kenntniss von aṣ-Ṣafadî's Kritik gegen al-Ǵauharî auf die Citate gründen, die ich dem Codex Nr. 70 der Refa'ijja-Sammlung der Leipziger Universitätsbibliothek entnehme. Die dort angeführten Bemerkungen beziehen sich auf die Artikel: لؤلؤة[1] وَطَأَ[2] بَبَّ[3] توب[4] كرب[5] سعد[6] عرد[7] مجد[8] عسر[9] جشر، حبر، زرر[10] سور[11] وزر، هشر[12] نجز[13] حمس[14] ربع[15]

---

[1] Bl. 6 recto.

[2] Bl. 7 recto واعترض عليه العَلَّامَة الصَّفَدى بان قال هو تعليل عليل وليس ممّا يُشْفِي الغليل

[3] Bl. 7 verso.

[4] Bl. 9 recto.

[5] Bl. 11 recto: هذا تصحيف صَدَر عن ذَكِيٍّ

[6] Bl. 20 recto هذا غلط ظاهر

[7] Bl. 21 recto.

[8] Bl. 22 r.

[9] Bl. 27 verso وقال الصَّفَدى وَجَدْتُ بَعْضَ الأفاضل كتب فى الحاشية فى هذا المكان الخ

[10] Bl. 25 recto.

[11] Bl. 26 recto.

[12] Bl. 29 verso.

[13] Bl. 30 verso.

[14] Bl. 31 recto.

[15] Bl. 34 recto: قال العَلَّامَةُ الصَّفَدى قُلْتُ ولقد سَأَلْتُ جَمَاعَةً فُضَلَاءَ أكابِرَ لِأَيِّ سُمِّيَتْ هذه الحُمَّى الّتى تدع يومَيْن وتَجِيءُ فى الثَّالِثِ حُمَّى الرِّبْعِ وكان حَقُّهَا أن يقال فيها حُمَّى الثِّلْث كما يقول النَّاسُ حُمَّى مُثَلَّثَة فلم أَجِدْ احدًا يهتدى الى

سلع [1] سبا [2], was allerdings den ganzen Inhalt des Werkes نفوذ السهم nicht erschöpfen dürfte. Wir ersehen jedoch aus obigen Citaten, dass unser Verfasser, gleich seinem Nachfolger, den Ǵauharî nicht immer in höflicher Weise angriff, und dass er in seinen kritischen Bemerkungen nicht immer selbstständig verfährt, ja zuweilen eignet er sich auch ohne Weiteres Einwendungen seines Vorgängers auf diesem Gebiete an, was ihm dann auch von dem Apologeten des Ṣaḥâh übel vermerkt wird; [3] er citirt auch ihm vorliegende حواشي eines Gelehrten [4], den er nicht namhaft macht, der aber möglicherweise auch der oberwähnte Ibn Berrî sein könnte. Aṣ-Ṣafadî benützte eine Abschrift des berühmten Abschreibers des Ṣaḥaḥ: Jâḳût ar-Rûmî [5]; er nimmt aber auch auf ein Autograph Bezug, wo es allerdings zweifelhaft bleibt, ob er selbst dies Autograph benützte. [6] Auch in seinem historischen Werke nimmt

---

الجواب والجوابُ عن ذلك إنّها أوّلُ اخْذِها الإنْسَانَ أن تاخُذَهُ أَوَّلَ يَوْمٍ وتَدَعَهُ يومين آخَرَيْنِ ثمّ تاخُذَهُ فى اليَوْمِ الرَّابِعِ فمِن هُنَا سُمِّيَتْ رِبْعًا لاثِلْثًا ولقد سألتُ هذا السُّؤَالَ شَيْخَنَا شيخَ الإسْلامِ قاضِى القُضَاةِ تَقِيِّ الدِّينِ أباالحَسَنِ عَلِيِّ السُّبْكِىَّ قدس سِرُّهُ فَوَقَفَ لَحْظَةً وبَدَرَ الى فَهْمِهِ ثمّ قال نِعْمَ وَشَرَحَهُ وكان فى المَجْلِسِ فُضَلآءُ فما فَهِمُوهُ حَتَّى شَرَحَهُ لهم وزادَهُ بيانًا

[1] Bl. 34 verso.

[2] Bl. 53 v. هذا تَحَكُّمْ مِنَ الجوهرى ودعوى لادليل لهعليه

[3] وقد انتحل ذلكمن الشّيخابن برّى

[4] Bl. 27 verso.

[5] S. v. زرر sagt er كذ وجدته بخطّ ياقوت

[6] Bl. 34 verso. كذا وُجِدَ بخطّ الجوهرى معرفا بالالف واللاَم — Dieses وُجِدَ scheint sich darauf zu beziehen, was Andere vorgefunden, da von autoptischer Erfahrung وَجَدْتُ gebraucht worden wäre.

aṣ-Ṣafadî Gelegenheit eine kritische Bemerkung über al-Ǵauharî zu machen.[1]

III. Nach aṣ-Ṣafadî haben wir unter den Polemikern gegen al-Ǵauharî den Verfasser des Ḳâmûs: al-Fîrûzâbâdî zu nennen. Er schrieb zwar nicht direct ein philologisches Sündenregister des Ṣaḥâḥ, aber durch sein ganzes Werk zieht sich die gegen al-Ǵauharî gerichtete Kritik hindurch, eine Kritik, die bis zum Kleinlichsten und Geringfügigsten ins Gericht geht. Wenn wir seine Ausstellungen aufmerksam betrachten, so können wir al-Fîrûzâbâdî nicht von einer gewissen Leidenschaftlichkeit freisprechen, mit welcher der orientalische Autor die Mängel desjenigen Vorgängers erbarmungslos und ohne Nachsicht blosslegen zu müssen glaubt, dessen Werk durch das seinige eben überflüssig werden soll. Daher kommt es auch, dass seine gegen den grossen Vorgänger geschleuderten Ausdrücke nicht immer die zartesten und gewähltesten sind, dass z. B. تصحيف قبيح, ferner تحريف شنيع oder تصحيف كلام ضائع oder ووهم الجوهرى وهما فاضحًا, so wie فا ضح und das noch stärkere باطل مردود u. a. Ausdrucksweisen neben dem gelinderen وهم nicht zu den Seltenheiten gehören[2], obwohl sich al-Fîrûzâbâdî in seiner Einleitung[3] entschieden gegen die Zumuthung verwahrt, als wollte er seinen Vorgänger herabsetzen. — Er benützte ein Autograph des Ṣaḥâḥ[4], allerdings nur soweit der Verfasser selbst in der Lage war, dasselbe zu redigiren, damit an Stellen, wo dem Ǵauharî ein taṣḥîf

---

[1] Bl. 48 recto قال الصّفدى فى تاريخه قال التبريزى تبع الجوهرى خاله ابراهيم الفارابى صاحب ديوان الادب فى غلط هذا المَوْضِع

[2] Z. B. s. v. جيا, فكه, قرقف, واص, لزج, زرر u. a. m. Einleitung p. ٢ (der türkischen Ausg.) واختصصت كتاب الجوهرى مِنْ بين الكتب اللغويّة مع ما فى غالبه من الاوهام الواضحة والأغلاط الفاضحة

[3] p. ١٧ der türkischen Ausgabe.

[4] s. v. كوس, هَدَأ, بشر

nachgewiesen wird, der Fehler nicht auf Rechnung späterer Abschreiber gesetzt werden könne.

Die Mängel, die er an dem Ǵauharîschen Werke im Allgemeinen auszustellen hat, bespricht er im Ganzen und Grossen in seiner Einleitung zum Ḳâmûs. Er vermisst vor allen Dingen im Ṣaḥâḥ viele Artikel, ja — wie al-Fîrûzâbâdî sich ausdrückt — ‚die Hälfte des arabischen Sprachschatzes oder noch mehr‘, [1] ein Mangel übrigens, den auch der Verfasser des ‚Lisân-al-'Arab hervor hebt, indem er sagt: al-Ǵauharî's Werk repräsentire in der Atmosphäre der Sprache nur ein winziges Stäubchen und in ihrem Meere nur einen Tropfen.‘ [2] Mehrere hundert Jahre später musste al-Fîrûzâbâdî denselben Vorwurf von Seiten des gelehrten Holländers Albert Schultens [3] über sich ergehen lassen: ‚Neutiquam tamen omnia exhausisse ‚judicandus est. Certe quam plurima a me in priscis fontibus ‚reperta, quorum mentio in Camuso nulla. Nec mirum; nullus ‚enim Thesaurus tam copiosus, qui non nova copia cumulari ‚queat, quum nec unius sit hominis omnia legere, nec si legerit, ‚omnia excerpere atque observare.‘

Zweitens erwähnt al-Fîrûzâbâdî die Menge der تصحيف's und تحريف's, denen er im Ṣaḥaḥ begegnet [4], besonders aber die in der Schreibung von Personen- und geographischen Eigennamen verübten Fehler [5] neben anderen mehr die Erklärung als die Schreibung betreffenden Irrthümern, die sich auf Eigennamen, besonders auf geographische beziehen. [6] Ausser den Verbesserungen dieser Art, welche neben der Ergänzung von bei al-Ǵauharî gänzlich fehlenden Artikeln, den Hauptbestandtheil der Polemik al-Fîrûzâbâdî's ausmachen, erstrecken sich die widersprechenden Bemerkungen des Letzteren noch auf die Festsetzungen von Wortbedeutungen, [7] auf die Interpretirung

---

[1] Türk. Ausg. p. ١٣

[2] Ḥâǵî Chalfâ V p. 311.

[3] Origenes hebraeae p. 280.

[4] Einleitung pag. ١٨

[5] s. v. فرم، ساح، سدوم، مطر، ميد u. a. m.

[6] s. v. عنه، طين، هبد، وج، مؤنه، شطا، سما، التوام، عرف حنيف u. a. m.

[7] s. v. نزه، رطم u. a. m.

von Dichtercitaten [1] oder auch auf die Fassung des Verstextes selbst oder auf die eines citirten Sprichwortes. [2] Zuweilen ergänzt al-Fîrûzâbâdî die Quellenangabe, wo diese bei al-Ǵauharî mangelhaft oder gar nicht angegeben wird; oder er berichtigt die Quellenangabe seines Vorgängers, wenn er dieselbe für falsch hält, wie wenn z. B. al-Ǵauharî etwas als مَثَل anführt, was ein Traditionssatz ist, oder umgekehrt [3], obwol die Traditionskunde und die Genauigkeit in den إسْناد's, wie Taḳî-ad-dîn al Fârisî bemerkt [4] eben nicht die stärkste Seite des Fîrûzâbâdî war. Bisweilen mäkelt er an al-Ǵauharî's Angaben in kleinlicher Weise, wie wenn er vom Sachlichen ganz absehend, die Ausdrucksweise seines Vorgängers rügt [5], oder ihm als Fehler anrechnet, dass er in grammatisch-terminologischem Sinne einmal vom Singular واحد sagt, wo von einem nomen feminini generis die Rede ist. [6] Die Absichtlichkeit, mit welcher er den Fehlern im Ṣaḥâḥ nachjagt, leuchtet an einer Stelle hindurch, wo er sich in einem Zuge über neun Irrthümer hermacht. [7]

In dieser Dornenlese war er nicht immer selbständig. Wie man schon aus obigen Citaten sieht, und wie besonders auch Lane hervorhebt, [8] welcher auf die compilatorische Art des Ḳamûs besonders hinweist, schreibt er seine Kritik häufig seinem Vorgänger in derselben, dem Ibn Berrî, nach, was auch, um dies schon an dieser Stelle vorweg zu nehmen,

---

[1] s. v. هركلة, سند, ببّ u. a. m.

[2] s. v. كرب, لغا, بذا, زوال u. a. m.

[3] s. v. حطم, رقأ, نشل, محل u. a. m. vgl. قرقف, دن

[4] bei Ḥâǵî Chalfa IV p. 494.

[5] z. B. s. v. سحل

[6] s. v. قدم

[7] s. v. سلع. Dâwûdzâde macht jedoch die Bemerkung (Bl. 35 recto)

ولم يُبَيِّنْ وَجْهَ غلط واحدٍ مِن الأَغْلَاطِ ٱلتِّسْعِ فَضْلاً عَنْ جَمِيعِهَا على ما هو دَأْبُهُ

[8] Preface zum arabisch-englischen Wörterbuch p. XVII.

besonders Dâwûdzâdê fast bei jedem Artikel gelungen ist, indem bei diesem Verfasser die Phrase: وقد سَبَقَهُ فى ذلك الشَّيْخ ابن بَرّى, in Bezug auf al-Fîrûzâbâdî zu den stehenden Phrasen gehört.[1]

IV. Es muss noch, bevor wir an die Apologeten al-Fîrûzâbâdî's gehen, erwähnt werden, dass auch in den Compendien des صحاح, d. h. in denjenigen Werken, welche systematische Auszüge aus dem grossen Ǵauharî'schen Werke liefern, und den bedeutenden Umfang des Lexicons durch Weglassung der شواهد und sonstige Verkürzungen des Textes herabmindern, die Verfasser — oder besser gesagt: die Verfertiger dieser Auszüge — nicht selten die ursprünglichen Angaben des Ǵauharî kritisiren und berichtigen; so wie dies auch bei anderen مختصرات, beispielsweise bei dem مختصر العين von az-Zubeidî der Fall ist, welches auch wegen dieser und noch vieler anderen Eigenschaften von den arabischen Recensenten zu jener Classe von Auszügen gerechnet wird, welche das Grundwerk an Vorzüglichkeit überragen.[2] — In dieser Hinsicht müssen daher die ‚Compendien des Ṣaḥaḥ' bei Gelegenheit der Besprechung der kritischen Literatur auch genannt werden, obwol in denselben die Kritik nur eine gelegentliche und keine direct unternommene ist.

Dâwûdzâdê citirt einige Male ein Buch mit dem Titel الزّاموز, welches auch zur Ǵauharîliteratur zu gehören scheint. Ich habe nichts Näheres über dieses Werk finden können,

---

[1] Auch aṣ-Ṣafadî's Vorarbeit wurde ohne Zweifel von seinem Nachfolger genügend ausgenützt. Wenigstens ist an vielen Stellen eine ziemlich treue Uebereinstimmung zwischen den Bemerkungen beider nicht zu übersehen.

[2] as-Sujûṭî im Muzhir I p. ۴۴ قال ابو الحسن الشّارى فى فهرسته كان شيخنا ابو ذرّ يقول المختصرات التى فضلت على الأمّهات اربعة مختصر العين للزّبيدىّ ومختصر الزّاهر للزّجاجىّ ومختصر سيرة ابن اسحق لابن هشام ومختصر الواضحة للمفضّل بن سلمة

glaube jedoch, dass es im X. Jahrhundert der Higra verfasst worden ist. Es enthält kritische Bemerkungen zum Ṣaḥâḥ, wie z. B. diejenige, welche Dâwûdzâdê s. v. بضع [1] und s. v. شوش [2] anführt; doch hat der Verfasser, wie ich aus den Anführungen ersehe, den Ǵauharî nicht immer nur der Kritik unterzogen, sondern ihn auch zuweilen in Schutz genommen, wo er, wie z. B. vom Verfasser des مختصر الصّحاح angegriffen wird. [3]

V. Des Fîrûzâbâdî grosse Autorität auf dem Gebiete der arabischen Lexicographie mochte es lange unmöglich machen, den Versuch zu wagen, ihn auf diesem Felde anzugreifen oder die Stichhaltigkeit seiner Angaben zu bezweifeln, geschweige denn zu bestreiten. ‚Al-Fîrûzâbâdî war' so sagt ein biographischer Schriftsteller ‚der letzte unter denjenigen Gelehrten am Ende

---

[1] Bl. 33 verso. وقال صّاحب الرّاموز قوله ولا ينهى عنه بعد قوله ولا يجوز تناقض بحسب الظّاهر الّا أن يقال ان ائمّة اللّغةِ لم يجَوِّزوا استعمالَهُ فلو اَسْتَعْمَلَ مُسْتَعْمِلٌ قياسًا لم يَمْنَعُوه إذ عدم تجويزهم ذلك ليس مبنيّا على الدّليل بل وُجد فيما بينهم هكذا غير مستعمل كما انّهم منعوا إِطْلَاقَ لَفْظِ اَلْبضع فيما فَوْقَ العَشَرَةِ ولم يجَوِّزوا أن يقال بضع وعشرين مع انّهُ وَقَعَ فى كَلَامِ الفُصَحَاء وحتّى فى الحديث

[2] Bl. 81 verso.

[3] Bl. 43 verso. Ueber die Bemerkung al-Ǵauharî's, dass die Anwendung der Admirativform bei passiver Construction nicht gestattet ist: قال صاحب المختصر تعليله يوهِمُ انّه اذا تسمّى فاعله يجوز وليس كذ لك الخ واجاب عنه صاحب الرّاموز بان قال معناهُ عن فعل لم يسمّ فاعله وهو المجهول انتهى واصاب فيما قالَهُ Ebenso vertheidigt er auch s. v. بتّ (Bl. 12 recto.) den Ǵauharî gegen مختصر.

'des VIII. Jahrhundertes,[1] welche alle ihre Zeitgenossen in 'einem Fache übertrafen; und zwar: der Śeich Sirâǵ-ad-dîn 'al-Bûlḳainî in der śâfi'itischen Rechtsgelehrsamkeit; der 'Śeich Zein-ad-dîn al-'Irâḳî in der Traditionswissenschaft; 'der Śeich Sirâǵ-ad-dîn ibn al-Mulakkin was die Menge 'seiner Werke auf dem Gebiete der Rechts- und Traditions-'wissenschaft betrifft; der Śeich Śems-ad-dîn al-Fanârî in 'Betreff der Beschäftigung mit allen speculativen und auf Tradition 'beruhenden (a prioristischen und a posterioristischen) als auch 'philologischen Wissenschaften; der Śeich Abû 'Abd-allâh 'ibn 'Arafa in der mâlikitischen Rechtsgelehrtheit und den 'übrigen Wissenschaften im Mag'rib, und endlich der Śeich 'Meǵd-ad-dîn aś-Śîrâzî in der Kenntniss der Sprache'.[2] Es hielt demnach für die Gelehrten des folgenden Jahrhundertes schwer, die Vertheidigung des Ǵauharî gegen die schwer wiegende Autorität des Ḳâmûs zu versuchen; und sie blieb auch lange unversucht. Allerdings finden wir hier wieder gelegentliche apologetische Bemerkungen zu Gunsten al-Ǵauharî's; ich nenne in diesem Betreff Bedr-ad-dîn Muḥammed ad-Damâmînî (starb 828), den Commentator zweier Werke

---

[1] d. h. in unserem Sinne des: IX. Jhdertes. Vrgl. meine Abhandlung über Sujûṭî in diesen Sitzungsberichten Bd. LXIX p. 14 Anmerkung 1.

[2] Tâś köprüzâde's, aś-Śaḳâ'ik an-No'mânijja. (Hschr. der Wiener Hofbibliothek. H. O. Nr. 122. Bd. I Bl. 15 recto. وهو آخر مَنْ مات مِنَ الرُّوساء الذين أنفَرَدَ كُلٌّ منهم بفَنٍّ فاقَ أقْرانَهُ على راسِ القَرْنِ الثّامِنِ وهم الشَّيْخُ سِراجُ الدّينِ البُلْقَيْنيِ فى الفِقْه على مذهَبِ الشّافِعِيّ والشَّيخ زين الدّين العراقى فى الحديث والشَّيخ سراج الدّين بن المُلَقِّنِ فى كثرةِ التَّصَانيف فى فنّ الفقه والحديث والشّيخ شمس الدّين الفَنَارى فى الاطّلاعِ على كُلِّ العلوم العَقْلِيَّةِ والنَّقْلِيَّةِ والعَرَبيَّةِ والشَّيْخ ابو عبد اللّه بن عرفة فى فقه المالِكِيَّة وفى سائر العُلُومِ بالمغرب والشّيخ مجد الدّين الشّيرازى فى اللّغةِ

des Ibn Hiśâm, des كتاب التّحصيل والتّفصيل und des مُغْني اللّبيب [1]. In diesen Commentaren nimmt er an ein Paar Stellen Gelegenheit al-Ǵauharî gegen al-Fîrûzâbâdî zu vertheidigen; an einer Stelle erwähnt er, dass er das Ǵauharî-exemplar des Collegiums des Ǵemâl ad-dîn benützte, auf Grund dessen er die Schuld des تصحيف vom Ṣaḥâḥ abwälzt.[2]

Ein anderer Vertheidiger des Ǵauharî ist der Śeich al-Ḳarâfî al Miṣrî; er nimmt den Verfasser des Ṣaḥâḥ in Schutz gegen kleinliche Angriffe des Fîrûzâbâdî, wie z. B. wenn er ihm Verstösse gegen die Sprachregeln nachzuweisen strebt,[3] oder wo er die vom Fîrûzâbâdî gewünschte Lesart in Handschriften des Ṣaḥaḥ selbst vorfindet;[4] ja er ergreift auch dem Ḳâmûs gegenüber die Offensive, wenn er sich die Freiheit nimmt an demselben grammatische Fehler zu corrigiren, wie er dies z. B. einmal thut, wo al-Fîrûzâbâdî den Ausdruck

---

[1] Ḥâǵî Chalfa II, 292, V, 657.

[2] Bl. 53 verso: قال الفاضل الدّماميني فى شرح مغنى اللّبيب فى الباب الثّالِثِ المَسْعَاةُ المَكْرُمَةُ ثمّ نَقَلَ عِبَارَةَ الجَوْهَرِيّ مِنَ الصّحَاحِ وتَغْلِيطَ صاحِبِ القامُوسِ إيّاهُ فى قَوْلِهِ قال بدل فى الكَرَم فى الكَلَامِ والشّارِحُ آلْمُسَمّى تَصَدّى للجَوَابِ بقَوْلِهِ اقولُ الذى رَأَيْتُهُ فى نُسْخَةِ الصّحَاحِ التى أُرَاجِعُهَا وهى نُسْخَةٌ فى مَدْرَسَةِ جمالِ الدِّينِ والمَسْعَاةُ واحِدَةُ المَسَاعى فى الجُودِ والكَرَمِ انتهى

[3] Bl. 49 recto: وقَوْلُ الفيروزابادى القَدَمُ الرِّجْلُ مُؤَنَّثَةٌ قدم الجَوْهَرِيّ واحِدُ الأَقْدامِ سَهْوٌ صَوَابُهُ واحِدَةٌ انتهى ولقد أَقْدَمَ الشَّيْخُ بَدْرُ الدِّينِ القَرَافِيّ المِصْرِيّ على الجواب قائلًا ولَعَلَّهُ ذَكَرَهُ باعْتِبَارِ العَضْوِ

[4] Bl. 53 verso bringt er dasselbe vor, was ad-Damâmînî oben Anm. 2.

gebraucht: القَوْسُ الغَيْرُ المَسْقُوفَة.[1] Er vertheidigt den Ǵauharî auch gegen einen Angriff des Ṣafadî in Betreff der Anwendung des Artikels vor dem Bergnamen سَلْعٌ[2]

Wir kennen zwei Gelehrte Namens al-Ḳarâfî al Miṣrî, welche aber beide im VII. Jhd. lebten, also in dieser kritischen Literatur nicht in Betracht kommen können; der eine (geb. 626), Verfasser des Werkes عقد المَنْظُوم فى الخصوص والعموم;[3] der andere (st. 684) bekannt durch seine juridischen Werke in mâlekitischem Sinne und durch sein polemisches Werk gegen Juden und Christen, das die Leidener und Oxforder Bibliothek unter ihren Handschriften besitzt.[4] Unser Ḳarâfî muss im X. Jhd. gelebt haben.

Die Literatur zur Vertheidigung al-Ǵauharî's beginnt ihr eigentliches Leben gegen das Ende des X. Jhd. und blühte namentlich unter den Gelehrten der europäischen Türkei, wenigstens die beiden Repräsentanten der Vertheidigung al-Ǵauharî's, welche der Bibliograph der muhammedanischen Literatur namhaft macht, gehören beide diesem Lande an, und blühten beide am Ende des X. Jhdertes.[5] Nicht als ob in der westlichsten Provinz des osmanischen Reiches das Studium der arabischen Lexicologie sich einer besonderen Bevorzugung zu

---

[1] Bl. 35 verso: ثمّ قال الفيروزابادىّ الفَرْعُ القَوْسُ الغَيْرُ المَسْقُوفَة واَعْتَرَضَ عليه الشّيخ القرافى المصرى بانّهُ ادْخَلَ اللاَّمَ على غَيْرٍ ومَنَّعَهُ بعضهم

[2] Bl. 34 verso: واجاب عنه بعضهم وهو بدر الدّين القرافىّ المصرىّ بان قال حرف التّعريف قد يُزَادُ فى الأَعْلَامِ كالفَضْلِ والحارث لا للتَّعْريف بل للمح الصفة فيكون ذكره وحذفه سيّانِ

[3] H. Ch. IV. p. 234.

[4] Cod. Warner Nr. 173. Vgl. Nicoll p. 78. cod. XLIX, und p. 512.

[5] H. Ch. IV. p. 491.

erfreuen gehabt hätte; denn es ist ja allbekannt, dass in dieser Beziehung die östlichen Länder Asiens, besonders Persien und das weitere Mittelasien, der gelehrten Literatur viel Tüchtigeres und Denkwürdigeres lieferten. Verdanken wir ja die beiden Säulen der arabischen Lexicographie, mit denen wir uns in dieser Abhandlung beschäftigen, gleichfalls diesen östlichen Ländern! — In der europäischen Türkei, sowie in allen unmittelbaren Provinzen des Grossherrn, strömte die studirende Welt mehr jenen Wissenschaften zu, welche in der Staatsverwaltung und in den besteinträglichen Staatsämtern Verwendung finden konnten, durch welche man wenigstens Ḳâḍî oder sonst irgend welches Administrationsorgan werden konnte, — also der streng genommenen Theologie, dem fiḳh. Andererseits dürfen wir nicht meinen, als ob das im ganzen muhamedanischen Osten gehegte und gepflegte علم العَرَبِيَّة hier ganz vernachlässigt worden wäre. Wenn wir die biographischen Werke der Osmanli's befragen, so finden wir hin und wieder Daten, die uns eben das Gegentheil beweisen. — Unter Murâd 'Gâzî's Regierung konnte ein Lehrstuhl, bei dessen Besetzung es der Verfügung des Stifters gemäss die erste Bedingung war, dass der betreffende Mudarris das Ṣaḥaḥ des Ǵauharî ganz auswendig wissen muss, einem Gelehrten der Türkei verliehen werden;[1] und zur Zeit Muhammed Chân's wird der Molla al Melîḥî als Orakel in lexicographischen Dingen für seine Zeitgenossen erwähnt; er konnte jede lexicalische Schwierigkeit aus dem Ṣaḥâḥ, das er auswendig wusste, lösen.[2]

---

[1] Ṭâśköprüzâde aś-Śaḳâiḳ an-No'mânijja Bd. I. Bl. 10 recto: s. v. Ǵemâl-ad-dîn al-'Aksarânî وكان رحمه اللّه مُدَرِّسًا فى بلاد قرمان بمدرسة مشتهرة بالمدرسة المُسَلْسَلَةِ وقد شَرَطَ بانيها أن لايُدَرِّس فيها إلَّا مَنْ حَفِظَ الصَّحَاحَ للجوهرىّ فتعيّن لذلك الشّيخ جمال الدّين فى زمانِهِ

[2] ibid. Bl. 75 verso. s. v. al Mollah al Melîḥi: وكان المولى الوالد رحمه اللّه يقول كان الصّحاح للجوهرى فى حِفْظِ المولى

Aber was bedeuten vereinzelte Daten aus einem Werke, in welchem Hunderte von Gelehrten erwähnt werden? Dasselbe Resultat ergiebt sich auch, wenn wir die türkische Gelehrtengeschichte jener Zeit untersuchen, welcher die beiden türkischen Apologeten al-Ǵauharî's angehören. Ein Studium des ذيل شقائق von Nau'izâdê 'Aṭâ'î hat uns auch nicht allzuviele Namen geliefert, denen wir in der Geschichte der Lexicographie einen Platz einräumen könnten. Es werden zwar in dem ungefähr achthundert Biographien fassenden Werke einige Namen genannt, deren Träger in den فنون العربيّة sich ausgezeichnet haben,[1] aber literarische Bedeutung haben kaum einige von allen diesen. Ich will diejenigen, von denen dies doch nachzusagen wäre, auf Grund meiner Quelle namhaft machen. Mollah Muṣṭapha b. Śems-ad-dîn, welcher aus Ḳara ḥiṣâr stammte und im Jahre 968 in Kûtâhija starb, wird als grosser Kenner der arabischen Sprachwissenschaft gerühmt; er schrieb auch ein Lexicon (freilich ein türkisches) von welchem unser Gewährsmann bemerkt, dass er es in drei Ausgaben, in einer grossen, mittleren und kleinen, bearbeitete, und dass der Werth dieses Werkes den des Ṣaḥaḥ und

---

المليحى قال واذا أَشْكَلَ علينا لُغَةٌ كُنّا نُرَاجِعُ اليه وكان يَقْرَأُ علينا مِنَ الصَّحَاحِ ما يَتَعَلَّقُ بتلك الكَلِمَةِ مِنْ حِفْظِهِ

[1] Ich stelle hier die Stellen des Nau'îzâdê'schen Biographienwerkes zusammen, an welchen solche sprachgelehrte Türken genannt werden: p. ٣. Ni'met Allâh b. 'Alî st. 969; p. ٤٥ Muḥammed b. Ibrâhîm al Ḥalebî st. 972; p. ٢٣٠ Ibrâhîm b. Kâsim al Ḥalebî st. 983; p. ٢٣٢. Aḥmed Bosnawî st. 983; ٢٣٥ Maḥmûd b. Aḥmed Bezenzâdê st. 983; ٢٣٩ Muḥammed b. 'Abd-al-'Azîz st. 931; ٢٥٢ Aḥmed b. Muḥammed b. Ramaḍân st. 989; ٢٦٦ Mollah Muḥammed st. 990; ٢٧٢ Molla Ǵa'far aus Monastîr st. 990; ٢٧٣ Hasan Ma'âniǵî st. 990; ٢٨٠ 'Alî b. Bâlî st. 292; ٣١٤ Muḥammed Salâmîzâdê st. 998; ٣١٩ Muḥammed Neilî st 997; ٥٣٦. Sînân-ad-dîn Jûsuf st. 1019; ٥٤١ Feiz-allâh st. 1020; ٥٤٤ Molla Ǵelâl st. 1020; 'Alî Kâbil st. 1024; ٦٤٠ Muḥammed b. Ḳara Dâwûdzâdê st. 1026. ٦٨٧ Muḥammed b. Jûsuf al Baḥtî st. 1033; ٧٢٩ 'Omar b. Muḥammed st. 1039; ٧٣١ Muḥammed Bêg. st. 1039; ٧٣٤ Muḥammed b. Muḥammed st. 1040; ٧٥٠ Mollah 'Abd-allâh st. 1042.

des Ḳâmûs bei weitem übertrifft.[1] — ʿAbd-ar-Raḥmân b. Sîdî ʿAlî, welcher 983 starb, hinterliess حواشى zum Ḳâmûs;[2] desgleichen ʿAbd-ar-Raḥmân ʿAlemśah (st. 987).[3] Der im Jahre 1006 gestorbene Mollah Muḥammed ʿAjśî schrieb ein Compendium des Ṣaḥâḥ, welches viel nützlicher angelegt ist als das am meisten gebrauchte: مختار الصّحاح[4]

Der am Ende des X. Jahrhundertes gepflegte Geschmack an lexicalischen Studien, findet den sprechendsten Beweis in dem Bedürfniss nach einer türkischen Uebersetzung des Ṣaḥaḥ, ein Bedürfniss, welches der Gelehrte Wân Ḳulî befriedigte.[5] Dieser Uebersetzer führte ein sehr bewegtes Leben; es ist eine continuirliche Reihe von Versetzungen von einem Orte an den anderen.[6] Das allererstemal begegnen wir ihm als Professor an der Akademie des Maḥmûd Paśa, im Jahre 970; zwei Jahre später docirt er bereits an der Chânḳâhakademie, wird aber 974 wieder abgesetzt, um 976 an der Hochschule des

---

[1] ibid. p. ٢. بتخصيص علم لغته أتمّ انتسابى وفنّ عربيّتده وايهء نصابى وار ايدى مشهور اولان تركى لغتى ترتيب ايدوب كاه تطويل وكاه تهذيب ايتمكله اكبر واوسط واصغر نامى ايله اوچ نسخه ايتمشدر علمآء ساده ميانندە قدرى قاموس وجوهرى‌دن زياده در بوندن ماعدا مسائل فقهيّه‌دن بر مرتب مجموعه‌سى واردر جامع اللّسان تسمية ايتمشدى

[2] ibid. p. ٢٣١

[3] ibid. p. ٢٥٩

[4] ibid. p. ٥٢٣ صحاح جوهرى لغتن ايجاز ايدوب مختاردن زياده نافع كتاب ايتمشدى

[5] Für das Aufblühen der lexicologischen Studien in der Türkei um diese Zeit kann auch die von Ṭâśköprüzâdê erwähnte Notiz angeführt werden, dass Sultan Bajazîd II. امر المتدرّسين بالمدارس الثمان ان يجمعوا بين الكتب الستّة من علم اللغة (cod. الفقه) كالصّحاح والتكملة والقاموس ومثل ذلك (Śakâik I Bl. 100 verso).

[6] Die biographischen Notizen schöpfe ich aus Nauʿîzâdê p. ٣١٩

'Alî Paša, eine Anstellung zu erhalten. Auch an dieser hält er nicht lange aus, denn im Jahre 979 nimmt er das Amt des Ḳara Muḥammed als Mufti von Rhodus ein; in derselben Eigenschaft finden wir ihn im Jahre 982 in Magnesia; wieder 988 als Ḳâḍî von Salonichi und 989 als Ḳâḍî von Amasia. Im Jahre 991 wird er wieder seines Amtes entsetzt und mit 80 Akče pensionirt, bis er 997 als Ḳâḍî von Jenišehr auftritt. Auf sein eigenes Verlangen wird er von dieser Stelle bald enthoben, und nachdem er im Jahre 998 noch eine Ḳâḍîstelle einnahm, starb er im Jahre 1000. Es wird ihm grosse Uneigennützigkeit nachgerühmt, was allerdings bei türkischen Ḳâḍî's nicht zu den alltäglichen Erscheinungen gehört. Was seine literarische Thätigkeit anbelangt, so sind seine Werke zumeist rechtswissenschaftlichen Inhaltes; er übersetzte auch das Buch كيميا السَّعادة von Al-'Gazâlî ins Türkische, [1] und verpflanzte auch das Lexicon des Ǵauharî in die osmanische Literatur. ‚Ein Exemplar dieses letzteren Werkes legte er in der Moschee des Sultan Muhammed nieder, damit es Jeder, der dessen bedürfte, benützen könne'. [2]

Das Werk ist auch in anderer Beziehung bemerkenswerth: es ist das erste Product der von Aḥmed III. gegründeten und von Ibrâhîm Basmaǵi dirigirten türkischen Staatsdruckerei: 1141 (1728). Nachher wurde es noch zweimal gedruckt: 1757 in derselben Staatsdruckerei, und eine höchst schlechte Ausgabe Scutari 1803. [3]

VI. Unmittelbar nachdem Wânḳulî das Lexicon des Ǵauharî dem türkischen Publicum zugänglich machte — denn aus dem Umstande, dass sich ein so hervorragender Gelehrter die Mühe der Uebersetzung nicht verdriessen liess, können wir schliessen, dass das Original nicht mehr Jedem, der dessen bedurfte, zugänglich war — treten auch die beiden Apologeten des Ṣaḥâḥ auf; Dâwûdzâdê und Uweis b. Muhammed. Wir

---

[1] Dieses Buch wurde mehrfach in die türkische Sprache übertragen.

[2] Nau'îzâdê l. c. جامى سلطان محمّديده برنسخه وضع ايلمشدر محتاج اولانلر منتفع اولورلر

[3] S. Toderini Leteratura Turchesca, Tomo III p. 21—24, — Biographie universelle Bd. XI p. 446.

dürfen daher mit Recht voraussetzen, dass irgend ein Zusammenhang zwischen der Uebersetzung und dieser Vertheidigungsliteratur besteht, wenn auch kein directer und causaler, so doch derjenige, dass beide auf ein Wiederaufleben der lexicalischen Wissenschaft in der Türkei schliessen lassen

Wenden wir uns vorerst zu dem Buche Dâwûdzâdê's. Der volle Name des Verfassers ist: Muḥammed b. Muṣṭapha b. Dâwud b. Kemâl, oder Muḥammed b. Muṣṭapha ad-Dâwûdî; bekannt ist er noch unter dem Namen Ibn Iljâs Dâwûdzâdê. Sein Werk das er ebenfalls als eine Art حواشى zum Ḳâmûs anlegte [1] führt den Titel: الدّرّ اللّقيط فى اغْلَاطِ القَامُوسِ المُحيط التى الفيروزابادى عزاها للجرهرى. Es lag mir in einer Handschrift der Leipziger Universitätsbibliothek vor, wo es No. 70 der Refâ'ijja-Sammlung bildet. Der Codex umfasst 55 Blätter in quarto zu 29 Zeilen und wurde nach dem Autographe des Verf. abgeschrieben. [2] Biographisches Material hat sich mir ausser dem, was ich aus dem Buche selbst schöpfen konnte, in Bezug auf diesen Gelehrten nicht dargeboten. Im biographischen Werke Nau'îzâdê's vermissen wir einen Artikel über Dâwûdzâdê. Nur soviel ersehen wir aus Ḥâǵi Chalfa, der das uns hier beschäftigende Werk kennt, dass der Verfasser im Jahre 1017 der Hiǵra starb. [3]

Ich entnehme aus mehreren Stellen seines Werkes, dass unser Verfasser eine Art von Melancholikus sein mochte, der mit sich und der Welt unzufrieden, immer über Zurücksetzung

---

[1] Das Titelblatt bietet die Aufschrift: هذه حاشية على القاموس المحيط والقابوس الوسيط للعبد الفقير الى الله الغنى القادر المتعالي محمّد بن مصطفى الخ

[2] Auf dem Titelblatte sind zwar die Worte zu lesen: وقد شَرَّفَنيِ الأخ الأَعَزّ الاوحدى الاعلمى الغبوى باستكتابها بمدينة دمشق المحروسة; doch scheinen diese aus dem Autographe mit copirt worden zu sein! denn der Zustand der Hschr., namentlich einige Lücken (بياض) deuten darauf, dass wir es hier mit keinem Autograph zu thun haben. z. Bl. 34 verso وامّا ابن . . . . فذكر

[3] H. Ch. IV p. 491.

und Verkennung klagt. Schon in der Einleitung, die wir weiter unten kennen lernen werden, bricht er in bitteren Worten über sein Loos aus. Dann deutet er seine Missmuthigkeit und seine herabgestimmte Lebenslust im Laufe des Werkes im Vorbeigehen an. ‚Die Kümmernisse mit denen mein Gemüth überhäuft ist, gestatten mir nicht, dass ich die wahre Sachlage weitläufiger auseinandersetze‘ sagt er am Schlusse eines grammatischen Excurses.[1] Bei Gelegenheit der Wurzel شرف sagt er ferner: ‚Al-Fîrûzâbâdî sagt: الشَّرَفُ bedeutet eine Anhöhe, einen hohen Ort; dann auch einen bestimmten Platz in Sevilla, von welchem auch Abû Isḥâḳ Ibrâhîm b. Muḥammed, ein Prediger und Polizeipräfect Cordova's seinen Namen hat. Das ist wunderbar! (dass nämlich die nisba auf einen einzelnen Platz einer Stadt zurückgeht). Hätte der Imâm al-Fîrûzâbâdî unsere Zeiten erlebt, so hätte er wunderbarere und befremdendere Dinge als dies ist, gesehen‘.[2] Blatt 36 recto nimmt der Verfasser, die Gelegenheit geradezu vom Zaune brechend, Anlass sein Herzleid in ausführlicherer Weise zu klagen. Wir erfahren hier, welcher Art denn eigentlich die Unbill gewesen sei, welche ihm von seinen Zeitgenossen angethan wurde; er verräth die Ursache seines galligen Unmuthes, dem er gleich in der Einleitung in dunkler und unbestimmter Weise Luft machte. An der Wurzel ودع arbeitend, bei welcher ihm al-Fîrûzâbâdî gar keine Gelegenheit gab, den Verfasser des Ṣaḥâḥ in Schutz zu nehmen, citirt er ein langes Stück aus dem Ḳâmûs um an dieses Citat den Ausdruck seines durch gekränkte Eitelkeit und unverdiente, ja ungerechte Zurücksetzung erregtem Missmuthes anzuknüpfen. Er verräth uns, dass er in die Classe jener Gelehrten gehörte, denen irgend ein Lehrstuhl an einer Hochschule, zu dessen Besteigung sie allein sich berufen

[1] Bl. 37 recto: فإنّ تَراكُمَ الهُمُومِ على البال ما مَكّنَتْنِي بأَنْ أَكْتُبَ زيادَةَ كَشْفٍ عَنْ حقيقةِ الحال

[2] Bl. 37 verso: ولو بَلَغَ الإمامُ الفيروزاباديّ الى زمانِنَا لرَأَى أُمُورًا أَغْرَبَ مِنْ هذا وأَعْجَبَ

fühlen, unerwarteter Weise entgeht. Natürlich kann eine hierauf bezügliche Expectoration nicht ohne Schmähung derer, die ihn verdrängt und derer um derentwillen man ihn verdrängte, ablaufen. Doch lassen wir den Verfasser selbst sprechen:

‚.... D̲u-l-Wada'ât — sagt al-Fîrûzâbâdî — wird ‚Habannaḳa b. Jezîd b. T̲arwân genannt, welcher um seinen ‚Hals eine aus Muscheln, Knochen und Thonstücken zusammen- ‚gesetzte Kette trug, damit er sich nicht verirre, wie er sagte. ‚Einst stahl ihm sein Bruder diese Kette und legte dieselbe um den ‚Hals. Als unser Habannaḳa des Morgens erwachte und die Kette ‚um den Hals seines Bruders erblickte, da sagte er: Bruder, ‚du bist ja ich, und wer bin denn ich? Daher ist die Thor- ‚heit Habannaḳa's sprichwörtlich geworden. Bis hieher al-Fîrû- ‚zâbâdî. Eines von Habannaḳa's thörichten Stücken ist auch ‚Folgendes: Einst gieng ihm ein Kameel verloren; da rief er ‚aus: Wer mein Kameel findet, der mag's für sich behalten! ‚Als man ihn nun darüber zur Rede stellte, warum er denn ‚dann sein verlorenes Kameel ausrufe, wenn er es dem Finder ‚schenken wolle,' erwiederte er: Wo bliebe denn sonst das ‚süsse Gefühl, das man beim Wiederfinden (einer verloren ‚geglaubten Sache) empfindet? Vielleicht aber ist der Grund ‚dessen, dass die Thorheit Habannaḳa's sprichwörtlich geworden, ‚der, dass er in seiner Zeit vereinzelt dastand und sich vor ‚allen Zeitgenossen auszeichnete. Fürwahr der grösste Theil ‚der Hochschullehrer in unserer Zeit ist thörichter als er, ‚denn sie können kein türkisches Wort richtig sprechen; der ‚Professoren von hohen Anstellungen gar nicht zu gedenken, ‚welche in den höchsten und hervorragendsten Akademien ‚vortragen. Denn diese Leute machen gar keinen Unterschied ‚zwischen Hochschulen und gemeinen Kneipen. Giengen nicht ‚ihre Famuli vor ihnen, so würden sie irre gehen und den ‚Weg verfehlen (vor Trunkenheit) und gar nicht nach ‚Hause treffen, obwohl sie die châḳânischen Lehrstühle ein- ‚nehmen. Zu den Unglücksfällen, mit welchen mich die Zeit ‚betroffen, gehört auch, dass die erhabene kaiserliche Schule ‚Al-Châṣikijja, welche sich in der glorreichen Residenz Con- ‚stantinopel befindet — Gott möge sie beschirmen —, einem ‚Wahnsinnigen, Flachkopfe, einem Ignoranten, Sohne eines ‚Ignoranten übergeben wurde, welcher die schwarze Farbe von

‚der rothen, ja auch nicht einen Baum von einem Steine, ‚geschweige dann das Gold von dem Thone zu unterscheiden ‚weiss, nicht aber diesem armen, geringfügigen, schwachen, ‚sündigen Knechte, Sohne eines Ausgezeichneten und Vor- ‚züglichen, Enkel des ansehnlichen Gelehrten, dem Verfasser ‚dieses ausgezeichneten Werkes, trotzdem genanntes Lehramt ‚mir vermöge der Verfügung zukam, welche die hochselige ‚Stifterin traf, indem sie festsetzte, dass im Erledigungsfalle ‚der von mir beanspruchten Chaṣikischen Professur, dieselbe ‚dem jeweiligen Professor der Chanḳahakademie, welche sie ‚selbst in Constantinopel stiftete, verliehen werden möge. Ich ‚aber, der arme und im Meere der Sünde versunkene Knecht, ‚lehrte zu jener Zeit an genannter Hochschule.

Zu Dir, nicht über Dich, Gott! will ich klagen,
Genüge bist Du, wenn mich Unfäll' plagen‘! [1]

---

[1] Der Text des oben übersetzten Stückes: . . . . . وذو الوَدَعَاتِ هَبَنَّقَةُ بنُ يَزِيدِ بنِ ثَرْوَانَ لانّه جعَلَ فى عُنُقِهِ قِلَادَةً مِنْ وَدَعٍ وعِظَامٍ وخَزَفٍ مع طُول لِحْيَتِهِ فَسُئِلَ. فقَالَ لِئَلّاَ أَضَلَّ فَسَرَقَهَا أَخُوهُ فى لَيْلَةٍ وتَقَلَّدَها فأَصْبَحَ هَبَنَّقَةُ وراءها فى عُنُقِهِ فقال لَهُ أَخِي أَنْتَ أَنَا ومَنْ أَنا فَضُرِبَ لِحُمْقِهِ المَثَلُ انتهى ومِنْ حُمْقِهِ ايضًا انَّهُ ضَلّ له بَعِيرٌ فَجَعَلَ يُنَادِى مَنْ وَجَدَ بَعِيرِي فهو لَهُ فقيل له فَلِمَا تَنْشُدُهُ فقال فأَيْنَ حَلَاوَةُ الوِجْدَانِ ولَعَلَّ وَجْهَ كَوْنِ هَبَنَّقَةَ مَثَلًا فى الحُمْقِ أَنَّهُ كَانَ فى زمانهِ وَحِيدًا مُنْفَرِدًا فيه واكْثَرُ المُدَرِّسِينَ فى زماننا أَحْمَقُ منه لانّهَم لايَقْدِرُون على التَّكَلُّمِ بلَفْظٍ تُرْكِيٍّ على وَجْهِ الصِّحَّةِ سِيَّمَا الحَخَادِيمُ العِظَامُ المُدَرِّسِينَ بالمَدَارِيسِ الرَّفِيعَةِ الشَّامِخَةِ فانَّهُم لا يَفْرُقُونَ المَدَارِسَ عَنْ حَوَانِيتِ السَّفَلَةِ ولَوْلا قَدَّامَهُم خُدَّامُهُم لضَلُّوا واضَلُّوا ٱلطَّرِيقَ

In der Einleitung des Werkes, auf welche wir oben hinweisen, sagt der Verfasser nach dem in muhammedanischen Werken üblichen Exordium:

‚Nachdem mir Gott vergönnte, das Ḳâmûs zu studiren, ein ‚Buch von dem man glauben könnte, es sei durch Offenbarung ‚des Engels Gabriel entstanden, verfasst durch den ausgezeich- ‚neten, hochgelehrten und talentvollen Mégd-ad-dîn Muḥam- ‚med b. Ja'ḳûb-al-Fîrûzâbâdî, setzte ich mir vor, alle jene ‚Fehler zusammenzustellen, welche der Verfasser dem Werke ‚des vorzüglichen und wundervollen Meisters Abû Naṣr ‚Ismâ'îl b. Ǵemâl-ad-dîn al-Ǵauharî zur Last legt, und zu

---

وبُيُوتَ آبآءهم الظّلمة (?) مع أنّهم يَتَولّون المَدَاريسَ
الخَاقَانِيَّةَ ومِنْ جُمْلَةِ ما أَسآءنى الدَّهْرُ وأَصَابَنِي به العَصْرُ
أَنَّ المَدْرَسَةَ الشَّرِيفَةَ السُّلْطَانِيَّةَ الخاصكِيَّةَ الواقِعَةَ فى دارِ
السَّلْطَنَةِ السَّنِيَّةِ قُسْطَنْطِينِيَّةَ الحمِيَّة أُعطِيَتْ للمَجْنُونِ
المَعْتُوهِ الجاهِلِ ٱبنِ الجاهِلِ ٱبْنِ الجاهِلِ الذى لا يَقْدِرُ على
التَّمْيِيزِ بَيْنَ الأَسْوَدِ والأَحْمَرِ بل الشَّجَرِ والحَجَرِ فَضْلاً عَنِ
الذَّهَبِ والمَدَرِ ولم تُعْطَ لهذا العَبْدِ الفَقِيرِ الحَقِيرِ ٱبْنِ
ٱلفاضِلِ النّحْرِيرِ ٱبنِ العالِمِ الخَطِيرِ المُذْنِبِ الضَّعِيفِ المُؤَلِّفِ
لهذا التأليفِ المُنِيفِ مع كَوْنها مَشْرُوطَةً إِلَيَّ على شَرْطِ
الواقِفَةِ المَرْقومَةِ المَرْحُومَةِ بأن قَالَتْ مَتَى خَلَتِ (cod. انخلن)
المَدْرَسَةُ الخاصِكِيَّةُ الشَّرِيفَةُ المُنْتَمِيَةُ إِلَيَّ أُعْطِيَتْ لكُلِّ مَنْ
وُجِدَ مُدَرِّسًا بالمَدْرَسَةِ المَعْرُوفَةِ بخانْقَاه التى بَنَيْتُها بمَدِينَةِ
قُسْطَنطينيّة المَحْمِيَّةِ المحسكية (?) والعبد الفقيرُ الغريقُ فى بحر
العِصْيانِ كُنْتُ مُدَرِّسًا بالمَدْرَسَةِ المَزْبورَةِ فى ذلك الزَّمانِ بَيْت
إِلَيْكَ ٱلْمُشْتَكَى لا مِنْكَ رَبِّي * فانْتَ لنائِبَاتِ الدَّهْرِ حَسْبِى

‚dieser Zusammenstellung einige Einfälle meiner mangelhaften ‚Einsicht hinzuzufügen, und einige Proben von meinen flüchtig ‚gefassten, schwächlichen Gedanken dabei zu veröffentlichen. ‚Da hörten die aufrichtig Gesinnten unter meinen Freunden nicht ‚auf [1] mich mit dem Geschrei der Befremdung zu bestürmen, und ‚sagten: Fürwahr, ist das eine wunderliche Sache! und die ‚Eigensinnigen unter meinen Genossen wollten sich nicht auf ‚den rechten Weg leiten lassen, wandelten vielmehr unbeirrt ‚den Weg des Irrigen. Ich aber sagte: Warum will euer Thun ‚nicht den Worten des Mannes folgen von dessen Thaten alle ‚Welt eingesteht, dass sie vorzüglich sind, des Meisters Mu'ejjid-‚ad-dîn Ṭugrâ'î nämlich, welcher sagt:

‚Verachte nicht den Rathschlag des Geringen,
‚Wenn er nur tüchtig ist und recht und bieder
‚Sinkt wol die Perl' — geschätzt vor allen Dingen —
‚Im Werth, wenn auch der Taucher noch so nieder?

‚Ich dictirte es (das nachfolgende Werk) in aller Eile, ‚gleichsam aus dem Stegreif, trotzdem ich von Sorgen und ‚Kümmernissen überhäuft, und trotzdem mein Gemüth von ‚vielem Kummer angegriffen war, welcher mir von Vornehmen ‚und Gleichgestellten, ja auch von Niedrigen und Nichtswürdigen ‚zugefügt wurde, und trotzdem ich von Prüfungen heimgesucht ‚wurde durch die aufeinander folgenden Wechselfälle der Zeit, ‚und trotzdem die Schläge des Schicksals mich unaufhörlich ‚verfolgten,

‚Und wär' ich auch und wär' mein Herz aus Eisen
‚Trotz seiner Härte schmelzen würd' das Eisen;
‚Mich trafen Unglücksschläge unablässig
‚Als wär' ich ein Magnet und sie das Eisen;
‚Die Zeit reibt meine Kräfte auf, und dennoch
‚Bleibt sie, Gott sei's geklagt, stets fest wie Eisen.

‚Ich nannte mein Werk: ‚Zusammengelesene Perlen ‚über die Fehler des Ḳâmûs muḥîṭ', und hoffe von den-

[1] Wörtlich: ‚sie versenkten, vertieften sich in das Geschrei der Befremdung' d. h. sie äusserten dieselbe unaufhörlich und nachdrucksvoll.

‚jenigen, die in diesem Buche studiren, dass sie Nachsicht ‚haben mit meinen Irrungen, wenn sie auf Fehler stossen ‚die ich begangen; ich bestätige gerne, dass Irren meine Eigen- ‚schaft ist, und dass mich der Schleier der Nachlässigkeit ver- ‚hüllt. Von Gott aber hoffe ich Stütze und er ist meine Zuflucht ‚und Genüge denjenigen, die auf ihn bauen.‘

Ich gebe auch den Text dieser Einleitung in Folgendem:

سُبْحَانَ مَنْ تَنَزَّهَ جَلَالُ ذَاتِهِ عَنْ شَوَائِبِ ٱلسَّهْوِ والغَلَطِ والنِّسْيَان، وَتَقَدَّسَ كَمَالُ صِفَاتِهِ عَنْ غَيَايِيبِ الوَهْمِ والشَّطَطِ والنُّقْصَان، ونُصَلِّي على أَشْرَفِ مَنِ ٱسْتَلَّهُ مِنْ سُلَالَةِ عَدْنَان، وأَفْضَلِ مَنِ ٱسْتَوْدَعَهُ فَصاحَةَ ٱلْبَيَان، وطَلَاقَةَ اللِّسَان، وعلى آلِهِ وأَصْحَابِهِ الَّذِينَ هُمْ مَعَالِمُ الدِّينِ وشُمُوسُ عَوَالِمِ الإِيمَان، وحُمَاةُ طُرُقِ الهِدَايَةِ عَنِ الغَوَايِةِ والطِّغْيَان، ما صُحِّحَتِ الصُّحُفُ عَنِ الخَبْط والخَطَا بالإِتْقَان، وضَحِكَتِ القَرَاطِيسُ ببُكَآء الأَقْلَامِ فى مَطَاوِى التِّبْيَان، وبَعْدُ فَلَماَّ وَفَّقَنِي اللّهُ عَزَّ وَجَلَّ الى المُطَالَعَةِ فى القَامُوس، وهو كِتَابٌ كَأَنَّهُ نَشَأَ مِنْ وَحْيِ النَّامُوس[1]، قَدْ صَنَّفَهُ الفَاضِلُ العَلَّامَةُ ذُو الأَيَادِى، مَجْدُ الدِّينِ

[1] Trotzdem dem Muhammedaner die Unvergleichlichkeit des geoffenbarten Religionsbuches als Dogma gilt, an welchem zu rütteln selbst der literarischen Kritik nicht erlaubt ist, so sehr sie auch durch eine ernste, vorurtheilslose Vergleichung vieler Producte der muhammedanischen Literatur mit jenem non plus ultra classischer Beredsamkeit dazu verleitet werden könnte, — lassen es sich rechtgläubige Männer im Strome schmeichlerischen Phrasenprunkes dennoch nicht nehmen, die hier angewendete Phrase: ‚dieses oder jenes Buch gliche wegen seiner Vorzüglichkeit der Offenbarung‘ mit einfliessen zu lassen. Orientalische Schmeichelei und Aufschneiderei ist in diesem Falle kräftiger als muhammedanische Dogmenscrupulosität, und die Sucht Alles zu vergrössern und zu übertreiben stärker als jene gedankenlose Pietät vor dem geschriebenen Buchstaben. Der oben im Texte zu lesenden Lobeserhebung liessen sich viele Beispiele an die Seite stellen. Ich verweise nur auf Einige. Ḥarîrî sagt z. B. in seinem Antwortschreiben auf eine poetische

مُحَمَّدُ بنُ يَعْقُوبَ الفِيرُوزابادىّ، أَرَدْتُ أَنْ أَجْمَعَ الغَلَطَات
الّتى عَزَاها الى الإمَامِ الهُمَامِ العَبْقَرِى، أبى نَصْرٍ إسْمَاعِيلَ
بنِ جَمَالِ الجَوْهَرِى، مَعَ إِضَافَة شَىءٍ مِنّ لَوائِحِ أَنْظَارِى
القاصِرَة، وإفاضَةِ نُبَذٍ منّ سَوَانِحِ أَفْكَارِى الفاتِرَة، فَغَاصَ
مُنْصِفوا إخْوانِنَا فى لُجَّةِ الاِسْتِغْراب، وقَالُوا إِنَّ هذا لَشَىءٌ
عُجَاب، وعَاصَ مُتَعَصِّبُوا خُلَّانِنَا عَنِ الانْقِيَادِ الى طَرِيقِ الصَّواب،
وسَلَكُوا سَبِيلَ ٱلْبَاطِلِ بلا ٱرْتِيَاب، فَقُلْتُ أَلَا حَدَى بِكُم
العَمَل، بقَوْلِ مَنِ ٱعْتَرَفَ بفَضْلِ عَمَلِهِ [1] أَهْلُ المِلَل، وهو
الأُسْتَاذُ مُؤَيِّدُ الدِّينِ الطّغْرَاءىّ شِعْرٌ

لا تَحْقِرَنَّ ٱلرَّأْىَ وَهْوَ مُوافِقٌ * حُكْمَ الصَّوَابِ إِذَا أَتَى مِنْ نَاقِصِ
فالدُّرُّ وهو أَجَلُّ شَىءٍ يُقْتَنَى [2] * مَا حَطَّ قِيمَتَهُ هَوَ انُ ٱلغَائِصِ

وأَمْلَيْتُهَا بالاِسْتِعْجَال، على طَرِيقِ الاِرْتِجَال، مَعَ تَزَاحُمِ الغُمُومِ
والبَلْبَال، مع تَرَاكُمِ الهُمُومِ على البال، مِنْ تَقَدُّمِ الأَقْرَانِ

Epistel des Prinzen Neǵm-ad-dîn Abu-l-ʿAbbâs Ahmed: (Makamen 2. Ausg. Einleitung p. 39, 12)

فَلَمْ أَزَلْ أَرْتَعُ فى رَوْضِهِ * الحَالِى وأَتْلُوهُ كَأُمِّ الكِتَاب

und der tatarische Fürst und Dichter Mîr ʿAlî Śîr Newâ'î sagt von Ǵâmî (Quatremère's Ausgabe des محاكمة اللغتين, in der Chrestomathie orientale p. 25), dass ein jedes seiner Gazelen wie die Offenbarung sei, und jeder seiner Briefe den prophetischen Traditionen gleich schätzbar: كيم اندين هر غزل كالوحى المنزل وهر رساله كاحاديث النبى المرسل عالى الشان ورفيع مكان. Vgl. noch Ḥâfiẓ, Ausg. von Rosenzweig Bd, III p. 528, Z. 4.

[1] Cod. بفضل وعمله

[2] Cod. يقتين

والأمثال، بل الأسافل والأداني والأرذال، والابتلاء بتتابع خطوب من الزمان، وتوالي ضروب من صوارف[1] الحدثان، شعر

ولو انّي وقلبي من حديد * لذاب على صلابته الحديد
محن إليّ تتابعت فكأنّني * قد صرت مغنا طيس وهى حديد
أشكو إلى اللّه الزمان فإنّه * أبلى حديد قواى وهى حديد

وسمّيتها بالدرّ اللقيط، في أغلاط القاموس المحيط، والمرجو من الناظرين فيها أن يستروا هفواتي عند الاطّلاع على زلّاتي، فإنّي مقرّ بأنّ السهو من شانى، وغطاء الغفلة يغشاني، ومن اللّه الاستعانة وإليه الزلفى، وهو حسب من توكّل عليه وكفى،

In dieser Einleitung stellt sich der Verfasser, wie wir sahen, blos die Aufgabe, eine Uebersicht der von al-Fîrûzâbâdî angegriffenen Artikel des Ǵauharî'schen Lexicons zu liefern, und an diese übersichtliche Zusammenstellung einige eigene Bemerkungen anzuknüpfen. Doch ist Dâwûdzâdê's Buch im strengsten Sinne des Wortes eine Vertheidigung des Ṣaḥâḥ und der Titel desselben weist darauf hin, dass eine solche von vorne herein beabsichtigt wurde. Unter den fast fünfthalbhundert Artikeln des Buches ist kaum ein Dutzend, in welchem der Verfasser nicht die Vertheidigung al-Ǵauharî's unternimmt; und zwar nicht nur gegen die Angriffe al-Fîrûzâbâdî's, der allein im Titel ausdrücklich genannt wird, sondern auch gegen die Ibn Berrî's und Aṣ-Ṣafadî's, sowie anderer Gelehrten, die dem Ǵauharî in gelegentlichen Anmerkungen Fehler nachweisen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir seine Vertheidigung des Ṣaḥâḥ hier näher beschreiben.

---

[1] Vielleicht ضوارب

So viel will ich aber erwähnen, dass er Rücksicht auf die verschiedenen Handschriften des Ǵauharî'schen Buches nimmt und dadurch seine Arbeit für die Kritik des Ǵauharîtextes selbst nicht ohne alle Wichtigkeit ist;[1] auch vom Ḳâmûs benutzte er ein Autograph des Verfassers, das al-Fîrûzâbâdî selbst mit Randglossen versah, wie aus seiner Bemerkung s. v. فاض zu ersehen ist:[2] .... ومحمّد بن جعفر المستفا ض محدّث كذا قاله الفيروزابادى وكتبه فى هامش نسخته التى بخطّه الشريف الكائنة فى خزانة كتب المدرسة التى بناها الوزير على باشا السمين بقسطنطينيّة المحميّة ولقد كان من أعاظم وزراء السلطان سليمان عليهما من الله الرحمة فى كلّ زمان

Obwohl er einsieht, dass der Verfasser des Ḳâmûs den Ǵauharî mit einer Absichtlichkeit beschuldigt, die ihn manchmal ganz unbegründete Ausstellungen vorbringen lässt,[3] ist er doch nicht blind gegen begründete Bemerkungen des Ḳâmûs, selbst dann, wenn sich al-Ǵauharî auf Grund mancher Handschriften vertheidigen liesse. Er giebt dem Fîrûzâbâdî in Betreff der Lesarten des Ǵauharî stets Recht, weil wie er selbst ausführlich nachweist, dem Verf. des Ḳâmûs ein Autograph des Ṣaḥâḥ vorlag[4]. Ja er übt zuweilen ganz selbstständige Kritik gegen seinen Schützling, und greift ihn an, wo von Seiten des obligaten Gegners kein Angriff verzeichnet ist.[5]

Wie wir aus der auf dem Titelblatte stehenden Bezeichnung حواشي schliessen können, ist das Werk aus Glossen entstanden und hat auch in der uns vorliegenden Fassung diese Gestalt. Es nimmt die polemischen Artikel des Fîrûzâ-

---

[1] S. Bl. 20 recto, s. v. عبد; Bl. 31 verso s. v. ميش;
[2] Bl. 33 recto.
[3] Bl. 35 recto على ما هو دأبه (nämlich unbegründete Beschuldigung zu erheben).
[4] Bl. 53 verso.
[5] Bl. 30 recto s. v. زيز sagt er: اقول ذكر الجوهرى الزوازية هنا سهوا منه الخ; Bl. 31 verso s. v. شوش; Bl. 34 recto s. v. ربع

bâdî der Reihe nach durch, und bearbeitet hin und wieder auch solche, bei denen keine polemische Bemerkung zu finden. — Nach den Objecten der Fîrûzâbâdî'schen Angriffe kann man voraussetzen, dass die Vertheidigung des Apologeten sich zumeist auf Wörter bezieht; seltener ist eine sachliche Auseinandersetzung. Wir wollen zu diesen auch die über den Begriff des حديث rechnen, obwohl auch da in erster Linie die Worterklärung in Betracht kommt. Wir haben bereits oben bemerkt, dass al-Fîrûzâbâdî einigemal am Ṣaḥâḥ den Fehler berichtigt, dass ein Sprichwort (مثل) als Traditionssatz (حديث) citirt wird.[1] An der ersten Stelle, an welcher dieser Angriff gemacht wird, vertheidigt unser Dâwûdzâdê den Verf. des Ṣaḥâḥ mit einer kurzen Bemerkung, die wir hier mittheilen wollen: (s. v. رَقَأَ)

ويمكن أَن يُقَالَ أَرَادَ بالحَدِيثِ كَلَامَ النّاسِ المُتَدَاوَلَ بَيْنَهُم الحالَّ مَحَلَّ المَثَلِ كما هو دَأْبُهُ وكذا هو ديدن الإمَامِ المُطَرِّزى فى كتابِهِ المُغْرِبِ ولا يُرِيدُ به حَدِيثَ النّبِيِّ صلعم حَتّى يُرَدَّ عليه بانّهُ قَوْلُ أَكْثَمْ ولَيْسَ بحَدِيثٍ مع أَن إطْلَاقَ الحَدِيثِ على كَلَامِ الصَّحابَةِ والتّابِعِينَ شائِعٌ كما ذَكَرَهُ الفاضِلُ الشَّيْخُ عَلِيٌّ الشَّهِيرُ بمُصَنِّفَكَ رحه فى شَرْحِ المَصَابِيحِ حَيْثُ قال وقد صَرَّحَ المُحَدِّثُونَ بأَن الحَدِيثَ يُطْلَقُ على أَقْوَالِ الصَّحَابَةِ والتّابِعِينَ باِحْسَانٍ[2] وآثَارِهِم وفَتْواهُم فالحدِيثُ أَعَمُّ مِنَ الخَبَرِ والأَثَرِ إذ الخَبَرُ ما يكونُ مَرْوِيًّا عَنْ رَسُولِ اللّهِ صلعم والأَثَرُ ما يكونُ مَرْوِيًّا عَنْ صَحَابِيٍّ والحديثُ يُشْمِلُهُما والى هذا أَشَارَ آبنُ الأَثِيرِ فى الفَصْلِ الأَوَّلِ فى ذِكْرِ الأَسانيد مِنْ جامِعِ الأُصُولِ[3]

Schon aus dieser Probe können wir ersehen, dass dem Verfasser eine ziemlich weite Belesenheit in der gelehrten

[1] Siehe oben S. 600.
[2] Dieses Wort ist mir nicht ganz klar.
[3] Bl. 5 recto.

Literatur zu Gebote stand. Und diesen Eindruck macht auch das ganze Buch, mit dem wir uns hier beschäftigen, so klein es auch ist. Wir begegnen hier einer ganzen Literatur und zum Theil auch weniger oder gar nicht bekannten Werken. Von letzterer Gattung könnte ich allerdings nur ein Beispiel nennen [1] u. z. Abû Ḥajjan's ‚aethiopische Grammatik‘ جلا الغبش عن لسان الحبش, die uns nur noch aus einer Notiz bei al-Maḳḳarî bekannt ist; [2] betreffs dieses Citates bringe ich in einem anderen Zusammenhange das Nähere bei, weswegen ich mich auch hier mit dieser Hindeutung begnüge. Ueberhaupt kennt der Verf. Abû Ḥajjân's كتاب الارتشاف sehr gut und benützt es recht häufig. Um der vielen Commentare über vielcommentirte Werke, die er anführt, gar nicht zu gedenken, erwähne ich noch unter den citirten Büchern, die Werke der an-Nawawî, at-Ṭabarî, Chalîl, [3] T̲a'lab (فصيح) Ibn-as-Sikkît, Ibn Ḥauḳal, Ibn Ḥâǵib, al-Muṭarrizî, al-Wâḥidî, az-Zamachśarî, (dem er einmal einen Widerspruch zwischen كشّاف und مُفَصَّل nachweist) [4], Ibn-al-At̲îr, Ibn-al-Ǵauzî, Ibn Ja'îś, Ibn Ḳuteiba, Ibn Dureid, Ibn Ǵinnî, Ibn Challiḳân, Ibn Fâris (المجمل) und noch vieler Anderer, die er auf Schritt und Tritt excerpirt. Dabei beruft er sich häufig auf zeitgenössische oder kurz vorher lebende Gelehrte der Türkei, wie aś-Śeich ar-Raḍî, Âbdallâh Nuḳrakiâr, Ibn Kemâl Paśa, Sa'dî Efendi u. a. m; an einer

[1] Bl. 42 recto.

[2] Maḳḳarî I p. ٨٣٧ ult.

[3] Kitâb-al-âjn. Bl. 41. recto. Ich will nicht unerwähnt lassen, dass Bl. 7 verso al-Leit̲ als der Verfasser des كتاب العين citirt wird:

وذكر اللّيث فى كتاب لعين

[4] Bl. 13 verso وقال صاحبُ الكَشّاف فى صورة يوسف عم أَحَادِيثُ اسمُ جَمْعٍ لِلحَدِيثِ وليس بجمْعٍ أُحْدُوثَةٍ انتهى واقول هذا مُضَادٌّ لماذَكَرَهُ فى المُفَصَّلِ لانّهُ جَعَلَ أَحَادِيثَ فية جَمْعًا مبينا على غيْرِ واحِدِهِ المُسْتَعْمَلِ وذلك نحو أَرَاهِيطَ وأَبَاطِيلَ

Stelle bezieht er sich sogar auf eine briefliche Mittheilung [1]. — Diejenigen, welche die zumeist nicht zutreffenden alttestamentlichen Citate der muhammedanischen Schriftsteller sammeln, können hier die sonderbare Notiz finden: قال ابن خالويه ..... وقد جآء فى الزبور أنّ البعير كلّما يحمل ويقال لكلّ مايحمل بالعبرانيّة بعير.

Bevor wir unsere Mittheilungen über diesen Schriftsteller schliessen, wollen wir noch darauf aufmerksam machen, dass er in der Vertheidigung seines Schützlings mehreremal in die Lage kömmt denselben vom Standpunkte der kûfischen Grammatikerschule aus in Schutz nehmen zu müssen, wo ihn al-Fîrûzâbâdî vom Standpunkte der baṣrischen Grammatik ausgehend angreift. — Unter Anderen geschieht dies in Bezug auf die Verba primae و. Die Grammatiker baṣrischer Schule unterscheiden sich nämlich von den Anhängern der kûfischen betreffs solcher Verba insofern, als jene behaupten, dass die Eliminirung des و im Imperfectum, wo eine solche stattfindet, (wie in وعد impf. يعد) ein phonologisches Bedürfniss ist, indem das lautliche Zusammentreffen eines Wâw mit einem Jâ einer- und einem mit Kesre lautenden Consonanten anderseits (wie يوعد) die Aussprache erschwert (اجتماع اليآء والواو والكسرة مستثقل); während die Kufenser die Elimination des Wâw nicht auf phonetische Verhältnisse zurückführen, sondern von der Transitivität der betreffenden Verba abhängen lassen. (ان الواو من نحو يعد ويزن انّما حذفت للفرق بين الفعل اللازم والمتعدّى), indem sie in ihrer starren, formalen und so zu sagen algebraischen Auffassung der grammatischen Erscheinungen, die Transitivität des Verbums als Aequivalent für ein eingebüsstes Wâw gelten lassen, (لانّ التعدّى صار عوضًا عن حذف الواو) und der baṣrischen Erklärung, Fälle wie die Imperativform عد und die Causalform يوعد entgegensetzen,

[1] Bl. 25 recto.

wo einerseits ein eliminirtes Wâw ohne vorhergehendes Jâ, andererseits ein festgehaltenes Wâw trotz vorhergehendem Jâ und nachfolgendem Kesre zu bemerken ist.

Die Baṣrenser wieder führen zur Erhärtung ihrer Anschauungsweise die Thatsache eines ähnlichen تخفيف unter denselben phonetischen Bedingungen an, wo jedoch die Aussprache nicht durch Eliminirung sondern durch ادّغام des zwischen Jâ und Kesre lautenden Consonanten erleichtert wird, wie z. B. in مَيِّت, هَيِّن statt مَيْوِت und هَيْوِن u. a. m.; was in unserem Falle wegen der ḥaraka des ersten der in Betracht kommenden Laute nicht gut möglich wäre (ان الواو والياء اذا اجْتمعَتا وكانا على صفةٍ يمكن أن تدّغم احداهما فى الأُخْرى قُلبَت الواوُ الى الياء نحو سيّد ومَيّت كراهةً لاجْتِماع المِثْلَيْن واذا اجْتَمَعَ هاهُنَا ثَلاثَةُ امْثالٍ ولَمْ يمكن الادّغامُ لانّ الأوّل متحرّك ومِنَ المُدَّغم أن يكونَ ساكِنًا فلمّا لم يمكن التّخفيف بالادّغام وَجَبَ التّخْفيفُ بالحذْف); sie stellen ferner den Kufensern transitive Verba wie وَجَبَ, وَنَبَ entgegen, welche in der Imperfectbildung das gerade Gegentheil davon beweisen, was die Kûfenser über solche Verba lehren.[1]

---

[1] Formen, wie وَضَعَ, يَضَعُ wo trotz des mit Fatḥa lautenden zweiten Wurzelconsonanten die Elimination stattfindet, erklären die Baṣrenser dahin, dass ein ursprüngliches يَضِعُ unter dem Einfluss des Gutturallautes ein Fatḥa einsetzt, welchen Vocal die Gutturale gerne in ihrer Nähe haben, ob nun der Gutturallaut an zweiter oder letzter Wurzelstelle zu stehen kömmt. وامّا ما يُرَى فى الظّاهِرِ مَفْتُوحًا مثل وَضَعَ يَضَعُ ووَقَعَ يَقَعُ وامْثَالُهمَا فهو بكسر عَيْنِهما فى الأصْلِ والفتح لما كان حرفَ الحَلْق فلاجل ذلك حُذفت الواوُ والفَتْحَة عارِضة لا اعتداد بها (Bl. 7 recto)



Diese Streitfrage zwischen den beiden grammatischen Schulen ist noch viel weitläufiger ausgesponnen; Rede und Gegenrede ist noch viel ausführlicher von beiden Seiten geleistet worden, als wir hier anzuführen für nöthig erachten. Man kann über diese, wie über 113 grammatische, zum besten Theile syntaktische Differenzpunkte [1], die gründlichen und für Forscher auf dem Gebiete der arabischen Nationalgrammatik sehr werthvollen Auseinandersetzungen in verständiger, wenn auch durch scholastischen Formalismus in sich einigermassen complicirter Anordnung [2] neben einander finden, in Kemâl-ad-dîn Abu-l-Barakât 'Abd-ar-Raḥmân b. Sa'îd al-

---

[1] Aehnliche Schriften sind: المُقْنِع فى اختلاف البصريين والكوفيين von Abû Naḥḥâs; كتاب ما اختلف فيه البصريون والكوفيون von Ibn Kejsân; كتاب اختلاف النحويين von dem Kûfenser Ṯa'lab, ein Buch gleichen Titels von Ibn Fâris, und vielleicht auch das كتاب الاختلاف von Al-Azdi (Flügel Grammatische Schulen der Araber, p. 64, 98, 166, 226, 247).

[2] Der Verfasser befleissigte sich nämlich in seiner Darlegung derselben Methode, die in juristischen Werken ähnlichen Inhaltes befolgt wird, wie er in seiner Einleitung ausdrücklich sagt: فان جماعة من الفقهآ المتأدبين والادبآء المتفقّهين المُشْتَغلِينَ علىّ بعلم العربيّة بالمَدْرسَةِ النّظاميّة عمرالله مبانيها ورحم بانيها سَألُوانى أنْ أُلخِصَ لهم كتابًا لطيفا يشتمل على مشاهير المسَائل الخلافيّة بين نَحْوَيِ البَصْرَة والكوفة على ترتيب المسائل الخلافيّة بين الشّافعى وابى حنيفة يكون اوّلَ كتاب صُنِّفَ فى علم العربيَّة على هذا الترتيب الخ. Wir haben hier demnach ein weiteres Beispiel für die Uebertragung der juristischen Methode auf die Sprachgelehrsamkeit, welche as-Sujûṭî dann im ganzen Umfange dieser Wissenschaft ausbildete. S. unsere Abhandlung über as-Sujuṭî in diesen Sitzungsberichten LXIX p. 18—21.

Anbâri's كتاب الإنصاف فى مَسَائِل الخِلَاف بين النحويين البصريين والكوفيين [1]

Genug an dem, dass wie unser Dâwûdzâdê nachweist, der Verfasser des Ṣaḥâḥ die Eliminirung des Wâw sich nach der Anschauungsweise der kûfischen Schule erklärt, [2] weswegen er auch dann von as-Ṣafâdî und ʻAlî al-Ḳûśaǵî angegriffen wird. Dieser letztere will den auf ‚Induction beruhenden und nur dazu bestimmten grammatischen Erklärungsversuchen, dass die Spracherscheinungen dem Verständnisse der Anfänger näher gebracht werden', nicht viel Werth beilegen, weil eben an dem hier behandelten Falle klar zu ersehen ist, dass die Theorien der Formenlehre, wie man sie immer wenden und drehen mag, nicht nach allen Richtungen hin klappen, und immer noch Ausnahmsfälle zur Erklärung übrig bleiben, an denen die im Allgemeinen aufgestellten Regeln Schiffbruch leiden. [3]

Auch noch in einigen anderen Fällen würdigt unser Verf. die Angaben des Ǵauharî vom Standpunkte der kûfischen Schule aus; [4] einmal zieht er auch die Ansicht der Baǵdadischen Grammatikerschule herbei. [5]

VII. Wir kommen nun zu Weisî oder Uweis b. Muḥammed, (geb. 969 st. 1037) dem Letzteren der von Ḥâǵi

---

[1] Ich benützte das Exemplar der Leidener Bibliothek (Cod. Warner Nr. 564). Ausserdem besitzt der Escurial eine Handschrift dieses Werkes (Casiri I. p. 29 Nr. CXIX) und auch eine Constantinopler Bibliothek zählt eine Abschrift des كتاب الانصاف unter ihren Schätzen.

[2] s. v. وَطَأَ und s. v. وَسَعَ Bl. 7 recto, Bl. 36 verso.

[3] Bl. 36 verso: وِمِنْ هاهنا يظهر ان الاعتماد فى الأَحكام الصَّرْفِيَّةِ انّماهو على الاِسْتِقْرآء والمُنَا سَبَاتُ التى يذكُرونَها انّما هى لمُجَرَّدِ التَّقْرِيبِ إلى إِفْهَامِ المُبْتَدِئِينَ فلهذا لم نَشْتَغِلْ كَثِيرَ ٱشْتِغَالٍ بذِكْرِهَا

[4] Bl. 6 verso, Bl. 45 verso, Bl. 48 verso. Einmal jedoch Bl. 17 recto führt er selbst die Lehre der Baṣrenser gegen al-Ǵauharî an.

[5] Ueber اتّخَذَ Bl. 73 recto.

Chalfa [1] aufgeführten zwei Apologeten des Ġauharî. Auch er ist Türke, ja ein hochberühmter türkischer Dichter, und dieser Umstand enthebt uns der Aufgabe, uns näher mit seinem Lebensgang zu beschäftigen, da dieser in genügender Ausführlichkeit von Hammer-Purgstall entworfen wurde [2], welcher seine Biographie aus der guten Quelle Nau'îzâdê's schöpfte. [3] Dieser ist voll Begeisterung für die Sprachkunst des Dichters, und vergleicht ihn mit Ṭoġrâ'î, Ḥarîrî, Bedî'î und Waṣṣâf [4]. — Was seine Vertheidigungsschrift für al-Ġauharî anbelangt, so führt sie den Titel مرج البحرين, [5] und scheint nicht nur al-Fîrûzâbâdî, sondern auch dessen Vorgänger Ibn Berrî zu Leibe zu gehen. Dahin deuten wenigstens die Worte seines Biographen, ‚dass er Ibn Berrî in das Meer der Verwirrung tauchte', [6] obwol diese Bemerkung sich nicht direct auf das Werk مرج البحرين bezieht, sondern auf eine Arbeit über einige Subtilitäten der arabischen Sprache, welches er noch ausser der Vertheidigung des Ġauharî schrieb, und dessen Erwähnung wir bei v. Hammer vermissen. Doch ist es möglich, dass die Arbeit über die Subtilitäten der arabischen Sprache kein besonderes und vom مرج البحرين verschiedenes Werk ist, obwol Nau'îzâdê's Angabe auch dieser Vermuthung Raum gibt. Ich setze die betreffende Stelle des türkischen Schriftsteller's hieher, damit der Leser selbst zwischen beiden Annahmen urtheilen könne: آثار جليله سندن صاحب القاموسك جوهری‌یه ایراد ایتدیکی اعتراضاتنه جواب ودقائق لغات عربیّه‌ده بر کتاب یازمشدر الحقّ دُرّة الغوّاص دریای هنر وابن برّی غرق بحر حیرت ایده‌جك اثردر

Noch hätten wir zum Schluss zweier Vertheidiger des Ġauharî aus neuerer Zeit zu gedenken; eines Arabers und

---

[1] H. Ch. IV. p. 491.

[2] Geschichte der osmanischen Dichtkunst III. p. 203—6.

[3] In der gedruckten Ausgabe p. ٧١٣—٧١٤

[4] ibid. p. ٧١٠.

[5] H. Ch. l. c.

[6] Nau'îzâdê p. ٧١ وابن برّی‌یی غرق‌بحر حیرة ایده‌جکه

eines gelehrten Europäers. Der Araber ist Abû Zeid 'Abd-ar-Râhmân b. 'Abd-al-'azîz dessen كتاب الوشاح وتثقيف الرّماح فى ردّ توهيم المجد الصّحاح das einzige im Druck erschienene Werk dieser Art ist. (Bûlâk 1281 in oct.) und gewöhnlich als Supplement zu der Bûlâker Ausgabe (1282) des Ǵauharî'schen Lexicons ausgegeben wird. Der andere ist der gelehrte Lexicograph der arabischen Sprache: Lane, welcher al-Ǵauharî höher stellt als den Verfasser des Ḳâmûs.[1] — Auch der türkische Erklärer des Letzteren (Abu-l-Feiḍ-al-Hindî az-Zubeidî, nimmt den Ǵauharî zuweilen gegen al-Fîrûzâbâdî in Schutz. —

Nachträgliches.

1) Zu Seite 7.

Da hier wieder häufig auf das sogenannte grosse und kleine iśtiḳâḳ Bezug genommen wird, so wird es nicht schaden, auf die Definition dieser termini der arabischen Sprachgelehrsamkeit näher einzugehen. — Gewöhnlich wird das ‚grosse' vom ‚kleinen' iśtiḳâḳ insoferne unterschieden, als bei diesem die Uebereinstimmung der Wortformen, sowol was Consonantenelemente der Wurzel, als auch was die Combination derselben betrifft, in Betracht kommt (التّناسب جَوْهَرًا وترتيبًا); während bei ersterem nur das Consonantenmaterial, nicht aber die Combination desselben massgebend ist. (التّناسُب جَوْهَرًا لاترتيبًا)[2] Ich verweise diesbezüglich der Kürze halber auf einen Excurs hierüber, in Ibn al-Aṯîr al-Ǵazarî's Werke über die arabische Rhetorik[3]; muss aber hinzufügen, dass

---

[1] Preface p. XVII.

[2] المثل السّائر فى آداب الكاتب والشاعر Handschrift der k. k. Hofbibliothek. Cod. N. F. Nr. 38 Bl. 112 verso.

[3] Vgl. einen Commentator bei Mehren Rhetorik der Araber p. ٨٧ وقد توهَّم بَعْضُهم ان المراد بما يشبه الاشتقاق هو

eine andere Eintheilung der arabischen Etymologie drei Arten derselben kennt: 1) ein اشتقاق أصغر 2) ein اشتقاق مغير und 3) ein اشتقاق اكبر. — Die erste Art nimmt die Uebereinstimmung der Radices sowol was Material als auch was Combination betrifft, in Betracht, die zweite reflectirt nicht auf die Congruenz der Reihenfolge der Wurzelelemente, wol aber auf die Uebereinstimmung des Consonantenmaterials in beiden mit einander in Verhältniss gesetzten Wörtern; der dritten ist der dritte Wurzelconsonant gleichgültig und stimmt ungefähr mit der Methode überein, welche von vielen semitischen Lexicologen geübt wird, seitdem die sogenannten ‚organischen Wurzeln‘ aufgekommen, welche, wie wir oben sahen, bereits von as-Ṣafadî und al-Beiḍawî [1] versucht wurden. Ich entnehme diese Eintheilung der Encyklopädie des Muḥammed b. Aḥmed at-Ṭarsûsî, [2] und erlaube mir nachfolgend auch den arabischen Text seiner Auseinandersetzung nach der einen Handschrift, die mir zu Gebote stand, zu ediren:

حَدُّ الاِشْتِقاقِ [3] عِلْمًا أَنْ تَجِدَ اللَّفْظَ مُنَاسِبًا بِحُرُوفِهِ الأُصُولِ وَمَعْنَاهُ لِلَفْظٍ صَالِحٍ لِلإصَالَةِ فِى الجُمْلَةِ نَحْوَ ضَرَبَ بِالنِّسْبَةِ الى الضَّرْبِ وعَمَلًا أَنْ تَأْخُذَ مِنْ لَفْظٍ ما يُنَاسِبُهُ فِى حُرُوفِ الأُصُولِ

الاشتقاق الكبير وهذا ايضا غلط لانّ الاشتقاق الكبير هوالاتّفاق فى الحروف الاصول دون التّرتيب مثل القمر والرقم والمرق

[1] Zu den Bd. LXVII p. 232 Anm. 2. angeführten Stellen aus al-Beiḍâwî füge ich jetzt noch hinzu I p. ٥٣٧ Z. 15 قيل النّهى والنّهر والنّهم اخوات

[2] انموزج العلوم Handschr. der k. k. Hofbibliothek, Cod. N. F. Nr. 2 Bl. 5.

[3] Einige Zeilen früher wird das isṭikâk definirt: عِلْمٌ يُبْحَثُ فيه عَنِ المُفْرَدَاتِ مِنْ حَيْثِ ٱنْتِسَابِ بَعْضِهَا الى بَعْضٍ بالإصَالَةِ والفَرْعِيَّةِ

وَمَعْنَاهُ كما تاخُذُ مِنَ الضَّرْبِ ضَرَبَ والمُنَاسَبَةُ أَعَمُّ مِنَ
المُوافَقَةِ فالاشْتِقَاقُ إِنِ ٱعْتُبِرَ فيه المُوافَقَةُ في المَعْنَى وفي
الحُرُوفِ الأُصُولِ مع ٱلتَّرْتِيبِ فيُسَمَّى الأَصْغَرَ كضَرَبَ وضَارِبٌ او
بِدُونِ التَّرْتِيبِ فالصَّغِيرَ كَكَنَى وناكَ اوبِمُجَرَّدِ المُنَاسَبَةِ فيهما
فالأَكْبَرَ نحو ثَلَمَ وثَلَبَ وقد يُسَمَّى الأَوَّلُ صَغِيرًا والثَّانى كبيرًا

---

2) Zu Nr. I. dieser Beiträge. (Sitzungsberichte Bd. LXVII. S. 209)

Wir haben an angeführter Stelle nachzuweisen gesucht, dass confessionelle Vorurtheile bei den Muhammedanern zuweilen das Urtheil über Sprachgelehrte zu trüben vermochten. Es ist ganz merkwürdig, dass auch az-Zamachšarî, der doch durch sein مُفَصَّل einerseits und durch sein اساس البلاغة andererseits mit Recht unter den Säulen der arabischen Sprachgelehrsamkeit genannt zu werden verdient, diesem Vorurtheile nicht entgehen kann; er war bekanntlich Mu'tazilite und legte den Koran im Sinne dieser dogmatischen Schule aus in einem Werke ,(الكشّاف) das die orthodoxe Schule wol verwerfen musste, aber dennoch plagiren und excerpiren durfte. Der andalusische Gelehrte Abû Ḥajjân [1] lässt nun bei Gelegenheit einer sprachlichen Erörterung folgende Worte fallen: ,Diese Antwort wurde freilich von den in der arabischen Sprachgelehrsamkeit schwachen Männern z. B. von az-Zamachšarî und Anderen gut geheissen' (وقد استحسن هذا الجواب منه ضَعَفَةُ اهل العربيّةِ مثل الزّمخشريّ وغيره).

In dieselbe Rubrik gehören noch einige Erscheinungen auf dem Gebiete der arabischen Sprachgelehrsamkeit, die ich hier hervorheben will. Die Professur der Grammatik an der Hochschule an-Niẓâmijja war zu einer Zeit von dem Umstande abhängig gemacht, dass der betreffende Hoch-

---

[1] Bei aš-Šanawânî, in seinen Antworten auf sieben Fragen des Sujûṭî (Hschr. der Hofbibliothek Cod. Mixt 191, b, Bl. 18 recto).

'ıen uns hier, wo wir ein Beispiel für den Einfluss reli-
·ser Pietät auf die Sprachgelehrsamkeit anführen wollen, nur die dritte interessirt. Der naive Imâm meint nämlich: ,es sei höchst ungezogen, die Formen الرّحْمٰن الرّحيم mit Wörtern — wenn auch nur zu grammatischem Behufe — zu vergleichen, welche ihrer Bedeutung nach sich zu solchem Vergleiche nicht eignen. Wie kann man jene Wörter auf die Analogie mit سكران = betrunken, غضبان = zornig, مريض سقيم = krank, gründen? Wäre es nicht schicklicher anzuführen: حنّان منّان? — Die vier Einwürfe werden nun aber auch von verschiedenen Gelehrten mit Bemerkungen begleitet. Die zwei ersten und der vierte werden glücklich zurückgewiesen. ,Was aber die dritte Einwendung des al-Bulkainî betrifft' — sagt der Berichterstatter [1] — so kann man Nichts auf dieselbe erwiedern. Gott weiss es am besten.'

الأدب التّشبيهُ الذى ذكره ولوقال الرّحمن فعلان من رَحِمَهُ كمَنّان من المَنّ وحَنّان من الحنان لكان اولى
[1] ibid. قُلْتُ وامّا الثّالثُ فلا يمكن الجواب عنه واللّه اعلم

schullehrer sich zur Šâfi'itischen Secte bekenne. Allerdings war dies kein so horrender Zwang; denn wie bekannt, war es ein Leichtes von einer jeden der vier orthodoxen Secten zu jeder beliebigen Anderen überzutreten. So wird uns auch gerade betreffs der in Rede stehenden Professur berichtet, dass Ibn-ad-Dahhân-al-Wagîh, welcher früher bereits eine Wendung von seinem ursprünglichen Ḥanbalismus, zur Secte des Abû Ḥanîfa machte, der Erlangung dieses grammatischen Lehrstuhles zu Liebe nun auch den Abû Ḥanîfa abschwor um es mit der šafi'itischen Seligkeit zu versuchen. Diese Manteldreherei brachte ihm und der Literatur der satirischen Poesie ein allerliebstes Gedichtchen des Abu-l-Barakât at-Tekrîrî ein. [1] — Von as-Sujûṭî erfahren wir ferner, [2] dass die religiöse Pietät in älteren Zeiten einen grossen Einfluss auf die Objecte der arabischen Philologie ausübte. So berichtet er von al-Aṣma'î, dass ihn religiöse Pietät abhielt, sich an die Erläuterung des Korans zu machen, und dass er auch von dem sonstigen arabischen Sprachschatze Nichts zu erklären wagte, was Analogien oder etymologische Begründung im Koran oder der Tradition hat. — Ein specielles Beispiel solcher religiöser Pietät in rein grammatischen Dingen ist Folgendes; az-Zamachšarî bespricht in seinen Korancommentar die grammatische Form der Gottesnamen: الرَّحْمن الرَّحيم und meint ersteres sei فَعْلَان aus رَحِم ebenso wie غَضْبَان aus غَضِبَ; سَكْرَان aus سَكِرَ, letzteres sei فعيل derselben Wurzel und vergleicht die Formen مريض سقيم damit. Diese unschuldige grammatische Deduction bietet nun dem frommen Imâm al-Bulḳeinî [3] Stoff zu vier wuchtigen Einwendungen, unter

---

[1] Ibn Challikân Bd. VI p. ٨٠ Nr. 565.

[2] Muzhir II p. ٢٠٢ وكان شديد التّألّهِ فكان لا يُفَسِّر شَيْئًا من القران ولا شيئًا من اللّغةِ له نظيرٌ وآشْتِقاق في القُران وكذلك الحديث تحرّجًا

[3] Hschr. der Leidener Bibliothek cod. Warner. Nr. 474 (39) Bl. 5 recto der Abhandlung رياض الصّالحين: — والثّالث انّه ليس من

welchen uns hier, wo wir ein Beispiel für den Einfluss religiöser Pietät auf die Sprachgelehrsamkeit anführen wollen, nur die dritte interessirt. Der naive Imâm meint nämlich: ‚es sei höchst ungezogen, die Formen الرّحمٰن الرّحيم mit Wörtern — wenn auch nur zu grammatischem Behufe — zu vergleichen, welche ihrer Bedeutung nach sich zu solchem Vergleiche nicht eignen. Wie kann man jene Wörter auf die Analogie mit سكران = betrunken, غضبان = zornig, مريض سقيم = krank, gründen? Wäre es nicht schicklicher anzuführen: حنّان منّان? — Die vier Einwürfe werden nun aber auch von verschiedenen Gelehrten mit Bemerkungen begleitet. Die zwei ersten und der vierte werden glücklich zurückgewiesen. ‚Was aber die dritte Einwendung des al-Bulḳainî betrifft' — sagt der Berichterstatter [1] — so kann man Nichts auf dieselbe erwiedern. Gott weiss es am besten.'

---

[1] ibid. الأدب التّشبيهُ الذى ذكره ولوقال الرّحمن فعلان من رَحِمَهُ كمنّان من المَنّ وحنّان من الحنان لكان اولى قُلْتُ وامّا الثّالث فلا يمكن الجواب عنه واللّه اعلم





SITZUNGSBERICHTE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

DREIUNDSIEBZIGSTER BAND.

WIEN, 1873.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

SITZUNGSBERICHTE

DER

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHEN CLASSE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

DREIUNDSIEBZIGSTER BAND.

JAHRGANG 1873. — HEFT I—III.

WIEN, 1873.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

SITZUNGSBERICHTE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

DREIUNDSIEBZIGSTER BAND.

WIEN, 1873.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN
BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

SITZUNGSBERICHTE

DER

ILOSOPHISCH-HISTORISCHEN CLASSE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

DREIUNDSIEBZIGSTER BAND.

JAHRGANG 1873. — HEFT I—III.

WIEN, 1873.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

INHALT.

Diese Streitfrage zwischen den beiden grammatischen Schulen ist noch viel weitläufiger ausgesponnen; Rede und Gegenrede ist noch viel ausführlicher von beiden Seiten geleistet worden, als wir hier anzuführen für nöthig erachten. Man kann über diese, wie über 113 grammatische, zum besten Theile syntaktische Differenzpunkte [1], die gründlichen und für Forscher auf dem Gebiete der arabischen Nationalgrammatik sehr werthvollen Auseinandersetzungen in verständiger, wenn auch durch scholastischen Formalismus in sich einigermassen complicirter Anordnung [2] neben einander finden, in Kemâl-ad-dîn Abu-l-Barakât ʿAbd-ar-Raḥmân b. Saʿîd al-

---

[1] Aehnliche Schriften sind: المُقْنِع فى اختلاف البصريين والكوفيين von Abû Naḥḥâs; كتاب ما اختلف فيه البصريون والكوفيون von Ibn Kejsân; كتاب اختلاف النحويين von dem Kûfenser Ṯaʿlab, ein Buch gleichen Titels von Ibn Fâris, und vielleicht auch das كتاب الاختلاف von Al-Azdi (Flügel Grammatische Schulen der Araber, p. 64, 98, 166, 226, 247).

[2] Der Verfasser befleissigte sich nämlich in seiner Darlegung derselben Methode, die in juristischen Werken ähnlichen Inhaltes befolgt wird, wie er in seiner Einleitung ausdrücklich sagt: فان جماعة من الفقهآ المتأدبين والادباء المتفقهين المُشْتَغلينَ علىّ بعلم العربيّة بالمَدْرَسَةِ النّظاميّة عمرالله مبانيها ورحم بانيها سألونى أن أُلَخِّصَ لهم كتابًا لطيفا يشتمل على مشاهير المسائل الخلافيّة بين نَحْوِيِّ البَصْرَة والكوفة على ترتيب المسائل الخلافيّة بين الشافعى وابى حنيفة يكون اوّل كتاب صُنّف فى علم العربيّة على هذا الترتيب الخ. Wir haben hier demnach ein weiteres Beispiel für die Uebertragung der juristischen Methode auf die Sprachgelehrsamkeit, welche as-Sujûṭî dann im ganzen Umfange dieser Wissenschaft ausbildete. S. unsere Abhandlung über as-Sujuṭî in diesen Sitzungsberichten LXIX p. 18—21.

Anbâri's كتاب الإنصاف فى مَسَائل الخِلاَف بين النحويين البصريين والكوفيين [1]

Genug an dem, dass wie unser Dâwûdzâdê nachweist, der Verfasser des Ṣaḥâḥ die Eliminirung des Wâw sich nach der Anschauungsweise der kûfischen Schule erklärt, [2] weswegen er auch dann von as-Ṣafâdî und ʿAlî al-Ḳûšaǵî angegriffen wird. Dieser letztere will den auf ‚Induction beruhenden und nur dazu bestimmten grammatischen Erklärungsversuchen, dass die Spracherscheinungen dem Verständnisse der Anfänger näher gebracht werden', nicht viel Werth beilegen, weil eben an dem hier behandelten Falle klar zu ersehen ist, dass die Theorien der Formenlehre, wie man sie immer wenden und drehen mag, nicht nach allen Richtungen hin klappen, und immer noch Ausnahmsfälle zur Erklärung übrig bleiben, an denen die im Allgemeinen aufgestellten Regeln Schiffbruch leiden. [3]

Auch noch in einigen anderen Fällen würdigt unser Verf. die Angaben des Ǵauharî vom Standpunkte der kûfischen Schule aus; [4] einmal zieht er auch die Ansicht der Baǵdadischen Grammatikerschule herbei. [5]

VII. Wir kommen nun zu Weisî oder Uweis b. Muḥammed, (geb. 969 st. 1037) dem Letzteren der von Ḥâǵi

---

[1] Ich benützte das Exemplar der Leidener Bibliothek (Cod. Warner Nr. 564). Ausserdem besitzt der Escurial eine Handschrift dieses Werkes (Casiri I. p. 29 Nr. CXIX) und auch eine Constantinopler Bibliothek zählt eine Abschrift des كتاب الانصاف unter ihren Schätzen.

[2] s. v. وَطَأَ und s. v. وَسَعَ Bl. 7 recto ر Bl. 36 verso.

[3] Bl. 36 verso: ومِنْ هاهنا يظهر ان الاعتماد فى الأحكام الصَّرْفِيَّةِ انّماهو على الاِسْتِقْرآء والمُنَا سَبَاتُ التى يذكُرونَها انّما هى لمُجَرَّدِ التَّقْرِيبِ إلى إفْهَامِ المُبْتَدِئِينَ فلهذا لم نَشْتَغِلْ كَثِيرَ ٱشْتِغَالٍ بذِكْرِهَا

[4] Bl. 6 verso, Bl. 45 verso, Bl. 48 verso. Einmal jedoch Bl. 17 recto führt er selbst die Lehre der Baṣrenser gegen al-Ǵauharî an.

[5] Ueber اتَّخَذَ Bl. 73 recto.

Chalfa [1] aufgeführten zwei Apologeten des Ġauharî. Auch er ist Türke, ja ein hochberühmter türkischer Dichter, und dieser Umstand enthebt uns der Aufgabe, uns näher mit seinem Lebensgang zu beschäftigen, da dieser in genügender Ausführlichkeit von Hammer-Purgstall entworfen wurde [2], welcher seine Biographie aus der guten Quelle Nau'îzâdê's schöpfte. [3] Dieser ist voll Begeisterung für die Sprachkunst des Dichters, und vergleicht ihn mit Ṭoġrâ'î, Ḥarîrî, Bedî'î und Waṣṣâf [4]. — Was seine Vertheidigungsschrift für al-Ġauharî anbelangt, so führt sie den Titel مرج البحرين, [5] und scheint nicht nur al-Fîrûzâbâdî, sondern auch dessen Vorgänger Ibn Berrî zu Leibe zu gehen. Dahin deuten wenigstens die Worte seines Biographen, ‚dass er Ibn Berrî in das Meer der Verwirrung tauchte', [6] obwol diese Bemerkung sich nicht direct auf das Werk مرج البحرين bezieht, sondern auf eine Arbeit über einige Subtilitäten der arabischen Sprache, welches er noch ausser der Vertheidigung des Ġauharî schrieb, und dessen Erwähnung wir bei v. Hammer vermissen. Doch ist es möglich, dass die Arbeit über die Subtilitäten der arabischen Sprache kein besonderes und vom مرج البحرين verschiedenes Werk ist, obwol Nau'îzâdê's Angabe auch dieser Vermuthung Raum gibt. Ich setze die betreffende Stelle des türkischen Schriftsteller's hieher, damit der Leser selbst zwischen beiden Annahmen urtheilen könne: آثار جليله سندن صاحب القاموسك جوهری‌يه ايراد ايتديكی اعتراضاتنه جواب ودقائق لغات عربيّه‌ده بر كتاب يازمشدر الحقّ دُرَّة الغوّاص دريای هنر وابن برّی غرق بحر حيرت ايده‌جك اثردر.

Noch hätten wir zum Schluss zweier Vertheidiger des Ġauharî aus neuerer Zeit zu gedenken; eines Arabers und

---

[1] H. Ch. IV. p. 491.

[2] Geschichte der osmanischen Dichtkunst III. p. 203—6.

[3] In der gedruckten Ausgabe p. ٧١٣—٧١٩

[4] ibid. p. ٧١٠.

[5] H. Ch. l. c.

[6] Nau'îzâdê p. ٧١ وابن برّی‌يی غرق‌بحر حيرة ايده‌جكه

eines gelehrten Europäers. Der Araber ist Abû Zeid 'Abd-ar-Râḥmân b. 'Abd-al-'azîz dessen كتاب الوشاح وتثقيف الرّماح في ردّ توهيم المجد الصّحاح das einzige im Druck erschienene Werk dieser Art ist. (Bûlâk 1281 in oct.) und gewöhnlich als Supplement zu der Bûlâḳer Ausgabe (1282) des Ǵauharî'schen Lexicons ausgegeben wird. Der andere ist der gelehrte Lexicograph der arabischen Sprache: Lane, welcher al-Ǵauharî höher stellt als den Verfasser des Ḳâmûs. [1] — Auch der türkische Erklärer des Letzteren (Abu-l-Feiḍ-al-Hindî az-Zubeidî, nimmt den Ǵauharî zuweilen gegen al-Fîrû-zâbâdî in Schutz. —

Nachträgliches.

1) Zu Seite 7.

Da hier wieder häufig auf das sogenannte grosse und kleine iśtiḳâḳ Bezug genommen wird, so wird es nicht schaden, auf die Definition dieser termini der arabischen Sprachgelehrsamkeit näher einzugehen. — Gewöhnlich wird das ‚grosse' vom ‚kleinen' iśtiḳâḳ insoferne unterschieden, als bei diesem die Uebereinstimmung der Wortformen, sowol was Consonantenelemente der Wurzel, als auch was die Combination derselben betrifft, in Betracht kommt (التّناسب جَوْهَرًا وترتيبًا); während bei ersterem nur das Consonantenmaterial, nicht aber die Combination desselben massgebend ist. (التّناسب جَوْهَرًا لاترتيبًا) [2] Ich verweise diesbezüglich der Kürze halber auf einen Excurs hierüber, in Ibn al-Aṯîr al-Ǵazarî's Werke über die arabische Rhetorik [3]; muss aber hinzufügen, dass

---

[1] Preface p. XVII.

[3] المثل السّائر في آداب الكاتب والشاعر Handschrift der k. k. Hofbibliothek. Cod. N. F. Nr. 38 Bl. 112 verso.

Vgl. einen Commentator bei Mehren Rhetorik der Araber p. ٨٧

وقد توهّمَ بَعْضُهم ان المراد بما يشبه الاشتقاق هو

eine andere Eintheilung der arabischen Etymologie drei Arten derselben kennt: 1) ein اشتقاق أصغر 2) ein اشتقاق مغير und 3) ein اشتقاق اكبر. — Die erste Art nimmt die Uebereinstimmung der Radices sowol was Material als auch was Combination betrifft, in Betracht, die zweite reflectirt nicht auf die Congruenz der Reihenfolge der Wurzelelemente, wol aber auf die Uebereinstimmung des Consonantenmaterials in beiden mit einander in Verhältniss gesetzten Wörtern; der dritten ist der dritte Wurzelconsonant gleichgültig und stimmt ungefähr mit der Methode überein, welche von vielen semitischen Lexicologen geübt wird, seitdem die sogenannten ‚organischen Wurzeln‘ aufgekommen, welche, wie wir oben sahen, bereits von as-Ṣafadî und al-Beiḍawî [1] versucht wurden. Ich entnehme diese Eintheilung der Encyklopädie des Muḥammed b. Aḥmed at-Ṭarsûsî, [2] und erlaube mir nachfolgend auch den arabischen Text seiner Auseinandersetzung nach der einen Handschrift, die mir zu Gebote stand, zu ediren:

حَدُّ الاشْتِقاقِ [3] عِلْمًا أَنْ تَجِدَ اللَّفْظَ مُنَاسِبًا بِحُرُوفِهِ الأُصُولِ وَمَعْنَاهُ لِلَفْظٍ صَالِحٍ لِلإِصَالَةِ فِى الجُمْلَةِ نَحْوُ ضَرَبَ بِالنِّسْبَةِ الى الضَّرْبِ وعَمَلاً أَنْ تَأْخُذَ مِنْ لَفْظٍ ما يُنَاسِبُهُ فِى حُرُوفِ الأُصُولِ

الاشتقاق الكبير وهذا ايضا غلط لانّ الاشتقاق الكبير هوالاتّفاق فى الحروف الاصول دون التّرتيب مثل القمر والرقم والمرق

[1] Zu den Bd. LXVII p. 232 Anm. 2. angeführten Stellen aus al-Beiḍâwî füge ich jetzt noch hinzu I p. ٥٣٧ Z. 15 قيل النّهى والنّهر والنّهم اخوات

[2] انموزج العلوم Handschr. der k. k. Hofbibliothek, Cod. N. F. Nr. 2 Bl. 5

[3] Einige Zeilen früher wird das iśtikâk definirt: عِلْمٌ يُبْحَثُ فيه عَنِ المُفْرَدَاتِ مِنْ حَيْثُ ٱنْتِسَابِ بَعْضِهَا الى بَعْضٍ بالإِصَالَةِ والفَرْعِيَّةِ

وَمَعْنَاهُ كما تاخُذُ مِنَ الضَّرْبِ ضَرَبَ وَالْمُنَاسَبَةُ أَعَمُّ مِنَ
الْمُوافَقَةِ فالاِشْتِقَاقُ إِن ٱعْتُبِرَ فيه الْمُوَافَقَةُ فى الْمَعْنَى وفى
الْحُرُوفِ الأُصُولِ مع ٱلتَّرْتِيبِ فَيُسَمَّى الأَصْغَرَ كضَرَبَ وضَارِبْ او
بدُونِ التَّرْتِيبِ فالصَّغِيرَ كَكَنَى ونَاكَ اوُمُجَرَّدُ المُنَاسَبَةِ فيهما
فالأَكْبَر نحو ثَلَمَ وثَلَبَ وقد يُسَمَّى الأَوَّلُ صَغِيرًا والثَّانى كبيرًا

---

2) Zu Nr. I. dieser Beiträge. (Sitzungsberichte Bd. LXVII. S. 209)

Wir haben an angeführter Stelle nachzuweisen gesucht, dass confessionelle Vorurtheile bei den Muhammedanern zuweilen das Urtheil über Sprachgelehrte zu trüben vermochten. Es ist ganz merkwürdig, dass auch az-Zamachśarî, der doch durch sein مُفَصَّل einerseits und durch sein اساس البَلَاغَة andererseits mit Recht unter den Säulen der arabischen Sprachgelehrsamkeit genannt zu werden verdient, diesem Vorurtheile nicht entgehen kann; er war bekanntlich Mu'tazilite und legte den Koran im Sinne dieser dogmatischen Schule aus in einem Werke (الكشّاف), das die orthodoxe Schule wol verwerfen musste, aber dennoch plagiren und excerpiren durfte. Der andalusische Gelehrte Abû Ḥajjân [1] lässt nun bei Gelegenheit einer sprachlichen Erörterung folgende Worte fallen: ‚Diese Antwort wurde freilich von den in der arabischen Sprachgelehrsamkeit schwachen Männern z. B. von az-Zamachśarî und Anderen gut geheissen' (وقد استحسن هذا الجواب منه ضَعَفَةُ اهل العربيّةِ مثل الزّمخشرىّ وغيره).

In dieselbe Rubrik gehören noch einige Erscheinungen auf dem Gebiete der arabischen Sprachgelehrsamkeit, die ich hier hervorheben will. Die Professur der Grammatik an der Hochschule an-Niẓâmijja war zu einer Zeit von dem Umstande abhängig gemacht, dass der betreffende Hoch-

---

[1] Bei aś-Śanawânî, in seinen Antworten auf sieben Fragen des Sujûṭî (Hschr. der Hofbibliothek Cod. Mixt 191, b, Bl. 18 recto).

schullehrer sich zur Šâfi'itischen Secte bekenne. Allerdings war dies kein so horrender Zwang; denn wie bekannt, war es ein Leichtes von einer jeden der vier orthodoxen Secten zu jeder beliebigen Anderen überzutreten. So wird uns auch gerade betreffs der in Rede stehenden Professur berichtet, dass Ibn-ad-Dahhân-al-Waǵîh, welcher früher bereits eine Wendung von seinem ursprünglichen Ḥanbalismus, zur Secte des Abû Ḥanîfa machte, der Erlangung dieses grammatischen Lehrstuhles zu Liebe nun auch den Abû Ḥanîfa abschwor um es mit der šafi'itischen Seligkeit zu versuchen. Diese Manteldreherei brachte ihm und der Literatur der satirischen Poesie ein allerliebstes Gedichtchen des Abu-l-Barakât at-Tekrîrî ein.[1] — Von as-Sujûṭî erfahren wir ferner,[2] dass die religiöse Pietät in älteren Zeiten einen grossen Einfluss auf die Objecte der arabischen Philologie ausübte. So berichtet er von al-Aṣma'î, dass ihn religiöse Pietät abhielt, sich an die Erläuterung des Korans zu machen, und dass er auch von dem sonstigen arabischen Sprachschatze Nichts zu erklären wagte, was Analogien oder etymologische Begründung im Koran oder der Tradition hat. — Ein specielles Beispiel solcher religiöser Pietät in rein grammatischen Dingen ist Folgendes; az-Zamachšarî bespricht in seinen Korancommentar die grammatische Form der Gottesnamen: الرَّحْمٰن الرَّحِيم und meint ersteres sei فَعْلَان aus رَحِم ebenso wie غَضْبَان aus غَضِب سَكْرَان aus سَكِر, letzteres sei فعيل derselben Wurzel und vergleicht die Formen مريض سقيم damit. Diese unschuldige grammatische Deduction bietet nun dem frommen Imâm al-Bulkeinî[3] Stoff zu vier wuchtigen Einwendungen, unter

[1] Ibn Challikân Bd. VI p. ٨٠ Nr. 565.

[2] Muzhir II p. ٣٠٤ كان شديد التألّه فكان لا يُفسِّر شيئًا من القران ولا شيئًا من اللغة له نظيرٌ واشتقاق فى القران وكذلك الحديث تحرّجًا

[3] Hschr. der Leidener Bibliothek cod. Warner. Nr. 474 (39) Bl. 5 recto der Abhandlung رياض الصالحين: — والثالث انه ليس من

welchen uns hier, wo wir ein Beispiel für den Einfluss religiöser Pietät auf die Sprachgelehrsamkeit anführen wollen, nur die dritte interessirt. Der naive Imâm meint nämlich: ‚es sei höchst ungezogen, die Formen الرَّحْمٰن الرَّحيم mit Wörtern — wenn auch nur zu grammatischem Behufe — zu vergleichen, welche ihrer Bedeutung nach sich zu solchem Vergleiche nicht eignen. Wie kann man jene Wörter auf die Analogie mit سكران = betrunken, غضبان = zornig, مريض سقيم = krank, gründen? Wäre es nicht schicklicher anzuführen: حنّان منّان? — Die vier Einwürfe werden nun aber auch von verschiedenen Gelehrten mit Bemerkungen begleitet. Die zwei ersten und der vierte werden glücklich zurückgewiesen. ‚Was aber die dritte Einwendung des al-Bulḳainî betrifft‘ — sagt der Berichterstatter [1] — so kann man Nichts auf dieselbe erwiedern. Gott weiss es am besten.‘

---

[1] ibid. الأدب التّشبيهُ الذى ذكره ولوقال الرّحمن فعلان من رَحِمَهُ كمَنَّان من المَنّ وحَنَّان من الحنان لكان اولى قُلْتُ وامَّا الثّالثُ فلا يمكن الجواب عنه واللّه اعلم





SITZUNGSBERICHTE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

DREIUNDSIEBZIGSTER BAND.

WIEN, 1873.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

SITZUNGSBERICHTE

DER

ILOSOPHISCH-HISTORISCHEN CLASSE

DER KAISERLICHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

DREIUNDSIEBZIGSTER BAND.

JAHRGANG 1873. — HEFT I—III.

WIEN, 1873.

IN COMMISSION BEI KARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

INHALT.



SITZUNGSBERICHTE

DER

KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

LXXIII. BAND. I. HEFT.

JAHRGANG 1873. — JÄNNER.



I. SITZUNG VOM 2. JANUAR 1873.

Der Secretär verliest ein Schreiben des corresp. Mitgliedes Herrn P. Pius Zingerle über einige in seinem Besitz befindliche Copien Syrischer Manuscripte, die er zum Abdruck in den Sitzungsberichten der philosoph.-histor. Classe anbietet.

Ferner verliest derselbe ein Schreiben des Herrn Prof. Ab. S. Ljubič, worin derselbe für die ihm zur Herausgabe seines Werkes über die Münzen Bulgariens, Bosniens, Serbiens bewilligte Subvention seinen Dank ausspricht.

Sodann legt das w. M. Herr Regierungsrath Zimmermann eine Abhandlung vor ‚über den Einfluss der Tonlehre auf Herbart's Philosophie'.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Accademia Pontificia de' nuovi Lincei: Atti. Anno XXV, Sess. 7ª. Roma, 1872; 4⁰.

Chlebik, Franz, Kraft und Stoff, oder der Dynamismus der Atome aus Hegel'schen Prämissen abgeleitet. Berlin, 1873; 8⁰.

Gelehrten-Verein, serbischer, zu Belgrad: Glasnik. Knjiga XXXIV & XXXV. Belgrad, 1872; 8°.

Istituto, Reale, Veneto di Scienze, Lettere ed Arti: Atti. Tomo I°. Serie IV^{a}, Disp. 10^{a}. Venezia, 1871—72; 8°.

Jena, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus dem zweiten Halbjahre 1872. 4° u. 8°.

Lese-Verein, akademischer, an der k. k. Universität und st. l. technischen Hochschule in Graz: V. Jahresbericht. Graz. 1872; 8°.

›**Revue** politique et littéraire‹ et ›Revue scientifique de la France et de l'étranger‹. IIe Année, 2e Série, Nrs. 25—26. Paris & Bruxelles, 1872; 4°.

Bericht über die im August und September 1872 angestellten Weisthümer-Forschungen.

Von

Hans Lambel.

In meinem letzten Berichte (Sitzungsber. Bd. LXIX. S. 253) glaubte ich weiteren Nachforschungen immer noch ein lohnendes Resultat in Aussicht stellen zu dürfen: die Commission für Sammlung und Herausgabe österreichischer Weisthümer wünschte, dass ich selbst diese Nachlese halten sollte, und so machte ich mich, von ihr mit den nöthigen Mitteln ausgerüstet und mit Empfehlungsschreiben von dem Leiter der oberösterreichischen Statthalterei, Herrn Hofrath Ritter von Schurda, sowie dem Landeshauptmann, Herrn Dr. Eigner, versehen, im August dieses Jahres zum dritten und letzten Male auf die Reise.

Meine Nachforschungen begannen gleich in Linz mit einem ermuthigenden, ja theilweise überraschenden Erfolge. Schon seit länger hatte ich vermuthet, dass im Museum Francisco-Carolinum noch mehr solcher Urkunden verborgen liegen müssten, als mir bisher von dieser Seite vorlagen, und die Versicherung, die mir voriges Jahr ganz gewiss im besten Glauben und von sehr achtbarer Seite auf eine Anfrage in diesem Sinne zu Theil ward, der Commission sei alles, was vorhanden sei, bereits zugegangen, konnte meine stillen Zweifel nicht vollständig beschwichtigen. Um so willkommener musste es mir sein, dass gleich bei meinem ersten heurigen Besuche

Herr Rittmeister Adolf Winkler mir mit dem freundlichen Anerbieten zuvorkam, mir einige Fascikel vorzulegen, in welchen er noch unbekannte Taidinge vermuthe. In der That bedurfte es nur kurzer Zeit, um darunter die alten ‚Landesrechten bei dem Feld- und Landgericht Oberwallsee', zwei Taidinge von Ober- und Nieder-Schaterlee aus dem Jahre 1469 in einem Waldhausener Urbar von 1471 und das seit Jahren verschollene (Sitzungsber. Bd. LX, S. 553) Ehafttaiding von Steiregg in einer Abschrift des 1581 angelegten Urbars dieser Herrschaft aufzufinden. Weiteres Nachspüren brachte freilich lückenhafte, aber zum Theil alte Aufzeichnungen über Traunkirchen und Ort ans Licht, die mich umsomehr in meinem Vorsatze bestärkten, meine Forschungen am Traunsee, die ich voriges Jahr kaum mehr recht beginnen konnte, diesmal mit aller Energie wieder aufzunehmen. Dazu kam später noch ein Fischrecht von Attersee und das ‚Panthädingbuech' der Herrschaft Eisenstadt in ein und demselben Miscellancodex. Von geringerer Bedeutung ist die Auffindung neuer Aufzeichnungen der Ehafttaidinge von Kurzen Zwettl (1523), der Herrschaft Neidharting (1666) und Windhag (1629), weil diese Quellen mehr oder weniger identisch sind mit bereits anderswoher bekannten und copirten. Eine Marktgerichtsordnung für Ottensheim, von Niclas Rabenshaupt s. d. Wien 25. Juni 1536 erlassen (Perg. 4°. N. cc./23.), von der eine Abschrift aus dem J. 1616 auch in Ottensheim sich befindet, kommt neben dem schon im Jahre 1868 gefundenen Ehafttaiding (Sitzungsber. Bd. LX, S. 555. 559) kaum in Betracht, sowenig wie eine Marktordnung für Kurzen Zwettl in Eferding und Linz neben dem betreffenden Taiding.

Von Linz begab ich mich nach Enns. Das Stadtarchiv bot nichts, wichtig und wahrscheinlich auch ergiebig wäre das Archiv der Herrschaft Ennsegg gewesen, allein in Abwesenheit des Herrn Besitzers konnte ich nur einen Theil sehen, den Herr Verwalter Nowak in Verwahrung hatte, von welchem er mir bereitwillig erschlossen wurde. Darunter aber fand sich nur ein ‚New Vrbar (roth) v̈ber Ir Khay. Mt. etc. Herrschafft vnnd Pűrckhvogthey Ennß' (roth) vom J. 1571, Pap. fol., unter der Signatur XXXVIII. V. E., wovon sich eine 2. Hs. (B) auch im Archiv des Reichsfinanzministeriums befindet; darin steht

auf Bl. 67ª folgende Notiz eingeschrieben: *,Hernach volgt an welchen Ortten das Panthäding im Lanndtgericht Ennß gehalten wierdet. Erstlich am Erichtag vor Sanct Veits tag zw Wolßpach* (*Wolfspach* B.). *Item am Erichtag vor Martini zw Aschpach. Am Erichtag vor dem Faschang zw Haderßhouen. Lestlichen in der erssten Vasstwochen zw Sanct Valentin.'* [1]

In Steyer hatte ich auf das fürstl. Lambergische Archiv Hoffnung gesetzt: nicht ganz gerechtfertigte, wie sich zeigte. Das Archiv ist nicht geordnet und es kostete einige Mühe, mit Unterstützung des Herrn Pflegers Alois Krátký ein altes Urbar von 1424 in zwei Aufzeichnungen aufzufinden, worin sich die ,Ordnung aines Jeden Innhaber der herrschafft Steyr' findet, die aber noch näherer Untersuchung bedarf, ob sie wirklich in den Kreis unserer Sammlung hereingehört. Ein zweites mir vorgewiesenes Urbar aus dem 17. Jahrhundert, das am Rücken von jüngerer Hand die Jahreszahl 1658 trägt, die wahrscheinlich nur dem Datum der gegen Ende (Bl. 712--716) beigebundenen Specification der Unterthanen der Pfarre Sierning entnommen ist, bot auf Bl. 531 folgende Notiz: *,Panthäding des Marckhts Haal. Erstlich helt die Herrschafft Steyr berüerten vonn Häll Järlichen zu Ritegung Irer Freyhaiten ain Panthäding, vnnd wan ain Burgermaister vnnd ain Rath verändert wierdet, Die herrschafft durch Ire beuelchhaber die Ambter besetzen lässt. Wann sich ain Straffmässige hanndlung auch bei den Burgern im Marckht verfelt,* (531ᵇ) *So gehört dieselb nit denen von Hall Sonndern der herrschafft Steyr zue.'* Ausserdem fand ich darinnen auf Bl. 679ᵇ–684ª die Freiung und Widem-Rechten der Pfarrunterthanen zu Sierning und auf 690ª ff. das Taiding des Marktes Assbach. Ein Ausflug nach Hall, um das in obiger Notiz erwähnte Taiding zu suchen, und nach dem benachbarten Schloss Feyereck blieb vorläufig noch ohne Erfolg, ebenso Nachforschungen im Stadtarchiv, beim Bezirksgericht und der Bezirkshauptmannschaft in Steyer; doch erhielt ich auf Feyereck durch den Besitzer Herrn Hermann von Planck wenigstens Kenntniss, dass ein Archiv daselbst, freilich ungeordnet, noch

[1] Eine andere Notiz auf Bl. 15a führe ich, wiewohl sie mit den Weisthümern nichts zu thun hat, hier an, damit sie nicht verkomme: *,Ain Praût, so über die Pruckhen fert, ist den linckhen Schuech oder ain Kranz zu geben schuldig'.*

vorhanden sei und das Versprechen, bei der Ordnung desselben auf die Weisthümer zu achten und etwaige Funde einzusenden.

Ich begab mich hierauf nach Weyer, wo ich aber nur im Marktarchiv, das mir Herr Vorstand Bachbauer bereitwillig erschloss, Nachforschungen anstellen konnte, nicht auch im Forstamt, dessen älteste Archivalien, wie mir mitgetheilt wurde, schon früher nach Eisenertz übertragen wurden. Mein Suchen war nicht von besonderem Erfolg, denn eine neue Aufzeichnung des Ehafttaidings von Hollnstein und Göstling (1563), die ich in einer Miscellanhandschrift fand, scheint nach freundlichen Mittheilungen des Herrn Prof. J. Tomaschek, des künftigen Herausgebers der niederösterreichischen Weisthümer, mit einer schon bekannten Quelle im Wesentlichen zu stimmen. Ein Taiding von Weyer selbst oder dem lange Zeit mit Weyer vereinigten benachbarten Gaflenz aber war weder in diesem Miscellancodex, noch sonst im Archiv aufzuspüren und erst nach langem Suchen gelang es, wenigstens folgendes Zeugniss in einer Magistratinstruction, die dem Revers, welchen Richter und Rath des Marktes zum Weyer und Gaflenz über die ihnen von Abt Wilhelm von Garsten übertragene Verwaltung des Urbaramtes und Landgerichts am Neujahrstag 1608 ausstellten (abschriftlich aus dem 18. Jahrhundert), eingeschaltet ist, habhaft zu werden: *‚Zum Aindliften. Nachdem von Altersher jährlich vor der Richter wahl umb Thome das Ehehaft Tading der Burgerschaft im Markht Weyer und den Urbars undterthannen besezt oder gehalten wirdt, bey welchem alten herkhomen es noch verbleiben solle, doch was* (l. *mus) zur selben Zeit der Richter unnß, in unserm Abwesen unserem beuelich haber, der* (l. *den) Gerichts Stab überantworten, darüber wier oder dem wier es beuelichen solch Ehehaft Thäding zu halten, zu besizen und wie von alter herkhomben ist, recht ergehen zelassen befuegt*; *nach vollendten Ehehaft Thäding aber soll und mag unser Richter das nach Thäding, ob es die nottdurft erfordert, selbsten halten, besizen und was also in obbestimbten Pontating gerüegt, erkhent oder gehandlt, Ime Richter auch hernach zu uolziehen anbeuolichen wirdt, dem solle er gehorsamlichen vleissig nachgeleben und Innsonderheit ob den Articln der Rüegung Steuf und fest halten.‘*

Auch ein Ausflug nach dem schon genannten Markte Gaflenz blieb erfolglos.

Nicht besser erging es mir in Windischgarsten; in Kirchdorf dagegen fand ich in der mir von Herrn Bürgermeister Deschler freundlich geöffneten schönen Bürgerlade die Freiheiten des Marktes von 1586 in collationirter Abschrift von 1696. Im nahen Kloster Schlierbach hat der gegenwärtige Herr Prälat Edmund Rogner erst mit der Ordnung des Archives begonnen und soweit es an ihm lag, geschah alles, um mir meine Aufgabe zu erleichtern. Nachdem im geordneten Theile des Archives eine Reihe theilweise alter Urbarien vergebens nach Weisthümern durchgeblättert war, scheute er die Mühe nicht, mir bei den Nachforschungen in dem ungeordneten Theile, die freilich nur unvollkommen bleiben mussten, selbst zu helfen. Es gelang aber nur einige Extracte aus den Forstfreiheiton und dem Forstrechtartikelbuche der Herrschaft Seysenburg von 1605, im ganzen vier Artikel sammt Eingang und Schluss, die ich sofort an Ort und Stelle abschrieb, aufzufinden. Eine vollständige ‚abschrift von denen Seysenburger Forstfreüheiten dat. ao 629‘, die nach einem vom Herrn Prälaten gefundenen Verzeichnisse vorhanden sein sollte, war vorläufig wenigstens nicht mehr zu finden. Für den Fall, dass diese oder andere derartige Urkunden bei Fortsetzung der Ordnung des Klosterarchives noch ans Licht kommen sollten, ist übrigens von dem Herrn Prälaten die Einsendung freundlich zugesichert worden. Auf Schloss Dorf bei Herrn von Heyden, wo mich Herr Dr. Carl Schiedermayr aus Kirchdorf ebenso wie in Schlierbach einzuführen die Güte hatte, fand ich nur ein Urbar ohne Weisthum.

Nur kurze Zeit verweilte ich in Wels, wo der Zustand des Archivs ein erfolgreiches Nachsuchen unmöglich machte, und wandte mich nach Kematen, gleichfalls vergebens. Erst in Offenhausen fand ich bei dem Marktvorstand Herrn Matthias Geyer ein ‚Marktbuch‘ mit den Freiheiten von 1630. Von hier reiste ich weiter nach Lambach, von wo aus ich Ausflüge nach Schwanstadt und Wimsbach machte. Nur an letzterem Orte war mein Suchen vom Glücke begünstigt, indem es gelang, in der vom Herrn Marktvorstand Jos. Jenner freundlich geöffneten Marktlade die Ordnung von 1556 aufzufinden.

Mein nächstes Ziel war Gmunden, wo ich die Spur des Traunkirchner und Orter Weisthums zu verfolgen gedachte. Ich hatte, wie schon erwähnt (S. 6), im Museum zu Linz einiges hieher Gehörige gefunden; es bestand für Traunkirchen in einer Abschrift eines alten ,Vrwar pŭch,' das nach einer beigeschriebenen Notiz von Jod. Stülz ein ,Pergamentcodex in Quart, grösstentheils dem 14. Jahrhundert angehörig', gewesen war: darin fand ich auf Bl. 22^b — 23^a die Rechte der Zinsleute des Klosters eingetragen. Demselben Heft liegt aber noch eine Abschrift ,aus einem Pergamentcodex des 15. Jahrhunderts zu Ort' bei, worin die beim Taiding zu Traunkirchen üblichen Rechtsfragen, aber leider ohne die Antworten verzeichnet sind. Wohin die Originalien gekommen waren, konnte ich weder im Museum erfragen, noch gelang es anderswo eine Spur aufzufinden. Für Ort bestand mein Linzer Fund nur in einem ,Compendium deren Abschrifften Unterschiedlicher originalien Die Grafschaft Orth am Traunsee Betreffend,' wovon ich vorläufig nur oberflächliche Kenntniss genommen hatte, genauere Durchsicht auf die Rückkehr von der Reise versparend. Nach einer Notiz in den Sitzungsberichten Bd. LIII. S. 369 sollte ein Taiding von Ort sich im dortigen Herrschaftsarchive befinden: aber seit dem Verkauf des Seeschlosses gab es ein solches so wenig mehr, als ein Klosterarchiv in Traunkirchen. Ich erkundete, dass wenigstens Theile von beiden, soweit nicht scartirt worden war, an das Forstamt in Ebensee abgegeben worden waren. Dahin wendete ich mich nun zunächst und fand beim Oberforstmeister Herrn Christian Pichler die freundlichste Aufnahme und in dem Amtsschreiber Herrn Ferd. Edlinger einen gefälligen Gehülfen. Aber ausser jüngeren Abschriften des älteren der genannten Traunkirchner Urbarien und eines zweiten Urbarbuchs, das gleichfalls die Rechte der Zinsleute enthält, wollte sich nur ein Extract aus dem Traunkirchner Pantaiding finden, den ich sofort abschrieb. Das Blatt, von einer Hand des 17. Jahrh. geschrieben, enthält am unteren Rande von jüngerer Hand die Bemerkung: ,*Vide fol. 16 des Paanthätungsbüchl im rothen band*'. Weiter konnte ich aus den Verzeichnissen nur entnehmen, dass eine Fischereiordnung von 1699 für den Traunsee und von 1708 für den Hallstättersee an die Bezirkshauptmannschaft Gmunden entlehnt

worden, wo sie aber, wie mich Herr Edlinger leider zugleich versicherte, nicht mehr auffindbar seien. Derselbe gab mir auch an, dass Orter Archivalien wieder zurückgewandert seien und wies mich dieserhalben an Herrn Anton Kobsa, k. k. Oberförster in Gmunden. Ehe ich mich aber noch an diesen wendete, fragte ich bei meinem Freunde, dem protestantischen Pfarrer Fr. Koch, an, der in rühmlichem Eifer selbst mit Opfern bemüht ist, Archivreste, welche die Gleichgiltigkeit ihrer Besitzer den Kaufläden als Waarenenveloppe überantwortete, dem Untergange zu entreissen, und dessen Theilnahme ich schon im vorigen Berichte dankbar zu gedenken hatte (a. a. O. S. 250 u. 268). Ich ging auch diesmal nicht fehl. In seinem Besitz fand ich zunächst das Taidingbuch des Klosters Traunkirchen sammt den Aemtern Ebensee, Nussdorf, Ischl und Goisern, das, wenn auch der ‚rothe Band' bereits abgerissen ist durch die Uebereinstimmung der Seitenzahl sich als die von dem Ebenseer Extract citirte Quelle erweist: denn in der That steht der in jenem ausgezogene Paragraph auf Bl. 16 [a] des gefundenen Taidingsbuchs, das zwar selbst erst aus dem 17. Jahrhunderte stammt, aber, wie die früheren Funde im Linzer Museum beweisen, in seiner Grundlage mindestens bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht. Ausserdem fand ich in Koch's Sammlung ein ‚Forst Thättung' von Ort aus dem Jahre 1756 und zwei Extracte aus dem 17. Jahrhundert, von welchen der eine sich ausdrücklich als ‚Extract auß der Graffschafft Ort Vischrechten oder Tädingpüechl' bezeichnet, während der andere auf einem halben Folioblatt ohne alle Bezeichnung, aber wahrscheinlich aus demselben Rechtsdenkmal gezogen ist. Die Bezeichnung ‚Vischrechten oder Tädingpüechl' liess mich vermuthen, dass auch die Fischereiordnung von 1699 für den Traunsee, von der ich in Ebensee Notiz erhalten hatte, nichts anderes als dies Orter Taiding sein dürfte, und ich liess mir es um so mehr angelegen sein, jene Spur zu verfolgen. Ich wendete mich nun an Herrn Oberförster Kobsa, der bereitwilligst mit mir im Seeschlosse Nachforschungen nach etwa zurückgebliebenen oder wieder zurückgelangten Archivresten anstellte, aber vergebens. Als ich aber im weiteren Gespräch ihn über Inhalt und Form der gesuchten Rechtsurkunden aufklärte, erinnerte er sich nicht blos, die Fischereiordnung von 1699 und

eine noch ältere mit Fragen und Antworten in Händen gehabt zu haben, sondern theilte mir auch mit, dass er von der jüngeren, die er auch nach Aufhebung der Pfleggerichte noch öfter gebraucht, um sie nicht immer von Ebensee verlangen und dahin zurücksenden zu müssen, für sich Abschrift genommen hätte, die er mir gern mittheilen wolle. Noch denselben Abend erhielt ich sie von ihm: meine Vermuthung wurde dadurch allerdings bestätigt, aber was ich in Händen hatte, war doch wieder nur ein Extract, angefertigt von einem gewissen Doppelmeyr im J. 1846, freilich ein umfangreicherer als die beiden, welche ich aus Koch's Sammlung abgeschrieben hatte. Von diesen würde der unbezeichnete, wenn meine Vermuthung, dass er sich auf Ort bezieht, richtig ist, den in Doppelmeyrs Extract fehlenden §. 7 ergänzen, während der andere, der die 14. Frag und Urtl enthält (mit dieser Ziffer ausdrücklich auch im Extract bezeichnet, wie auch in dem vorher erwähnten die 7. Frag und Urtl), beweist, dass die Ordnung von 1699, aus welcher der Extract Doppelmeyrs gezogen ist, dem Inhalte und der Aufeinanderfolge der Bestimmungen nach so ziemlich identisch war mit der älteren Fassung, auf welcher die Koch'schen Extracte beruhen, im Wortlaut aber mehrfach abweichend, trockener und farbloser, mehr den Paragraphen eines modernen Gesetzbuches sich nähernd, wie denn die Form der Fragen des Richters und die Urtheile des Rechtsprechers noch erhalten ist, aber ohne dass diese als solche bezeichnet wären. Sehr willkommen wäre es, wenn Koch's Erwartung, dass unter seinen Erwerbungen noch mehr solcher Extracte sich finden dürften, sich bestätigen würde, weil es dann vielleicht möglich wäre, das verlorene ältere Taiding zwar nicht ganz, aber doch zu annähernder Vollständigkeit zu reconstruiren.

In der Bezirkshauptmannschaft in Gmunden versäumte ich nicht, der in Ebensee gewonnenen Spur der beiden Fischereiordnungen für den Traun- und Hallstättersee nachzugehen, denn auch in der letzteren ein Taiding zu vermuthen, lag nach den gemachten Erfahrungen nahe genug, aber sie waren nicht aufzufinden, wie mir Herr Edlinger in Ebensee bereits vorausgesagt hatte. Nur einen Wink erhielt ich, den die Weisthümercommission vielleicht noch benützen kann, dass

nämlich die Fischerinnung zu Altmünster in ihrer Lade noch eine alte Fischerordnung bewahre; möglicherweise könnte dadurch noch das Orter Taiding vollständig ans Licht kommen. Ich konnte von diesem Winke keinen Gebrauch machen, da die Fischer natürlich im Sommer ihrem Gewerbe nachgehen, und die vier Vorstände der Innung, die wie mir gesagt wurde, jeder einen Schlüssel zur Lade in Verwahrung haben, schwer zusammen zu bekommen sind. Hier muss eine Aufforderung von Amtswegen ergehen.

Im Stadtarchiv zu Gmunden, das mir diesmal zugänglich war, fand ich nichts, was auf unsere Sammlung irgend einen Bezug hätte.

Nach Linz zurückgekehrt ging ich nun das schon oben (S. 10) erwähnte ‚Compendium' über Ort, das im Museum unter I. N. $\frac{Ba}{340}$ aufbewahrt wird, genau durch. Es ist eine Papierhandschrift in 4° aus dem 17. Jahrhundert, in der unter andern Urkunden auf Bl. 55 ein ‚Extract Auß der Grafschafft Orth Vischrechten, datirt 22. April 1588' steht, der das 11. 32. und 33. Urtl ohne die Fragen enthält. Abgesehen von der Datirung, die wir hieraus für die ältere Fassung des Orter Taidings gewinnen, ist dieser Extract noch dadurch interresant, dass er durch das 11. und 33. Urtl den Extract Doppelmeyrs ergänzt, in seinem 32. Urtl aber Vergleichung mit diesem zulässt, die wiederum sachlich volle Uebereinstimmung bei leichter Verschiedenheit im Wortlaut aufweist, nur dass auch in der Numerirung der Rechtsprüche in sofern eine kleine Verschiedenheit sich zeigt, als das 32. Urtl im Doppelmeyr'schen Extract als 33. (und letzter) §. erscheint, während an Stelle von Nr. 32 in diesem eine andere Bestimmung sich findet. Das 33. Urtl des Linzer Extracts, das wie gesagt, im Doppelmeyr'schen fehlt, war noch nicht der Schluss des Taidings, denn es weist mit den Schlussworten, ‚*fragt weiter was Recht ist*' auf noch nachfolgende Rechtsprüche, aber viele werden nicht mehr gefolgt sein, denn jenes Urtl enthält die häufig in Weisthümern entweder selbst als Schluss oder doch gegen den Schluss erscheinende Weisung, dass zufällige Uebergehung einer oder mehrerer Fragen und Urtheile der Herrschaft wie den Unterthanen an ihren Rechten nicht schaden solle. Viel mehr als 33 Fragen

und Antworten wird das vollständige Taiding von 1588, wenn es je noch sich finden sollte, nicht enthalten.

Ausser dem erwähnten Extract enthält das Compendium auf Bl. 90ᵃ — 97ᵃ noch einen Vertrag zwischen Ort und Traunkirchen d. d. Linz 11. November 1628, der in dem Punct ‚Seevischen' mehrfach der Fischtaidinge erwähnt, woraus ich Folgendes aushebe: (94ᵃ) *‚khan auch Traunkhircherischer Hoffrichter oder Supperior selbst der Jährlichen Vischtäding zu Orth nicht zwar einiger jurisdiction halber sondern seinen Vischern zu einem behilf beywohnen; Seitemallen aber (94ᵇ) füers Sibende in Traunkhircherischen alten Grundbüechern, Orch* (so. l. *Orth) fischtäding ein Clausul sich befindet, dz Gottshauß berecht sey, sovil Es demselben beliebet, Fischer auf dem Traunsee zu halten, Soll es doch bei den bißhero gewöhnlichen Sechs gahren, deren An- vnd Aufnembung zu Traunkhirchen geschiecht imerdar bestehen vnd Verharren dero intention vnd meinung, damit die menge der fischer den See vnd fürnembste Fischbruet nit aboede'.*

Bei dieser Gelegenheit will ich auch nicht versäumen, einen auf die Pantaidinge Traunkirchens bezüglichen Punct aus der ‚Declaratio Privilegiorum Traunkirchensium' von Ferdinand II., 7. September 1628, auszuheben, die sich im Linzer Museum unter J. N.$^{Ba}_{340}$ im lateinischen Original auf Pergament und in deutscher Uebersetzung, in solcher wiederholt in der Confirmation Leopolds I., 22. September 1677, findet. Er lautet: *Duodecimo. Judicium annuum (:die Ehafft oder Pantäding:) ad quod annuè subditi in suis quisque Præfecturis euocantur, ubi eis jura et Priuilegia Monasterij leguntur, etiam mandamus, ut in omnibus punctis eundem valorem quem reliqua Priuilegia habeant.*

In Linz stellte ich noch Nachforschungen im Archiv des Landesgerichtes und im Stadtarchiv an, aber vergebens.

Ebenso erfolglos blieben auch weitere Ausflüge nach Orten, die ich bei den früheren Reisen bei Seite gelassen hatte, nämlich: St. Georgen an der Gusen[1], Gramastetten,

[1] Hier fand sich nur noch ein Richterstab, wie ich deren drei aus andern Orten schon in meinem vorigjährigen Berichte namhaft machte (a. a. O. S. 242 Anm.). Den einen von diesen aus Perg konnte ich heuer im Linzer Museum nochmal und genauer besichtigen. Die Tracht des an dem einen Ende angebrachten Mannes ist die eines alten un-

St. Peter, St. Johann, St. Veit, Niederwaldkirchen (sämmtlich im Mühlviertel gelegen) und Neuhofen, wiewohl ich von Seite der Gemeindevorstände überall ein bereitwilliges Entgegenkommen fand. Nur der Pfarrer von St. Veit, dessen Pfarre früher ein Dominium hatte, konnte sich nicht entschliessen, in das Urbar, das seiner eigenen Mittheilung nach sich im Pfarrarchiv befindet, geschweige in dieses selbst mir Einblick zu verstatten, so dass ich nicht sagen kann, ob mir hier nicht doch vielleicht etwas entgangen ist.

Damit schloss ich meine Forschungen in Oberösterreich selbst ab, aber nicht meine Forschungen überhaupt. Mancherlei Anzeichen und Winke, namentlich aber der Umstand, dass gerade die Archive ehemals kaiserlicher Herrschaften, wie z. B. Steyr, so wenig boten, schien mir auf einen noch unberührten Fundort zu deuten, auf das Archiv des Reichsfinanzministeriums in Wien. Ich wendete mich desshalb an meinen Freund Dr. Franz Kürschner, Archivsadjunct im Reichsfinanzministerium, der auf meine Wünsche mit zuvorkommender Gefälligkeit einging und mir sogleich ein vor etwa einem Jahre ins Archiv gekommenes Mondseer Urbarium, angelegt im Jahre 1416, zeigte, das mehrere Aufzeichnungen der in den jährlichen Taidingen den Unterthanen des Klosters gewiesenen Rechte und Freiheiten enthält. Dieser Fund, im ersten Anlauf gemacht, reizte die Forschungen sogleich fortzusetzen und ich verwendete dazu die wenigen letzten Tage meiner Ferien. Bei dem rühmenswerthen Eifer, mit welchem mich Kürschner dabei unterstützte, welchem ich dafür hier meinen herzlichsten Dank ausspreche, darf ich hoffen dass mir trotz der Eile, mit welcher ich im Gedränge der Zeit die Untersuchungen anstellen musste, doch nichts Brauchbares entgangen ist. Der Erfolg war ein sehr bedeutender, wenn auch das ‚Riegbüchel der 4 Ämter' von Enns und das Taiding der Steyer'schen Ämter Ternberg, Mitterberg, Laussa, Ertzberg und Raming (vgl. Sitzungsber. Bd. LIII, S. 368. 369), welche nach einem mir

garischen Magnaten, was für einen oberösterreichischen Richterstab eine unerklärliche Verzierung wäre, wenn sie sich bei genauerer Untersuchung nicht als ursprünglich gar nicht zum Beschläge gehörig, sondern erst später darauf befestigt erwiese.

gewiesenen Verzeichnisse vorhanden sein sollten, nicht mehr zu finden waren, die ‚Vischrechten' und das ‚Eehaft Thätting, der Herrschaft Cogl, die nach der Inhaltsangabe des Cogler Urbars von 1570 auf Bl. 206 bis zu Ende desselben stehen sollten, ebenso wie das Ehaft Taiding der Herrschaft Scharnstein aus dem Urbar von 1572, Bl. 109 — 112, ausgeschnitten sind. Wenn der letzte Verlust zu ertragen ist, weil wir das Scharnsteiner Weisthum schon aus dem Original dieses Urbars in Kremsmünster besitzen, so ist die nochmalige Auffindung des Pernsteiner Weisthums in einer Copie des Urbars von 1481 aus dem gleichen Grunde kein Gewinn. Dafür war aber Entschädigung geboten in der Auffindung der ‚Gerechtigkeit und Freiheit der Urbarleute' von Cammer in einem Cammerer Urbar von 1540 — 1561, der Rechte des Marktes Weissenbach in einem Rutensteiner Urbar aus dem 16. Jh., des ‚Rechtenbuchs' der Herrschaft Frankenburg im Urbar derselben von 1570, der Rechte der Herrschaft Klaus[1] in zwei Urbarabschriften, der ‚Ruegung' der Vorster zu Steyr und folgender steyrischer Aemter: der beiden Aemter in der Hofmarch, der 4 Aemter Neustift, Phrunreith, Ebersseckh und Windhag, des Amtes zu Molln und zu Steinbach und des Marktes Hall, wodurch sowohl meine vor- als diesjährigen Reiseergebnisse in willkommenster Weise ergänzt werden. (Sitzungsbr. LXIX, S. 244. 250. 254; oben S. 7.) Dazu kamen aus einer Abschrift des Urbars des Schlosses Klingenberg v. J. 1589, bezeichnet K. $\frac{4}{7}$, und einem unter gleicher Signatur aufbewahrten Urbar des Marktes Münzbach v. J. 1566 Notizen über die bis jetzt verlorenen Taidinge der ‚*Vogt Holden zu Abwinden, so der Frawen Abbtessin zu Nidernburg in Passaw dienstpar vnd der Herrschafft zu Klingenperg . . . . vnderworffen*' und der Unterthanen zu Münzbach (vgl. a. a. O. S. 242), welche ich nach einer Abschrift meines Freundes J. M. Wagner hier folgen lasse.

(Bl. 40^b des Klingenberger Urbars:)

Die vorgemelten vnderthonen (sc. die Vogtholden zu Abwinden) *halten Jarlichen Jr Thating des Pfincztag vor dem*

---

[1] Die Notiz in den Sitzungsberichten Bd. LIII, S. 368 ist darnach zu berichtigen.

Vaschanngtag, darczu sol der vogt, als die herrschafft Klingenberg, ainen Richter vnnd ain schreiber gen Abwinden schickhen, daselb Thätting zu halten, dennen sein die Abwinder Essen vnnd Trinckhen oder vier Schilling Phenning, vnd dem Richter So das Thätting besiczt Zwenunddreissig, vnd dem Schreiber Neununddreissig Pfenning zuraichen schuldig.

(Bl. 2ª des Urbars von Münzbach:)

Die gemelten zu Münspach haben auch macht zu yeden pantading aim (l. *ain) Richter ain* (l. *aim) herrn antzuzaigen: Soner er im dan gefeldt, so bestet in der herr den selben, vnnd in Suma wer ain herrn zw aim Richter zw Münspach gefeldt, des miessen sy annemen.*

(Bl. 2ᵇ:)

In dem vorgemelten Marckht Münspach besitzt mann Jerlich drew mall das pantading, Nämlich des Nachsten tag zw sandt Georgen tag, zum anndern des Nächsten tag nach Sandt Larenntzen tag Vnnd zum Dritten des Nagsten tag nach sand Anndreas tag: auf demselben panttading ist die Herschaft von Klüngberg, an dieselb bedorff es ain Richter nicht besitzen noch halten, vnnd Solich Pantäding wiert albeg bey aim Richter nach Essenn gehalten, vnnd die Holden bezallen der Herschafft von Klingberg Essen vnnd Trünckhen vnd Ruegen auf derselben pantading Jr freyhait, vnd ain Phleger Setzt sich Nider zu ain Richter Vnd die vier Geschworrn vnnd die anndern dann neben hiumb (l. *hin umb) vnd Fecht dann der Pleger* [so!] *an Erstlich dem Richter zw fryggen* [so!], *ob das pantading Nach alten herkhumen zw Rechter weill vnd Zeit beruefft vnd verkhundt sey, vnd ob die Schram* [so] *genuegsam gesetzt sey: So sy es dann also erkhennen, So fecht man an Jr Freyhait zw lesen, dann erlaubt ain Phleger dem Richter Viern vnd den Burgern in dreysprach zw gen vnnd alles das so Jn not ist für zw pringen, Das aber gewenndlich mit der Ersten sprach Jr notturfft anzaigen. Nachmals spricht ain phleger, wer ausserhalb der Schram zuclagn hab das meg man Thain, vnnd wer dann klagt, das verhört man vnd thuet dann Ain ausrichtung nach Laut des pantading puechl vnd welcher zw dem pantading nit khumbt ist der herschafft zw wänndl verfallen xij ₰.*

Ich stelle nun wieder ein alphabetisches Verzeichniss meiner diesjährigen Funde nach den Orten zusammen mit Beschreibung der Handschriften:

1. Assbach.

In dem ‚Vrbarium Vber der Khay. Herrschafft Steyr Vrbars Vnthanen *(so)*' etc. Pap. fol. 17. Jh. (s. oben S. 7) im fürstlichen Archiv zu Steyr, Bl. 690a ff., alter aber nicht genauer Zählung.

(690a) ‚Vermerckht die Rechten des Buechs (Burckhfridts?) vnd Marckhts Aßpach auß Brieflicher Vrkhündt vnd aus dem alten Marckht Buech gezogen vnnd von Neuem Im Thäting zu Recht Erkhennt worden.

Erstlich haben wier daß Recht vnnd ist von Alter also herkhomben, dz wier ainen Richter sezen vnnd erwehlen auf vnnserm Burckhfridt' etc.

Im Ganzen 6 Blätter: auf dem 7., welches, da die 5 dazwischen liegenden nicht gezählt sind, mit 691 bezeichnet ist, ‚Volgen die Vmbfragen vnd Erseczung der Ambter Bei Jeder Richter vnnd Raths wahl zu Aspach'.

2. Attersee.

In einem Miscellancodex aus dem 16/17. Jh. Pap. fol. im Museum Francisco-Carolinum zu Linz I. N. $\frac{Aa}{1.1.8}$ (der auch Gedrucktes enthält) steht auf Bl. 50a — 59b eine ‚Vischordnung Aufm Männ vnd Attersee' von Kaiser Rudolph II., deren Datirung in Folge des Verlustes der Blätter 60 u. 61 fehlt.[1] Darin heisst es Bl. 55b:

‚Vom Attersee.

Damit dann auch verrer am attersee hinfüro den alten vischrechten merers nachgelebt, So haben wir das vischrecht, wie dasselb bisheer verricht worden vnd von der herrschafft Clagl (*so*, *l.* Cogl[2]) vnnsern Commissarien in abschrifften angehenndigt, hernach von wort zu worth Innserieren lassen:

[1] Eine Fischerordnung für das Land ob der Enns von K. Rudolph II. im Archiv des Reichsfinanzministeriums ist, wie mir Fr. Kürschner mittheilt, vom 3. Juni 1585 datirt; das ältere Orter Taiding ist aus dem J. 1588: ungefähr in diese Zeit wird auch die obige fallen.

[2] Ist diese Emendation, wie ich kaum zweifeln kann, richtig, so wären uns die aus dem Cogler Urbar von 1570 ausgeschnittenen ‚Vischrechten (oben S. 16) doch glücklich in dieser Hs. gerettet.

„Vermerckht das Vischrecht zu Attersee, wie manns hallten vnnd Jährlich besiezen soll, wie von allter herkhommen ist.

Das vischrecht soll man Järlich besiezen ann dem aschtag im Ambthauß zu attersee oder wie es die Herrschafft hinnlegt“ etc.

(59ᵃ) „Durch herrn Wolfganng Freyherrn zu Polhaim vnd Warttnburg Sein verordnet worden Balthasar Colman vnnd Euckhariuß Freytag, so der zeit vischmaister zu vnnderach gewest, die menngl vnnd abgang, so bey dem See gewest, ain ordnung zumachen, wie mans füertter hallten. Ist demnach durch vnns ob Ernente vischmaister auch Segner vnnd anndere vischer vmb den See, so wir zu vnns genommen, dise hernachuolgundte ordnung gemacht„ etc.

(59ᵇ) „Ende der vischmaister Echariußen vnnd Collmanß zu vnnderach ordnung.“‘

Ebensee s. Traunkirchen.

Eberseck s. Neustift.

3. Eisenstatt.

In demselben Codex wie N. 2 auf Bl. 218ᵃ—226ᵃ von einer Hand des 16. Jhs.

‚Der Herrschafft Eisenstatt Panndäding Buech.

So dennen vnnderthonnen Järlich wann Pandäding gehalttenn vnnd die Richter Bestädt worden, fürgehalten wierdet wie volgt‘ etc.

4. Frankenburg. (Vgl. Sitzungsber. LXIX, 254.)

A. Im Urbar der Herrschaft Fr. vom J. 1570 im Archiv des Reichsfinanzministeriums in Wien, F. 5., Pap. fol. Bl. 326ᵃ—358ᵇ.

‚Rechtenpüech der herrschafft Franckhenburg, welche Rechten man alle Jar des Montags nach der heiligen drey khünigen tag vnd an Sanndt valenntin Tag vnnd darnach an Sanut Erhardts Tag, daran man die Ehafft Thating besitzt In der Herrschafft Schran zu Zwispalln, vnd die mit Frag vnnd vrtl zu recht gesprochen vnnd erkhennt werden alß von alter ist herkhomen.‘



B. Abschrift von *A* aus dem Ende des 16. Jhs.

Goisern s. Traunkirchen.

Göstling s. Holnstein.

5. Hall.

Pap. 17. Jh. 8 Bl. 4. im Archiv des Reichsfinanzministeriums, Herrschaft Steyr, S. $\frac{24}{1}$. (Vgl. oben S. 7.)

(1ª) ‚Abschrifft Gemaines Marckhts Hall in der Hofmarch Ruegung.‘

(2ª) ‚Vermerckht vnnser Gerechtigkhait vnd Loblichs Altsherkhommen, das wir Burger zu Hall in der Hofmarch haben zu vnserm Marckht daselbs zu Hall, Das dann vnsere vorfodern vnd auch wier alle Jar Järlichen fürbracht vnd geruegt haben in vnnsers Marckhts Offner Schrann vor vnnserm Richter in vnnserm Eehafften Täding.‘

6. Holnstein und Göstling.

Von einer Hand des 16. Jhs. auf Bl. 172ª — 181ª eines Miscellancodex des 16/17. Jhs. Pap. fol. im Marktarchiv zu Weyer.

(172ª) ‚Holnstain vnd Gestling Der zwaier Waidhouerischen Ämbter bestättigt Eehafft Täding buech. De Anno 1563‘.

173ª — 174ᵇ folgen Bestätigungen der Bischöfe Moriz Leo und Philipp von Freising.

(174ᵇ) ‚Hierauff vnd Füers Erst Ordnen setzen vnd wellen wir, das Järlich zway Thäting (*corrigirt* Thäding) Nemlich Ains des Montags nach Georgi vnd das Ander Montags nach vnser Frauenn tag der diennst zeit jm Herbst doch beit (*corr.*-baide) zu hollenstain gehaltenn werdenn‘ etc.

181ª stehen zwei Datirungen: Freising, 5. Juli 1553 (von Bischof Leo) und Freising, 16. August 1563 (Bischof Moriz).

Ischl s. Traunkirchen.

7. Kammer.

Im Urbar der Herrschaft K. vom J. 1540 — 1561. Pap. fol. im Archiv des Reichsfinanzministeriums C. 1.

[1] Die Blätter des sehr umfangreichen Codex zu zählen, musste ich le der aus Mangel an Zeit unterlassen. Das Weisthum umfasst etwa dre Seiten.

‚Auch ist zemerekenn die gerechtigkait vnnd freihait der vrbarlewt.

Von Erst sullenn die vrbarlewt des Mitichenn nach dem Obristn die vrbarschrann zu Camer besiezn vnd auszetragen Jre vrbar Recht' etc.

8. Kirchdorf.

Collationirte Abschrift vom 7. November 1696 eines Originals d. d. Bamberg 16. December 1586, Pap. fol. 3 beschriebene Bll. in der Gemeindelade zu Kirchdorf.

Ernst Bischof zu Bamberg bestätigt auf Bitten der Kirchdorfer ‚Innen Ire Alle vnnd von vnuerdennckhlichen Jahren biß daher gehabtte vnnd gebrauchte Freyheiten, gerechtigkheiten vnnd Rechtsprüch, wie die hernach volget In specie vermeltt vnnd geseczt werden, Als Nemblichen vnnd zum Ersten

Ob Einer Ain zw Todt schueg (*so*) vnnd khainer Irn dern vonn Khirchdorf grundt Obrigkhaitt Alß Vnnß Bißschoff Ernnsten etc. zugehörtt, mag der Markhrichter den Thätter durch die Jexen lassen durchlauffen' etc.

9. Klaus.

A. In dem ‚Urbar Register der Herrschafft Klaws' von 1498 in einer Abschrift aus dem 16. Jh. in dem Archiv des Reichsfinanzministeriums. Pap. fol. K. $\frac{1}{2}$. Bl. 18a — 29a.

(18a) ‚Die gerechtigkait vnd allt herkomen der herrschafft Claus.'

(19a) ‚Hie ist vermerkht die gerechtigkait die da gehört zu der herrschafft zu Klaus.'

(23a) ‚Hie sind vermerkht der Armen Lewt gerechtigkait.

B. In einer Abschrift eines alten Urbars, collationirt Wien 27. November 1645, Pap. fol., das. stehn auf Bl. 18' ff. ‚Etliche Außzüg außm Reispuechl', theilweise verschieden von *A.*

10. Kurzen Zwettl.

5 Bogen einer modernen Abschrift nach einem ‚Original auf Papier', im Museum Francisco-Carolinum in Linz, J. N. $\frac{18a}{132}$.

Anfang: ‚1523. Des Marckts in der Kuertzenzwetl Ehaft Täding.'

,Vermerckt die Rechten des Marckts hie in der Kuertzenzwetl vnd der hausgenossn des Ambts vnd herschafft Lobnstain bey weilend vnsers genedigen herrn herrn hannsen von Starhemberg zu Wiltperg Löblicher gedechtnuss selligen, als In Ehafften Tädingen Erkannt vnd gesetzt sind worden Welich an heut Erichtag nach sand Thomastag widerumb Neu abgeschriben hinfür also zu halten Anno dominj etc. im XXiij[ten].'

Diese Aufzeichnung von 1553 ist die älteste der bisher bekannten. Sie enthält aber, von einer Hand des 17. Jhs., auch die Abschnitte über Wildbann u. s. w. der Eferdinger Aufzeichnung (vgl. Sitzungsber. LXIX, 260), die den Eingang kürzer gibt. Eine der Commission schon früher zugekommene Aufzeichnung von 1658 (a. a. O. S. 247) stimmt im Eingange zu der von 1523, den Abschnitt über Wildbann finde ich aber darin nicht, wohl aber die übrigen Nachträge.

Lindenoedt s. Windhag (im Mühlkreise).

11. Molln.

Pap. 17. Jh. 18 beschr. Bll. 4° im Archiv des Reichsfinanzministeriums, Herrschaft Steyer, S $\frac{24}{9}$.

1ª ,Riegpüechl Von Molln.'

1ᵇ ,Rüeg Artickhl so in dem Ambt Molln Järlich zu Sanndt Phillips vnnd Jacoby tag der gemain fuergelesen vnnd geurtaillt Werdenn.'

2ᵇ ,Zuuermerckhen Alls auf heut das Panthäding in disem Ambt Molln durch die Herrschafft zu hallten fürgenomen So volgen Hernach desselben Panthädings Rüeg Artickhl.'

12. Mondsee.

Urbarium des Klosters M., angelegt 1416, Perg. fol. im Archiv des Reichsfinanzministeriums, d. Z. noch ohne Signatur.

Bl. 79ª — 81ª ,Hie ist vermerkcht was das Gotzhaus vnd die lanntlaẅt zü Mannsee recht habñt vmb erb vnd Aigen grunt vnd podn.

Item zu dem ersten das ain yeder der hinder dem Gotzhauß sitzt ainstn in dem iar sein ehafftstaiding besuechen sol' etc.

81ᵃ ‚Die recht vnd andrew recht die das Gotshaws her hatt pracht in nutz vnd gwer sind pestätt mit päbstleichn pischolfleichn̄ Kaysserleichn̄ küniglcichn̄ vnd fürstleichn brieffn̄ ye vō ainē vncz auff den anderñ vnczt her, die vns auch vns̄ hochgeporner vnd gnädig̃ furst herczog Heinr̄. westätt hatt mit seinen brieffn.‘ [1]

Bl. 82: ‚hie sind vermerkt die recht als das Gotshauß vnd ein vogt zů Wartenburg von des Gotshauss laẘt wegen gen einander habent.‘

Bl. 86ᵇ – 87ᵃ: ‚Des Gotshawß Mannse Freyhaitten vnd gerechtigkhaitn So Järlich in den Echafften Däting vnd Lanndrechten yedes Jars zwirendt außtragen vnd von alter außtragen worden in maß wie hernach vollgt.‘

87ᵃ: ‚Von dieser verlesung hat ain herr von Mannsee Ainem gerichtschreiber für sein bemüeung zu geben verwilgt, Das er des gotshauß freyhait vnd gerechtigkhaiten zu yeder zeit Im Jar, So die Lanndtrecht gehalten werden bey den vier Schrannen als zu Mansee, Rindtperg, Oberhofen, Auch zu Sannt Wolffgang verlist, ain viertl wein.‘

---

[1] Fol. 88 steht eine ‚Copy papstleicher kayserleicher vnd furstleicher bestättung‘, die mir Fr. Kürschner gefällig abgeschrieben hat: 1. Pabst Johann (XXII. oder XXIII?) bestätigt dem Kloster ‚all freyhait, gewonhait recht vnd antlas, die von vnsern voruodern den Romischen bischouen ewerm gotzhaws mit päbstleichen briefen oder anders verlihen sein, darzu auch alle freyhait, weltleiche gewonhait vnd rāmnt die ew rechtleich geben seint von kunigen fursten vnd andern getreuen kristen, die ir nu rechtleich vnd fridleich in gwer vnd nutz inne habt‘, und verbietet bei dem Banne jede Uebertretung seines Briefes, d. d. Rom 12. Juni 1308 od. 1411 (?) 2. Kaiser Ludwig bestätigt ihnen am 2. December 1341 (ohne Ausstellungsort) ‚all die brief hantuesten, freyhait, gewonhait vnd genad, die sy von vnsern vettern Heinreichen Otten vnd Heinreichen hertzogen zu Beyern etc. seligen oder von ander ir herschaffte zu Beiern habent.‘ 3. Zuletzt folgt der Bestätigungsbrief des oben genannten Heinrich, Pfalzgrafen bei Rhein und Herzogs in Baiern, an Abt Johann. d. d. Burghausen, 28. October 1415. Ob eine dieser Urkunden schon gedruckt ist, kann ich, da mir keine der betreffenden Urkundensammlungen zur Hand ist, nicht bestimmen.

13. Neidharting.

‚Ehehafft Thädting Büechl Bey der Herrschafft Neidharting Anno 1666‘, Pap. 19 beschr. Bll. 4° im Museum Francisco-Carolinum zu Linz (Inv. N. $\frac{Ba}{166}$), bis auf Umstellung zweier Bestimmungen identisch mit der nun gleichfalls im Linzer Museum (Inv. N. $\frac{47}{Ba}$) befindlichen jüngeren Aufzeichnung von 1730, von der die Commission bereits Abschrift besitzt.

14. Neustift, Phrunreith, Eberseck und Windhag.

A. Perg. 16 Jh. 12 Bll. kleinsten Formats, das rückwärtige Blatt des Umschlags ist breiter und über die Vorderseite des Büchleins rechts umgeschlagen.

Titel auf dem rückwärtigen Bl. des Umschlages aussen:

‚Die Vier Ämbter Neustifft Phrunreith, Eberseekh Vnd Windthag in die Herrschafft Steyr Gehorig Altes Ruegbüechl dauon Herzog Albrechten Brieff Sagt, den Sy in Iren Ehehafften Tädinge Verlesen Oder Rüegen.‘

Bl. 1ª ‚Hie sind Vermerckht Die Rechten vnnd Guette Gewonhait, Die Wier Armen Leüth haben vnd mit gueter gewonhait von alter her Erberlich Khomen sein vnd herbracht haben In den vier Ämbtern zu Neustifft, Phnüenreith (*so*), Eberseekh vnd Windthag vnnd dieselbigen Ambtleith Alle Jar Rüegen vnnd Rüegen sollen In Eehafften Tadingen Ainsten Im Jar Alls das mit Löblicher gewonhait von alter her Khomen ist.‘

Bl. 9ᵇ u. fg. leer.

B. Perg. 1565. 12 Bll. Quer- 4°.

Bl. 12ᵇ: ‚Der vier ambter	Neustift Phrienreit Eberseekh Windthag	in die herrschafft Steir gehörig Altes Riegpuechl so Sy In Iren Tading verlesen oder Riegen.‘

Laut Bl. 10ᵇ u. 11ª, collationirte Abschrift d. d. Wien 10. Jänner 1565.

C. Pap. 1570. 12 Bll. fol., gleichlautend mit A, wornach es laut Bl. 10ᵇ am 21. Juli 1570 collationirt ist.

D. Pap. 16/17. Jh. 10 Bll. 4°, gleichlautend mit *B*, wornach es laut 8ᵇ collationirt ist, ohne Collationsdatum.

E. Pap. 17. Jh. 6 Bll. fol.

1ª ‚Abschrifften der alten Ruegungen vnnd freyhaitten.

6^b ‚Abschrifft der alten Rüegungen in den 4 Ämbtern,‘ stimmt zu den vorher genannten Aufzeichnungen wenigstens im Wortlaut nicht vollständig.

Sämmtliche Aufzeichnungen im Archiv des Reichsfinanzministeriums, Herrsch. Steyr, S $\frac{24}{2}$.[1]

Nieder-Schatterlee s. Ober- und Nieder-Schatterlee

Nussdorf s. Traunkirchen.

Oberhofen s. Mondsee.

15. Ober- und Nieder-Schattersee.

Bl. 103^r — 111^a des Urbars des Klosters Waldhausen von 1471, Pap. fol. im Museum Francisco-Carolinum zu Linz I. N. $\frac{Ab}{127}$.

103^r ‚Vermergkt meines genädignn Herrn Herrn Johansn Brobst des Erwirdign Gotshaws Sand Johanss xij Pot vnnd Ewangelistn̄n̄ zw Waldthawsnn Gerechtigkait, In Obern vnd Nidernn Schaterlee.‘

108^b ‚Vermergkcht meines genadignn̄ herrn herrnn̄ Johannsīn̄ des Wirdign̄ Gotshaws Sannd Johannss zweliffpotn vnd Ewangelistīn zw walldthausn Brobst gerechtigkayt zw obern schatterlee am freyperig als er hinderhalb des Tuewnaw (*so*) ligt.‘

Am Schlusse Bl. 111^a steht die Jahreszahl: ‚1469‘.

16. Oberwallsee.

9 Bogen fol. einer modernen von J. Stülz collationirten Abschrift im Museum Francisco-Carolinum zu Linz $\frac{Ba}{179}$.

Bl. 1^a ‚Lanndgericht (Oberwallsee). Das Landgericht ist eine gute ditthalbei Meil Wegs lang und ein starke Meil Wegs breit, hat sein eigen Hofgericht auch Stock und Eisen und fangt an‘ etc.

[1] Dem Fascikel liegt in Abschrift ein Brief K. Rudolfs vom 1. April 1280 bei, worin er prudentibus uiris omnibus et singulis colonis residentibus in Nuwenstifft et pfurrenreit (*so*) Jus suum antiquum et consuetudinem recognoscen(te)s‘ zusichert, dass sie niemand anderm als ihm und seinen Nachfolgern zu dienen hätten.

2^b ‚Vralt löbliche Landesrechten bei dem Feld- und Landgericht Oberwallsee, wie solche in alten Schriften bei der Kanzlei erfunden und hernachfolgend beschrieben werden.‘

17. Offenhausen.

Pap. 1630. 70 Bll. fol. Mit 5 anh. Siegeln. Im Marktarchiv zu Offenhausen.

Bl. 1^a, Offenhausen Marckht Buech Darinen ist Begriffen des Marckhts Offenhausen Kayserliche Priuilegia Freyheiten Pollicey Ordnung Recht vnnd Gerechtigkeit Statuten vnnd gewonheiten Auf Ein Neues Confirmiert Vnnd Bestät durch Inuermelte Fraw Vnnd Herrn Weissische Gerhaben, Beschehen Geörgi Im Ain tausent Sechshundert Dreysigisten Jar.‘

Bl. 19^b (=13^a alter Zählung) ‚Zum Viertten, so soll solch pollicey vnnd ordnung zu dem Ehhafft thäting der gannezen Gmainen Burgerschafft .... öffentlich verlesen werden‘ etc.

Ort.

18. *A.* Die oben S. 11 13 besprochenen Extracte aus den alten ‚Vischrechten oder Tädingpüechl‘ von 1588.

B. Pap., ein Bogen, fol. 1846; vgl. S. 12.

1^a, Extract Aus der Urbarmässigen bei der k. k. Grafschaft Ort bestehenden Fischerordnung de 1699 Ortner-Urbarium.

1. §. Wer die Fischdatung abzuhaten (*so*)? (am linken Rand, wie die Fragen durchaus; rechts daneben die Antwort:) Der Grafschafft Ort steht es bevor, diese Feyerlichkeit alle Jahre so oft sie will abzuhalten, aber nach alter Sitte wird dieses Fest gewöhnlich an St. Petri und Pauli abgehalten.‘

Der Extract enthält ausserdem folgende gezählte §§: 2—5, 8 — 10, 13 — 15, 17 — 22, 24 — 27, 29, 32, 33.

Hierauf zum Schluss Bl. 2^b die Notiz: ‚Extrahirt k. k. Pfleggericht Ort Doppelmeyr m/p.: den 18. April 1846.‘

19. Pap. 18. Jh. 14 Bll. fol. im Besitz des protest. Pfarrers Fr. Koch in Gmunden.

‚Forst Thättung, Welche Jährlich dennen gesamten Unterthanen Sowohl in dem Salzkammergut als auch bey der Grafschaft Orth .... gleich wie es bis anher üblich gewesen noch weils offendlich solle abgelesen vnd Publicieret werden ..... Actum Gmunden den 20ten 7br. 1756.‘

Unten: ‚Johann Winckler Unterwaldmeister 1787.‘

20. Pernstein.

Im Urbar der Herrschaft P. vom J. 1481, Abschrift aus dem 17. Jh., im Archiv des Reichsfinanzministeriums P. 10.

‚Zuuernemen die Frag In der stifft vorseht vnnd wasser Rechten der Herrschafft Pernstain' etc.; vgl. oben S. 16.

Pethkirchen s. Windhag (im Mühlkreise).

Phrunreit s. Neustift.

Rindtperg s. Mondsee.

21. Seisenburg.

Vier Extracte im Archiv des Klosters Schlierbach, derzeit noch unsignirt; vgl. oben S. 9.

A. Ein Fol.-Bogen, collationirt nach einer Collation von 1706, Linz 10. Juli 1716.

‚Extract Auß denen original Vorsstfreyheiten und Vorsstrechtens Articul Buech der herrschafft Seysenburg.

Eingangs.

Vorstbuech zu der Herrschafft Seysenburg, Welches mit allen Inhalten Articuln von alter hero also zu Recht Erkhendt und Bewegt wordten' etc.

Auf den Eingang folgt Artikel 19 und 34, hierauf der ‚Schluß:'

‚Zu Vrkhundt, Inmaßen Ich (sc. Hans Ludwig Kürchberger zu Seysenburg) dise Vorsstarticul Jeder gebraucht auch villmahls Rechtlich erhalten, in der gemainen Versamblung aller Vorsstunterthannen Jährlich öffentlich Rechtens weiß gehalten und verlesen lassen, auch aniezo herrn Achazien Freyherrn zu Feyregg und Wolfstain etc. übergeben, hab ich mein angebohrnes Pöttschafft und aigen handtschrüfft hierunter gestellt. Actum Bartholomoi im Sechzechenhundert und fünfften Jahr.'

B. Ein Fol.-Blatt nach einer vidimirten Abschrift collationirt Linz, 22. December 1621, enthält den 19. ‚Artiel aus dem Vorstbuch.'

C. Ein Fol.-Bogen, collationirt nach dem Original, Linz 21. November 1708. Unterschriebene Zeugen bestätigen, ‚dz



anno 1704 am Tag Georgi Bey dem vntern Haittern himmel der veblichen gewohnheit nach am Magdalenaperg gehaltenen Vorsst Rechten' der Pfleger den 32. Artikel, der im Wortlaut folgt, ,Sonderbahr außgelegt' etc., Beschechen den 21. Martij anno 1707.'

D. Ein Fol.-Bogen nach einer Collation von 1711, collationirt Linz, 7. August 1713; enthält den Eingang wie *A*, dann den 39. Artikel.

22. Sierning.

Bl. 679ᵇ — 684ᵃ des Steyrer Urbars aus d. 17. Jh. (s. S. 18 N. 1.) enthält eine collationirte Abschrift einer ,Glaubwüerdige(n) vnd Collationirte(n) Abschrifft Aines Pfarrers zu Sierning vnderthonenn daselbs habenden Freyung vnd Widmb Rechten.' Die Vorlage war eine Collation von Linz, 8. August 1613, das Collationsdatum der Abschrift Bl. 684ᵃ ,Schloß Steyr den 29. Augusti 1653.'

Das Widemrecht ist erneuert von Eberhart Marschalk zu Reichenau als Pfleger zu Steyr ,am Sonntag vor Sant Merthen tag, Im Sechs und Zwainczigisten Jare' (Bl. 679ᵇ).

23. Steinbach.

Pap. Ende des 16. Jh. 11 beschr. Bll. 4°, im Archiv des Reichsfinanzministeriums, Herrsch. Steyr, S $\frac{2-2}{1}$.

Bl. 1ᵃ ,Rüeg Püechl Im Ambt Stainpach.'

2ᵃ ,Hie ist zumerckhen das Ambt zw Stainpach das zw dem Fürsten Geschloß gehört mit seinen Freyhaiten vnd Rechten.

Item von Erst was dz Ambt zu Stainpach Freyhait hatt Auf den tag so wir vnser Ehehaffts Täding hie auf dem Geschloß zu Steyr haben' etc.

24. Steyeregg.

Im Urbar der Herrschaft St. von 1581, abschriftlich im Museum Francisco-Carolinum zu Linz I. N. $\frac{11a}{2231}$, Bogen 52 ff.

,Hye sind vermergkcht die Rechtenn zw Steyeregkch. Item Erhafftaiding (*so*) schol der Richter zu Steyregkch besitzenn selb vierder Richter' etc.

Steyer.

25. *A.* ‚Alt aufgerichtes Vrbarium Vber die Khay. Herrschafft Steyr Anno 1424,' Pap. fol. im herrschaftlichen Archiv zu Steyer, Bl. 423ᵃ — 428ᵃ.

‚Ordnung aines Jeden Innhaber der herrschafft Steyr.

Erstlich soll ain Burkhgraf oder phleger von den Vrbarsleuten den dinsthabern wie In der wächst nemen' etc.

B. Pap. fol. 15. Jh. Bl. 424ᵃ — 429ᵃ das. gleichlautend mit *A.*

Vgl. oben S. 7.

26. Pap. 17. Jh. 8 Bll. 4° im Archiv des Reichsfinanzministeriums, Herrsch. Steyr, S $\frac{24}{1}$.

Bl. 1ᵃ. ‚Vermerckht Der Vrbar Leuth in baiden Ambtern In der Hofmarch Ir Gerechtigkhait vmb die Ruegung der Eehafften Thäding, So sy dann Ee ye von Allter vnd Alweg gehalten haben vnd in dz khain Herschafft nie widersprochen hat.'

27. Pap. 17. Jh. 9 beschr. Bll. 4° im Archiv des Reichsfinanzministeriums, Herrsch. Steyer, $\frac{25}{2}$.

Bl. 1ᵃ ‚Vermerckht die Rüegung Der Vorsster In der Herrschafft Steyr In die Eehafften Täding Gehornndt.'

1ᵇ ‚Von erst auf allen vorsthueben' etc.

9ᵇ ‚Enndt der Vorsster Rüegung.'

28. Traunkirchen.

A. I. N. $\frac{Ba}{81}$ des Museums Francisco-Carolinum zu Linz enthält:

a) eine Abschrift des ‚Vrwar pûch des goteshous ze Trounchirchen' nach einem ‚Pergamentcodex in Quart, grösstentheils dem 14. Jh. angehörig.' (Eine Abschrift aus dem 17. Jh. befindet sich auf dem Forstamte zu Ebensee N. 147). Darin steht Bl. 22ᵇ.:

‚So sint daz di recht di des gotzhauzz zinsläut habent von dem gotzhaus vnd das gotzhaus hintz in'.

Sie reichen bis 23ᵃ und stehen auch in einer Abschrift eines alten Urbars in Ebensee N. 148.

b) Abschriften ‚aus einem Pergamentcodex des 15. Jhs. zu Ort.' Auf Bogen 2:



,Vermerkcht des Gotzhawss Rechten ze Trawnnkirchen. Item am Ersten sol man fragen ob es ain (l. am) tag, zeyt vnd weil sey, das man Ehaft täding richtten süll' etc., nur Fragen ohne Antworten.

B. Pap. 17. Jh. 61 Bll. fol. im Besitze des protest. Pfarrers Fr. Koch in Gmunden.

Bl. 1ᵃ ,Hoff- vnd Ebensee Ambt.

Nachdem Durch die Hochlöblichisten Fürsten von Össterreich die Vnderthannen zu dem Gottshaus Traunkirchen vor anderer Herrn Vnderthannen in allerley Freyheiten gnadigist begabt vnd fürgesehen wordten, auch Jährlichen ein Ehehafft- oder Paan Tätting gehalten: in Offener Schrannen geruegt: vnd die erkhenten Vrthl durch die Obrigkeiten iederzeit fesstiglich geschermbt vnd gehandhabt werdten, Darauf wollet nun Ihr Vnderthannen Jung vnd alt mit fleiß merckhen auf das den Hernach benennten Rechtsprüchen in allen fählen ain benüegen beschehen: vnd ainer von dem andern bey denen hernach benenten pöen vnd straffen nicht betrüebt oder beschwehret werdte.'

2ᵃ ,Zuuermerckhen die Articul des Ehafften Tätting, welche man iährlich denen Vnderthannen des Landts Fürstl. Stifft vnd Gotts Haus Traunkirchen vorlüst vnd altem herkhomen nach in offener Schrannen zu recht sprücht wie volgt:

Frag. Erstlichen Frag ich Euch' etc.

Reicht bis 16ᵇ, hierauf sind 5 Bl. ausgeschnitten und es folgt fol. 22, das ganz leer ist.

Bl. 23ᵃ – 32ᵃ. ,In Außern Ämbtern für zu nehmen.

Nachdem durch die Hochlöblichiste Fürsten von Össterreich' etc. 32ᵇ, 33 und ein ungezähltes Bl. leer.

34ᵃ – 44ᵃ ,Nußdorffer Ambt'. Darauf 3 leere Blätter.

48ᵃ – 58ᵃ ,Ischl- Vnd Goyßerer Ambt.'

59ᵃ bis zu Ende:, Extraordinary Vorhalt dennen gesambten Vnderthannen in denen Ehehafft- oder Paan Tättingen in allen Ämbtern.'

29. Weissenbach.

Pap. 16. Jh. 7 beschr. Bll. fol. im Archiv des Reichsfinanzministeriums R, 12.

Bl. 1ᵃ ‚Vermerckht das Vrbar der herschafft zu Rutenstain mit seiner gerechtigkhait (2a) Im Marckht Weyssupach.,

4ᵇ — 7ᵇ. Vermerckht die Rechten des Marckhts vrbar vnnd gerichts zu Weyssenpach.

Von Erst das Es ist Recht freiß Aigen.‘

30. Wimsbach.

Pap. 17. Jh. 14 beschr. Bll. fol. im Marktarchiv zu W.

1ᵃ ‚Policei vnnd Ordnung So Ich Hanns Aschpan zu Liechtenhag vnd Wimbmspach meinen Burgern Vernent vnd gepessert Nach absterben Weillundt meines lieben Vatters seligen Welicher si seid Anfanng das Wibmspach zw ainem Marckht erhebt In guetem gepranch ersessen, allain was Ich Inen zu merer Erleutterung Irem begern nach erclärt vnd gepessert.‘

14ᵇ ‚Geben Vnnd beschehen an sannt Thomastag des heiligenn zwelffpoten‘ 1556.

Windhag s. Neustift.

31. Windhag (im Mühlkreise).

Pap. 1629. 48 Bll. 4ᵒ mit anh. Siegel im Museum Francisco-Carolinum zu Linz I. N. $\frac{8a}{74}$.

Bl. 1ᵃ ‚Täding Buech Der Herrschafft Windthag im Ertzhertzogthumb Össter: ob der Enß, Machlandt Viertls angehöriger drey Ambter alß des Hoffambts auch Lindenöedt vnd PethKirchen: Allermassen dasselbe von weillend den Wolgebornen herrn herrn Andree Von Prag Freyherrn zu Windthag noch im 1553. Jar aus denen vil Eltern Thätinglichen Vralten Vrbarien vnd andern Brüeflichen Vhrkhündten in dise ordnung zusamben getragen . . . . ., So Ich Georg Schütter Von Klingenberg auf Kolmitz aus erstermeltem Pragerischen Original Tädingbuech von wortt zu wortt mit allem fleiß abtzuschreiben verordnet, ... vnd nach meiner Abtrettung bey merernenter Herrschafft Windhag zu Ewiger nachrichtung als ein authentisches Instrument . . . . . hinterlassen hab. Im Jar 1629.‘

Das Taiding reicht bis 39ᵃ. 40ᵃ — 47ᵃ, Volgen hernach die vnterthannen so dieser zeit in das Täding des Ambts Windthag gegangen seind.‘ 48ᵃ Datum Windhag 10. October 1629 und Unterschrift.



Scheint von der zu Grunde liegenden durch Andreas von Prag veranstalteten Aufzeichnung, welche die Commission schon aus einer andern Handschrift des Linzer Museums besitzt, kaum verschieden zu sein.

St. Wolfgang s. Mondsee.

Von den verzeichneten 31 Nummern sind 5 (N. 6, 10, 13, 19, 31) bereits aus andern Handschriften copirt, von einer (N. 25) ist es noch zweifelhaft, ob sie in die Sammlung wird aufzunehmen sein, die übrigen 25 Nummern sind bisher unbekannt. Dass ich diesmal wie früher auch Ausser-obderennsisches, wo ich es vorfand, mit aufzeichnete, bedarf wohl nicht der Entschuldigung. Ich hoffe vielmehr von meinen geehrten Herren Mitarbeitern, dass Sie, sollte Ihnen zufällig auf Ihren Gebieten Obderennsisches begegnen, es gleichfalls mir zur Kenntniss bringen werden.

Indem ich diesen meinen dritten und letzten Bericht schliesse und sämmtlichen Förderern meiner Forschungen nochmals meinen Dank ausspreche, zumal dem Herrn Rittmeister A. Winkler am Museum in Linz, der unsere Sammlung durch Aufnahme meiner Bitte um Mittheilung etwaiger nachträglicher Funde in dem demnächst erscheinenden Jahresbericht über das Museum auch noch weiter fördern will, kann ich mir anderseits nach den mannigfachen Erfahrungen, die ich machte, nicht versagen, offen meine Zustimmung zu der Aeusserung meines Recensenten im Literarischen Centralblatt (1872 Sp. 825) zu erklären, dass es an der Zeit wäre, ‚dass die österreichische Regierung das Archivwesen energisch in die Hand nähme, um von der Geschichte des Landes ob der Enns zu retten, was noch zu retten ist.‘

Ueber den Einfluss der Tonlehre auf Herbart's Philosophie.

Von

Dr. Robert Zimmermann,

wirklichem Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

Der zufällige Umstand, dass der erste Vortrag in der ersten Sitzung des neubegonnenen Jahres die Harmonielehre behandelt, mag vielleicht als günstiges Vorzeichen angesehen werden. Zwar betrifft derselbe weder ihren ästhetischen Werth für die Kunst, wofür in der Akademie überhaupt, noch ihre physicalisch-acustischen Bedingungen, für welche in dieser Classe kaum der passende Ort wäre. Dagegen darf dieselbe wol, insofern sie in der Geschichte der Philosophie Einfluss auf die letztere übend sich zeigt, auf eine Stelle in den Abhandlungen der philosophisch-historischen Abtheilung Anspruch machen.

Allerdings ist die Betrachtung dieses Einflusses weder neu, noch der Einfluss selbst neuerlich. Derselbe weicht, sei es im Morgen-, sei es im Abendland, in die älteste Zeit zurück. In dem um 500 v. Chr. verfassten Buche des Tso-Kiu-Ming, eines Schülers und Freundes des Kong-Fu-Tse, werden die fünf Töne der alten chinesischen Tonscala mit den fünf Elementen ihrer Naturphilosophie (Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde) verglichen. Im griechischen Alterthum ist der Einfluss der Musik auf das System der pythagoräischen Schule stets anerkannt worden. Die von dem Gründer derselben angeblich entdeckten harmonischen Intervalle haben nicht bloss zu der sogenannten Musik der Sphären, d. h. zu der Voraussetzung

analoger harmonischer Verhältnisse zwischen den Abständen der Weltkörper Veranlassung gegeben, sondern scheinen auch durch ihre Einfachheit und ihre Bildung aus der ersten Decade der natürlichen Zahlenreihe zu der wichtigen Stelle, welche die letztere in der Kosmologie jener Schule spielt, nicht wenig beigetragen zu haben. Die später von Plato adoptirte Erklärung der Tugend als einer Harmonie, so wie die von diesem dem Pythagoräer Simmias in den Mund gelegte Behauptung, dass sich die Seele zum Körper wie die musikalische Harmonie zu den Saiten verhalte, sind Beweis genug, welches Gewicht seitens der Schule den wohlklingenden Tonverhältnissen nicht blos für die Lehre von der Welt, sondern auch für jene vom Menschen in ethischer nicht weniger, wie in psychologischer Hinsicht beigemessen worden sei.

Der Zweck dieses Vortrages ist, darzuthun, dass unter den neuern hervorragenden Denkern ein ähnlicher Einfluss der Tonlehre auf Ethik und Psychologie bei Herbart stattfinde. Derart, dass man sagen kann, dieser Denker, der bekanntlich selbst ausübender Tonkünstler und theoretischer Musikgelehrter war, nicht nur virtuos Clavier spielte, sondern sich auch nicht ohne Glück im Componiren versuchte,[1] sei durch die Musik und zwar durch die Harmonielehre auf die grundlegende Idee sowohl seiner Seelen- wie seiner Sittenlehre theils gebracht, theils in derselben bestärkt worden.

Es ist längst anerkannt, dass das Charakteristische der Psychologie Herbart's nicht sowohl in seiner Beiseitesetzung der herkömmlichen Theorie der Seelenvermögen, in welcher Hinsicht er mit der Schule der Empiristen und Sensualisten, mit Locke, Condillac und unter den Deutschen mit Beneke in gleicher Richtung sich bewegt, sondern in der ihm eigenthümlichen Anwendung der Mathematik auf Psychologie liege. Indem er versucht, die einzelnen Elemente des Seelenlebens, die Vorstellungen, als Kräfte anzusehen, die, durch die Einheit des Bewusstseins genöthigt, in Wechselwirkung treten, ergibt sich ihm die Aussicht auf eine Statik und Mechanik des Geistes-

[1] Im Jahre 1806 erschien eine Sonate von ihm im Stich, die er seinen Freunden, dem Uebersetzer des Ariost, Gries, und dem Philosophen Fr. Köppen widmete.

lebens, welche mit jener der Körperwelt das Gemeinsame hat, dass mit Berücksichtigung gewisser durch die Natur der Sache gebotener Abweichungen die allgemeinen mathematisch formulirten Naturgesetze auf dieselbe Anwendung finden. Die ersten Anfänge dieser Theorie fallen, wie man aus seinem eigenen Bekenntnisse weiss, in eine sehr frühe Zeit. In der 1811 abgefassten Abhandlung: Psychologische Bemerkungen zur Tonlehre (S. W. VII. Band) sagt er (S. 25), dass er die psychologischen Grundformeln vom allgemeinsten Gebrauch, auf welche seine ganze Theorie gebaut sei, schon sechs Jahre früher besessen und zu mancherlei Untersuchungen angewendet habe, ehe es ihm gelungen sei, von ihrer Anwendung auf Musik die ersten Anfänge zu entdecken. Da er in den um 1808 erschienenen ‚Hauptpunkten‘ der Metaphysik (S. W. III. S. 46) diese Anwendung bereits vorzulegen im Stande war, so muss die Entdeckung obiger Grundformeln mindestens in das Jahr 1800, eher noch weiter zurückgeschoben werden, zu einem Zeitpunkt, wo er das 26. Lebensjahr noch nicht überschritten hatte. Steht es durch obige Erklärung fest, dass er nicht durch die Tonlehre auf deren Entdeckung geführt wurde, so lässt die Art, wie er in den Hauptpunkten und noch mehr in den psychologischen Bemerkungen zur Tonlehre von der letzteren spricht, keinen Zweifel übrig, dass er durch dieselbe im Vertrauen auf die Richtigkeit obiger Grundformeln endgiltig bestärkt und zu dem Entschlusse vermocht wurde, mit denselben als Basis einer neuen und besseren Psychologie als die seiner Vorgänger und Zeitgenossen, vor das Publicum zu treten.

Er selbst nennt die Tonlehre die empirische Bestätigung seiner a priori construirten psychologischen Theorie. Wenn er in den Hauptpunkten der Metaphysik, nachdem er in §. 13 die ‚Elemente einer berechtigten Psychologie‘ entwickelt hat, nach ‚Anwendungen‘ fragt, so ‚bietet sich die Tonlinie dar‘ (III. S. 46). In den psychologischen Bemerkungen zur Tonlehre bekennt er (VII. S. 6), dass die Tonlehre ihm interessanter wurde, als er seine psychologischen Bemerkungen auf sie ausdehnen lernte und neue Aufschlüsse erhielt, die, wenn er nicht irre, dieser selbst die erwünschteste Bestätigung gewährten. Und noch nahe dem Schlusse seines Lebens, in dem nur zwei Jahre vor seinem Tode veröffentlichten ersten Hefte seiner psycho-

logischen Untersuchungen (VII. 193) erklärt er die Tonlehre für einen der ‚vesten Punkte‘ in der Erfahrung, deren jede a priori construirte Theorie zur Bestätigung bedarf, wenn sie nicht ‚als ein Hirngespinnst, wie es viele gibt‘, erscheinen soll.

An derselben Stelle erkennt er der Tonlehre vor andern festen Punkten, die mit seiner Lehre zusammentreffen, den Vorzug zu. Denn während es der Bestätigungen durch die Erfahrung viele und mancherlei gebe, seien sie doch nicht alle von gleichem Werthe, weil in vielen anderen Fällen die (a priori gefundenen) Lehren der Psychologie bestimmter lauten, als dasjenige sich beobachten lässt, was in der Erfahrung mit ihnen zusammentreffen soll. Vielmehr sei dasselbe so schwankend, zerfliessend und vieldeutig, dass für die Vergleichung keine sicheren Resultate gewonnen werden. Was würde es nützen, meint er, wenn wir z. B. eine psychologische Lehre zur Erklärung des Unterschiedes zwischen dem Bitteren, Süssen, Gewürzhaften besässen? Diesen Unterschied, unabhängig von aller Lehre, schon bloss thatsächlich festzustellen, würde nicht gelingen, man würde die Theorie mit keiner sichern Erfahrung vergleichen können. Ganz anders verhalte es sich mit dem Unterschiede zwischen einer Quarte, falschen Quinte, reinen Quinte, deren jede von der andern so weit getrennt ist, dass es lächerlich sein würde, hier von einer Gefahr der Verwechslung auch nur zu träumen; und zwar dergestalt getrennt, dass lediglich das musikalische Denken, ohne leibliches Hören und vollends ohne Theorie, hinreiche, um sie zu unterscheiden.

Schon hieraus erhellt, was ihm die Tonlehre leisten soll. Wenn es gelingt, auf apriorischem Wege durch psychologische Rechnung Werthe für die musikalischen Intervalle abzuleiten, welche mit den empirisch bekannten der Tonlehre zusammenstimmen, so liegt darin jene Bestätigung durch die Erfahrung, welche jede apriorisch construirte Theorie, also auch die seine, sich wünschen muss. Die Intervalle der Quinte, Quarte, grossen und kleinen Terz, sowie die übrigen im Umfange der Octave gelegenen, bilden den Probstein der seiner Wissenschaft zu Grunde gelegten ‚psychologischen Grundformeln‘. Es ist nicht seine Meinung, dass nach der Methode der Erfahrungswissenschaften jene als ‚veste Punkte‘ Principien der Erklärung abgeben sollen. Die Psychologie hat im Gegentheil in demjenigen

Gebiete, in welches er sich mit seinen Lehren versetzt, nicht eigentlich (aus der Erfahrung) zu lernen; sondern sie lehrt in Folge der Principien, die sie schon (vor aller Erfahrung) hat. Auch geht ihre Lehre ohne allen Vergleich weiter, als bloss auf die Tonkunst, die vielmehr ein sehr untergeordnetes Glied für die Lehre im Ganzen genommen ist. Vielmehr haben obige Intervalle, wenn sie aus den psychologischen Principien gefunden werden, als Bürgschaft für die Verlässlichkeit dieser selbst zu dienen; etwa wie das Eintreffen der Himmelskörper an ihren vorausberechneten Orten zur Bestätigung der ihrer Berechnung zu Grunde gelegten Hypothese dient. Auf einem, wenngleich untergeordneterem, Gebiet empirisch bewährt, werden die psychologischen Grundformeln auch auf anderen wichtigeren Gebieten des psychischen Lebens sich Zutrauen erwerben.

Welches die Gebiete seien, gegen welche das der Tonkunst als untergeordnet erscheine, wird unverkennbar angedeutet. In den Hauptpunkten §. 13 (III. 45) nennt er das Geschmacks-Urtheil ,vielleicht die grösste aller psychologischen Aufgaben'. Damit sie nicht ,unberührt' bleibt, setzt er das ,Folgende' hinzu. Dieses nun ist nichts anderes als eben die Entwicklung jener psychologischen Grundformeln, deren ,Anwendung' und Bestätigung die Tonlinie ausmacht. Hält man damit zusammen, dass das ,Geschmacksurtheil' die Basis seiner allgemeinen praktischen Philosophie bildet und letztere mit den Hauptpunkten der Metaphysik in demselben Jahr (1808) erschien, so springt der Zusammenhang der Tonlehre nicht nur mit seiner Psychologie, sondern auch mit seiner Ethik in die Augen. Es bedürfte nicht einmal der ausdrücklichen Versicherung in den drei Jahre später geschriebenen ,psychologischen Bemerkungen' zur Tonlehre (VII. 27), dass die vorstehenden (die Tonlehre betreffenden) Untersuchungen uns tief genug in unsere Seele blicken lassen, zwar keineswegs zu einer erschöpfenden Kenntniss des vorgelegten (musikalischen) Gegenstandes, aber wohl dazu, um eine nützliche Vergleichung mit den Grundlehren der praktischen Philosophie darzubieten.

Um letztere also ist es ihm vornehmlich zu thun. Nur insoweit die Grundlehren der Tonlehre nicht nur als ,fester Punkt' in der Erfahrung ,eine Bestätigung' der a priori ge-

fundenen psychologischen Grundformeln darbieten, sondern auch eine ‚nützliche Vergleichung' mit den Grundlehren der praktischen Philosophie zulassen, vermögen sie ihm als Philosophen Interesse einzuflössen. Worin diese Vergleichung bestehe, wozu sie ‚nützen' soll, erhellt, wenn wir das Ergebniss jener Untersuchungen über die Tonlehre und die Grundlage seiner praktischen Philosophie neben einander stellen. Als jenes bezeichnet er: dass wir begreifen gelernt haben, dass und warum das musikalische Wissen also beschaffen sein muss (wie es erfahrungsgemäss ist); dass und wie die verschiedenen Brechungen der Töne einen verschiedenen Sinn der Intervalle ursprünglich ergeben (a. a. O. VII. 27). Es wird nur der Erinnerung bedürfen, dass Herbart's praktische Philosophie auf eine geschlossene Reihe ursprünglicher unter sich verschiedener ästhetischer Willensverhältnisse sich gründet, um obige ‚Vergleichung' weder ‚fernliegend' noch ‚zwecklos' zu finden.

Jene psychologischen Grundformeln, deren ‚Anwendung' die Tonlinie zeigen soll, sind in den Hauptpunkten u. s. w. §. 13 in äusserster Knappheit entwickelt. ‚Es seien zwei oder mehrere Thätigkeiten desselben Wesens (die in ihm ohne Zweifel zusammen sind) so beschaffen, dass sie einander hemmen, nicht aber vernichten, noch verändern, demnach, dass das Gehemmte als ein Streben fortdauere'. Das Gesagte erlaubt sich dieselben unter dem Bilde in entgegengesetzter Richtung wirkender Kräfte vorzustellen, in welchem Falle auch keine derselben vernichtet oder verändert, sondern der Erfolg, den jede für sich hervorgebracht haben würde, durch die andere aufgehoben wird. Herbart folgert hieraus, wenn die Hemmung vollkommen sei und unter den Thätigkeiten kein Unterschied der Stärke stattfinde, so werde von je zweien eine ganz gehemmt werden, die andere ganz ungehemmt bleiben. Da nun kein Grund für eine oder die andere vorhanden sei, so vertheile sich die Hemmung; jede werde halb gehemmt.

Diese Folgerung entspricht nicht dem obigen Bilde. Zwei Kräfte gleicher Stärke in völlig entgegengesetzten Richtungen wirksam, werden einander nicht halb, sondern jede die andere ganz hemmen. Wird an dem Körper in O, den eine beliebige Kraft P in der Richtung Ox bewegt, eine der P gleiche Kraft Q in der entgegengesetzten Richtung Oy angebracht, so

bleibt der Körper in Ruhe. Passender wäre es, die beiden einander hemmenden Thätigkeiten unter dem Bilde mit gleicher Geschwindigkeit in entgegengesetzter Richtung sich gegen einander bewegender elastischer Kugeln vorzustellen, die, in der Mitte ihrer Distanz zusammentreffend einander gegenseitig in Ruhe versetzen. Die Summe der in Folge der Gegensätze der Richtungen verlorengehenden Geschwindigkeiten (die Hemmungssumme) ist der ursprünglichen Geschwindigkeit jeder von beiden gleich; die Hemmung, die jede erfährt, gleich der Hälfte ihrer ursprünglichen Geschwindigkeit; der Rest ihres Bewegungserfolges nur die Hälfte der Distanz, welche sie ohne die andere zurückgelegt haben würde.

Die Grössen, die hier eintreten, werden eine Veränderung erleiden, wenn der Grad der Hemmung und die Stärke der Hemmenden eine solche erfährt. Auch bei obigen Kugeln würde Solches der Fall sein, wenn das Verhältniss ihrer Geschwindigkeiten oder (was unmöglich ist) das Verhältniss ihrer Richtungen ein anderes würde. Herbart legt sich die Frage vor: wenn mehrere Thätigkeiten $a, b, c, d \ldots m, n$ gegeben seien und n von allen die stärkste sei, wie gross die Summe der Hemmung (HS) werde ausfallen müssen? Für vollkommene Hemmung ist dieselbe nach ihm

$$HS = a + b + c + \ldots + m.$$

,Denn sollte n ganz ungehemmt bleiben, so müssten $a, b, c \ldots m$ ganz gehemmt werden; was sie gewinnen, muss n verlieren.' Bei unvollkommener Hemmung, so weit sie bei mehreren die nämliche sei, müsse ein gemeinschaftlicher Divisor der Summe der Hemmung beigelegt, für ein Hinderniss, das die Thätigkeiten im Allgemeinen, aber keine insbesondere trifft (z. B. Unaufgelegtheit aus physiologischen Ursachen), der Summe eine Grösse addirt werden. Es kann nun unmöglich angenommen werden, dass die stärkste aller vorhandenen Thätigkeiten ungeachtet ihrer Ueberlegenheit von diesen gar keine Rückwirkung erfahre; vielmehr ist zu erwarten, dass auch sie etwas verlieren werde, was nothwendig die andern gewinnen müssen. Ist es nun von höchstem Interesse, die Regel zu entdecken, nach welcher die Hemmungssumme d. i. der Gesammtverlust sich auf die einzelnen Thätigkeiten (die Theilnehmer des Verlustcapitals) vertheilt, so muss vor allem das Verhältniss

erforscht werden, in welchem die einzelnen Thätigkeiten einander hemmen. ‚Jede stemmt sich auf gleiche Weise gegen alle; die schwächeren weichen am meisten; weichen aber nur, indem sie wirken; wirken desswegen verhältnissmässig am meisten; die Thätigkeiten hemmen einander daher im umgekehrten Verhältnisse ihrer Stärke.'

Dazu gibt Herbart folgendes Beispiel. Wäre die Stärke dreier Vorstellungen auszudrücken durch die Zahlen I, II, III, so sind dem Obigen zufolge die Hemmungsverhältnisse in derselben Ordnung

$$\frac{1}{1},\ \frac{1}{2},\ \frac{1}{3}$$

oder:

$$6,\ 3,\ 2$$

die Hemmungssumme aber, da III die stärkste, I die schwächste von allen dreien ist, $= \mathrm{I} + \mathrm{II} = 3$.

Um nun den Antheil jeder einzelnen Thätigkeit an derselben zu finden, hat man nur zu beachten, dass, da jede Thätigkeit desto weniger gehemmt wird, je stärker sie ist, das Verhältniss zwischen der ganzen und dem Antheil jeder einzelnen an der Hemmungssumme das nämliche sein muss, wie das zwischen der Summe aller Hemmungsverhältnisszahlen und jeder einzelnen derselben. Daher

$$6 + 3 + 2 : 6 = \mathrm{I} + \mathrm{II} : x$$
$$6 + 3 + 2 : 3 = \mathrm{I} + \mathrm{II} : y$$
$$6 + 3 + 2 : 2 = \mathrm{I} + \mathrm{II} : z$$

woraus folgt

$$x = \tfrac{18}{11},\ y = \tfrac{9}{11},\ z = \tfrac{6}{11},$$

welche Verlustantheile von der ursprünglichen Stärke I, II, III subtrahirt werden müssen, um ihre nach geschehener Hemmung übriggebliebene Stärke zu erhalten. Nun tritt hier das Auffallende ein, dass von der schwächsten jener Vorstellungen I mehr gehemmt werden soll, als sie selbst beträgt; es ist aber einleuchtend, dass von I nicht $\tfrac{18}{11}$, sondern nur I zu hemmen ist, also gerade so viel, als es zur Hemmungssumme beiträgt. Es verschwindet für die Rechnung und das Uebrige der Hemmung vertheilt sich unter die übrigen, wie wenn jenes gar nicht vorhanden wäre. Und zwar lässt der Punkt, jenseits dessen (unter Voraussetzung vollkommener Hemmung) dieses Verschwinden der schwächsten unter drei Thätigkeiten nothwendig eintreten

muss, die von Herbart sogenannte Schwelle des Bewusstseins, sich auf folgendem Wege finden:

Sind a, b, c drei einander vollkommen hemmende Thätigkeiten verschiedener Stärke und ist c die stärkste derselben, so ist nach Obigem die Hemmungssumme

$$HS = a + b,$$

sind die Hemmungsverhältnisse in der obigen Reihenfolge

$$\frac{1}{a}, \frac{1}{b}, \frac{1}{c}$$

oder:

$$bc, ac, ab;$$

folglich nach der Vertheilungsregel:

$$bc + ac + ab : bc = a + b : x$$
$$bc + ac + ab : ac = a + b : y$$
$$bc + ac + ab : ab = a + b : z,$$

woraus sich die Verhältnisse ergeben:

$$x = \frac{bc\,(a + b)}{bc + ac + ab}$$
$$y = \frac{ac\,(a + b)}{bc + ac + ab}$$
$$z = \frac{ab\,(a + b)}{bc + ac + ab}$$

und die nach geschehener Summirung zurückbleibenden Reste:

$$a - x = \frac{a^2\,(c + b)}{bc + ac + ab}$$
$$b - y = \frac{b^2\,(c + a) - a^2 c}{bc + ac + ab}$$
$$c - z = \frac{(b + c)\,c^2 + abc - a\,(ab + b)}{bc + ac + ab}$$

sind. Setzt man nun den Rest der schwächsten der drei

$$a - x = o$$

so folgt

$$a = b\sqrt{\frac{c}{c + b}}$$

als derjenige Werth von a, bei welchem dieses aus dem Bewusstsein verschwinden muss.

Wird nun der Einfachheit halber

$$b = c = 1$$

gesetzt, so geht obiger Werth in

$$a = \sqrt{\frac{1}{2}} = \sqrt{\frac{2}{2.2}} = \frac{\sqrt{2}}{2} = 0{\cdot}707$$

oder $a = 1$ und $b = c$ gesetzt in

$$1 = b\sqrt{\tfrac{1}{2}} = \frac{b}{\sqrt{2}}$$

d. i.

$$b = c = \sqrt{2} = 1{\cdot}414\ldots.$$

über. Davon nun macht Herbart nachstehende Anwendung: Man setze, um den einfachsten Fall zu haben, ein Continuum von Vorstellungen: so geartet, dass von einem beliebigen Punkte aus der Gegensatz (die Fähigkeit zu hemmen), fortwährend wachse, so lässt sich (a priori) Folgendes annehmen:

1. Vorstellungen auf zwei nächsten Punkten der Linie, werden einander fast gleich sein, sich sehr wenig hemmen, sondern beinahe nur verstärken. Wo der Gegensatz wächst, muss die Verstärkung abnehmen. Geht das so fort, so kommt irgend ein Punkt, wo die Verstärkung ganz aufhört, und reiner Gegensatz eintritt. Von diesem zweiten Punkte aus wiederholt sich das Vorige bis zu einem dritten Punkte des reinen Gegensatzes. So nach beiden Seiten der Linie hin unbestimmt fort.

2. Jetzt werde die Distanz zwischen je zwei nächsten Punkten des vollen Gegensatzes näher betrachtet. Gerade in der Mitte muss Verstärkung und Gegensatz gleich sein — so dass wegen der Verstärkung jede Vorstellung die andere eben so sehr hervortreibt, als sie wegen des Gegensatzes dieselbe hemmt. Der Punkt der grössten Unruhe.

3. Zwischen diesen drei Punkten u. zw. sowohl zwischen dem Punkte völliger Verstärkung (Gleichheit) und dem der Gleichheit zwischen Hemmung und Verstärkung, wie zwischen diesem und dem Punkte völliger Hemmung, lassen sich (gleichfalls a priori) weitere Punkte fixiren:

Um von dem Punkte reiner völliger Gleichheit (Verstärkung ohne Hemmung) zu dem Punkte, wo Hemmung und Verstärkung einander gleichen, überzugehen, muss die Verstärkung bis zu dem Grade abgenommen (oder was dasselbe ist, der Gegensatz zugenommen) haben, dass die Hemmung merklich, d. h. dass eine Vorstellung von der andern unterscheidbar wird. Die Unterscheidung tritt dann ein, wenn „die Vorstellungen als reine (d. i. vor dem Hemmungsprocesse) sich halten können im Bewusstsein neben ihnen selbst als modificirt durch die Verstärkung d. h. wo sich die reinen zu den modificirten ver-

halten wie $1 : \sqrt{2}$ (nach der obigen Schwellenrechnung). Unter dieser Voraussetzung nämlich sind die Vorstellungen als reine noch nicht verschwunden, obgleich am Verschwinden; die Unterscheidung derselben von ihnen selbst, wie sie nach der Wechselwirkung durch Verstärkung geworden sind, ist noch möglich. Die Gleichheit beider Vorstellungen ist dabei nur Eine, dagegen ihr Gegensatz vielfach, indem jeder conträre Gegensatz wegen des Eigenthümlichen jeder Vorstellung zwei contradictorische Gegensätze in sich schliesst. Von jener nun geht die Nöthigung zum Einswerden, die sich deshalb auf jede (der beiden) Vorstellungen gleich vertheilt, von diesen das Streben des Auseinanderhaltens aus, das jeder Vorstellung als solcher angehört. So sind vier Grössen in der Rechnung, die beiden Gegensätze und die beiden Hälften der Gleichheit, von denen sowohl die ersten als die letzten ein Paar gleicher Grössen ausmachen. Hier können nun folgende Fälle stattfinden, deren Folgen aus obiger Schwellenrechnung sich ergeben, wenn sie statt auf drei, auf vier einander hemmende Thätigkeiten ausgedehnt wird. Stellen nämlich $A = B$ die beiden Vorstellungen, $a = b$ die beiden Gegensätze und $c = d$ die beiden Hälften der Gleichheit dar, so wird

I. die Formel

$$\left.\begin{array}{l} A + c : A = \sqrt{2} : 1 \\ B + c : B = \sqrt{2} : 1 \end{array}\right\} 1{\cdot}414 \ldots\ldots : 1$$

den Punkt darstellen der reinen Unterscheidbarkeit;

II. die Formel

$$\left.\begin{array}{l} a : c = 1 : \sqrt{2} \\ b : d = 1 : \sqrt{2} \end{array}\right\} 1 : 1{\cdot}414 \ldots\ldots$$

wird den Fall ausdrücken, wo die blossen Gegensätze zu der halben Gleichheit das Verhältniss gewinnen, welches zum Eintritt ins Bewusstsein nothwendig ist;

III. die Formel $a = b = c = d$ oder $\begin{array}{l} a : c = 1 : 1 \\ b : d = 1 : 1 \end{array}$

wird den Fall ausdrücken, wo die Gegensätze den Hälften der Gleichheit gleichen;

IV. die Formel

$$\left.\begin{array}{l} a : c = \\ b : d = \end{array}\right\} 1 : \frac{\sqrt{2}}{2} = 1 : 0{\cdot}707$$

den Fall, wo die Hälften der Gleichheit gegen die Gegensätze unter die Schwelle sinken:

V. die Formel

$$\left.\begin{array}{l}2a:2c=\\2b:2d=\end{array}\right\}2:2=1:1$$

den Fall, wo der ganze Gegensatz der ganzen Gleichheit gleicht und

VI. die Formel

$$\left.\begin{array}{l}2a:2c\\2b:2d\end{array}=\right\}1:\frac{\sqrt{2}}{2}=1:0{\cdot}707$$

den Fall, wo der ganze Gegensatz die ganze Gleichheit überwältigt.

Fänden sich nun in der Erfahrung Verhältnisse, welche den auf diese Weise apriorisch gefundenen, zwischen je zwei Punkten vollkommener Verstärkung oder vollkommener Hemmung gelegenen Einschnitten entsprächen, so wäre die Bestätigung der psychologischen Grundformeln, aus welchen dieselben gewonnen wurden, hergestellt. Herbart zeigt, dass dies bei der Tonlinie der Fall sei. Auf dieser kann nämlich von jedem beliebigen Tone aus continuirlich bis zu einem von demselben nur durch die Verdoppelung der Schwingungszahl verschiedenen Punkte fortgeschritten, dieselbe kann von jedem beliebigen Grundton aus in beliebig viele Octaven nach vor- und rückwärts zerlegt werden.

Dieser Umstand lässt vermuthen, dass der Punkt vollen Gegensatzes mit der Octave zusammenfallen werde. (Also genau so, wie es bei dem Punkte vollen Gegensatzes vorausgesetzt worden.) In der Mitte der Octave bei der falschen Quinte findet die grösste Disharmonie, wie in der apriorisch construirten Reihe in der Hälfte der Distanz zwischen dem Punkte völliger Verstärkung und völliger Hemmung die „grösste Unruhe' statt. Nimmt man statt der mathematischen Verhältnisse der Secunde, der grossen und kleinen Terz, der Quarte, der Quinte, deren Logarithmen und dividirt durch diese den Logarithmus der Octave, so erhält man nach der Reihe die Werthe:

$$\log 2:\log \tfrac{9}{8}=5{\cdot}885$$
$$\log 2:\log \tfrac{6}{5}=3{\cdot}8018$$

$$\log 2 : \log \tfrac{5}{4} = 3{\cdot}1060$$
$$\log 2 : \log \tfrac{4}{3} = 2{\cdot}4096$$
$$\log 2 : \log \tfrac{3}{2} = 1{\cdot}7095,$$

welche ausdrücken, wie vielmal der Gegensatz jedes einzelnen Intervalles in dem vollen Gegensatz der ganzen Octave enthalten ist. Dass man die Logarithmen statt der Schwingungszahlen selbst nimmt, erklärt sich daraus, dass man es mit **Empfindungen**, nicht mit den Schwingungen selbst zu thun hat, und dass jene eine arithmetische Reihe bilden, während diese eine geometrische darstellen, eine apriorisch entdeckte Thesis Herbart's, welche durch das von E. H. Weber auf empirischem Wege gefundene, und von Fechner adoptirte Gesetz, dass sich die Empfindungen verhalten, wie die Logarithmen der Reize, bestätigt worden ist. Der Gegensatz beider Töne beträgt bei der Secunde

$$\frac{1}{5{\cdot}885}$$

von der ganzen Tonempfindung, folglich die Gleichheit $\frac{4{\cdot}885}{5{\cdot}885}$. Davon die Hälfte oder $\frac{2{\cdot}442}{5{\cdot}885}$ zu jeder ganzen Vorstellung addirt, gibt das Verhältniss

$$8{\cdot}327 : 5{\cdot}885.$$

oder nahezu

$$\sqrt{2} : 1,$$

wie es nach der Vorhersagung zwischen der modificirten und der reinen Vorstellung stattfinden soll. Das wirkliche Verhältniss wäre $8{\cdot}340 : 5.885$. Der Punkt der Unterscheidbarkeit fällt daher in die Nähe der Secunde.

Für die kleine Terz ist der Werth $= 3{\cdot}8018$, folglich jeder der Gegensätze $= \frac{1}{3{\cdot}8018}$, daher die Gleichheit $= \frac{2{\cdot}8018}{3{\cdot}8018}$ und deren Hälfte $= \frac{1{\cdot}4009}{3{\cdot}8018}$, die sich zu ersteren verhält wie

$$1{\cdot}4009 : 1$$

also abermals nahe wie

$$\sqrt{2} : 1 = (1{\cdot}414 \ldots . : 1)$$

Die kleine Terz fällt daher mit II, wie die Secunde mit I zusammen.

Für die grosse Terz beträgt der Gegensatz $\frac{1}{3{\cdot}1063}$, die Gleichheit daher $\frac{2{\cdot}1063}{3{\cdot}1063}$ und die halbe Gleichheit $\frac{1{\cdot}0531}{3{\cdot}1063}$; die halbe Gleichheit verhält sich daher zum Gegensatz wie

$$1 : 1{\cdot}0531,$$

also nahezu wie

$$1 : 1,$$

wie es nach III sein soll.

Für die Quarte gibt der Werth 2·4096 die Gegensätze $= \frac{1}{2 \cdot 4096}$ und die halbe Gleichheit = 0·7048, folglich das Verhältniss derselben zum Gegensatze wie

$$0{\cdot}7048 : 1$$

oder nahezu wie $\frac{\sqrt{2}}{2} : 1$, was mit IV übereinstimmt. V fällt mit der falschen, VI aber mit der echten Quinte zusammen; denn da der Gegensatz bei letzterer $= \frac{1}{1 \cdot 7095}$, die ganze Gleichheit $= \frac{0 \cdot 7075}{1 \cdot 7095}$ ist, so verhält sich die ganze Gleichheit zum Gegensatz wie

$$0{\cdot}7075 : 1$$

also nahe wie

$$\frac{\sqrt{2}}{2} : 1 = (0{\cdot}707 : 1).$$

Bei dieser Theorie mag es befremdlich erscheinen, dass die Punkte des grössten Gegensatzes gerade dahin fallen, wo erfahrungsgemäss die vollkommenste Consonanz zu finden ist, in die Gegend der Octave und der reinen Quinte. Man möchte das Gegentheil erwarten. Den Grund dieser Erscheinung sehen die psychologischen Bemerkungen zur Tonlehre (VII. 9) darin, dass dem Quantum Gleichheit ein ebenso grosses Quantum Nöthigung zum Einswerden, dem Quantum Gegensatz ein ebenso grosses Quantum Widerstrebens gegen das Einswerden entspreche. Der volle und reine Gegensatz (die Octave) kenne keine solche Nöthigung, die Quinte überwinde dieselbe vollkommen und trete dadurch der Octave am nächsten. Diese Bemerkung erstickt obiges Bedenken nicht, sondern umschreibt es nur. Denn nicht darin, dass der Gegensatz dem Einswerden widerstrebt, liegt das Auffallende für die natürliche Erwartung, sondern dass gerade diese Punkte des lebhaftesten Widerstrebens gegen das Einswerden mit den Intervallen der vollkommensten Harmonie zusammentreffen sollen. Wer von der Harmonie die Vorstellung mitbringt, dass sie der Einklang der Gegensätze sei, würde es begreiflicher finden, wenn die Punkte des vollen Gegensatzes mit der Disharmonie zusammen-

fielen. Auch macht Herbart selbst sich den treffenden Einwurf (a. a. O.), dass Septimen und Sexten ebenfalls die nämliche Nöthigung (zum Einswerden wie die Quinte) überwinden, wodurch obiger Unterschied disharmonischer und harmonischer Intervalle aufgehoben zu werden scheint. Er entkräftet denselben, indem er die Septimen als umgekehrte Secunden und die Sexten als ebensolche Terzen betrachtet.

Doch liegt der wahre Grund anderswo. Der springende Punkt der Theorie ist die Betrachtung der Octave als des Punktes voller Hemmung. Die Aehnlichkeit der Tonlinie mit dem apriorischen Schema eines ,Continuums von Vorstellungen, das so geartet sei, dass von einem beliebigen Punkte aus der Gegensatz (die Fähigkeit zu hemmen) beständig wächst' (III. 45), wurzelt darin, dass jene ,von jedem beliebigen Punkte aus in eine unbestimmte Menge von Octaven eingetheilt werden kann', und dieses ,sich zerlegen lässt in eine unbestimmbare Anzahl bestimmter Distanzen, denen die volle Hemmung zugehört'. (VII. 9). Diese sich wiederholenden Punkte des reinen Gegensatzes sind es, welche, wie Herbart sich ausdrückt, von den Octaven der Tonlinie sogleich sich ,zugeeignet' werden. Ihre Berechtigung dazu werde schon dadurch ,höchst wahrscheinlich', weil die Octave unter allen Intervallen am wenigsten Effect mache, eigentlich gar keinen, als nur den, dass sie zwei sehr leicht zu unterscheidende Töne hören lasse. Das aber müsse gerade bei voller Hemmung der Fall sein, weil da kein Streit zwischen dem Einswerden und den Gegensätzen stattfinde. Darin, dass ,volle Hemmung' am wenigsten ,Effect' mache, liegt nun allerdings nichts Befremdendes; desto mehr in dem Umstand, dass die Octave, ,die gar keinen' macht, zugleich die vollkommenste Consonanz nach Herbart's eigenen (VII. 11) und nach den Worten von Helmholtz (Lehre von den Tonempfindungen S. 287) eine ,absolute' Consonanz sein soll!

Zugestanden werden muss: wenn es ein Continuum der geschilderten Art wirklich gibt, dem die Tonlinie gleicht, so hat kein Punkt auf der letzteren grösseren Anspruch, mit dem Punkt völliger Hemmung auf der erstern zusammengestellt zu werden, als die Octave. Dasselbe wird in den psychologischen Bemerkungen (VII. 8) folgendermassen geschildert. In einem Continuum von Vorstellungen müsse es unendlich nahe Vor-

stellungen geben, die sich also unendlich wenig hemmen. Da bei allmäligem Fortschreiten auf einem Continuum nirgends ein Sprung stattfinden könne, so müssten alle mittleren Uebergänge von unendlich kleiner zu völliger Hemmung vorkommen. Folglich auch letztere selbst; denn gehe irgendwo die unendlich geringe Hemmung unendlich naher über in einen endlichen Hemmungsgrad, welcher $= \frac{1}{n}$ der völligen Hemmung sei, so werde das Intervall, das diesem Hemmungsgrad entspricht, nmal genommen die volle Hemmung ergeben.

Nach diesen Worten muss man erwarten, dass zwischen der ‚unendlich geringen‘ und der ‚völligen‘ Hemmung, da ‚kein Sprung‘ stattfinden darf, unendlich viele verschiedene Hemmungsgrade gegeben seien. In der That wird die Tonlinie, wie (psychologisch genommen) jedes Continuum, als unendlich theilbar bezeichnet. Dieselbe geht ‚auch‘ zu beiden Seiten unbestimmt fort, so dass sie gleich der Zeitlinie die zweifache Unendlichkeit nach beiden Seiten besitzt, obgleich alle in der sinnlichen Erfahrung vorkommenden Töne in einer gewissen nicht genau begrenzten Strecke liegen. Wie aus dem ‚auch‘ hervorzugehen scheint, wird diese unbestimmte Fortsetzung der Tonlinie nach beiden Seiten über den Punkt völliger Gleichheit und völligen Gegensatzes (Prime und Octave) hinaus, von dem ‚Continuum‘ zwischen diesen beiden (den Tönen innerhalb derselben Octave) ausdrücklich unterschieden. Jene zerfällt in eine ‚unbestimmbare Anzahl‘ bestimmter Distanzen, denen die volle Hemmung zugehört (unbestimmt vieler Octaven); dieses müsste als ‚unendlich theilbar‘ eine unendliche Menge von Gliedern enthalten, die den unendlich vielen Graden der Hemmung, die zwischen der ‚unendlich geringen‘ und völligen Hemmung liegen können, entsprächen (unendlich viele Töne innerhalb derselben Octave). Hier zeigt sich die Abweichung. Die Töne innerhalb derselben Octave bilden im obigen Sinne kein Continuum. Zwischen dem Grundton und seiner Octave liegt keine weder ‚unendliche‘ noch ‚unbestimmte‘, sondern eine vollkommen bestimmte, endliche Anzahl von Tönen. Wenigstens gelten diejenigen Schälle, deren Schwingungszahlen nicht in einem der acht oder (nach Helmholtz a. a. O. S. 286) 15 bekannten Verhältnisse stehen, in musikalischem Sinne für keine Töne mehr, und dürfen auch die ihnen etwa ent-

sprechenden Gehörsempfindungen für keine wirklichen ‚Tonempfindungen‘ angesehen werden. Von ‚unendlicher Theilbarkeit‘ wie bei obigem Continuum, kann daher nicht die Rede sein. Ebensowenig davon, dass jedem Punkt eines aus unendlich vielen Gliedern bestehenden Continuums ein solcher einer aus einer endlichen Anzahl von Gliedern bestehenden discontinuirlichen Reihe (wie die Töne einer Octave) correspondiren könne, ja müsse.

Auf letztere Annahme jedoch ist die Behauptung gebaut, dass dem Punkt völliger Hemmung die Octave entspreche. Nur dann, wenn jedem Punkte des Continuums unendlich vieler verschiedener Hemmungsgrade ein Punkt innerhalb der Tonreihe einer Octave entspricht, ist es mehr als wahrscheinlich, dass dem letzten Punkte des ersteren, welches natürlich der Ort völliger Hemmung ist, auch der letzte der letzteren, die Octave, correspondire. Fällt jene Annahme, wie sie denn fallen muss, wenn das obige Continuum unendlich viele, die Tonreihe innerhalb einer Octave aber nur eine endliche Anzahl von Gliedern zählt, so ist über den Ort des Continuums, auf welchen das letzte Glied des Discontinuums fallen müsse, nichts auszumachen.

Wenn die Octaven nach dem oben angeführten Ausdruck ‚sogleich‘ jene sich wiederholenden Punkte des vollen Gegensatzes und der völligen Hemmung sich ‚zueignen‘, so sind sie von dem Tadel der Voreiligkeit nicht freizusprechen. Auf dieser Besitznahme beruht alles Folgende. Die auffallende Uebereinstimmung zwischen den im Voraus berechneten und den thatsächlich bestehenden Verhältnisszahlen der Intervalle hat nichts Ueberraschendes, wenn die Octave wirklich, wie angenommen, der ‚volle und reine Gegensatz‘ ist. Denn die anscheinend gewagte Beseitigung der geometrischen Reihe der Intervalle und deren Ersatz durch die arithmetische der Empfindungen, die Rechnung statt mit den Zahlen der Schwingungsverhältnisse, mit deren Logarithmen ist zwar von Anhängern Herbart's (s. Resl: Bedeutung der Reihenreproduction für die Bild. psychol. Begriffe und ästhetischer Urtheile. Gymn. Progr. v. Czernowitz 1856 u. 57 Ztschr. f. ex. Philos. VI. S. 146—190 u. 225—252) bestritten, von Andern jedoch (Drobisch, vergl. dessen Brief an den Obeng. v. 11. Aug. 1857. Abgedr. im Gymn. Progr.



v. Czernowitz f. d. J. 1872. S. 70) vertheidigt und durch Weber's Gesetz und Fechner's Psychophysik auch empirisch bestätigt worden. Der Quotient des Logarithmus der Octave durch die Logarithmen der Intervalle stellt jedoch erst dann den jedem einzelnen Intervall zugehörigen Gegensatz dar, wenn der ganze Gegensatz des Intervalls die Octave selbst darstellt.

Den Punkt völliger Hemmung einmal mit der Octave identificirt, wird die Reihe der Töne innerhalb der Octave nach einem Princip construirt, welches von jenem, nach welchem der Punkt vollen Gegensatzes gefunden wurde, nicht unwesentlich unterschieden ist. Der Punkt völliger Hemmung wurde nach dem Axiom postulirt, dass in einem Continuum bei allmälig wachsendem Gegensatze und abnehmender Verstärkung ein Punkt ‚kommen müsse, wo die Verstärkung aufhört und reiner Gegensatz eintritt'. Wann dieser Punkt kommen werde, wird nicht gesagt: es geht aber aus dem gebrauchten Ausdrucke ‚allmälig' und noch mehr aus dem Zusatz der ‚psychol. Bemerk.' (a. a. O. S. 9), dass in der Reihe der wachsenden Hemmung ‚kein Sprung' vorkommen dürfe und ‚alle mittlern Uebergänge' von ‚unendlich kleiner zu völliger Hemmung' vorkommen müssten, mehr als deutlich hervor, dass man denselben erst nach Ablauf sämmtlicher Punkte, deren Hemmungsgrade zwischen ‚unendlich kleiner' und ‚völliger' Hemmung liegen, zu erwarten habe.

Wie viele werden das sein? Der Mathematiker wird ohne Bedenken antworten: unendlich viele, weil ein stetiges Wachsen des Hemmungsgrades von unendlich kleiner bis zu vollkommener Hemmung unendlich viele Grade verlangt. Die Punkte unendlich kleiner und völliger Hemmung sind wie die beiden Grenzpunkte einer stetigen (Raum- oder Zeit-) Linie anzusehen, zwischen welchen unendlich viele Punkte in allmälig wachsender Entfernung vom Anfangspunkte gelegen sind. Die in §. 13 der Hauptp. d. M. entwickelte Theorie aber kennt deren nur endlich viele, und zwar diejenigen, welche, wie später gezeigt wird, mit den Tonintervallen der falschen Quinte, der Secunde, kleinen und grossen Terz, der Quarte und reinen Quinte zusammenfallen. Sollten dieselben daher ein ‚Continuum' darstellen, so muss dieses von einem Continuum im obigen

(mathematischen) Sinne ganz verschieden sein. Das ‚allmälige Wachsen vom Grade unendlich kleiner zu jenem völliger Hemmung' kann, wenn es überhaupt stattfindet, nicht in dem Sinne gemeint sein, dass darin jeder der unendlich vielen zwischen ‚unendlich klein' und ‚völlig' gelegenen Hemmungsgrade vertreten sei.

Welches nun ist der Sinn dieses ‚neuen' Continuums? Derselbe liegt der ausserordentlichen Kürze der Darstellung wegen in den Hauptp. d. Met. nicht so offen vor Augen, als es wünschenswerth wäre; mit Hilfe der in den psychologischen Bemerkungen zur Tonlinie gegebenen Erläuterungen, ergibt sich derselbe mit genügender Deutlichkeit. Das Ziel der Theorie ist eine erschöpfende Aufzählung aller in Beziehung auf das Verhältniss zwischen Verstärkung und Gegensatz überhaupt möglichen Fälle, und sie versucht dasselbe mittelst einer vollständigen logischen Eintheilung, zwischen deren je zwei auf einander folgenden Gliedern ‚kein (logischer) Sprung' stattfindet, zu erreichen.

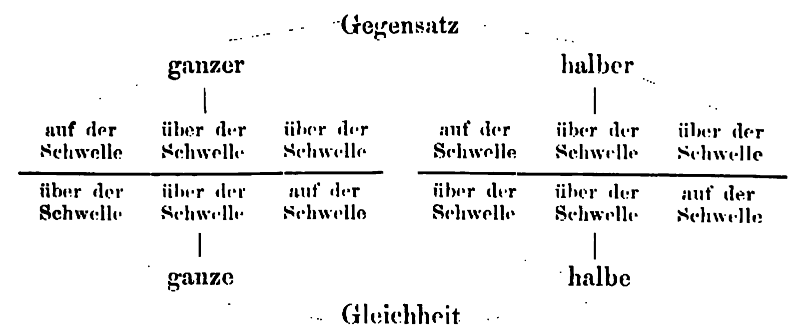
Nimmt man nämlich an, der Gegensatz (dessen Wirkung die Hemmung) wachse in demselben Grade, als die Gleichheit (deren Wirkung die Verstärkung ist) abnimmt, und bedenkt man, dass die letztere für beide (einander hemmenden und verstärkenden) Vorstellungen nur eine, also auf beide zu gleichen Hälften vertheilt ist, die Gegensätze aber jeder von beiden eigenthümlich sind, so hat man folgende Grössen in der Rechnung: die ganze Gleichheit; die Summe der Gegensätze; zwei Hälften der Gleichheit und die beiden (einzelnen) Gegensätze. Zieht man nun in Betracht, dass der Gegensatz die Ursache der Hemmung und die Reihe von unendlich kleiner bis zu völliger Hemmung fortzusetzen ist, so ergibt sich Folgendes:

Im Anfange sind beide Vorstellungen nicht zu unterscheiden. Die Unterscheidbarkeit tritt ein, wo die Vorstellungen als ‚reine' sich halten können im Bewusstsein, d. h. eben auf der Schwelle sind, neben ihnen selbst als modificirt durch die Verstärkung. Die Hemmung beider Vorstellungen ist hier ‚unendlich klein'; ihre Gegensätze sind fast unwirksam (unter der Schwelle!); nur die beiden Hälften der Gleichheit rufen als wirksam Verstärkung beider Vorstellungen hervor (Vgl. oben I). Die Summe der Gegensätze ist hier unwirksam; die ganze

Gleichheit allein wirksam. Diesem entgegen steht ein Fall, wo sowohl die Summe der Gegensätze (der ganze Gegensatz) als die Summe der halben Gleichheiten (die ganze Gleichheit) wirksam und einander gewachsen sind (Vgl. oben V), und ein anderer, wo als Umkehrung des ersten die Summe der Gegensätze (der ganze Gegensatz) allein wirksam, die Summe der halben Gleichheiten (die ganze Gleichheit) unwirksam ist (Vgl. oben VI).

Man ziehe nun statt wie bisher die Summe der Gegensätze (den ganzen), den einzelnen Gegensatz (den halben) in Betracht, so ergeben sich abermals drei mögliche Fälle: es ist nämlich der (halbe) Gegensatz der halben Gleichheit gegenüber unwirksam (auf der Schwelle, vgl. oben II), oder der (halbe) Gegensatz der halben Gleichheit gewachsen (Vgl. oben III), oder die halbe Gleichheit dem (halben) Gegensatz gegenüber unwirksam (auf der Schwelle, vgl. oben IV).

Wie leicht zu erkennen, liegt dieser ganzen Aufzählung zuerst eine Dicho-, sodann eine Trichotomie zu Grunde. Ganzheit und Halbheit sind dort, Unwirksamkeit, Gleichwirksamkeit und alleinige Wirksamkeit hier die Glieder des Eintheilungsgrundes. Die daraus entspringende, in zwei symmetrische Gruppen, aus je drei correspondirenden Gliedern bestehend, gegliederte Reihe von sechs Gliedern enthält alle jene Fälle, welche weiterhin in derselben Reihenfolge der Secunde, der falschen Quinte, der (reinen) Quinte, der kleinen Terz, der grossen Terz und der Quarte entsprechend gefunden werden, nach folgendem Schema:



Was Herbart bewogen haben wird, die auf diese Weise gefundene Reihe als ein ‚Continuum' zu bezeichnen, ist ohne Zweifel

der unleugbare Umstand, dass zwischen sämmtlichen Gliedern obiger Eintheilung ‚kein Sprung' sichtbar wird. Nicht nur das Ganze und die Hälfte, sondern auch das Befindlichsein beider Vorstellungen oder nur einer derselben (und zwar entweder des Gegensatzes oder der Gleichheit) über der Schwelle des Bewusstseins stellen vollkommene Paare von logischen Gegensätzen dar. Die Abwesenheit des ‚Sprunges' bedeutet daher so viel, als dass zwischen je zwei auf einander folgenden Gliedern der Eintheilung kein drittes ausgelassen oder einzuschieben sei, dass die Umfänge der Eintheilungsglieder einander vollkommen ausschliessen und zum Umfang des Eintheilungsganzen ergänzen, also logisch betrachtet, hart aneinander liegen.

Bei dem mathematischen Continuum nun bezeichnet der Mangel des Sprunges gerade das Gegentheil. Die Stetigkeit, sowohl der Raum-, wie der Zeitlinie, charakterisirt sich dadurch, dass sie ‚unendlich theilbar', d. h. zwischen je zwei auf einander folgenden Punkten derselben ein dritter gelegen ist. Die Anwendung des Begriffs des (mathematischen) Continuums auf das reale Gebiet in Wechselwirkung begriffener, einander verstärkender oder hemmender Thätigkeiten oder wie Kräfte sich verhaltender Vorstellungen, schliesst den Gebrauch des Ausdrucks ‚ohne Sprung' in anderer als von der Mathematik als zulässig erkannter Bedeutung von sich aus. Die Forderung: (VII, 8) ‚da beim allmäligen Fortschreiten auf einem Continuum nirgends ein Sprung stattfinden kann, so müssen alle mittleren Uebergänge von unendlich kleiner zu völliger Hemmung vorkommen', kann mathematisch keinen andern Sinn haben, als dass zwischen je zwei verschiedenen Hemmungsgraden ein dritter mittlerer gelegen sein muss.

Unter dieser Voraussetzung hat die Annahme, dass das Ende der stetig wachsenden, die völlige Hemmung sein werde, Berechtigung. Unter der entgegengesetzten hat die Construction der später mit der Tonreihe innerhalb der Octave zusammengestellten Reihe Bestand. Die in sich einheitlich sein wollende Operation ist auf zwei sich unter einander aufhebende Begriffe des Continuums gebaut.

Wäre die Reihe der zunehmenden Hemmung auf derselben Grundlage wie die der a priori construirten, später mit der

Tonreihe zusammengestellten Reihe errichtet, so müsste es befremden, dass die Glieder der beiden letztern eine so abweichende Folge zeigen. Die Reihe der Töne ist die bekannte, die nach ihrer Stellung zu ihrer Benennung Veranlassung gegeben hat; die Reihe der entsprechenden Glieder obiger Reihe ist dagegen folgende:

Secunde, falsche Quinte, reine Quinte,
kleine Terz, grosse Terz, Quarte,

wenn man, wie oben geschehen, von der zu Grunde liegenden Eintheilung nach logischen Gegensätzen ausgeht. In Herbart's eigener Darstellung (a. a. O. 45) wird dieser Mangel an Uebereinstimmung theilweise verhüllt. Die falsche Quinte zwar folgt unmittelbar hinter der Octave; aber im Folgenden ist in der Abfolge Secunde, kleine und grosse Terz, Quarte und reine Quinte, die kanonische Tonfolge beobachtet. Diess aber wird nur dadurch möglich, dass unmittelbar nach der Secunde, bei welcher beide Hälften des Gegensatzes gegen beide Hälften der Gleichheit unter der Schwelle sind, die drei Fälle des Verhaltens der einzelnen Hälften (des Gegensatzes und der Gleichheit) abgehandelt werden, worauf dann wieder (bei der reinen Quinte) beide Hälften (des Gegensatzes und der Gleichheit) ins Spiel kommen, nachdem das Gleiche schon vorher (bei der falschen Quinte) der Fall gewesen ist.[1] Mit Ausnahme der grossen und kleinen Terz und der Quarte sind, wie man sieht, die logisch zusammengehörigen Fälle (Secunde, falsche und reine Quinte, die sämmtlich auf dem Verhalten beider Hälften sowohl der Gleichheit als des Gegensatzes ruhen) der Analogie mit der Tonreihe zuliebe auseinandergerissen und mit Ausnahme der falschen Quinte an jener entsprechenden Stellen untergebracht.

Die Unvollständigkeit der berechneten, verglichen mit der wirklichen Tonreihe, wird dadurch beseitigt, dass die fehlenden Sexten und Septimen als umgekehrte Terzen und Secunden

[1] Beiläufig bemerkt muss es (III, S. 46) 7. v. 1. statt ‚sinken‘ heissen ‚steigen‘. Ebenso S. 47, 39 und 12 v. o. jedesmal statt $\sqrt{\frac{1}{2}}$ zu lesen $\frac{\sqrt{2}}{2}$

betrachtet werden, weil ‚Octave und Prime einander in Gedanken gleichgesetzt sind‘ (VII, S. 14). Die beste Bestätigung der (wie gezeigt, grundlegenden) ‚Hypothese‘ von der Octave als dem Punkt voller Hemmung wird gewonnen, indem man wahrnimmt, dass die durch die Rechnung ausgezeichneten Punkte mit den durch das Ohr ausgezeichneten zusammentreffen.

Der Antheil der Rechnung beschränkt sich dabei auf die Anwendung der Schwellenformel. Dagegen ist, wie gezeigt, die Zerlegung und Gruppirung der mittels ihrer berechneten, der Rechnung unterworfenen Vorstellungen auf eine a priori entworfene logisch vollständige Eintheilung gebaut. Auf dieser ruht das Vertrauen, dass weder mehr noch weniger Fälle des Sichverhaltens zwischen einander theilweise verstärkenden, theilweise hemmenden Vorstellungen möglich seien. Die empirische Bestätigung seitens der Tonreihe gilt daher nicht sowohl der Anwendung der Mathematik auf Psychologie als jener der formalen Logik. Den Beweis liefert die ähnliche Grundlegung einer andern Wissenschaft, bei welcher die Mathematik keine Stelle findet, mittels einer logisch vollständigen Eintheilung, der praktischen Philosophie, zu deren Grundlehren die Tonlehre eine ‚nützliche Vergleichung‘ darbietet.

Bevor wir zu dieser übergehen, sei nochmals der Seltsamkeit gedacht, dass nach obiger Theorie die Punkte der vollkommensten Consonanz gerade mit jenen des Ueberwiegens des Gegensatzes zusammenfallen sollen. Der Grund der Dissonanz liegt nach ihr in der Nöthigung des Verschiedenen zum Einswerden; wo daher überhaupt keine solche besteht (wie bei der Octave), oder völlig überwunden wird (wie bei der reinen Quinte), herrscht vollkommenste Consonanz. Auch die (übrigens nichts weniger als vollkommene) Harmonie der Terzen und der Quarten stammt aus derselben Quelle, da bei jeder derselben die Nöthigung zum Einswerden eine Rolle spielt. Wo dieselbe (wie bei der falschen Quinte) dem Gegensatz gleich ist, oder die Gegensätze (wie bei der Secunde) noch tiefer als bei der kleinen Terz, d. h. nicht nur auf, sondern unter der Schwelle des Bewusstseins stehen, herrscht aus demselben Grunde Dissonanz.

Es ist interessant, diese aprioristische Construction der Töne aus Gleichheit und Gegensatz mit der empirischen Theorie zu vergleichen, die Helmholtz gegeben hat. Jener zufolge sind die Töne einfache Empfindungen; jeder derselben lässt sich aber vermöge einer zufälligen Ansicht (Hptp. d. Met. §§. 2, 5) ‚in Gedanken zerlegen in Gleiches und in Entgegengesetztes‘. Vermöge des Ersteren müssen sie ‚zum Theil Eins werden‘, vermöge des Letzteren ‚zum Theil einander widerstreben‘; d. h. obgleich sie einfach sind, muss ihr Verhalten zu einander doch so angesehen werden, als wären sie zusammengesetzt.

Nach Helmholtz nun sind die Tonempfindungen das wirklich, was sie Herbart zufolge nur vermöge einer zufälligen Ansicht sein sollen. Er weist nach, dass alle Töne, die wir hören, zusammengesetzt sind aus Partialtönen, deren tiefster und stärkster, nach dem die Benennung der Tonempfindung erfolgt, von ihm Grundton, die übrigen gleichzeitig vernommenen Obertöne genannt werden. Helmholtz zeigt nun, dass Consonanz und Dissonanz zweier gleichzeitig vernommener Klänge auf dem Verhalten der beiderseitig mitklingenden Obertöne beruhe. Obgleich, sagt er (a. a. O. S. 275) obige Namen längst gegeben waren, ehe man von den Obertönen und ihren Schwebungen etwas wusste, so bezeichnen sie doch das Wesen der Sache, ungestörtes oder gestörtes Zusammenklingen, ganz richtig. Gestört wird das Zusammenklingen, wenn die beiderseitigen Obertöne einander sehr nahe liegen, ohne zusammenzufallen (a. a. O. 275), und daher Schwebungen bilden. Dagegen fliessen Klänge, deren Obertöne ganz oder doch theilweise zusammenfallen, in demselben Verhältniss gleichmässig neben einander ab. Dass es hiebei auf die dem Grundton am nächsten stehenden Obertöne am meisten ankommt, erhellt schon daraus, weil diese verhältnissmässig die stärksten sind. Da beispielsweise der erste Oberton (die Octave des Grundtons) doppelt so viele Schwingungen macht, als sein Grundton, so fallen (Vgl. d. erste Notenbeispiel a. a. O. S. 275)



der direct angegebene Ton c und der erste Oberton des tiefen C als identisch zusammen, das Verhältniss der Schwingungszahlen

von C : c ist wie 1 : 2 und die Töne können keinerlei Schwebungen machen. Damit ist der Grund angegeben, warum zwei Töne, die genau um das Intervall einer Octave von einander abstehen, consoniren müssen.

Dem Anscheine nach stimmt diese Theorie mit der Herbart'schen Tonlehre so wenig zusammen, dass sie vielmehr das gerade Gegentheil darzustellen scheint. Während nach Herbart der vollkommenste Einklang, die Octave, auf dem vollkommenen Gegensatz, so beruht sie nach Helmholtz vielmehr auf nahezu völliger Gleichheit, indem der höhere Klang mit dem ersten Partialton des tiefern zusammenfällt (a. a. O. 287). Nichtsdestoweniger gibt es ein Mittel, beide Gesichtspunkte zu einigen. Die Consonanz stützt sich nach Helmholtz auf die Abwesenheit von Schwebungen zwischen den beiderseitigen Obertönen, nach Herbart auf die Abwesenheit der Nöthigung zum Einswerden. Nun entstehen aber Schwebungen überall dort, wo Töne einander sehr nahe liegen, ohne zusammenzufallen, und sie sind desto langsamer, also desto vernehmlicher, folglich störender, je kleiner die Differenz der Schwingungszahlen der betreffenden Töne ist, d. h. je näher dieselben einander liegen. Da nun einander nahe liegende Töne Herbart zufolge am meisten Gleichheit, also am meisten Nöthigung zum Einswerden besitzen, so kann das, was Helmholtz Schwebung, mit dem was Herbart Nöthigung zum Einswerden nennt, als identisch angesehen werden. Die Abwesenheit von Schwebungen bedeutet dann für den Einen ebensoviel als für den Andern die Abwesenheit der Nöthigung zum Einswerden, und die vollkommene Consonanz der Octave, von welcher die eine wie die andere gilt, ist vom Standpunkt der einen wie der andern Theorie erklärlich.

Das von Herbart als Kennzeichen der Octave angeführte Merkmal, deren Effect darin bestehe, dass sie zwei sehr leicht zu unterscheidende Töne hören lässt, erklärt sich aus dem von Helmholtz hervorgehobenen ruhigen Nebeneinanderfliessen zweier, genau um eine Octave von einander abstehender Töne und der Abwesenheit von Schwebungen zwischen den beiderseitigen Partialtönen zur Genüge. Man hat, um beide Theorien unter einander vereinbar zu finden, nichts weiter zu thun, als die ‚zufällige Ansicht' Herbart's zur nothwendigen zu machen,



und die Qualität der Tonempfindungen statt für einfach, für thatsächlich zusammengesetzt aus Gleichem und Entgegengesetztem anzusehen. Die Consonanz zweier zugleich vernommener Klänge erscheint dann um so bedeutender, je mehr und je näher dem Grundton gelegene Obertöne derselben zusammenfallen, d. h. je weniger Schwebungen, das ist Nöthigung zum Einswerden in den beiden Klängen vorhanden ist. Dagegen dissoniren die Klänge um so stärker, wenn keine oder nur sehr weit vom Grundton abstehende (in Folge dessen unvernehmliche) Obertöne coincidiren, also die Menge der Schwebungen und in Folge dessen das Quantum der Nöthigung zum Einswerden sehr gross ist. Letzteres ist bei der kleinen und grossen Secunde, bei der grossen und in milderem Grade bei der kleinen Septime, Ersteres bei der Octave, der Duodecime und zweiten Octave, sowie bei der mehr in der Mitte des Octavintervalls gelegenen Quinte, Quarte und grossen Sext, in minderem Grade bei der grossen und kleinen Terz der Fall, die daher erst seit dem 12. Jahrhundert und auch dann nur für unvollkommene Consonanzen gelten. (Vgl. Helmh. a. a. O. S. 287 u. ff.)

Der Verwandlung der Tonempfindung aus einer einfachen in einen Complex mehrerer gleichzeitigen Empfindungen zugleich klingender Töne steht von Seite Herbart's um so weniger im Wege, als seine eigene gelegentlich geäusserte Ansicht über den Bau des Gehörorgans mit der von Helmholtz seiner Theorie zu Grunde gelegten im Wesentlichen zusammentrifft. Letzterer sagt (a. a. O. S. 215): dass es verschiedene Theile sein müssen, welche durch verschiedene Töne in Schwingung versetzt werden und diese Töne empfinden. Werde daher ein zusammengesetzter Klang (oder ein Accord) dem Ohre zugeleitet, so werden alle diejenigen elastischen Gebilde erregt, deren Tonhöhe den verschiedenen in der Klangmasse enthaltenen einzelnen Tönen (dem Grundton und seinen Obertönen) entspricht, und bei gehörig gerichteter Aufmerksamkeit werden daher auch alle die einzelnen Empfindungen der einzelnen einfachen Töne einzeln wahrgenommen (der Accord wird in seine einzelnen Klänge, der Klang in seine einzelnen Töne zerlegt) werden können. Herbart sagt (Lehrb. z. Psych. §. 72 W. V. S. 54): wahrscheinlich habe jeder musikalische

Ton seinen eigenen Antheil am Organ. Ausserdem wäre nicht wohl einzusehen, wie gleichzeitige Töne gesondert bleiben, und warum sie nicht einen dritten gemischten Ton erzeugen, welches die ästhetische Auffassung der Intervalle vernichten würde. Man bedenke, dass die erste Ausgabe des Lehrbuches 1816 erschienen ist. Es wird genügen, um beides verträglich zu finden, von Seite der Psychologen zuzugeben, dass sämmtliche Reize, welche das Ohr treffen können, nicht einfache Klänge, sondern ‚Klangmassen' sind, denselben daher auch nicht einfache Empfindungen, sondern ganze Complexe von solchen als primitive Gehörssensationen entsprechen. Man hätte, um Herbart's mathematischen Calcul auf die empirischen Thatsachen anzuwenden, sodann nur nöthig, demselben an der Stelle einfacher Empfindungen, Complexe von solchen, die theilweise entgegengesetzt, theilweise gleichartig sind, zu Grunde zu legen.

Ich habe auf diese Nothwendigkeit bereits an einem andern Orte (Aesth. als Formwiss. Wien 1865. Vorr. IX u. S. 43 u. ff.) hingewiesen und Andere (z. B. Pokorny: Zeitschr. f. ex. Philos. VIII, 3. 261 u. ff.) sind mir in diesem ‚entscheidenden Schritt' gefolgt. Dass die Herbart'sche Tonlehre in ihrer ursprünglichen Gestalt unhaltbar sei, haben innerhalb der Schule schon Andere, besonders Theodor Waitz und W. Resl gefühlt. Ersterer machte die tief einschneidende Bemerkung, es sei eine ‚unstatthafte' Fiction, wenn man, wie es die ‚zufällige Ansicht' verlangt, an den Vorstellungen Gleiches und Entgegengesetztes ‚nur im Denken' unterschieden und doch in normalem Gegeneinanderwirken begriffen sein lasse (Lehrbuch der Psycholog. als Naturw. S. 148). Statt jedoch daraus den Schluss zu ziehen, dass die mit einander in Wechselwirkung stehenden sinnlichen Vorstellungen (Klangempfindungen) eben nicht einfache Empfindungen, sondern aus theilweise gleichartigen, theilweise entgegengesetzten Elementarempfindungen (die bei den Klängen etwa den einzelnen Impulsen der Schallwelle entsprechen) zusammengesetzte Complexe seien, hielt er an der Einfachheit der Empfindungen fest, und verlegte das Mannigfaltige, aus dem das angenehme und unangenehme Gefühl hervorgehe, in die ‚zusammengesetzten Nervenreize'. Waitz verfiel dadurch in den demjenigen, welchen er Herbart vorwarf, entgegengesetzten Fehler. Dieser habe, sagte er, dem Satze, dass ‚Schwin-



gungen keine Vorstellungen, keine Seelenzustände seien', eine zu weitreichende Bedeutung beigelegt. Um auf psychologischem Gebiet zu bleiben, habe er das Mannigfaltige der Gleichheit und des Gegensatzes in den elementaren Empfindungen in eine blosse Fiction verwandelt. Waitz dagegen, um das Mannigfaltige derselben zu retten, verlegt es in den blossen ,Nervenreiz' und bleibt dadurch gänzlich auf physiologischem Gebiet! Resl (a. a. O. Zeitschr. f. ex Phil. VI. 2. S. 178 Vergl. ebendas. VIII. 3. S. 266) vermied diesen Fehler, indem er, was Waitz Nervenreiz nannte, für ,Empfindungen' erklärte und in dem einzelnen Tone (wie Helmholtz im ,Klange') eine Reihe von einzelnen Vorstellungen unterschied. Da er aber auf die Lehre von den Obertönen, die erst 1862 (seine Abhandlung ursprünglich bereits 1857) erschien, keine Rücksicht nehmen konnte, so irrt er darin, dass er unter diesen Partialempfindungen nur die nacheinander, durch die Zeiträume von $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{24000}$ Secunde getrennt, aus Eindrücken der einzelnen Schallwellen mittels der Nerven auf die Seele hervorgehenden einfachen Vorstellungen versteht. Nach Helmholtz sind die Partialklänge der vernommenen ,Klangmasse' wirkliche musikalische Töne, und die denselben entsprechenden ,Partialempfindungen' der zusammengesetzten ,Klangempfindung' meiner Ansicht zufolge wirkliche Tonempfindungen. Die von Resl entwickelte Theorie, welche mit der von Lotze (Medicin. Psycholog. S. 204) angedeuteten der ,psychischen Oscillationen' sich berührt, begegnet wie diese der Schwierigkeit, die Lotze (a. a. O. S. 205) in die inhaltschwere Frage zusammenfasst: wie sich die psychischen Elementarzustände, davon jeder einer Luft- (oder Aether-) Schwingung entspricht, zu den qualitativ bestimmten Empfindungen (wirklicher Töne und Farben) verhalten? Resl erklärt, wesshalb musikalische Töne, bei denen die Schwingungen (und folglich auch die den einzelnen Impulsen der Schallwellen entsprechenden Partialempfindungen) periodisch und gesetzmässig erfolgen, verglichen mit dem ungeregelten Schall um ihrer Gleichartigkeit willen gefallen. Dass er damit nur dasjenige Phänomen theoretisch begreiflich macht, welches ich (Aesth. §. 519) Reinheit des Tons genannt habe, ist von Pokorny (a. a. O. S. 266) richtig erkannt worden. Für die Lösung der eigentlichen Frage wäre die Theorie Eulers, die

sich auf Leibnitz' bekannten Ausspruch über die Musik stützte, näher zur Hand gelegen. Leibnitz erklärte die Wirkung der Musik für ein ‚unbewusstes Zählen'; Euler bestimmte das Wohlgefallen an der Musik als Folge des Wahrnehmens ‚rationaler Verhältnisse der Tonschwingungen'. Helmholtz' Einwand gegen die letztere, dass eben gar nicht gesagt sei, wie es die Seele denn mache, dass sie die Zahlenverhältnisse je zwei zusammenklingender Töne wahrnehme (a. a. O. S. 351), trifft den Nagel auf den Kopf. Der natürliche Mensch, sagt er sehr richtig, macht sich kaum klar, dass der Ton auf Schwingungen beruht. Jedenfalls darf sein Wohlgefallen an der Musik nicht von dieser (rein physikalischen) Kenntniss abhängig gedacht werden. Die physikalische Wirkung zweier Verhältnisse aber, die intermittirende oder continuirliche Empfindung des Hörnerven (Anwesenheit oder Abwesenheit von Schwebungen) kann sie mit Leichtigkeit wahrnehmen. Zu dem Ende muss jedoch die Vorstellung von der Einfachheit der Tonempfindungen und deren bloss ‚in Gedanken' als ‚zufällige Ansicht' vor sich gehender Zerlegung in Gleichartiges und Entgegengesetztes aufgegeben und an deren Stelle die mit der Helmholtz'schen Theorie der Consonanz und Dissonanz mittels der ganz oder theilweise zusammenfallenden oder in Schwebungen verharrenden Partialtöne in Einklang stehende Theorie zusammengesetzter concreter Tonempfindungen (vgl. meine Aesth. als Formwiss. §. 462) substituirt werden.

Auch gegen die oben angefochtene Auffassung der Octave als des Intervalls vollen Gegensatzes, dieses Fundament der Tonlehre Herbart's, hat schon Waitz (a. a. O. S. 147) Bedenken erhoben, der sie ‚willkürlich' nannte. Scheint es, meint er, nicht weit natürlicher, die Grösse des Gegensatzes direct nach der Grösse des Intervalls zu bestimmen und nächst dieser nach dem Grade der Disharmonie? Auf das Befremden, das es erregen muss, wenn nach obiger Annahme der volle Gegensatz dahin fällt, wo der Erfahrung des Ohrs zufolge der vollkommenste Einklang herrscht, ist oben schon hingewiesen worden. Zugleich aber auf den Weg, auf welchem, wenn nur die unhaltbare (und höchstens in propädeutischen Lehrbüchern der Einfachheit wegen vgl. m. Lehrb. der philosoph. Propaedeutik, 3. Auflage S. 199 u. 201, wo statt ‚einfache' immer

der Ausdruck ‚elementare oder, ursprüngliche‘ Empfindung gebraucht wird, erlaubte) Annahme, dass die concreten Ton- (und Farben-) Empfindungen einfach seien, beseitigt wird, eine Vereinigung der Herbart'schen und Helmholtz'schen Tonlehre sich ermöglicht.

Welcher Verbesserungen im Ganzen und Einzelnen aber auch Herbart's Tonlehre bedürftig und fähig sein möge, ihr Einfluss auf seine Philosophie, der Gegenstand dieses Vortrags, ist darum nicht minder gewichtig. Nicht nur dient sie ihm als erwünschte Bestätigung der Richtigkeit seiner Schwellenformel, des Keimes der mathematischen Psychologie, sondern zugleich als Vorbild für das gleichfalls a priori construirte Schema ästhetischer Willensverhältnisse, das er seinem zur selben Zeit entworfenen System der praktischen Philosophie zu Grunde legte. Letzteres, wie er an seinen Jugendfreund, den spätern Bürgermeister Johannes Smidt in Bremen, am 17. Jan. 1808 von Göttingen aus schrieb (Herb. Rel. S. 170), obgleich auf Götting'schem Boden gewachsen, keimte bereits in Bremen (während seines Aufenthaltes daselbst im Smidt'schen Hause nach seiner Rückkehr aus der Schweiz vom März 1800 bis Ende April 1802)[1]. Die Rechnungen, die in den Hauptpunkten der Metaphysik erscheinen, sind nach derselben Quelle bereits im Jahre 1800 mit denselben Formeln ausgeführt worden, und haben sich, wie er nicht ohne Selbstgefühl hinzusetzt, durch ihre (obige) Anwendung auf die theoretische Musik auffallend bewährt. Die Wurzeln seiner Philosophie reichen noch weiter, nach seiner eigenen Erklärung (an Carl Steiger a. a. O. 146) bis in's Jahr 1798 zurück[2], wo er während eines dreiwochentlichen Aufenthalts an dem ‚kleinen Bach von Engisstein‘ bei Hochstetten im Canton Bern ‚sein System fand‘. In dem ‚Ersten problematischen Entwurf der Wissenslehre‘ (W. XII. S. 38—57) sind nach Hartenstein's Urtheil (W. XII. Vorr.

[1] Dasselbe erschien, wie aus dem Briefe an C. v. Steiger (Herb. Reliq. S. 163) erhellt, schon vor dem 22. Nov. 1807, ebenso die Hptp. d. Met.

[2] Er ist der ‚philosophischen Muse‘ zuerst an dem ‚kleinen Bach zu Engisstein‘ begegnet. (Vgl. d. Brief v. Ende August 1798 an C. St. S. 146 u. d. Brief v. Behlendorf an Rist. S. 87.) Die Hptpkte d. Met. erschienen in d. ersten Bearb. bereits 1806. Vgl. Br. an C. St. v. 23. Aug. 1806. Am selben Tage ging d. Logik (Hptpkte d. Logik) in die Druckerei ab. Geschrieben wurden d. Hptpkte ‚ohne Absatz in drei Wochen‘ (Ebendas. S. 159).

S. XI.) die Grundbegriffe seiner Psychologie durch die aus Fichte's Schule anhängenden trüben und unklaren Elemente hindurch bereits deutlich zu erkennen. Für die ihm später so wichtige Anwendung auf die Tonlehre ist es bedeutsam, dass schon hier unter den Beispielen nicht in- sondern aneinander liegender und sich einander ausschliessender Gefühle, welche deshalb ein ‚Continuum' bilden, die ‚Tonlinie' genannt wird (a. a. O. S. 42). Die oben hervorgehobene Vermischung des ‚mathematischen' und des ‚logischen' Continuums, deren erstes zwischen je zwei Punkten einen dritten enthält, während das zweite zwischen je zwei auf einanderfolgenden Gliedern kein drittes duldet, geht, wie man sieht, bis auf das embryonale Ei seiner Philosophie zurück.

In der logischen ‚Continuität' liegt die Aehnlichkeit der Tonlinie mit der Reihe praktischer Ideen, welche die Basis von Herbart's praktischer Philosophie bildet. Jene stellt eine Folge von logisch dicht aneinander (mit Ausschliessung jedes Mittelgliedes) gereihten Ton-, diese eine von ebenso beschaffenen Willensverhältnissen dar. Bei oberflächlicher Vergleichung kann es auffallen, dass nach Herbart die Tonlinie nicht mehr als fünf ausgezeichnete Intervalle: Octave, (falsche und reine) Quinte, (kleine und grosse) Terz, Quarte und Secunde zählt, da er die Sexten und Septimen nur als Umkehrungen der Terz und Secunde gelten lässt. Man könnte versucht sein, in der entsprechenden Fünfzahl der praktischen Ideen eine Accommodation an die erstere zu wittern. Davon wird man zurückkommen, wenn man bedenkt, dass die Reihe der ästhetischen Willensverhältnisse zwar gleichfalls fünf, aber, wenn man das beifällige und das missfällige Verhältniss besonders zählt, eigentlich acht Glieder enthält, und zwar in der Reihenfolge:

Innere Freiheit	Vollkommenheit	Wohlwollen
Innere Unfreiheit	Unvollkommenheit	Uebelwollen
(Recht)	(Billigkeit)	
Streit	Unvergoltene That,	

von denen drei beifällig, fünf dagegen unbedingt missfällig sind. Die falsche Quinte zählt Herbart besonders auf, wodurch die Zahl der ausgezeichneten Intervalle auf sechs, die kleine Terz unterscheidet er von der grossen, wodurch sie auf sieben steigt. Darunter sind fünf harmonisch, zwei disharmonisch, so dass



die Beschaffenheit beider Reihen weder in der Zahl noch in der Qualität der einzelnen Glieder stimmt. Demungeachtet findet Herbart ihre Vergleichung ‚nützlich‘; stellt er die musikalische Harmonielehre, den Generalbass, als Vorbild einer Aesthetik hin, wie wir noch keine haben (W. VIII. 20). Da er dessenungeachtet ausdrücklich einen ‚Unterschied‘ zwischen Musik und den ästhetischen Bestimmungen über räumliche und zeitliche Verhältnisse statuirt (Psych. Unters. Erstes Heft W. VIII. S. 222), so kann sich diese Mustergiltigkeit auf nichts Anderes als die Abgeschlossenheit der ursprünglichen harmonischen und disharmonischen Tonintervalle beziehen, von welcher ein Aehnliches nicht nur der Aesthetik anderer Künste, sondern insbesondere auch der Aesthetik des Willens zu wünschen wäre.

Nicht sogleich am Beginn von Herbart's Ideenlehre tritt dieser geschlossene Charakter derselben hervor. Es hat etwas Befremdendes für den Leser, wenn nach den vorausgeschickten Betrachtungen über die Natur des ästhetischen Geschmacks das erste Buch der praktischen Philosophie, die Ideenlehre, sofort mit der Idee der inneren Freiheit beginnt und die übrigen folgen lässt, anscheinend wie aus den Monde gefallen. Erst in dem siebenten Capitel, welches den Uebergang von den ursprünglichen zu den abgeleiteten Ideen enthält, und auch da nur beiläufig und in knappster Form wird ein Einblick gewährt in das Gefüge der ‚Grundlehren‘; die Reihe der ursprünglichen Ideen wird als ‚geschlossen‘ bezeichnet (a. a. O. VIII. S. 74). Das erste Verhältniss, heisst es, fand sich zwischen der Beurtheilung selbst und dem ihr entweder entsprechenden oder nicht entsprechenden Wollen überhaupt; das zweite zwischen den mehreren Strebungen, die schon in einem und demselben wollenden Wesen einander der Grösse nach messen; das dritte lag gleichsam auf der Grenze des Fortschritts zu einer Mehrheit von Vernunftwesen, indem es zunächst nur einen vorgestellten fremden Willen mit dem eigenen Willen des Vorstellenden zusammenfasste; das vierte entstand im Zusammentreffen mehrerer wirklicher Willen auf einen äussern Gegenstand; das fünfte ergab sich aus der absichtlichen That, wodurch ein Wille dem andern Wohl oder Wehe bereitet.

Dass diese ‚geschlossene' Reihe einen ‚Fortschritt' enthalten soll, wird hier klar gesagt. Ebenso dass derselbe von der einfacheren Annahme nur eines zu der erweiterten zweier ‚Vernunftwesen' gehe, zwischen welchen die blosse Vorstellung eines zweiten ‚auf der Grenze' liegt. Warum die eine jener Voraussetzungen einfacher sei als die andere, wird nicht gesagt, aber springt in die Augen, wenn man bedenkt, dass die eigenen Zustände, sie mögen untereinander noch so verschieden sein, ohne Zweifel uns näher stehen als fremde, diese mögen in anderer Beziehung den unsern noch so ähnlich sein. Der logische Gegensatz eigener und fremder Zustände aber ist ein vollständiger, der jedes Mittelglied ausschliesst, der Fortgang von einem zum andern Gliede daher ein ‚continuirlicher' im logischen (wenn auch nicht im hier überhaupt unanwendbaren mathematischen) Sinne. Das ‚auf der Grenze' gelegene Verhältniss liegt streng genommen diesseits derselben, nach der Seite der eigenen Zustände hin. So lange der fremde Wille nur vorgestellt wird, ist er eben nur eigene Vorstellung. Der fremde Wille macht zwar ihren Inhalt, dieselbe nichtsdestoweniger für den Vorstellenden nichts Fremdes aus. Die eigene Vorstellung eines fremden Willens steht dem Vorstellenden immer noch näher, als dieser fremde Wille selbst, vorausgesetzt, dass ein solcher vorhanden ist.

Was hier durch ‚Nahestehen' bezeichnet wird, ist im Grunde reale Zusammengehörigkeit. Zustände eines und desselben Vernunftswesens, sie mögen untereinander noch so heterogen sein, sind einander psychologisch genommen viel näher verwandt, als Zustände zweier verschiedener Individuen, dieselben mögen logisch genommen einander noch so ähnlich sein. Zwischen dem Ich und dem Du liegt eine metaphysische Scheidewand; zwischen dem Willen des Einen und jenem des Andern ist die Gleichheit höchstens eine logische. Die Glieder eines ästhetischen Willensverhältnisses sind daher einander viel mehr entgegengesetzt, wenn jedes einem vom anderen verschiedenen, als wenn beide einem und demselben ‚Vernunftwesen' angehören. Der Fortgang von der Annahme eines zu jener zweier Vernunftwesen ist daher zugleich ein solcher von Verhältnissen, deren Glieder einander

im niederen, zu solchen, deren Glieder einander im höheren Grade entgegengesetzt sind.

Die Analogie mit der Tonreihe wird sichtbar. Auch die musikalischen Tonintervalle sind eine logisch continuirliche Folge von Verhältnissen mit allmälig steigendem Grade des Gegensatzes zwischen den Gliedern. Gelingt es, zu zeigen, dass der Gegensatz zwischen den Gliedern der Verhältnisse innerhalb der ersten und zwischen jenen innerhalb der zweiten Gruppe sich ebenso stetig ‚steigere', als diess zwischen den beiden Gruppen selbst der Fall ist, muss jene Verwandtschaft immer schärfer hervortreten.

Die erste Gruppe umfasst drei, die letztere zwei ästhetische Willensverhältnisse.

Bei dem ersten Verhältnisse sind die Glieder, wie oben bemerkt, die eigene Beurtheilung und das eigene (derselben entweder entsprechende oder nichtentsprechende) Wollen; bei dem dritten der eigene (wirkliche) und ein vorgestellter fremder Wille (mit welchem der eigene entweder harmonirt oder in Opposition tritt: Wohl- und Uebelwollen). Das Eigenthümliche des ersten Verhältnisses (der Idee der innern Freiheit) liegt darin, ‚dass es zwei ganz heterogene Aeusserungen des Vernunftwesens verknüpft, den Geschmack und die Begehrung' (a. a. O. 35), ‚heterogen', weil der eine der Region des Vorstellens (Urtheilens), die andere jener des Strebens angehört. In diesem Sinne können auch die Glieder des dritten Verhältnisses heterogen genannt werden, weil das eine Wollen, das andere nur Vorstellung eines solchen ist. Es findet daher in dieser Hinsicht zwischen den beiden Verhältnissen vielmehr eine Aehnlichkeit als eine Entgegengesetztheit statt. Dieselbe geht noch weiter, wenn man erwägt, dass der ‚Geschmack' mustergiltiges Vorstellen, der sittliche insbesondere für das Wollen mustergiltiges Vorstellen d. h. Vorstellung eines Wollens (gedachtes Wollen) ist, welchem das wirkliche eigene Wollen entweder entspricht oder nicht entspricht; auch bei dem dritten Verhältniss ist dasjenige Glied, mit welchem das eigene, wirkliche Wollen entweder im Einklang oder im Contrast sich befindet, Vorstellung eines Wollens (gedachtes Wollen)! An diesem Ort aber beginnt die Abweichung: das gedachte fremde steht dem eigenen wirklichen Wollen offenbar ferner als das ge-

dachte **eigene** Wollen. Der Grad des Gegensatzes zwischen den Gliedern hat sich bei dem dritten Verhältnisse **gesteigert** gegen das erste.

Das erste und das dritte Verhältniss haben das miteinander gemein, dass ihre Glieder untereinander ‚heterogen', ein ‚Wollen' und ein ‚Vorstellen' sind. In diesem Betracht sind beide von dem zweiten verschieden, bei welchem nach Obigem beide Glieder ‚Strebungen', also **homogen** sind. **Qualitativ** findet sonach in diesem Fall zwischen den Gliedern nicht nur nicht der geringste Grad des Gegensatzes, sondern überhaupt **gar kein** Gegensatz statt. Beide wären eines und dasselbe und es verschwände jedes ästhetische Verhältniss zwischen ihnen, wenn sie nicht **quantitativ**, d. h. der ‚Grösse nach' verschieden wären. Hier aber tritt weiter kein gradweiser, sondern sogleich der volle Gegensatz ein, indem beide ‚Strebungen' sich ‚aneinander messen', die eine nothwendig die stärkere, die andere die schwächere sein muss. Wären sie beide gleich stark, so wären sie ebensowenig quantitativ, wie nach Obigem qualitativ verschieden, in jeder Hinsicht identisch, und ein ästhetisches Verhältniss zwischen ihnen bestünde nicht mehr.

Wir werden an das Intervall des vollen Gegensatzes, die Octave, sowie durch die steigenden Gegensatzgrade des ersten und dritten Verhältnisses, an die gleichfalls im Steigen begriffenen Gegensätze der harmonischen Intervalle der Terz, Quarte und Quinte erinnert. Die (logische) Gleichheit der Glieder weicht in dem Masse zurück, als deren (logischer) Gegensatz wächst; metaphysischer Gegensatz ist, da alles im nämlichen ‚Vernunftwesen' beisammen ist, noch keiner vorhanden.

An der zweiten Gruppe ästhetischer Willensverhältnisse taucht dieser zuerst empor zwischen den beiden ‚Vernunftwesen', deren wirkliche Wollen mit und zueinander in ein Verhältniss treten; zugleich aber ist die logische Gleichheit beider Vernunftwesen so gross, dass die beiden Verhältnissglieder fast nicht zu unterscheiden sind. Das Du, das dem Ich gegenübersteht, ist in jeder Beziehung demselben völlig gleichartig, ein Wesen ‚seines Gleichen', so dass man jedes an die Stelle des andern setzen könnte, ohne dass das Verhältniss beider dadurch eine Aenderung erführe. Letzteres selbst



aber entsteht dadurch, dass beide in einer und derselben gemeinschaftlichen Sinnenwelt existiren und darin ihr beiderseitiges Wollen zur Aeusserung bringen, entweder ohne Wissen des Einen vom Dasein des Andern, oder unter Voraussetzung, ja in Folge dieses Wissens. Da sie nun, um einander äusserlich mit ihren Willensacten zu berühren, nothwendig auf denselben Punkt losgehen müssen, so sind beide wollende ‚Vernunftwesen' auch in dieser Hinsicht, was den Inhalt ihres Willens betrifft, nicht zu unterscheiden; ihre Differenz besteht daher schlechterdings in weiter nichts, als in der metaphysischen Thatsache, dass der Eine nicht der Andere und dieser nicht jener ist.

Die Gleichheit ist hier so gross, dass der vorhandene Gegensatz nur eben zur Unterscheidung hinreicht, ganz wie es die Herbart'sche Tonlehre von dem Secundenintervall verlangt. Daher auch der dort entwickelten Theorie gemäss das Streben zur Einigung am stärksten, die Dissonanz am empfindlichsten. Die metaphysische Scheidung ist nun einmal nicht hinwegzuräumen. Dieser Gegensatz bleibt bestehen und das Streben zur Einigung kann nur vermindert werden, wenn der Gegensatz vermehrt wird. Diess geschieht, wenn die beiden, die bisher dasselbe wollten, entweder gar nicht oder nicht mehr dasselbe wollen, d. h. der Eine zu Gunsten des Andern auf das Gewollte verzichtet (Ursprung des Rechts).

Der von Herbart weiter eingeführte Gegensatz des absichtslosen oder absichtlichen Zusammentreffens beider ‚Vernunftwesen' setzt das logische Continuum fort und führt zugleich eine Steigerung des metaphysischen Gegensatzes derselben herbei. An dem zufälligen Zusammentreffen haben beide Vernunftwesen gleichen, an dem absichtlichen hingegen beide ungleichen Theil. Dort ist Keiner, hier nur Einer vorsätzliches Object des andern. Und zwar entfernen sich beide nach entgegengesetzten Seiten hin gleich weit von ihrer ursprünglichen Gleichheit, so dass der Thätige zu seinem ursprünglichen Niveau ebensoviel zulegt, als der Leidende unter dasselbe heruntersteigt. Das Streben nach Einigung muss daher, da die Gleichheit der Glieder geringer wird, sich mindern, die Dissonanz an Empfindlichkeit abnehmen. In der That findet Helmholtz (a. a. O. S. 287) die kleine Septime, die wie die grosse nach Her-

bart's Tonlehre nur eine umgekehrte und zwar ‚grosse' Secunde ist, noch milder als diese und an der Grenze der Dissonanzen stehend. Die beiden letzten ästhetischen Willensverhältnisse dürften daher ohne Anstand in directer Reihenfolge der grossen und kleinen Secunde parallell gedacht werden.

Endlich ist es vielleicht nicht zufällig, dass die härteste musikalische Dissonanz, die falsche Quinte, nach Herbart in der Mitte der Octave (dicht neben der reinen), das ‚hässlichste' aller Verhältnisse, das ‚Uebelwollen' (a. a. O. S. 43), gerade ‚an der Grenze' des Uebergangs von einem zu mehreren Vernunftwesen (dicht neben dem Wohlwollen) liegen soll.

Mit Ausnahme der Quarte und einer der beiden Terzen, von denen die kleine bis an's Ende des Mittelalters als Dissonanz angesehen wurde (Helmh. a. a. O. S. 345), finden sich in der Reihe der einfachen ästhetischen Willensverhältnisse Parallelen für jedes der einfachen Tonintervalle der Herbart'schen Tonlehre wieder. Dem der Idee der Vollkommenheit zu Grunde liegenden Verhältniss entspricht die Octave, jenem der innern Freiheit die grosse Terz, jenem des Wohlwollens die reine (ihrem Gegentheil, dem Uebelwollen, die falsche) Quinte, dem Verhältniss des Streits, auf welchem die Rechtsidee, und jenem der unvergoltenen That, auf welchem die Idee der billigen Vergeltung aufgebaut ist, die kleine und die grosse Secunde (grosse und kleine Septime). Als Seitenstücke zur falschen Quinte dürften die falsche Octave und die der Secunde sehr nahestehende, ‚der Störung durch den Grundton noch merklich ausgesetzte' (Helmh. S. 289), an Zahl der Dissonanz verursachenden Schwebungen (6) alle übrigen für consonirend geltenden Intervalle übertreffende (a. a. O. 281) kleine Terz[1], wie jene dem Uebelwollen, so diese etwa der Unvollkommenheit und innern Unfreiheit analog angenommen werden, wenn es hier

[1] Dass die kleine Terz enger als ein Viertel der Octave, ja enger als die übermässige Secunde sei, sagt Herbart selbst (Psych. Bemerk. VII S. 19.).



nicht vielmehr darauf ankäme, die leitende Idee der praktischen Philosophie Herbart's als eine musikalische aufzudecken, denn darauf, sie als solche fortzusetzen.

Keine Rücksicht auf Flüchtigkeit und (gegen die Einflussnahme der Musik auf Philosophie gerichtete) Vorurtheile, sagt Herbart (VII. S. 25), solle ihn hindern, über die Beziehung der vorliegenden (psychologischen) Untersuchung (über die Tonlehre) auf praktische Philosophie das Nöthige zu sagen. Er habe gezeigt, dass die letztere Wissenschaft auf einer Anzahl von genau bestimmten ästhetischen Urtheilen (den obigen fünf oder acht beifälligen und missfälligen ästhetischen Willensverhältnissen) ruhe. Das Gebäude der Musik stehe seit Jahrhunderten auf den ästhetischen Bestimmungen der obigen (fünf oder acht) Tonverhältnisse unerschüttert. Herbart ist so durchdrungen von der Analogie, die zwischen der musikalischen Ton- und der ethischen Ideenreihe herrscht, dass ihm, die Sache mit dem treffenden Worte zu bezeichnen, der Ausdruck entschlüpft: ‚die Musik sei das Gleichniss der praktischen Philosophie!' (a. a. O. 26).

Schwerlich wird er dabei nur an die immerhin nicht gering zu achtende Aehnlichkeit der einzelnen Ton- mit den einzelnen Willensverhältnissen gedacht haben. Die voranstehende Erörterung wird hinreichend sichtbar gemacht haben, dass wenn dieselben wirklich als ‚Gleichnisse' für einander gelten sollen, auch das übliche ‚Hinken' denselben nicht völlig erspart geblieben ist. Auch die ‚Continuität' der Tonlinie bildet einen schwachen Vergleichungspunkt, wenn sie, wie man aus dem Tadel, ‚dass es während der langen Herrschaft der Kant'schen Philosophie Niemandem eingefallen sei, dieselbe mit Raum und Zeit zu vergleichen' (a. a. O. S. 25), sieht, das mathematische Continuum im Auge behält. Setzt man dagegen an Stelle des letzteren das logische Continuum einer vollständigen Reihe von Gegensätzen, deren einzelne Glieder sich unter einander ausschliessen, so tritt die Aehnlichkeit der auf diesem Wege a priori construirten geschlossenen Ton- und ebensolchen Ideenreihe schlagend hervor.

Im Anfang sind beide Glieder des Willensverhältnisses in einem und demselben Vernunftwesen beisammen und zwar beide (eigene) wirkliche Willensacte, welche, da sie sich nicht qualitativ (durch ihre ihrer Unberechenbarkeit halber unvergleichbaren) Objecte unterscheiden können, quantitativ durch ihre Stärke (Mannigfaltigkeit, Ordnung) sich unterscheiden müssen, wobei der stärkere neben dem schwächern gefällt, der letztere neben dem ersteren missfällt. (Idee der Vollkommenheit, Unvollkommenheit.) Dem eigenen wirklichen nun steht als Gegensatz der bloss gedachte eigene Wille (der Gedanke eines eigenen Willens) d. h. das Vorbild eines solchen entgegen, zu welchem das eigene Wollen selbst sich entweder als nachahmendes oder als contrastirendes Abbild verhält d. h. die beifällige Uebereinstimmung von Wollen und Einsicht oder deren missfälliges Gegentheil (Idee der innern Freiheit, Unfreiheit). Von dem gedachten eigenen aber stellt wieder das gedachte fremde Wollen den contradictorischen Gegensatz dar, woraus sich das dritte Verhältniss des eigenen wirklichen zu dem gedachten fremden Wollen entweder als beifällige Harmonie oder als missfällige Disharmonie beider ergibt (Idee des Wohlwollens, des Uebelwollens). Ein neues Verhältniss entsteht, wenn statt des bloss gedachten ein wirkliches fremdes Wollen dem eigenen gegenübertritt, wobei nun der Fall eintreten kann, dass dasselbe als Wollen eines andern Vernunftwesens von dem ersten nicht, oder dass es als solches auch gedacht wird. Im ersten Falle kann diess Zusammentreffen des wirklichen Wollens (beider Vernunftwesen) nicht anders als zufällig (Streit), im andern auch absichtlich (That) erfolgen, wobei ersterer immer, letztere nur so lange missfällt, als sie unvergolten bleibt (Idee des Rechts und Idee der Billigkeit).

Auch hier liegt, wie leicht zu erkennen, eine Reihe von Dichotomieen zu Grunde. Das einzelne Vernunftwesen steht den mehreren, die qualitative Gleichheit beider Verhältnissglieder ihrer Verschiedenheit, die Stärke der Schwäche, das eigene Wollen dem fremden, das wirkliche dem gedachten gegenüber.

Die Combination der verschiedenen Eintheilungen untereinander vollzieht sich nach folgendem Schema:

Eigenes wirkliches Wollen, und eigenes wirkliches Wollen
„ „ „ „ „ gedachtes „
„ „ „ „ fremdes „ „
„ „ „ „ „ wirkliches „
„ „ „ „ „ „ und gedachtes Wollen,

womit die Reihe der möglichen Willensverhältnisse geschlossen ist.

Wie bei der Tonreihe liegt das Motiv der Zuversicht in die Vollständigkeit der Ideenreihe in deren logischer Geschlossenheit. Die empirische Bestätigung, die durch das Ohr bei jener zu Hilfe kommt, während es dieser, wenn man nicht die Stimme des unbefangenen ästhetischen Urtheils (des Geschmacks) dafür gelten lassen will, an einer solchen fehlt, wird vermöge der gleichnissartigen Natur der Musik von dieser auf die Ethik übertragen. Die unanfechtbaren Tonintervalle dienen nicht bloss der rationalen Psychologie, sondern auch der apriorischen Construction des unbedingt Löblichen und Schändlichen als ‚veste Punkte in der Erfahrung'. Wie das Zusammentreffen der nach den apriorischen Grundformeln der Psychologie berechneten mit den erfahrungsgemäss feststehenden Tonintervallen geeignet ist, Zutrauen zu jenen einzuflössen, so taugt umgekehrt die allgemein anerkannte Geltung der Tonreihe längst vor, und unabhängig von jener psychologischen Theorie dazu, die Unabhängigkeit der praktischen Philosophie von der theoretischen darzuthun. So wenig eine psychologische Theorie die Wahrheit der Tonlehre selbst begründen kann, so wenig hängen die ‚ersten Unterscheidungen des Löblichen und Schändlichen von einer (psychologischen) Theorie über die Möglichkeit solcher Unterscheidungen oder von Lehrsätzen über die Möglichkeit der Befolgung dieser Unterscheidungen durch einen standhaften Willen' ab. Die ‚guten praktischen Musiker, sagt Herbart treffend, die echten Kenner werden nicht

meinen, dass selbst der offenste Blick in die Seele, wie sie es macht, gewisse Harmonieen richtig, andere unrichtig zu finden, ihrer Ueberzeugung von dieser Richtigkeit oder Unrichtigkeit selbst nur den geringsten Zusatz geben könne'. Ebensowenig darf ,der Unterschied zwischen Ehre und Schande, Recht und Unrecht, Tugend und Laster so lange zweifelhaft bleiben', bis die Psychologie etwa ,den Ursprung der Gemüthshandlungen nachgewiesen hätte, welche in uns vorgehen, indem wir das Sittliche beurtheilen und beschliessen'. Was die Psychologie leistet und leisten kann, ist in beiden Fällen, bei der Tonlehre nicht weniger wie bei der Ethik, Theorie; und selbst diese ,bleibt demjenigen unverständlich, der nicht zuvor das kennt, wovon sie redet', in einem Fall die ursprünglichen musikalisch-ästhetischen, im andern die ebenso ,ursprünglichen praktischen' Ideen, deren Giltigkeit beide, die Harmonielehre wie die Sittenlehre, voraussetzen, ohne sie beweisen zu können'. So fest wie die Ueberzeugung des Musikers von der harmonischen oder disharmonischen Natur gewisser Tonverhältnisse steht, als ,ein streng absolutes Wissen, fest als ein ursprünglich mannigfaltiges Wissen; fest ohne Princip und ohne Einheit, aber zugleich als eine Summe von Principien, die zur Vereinigung in ein einziges Kunstwerk fähig sind' — so fest, darf man in Herbart's Geist suppliren, muss auch die Ueberzeugung des Ethikers von der absoluten, mannigfaltigen, principiellen Natur seines praktischen Wissens, von der unbedingt lobens- oder tadelnswerthen Natur gewisser Willensverhältnisse stehen.

Die ,nützliche Vergleichung' der Tonlehre mit den Grundlehren der praktischen Philosophie, von der wir Herbart sprechen hörten, hat wie wir sehen den Zweck, dem ,Vorurtheil, welches theoretische und praktische Philosophie in einander mengt', ein Ende zu machen. Die fundamentale Trennung der praktischen von der theoretischen Philosophie, der Lebensnerv seines Philosophirens, soll durch das ,Gleichniss' der ersteren, die Tonlehre, zur Evidenz erhoben werden. Durch die empirische Bestätigung, welche sie durch ihr Zusammentreffen mit den Ergebnissen mathematisch-psychologischer Speculation gewissen

a priori gefundenen psychologischen Grundformeln gewährt, kommt sie der theoretischen, durch ihre von psychologischer Theorie unabhängige Giltigkeit der unmittelbaren Klarheit der praktischen Philosophie zu Hilfe. Der weitreichende Einfluss der Tonlehre auf Herbart's Philosophie bedarf keiner weitern Beweise.

II. SITZUNG VOM 8. JANUAR 1873.

Das c. M. Herr Prof. Rob. Roesler in Graz sendet eine Abhandlung ‚über den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau'.

Das w. M. Herr kais. Rath Fiedler legt vor: ‚Ungedruckte Briefe Napoleons aus den Jahren 1796 — 1797', welche Herr Professor Dr. Hüffer in Bonn mit dem Gesuch um Abdruck derselben in den akademischen Schriften eingesendet hat.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Akademie der Wissenschaften, Königl. Preuss., zu Berlin. Abhandlungen aus dem Jahre 1871. Berlin, 1872; 4°.

— — Königl. Bayer., zu München: Abhandlungen der philos.-philolog. Classe. XII. Bandes 3. Abthlg. München, 1871; 4°. Abhandlungen der mathem.-physik. Classe. XI. Bandes 1. Abthlg. München, 1871; 4° (nebst den betreffenden Separatabdrücken). — Erlenmeyer, Emil, Die Aufgabe des chemischen Unterrichtes gegenüber den Anforderungen der Wissenschaft und Technik. München, 1871; 4°. — Friedrich, Johann, Ueber die Geschichtsforschung unter dem Kurfürsten Maximilian I. München, 1872; 4°.

Gesellschaft, geographische, in Wien; Mittheilungen, Band XV. (neuer Folge V.), Nro. 12. Wien, 1872; 8°.

Lund, Universität: Acta. Philosophi, språkvetenskap och historia. 1869; Theologi. 1870; Mathematik och Naturvetenskap. 1869 & 1870. Lund. 1869—1871; 4°.

Mittheilungen von J. Perthes' geographischer Anstalt. 18. Band, 1872, Heft XII. Gotha; 4°.

‚**Revue** politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger. IIe Année, 2e Série, Nr. 27. Paris, 1873; 4°.

Society, The Asiatic of Bengal: *Bibliotheca Indica.* Old Series. Nrs. 228—230; New Series. Nrs. 244—245, 247 — 257. Calcutta, 1872; 4° & 8°.

Verein, historischer, von und für Oberbayern: Oberbayerisches Archiv. XXVIII. Band, 3. Heft; XXX. Band, 1. u. 2. Heft; XXXI. Bd. München, 1868—1871; 8°. — Die Sammlungen des Vereins. III. Abtheilung, 1. u. 2. Heft. München, 1871; 8°.

— Siebenbürgischer für romanische Literatur und Cultur des romanischen Volkes: Transilvania. Anulu V, Nr. 24. Kronstadt, 1872; 4°.

Zürich, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften von Ostern 1871 bis Michaelis 1872. 4° und 8°.

Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau.

Abhandlung

von

Robert Roesler,
corr. Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften.

Die grosse Encyklopädie des Plinius (um 77 nach Chr.) nennt uns zuerst das Volk, welches seither den grössten Theil von Europa erfüllt und in unwiderstehlichem glücklichen Ausbreitungsdrange auch die Nordhälfte Asiens sich zu eigen gemacht hat.[1] Nicht viel vor Schluss des ersten christlichen Jahrhunderts also hebt unsere Kenntniss von den Slaven an, denn die älteren Nachrichten des Herodotos bieten keinen sicheren Anhalt. Höchstens dass man die Argimpäer und Budinen den tatarischen und finnischen Völkern beizählen darf[2] und dadurch Raum gewinnt für die Slaven, die man am ehesten in seinen Gelonen vermuthen dürfte.

Neben dem fremden von den Germanen ausgehenden Namen der Venedi tritt uns bei Plinius ein anderer, vielleicht der einheimische Name des Volks entgegen.[3] Plinius selbst ist weit davon entfernt, einen Zusammenhang zwischen den beiden Bezeichnungen zu ahnen, geschweige zu behaupten, und es ist deshalb auch dieser einheimische Name vor Anzweiflung nicht

---

[1] H. n. 4, 97.

[2] K. Müllenhoff, über die Herkunft und Sprache der pontischen Scythen und Sarmaten. Monatsber. d. Berlin. Akad. d. W. 1866, S. 550.

[3] 6, 22 Spalei, aber in der Nähe des unteren Don und mit vielen anderen Völkern so erwähnt, dass man schwer an ein grosses Volk denken kann.

sicher zu stellen. Es fragt sich nämlich, ob die Spalei des Plinius und die Spali des späteren Jordanes[1] in der That die Sporoi des Prokopios sind, der diesen Namen ausdrücklich als alte Gesammtbezeichnung aufführt, die sich die Slaven einst selbst gaben.[2] So bestechend die Zusammenstellung anfangs wirkt, so sind es doch mächtige Einwendungen, die gegen sie können geltend gemacht werden. Die Erklärung von Spali, Sporoi aus einem den slavischen Sprachen geläufigen Stamme, welche die Bedeutung Stammgenosse, Mitbruder ergäbe, muss dagegen für sehr beifallswürdig gelten.[3]

Im ersten Jahrhundert den Römern bekannt geworden, ist der Name aber bei seinem Volke im 6. Jahrhundert wieder zu den Todten gelegt. Längere Dauer als dieser behauptet derjenige, welchen die Germanen und zuerst die nächsten westlichen Nachbarn, Gothen und Skiren, dem Volke verliehen: Venedi Veneti Venadi Winidae Οὐενέδαι. Ihn aufzufassen als die Weidenden oder Bewohner der grossen Weide d. i. des Flachlands, welches inmitten Osteuropas grosse Räume erfüllt, hat von allen Deutungen am wenigsten bedenkliches. Im deutschen Volke ist er auch nach späterer Bekanntschaft mit dem jüngern Nationalnamen (Slaven) nicht erstorben, die Sprache der Wissenschaft hat sich der ‚Wenden‘ entschlagen, der Ungelehrte wenigstens bei denjenigen Stämmen nicht, die als Nachkommen und Verwandte des Gothenvolkes gelten. Der baierische Volksstamm in Steiermark und Kärnten nennt die Slaven noch jetzt beharrlich Winden, Windische. Aber auch im nordwestlichen Deutschland lebt der Wendenname als Gesammtbenennung wie in Ortsnamen fort.[4]

Der den Slaven selbst fremde Wendenname bürgt dafür, dass die Nachrichten über die Slaven von den Germanen ausgingen. Plinius, Tacitus (um 100 n. Chr.) Marinos von Tyros, Ptolemaeos schöpfen wesentlich aus derselben Quelle. Das

[1] De reb. get. c. 4 (ed. Closs S. 21).

[2] B. goth. 3, 14.

[3] Zeuss, die Deutschen und die Nachbarstämme 58, 67. Vgl. auch Cuno, Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde I. 229, 290, 295 und meine Beurtheilung des Werkes in der Zeitschr. für d. österr. Gymn. 1872.

[4] Herm. Guthe, die Lande Braunschweig und Hannover. Hannover 1867. S. 616 ff.

Volk war so binnenländisch eingekeilt, dass Hellenen wie Römer keinen unmittelbaren Verkehr mit ihnen gewannen.[1] Wie lange es schon mit den Germanen grenzte, als die Römer davon Kunde erlangten, lässt sich nicht sagen; kaum haben die älteren Stammsitze bis an die mittlere Weichsel gereicht, wo sie den Gothen nahe traten. Jedenfalls liegt der Raum, den sie als ihr Gebiet zu allen Zeiten inne hatten weiter ostwärts, seine Mitte bilden die Ufer des oberen und mittleren Dnieper, südwärts reichte es gewiss nicht weiter als bis an die bekannten Stromschwellen (Porogi) in ihm. Im Norden von dem Niemen bis zur Dünamündung hatten sie noch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Familie der Aisten wie sie der Germane nannte, oder die Prusi nach slavischer Bezeichnung, zu Nachbarn, deren äusserste Glieder, die Galinder und Sudinen, bis an die Pregel (Pregora) reichten[2], weiter nördlich grenzten sie mit den Liven und Esten von finnischem Stamme. Mit dem anderen Zweige der Aistenfamilie, den Litauern, berührten sie sich an der Berezina, der oberen Düna (Dwina) und am Prypet. Gegen Nordosten wurden sie umrahmt von den finnischen Wes am weissen See, von den Merja an der oberen Wolga und den Muroma am Zusammenfluss der Oka und Wolga. Sie insgesammt nannte der Slave Tschuden, vielleicht die Fremden Seltsamen. Eine Linie von den letzteren quer an den Dnieper bis unterhalb Kijews vervollständigt die Ostgrenze, nirgends erstreckten sich die Sitze damals bis in das Gebiet des Don, die Grenze Europas, an dem wenigstens schon seit dem ersten Jahrhundert türkische Völker ihren Wohnraum hatten. Längs der ganzen Südgrenze im baumlosen Gebiet der pontischen Steppe, vom Spiegel des unruhigen Binnenmeers bis zum Granitplateau, welches die wasserreichen Flüsse in Stromschnellen durchbrechen, hausten wieder Nomaden, bis tief in

---

[1] Ich bemerke nur beiläufig, dass ich die hieher gehörigen Arbeiten von A. Šembera, Západní Slované v pravěku, Wien 1868 und Ueber die Lage der Wohnstätten des h. Severinus in Nieder-Oesterreich, Wien 1871 wol kenne, sie aber zu denjenigen zähle, welche von Zeit zu Zeit entstehen, um den Forscher bei der ernsten Arbeit aufzuheitern.

[2] Zeuss 271. K. Müllenhoff, über das Sarmatien des Ptolemaeus. Monatsberichte der Berliner Akad. der Wissensch. 1866. 1. 2. Röpell, Geschichte Polens 1, 22.

das 4. Jahrhundert hinein von arischem Stamme: Skythen Sauromaten Massageten Alanen, später türkische Horden. Niemals in der langen Zeit von 9 Jahrhunderten, die wir überblicken können, wagten sich slavische Bevölkerungen in jene Gasse hinein, welche die gefürchteten Stämme der kühnen Räuber und Staatenverheerer ohne Unterlass in Bewegung hielten. Im Südwesten lehnten sich an die Sarmaten die Bastarnen. Vor allen Germanenvölkern hatten sie zuerst sich nach Südosten zu verbreiten angefangen und die Karpatenländer im Norden wie im Süden des Gebirges eingenommen. Wenigstens seit dem 2. Jahrhunderte wohnten sie auch auf dem Plateauraume des östlichen Galiziens (Podolien und Wolynien) und der Moldau, eben da, wo viele slavische Gelehrte einen Ursitz der Slaven annehmen möchten. Im Westen endlich sassen germanische Stämme, die Gothen an der unteren Weichsel und im Gebiete zwischen dieser, der Pregel und dem Meere, welches die Slaven nirgends berührten und auf dem sie nicht gleich den Germanen vertraut wurden.[1]

Es war ein Flächenraum von etwa achttausend Quadratmeilen, den die Slaven in jenen alten Tagen von wenigstens 500 v. Chr. bis etwa 400 n. Chr., wie es scheint ungestört, bewohnten, ein wild- und fischreiches Land, wimmelnd von Bären, Elen und Uren, ganz geeignet, einer Bevölkerung kräftiger Jäger Unterhalt zu geben, aber zum grossen Theil auch ein unerschöpflich fruchtbarer Ackerboden, wenn ihn ein getreidebauendes Volk bewohnte.

Germanen und Sarmaten wirkten am meisten auf sie ein, sie ihrerseits pflanzten die von beiden empfangenen Cultur-

[1] Zeuss 671. Weil W. Surowiecki (Sledzenie początku narodów Słowiańskich. Roczniki towarzystwa kr. Warszawskiego przyjaciół nauk, XVII, 165—357. Warschau 1824, eine ungebührlich vernachlässigte Arbeit) sich die Lage der Aesten einerseits, der Bastarnen und Sarmaten anderseits nicht klar gemacht hatte, ist sein Ansatz der Grenzen des alten Slavengebiets weit zu gross ausgefallen. S. 198: Poczawszy od Wisły wdłuż krainy Estów przez dzisieyszy Niemen, Zmudź, Inflanty, Estonija aż do wschodnich końców Bałtyku; stamtąd około zrzódeł Wołgi i Dnipru do ujścia Prypeci; daléj wdłuż téj rzeki do jéj zrzódeł przez część Polesia i Wołynia, przez wyższy Dniestr aż pod Tatry i Wisłę, ktora odtąd była ścianą zachodnią dzielącą ich od narodów Germańskich.

elemente auf die Finnen weiter, die tiefer standen.[1] So haben sie die Zimmerung der aus Holzbohlen gefügten oder aus Weide und Schilf geflochtenen Hütte von den Germanen gelernt.[2] Ihre Bewaffnung bestand in Schilden und Wurfspiessen, wie die Germanen kämpften sie am liebsten zu Fusse, mit nacktem Oberleibe. Als Jäger durch die dichten Forste ziehend, hatten sie nur zerstreute Ansiedlungen. Des Ackerbaues war bei ihnen damals noch wenig,[3] die Hauptfrucht Hirse. Die Slaven waren in der Zeit noch kein an Herd und Scholle festhaltendes Volk, wie Pogodin und Andere wollen, sie sind es erst viel später geworden. Noch Prokopios im 6. Jahrhundert hebt es ausdrücklich hervor, dass sie den Wohnort gern wechselten und alle Zeugnisse weisen es aus, dass Sümpfe und Wälder ihr Heim waren. Der Wanderzug, die Unstätheit, welche die altangesessenste aller slavischen Bevölkerungen, die russische, noch heute erfüllt, ist ein merkwürdiges Phänomen für Beobachter, die aus dem westlichen Europa kommen.[4] In den Wäldern sammelten sie den Honig der wilden Bienen, um ihn theils roh, theils als gegorenes Getränke (medŭ) zu geniessen.[5] In

[1] Tacit. German. c. 46.

[2] Man sehe die vorzüglichen Ausführungen von Victor Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere bei ihrem Uebergange von Asien nach Europa, Berlin 1870, S. 74. Noch 1787 gab es zu Norowla in Wolynien und vielleicht noch an manchem andern Orte ein hölzernes Schloss. Möllers Reise von Volhynien nach Cherson. Hamburg 1802. Zur Vergleichung ist aber besonders die Stelle bei Herbordus, vita Ottonis Ep. Babenb. (M G. SS. XII. 818) wichtig, wo noch von den Slaven des 12. Jahrhunderts gesagt wird: Urbes ibi et castra sine muro et turribus ligno tantum ac fossatis muniuntur; ecclesiae ac domus nobilium humiles et vili scemate.

[3] Am eben angef. O. Studia hominum aut venatio aut piscatio est vel pecorum pastura. In his etenim omnes diviciae illorum consistunt: siquidem agrorum cultus rarus ibi est. Vgl. darüber auch Helmold.

[4] Procop. de G. g. 2, S. 335 (Bonn) οἰκοῦσι δὲ ἐν καλύβαις οἰκτραῖς διεσκηνημένοι πολλῷ μὲν ἀπ' ἀλλήλων, ἀμείβοντες δὲ ὡς τὰ πολλὰ τὸν τῆς ἐνοικήσεως ἕκαστοι χῶρον. Jordanis S. 27 (Closs) paludes silvasque pro civitatibus habent. Diesen Berichten stehen zur Seite Mauricius aus dem 7., Ibn Dasta im 10. Jahrhundert. „In den dichten Wäldern wohnen sie", bemerkt der letztere. Eben so Johannes von Ephesus, übers. von Schönfeld S. 255.

[5] Ueber die Bienenzucht der alten Slaven s. Ibn Dasta, herausgegeben von Chwolson (russ.) S. 126.

den Wäldern, wo die grossen Thiere, der Auerochs, das Elen,[1] der Bär, noch in ursprünglicher Stärke hausten, muss der Kampf mit diesen ein ununterbrochener gewesen sein. Welche tüchtige Soldaten diese überaus abgehärteten Leute abgaben, hat man zuerst im griechischen Reiche erkannt.[2]

Es fragt sich, warum dieses Volk, dem es an Zahl so wenig fehlte, wie an Lust, sich der Güter der Nachbarn zu bemächtigen, nicht erobernd aufgetreten ist. Es haben sich Forscher erhoben, die um dieses ihnen unwahrscheinlich bedünkenden Stilllebens wegen behauptet haben, dasselbe Volk habe unter dem Namen Skythen und Sarmaten schon weit früher eine weltgeschichtliche Rolle gespielt.[3] Doch ist es nicht so schwer, die lange Passivität zu erklären. Die Slaven waren östlich, südlich und westlich von stärkeren, kriegskundigeren Nachbarn umgeben und wie in einen undurchbrechlichen Ring eingeschlossen. Gegen diese kühnen Nachbarn mochten sie vielleicht hie und da einen raschen Streifzug ausführen, einen ernstlichen Strauss begehrten sie aber nicht. Einzig nach Norden hin gegen die noch ruhigeren Finnen hätte sie nichts gehindert, siegreich vorzudringen — wir wissen auch nicht wie viel Boden sie ihnen schon in alter Zeit abgenommen haben — aber die sich steigernde Unwirthlichkeit jener Länder, die äusserste Armuth der bedürfnisslosen Bevölkerung, die auf ihnen hauste, konnte keinen zu starken Antrieb zur Eroberung abgeben. Und warum waren diese Nachbarn, Gothen Bastarnen Sarmaten Alanen, mächtiger als die Slaven? Von allen den Kräften abgesehen, die in den Tiefen des Gemüthes walten und sich schwerer bestimmen und abschätzen lassen, vor allem darum, weil sie auf einer höheren socialen Stufe standen, weil sie von einem festeren politischen Bande zusammengehalten wurden, als die Slaven.

[1] Im Przypiecgebiete am Slucz und Horyn gab es noch 1787 viele Elen. Joh. Wilh. Möller, Reise von Volhynien nach Cherson. Hamburg 1802. Ueber die einstige Verbreitung und das allmähliche Verschwinden des Elens handelt J. F. Brandt, Beiträge zur Naturgeschichte des Elens. Mém. de l'Acad. de Science de St. Pétersb. 1871. S. 50 ff.

[2] Theophan. S. 559. Theophan. Contin. 306. 474. 481.

[3] Jüngst besonders wieder Cuno, Forschungen S. 230 u. 303, wo er gegen Schafarik, der hier das Richtige erkannte, polemisirt. Vor Schafarik hat bereits W. Surowiecki in dem angeführten Werke die Gründe, welche gegen solche Behauptung sprechen, zur Geltung gebracht.

Die Zersplitterung dieser in tausende von gesellschaftlichen Monaden, die aber keine prästabilirte Harmonie zusammenband in einen kräftigen Organismus, die Kindlichkeit der gesellschaftlichen Zustände, die überall bestehen blieben, so lange nicht äussere Gewalten sie zerstörten oder sie abzulegen zwangen, machte die Slaven ungeeignet, das Schwert gegen das Ausland zu kehren, das ihnen voran geeilt war in politischer Entwicklung.[1] Uebrigens haben auch später die Slaven gern fremder Leitung den Anstoss zu erhöhter Thätigkeit verdankt; ihr grösster Staat ruht auf den Traditionen einer Disciplin, welche nicht im Schosse der Nation selbst emporkam.

Zwischen der südlichen karpatischen und der nördlichen baltischen Landhöhe breitet sich durch die ganze Osthälfte des alten Königreichs Polen eine sumpfige Niederung, das weitläufige Gebiet des Prypet, der zum Dnieper, fliesst und seiner mächtigen Nebenflüsse, des Styr, Horyn, Slucz und anderer. Es setzt sich westwärts bei ähnlicher Beschaffenheit des Bodens in geringerer Ausdehnung am Bug und Narew fort. Die ganze weite Thalung von der Weichsel bis zum Dnieper ist auf einem Raume, der der Hälfte des jetzigen Königreichs Preussen gleichkommt, noch jetzt, nachdem die Cultur schon vielen Boden urbar gemacht hat, mit dichtestem Wald bedeckt. Die Frühjahrsüberschwemmungen schaffen daraus eine undurchdringliche Wasserwüste, wie derengleichen in Europa sich nicht wieder findet. Im Norden und Süden dieser die alten Landschaften Masowien Podlachien und Podlesien ausfüllenden unwegsamen Region, an den sanften Abhängen der höhern Bodenschwellen muss die westliche Wanderung der Slaven erfolgt sein. Doch sind die ersten Scharen derselben, welche längs dieser ostwestlichen Eintiefungen der mittleren Weichsel und des Centrums des spätern polnischen Staates vorbrachen. kaum zu ruhigem und dauerndem Wohnen gelangt. Die Ausbreitung, welche das gothische Volk nach Osten zu nehmen anfing, trat den Slaven in den Weg und gestattete ihnen nicht,

[1] Es fehlt nicht an alten Zeugnissen darüber, so bei Mauric. Strateg. S. 212 ἄτακτοι καὶ ἄναρχοι ὥσπερ Σκλάβοι, S. 275 ἄναρχα δὲ καὶ μισάλληλα ὄντα S. 275 οὐδὲ τάξιν γινώσκουσιν und bei Nestor erklären die Slaven selbst: zemjla naša velika i obilna, a narjada v nei njet.



auf der betretenen Strasse neuen Nachschub gegen West zu werfen. Als die Gothen im 3. Jahrhundert gegen den Pontus, in die Nähe der reichen Länder des ‚Reiches' schlechthin drängten, warfen sie auch die sich entgegenstellenden Spalen vor sich nieder.[1] Es war vielleicht der erste Kampf zwischen Germanen und Slaven, der geschichtlich bezeugt ist, und der erste auch, in dem Slaven, wie in der Folgezeit so oft, vor den Germanen den Kürzern zogen. Die Spalenniederlage fällt kurz vor das Jahr 238.

Losgerissene Haufen von Wenden (Venadi) verzeichnet die Reichsstrassenkarte im Norden Dakiens und an der Donaumündung. Es ist das erste noch isolirte Erscheinen der Slaven an den Karpaten, oder bastarnischen Alpen der Zeit. Dass die Höhe der gothischen Macht bis zu den Tagen Ermanareiks' (375) und die Herrschaft der Gepiden an der Weichsel eine gewaltsame Westwanderung der Slaven völlig zu hindern im Stande war, leidet keinen Zweifel, — Ermanareiks selbst besiegte einmal die Wenden[2] — ob aber nicht friedliches Weiterrücken unbewehrter Leute aus der anschwellenden Bevölkerung und in Folge derselben eine Verdichtung der Volksmassen im mittleren Weichsel- und Buglande stattfand, lässt sich nicht sagen. Kaum aber haben sie sich über die Weichsel, gewiss nicht über die Oder vorgeschoben, eben so wenig gelang es ihnen noch Fuss zu fassen zwischen den Karpaten und dem Pontus Euxinus. Hunen im Osten, Gothen westlicher wehrten bis zum Ende des 4. Jahrhunderts jedem Volke von Norden her das Vorrücken.

Als sich die Hunenherrschaft über alle östlichen Germanen ausdehnte, war damit zu Gunsten der Slaven nichts geändert. Aber der Untergang des ephemeren Reiches nach 453 schuf sogleich eine andere Karte im Osten. Gepiden und Gothen nahmen den Innenraum der Karpatenburg und überliessen die äusseren Anräume jedem beliebigen Einwohner. Die geschwächten Hunen waren weit nach Osten zurückgewichen, in jene Sitze, welche das Volk schon vor der denkwürdigen Expansion unter Attila sein genannt hatte.

---

[1] Jordanis de reb. get. 4 (Closs S. 21) illico ad gentem Spalorum adveniunt, consertoque proelio victoriam adipiscuntur, exindeque iam velut victores ad extremam Scythiae partem, quae Pontico mari vicina est, properant.

[2] Jordan. de reb. get. ed. Closs S. 92.

Das war das Signal zur Entfesselung der Slaven; nun hielt kein Damm die Fluth des Nordens zurück und auf der ganzen Linie zwischen dem unteren Dnieper und der Donau, von der Katarakte bis zur Mündung, nahmen sie ihre Wohnsitze. Es ist eine Strecke von 120 Meilen.[1] Den Donaulimes ihnen gegenüber hielten bis 488 die Gothen und so waren ein Menschenalter hindurch die Slaven Nachbarn der Gothen.

Da sie sich zu gleicher Zeit bis über die untere Oder vorgewagt, von wo die Germanen gleichfalls sich zurückgezogen hatten, um ihrerseits sich zum Schaden ihres Volksthums in dem zahlreicheren romanischen Elemente der südwestlichen Provinzen des Römerreichs zu verflüchtigen, so umspannten die Slaven einen ungeheuren Raum von ihnen noch unbetretenen Landes, der vorerst ihre weitestgehenden Ansprüche vollkommen muss befriedigt haben. Die bedeutungsvolle Thatsache der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts ist freiwilliger Abzug der Germanen aus den östlichen Stammsitzen längs dem Meere von der Memel bis zur Oder und (nach dem Satze natura horret vacuum, der in die Völkergeschichte übertragen lautet: kein Wohnraum bleibt auf die Dauer leer) die darauf folgende Ueberschwemmung und Infiltrirung des Germanenbodens durch die östlichen Nachbarn, welche es nach westlichen Sitzen ebenso zu verlangen schien als die ersteren. Die Germanen aber fuhren fort, in den neu erlangten Besitzungen sich wechselweise zu schwächen und zu vertilgen, und öffneten so den Slaven noch weitere Räume zu dauernder Ansiedlung; Neid und Streitsucht, Abenteuerlust und Unbotmässigkeit waren die Dämonen, welche den Germanen Dakien und Pannonien entrissen. Das Letztere haben die Ostgothen den Langobarden überlassen, die Langobarden wieder den Avaren, nachdem sie sich mit diesen verbunden, um den letzten Zweig der Gothen, der bodenständig geblüht hatte, die Gepiden, des staatlichen Daseins zu berauben (567).[1]

Etwa ein Jahrhundert lang umstanden denn die Slaven die Karpaten auswärts von allen Seiten. Wo deren Ausästungen

[1] Vielleicht gegen 60.000 Männer fielen allein im letzten grossen Todeskampfe der Gepiden. Sigebert. Gemblac. M. G. SS. VI. 317.

im NW. und SO. die Donau berühren bei Karnuntum und an der Katarakte erscheint der Ring noch ungeschlossen. Oder reichten die Slaven schon damals die Donau noch weiter aufwärts? Es scheint beinahe, dass sie unter Connivenz der Gepiden im sirmischen Theile Unterpannoniens bereits sesshaft zu werden anfingen, ehe noch Jordanis sein wichtiges Werk beendet hat. Das ist vielleicht 551 oder doch gewiss vor 555[1] geschehen. Im Kriege mit den Langobarden ist zu den Gepiden slavisches Hilfsvolk gestossen[2], die Gepiden haben den Slaven hinwiederum ihren Schutz angedeihen lassen, als sie von einer Raubfahrt aus Illyricum heimkehrten und das römische Heer hinter ihnen her war, um sie für die Gewaltthat zu züchtigen. Gegen ein hohes Fährgeld liessen sie die fliehenden Räuber über die Donau.[3] Hier muss die Vermuthung entstehen, dass der Rückzug der Slaven auf das norddanuvinische Gebiet erfolgt sei auf der Strecke zwischen der Savemündung und der Katarakte, denn eben da grenzte Gepidien an das römische Reich und den Strom, alles andere Uferland im Norden des Stromes oder die sogenannte walachische Uferseite war ja ohnehin slavisch, und sie hätten dort weder der Erlaubniss zum Uebersetzen bedurft, noch Gepiden gefunden, die ihnen Schutz gewährten. Wenn die Slaven aber eben auf dem angedeuteten Stromgliede sich zum Uebergange anschickten, müssen sie mit den Gepiden auf sehr gutem Fusse gelebt haben, um die Erlaubniss zum Durchzug bis in ihr Land von denselben mit Beruhigung erwarten zu können, oder sie müssen in jener Gegend selbst, unter der Oberherrschaft der Gepiden, gewohnt haben. Für die letztere Alternative spricht Jordanis, wenn nämlich die Erklärung die ich von dem stagnus Mursianus gebe, annehmbar befunden wird. Der stagnus Mursianus erscheint an zwei Stellen dieses Schriftstellers. Einmal wird seine Lage dadurch bestimmt, dass an ihm die östliche Grenze Skythiens beginnt;[1] die Grenze Skythiens ist aber auch

[1] Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, S. 59.

[2] Kropatschek, De Gepidarum rebus. Halae 1869, S. 39.

[3] Procop. 6. g. 4, 24.

[4] c. 5 (Closs S. 22) Scythia siquidem Germaniae terrae confinis eotenus, ubi Hister oritur (orditur?) amnis, vel stagnus dilatatur Morsianus.

da, gemäss derselben Stelle, wo der Fluss Ister entspringt, d. h. wo der Strom den Namen Ister zu führen beginnt, während er bis dahin Danuvius hiess. Wo aber lag die Grenze für diese verschiedene Namengebung? Nach Strabon an der Katarakte [1] d. i. wohl oberhalb der Katarakte, denn die gesammte Strecke von der Savusmündung bis zum Anfang der Katarakte, etwa bei Novae in Obermoesien, war einst dakisch, und erst weiter aufwärts begann das Gebiet der keltischen Völker. Dakisch oder, was dasselbe ist, thrakisch hiess die Donau Ister, keltisch Danuvius; wo sich das Gebiet der beiden Sprachstämme einst schied, trat der Namenwechsel ein.

Nach der zweiten Stelle des Jordanis [2] fingen die Wohnsitze der Slaven zu des Schriftstellers Zeit, den wir uns, als er dies abfasste, in Constantinopel zu denken haben, also an einem Orte, wo er über diese ethnographische Frage gut orientirt sein konnte, bei dem lacus Mursianus und einer Stadt an, welche nach der besten Handschrift Nova oder Novae lautet. Wo nun lag die Wasserfläche, die bald Mursianischer Teich, bald See genannt ist? Der auf den Stadtnamen Novi folgende räthselhafte Zusatz etumense hat der Erklärung die grösste Schwierigkeit gemacht, und je nach deren Entscheidung wurde der Mursianische See bald da, bald dort angesetzt. Th. Menke hat sich neuestens für das heutige Sistova erklärt [3] und setzt darum den Mursianus in die Walachei nördlich von jenem. Aber man muss es sehr bezweifeln, ob geographische Vorstellungen über die grosse Walachei, die selbst in der Zeit des Besitzes derselben durch die Römer ein unbekannter Boden war, im sechsten Jahrhundert im Umlaufe waren, so dass Jordanis davon Gebrauch machen konnte. Sodann ist die Con-

[1] S. 305. Die römische Herrschaft und Colonisation am moesischen Ufer trug dazu vor allem bei, dass der von den Römern angenommene Name Danuvius über den andern, den die Griechen vorzogen, obsiegte. Nach Ptolemaeos (3, 8, 3) im 2. Jahrhundert, führte die Donau nur mehr von Axiupolis d. i. von ungefähr der letzten Nordwendung des Stromes an den Namen Istros.

[2] Ausgabe v. Closs S. 27.

[3] Spruners Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. 3. Aufl. Er schlägt die Lesung vor a Civitate nova et Utense und bestimmt Civitas nova als Sistova.

jectur Menke's gewaltsam. Doch wie dem auch immer sei, man darf bei Novae sehr wol auch an das obermoesische Novae östlich von Viminacium denken, und den Mursianus suche ich eben da, wo der Name als ein Jedermann bekannter sich findet, es ist Mursa am Dravus, das auch Mursia hiess.[1] Zwischen Mursa und Cibala (Vinkovce) gab es einen Bereich ausgedehnter Sümpfe, welche im 2. Jahrhundert nach Chr. Volkaea hélē, Sümpfe des Volka- (Wolfs) Flusses genannt wurden.[2] Vermuthlich sind diese Sümpfe auch nach der bedeutendsten Stadt in der Nähe Mursianischer Sumpf genannt worden.

Wir werden also wieder auf dieselbe Localität verweisen, die wir schon früher vermuthen durften. Ist meine Beweisführung richtig, dann waren Slaven um die Mitte des 6. Jahrhunderts schon im Saveland, und lebten im Schirm gepidischer Herrschaft, der sich freilich schon nach wenigen Jahren als sehr gebrechlich erwies. Die Avaren, welche nach dem beklagenswerthen Untergang des gepidischen Reichs und dem Abzug der Langobarden in's germanische ‚Völkergrab' Italien, ihre Zelte bis nach Noricum vorschoben, fanden die Slaven schon vor im walachischen Tiefland und wenn wir denn recht sehen, auch im heutigen Slavonien. Sie scheinen weiterer Einströmung dieses Elements in der eingeschlagenen Richtung nicht nur keinen Widerstand geleistet, sondern diese Tendenz noch gefördert zu haben, vielleicht dass sie selbst auch Schwärme von Menschen am Dniester und Dnieper aufgriffen und in die Gegenden warfen, wo sie selbst sich niederliessen, um dienendes Volk nicht zu entbehren, wie uns denn berichtet wird, dass sie Slaven aus der Gegend bei Thessalonich nach Pannonien versetzt haben.

---

[1] Μουρσία bei Ptol. (II, 16, 8. VIII, 7, 6), Aurel. Vict. de v. Caesar. 33.

[2] S. über den Uleus amnis und die Sümpfe u. a. W. Tomaschek, Oesterr. Gymnasialzeitschrift 1867, S. 710. Schon das Registr. de Varad aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts nennt eine villa Uulchoi, Uelchea (Endlicher Mon. Arpad. S. 739, 647), das castrum Wolkou (Wulckow, Walkow, Walko, Valko u. s. w.) begegnet uns in zahlreichen Urkunden. Es ist das heutige Vukovár in Slavonien.

Ueberall auf dem bezeichneten Raume, wo sich die Slaven niederliessen, bildeten sich bald Benennungen für die einzelnen Theile der Nation aus; Flusseinschnitte, Wälder, Seen, Berge, Meeresnähe wurden die Quelle der Namen; häufig kam dabei Anlehnung vor an die Namen, welche man für die Naturobjecte vorfand, ebenso häufig Neubildung oder Uebertragung. Ueberall wird der Name der Bewohner erst später zum Gau- und Landnamen.

Diese geographische Benennungsweise, die nächstliegende aller für ein Volk, in dem die politischen Gewalten noch nicht bedeutendes Gewicht ausüben, hat wohl schon vor der Wanderung, im Mutterlande Platz gegriffen und bei der Zähigkeit, mit der sich in einfachen, langsam vorrückenden Zuständen Namen erhalten, kann es leicht sein, dass die Namen für die Gaustämme des Mutterlandes, welche uns Kaiser Constantinos im 10. und Mönch Nestor im 12. Jahrhundert überliefern, schon vor der Wanderung an derselben Stätte hafteten.

Da werden denn genannt die Poljane, d. i. Bewohner der Ebene im mittleren Dnieperthal um Kijew, westlich von ihnen in den weiten Wäldern die Derewljanen (Δερβλενίνοι), die Poločane dort, wo die Polota in die Düna fällt, um Polock; der Grund mancher andern Benennung ist nicht so klar, denn mancher Wortstamm ist seither verschollen und manche Oertlichkeit, der Grund der Benennung, heute nicht mehr bestimmbar.

Als die Slaven hervorbrachen aus dem Dnieperbecken, dem Centralboden ihrer altheimischen Wohnsitze — zunächst eine neue Gefahr für die Cultur der abendländischen und den Bestand des durch die Germanen und Hunen schwer erschütterten römischen Reiches — da nannten sie sich insgesammt nicht mit einem der Stammnamen, welche von gewissen Oertlichkeiten, von Feld und Wald und Flüssen den Namen trugen, weil diese Theilbenennungen für die wohl aus allen Theilgebieten des Mutterlandes aufbrechenden Massen zur allgemeinen Bezeichnung sich nicht eigneten, sondern mit den zwei Namen der Slavenen und Anten.[1] Die Bedeutung des ersteren als

[1] Procop. de b. g. 3, 14. S. 334, 336. Die Einschiebung des k in Sklavenen statt Slavenen ist nur dem Umstand zuzuschreiben, dass griechischer wie

die ‚Redenden‘, gewählt im Gegensatze zu den fremdzüngigen Völkern, in deren Mitte sie nun allerseits eintraten, kann nicht angezweifelt werden. Dagegen ist die Bedeutung des Antennamens, der Grund einer Doppelbenennung überhaupt und der Zusammenhang zwischen Slavenen und Anten dunkel. Im sechsten Jahrhundert, als längst die Aussendung der wandernden Leute erfolgt war, werden Anten als die östlichen Nachbarn der Slavenen bezeichnet, und ihre Wohnsitze über dem Pontus, zwischen Dnieper und Dniester angesetzt. Einige Jahrhunderte später aber, ohne dass seither welche Verschiebung der Massen stattgefunden hätte, nennt ein Schriftsteller aus dem Dnieperlande selbst, also auf eigentlich antischem Boden, alle die Völker die zu seinem Stamme zählten, Slavenen und belegt die westlichen Slaven, also die Slovenen der früheren Zeit, mit dem besonderen Namen der bis dahin nicht vernommen wird, Lechen Ljachen.[1] Prokopios' Anten sind also bei Nestor Slovenen. Und so ist der Name Slovenen noch später westlichen Slaven eigenthümlich, während der Name Anten ganz erlischt. So scheint denn Zeuss in der That Recht zu haben, wenn er meint[2], ‚dass jede der zwei grossen Abtheilungen sich selbst Slovenen (die Redenden, sich gegenseitig Verständigenden) nannte, und der zweiten durch ihren abweichenden Dialekt ihr weniger verständlichen Völkerfamilie einen eigenen Gesammtnamen gab‘. Schade nur, dass der Name Anten auf slavischem Sprachgebiete bisher keine sichere Erklärung fand; gewiss aber darf man ihn nicht nach Dobrovskys Vorgang mit dem germanischen Wendennamen zusammenbringen.

Einige der Glieder des Volkes haben den gemeinsamen Namen der Slavenen oder Slovenen wohl schon frühe fallen gelassen, da sie in beglaubigter Zeit denselben nicht führen, so die Serben (Sorabi) der Nordwestgruppe, die Serben

lateinischer Mund sich gegen den Anlaut σλ sträubt und ihn durchwegs nicht duldet, ja selbst im Inlaut ablehnt, so wurde aus Visla Vislus, Viscla, Vistla, Visculus schon bei Plin. (h. n. 177). So auch in den roman. Mundarten, doch ist makedorom. sclifure wol älter als sulphur. Lat. Sclavus wurde it. schiavo Schiavone, alb. (geg.) škja Bulgare, skläf Sklave.

[1] Seine Bedeutung als Bewohner der Ebenen wird durch Röpell, Gesch. Polens 1, 30. Anm. 24, sehr wahrscheinlich gemacht.

[2] S. 69, 604.

des Südens, die Chrovaten u. a. Wenn einige dieser Theile später Namen führen, die schon im Stammlande hervortreten, so dürfen wir daraus noch nicht den Schluss ziehen, dass die Beiden in einem engeren Zusammenhange standen; die Polen (Poljane Polacy) sind also keineswegs Auswanderer der Poljane am Dnieper, die Serben (Sorabi) der Elbe nicht eine Colonie der Serbioi, welche Kaiser Constantinos im Mutterlande nennt, die Chorvaten in Russland und die weissen Chorvaten in Illyrien eben so wenig nähere Verwandte, sondern überall, wo die gleiche Naturbeschaffenheit sich zeigte, fand sich auch wohl derselbe Name wieder ein, darum nannten sich die Ansiedler der Weichselebenen ebenso ‚Flachländer', wie es die am Dnieper in derselben Natur gethan, so begegnet uns der Name Pomorane, Zagorci, Zachlumi, Drewaner mehr als einmal, weil es mehr als eine Ansiedlung gab, welche die Lage am Meer, hinter einem bedeutenden Berge oder Hügel oder an Wäldern veranlasste, davon den Namen sich beizulegen. Nur ist es nicht gelungen, die Stämme aller Namen klar zu machen; so waltet insbesondere Dunkel über dem Serben- und Hrvaten- (Kroaten)-Namen.[1]

Sind es nicht die Gepiden gewesen, welche den Slaven des walachischen Tieflandes den Gebirgskranz Dakiens und Ungarns eröffneten, so ist deren Ansiedlung doch wenig später daselbst erfolgt in den Tagen avarischer Herrschaft. Die Wege auf welchen die neue Fluth einlief, die Lagerung der Stämme, die Aufeinanderfolge der Besetzungen, alles dies und anderes bleibt im Dunkel. Vermuthungen aus den spätern Verhältnissen geschöpft, müssen an die Stelle der Berichte treten. Nur so viel steht fest, dass zwischen 568 u. 592 die Slaven Pannonien in seinem ganzen Umfange zur Zeit der Römer,

[1] Ueber diesen handelt am besten, ohne jedoch zu einem sicheren Ergebniss zu gelangen, Zeuss S. 607, 608 die Anmerkung. Kühner bricht Leo. Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches 2. 115. sich durch alle etymologischen Dickichte Bahn, und entdeckt in Serben Servier Sorben (obgleich er selbst diesen Namen S. 120 von Serben zu trennen weiss und aus dem Gaunamen Zurba ableitet), Sirmiern Sarmaten Slawen Slowenen Sclaven Sclavinen den einen Stamm sr, gehen laufen. Alle sind demnach ‚Wandernde, Strömende'.

Noricum und alles Land von der Donau bis Istrien erfüllt haben. Da die Bevölkerung der späteren Steiermark durchaus dem im engeren Sinne sogenannten slovenischen Stamme angehört, welcher Pannonien wie Kärnten und Krain erfüllte, im Norden der Donau (Oesterreich und westliches Ober-Ungarn) ein anderer vom slovenischen sprachlich sich sondernder Stamm sesshaft erscheint, so wird die Ansiedelung der Slaven in Pannonia Noricum und Istria nur von Osten her erfolgt sein, von jenem grossen Bevölkerungsstrome, der, vom Süden des Mutterlandes ausgehend, die Dniester- und Donauländer ergriff und den wir den südöstlichen oder pontodanuvinischen nennen können, im Unterschiede von dem, der durch die Prypetpforte nördlicher nach Westen vorbrach, die Weichsel- und Oder-Landschaft erfasste, vielleicht durch die Karpatenpässe nach Oberungarn, durch die Oderpforte nach Mähren und Böhmen eindrang. Der südöstliche Strom also hat sich nach dem Lauf der Donau aufwärts bewegt und ist so in das sirmische und pannonische Hügelland eingedrungen, welches als ein reiches Gefilde Bewohner anlockte. Dass der in entgegengesetzter Richtung später in Noricum einrückende bajuvarische Stamm so wenig Schwierigkeiten bei der Ansiedlung in Oesterreich südlich der Donau, in Nord-Steier und Nord-Kärnten fand, obgleich er hier überall schon auf Slaven stiess, hat seinen Grund vor allem in der ungleich minderen Dichtigkeit, in welcher die Slaven das nördliche Gebirge erst erfüllt hatten. Im Gegensatze dazu lässt der geringere Erfolg der Bajuvarisirung im Gebiete südlich der Drau annehmen, dass eben hier die Dichtigkeit der Slavenmassen besonders intensiv war. Auch scheint sich die Dichtigkeit mit der Entfernung vom Ausgangspunkte der Bewegung vermindern zu müssen. Vor allem aber muss im Auge behalten werden, dass die Slaven von der Ebene kommend, an der Ebene (sei sie nun höher oder tiefer gelegen) und am Hügellande mehr Gefallen fanden, als an dem Gebirge. Sie haben dieses, so lange Auswahl möglich war, immer bei Seite gelassen, die Gebirgsränder Böhmens haben die Slaven nicht besetzt, in Siebenbürgen, das sie nach dem Untergange der Gepiden hätten ausfüllen dürfen, haben sie nur spärlich Platz genommen. Nur wenn ein Thal so allmählich aufstieg, wie das Draauthal, sind sie bald tief in das-

selbe hineingekommen, schon 592 fielen Kämpfe der Slaven mit den Bajuvaren vor, die am Toblacher Felde auf einander stiessen. Erst ein Jahrtausend der Fortpflanzung hat die spärlichen Elemente, welche sich ins Gebirge einbetteten, verdichtet. So haben denn die Slaven Obersteier nur in einigen offeneren Thälern besetzt, die höheren Schichten nur wenig betreten und es konnte ihnen der Germane zuvorkommen. Haben sich der slovenische und der čechoslavische Stamm in ihren Aussendungen einmal berührt? Der letztere hat die Donau überschritten und das südliche Land besetzt; zwar nur in geringem Masse, denn seine Zahl reichte offenbar nicht aus, um so viel Boden zu bedecken und bald setzte das Gebirge seiner Ausbreitung Grenzen. Ebenso ist der slovenische Stamm über die Marke des Semmering und derjenigen Alpen, die sich westwärts anschliessen, gewiss nicht hinausgegangen; im Gebirge also fand die Berührung wol nicht statt; aber in der pannonischen Ebene, die vom Wienerwalde schrankenlos nach Osten ausläuft, werden die Wanderer des südöstlichen und die Colonisten des nordwestlichen Stromes auf einander gestossen sein. Wo diese Linie gewesen ist, bleibt unbestimmbar. Die grossen Kämpfe zwischen Avaren und Germanen haben das Slaventhum im Donaubecken sich nicht entwickeln lassen. Ein Theil des in der Völkerwanderung von den Germanen erworbenen Landes fiel ihnen wieder zum Lose und die Enden des grossen Slaven-Kreises wurden so gehindert sich zusammen zu schliessen. Die spätere Zeit drängte sie immer weiter auseinander und auch im Donaumündungslande riss der Zusammenhang wieder ab. Die Mitte des Kreises aber füllte endlich ein Stamm der Ugren.

Welche Rolle die Avaren dabei gespielt haben, gehört zu den vielen unaufgehellten Punkten dieser Völkerverschiebungen. Dass sie der Ausbreitung der Slaven nicht fremd geblieben sein können, ist gewiss, herrschten sie doch jetzt über dasselbe Gebiet, das die Slaven auszufüllen sich gedrängt sahen. Haben sie die Slaven vorgeschoben als erste Vertheidigungslinie gegen Langobarden und Bajuvaren? Dazu waren die Slaven doch wol noch zu wenig kriegerisch geschult. Haben sie sich ihrer als Ansiedler im verödeten Pannonien und Noricum bedient, und sie zu dessen Bewohnung eingeladen? Die Slaven waren

bis dahin noch viel zu wenig Freunde eines fleissigen Ackerbaues, als dass sie diesen aus freiem Antrieb gepflegt hätten. Anders freilich dann, wenn die Avaren das Slavenvolk zur Arbeit zwangen, wenn sie sie zu Feldknechten und zu jeglichem Dienste pressten. Und diese Zwangarbeit zu Hause wie im Felde wird es hauptsächlich gewesen sein, was den Avaren die Slavenzuwanderung in die verödeten Marken der beiden römischen Provinzen angenehm machte. Unter solchen Lehrmeistern eigneten sich die Slaven auch jene Kriegs- und Zerstörungskünste an, durch welche sie schon in nächster Zeit den Umlanden furchtbar wurden. Zwischen den Jahren 602 und 611 suchten sie sich mit den Avaren Istrien und Dalmatien zum Schauplatz aus, und Istrien wie ein Theil des Carnerlandes (Friaul) ging auch in bleibenden Besitz der Slaven über.

Aber schon früher hatten die slovenischen Slaven die Länder rechts der unteren Donau mit Plünderungen erfüllt. Jahre lang haben Slovenen und Anten, mit Hunen (Bulgaren) von der Maeotis im Verein, die Landschaften Moesiens Thrakiens Makedoniens und alles flache Gefilde bis an die Thore von Constantinopel, bis in den Peloponnesos und an die jonische Meerküste hin verwüstet und es lag nicht an ihnen, wenn von der alten Cultur noch etwas aufrecht blieb. So ging es in entsetzlicher Weise fort unter den Regierungen des kläglichen Justinian II. (527—565), Justinus II. († 578) und Tiberius II. († 582). Die Ausmordungen, die Wegschleppungen mussten die ohnehin arg herabgebrachte Volkskraft des romäischen Reiches erschöpfen, während die wahnsinnige Zerstörung alles unbeweglichen Eigenthums neben dem ungemilderten Steuerdruck die Reste der Bevölkerung an den Bettelstab brachte oder sie dazu zwang, von der Sesshaftigkeit und dem Landbau zum flüchtigen Nomadenthum des Hirten hinabzusteigen. Es war eine furchtbare Zeit, in welcher Blut wie Wasser vergossen wurde. Wie viele von den fortgeführten Gefangenen sind wol auf dem Wege zu unbekannten Barbaren dem Hunger, den Schlägen, der ungewohnten Anstrengung und schlechten Behandlung, dem trostlosen Kummer über ihr und der Ihrigen Schicksal erlegen. Damals geschah es, dass von der zahlreichen romanischen und romanisirten Bevölkerung nur der nomadisch lebende Theil das Leben bewahrte, und wer es bewahren wollte, Nomade wurde.

Mit ihnen vermischte sich das zahlreiche aus Carpen Sarmaten Bastarnen und anderen Stämmen gebildete, gleichfalls schweifende Bevölkerungselement, das im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte auf der Halbinsel war angesiedelt worden. Das städtische Leben Moesiens und des inneren Thrakiens, wiederholt geknickt, ging bis auf kümmerliche Reste unter.[1] Nur im Gebirge fand die Bevölkerung Schutz, dieses blieb denn auch romanisch. Das südliche Thrakien und Makedonien, welche nicht stets den ersten furchtbarsten Anprall zu erleiden hatten, konnten ihre Städte und ihr Bürgerthum länger bewahren, besonders in den festen Plätzen der Seeküsten fand es besseren Schutz. Hier aber war das Bürgerthum ein griechisches oder gräcisirtes. Von jetzt an wurde auch der griechischredende Theil das einzige, nicht wie bisher nur das vorzüglichste Culturelement des Reichs, und so musste auch im ämtlichen Gebrauche das Latein dem Griechischen endlich weichen.[2]

Hier stehe ich nun an dem Punkte, den zu untersuchen ich mir vornahm, der Bestimmung des eigentlichen Zeitpunkts, in welchem die Slaven von öfteren vorübergehenden Plünderungszügen zur Ansiedlung in der Halbinsel selbst übergingen. Ich bin genöthigt, von meinen Vorgängern in der Forschung abzuweichen, weil ich glaube, dass eine genauere Prüfung der Nachrichten zu einem richtigeren und etwas bestimmteren Ergebnisse gelangen lasse, als bisher erreicht wurde.

[1] Die lateinische Sprache war Sprache des Heeres noch am Ende des 6. Jahrhunderts, Theophylact. S. 254. 272. Sie heisst πάτριος τῶν Ρωμαίων φωνή 272 oder πάτριος φωνή schlechthin 251. 260. 264. 296 oder ἐπιχώριος γλώττη S. 99.

[2] Von dem Uebergange aus sesshaftem Leben zu einem beweglichen haben wir ein Beispiel auf anderem Gebiete an den Tscheyenne-Indianern. ‚Von ihren Feinden, den Sioux, verfolgt und schliesslich selbst aus ihrem befestigten Dorfe vertrieben, brach dem Stamme das Herz. Ihre Zahl war zusammen geschmolzen, sie durften nicht mehr wagen, sich ständige Wohnungen zu errichten, sie gaben die Bebauung des Bodens auf und wurden ein wandernder Jägerstamm, dessen werthvolles Vermögen nur in einigen Pferden bestand.‘ Edward B. Tylor, die Anfänge der Cultur, Leipzig 1873, 1, 47.



Kaspar Zeuss, ein Forscher den wir desto mehr bewundern, je mehr wir ihn studiren, meinte, dass schon mit dem Anfange der Regierung des Maurikios, also um 582, die hellenischen Länder an die Nordvölker verloren gingen und sah in den späteren moesischen Slaven einen Antenstamm, der sich schon um 558 von der nördlichen Masse abgelöst habe, und in ein bundesgenössisches Verhältniss zu den Römern getreten sei.[1] Miklosich setzt die Eroberung der östlichen Hämusländer durch die Slovenen zu Ende des fünften Jahrhunderts an.[2] Nach M. Büdinger haben sich die Slaven im Laufe des sechsten Jahrhunderts, wahrscheinlich besonders nach dem Abzuge der Ostgothen und bei dem Vordrängen der Avaren, nach den Ländern südlich der Donau verbreitet.[3] Schafarik findet in seinem Hauptwerke, hierin Surowiecki folgend, dass die Slaven ‚bereits in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts in diese Gegenden eingerückt seien, aber bei ihrem stillen, dem Ackerbau hingegebenen Leben den Historikern lange Zeit keine Veranlassung gegeben haben mögen, ihrer zu gedenken'.[4]

Um den Leser hierin zu einem sicheren Urtheile gelangen zu lassen, erscheint es durchaus nothwendig, ihm die Geschichte jener Feldzüge vorzulegen, welche unter Maurikios gegen die Barbaren am Ister geführt worden sind. Es liegt über diese Ereignisse ein Bericht des Theophylaktos Simokatta vor, der unter Heraklios schrieb, und ein Auszug desselben Werks in der weitläufigen und wenig erquicklichen Compilation des Abtes Theophanes († 817). Sie sind beide lange keine Geschichte, sondern eine Ansammlung unverstandener und oft unverständlicher Nachrichten, aber sie lassen meines Erachtens

---

[1] Die Deutschen S. 626. 606.

[2] Die slavischen Elemente im Rumunischen S. 4.

[3] Oest. Gesch. I, 72. 73.

[4] Slav. Alterthümer 2, 14. W. Surowiecki Sledzenie początku Narodów Słowiańskich S. 218 äussert sich über die moesischen Slaven nur allgemein: Jest podobieństwo, że osady te (der sieben Stämme in Moesien) zawiązały się w czasach ciągłych najazdów i zagoszczeń w Tracii, to Słowian zaistrzańskich, to różnych innych barbarzyńcow, i że przy spokojnie prowadzonem rolnictwie, nie dały tu przez długi czas żadnego powodu do zmianki o sobie. Derselbe lässt aber freilich andere Slavenschaaren schon um 560 auf der Halbinsel wohnen (S. 216).

das in Rede kommende Verhältniss, in welchem sich die Slaven am Ister zu den Romäern befanden, noch erkennen.

Unausgesetzt haben die Avaren seit ihrem Eindringen in das grosse Donaubecken die Grenzen des romäischen Reichs angegriffen und bedroht. Zinsverträge hatten nur unsichere Stillstände bewirkt. Jeder neue Regierungsantritt wurde ein Vorwand, sich über das beschworene Wort hinweg zu setzen, und das unvorbereitete Reich zu verwüsten. So hatte auch Maurikios, als er (582) den Thron bestieg, nicht lange auf den Friedensbruch zu warten. Als der Chagan sein Begehren, den bisherigen Tribut von 80.000 Goldstücken auf 100.000 zu erhöhen, nicht erfüllt sah, brach er los und fuhr über die Donaustädte zerstörend hin. Nachdem Singidon (Singidunum), Viminacium, Augusta und Anchialos in seinen Besitz gefallen waren, gab der Kaiser, den der Krieg mit den Persern in Europa wehrlos machte, nach, und der Chagan zog sich in sein Land zurück, um für ein nächstes Jahr insgeheim die nördlichen Slaven zu einem Einfalle in das Reich anzuspornen.

Diese unterliessen es nicht, ihren und des Chagans Wünschen Erfüllung zu geben (584?) und wälzten sich über die thrakische Halbinsel hin bis zur langen Mauer, das mächtigste Bollwerk Constantinopels von der Landseite her. Es gelang mit den Truppen, die man eben in der Nähe hatte, über die wahrscheinlich ungeordneten Haufen der Slaven einen Sieg zu erfechten, der sie über die Landschaft Astica hinauswarf. Da aber bald nachher das Einverständniss, welches zwischen dem Chagan und den Slaven bestand, dem Kaiser verrathen wurde und dieser in unkluger Heftigkeit sich gröblich an dem Targitios oder Gesandten des Chagan vergriff, so brach der Chagan von neuem los (587) und unterwarf sich in einem Zuge Ratiaria (j. Arčer Palanka), Bononia (j. Vidin), Akys (Aquae), Dorostylon (j. Silistria), Zaldapa, Pannasa, Markianopolis und Tropaeon.

Aus dieser Erzählung wird ein wichtiger Umstand klar: diejenigen Slaven, welche den Einbruch von 584 machten, unterhielten gute Beziehungen zu den Avaren, befanden sich aber in Unabhängigkeit von ihnen. Wären sie Unterthanen des Chagans gewesen, so würde der Friedensbruch desselben unmittelbar nach Abschluss des Vertrages, der ihm die Sub-

sidien erhöhte, sogleich offenkundig geworden sein, und es hätte nicht erst besonderer Umstände bedurft, dem Kaiser darüber die Augen zu öffnen.

Ueber die Oertlichkeit aber, aus welcher sich dieselben Slaven auf das römische Reich warfen, und ob es Slaven vom Süden oder vom Norden der Donau gewesen, erfahren wir hier noch nichts. Doch wir haben dem Theophylaktos nur weiter zu folgen, um die gewünschten Ergänzungen zu bekommen. Nur so viel erhellt auch ohne besondere Angabe, dass die Slaven, von denen hier die Rede ist, nicht oberhalb der Donau-Katarakte wohnten, denn alle dort wohnenden gehörten als Leute, die auf dem unmittelbaren Herrschgebiete der Avaren sassen, zu deren wirklichen Unterthanen.

Wir eilen aber jetzt über den nächsten schweren Kampf zwischen Römern und Avaren hinweg, weil in ihm von den Slaven nicht die Rede ist. Nach manchem Wechsel des Glücks wurden die Avaren, denen es diesmal nicht gelang, sich eines festen Punktes im Süden der Donau zu bemächtigen, in ihr Land zurückgedrängt (586).[1] Die Verweigerung einer nochmaligen Tributerhöhung, führte den Chagan Bajan im J. 592 neuerdings ins Feld und es erging sein Befehl, dass ihm die Slaven die Schiffe zimmerten, deren er für den Donauübergang bedurfte. Die Arbeit des Schiffsbaues — wahrscheinlich waren es eine ungeheure Zahl jener Einbäume, welche die Uferbewohner der Donau seit alten Zeiten verwendeten — wurde aber von den Bürgern von Singidon (j. Belgrad) durch häufige Ueberfälle gestört, so dass der Chagan, um sie daran zu hindern, Singidon zu belagern anfing. Bereits nach sieben Tagen willigten die hartbedrängten Städter in die Zahlung von 2000 Dariken und eine Lieferung von Geschenken. Der Chagan verliess sodann die Umgebung dieses Platzes und beschloss, bei Sirmion[2] etwas oberhalb von Singidon, über die Save zu gehen und liess hier durch seine ‚Taxiarchen' den Bau der nöthigen Kähne auf das eifrigste betreiben. Und hier fand denn der Uebergang auch statt.

[1] Das Jahr nach der Bestimmung der Hist. misc. S. 394. 395. Theophylact. S. 87—104. Theophan., irrig zum J. 579, S. 395—398.

[2] Theophylact. 246 Μίρσιον, die Hist. misc. 404 richtig Sirmium.

Wir wollen, ehe wir weiter gehen, einige sich aufdrängende Schlüsse ziehen. Zunächst den, dass Singidunum, welches der Chagan vor einigen Jahren in Besitz nahm, bei Anfang dieses Feldzugs wieder in römischen Händen war. Sodann, dass die mit dem Bau der Flottille des Chagans beauftragten, in Furcht vor ihm lebenden Slaven am linken Ufer der Save wohnten, dass es also keine anderen als die im alten Savia oder im sirmischen Lande sesshaften Slovenen waren, deren Kräfte der Chagan in Anspruch nahm.

Der Chagan rückte von der Save in raschen Märschen auf Bononia (j. Vidin), wendete sich von da südwärts gegen den Hämus, wo er den Pass von Procliane durch Salvianus den Legaten des Priskos, des Strategos von Europa, vertheidigt fand, aber den Uebergang nach mehrtägigen Gefechten erzwang. Ueber Sabulum Manale[1] am Südabhang des Gebirgs stürmte er ostwärts vor bis Anchialos, den berühmten Badeort, den er von früheren Besuchen wohl kannte. Nirgends fand er mehr ernstlichen Widerstand im offenen Felde. Doch liess er in panischem Schrecken von der Belagerung Driziparas ab, marschirte aber bis an die Propontis und an die lange Mauer. Priskos hatte sich in das nahgelegene Tzurulum geworfen und hielt hier eine Belagerung aus, bis es ihm gelang, den Chagan durch die falsche Nachricht vom Anzuge eines grossen Entsatzheeres in neue Furcht zu setzen, ja selbst in seine Heimat zurückzuscheuchen. Im nächsten Jahre (593) drang der Kaiser darauf, dass man die Offensive ergreife. Der Ister müsste kräftig vertheidigt und die Slaven sollten vom Uebergange über denselben abgehalten werden. Augenscheinlich hatten die Slaven, von welchen oben die Rede gewesen, den günstigen Zeitpunkt benützt und im Rücken des avarischen Heeres ihre gefürchteten Plünderungen in Moesien und Thrakien wieder unternommen. So brach denn Priskos der Strategos von Europa auf, erreichte von Drizipara in fünfzehn Märschen Dorostylon (j. Silistria) an der Donau. Sogleich liess der Chagan seinen Unwillen über die Verletzung der Verträge auf das Stärkste aussprechen. Doch vergeblich. Priskos berief sich darauf, dass ein Heereszug gegen die Slaven mit den avarischen Verträgen nichts

[1] Theophylact. 89 Σαβουλὲν δὲ Μανάλιον, 248 Σαβουλέντι Κανάλιν.

gemein habe und es den Romäern freistehen müsse, die Slaven zu bekriegen.

Wir lernen aus dieser unvermittelten Erzählung, dass in dem Momente, als der Krieg gegen die Slaven beschlossen und eröffnet wurde, Friede mit den Avaren bestand und dass es dieser Friedensschluss, von dem der ungenaue und unklare Theophylaktos zu berichten unterliess, gewiss die Ursache gewesen ist, dass der Chagan in so auffallender Weise von Tzurulum nach Hause ging, sodann, dass wir es hier mit Slaven zu thun haben, welche wol die guten Freunde und Helfershelfer, nicht aber die Unterthanen des Chagans waren. Und da der Marsch des romäischen Heeres, um die Slaven zu bekriegen von Drizipara über den östlichen Hämus nach Dorostolos ging, von wo man über den Ister setzen sollte, so wissen wir nun auch, dass die Slaven, welche dem Chagan so gute Dienste leisteten, für die er aber jetzt doch nur seine diplomatische Intervention wirken liess, in der heutigen Walachei wohnten.

Die Folge des Berichtes bestätigt diesen Schluss. Zwölf Tage nachdem Priskos an die Donau gekommen war, hatte er seine Vorbereitungen beendet und setzte über den Strom. Eben war Ardagast zu einem Beutezuge aufgebrochen, den er natürlich auf romäischem Boden vorhatte. Priskos zwang ihn zur Flucht, die er Dank seinem schnellen Rosse glücklich vollbrachte. Die Verwüstung von Ardagasts Gebiete und die Wegschleppung zahlreicher überraschter Slaven schien ein genügendes Ergebniss des glücklichen Vordringens zu bilden. Doch wenig fehlte, man wäre um den ganzen Slaventransport gekommen. Am dritten Tagmarsch[1] stürzte sich ein Haufen slavischer Krieger zur Befreiung ihrer Brüder herbei und mit Mühe rettete die Bedeckung ihre Leute, nachdem der feige römische Offizier Tatimer rasch die Flucht ergriffen hatte.

Da sich der Feind nicht zeigte, liess Priskos den Vormarsch im walachischen Tieflande fortsetzen, und sein Offizier Alexandros erhielt Auftrag, über den Fluss Elivakia oder Ilivakia zu gehen. Dieser ist kaum ein anderer als die heutige

[1] Theophylact. (S. 256) ἕκτῃ ἡμέρᾳ, doch Theophanes gewiss richtiger τρίτῃ ἡμέρᾳ S. 418.

Jalomiţa, an welchen die Römer bei geradem Vordringen von Silistria aus nothwendiger Weise gelangen mussten. Jenseits des Flusses sah man die Slaven, aber sie zogen sich eilig in ihre feuchten Wälder zurück und lockten damit die Romäer nach, welche nun in dringendste Gefahr geriethen, in den Sümpfen zu versinken. Und auch nachher war die Lage keine den Ehrgeiz des Alexandros befriedigende; der Versuch, die Borkenhütten der Slaven anzuzünden, scheiterte wegen der Nässe des Holzes. Da kam als Helfer in der Noth ein Gepide zum romäischen Anführer und entdeckte ihm die Mittel zu einem erfolgreichen Vordringen. Der Nutzen war ein unmittelbarer; man machte eine ansehnliche Menschenbeute. Allein auch die ärgsten Martern konnten den standhaften Gefangenen keine Angaben über sich und die Verhältnisse des Landes entreissen. Der gepidische Sklave kannte die Gefangenen jedoch wol, sei es an Abzeichen, sei es sonstwie und behauptete sie seien Unterthanen des ‚Königs' Musok [1], der 30 Parasangen entfernt hause und sie als Recognoscirungscorps ausgesendet habe, nachdem er vom Unfalle des Ardagast gehört hatte. Es werde, versicherte er überdies, leicht sein, Musok durch unvermutheten Angriff zu überwältigen.

Da Alexandros sich einer so wichtigen Sache nicht selbst unterfangen wollte, zog er sich auf das Hauptheer zurück, wo der Gepide seinen listigen Plan dem Oberfeldherrn entwickelte. Priskos ging mit Freuden darauf ein, und während der Gepide sich zu Musok begab, marschirte Priskos in der Richtung auf dessen Herrschaftsbezirk weiter. Unter dem Vorwande, dass er die ins Unglück gerathenen Unterthanen Ardagasts auf Kähnen über den Pluss Paspirios schaffen wolle, der die Grenze von Musoks Land bildete, erlangte der Gepide vom Häuptling die Erlaubniss, 150 Kähne mit entsprechender Bemannung zu nehmen. [2] Darauf lief der Gepide nächtlicher Weile wieder heimlich ins römische Lager und erbat sich von Priskos 100 Bewaffnete. Priskos schickte 200 unter dem Be-

[1] Μούσωκ Theophylact., Μουσούκιος, Μουσούγιος Theophan., Musatius Historia miscella.

[2] Theophylact. gibt die Bootsbemannung zu dreissig Köpfen an; hier liegt aber wol ein Irrthum vor, oder es wurden die Kähne remorquirt.

fehl des Taxiarchen Alexander, und sie wurden von dem Gepiden in der Nähe des Paspirios in den Hinterhalt gelegt. Ein Signal wurde verabredet.

Als die Slaven vom Trinken und Singen[1] betäubt im tiefen Schlafe lagen, fuhr das Schwert der Feinde auf sie ein und vertilgte alle. Sodann setzte Priskos mit 3000 Mann auf den Kähnen über und gelangte so in das jenseits des Paspirios gelegene Land und Musok, der eben erst am Todtenmale für seinen Bruder geschwelgt hatte, wurde, als er im Rausche da lag, überfallen und gefangen genommen; gegen die andern wurde in grässlicher Metzelei gewüthet. Beinahe aber hätten sich die Römer in der Siegesorgie, die sie nach dem Blutwerke feierten, von einem Trupp Slaven, der sie zu überfallen kam, dasselbe Los bereiten lassen. Denn da sie die Sculca[2] versäumt hatten, wurden sie überrascht und retteten sich mit Mühe (J. 593). Im folgenden Jahre erfolgte ein neuer Einmarsch in das Slavenland und man konnte grosse Beute nach Constantinopel entsenden. Diese grossen Erfolge auf dem ‚Festlande', wie die Römer das jenseitige Donauland nannten, gab dem Kaiser Maurikios den Gedanken ein, das siegreiche Heer dort überwintern zu lassen, um im nächsten Jahre die Ueberwältigung der Slavenstämme weiter zu fördern oder gar zu vollenden. Dagegen erhob sich aber in den Truppen der entschiedenste Widerstand; es sei die Kälte im Lande unerträglich, die Feinde wehrhaft und ihre Zahl allzugross.[3] Priskos aber verstand es, ihr Widerstreben zu besiegen und überwinterte wirklich im feindlichen Lande (594).

[1] Theophylact. ἔτι τοίνυν τῶν βαρβάρων προσομιλούντων τῷ ὕπνῳ δι' Ἀβαρικῶν ᾀσμάτων ἐδίδου ὁ Γήπαις τῷ Ἀλεξάνδρῳ τὸ σύνθημα und in der latein. Uebertragung der Hist. misc. quibus etiantum et Abaricis cantilenis consopitis, Alexandro signum dat. Der von Slaven gepflegte avarische Gesang ist höchst auffallend.

[2] Theophylact. 260 τῆς διαφρουρᾶς κατημέλησαν, ἣν σκούλκαν συνήθες τῇ πατρίῳ φωνῇ Ῥωμαίοις ἀποκαλεῖν. Sculca gehört neben der Phrase torna retorna fratre zu den frühesten Proben der romanischen Volks- und Heersprache im romäischen Reiche. Sculca ist Nominal-Bildung aus dem ob collocare it. colcare coricare. Das walach. culca vb. setzen, legen, steht lautlich am nächsten.

[3] τά τε τῶν βαρβάρων πλήθη ἀκαταγώνιστα. Auch Mauric. Strateg. 278 werden nachdrücklich Winterfeldzüge gegen die Slaven empfohlen.

Die unerwarteten Fortschritte der Römer erregten auch die Besorgnisse des Chagans und er beschloss jetzt einzugreifen, um weiteres Wachsthum der römischen Macht zu verhindern. Schon hatte er seinen Slaven befohlen, den Uebergang über die Donau zu bewerkstelligen. Priskos aber beschwichtigte seinen Zorn, indem er ihm 5000 von den gemachten Gefangenen zum Geschenke sandte.[1]

Als Priskos sein Commando an Petros, den unfähigen Bruder des Kaisers, aus Gründen die wir nicht kennen, abgeben musste, führte er sein Heer aus dem transistrischen Gebiete zurück (J. 595), ohne weitere Thaten vollführt zu haben. Dass aber diese Expeditionen nur vorübergehenden Schrecken einjagten und den Slaven die Lust zu Plünderungen im römischen Reiche nicht verging, zeigte das nächste Jahr, wo dem Oberfeldherrn ein Trupp Slaven in der Stärke von 600 Mann bei Markianopolis begegnete. Auch von 1000 Mann im Lande umherziehender Bulgaren ist um dieselbe Zeit die Rede, welche den Angriff eines römischen Streifcorps nicht nur aushielten, sondern auch zurückschlugen. Der Chagan bewies die Dreistigkeit, wegen dieses Angriffs auf Leute, die mitten im Frieden zwischen den beiden Reichen auf dem Boden des römischen bewaffnet umherzogen, Klage zu führen.

Der neue Strategos von Europa hatte sich indessen für einen neuen Angriff auf das jenseitige Festland vorbereitet, und entsendete aus seiner Stellung bei Asimus[2] Späher über die Donau. Diese hatten das Unglück, in den Gebüschen, hinter denen sie sich verbargen, den Slaven in die Hände zu fallen und verriethen so das Geheimniss der Römer. Sogleich legte sich der slavische Häuptling Piragast in einem Walde hart am linken Ufer auf die Lauer und erwartete den Vortrab

---

[1] Theophylact. 250—260. Theophan. 417. 418. Hist. misc. ed. Eyssenhardt 406.

[2] Ἄσημος Theophylact. 274 Ἄσημα 325 Ἀσημοῦς bei Priscus Panita S. 144. Die ältere Form ist Asamus, so bei Plin. h. n. 3, 149. So hiess der wenig östlich vom Utus (j. Vid) einmündende Fluss (j. Osma). Die Stadt am Asamus hiess Anasamus und lag IX. M. P. östlich von Utus, noch beim Geogr. Rav. und in der Not. dign. Asamus, später nannte man sie wie den Fluss selbst. Sie war nach Errichtung der Dacia Aureliani der westliche Platz von Moesia secunda. Not. Or. c. 37 S. 102. Die heutige Lage ist unbestimmt.

des römischen Heeres, der sodann niedergemetzelt wurde. Als Petros dies erfuhr, liess er sein ganzes Heer am rechten Ufer Stellung nehmen und fing an, die Feinde gegenüber zu beschiessen. Diesem Fernangriffe widerstanden die schlechtbewaffneten Slaven nicht lange, Piragast selbst fiel und das Ufer ward alsbald frei. Da die Romäer nach der Landung, die jetzt unbehelligt von statten ging, die Verfolgung landein fortsetzten, geriethen sie aber in wasserlose Gegenden und litten so furchtbar am Durste, dass man selbst Harn zu trinken nicht verschmähte. Die Noth hörte erst auf, als ein Gefangener die tröstliche Kunde gab, dass vier Parasangen von ihnen der Fluss Elivakia sei. Als aber die Verschmachtenden das Gewässer erreicht hatten, und sich dem Genusse des Trinkens hingaben, die einen mit dem Munde, die andern aus hohler Hand schlürfend, ein dritter mit einem Gefässe schöpfend, und Niemand Schlimmes besorgte, da brauste ein Hagel von Wurfspiessen auf sie ein und tödtete viele Leute. Und als man auf Kähnen über den Fluss ging, um die Feinde zu vertreiben, erlitten die Romäer eine Niederlage gegen die versammelte Heeresmacht der Barbaren. Der vierte Feldzug in die Walachei endete so mit einem empfindlichen Verluste (597)[1].

Da der Anmarsch des römischen Feldherrn von Markianapolis über Zaldapa, Jatros, (Unter-) Novae, Securisca erfolgt ist, und als das letzte Hauptquartier in Moesien Asimus oder Anasamus an der Osma genannt wird so kann es nicht zweifelhaft sein, dass der Uebergang in diesem Feldzuge an der wichtigen Uebergangsstelle des Stromes gegenüber der Alutaeinmündung, bei Islasch, oder wenigstens nicht weiter abwärts als bei Sistov erfolgte. Da sodann die Katastrophe des Heeres sich am Flusse Ilivakia oder der Jalomiţa zutrug, so muss das unbesonnene Vordringen im unwirthlichen Slavenlande länger gedauert haben, als der chronikenartig dürre Bericht beim ersten Lesen zu vermuthen anregt. Dass aber das Unglück der Römer gerade einige Parasangen vor der Erreichung der Jalomiţa gesetzt wird, erhöht die ohnedies durch nichts in Frage gestellte Glaubwürdigkeit der Nachricht, weil wirklich

[1] Theophylact. S. 270—279 Theophan., fälschlich zum J. 589, S. 423 Hist. misc. ed. Eyssenhardt S. 408.

der Bezirk südlich vom Unterlauf dieses Flusses wasserarm und steppenartig ist.

An Stelle des Petros, der sich so wenig bewährt hatte, übernahm Priskos wieder das Commando. Dass er nach Erneuerung des beharrlich fortgeführten Slavenkrieges über die Donau gesetzt ist, wird bezeugt, wo er es that, bleibt ungewiss. Von da zog er in westlicher Richtung fort, bis er gegenüber Novae im oberen Moesien (j. Ram), das nahe an der Katarakte gelegen war, anlangte. Da dieser Marsch nur vier Tage gedauert hat, so war er wol bei Taliatis über die Donau gesetzt. Auffallend erscheint der Durchzug durch das bergige ungebahnte Gebiet des Banatergebirges und unbekannt bleiben uns die Absichten, die den Plan eingaben.[1]

Als der Chagan davon hörte, drückte er seine Unzufriedenheit auf das lebhafteste aus; er behauptete, es sei sein Land, in welches Priskos eingedrungen, und hatte damit auch Recht. Vergeblich dass sich Priskos auf frühere Besitzrechte der Römer berief, diese seien, wie der Chagan ihm bedeutete, durch das Schwert den Römern längst entrissen worden.

Der Marsch durch einen Strich avarischen Bodens selbst sollte vielleicht die Avaren von Singidon abziehen, das diese eben damals wieder belagerten. Als Priskos vernahm, dass die Stadt schon eingenommen sei und die Avaren die Bevölkerung hinaustrieben, setzte er sich 30 römische Millien von Singidon unweit Constantiola fest. Eine Conferenz mit dem hochmüthigen Chagan führte wol zu wechselseitigen Vorwürfen, doch nicht zu einem Vergleich; machte der Chagan seinem Aerger Luft, dass Priskos es gewagt in avarisches Gebiet einzubrechen, so warf ihm Priskos die Austreibung der Bewohner von Singidon vor. Es kam zum Kampfe. Priskos warf die bulgarischen Ansiedler, welche der Chagan in die Stadt gelegt hatte, wieder hinaus und gab den früheren Ein-

[1] Die Geographie ist leider nicht die starke Seite der byzantinischen Geschichtschreiber, sie haben fast niemals ein Verständniss des Feldzugs, von dem sie berichten. So liegt dem Theophylactos Singidunum an den beiden Flüssen Sau und Drau.

wohnern ihre Stadt zurück. So war die Donaugrenze auch dieses Jahr noch gewahrt [1] (598).

Der Chagan zog es vor, im nächsten Jahre von der Save her Dalmatien zu überlaufen, weil Priskos noch immer die Stellung bei Singidon hielt, doch ward ihm eine Niederlage zu Theil. Ein günstigeres Geschick erlebte er im J. 600. In Nieder-Moesien auftretend, belagerte er Comea [2], welches Priskos mit seinem Heere schützte. Ein anderes romäisches Heer unter Comentiolos sollte indessen eine Diversion an der Donau machen und dem Chagan die Rückzugslinie gefährden. Als aber der Chagan solches zu hindern dem Comentiolos zu Leibe ging, entwich dieser nach einigen Gefechten am Jatrus (j. Jantra) in schmählicher Weise und floh bis Drizipara in der Nähe der Mauer des Anastasios, wohin ihm der Chagan folgte. So erneuerten sich die Scenen der ersten Jahre des Maurikios. Bajan verbrannte unter andern die Kirche des h. Alexander in Drizipara, was die Griechen wie es scheint mehr bekümmerte als alles andere Unglück.

Aber inmitten seiner Sieges- und Verwüstungsfreuden traf den Avarenherrscher ein herber Schmerz: sieben seiner Söhne erlagen einer Seuche und sollen an einem Tage verschieden sein. Die Frommen schrieben das Unglück seinem Frevel am Heiligthum des Märtyrers in Drizipara zu. Seinen Hochmuth aber beugte es nicht; kaum dass er sich herbeiliess, die Geschenke des Kaisers anzunehmen, während er fort und fort sich beschwerte, dass die Romäer es waren, die den Frieden gebrochen, worin ihm übrigens Theophylaktos Recht gibt. Ueber eine Erhöhung des bisherigen Schosses um 20.000 Goldstücke wurde man endlich einig [3], allein über die Loslösungssumme für die Gefangenen nicht. Im Zorne darüber liess sie der Chagan sämmtlich abschlachten. Der bisherige Besitzstand sollte übrigens bleiben und die Donau,

[1] Theophylact. 281. 282. 288—292. Hist. misc. 410. In der Weise, wie es im Texte geschah, lassen sich die nicht genau zu einander stimmenden Nachrichten der beiden eben noch vereinigen.

[2] Theophylact. S. 293 Τομέα, welches aus dem Comea der Hist. miscell., einem westlicher gelegenen Orte, von Jemand, dem es nicht so bekannt war wie Tomi, corrigirt sein dürfte.

[3] Hist. misc. 412. Theophan. 432.

wie bis jetzt, die Grenze bilden, es auch dem romäischen Kaiser freistehen über den Strom zu gehen, wenn er die dortigen Slaven bekriegen wolle.[1] Das aber war ein Punkt gewesen, über den seit einigen Jahren gestritten wurde und den der Chagan nicht immer hatte anerkennen wollen. Die Slovenen auf dem Raume, in dem sie der Kaiser in den Jahren von 593—597 hatte bekriegen lassen, d. i. in der heutigen Walachei, sollten nicht in den Frieden eingeschlossen sein, und die Donau von der Katarakte bis zum Meere von den Romäern jederzeit überschritten werden.

In seltsamer Verkehrung alles Zusammenhangs hat Schafarik[2] gemeint, den Avaren sei das Recht eingeräumt worden, die Donau zu überschreiten, um die südlich von ihr wohnenden Slaven wie einst zu züchtigen. In diesem Irrthum ist ihm leider Büdinger[3] nachgefolgt. Der Verlauf der Begebenheiten auch nach der Darstellung so elender Zeitgeschichten, wie die des gezierten unklaren Theophylaktos, lässt wohl erkennen, dass Moesien nicht nur staatsrechtlich, sondern auch in Wirklichkeit um 600 zum romäischen Reiche gehörte, und die Donau

[1] Theophylact. 293—299 διωμολόγηται δὲ Ῥωμαίοις καὶ Ἀβάροις ὁ Ἴστρος μεσίτης, κατὰ δὲ Σκλαβηνῶν ἐξουσία τὸν ποταμὸν διανήξασθαι. Ungenau Theophan. 432 καὶ τὸν Ἴστρον ποταμὸν μὴ διαβαίνειν ὡμολόγησαν: der Sinn der Stelle wird klar durch die Worte der Hist. misc. a. a. O. quin et Histrum flumen non se transiturum professus est (Chaganus).

[2] Slav. Alterthümer 2, 14, 160. Er folgt hiebei seinem Vorgänger Surowiecki (a. a. O. S. 216) auf das genaueste: Lubo nie mamy wyraźnych świadectw, a żeby przed połowa 690 wieku już się przecisnęli za Dunaj do dawnéj Pannonij wątpić jednak o tém nie można, gdyż Awarowie, którzy tam przybyli około r. 569, musieli się przeprawiać przez tę rekę i przez Sawę, żeby podbić Słowianów zdawna od tych stron napastujących kraje Cesarstwa. Późniéj gdy ciż Awarowie tędy nachodzili Tracija, są zmianki, że im Słowianie ułatwiali przeprawy. So viel ich sehe, ist dies die Quelle aller Irrthümer der Nachfolgenden.

[3] Oest. Gesch. 1, 73, besonders die Note. Und doch hatte schon G. Finlay. Greece under the Romans (J. 146—716), London 1857, S. 369 bereits das Richtige annähernd erkannt: By this treaty, the Danube was declared the frontier of the empire, and the Roman officers were allowed to cross the river, in order to punish any ravages which the Sclavonians might commit within the Roman territory — a fact which seems to indicate the declining power of the Avar monarch, and the virtual independence of the Slavonic tribes, to whom this provision applied.

vom Saveeinflusse an die stipulirte Grenze desselben gegen Avaren und Slaven bildete, lässt erkennen, dass es dem damaligen Avarenkönige gar nicht in den Sinn kam, jenseits des Stroms Eroberungen und dauernde Erwerbungen zu machen, sondern dass er nur Raubzüge beabsichtigte, um, während der Staat niemals so erstarken konnte, dass er ihm gefährlich würde, Gefangene zu machen, Lösegelder zu erpressen, Tributerhöhung und Geschenke zu erzwingen. Und es ist solche Politik für einen Räuberkönig auch die natürlichste aller; was hatte der Erwerb immer neuen Landes für einen Werth für ihn, wenn dieses Land nichts abwarf, das seiner Habgier gefiel. Wer sollte ihm die tausende blanker Byzantiner zahlen, die schönen Schüsseln und Spangen aus Gold und Edelsteinen liefern, wenn es keine kunstfleissige Bevölkerung und kein römisches Reich mehr gab, sondern alles zu einer Horde armer, fauler Wilden geworden war. In der Leidenschaft seines Zornes mag ein Chagan dies vergessen, aber die Besinnung kommt ihm bald zurück. Dies ist der Grund, warum Bajan wol die furchtbarsten Verwüstungen im Romäerreiche vollbringt, stets aber wieder in sein Land zurückgeht, ohne Provinzen von der Monarchie abzureissen, stets wieder in seine frühere Grenze sich einschliesst, wo er Raumes genug hatte. Und auch den Slaven kam es damals meist nur auf Streifzüge an, bei welchen sie Beute holten, denn auch sie besassen Landes genug, seitdem sie im Laufe eines Jahrhunderts ihre Wohnräume um mehr als das Doppelte vergrössert hatten. Ohne Vertrag, ist auch gegen sie, von der Katarakte bis Kleinskythien, die Donau ununterbrochen die Grenze, nirgends in der ganzen Periode des Maurikios begegnet man einer Spur von slavischen Niederlassungen in Moesien und Thrakien; noch stehen diese Feinde am linken Ufer, man sucht sie daselbst auf, um die ruhelosen frechen Plünderer einzuschüchtern, vielleicht gar zu vertreiben oder zu unterwerfen. Wie hätte es dem Kaiser einfallen können, die jenseitigen Slaven zu bekriegen, wenn er mit den diesseitigen zu schaffen gehabt hätte. Diese sollen freilich, nach einer populär gewordenen Annahme, in aller Stille dem Ackerbau obgelegen sein, so dass sie Niemandes Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Aber woher weiss man dies, warum vermuthet man dieses? Die jenseitigen Slaven dreiste, gefährliche Räuber, die diesseitigen

harmlose fleissige Landleute! Woher dieser auffallende, plötzliche Wechsel des Charakters? Aber die Slaven waren bis eben dahin noch keine Liebhaber des Ackerbaues, die Neigung zu diesem und dem sesshaften Leben ist nichts als eine allen Zeugnissen ins Angesicht widersprechende Fiction Schafariks und derer, die ihm gläubig folgen. Slaven in Moesien, die auf ihre Faust dahin gekommen waren, hätten ebenso gewüstet und geplündert, wie die unter Tiberius und diejenigen, welche in der Walachei standen und alljährlich auf die Gelegenheit lauerten, über den Fluss zu setzen und über den Balkan zu stürmen. Ein Kaiser, dem es also darum zu thun war, den Boden des Reiches zu schirmen, wie Maurikios dies in der That wollte, würde also vor Allem den Boden Moesiens reingefegt haben, ehe er vor die Schwelle des Reiches trat, um dort den Störefried aufzusuchen.

Maurikios war aber sogar weit entfernt davon, sich mit dem bisherigen Umfange des Reiches zu begnügen, wie er ihn vorfand, in vermessenen Augenblicken meinte er, obgleich der Staat im Osten mehr als hinreichend in Anspruch genommen war, auch oberhalb des eisernen Thores die Avaren selbst aufsuchen zu dürfen. Die reine Defensive genügte ihm wenigstens nicht. In diesem Sinne erfolgte der Feldzug vom J. 598. Noch Grösseres hoffte er 601 [1] ausrichten zu können. Wieder war es der Kaiser, der den eben abgeschlossenen Frieden zerriss [2], um die Avaren auf ihrem eigenen Boden aufzusuchen und sie ihrer Gefährlichkeit zu entkleiden.

Comentiolos sollte zum Heere des Priskos bei Singidon stossen und beide dann auf das ‚Festland‘ hinübergehen. Die Vereinigung erfolgte auch wirklich, und sie marschirten dann auf Viminacium. Der Chagan liess den Flussübergang hier durch vier seiner Söhne decken, und es wurde lange Zeit blutig gefochten. Endlich gewannen die Romäer ein entscheidendes Uebergewicht, die Söhne des Chagans versanken in der Donau, 15.000 Barbaren sollen beim letzten Sturme geblieben sein. Nichts hinderte weiteres Vorrücken. Binnen einem Monate stand Priskos an der Theiss im Avarenreiche selbst, und er-

[1] Büdinger, Oest. Gesch. 1, 74 irrig ‚noch in demselben Jahre‘ d. i. 600.
[2] Theophylact. 315. Hist. misc. 413. Theophan. 431.



rang auch hier wieder einen Sieg über die neue Armee des Chagans. Ein Streifcorps der Romäer ging über die Theiss, wahrscheinlich in der Richtung nach Westen, und überraschte die Bewohner dreier Gepidendörfer, welche nach einem Festmahle schliefen. Die Zahl von 30.000, die sie hier getödtet haben sollen, muss eine starke Uebertreibung genannt werden, wahrscheinlich fällt sie aber auf Rechnung des Kriegsberichtes des Priskos, der so wahrhaft sein mochte wie alle Bulletins von Ramses bis Trochu. Ein nochmaliger Sieg am Theissflusse vernichtete das Heer des Chagans, von dem Viele in den Fluthen ertranken. An Gefangenen zählten die Römer 3000 Avaren, 8000 Slaven und 6200 andere Barbaren, unter welchen wahrscheinlich die meisten Gepiden waren.

Wie und warum Priskos wieder zurückging, nach solchen die Erwartung des Kaisers übersteigenden Thaten, findet sich nicht berichtet. Dagegen ist uns ein merkwürdiger, viel missdeuteter Bericht über die Heimkehr des andern Feldherrn zur Hand. Comentiolos, der einer wahren oder fingirten Krankheit wegen in Viminacium geblieben war, begab sich am Ende des Feldzugs, in der Absicht schneller in Byzanz einzutreffen, in das 36 Mill. von Viminacium entfernte Ober-Novae und hielt hier Umfrage nach Leuten, die des ‚Traianischen Weges'[1] kundig wären. Da er sie aber nicht fand und Jedermann erklärte, er wisse den Weg nicht, wurde er sehr zornig und verfuhr grausam gegen die Novenser. Endlich gelang es, einen Greis von 112 Jahren zu gewinnen, der, obgleich ungern und unter Versicherungen, dass die Strasse seit 90 Jahren nicht

[1] τὴν λεγομένην Τραϊανοῦ τρίβον Theophylact. S. 320. Seine merkwürdige Mittheilung hat in der Hist. misc. nicht Aufnahme gefunden. Theophan. S. 436 gibt einen ganz guten Auszug. Für die Sorglosigkeit des Herausgebers, der die alte Uebersetzung abdrucken liess, auch wenn sie durch passende Aenderung des Textes unhaltbar geworden war, gibt es hier ein artiges Beispiel: ὁ δὲ Κομεντίολος μόλις τῆς νόσου διαγενόμενος ἐξέρχεται εἰς Νόβας ζητῶν ὁδηγοὺς τοῦ ἐξαγαγεῖν αὐτὸν τὴν ὁδὸν Τραϊανοῦ τοῦ βασιλέως lesen wir im Texte, in der Uebersetzung: Comentiolus — in deserta Nomadum loca profectus est, ductores quaerens qui sibi viam a Traiano olim tritam indicarent. Durch die letzte Wendung, zu welcher kein Grund vorlag, kommt wieder ein falscher Sinn in die Stelle, die ὁδὸς Τραϊανοῦ ist in Wahrheit wie den Worten nach nicht nur ein Weg, den Trajan betreten hat, sondern eine von ihm gebaute Strasse.

mehr sei betreten worden [1], sich dazu verstand Führer auf dem Wege zu sein, vor dem er Comentiolos vergeblich warnte.

Und durch die Ungunst des stürmischen kalten und nassen Wetters trafen ihn in der That grosse Verluste an Menschen und sein Heer erreichte in nicht gutem Zustande die Quartiere in Thrakien [2]. Wo lag nun aber der verhängnissvolle ‚Traianische Weg'? Es ist dies die von Tiberius im J. 33 auf 34 begonnene, von Traianus im J. 100 fortgesetzte und vollendete Militärstrasse längs des rechten Donauufers, auf der engen Stelle der Stromschnellen, wo es vordem keinen passirbaren Weg gegeben hatte, dieselbe Strasse, welche durch die bekannte verstümmelte Inschrift [3] gegenüber von Ogradina im Banate für uns fixirt ist. Von dieser Strasse ist die Strecke von Novae (j. Ram) bis Poletin das Werk des Tiberius, die Fortsetzung von Poletin bis Ogradina durch die sogenannte Klisura das Werk Trajans, nach welchem, wie wir aus Theophylaktos ersehen, das Ganze benannt wurde; es ist in der That auch der ungleich schwerere Theil der Arbeit, den Traianus vollführt hat. Comentiolos wählte anstatt der gewöhnlichen Strasse von Viminacium nach Naïssos den östlichen seit lange vernachlässigten Donauweg Novae Taliata Bononia. Die Berge, welche die im Flussthal sich windende, aus den Felsen der Thalwand herausgeschnittene Strasse einschliessen, sind von bedeutender relativer Höhe, und bilden das wildeste Flussdefilé Europa's. Ein moderner Reisender von trefflichem Blicke [4] schildert den Weg mit folgenden Worten: Die Römer haben ihre Schiffe mittelst eines Canals durch das eiserne Thor geschafft, von dort sie aber längs des rechten Donauufers gezogen, und für diesen Zweck einen Leinpfad angelegt, von dem sich noch heute die deutlichsten Spuren finden. Er fängt eine Meile oberhalb Orsova, dem Dorf Jeschelnitza gegenüber an, wo sich am serbischen Ufer eine Inschrift an der Felswand befindet,

[1] ὑπεῖναι γὰρ τὴν τρίβον ταύτην ἀδιεξόδευτον ἀπὸ ἐτῶν ἐννενήκοντα Theophylact. S. 320.

[2] Theophylact. 314—321, Theophan. fälschlich zum J. 593, S. 434.

[3] Griselini, Geschichte des Temeser Banates S. 289. Jos. Aschbach, Trajans steinerne Donaubrücke S. 4. Johannes Dierauer, Geschichte Trajans S. 73.

[4] (Moltke) Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei in den Jahren 1835 bis 1839. Berlin 1841. S. 430. 431.

die von dem Feuer der Hirten ganz mit Russ überzogen ist. — Die Stromufer stürzen von hier, hoch und schroff, oft senkrecht, zum Fluss ab, und ein schmaler Gang ist dicht über dem Niveau des höchsten Wasserstandes in den Fels gemeisselt. An einigen Stellen aber, wo die Arbeit zu bedeutend gewesen wäre, sieht man ganz deutlich die viereckigen Löcher, in welche einst die Balken eingetrieben wurden, welche eine Laufbrücke längs des Stroms getragen haben. Dieser Weg ist nun an vielen Stellen sehr ungangbar geworden, obgleich die Bewohner der nahe liegenden Ortschaften sich seiner immer noch bedienen. — Der Mangel an Schutz vor dem Unwetter kann nun allerdings den Soldaten Strapazzen auferlegt haben, wie sie aber auf der kurzen Strecke sollen arge Verluste erfahren haben, ist bei dem Mangel genauerer Details über das Ereigniss nicht zu begreifen.[1]

Die endlichen Folgen des ruhmreichen Feldzugs vom J. 601 sind der grossen Anstrengungen nicht würdig gewesen. Um die Gründe darf man so armselige Geschichtschreiber wie Theophylaktos und Theophanes nicht fragen; sie melden die nackte Thatsache, und diese nicht vollständig, sondern reissen nach Belieben Stücke davon ab. So viel erkennen wir aber, dass kein Friedensschluss erfolgt ist. Der Krieg wurde vielmehr im nächsten Jahre (602) fortgeführt, aber leider wieder Petros, der Bruder des Kaisers, mit dem Oberbefehle betraut. Dieser bezog in Palatiolon an der Donau[2] ein verschanztes Lager und verliess es nur, um nach Dardanien, die Binnenlandschaft zwischen Moesien und Makedonien, zu ziehen, welche man bedroht glaubte, als der Chagan oberhalb der Katarakte ein Heer unter Anführung Apsichs zusammenzog. Apsich versuchte es, zunächst den Römern die Katarakte zu entreissen,

[1] Ich bin über diese Strasse ausführlicher, weil alle Vorgänger die Traianische Strasse und den Rückzug des Comentiolos in die Landschaft im Norden der Donau verlegt haben, wol wieder nur darum, weil die Stellen ausser Zusammenhang gelesen und beurtheilt wurden.

[2] Es war eines der Castelle, welche Justinianus in Moesien herstellen liess und lag gegenüber von Zikidiva (Procop. Σκίβιδα) auf dem ‚Festland'. unterhalb des Flusses Iskos (j. Isker) und des Castells Utus, an der heutigen Uebergangsstelle von Islasch oberhalb der Alutamündung. (Procop. de aed. 4, 6). Bei Theophylact. S. 322 u. 324 findet sich die irrige Schreibung Παλάστολον.

d. i. wol alle jene Plätze, die als Bollwerke an ihr lagen, wie Picnus, Cuppae, Novae, Taliata, die in allem Sturm der Zeiten noch getrotzt hatten, und die Verbindung der freien Slovenen in der Walachei mit den Avaren stören mochten. Doch es kam zu keinem ernstlichen Kampfe. Der Chagan, der die Gelegenheit nicht günstig sehen mochte, löste sein Heer auf, und Petros ging sogleich nach Adrianopel zurück. Das hatte der Chagan wohl gewünscht; neuerdings ging sogleich das Gerücht, dass er einen Einfall in das römische Gebiet vorbereite. Doch scheint Maurikios darauf kein Gewicht gelegt zu haben, denn er hielt die Gelegenheit für günstig, die Kriege mit den Slaven jenseits der Donau wieder aufzunehmen. Petros bekam Befehl, ins Slovenenland einzufallen [1], und Gundois, dem die Barkenflotte übergeben war, vollzog den Auftrag mit entschiedenem Glücke, machte viel Beute und Gefangene und blieb vorerst im feindlichen Lande. Der kurz zusammengefasste Bericht macht uns aber mit keinen Einzelnheiten bekannt.

Um für diesen Heereszug gegen seine Freunde Rache zu nehmen, wollte der Chagan seinen Feldherrn Apsich gegen die Anten entsenden, welche, wie es scheint, von Osten her den Angriff der Romäer gegen die Slovenen unterstützten. Doch der Chagan war es nicht im Stande; die Heerfahrt in ein entlegenes Land und die Aussicht auf nur geringe Beute mochten das avarische Heer verstimmen; viele aus ihm zogen es vor, zu den Romäern überzugehen.

Als aber Maurikios, seinen Vortheil benützend, meinte, das siegreiche Heer sollte wieder einmal im feindlichen Slavenlande überwintern, da regte sich die durch manche ungeschickte Handlung erregte, unter der Asche glimmende Unzufriedenheit des Heeres, welche der ehrgeizige Exarch Phokas geschickt zu seinen Zwecken benützte. Das Heer, das er unermüdlich aufgereizt hatte, kehrte, als seinem Willen nicht entsprochen wurde, eigenmächtig nach Moesien zurück, und stürmte auf Palatiolon, in dessen Nähe das Hauptquartier des Petros lag. Schon aber war die Aufregung wieder gedämpft, und das Heer bereit, von Securisca aus in seine Winterquartiere

[1] Theophylact. S. 323: Πέτρος κατὰ τῆς Σκλαβηνίας πλήθους στρατοπεδεύεσθαι παρεσκεύαζεν.

jenseits der Donau zu rücken, als heftige Regengüsse und der Eintritt des kalten Wetters, die meuterische Gesinnung neu anfachten, die nun nicht wieder beschwichtigt werden konnte, und im raschen Verlaufe den Thron des Maurikios stürzte und diesen unter seinen Trümmern begrub [1] (602).

Unter Phokas (602—610), der wie ein zweiter Jehu, das kaiserliche Haus abgeschlachtet hat, muss das Elend des Reiches eine unerträgliche Höhe erreicht haben.[2] Kein Zeuge meldet genauer von den Einbrüchen der raubenden Horden, und doch war es eine Zeit, in der sie sich im Reiche heimischer fühlen mochten als jemals seit den Tagen Justinus II. Vor allem aber war es Phokas, der das Avarenthum, an das schon die Axt gelegt war, vor dem Untergange bewahrte, indem er den Maurikios im Laufe seiner vielversprechenden Erfolge unterbrach. Er hat damit auch den Slaven später den Weg nach Moesien gebahnt. Die nachfolgenden bedrängten Zeiten haben Heereszüge wie die des Maurikios zum Schutze des Donaulimes nicht mehr gesehen.

Bis auf Phokas ist nirgends Raum für eine gewaltsame Ausbreitung der Slaven auf dem Boden des Reichs; ihre Raubzüge werden zurückgeschlagen, sie selbst auf ihrem eigenen jüngsterworbenen Boden glücklich bekämpft. Alle Donaufestungen von Singidon bis Dorostylon stehen aufrecht; weiter nach Osten wird kein Castell mehr genannt, niemals geht ein Heer in jenem Theile, der Klein-Skythien hiess, etwa über dem Hals der Donau ins Tiefland hinüber, daher wir wol annehmen dürfen, dass es bis zu dem bekannten Walle des Comes Traianus schon den Slovenen gehörte. Noch aber besass das Reich in Europa im J. 602 die ganze Halbinsel von Istrien bis zum westlichen Pontusgestade, das Banner des Reiches wehte noch in Zara wie in Tomi. Nirgends geschieht auf dieser ganzen Ausdehnung die leiseste Erwähnung, dass etwa von Seiten der Regierung selbst eine Ansiedlung slavischer Bevölkerung wäre ins Werk gesetzt worden. Eine friedliche Ansiedlung wäre aber damals nur unter der Autorität

[1] Theophylact. 322—326. Theophanes, irrig zum J. 594, S. 437—449.

[2] Theophan. S. 448 bezeugt es mit den Worten οὐ διέλιπε δὲ τὴν Ῥωμαίων βασιλείαν ἐξ ἐκείνου καιροῦ δυστυχήματα ποικίλα τε καὶ ἐξαίσια.

der Regierung möglich gewesen. Was aber von slavischen Haufen feindlich ins Land brach, das hatte kein Verweilen daselbst, das Kriegsglück kehrte immer wieder zu den romäischen Waffen zurück.

Diesen Argumentationen, welche auf Grund der dargestellten Verhältnisse sich erheben, steht kein einziges Zeugniss gegenüber, das uns ermächtigte, Slavenansiedelungen im römischen Reiche südlich der Donau vor 602 anzunehmen. Die Behauptung, welche Schafarik aufgestellt hat, dass unter den ‚Städten und festen Orten Moesiens, Thrakiens, Makedoniens, Illyriens und Epeiros' bei Prokop (552) schon viele Namen slavisches Gepräge an sich tragen'[1] legt nur davon Zeugniss ab, dass Schafarik in Bezug auf Namenforschung im J. 1837 als er dies schrieb, über die ungeheuren etymologischen Träumereien, mit welchen er im J. 1828 hervorgetreten[2], im wesentlichen nicht hinausgekommen, dass seine Forschung nicht sicherer und bedächtiger geworden war. Das Slavische im Prokopios aber soll noch heute nachgewiesen werden.

Von den Etymologien, an welche bedeutsame Folgerungen geknüpft worden sind, verdient vielleicht nur die eine, welche den Namen Justinianus betrifft, hier berührt zu werden. Man hat nämlich dem Namen Uprauda, wie Justinianus als Jüngling hiess, den Sinn von Justus beigelegt und slavische Abstammung für ihn und das Land aus dem er stammte, behauptet. Allein Justinianus hiess nicht so, weil sein früherer Name Upranda den Sinn von Justus hatte, sondern weil ihn sein Onkel Justinus adoptirte; die Erweiterung des Namens ist in solchen Fällen gewöhnlich gewesen und so wurde aus einem Justinus folgerichtig ein Justinianus. Es müsste also bezeugt werden, das Justinus ursprünglich Upranda hiess; wir wissen aber, dass dieser aus

[1] Slav. Alterthümer 2, 14.

[2] Ueber die Abkunft der Slawen. Ofen 1828. Durch die gewaltsamste Deutung aus slavischen Wurzeln werden Namen, über deren Bedeutung sonst gar nichts bekannt ist, zu slavischen gestempelt: der sicheren alten Form werden junge slavische Umformungen vorgezogen. Gegner, die sich zur Anerkennung solcher Resultate nicht verstehen wollten, gröblich behandelt. Auf solche Art werden Rhizinium, Salona, Sardica, Ulpiana, Horrea (Margi), Gratiana, Drubeta, Almus, Tibiscus u. a. auf der Halbinsel zu Beweisen für altes Slaventhum.

Bederiana in der Nähe von Justinians Geburtsort stammend schon in jungen Jahren Justinus genannt wurde und dass seine Gefährten, die aus derselben Heimat mit ihm zum Waffendienst auszogen, die Namen Zimarchos und Ditybistos trugen, in welchen das alte thrakische Element erkennbar fortlebt. Endlich ist Uprauda gar nicht eine slavische Form, die dem Justus, geschweige einem Justinus oder Justinianus entspräche, denn diese lautet pravĭdivŭ, pravídinú. Auch führte der Vater Justinians den echt thrakischen Namen Sabatios, seine Mutter und Schwester aber hiessen Vigilantia, wofür die vulgären, aber rein romanischen Formen Viglentia und Vigleniza waren. Diese Namen bestätigen also nur, was wir sonst von der Ethnographie des illyrischen und thrakischen Binnenlandes wissen; über thrakischer Schichte lag eine jüngere Schichte Römerthum, altnationale und römische Namen liefen darum neben einander her.

So also war es bis 602, allein unter Phokas und noch mehr unter Heraklios (610—641), als die ganze Kraft des Reiches weit mehr als unter Maurikios auf die Abwehr der östlichen Feinde in Asien, der Perser und Araber gerichtet war und man gegen die Gefahren, die von Norden einstürmten, und alles, was jenseits des Haemus vorging, die Augen schloss, da gewann die slovenische Nation eher Gelegenheit, sich auch in dem entvölkerten, an lachenden Landschaften reichen Moesien, Dardanien und Makedonien anzusiedeln und einzuwohnen. Eben für die nächsten 60 Jahre lässt uns aber die griechische Geschichtschreibung auf diesem Schauplatz fast völlig in Stich. Die Aufmerksamkeit ist einzig auf den Orient gerichtet, wo der Kampf mit furchtbaren Gegnern nicht ausgeht, bis nach grossartigem Schicksalswechsel alles verloren geht.

Doch lässt sich so viel entnehmen, dass die Avaren Dalmatien und das westliche Halbinselgebiet, welches durch Bollwerke minder beschützt war, zum Zielpunkt ihrer Verheerungen machten, ja unter Phokas ist vielleicht nur ein bedeutender Heereszug nach dem moesisch-thrakischen Gebiete unternommen worden.[1] Unter Heraklios dagegen ist der Chagan 618 bis

[1] Theophan. S. 461, Ἡράκλειος δὲ ὁ βασιλεὺς βασιλεύσας, εὗρε παραλελυμμένα τὰ τῆς πολιτείας Ῥωμαίων πράγματα. τήν τε γὰρ Εὐρώπην οἱ βάρβαροι ἠρήμωσαν.

Constantinopel vorgedrungen, aber schon im nächsten Jahre wieder beruhigt worden und es dauerte einige Jahre ein gutes Verhältniss an, was natürlich nicht hindern konnte, dass freie Slavenhaufen hie und da einen Einfall unternahmen.

Im J. 626 verband sich der ‚König der Könige‘ Chosru mit dem Chagan der Avaren zum Verderben Constantinopels, und sie belagerten die ‚kaiserliche Stadt‘. Im Heere des Chagans dienten alle Unterthanen desselben, Bulgaren Slaven und Gepiden; dass ihn auch die freien Slaven dabei unterstützten, ist sehr wahrscheinlich. Die Unternehmung auf Constantinopel scheiterte ‚durch die Fürbitte Marias‘ und die darauffolgende Schwäche des avarischen Reichs hat ohne Zweifel dem romäischen Reiche längere Ruhe vor ihm verschafft; vereinzelte Einfälle der transistrischen Slaven aber hat die karge Geschichtschreibung nicht überliefert, man darf sie aber voraussetzen, denn von ihnen gilt in der Zeit das Wort des Florus: So gross ist ihre Wildheit, dass sie den Frieden gar nicht begreifen.

Dieses Stillschweigen der Annalen währt bis 657 unter der Regierung des K. Constans (641—668). Er unternahm einen Feldzug nach Sklavinien, heisst es nun in bedauerlichem Lakonismus, besiegte es und nahm es in Unterthänigkeit.[1] Was ist das für ein Land Sklavinien, wo lag es? Noch unter Maurikios hat man damit das transistrische Slavenland gemeint, doch wenn es auch wohl denkbar ist, dass man unter Constans einen Streifzug in dasselbe Slavenland unternahm, so geht es doch nicht an, zu denken, dass man das ent-

Hier ist wegen des folgenden Gegensatzes Asien nicht an die Eparchie Thrakiens, sondern an den gesammten europäischen Besitzstand zu denken. Die Hist. misc. S. 427 (Europam Auares reddidere desertam, Asiam uero Persae) gibt dieselbe Nachricht wieder. Dagegen findet sich Theophan. 449 eine positive Erwähnung von einer Verheerung Thrakiens unter Phokas (οἱ Ἄβαρεις τὴν Θράκην ἐδῄωσαν). Wahrscheinlich hat aber Phokas sehr bald mit dem Chagan Frieden geschlossen, und von der Seite Ruhe gehabt, weil er die Truppen aus Europa nach Asien zog (Hist. misc. 421).

[1] Theophan. 1, 530 fälschlich zum J. 649 Τούτῳ τῷ ἔτει ἐπεστράτευσεν ὁ βασιλεὺς κατὰ Σκλαβινίας, καὶ ᾐχμαλώτευσεν πολλοὺς καὶ ὑπέταξεν. Hist. miscell. ed Eyssenhardt S. 468: Anno imperii Constantis sexto decimo exercitum mouit contra Sclaviniam et captiuos duxit plurimos et subegit.

fernte, nicht haltbare Land unterworfen habe, in einer Zeit, wo die Kräfte des Staates so geschmälert waren. Viel eher empfiehlt es sich, anzunehmen, dass sich ein grosser Theil jener Nord-Donauslaven in den Jahren kurz vor 657 auf das linke Ufer begeben, und hier ohne Einwilligung der römischen Regierung ein neues Sklavinien gestiftet habe, in Gauen unter Gauhäuptern, in losem Verbande wie früher. Der Kaiser aber besiegte dieselben nicht nur, sondern er legte ihnen auch feste Tributzahlung auf, so dass sie hinfort Unterthanen des romäischen Reiches wurden, wie einst andere Barbaren. Austreiben durfte er die neue Bevölkerung schon darum nicht, weil das entblösste Land und sein Heer ihrer bedurfte.

Was uns vor Allem bestimmt, in diesem Sklavinien vom J. 657 das Land Moesien und in den Slaven desselben die später sogenannten ‚sieben Geschlechter‘[1] der Slovenen zu verstehen, ist die vertragsmässig festgestellte Unterthänigkeit, in welcher auch jene sieben Geschlechter sich befanden, als einige Jahre später die Bulgaren sich unter ihnen niederliessen. Es scheint also nichts glaublicher, als dass die Unterwerfung, die im Jahre 657 vollzogen worden, damals fortdauerte, ja vielleicht auch, dass seither immer mehr slavische Haufen auf ähnliche Bedingungen hin im entvölkerten Reiche Aufnahme fanden. Auch muss noch hinzugefügt werden, dass Theophanes auch ferner unter Sklavinia oder die Sklavinien schlechthin das moesische Land begreift.[2]

Unter dieser Annahme, die nur nicht zur Strenge eines Beweises erhoben werden kann, dass Kaiser Constans im J. 657 unlange zuvor in Moesien eingewanderte Slovenenhaufen vom ‚Festlande‘ unterwarf und tributpflichtig machte, müssen wir sagen, dass er in Bezug auf diese östlichen Slaven nur dasselbe that, was sein Vorfahre Heraklios mit den ungebetenen

[1] ἑπτὰ γενεὰς ὑπὸ πάκτον ὄντας. Theophan. septem generationes quae sub pacto erant. Hist. misc. So heissen die Slaven die Tributpflichtigen, die Unterthanen der Russen, Σκλάβοι οἱ πακτιῶται αὐτῶν bei Constant. de adm. imp. c. 9. 30. 32. Ueber das Verhältniss der πακτιῶται s. E. Kunik, die Berufung der schwedischen Rodsen. St. Petersb. 1845, 2, 444.

[2] So S. 557 τούς τε Βουλγάρους καὶ τὰς Σκλαβινίας. S. 755.

Gästen Dalmatiens und des Bosnagebietes gethan hatte:[1] die er nicht los werden konnte oder wegen der zunehmenden Verödung und Menschenarmuth des Reiches nicht austreiben mochte, nahm er in Schirm und Schutz des Reiches.

In diesem Verhältniss von Unterthanen blieb den Slaven nur das flache Land überlassen, in welchem es herrenlosen Grund in grosser Menge geben musste. Die Städte und Festungen waren nach mehr als zwanzig Jahren noch im Besitze der römischen Besatzungen, und erst die unternehmenderen Bulgaren begannen sie zu brechen.[2] Das darüber erhaltene Zeugniss entspricht auch allem, was wir sonst von den Slaven wissen; als Festungsbelagerer waren sie noch nirgends mit Glück aufgetreten.

Die Slaven hatten auch noch nirgends bei sich eine starke Monarchie geschaffen, dem Anfall eines monarchisch regierten Volkes konnten sie daher nicht widerstehen. Die sieben Gemeinden verfielen nach 21 Jahren (678) der Herrschaft des ugrischen oder, wie Andere wollen, türkischen Stammes der Bulgaren, mit welcher die Geschichte der Halbinsel eine neue traurige Epoche beginnt.

Ich bin hier an meinem Ziele. Die Slovenen oder, wie man später sagte, bulgarischen Slaven sind nach den im Zusammenhang gelesenen und geprüften Berichten nicht schon im fünften oder sechsten Jahrhundert in die Gegenden Moesiens eingewandert, sondern erst im siebenten.[3] Keinesfalls früher als unter Phokas oder Heraklios, am wahrscheinlichsten aber kurz vor 657. Kaiser Constans hat sie in diesem Jahr unterworfen und zu steuerpflichtigen Unterthanen des Reiches gemacht, in welcher Lage sie die Bulgaren trafen, mit deren Auftreten die romäische Herrschaft in Moesien ihr eigentliches Ende nahm.

---

[1] S. darüber Ernst Dümmlers eingehende Untersuchung: Ueber die älteste Geschichte der Slawen in Dalmatien (549—928) S. 366.

[2] Theophan. 1, 449.

[3] Nachträglich sehe ich, dass auch Ph. Krug (Forschungen S. 751) doch ohne nähere Begründung die Ansicht ausspricht, dass die Slaven im ersten Viertel des 7. Jahrhunderts über die Donau nach Bulgarien kamen.

Die Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit der Aufnahme grosser Slavenmassen auch im westlichen Theil der Halbinsel. legt es mir nahe, auch über die serbisch-kroatische Einwanderung ein Wort zu äussern, obgleich ich mir das Bedenkliche nicht verhehle, nach grossen Forschern, wie Zeuss und Dümmler, in der Frage noch einmal zu sprechen. Was ich aber zu sagen habe, betrifft das Land, aus dem die Kroaten (Hrvati, Hrovati) kamen. Dümmler wenigstens ist nicht der Meinung, jenes ‚Weisskroatien' an der Nordseite der Karpaten zu verwerfen, da auch später der kroatische Name noch in der Gegend von Krakau vorkomme.[1] Die Stellen des Constantinos über dasselbe verstehe ich aber abweichend von früheren so, dass die Belochrobaten oder weissen Chrovaten, welche ihre eigenen Herrscher haben, dabei aber dem Könige Otto dem Grossen unterworfen sind, Schwägerschaft und Liebesbeweise mit den Ungarn unterhalten, die an den Bergen, zugleich jenseits Baierns und jenseits Ungarns wohnen, und an das Frankenreich grenzen — ihr Land aber heisst bei ihnen Boiki — dass diese noch ungetauften Chrobaten keine anderen sind, als einige Stämme der slavischen Böhmen, die sowohl südlich als nördlich des Riesengebirges wohnten und Chrovaten genannt wurden. Mit andern Worten, es hat nichts Unwahrscheinliches an sich, dass die Heimath der Chrovaten, welche in die Halbinsel wanderten, an der bezeichneten Stelle im Norden Böhmens lag, wo noch später Chrovaten sich finden. Die Mehrzahl des böhmischen Volkes war, als Constantinos sein Werk von der Verwaltung des Reiches abfasste, vom Christenthum noch unberührt und widerstrebte ihm, Constantinos konnte die Stämme Böhmens und somit auch die Chrovaten sehr gut ungetauft nennen. Ihr Herzog Boleslav unterwarf sich dem deutschen Herrscher im J. 947, sehr gut konnte also Constantinos um 949 davon melden, dass der Herrscher der ungetauften Chrovaten dem Könige Otto gehorche. Sie nannten ihr Land Boiki, d. h. wohl sich selbst als Einwohner des alten Landes der Bojer; sie gebrauchten damit nur den alten, seit Jahrhunderten geltenden Namen, denn auch die Markomannen hatten das Land Bojenland: Bojohaemum genannt; noch im siebenten Jahr-

[1] A. a. O. S. 366 — Zeuss S. 609.

hundert wird das Land Boyas vom Kosmographen von Ravenna erwähnt.[1] Man müsste sich sogar wundern, wenn die zahlreichen in Bojohaemum neuangesiedelten Slavenstämm, denen es an einer gemeinsamen Bezeichnung fehlte, nicht den alten ihnen überlieferten Bojennamen fortgebraucht hätten. Damals nun scheint unter dem Gewirre von mancherlei kleinen Stämmen, die sich im Elbeland niedergesetzt hatten, das Volk der Chrovaten eine hervorragende Bedeutung in Anspruch genommen zu haben; das Principat der Čechen, die später den Namen gaben, datirt erst aus späteren Tagen. Der erste, der unter den Byzantinern den Namen (Τζέχοι) kennen lernt, ist Kinnamos um 1180.

Vor Allem aber ist abzuwehren, dass man, wie selbst Zeuss thut, behaupte, Constantinos setze seine Chrovaten an die Nordseite der Karpaten, da er nur von einem Aneinandergrenzen des Landes Boiki und der Turkoi oder Ungarn spricht, was für seine Zeit ganz richtig ist, da Böhmen mit Einschluss des zugehörigen Mährens wirklich an der Bergreihe der kleinen Karpaten sich begrenzen. Dass er aus seinen Erkundigungen nicht auch die genaue Lage der Chrovaten erfuhr, oder besser, dass ihm das was er erfahren nicht immer so klar vor der Seele stand, um es mit wünschenswerther Genauigkeit auszusprechen, darf uns bei einem Manne, der im 10. Jahrhundert in Constantinopel über Gegenden im östlichen Deutschland schrieb, nicht wundern. Wundern muss man sich weitmehr, wie man aus dem klaren Bagibareia, Baiern, ein Babia góra hat machen können, aus dem Namen eines nothwendiger

[1] Ed. Parthey et Pinder S. 213. Die wichtige Stelle bedarf der Reinigung von störenden Randbemerkungen. Ich lese daher: Item ad partem quasi meridianam, quomodo a spatiossima dicatur terra, est patria quae dicitur Albis [Ungani] montuosa per longum, quasi ad Orientem multum extenditur, cuius aliqua pars Boyas dicitur. — — haec patria habet non modica flumina, inter cetera fluvius grandis qui dicitur Albis et [Bisigib l. Bisurgis] alia sexaginta, quae in Oceano funduntur. Wer diese in den Text hineingerathenen Ungani sein sollen, belehrt uns die Vergleichung mit S. 28: cuius ad frontem Alpes vel patria Albis: [Maurungani certissime antiquitus dicebatur]. Die eingeklammerten Worte sind Zusatz eines Lesers, die Maurungani augenscheinlich die Markomannen, welche in dem Lande Boyas, nach jüngerer Lautform Baias wohnten. In dem Namen Baju-varii lebt der Namen unvertilgbar weiter.

Weise Constantinos bekannten Landes, den Namen eines Berges in den Karpaten [1], den ausser den Umwohnern im 10. Jahrhundert kein Sterblicher auf der Welt wissen konnte, und man muss fragen, wie hätte denn ein Grieche das Wort Bajivaria anders schreiben sollen, als wie es Constantinos schrieb; jede neugriechische Grammatik könnte hierüber den nöthigen Aufschluss geben.

Doch genug davon. Unter der Annahme, dass die Chrovaten Nordböhmens und Sachsens — denn auch an der Sale gab es Chrovaten — andern Dialects waren, als die Gesammtmasse der sogenannten Sorben, welche man eben wegen des verschiedenen Sprachcharakters mit den Serben des Morawagebietes nicht zusammenbringen darf, so hat die Auswanderung derselben nach Kroatien und Dalmatien, obgleich wir deren Motive nicht kennen, gar nichts bedenkliches; ja die Auswanderung grösserer Volksmengen würde erst erklären, warum der Chrovatenname im Norden seine alte Bedeutung völlig einbüsste. Ob bei diesem Anlasse nicht auch ein Schwarm der Nordserben nach Süden rückte, und sich hier mit dem sonst von ihm verschiedenen, Gott weiss woher herbeigekommenen Südserbenstamme vermischend, Anlass gab zu einer Erzählung, alle Serben seien gleich den Hrvaten aus ihren Sitzen von Norden hergewandert, wage ich nicht zu behaupten, doch kann auch Niemand das Gegentheil versichern.

Mit der Einwanderung der Kroato-Serben und der moesischen Slaven in die verödeten Räume der Halbinsel, ist die slavische Wanderung nach etwa zweihundertjähriger Dauer zum Abschluss gekommen; die Anordnung, welche im Jahre 657 sich darbietet, blieb im wesentlichen auch für die Folge an der Elbe wie an der Donau. Verluste des rasch Erworbenen hat das Slaventhum darauf viele erfahren — man beziffert sie allein in Deutschland auf mehr als 3000 Quadratmeilen — eine Erweiterung aber nur nach Süden, bis in die

[1] So, der polnischen Schriftsteller gar nicht zu gedenken, u. a. auch Spruner in seinem Atlas.

Halbinsel Morea, wo sich aber der Aufsaugungsprocess am frühesten vollzog.[1]

Drei grosse Völker-Wanderungen haben unsern Erdtheil durch ein Jahrtausend in Anstoss versetzt: die germanische, slavische und türkisch-ugrische; aus deren wechselseitiger Förderung, Hemmung und Durchdringung ist der gegenwärtige Stand der Völkergruppirung hervorgegangen. Die bedeutendste derselben nach Kraft und Wirkung ist die germanische, die normannische Bewegung bildet nur einen spätern Ausklang derselben, und so darf man die Eroberung Englands im 11. Jahrhundert die letzte Welle der grossen Fluth nennen, welche im dritten zuerst Dakien verschlang. Die türkisch-ugrische Wanderung, welche der germanischen in einem entscheidenden Augenblicke einen mächtig nachwirkenden Impuls gegeben hat, begann mit dem Einmarsch der Hunen in Europa, und kommt mit der Aufrichtung eines osmanischen Kaiserthrons auf den Trümmern des römischen am spätesten zum Abschluss. Augsburg (955) Liegnitz (1241), Wien (1683) bezeichnen einige der Hauptpunkte in dem grossen Stürmen. Von den vielen Gliedern der ausgebreiteten Völkerschaar, die wie athemlos nach Westen drängte, ist es allein den Ungarn und Osmanen gelungen, Reiche minder vergänglichen Wesens zu stiften. Am raschesten, am ruhigsten verlief die slavische Wanderung. Während ein Zug der Energie und des Heldenthums die germanische Wanderung auszeichnet, eine fanatische Wildheit, ein bewusster Gegensatz gegen alle sesshafte Cultur die ugrische und türkische Bewegung charakterisirt, so treffen wir nichts von alledem bei den Slaven. Sie wollen nicht die Krieger sein, welche mit tapferem Arm die Cultur des mit Scheu betrachteten Weltreichs vertheidigen, sie wollen auch nicht, wie Türken und Ungarn, so weit ihr flüchtiges Ross sie trägt, alles was Menschen geschaffen austilgen, und verstehen es nicht,

[1] Alles was von Slaven freiwillig oder gezwungen in Kleinasien und Syrien sich ansiedelte, ist spurlos in anderem Volksthum untergegangen. Solche Ansiedlungen werden erwähnt 656 in Apamea (Theophan. 532) in der Zahl von 5000; 680 nach Kleinasien πολλὰ πλήθη (Theophan. 557). Der Kaiser hob drei Jahre später aus ihnen 30.000 streitbare Männer aus; noch später wurden alle nach Leukate bei Nicomedia in Bithynien verpflanzt (Theophan. S. 559 u. 561).

mit der Geissel über Völker zu herrschen, die sie mit dem krummen Säbel und mit den Pfeilen sich unterwarfen. Ihre Wanderung ist ein Hinausströmen überreichen Menschensegens in leergewordene Räume, ohne Aufregung, ohne Heldenthum, ohne Schwung thatenkühner Kraft. Der Germane lebt sich in die staatlichen Ordnungen ein, welche er auf den eroberten Culturräumen vorfindet, der Türke schafft aus dem Nichts, das seine Zerstörung hervorruft,[1] eine neue kräftige Ordnung, der Slave bewahrt auf der Tabula rasa, die er fast aller Orten schon trifft, die alten aus der Heimath gebrachten Zustände weiter. Die Wanderung kittet seine Schaaren nicht fester zusammen, sie schafft keine Heerkönige, keine Schwertreiche. Kaum dass im Zusammenstosse mit der römischen Welt in kleinen Raubgängen, die keine Helden bildeten, die Namen Ardagast, Musok, Piragast sich hervorheben, Namen, an die man die germanischen Ermanarich, Alarich, Theodorich, Alboin, Chlodwig zu halten braucht, um den Unterschied auf das grellste zu bezeichnen. Daher gibt es auch eine hunische, eine osmanische Eroberungs-Sage, ein germanisches Epos aus der Völkerwanderungszeit, aber keine slavische Völkerwanderungssage; erst die späteren Tage ernsten Kampfes um Boden und Freiheit haben bei Russen und Serben das Heldenlied gezeitigt.

Die ausgewanderten Zweige der Slaven haben keine Erinnerung an das Mutterland am Dnieper bewahrt und im Mutterlande ist eben so wenig ein Andenken zurückgeblieben an die Aussendung so vieler Söhne nach Süd und West. Kein Zusammenhang verband die beiden hinfort mit einander. Dem Geschichtschreiber, der zuerst unter den Slaven hervortrat, drängte sich das Bedürfniss einer Erklärung auf, woher alle die sprachlich sich so nahe stehenden Stämme ihren Ausgang

[1] A. Jaubert (Journal asiatique 12, 485) charakterisirt dies in kräftigen Worten: Ce n'était pas tant l'amour du pillage que l'ardeur de la destruction qui les (les peuples de race mongole) dirigeait. S'ils n'eussent été que conquérants, ils auraient songé à conserver; si le patriotisme, l'amour de la gloire eussent été leurs mobiles, ils auraient voulu perpétués, par des établissements durables, le souvenir de leurs succès; mais un sentiment de vengeance (telle est l'expression dont se servent les auteurs turks) aveugle, imprévoyante, une soif inextinguible de sang et de carnage, un instinct malheureux qui les portait à ne se complaire qu'au milieu des ruines, telles furent leurs passions. —

genommen und er vertrat eine Hypothese, die wir bei ihm natürlich finden müssen, die aber doch im Widerspruche mit der Wahrheit ist, etwa wie der Versuch, die Jonier in Hellas von den jonischen Colonien am Rande Kleinasiens, oder alle Germanen von der Insel Scandza abzuleiten. Nestor nahm die Hypothese übrigens nicht aus sich, sondern empfing sie vom Süden her, dem Ausgangspunkte der Cultur für die nordöstlichen Slaven, wo sie bei Serben und Slovenen längst in Umlauf gesetzt war, von den Priestern, die sie ersonnen. Hiernach wanderte das Slavenvolk, sich an der Donau im Mittelpunkt fühlend, von da nach der Weichsel und der Wolga, an den Strymon und an die Elbe.[1]

Durch das Ausströmen des kräftigsten Theils der Bevölkerung muss die Volkszahl im Mutterlande sehr verringert worden sein, und es bedurfte gewiss vieler Jahrhunderte, bis sie sich wieder auf den früheren Stand erhob. Eine politische Verbindung zu einem grossen Ganzen erlangte diese Masse erst durch das Eindringen des derben, thatkräftigen Elements der germanischen Warägen aus Schweden, der sogenannten Ros. Aus den halt- und zusammenhanglosen, von auswärtigen Feinden misshandelten Slavengauen erwuchs das russische Volk, jetzt das grösste der Slavenvölker, wie es einst vor den Tagen des Auszugs das einzige Slavenvolk gewesen. Mit der durch germanischen Impuls erworbenen Kraft starker politischer Organisation, mit der Zuversicht eines aus den Siegen gegen das Ausland erwachten Nationalgefühls, und mit dem Drange eines ausbreitungslustigen Glaubens wurde das russische Volk bald kräftig genug, das zersplitterte schlaffe Element der finnischen Völker in sich zu absorbiren, sich völlig zu assimiliren. Unterwerfung, Bekehrung, Slavisirung folgten sich rasch auf einander. Das Russenthum slavisirte nach und nach den grössten Theil der Völker von den Wolga- und Donquellen bis zum Eismeere, und gestaltete aus ihnen eine uniforme Masse. So entstand durch Colonisation Verpflanzung und allmälige Slavisirung das sogenannte grossrussische Volk, in

[1] Es genügt hier auf Zeuss zu verweisen, S. 597.



dem das finnische Blut einen wahrscheinlich sehr beträchtlichen Procentantheil bildet.

Ueber dieses Finnenthum der Russen sind in neuerer Zeit unter dem Einflusse politischen Nationalhasses polnischer Schriftsteller Uebertreibungen in Umlauf gesetzt worden, welche auch in deutschen wissenschaftlichen Werken Wiederhall gefunden haben. Nach ihnen sind die wenigsten Grossrussen echte Slaven, in den meisten fliesse finnisches oder tatarisches Blut, allein wenn man alle störende Politik und die Leidenschaften derer, welchen ein Finne oder Tatare und Mongole ein verabscheuungswürdiges Wesen ist [1], so dass die Vermischung eines Slaven mit demselben die traurigsten Folgen nach sich ziehen muss, aus den Augen setzt, so lässt sich doch nur sagen, dass der Slavismus des russischen Volks von Norden nach Süden zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen, so wie in der nach Osten abnimmt und in dem Grade die Mischung mit fremden, meist turanischen Bestandtheilen intensiver wird. Genaue Untersuchungen der ethnischen Mischung von Gouvernement zu Gouvernement, wie sie nothwendig wären, um ein sicheres Urtheil im einzelnen zu fällen, sind aber bisher nicht angestellt worden. Trotz mancher angestrengter Versuche derer, welche in die Ethnologie ihren Hass einfliessen lassen, die Unterschiede zwischen den Kleinrussen, ‚den echten Slaven', und den Grossrussen, ‚den Turaniern und Asiaten', recht grell zu zeichnen, ist der Unterschied zwischen den beiden Stämmen heute nicht grösser als etwa der zwischen Schwaben und Preussen. Im Volke von Ost-Deutschland rollt manches Tröpfchen Slavenblut, doch hat das germanische Wesen obgesiegt, ebenso hat in Russland das Slavische alles Fremde des Finnenthums völlig überwunden.

[1] Quatrefages' Erfindung der race prussienne als eines finnischen Volkes, ist das beste Seitenstück zu den Declamationen gegen das turanische Russenvolk, welche u. a. G. Kinkel in Deutschland verbreiten half.

III. SITZUNG VOM 15. JANUAR 1873.

Der Secretär legt eine Note des k. und k. Ministeriums des Aeussern vor, worin dasselbe den Bericht des General-Consuls in Barcelona über das in Valencia erschienene Werk ‚Catalogo de la Biblioteca de Salvà' der Akademie mittheilt.

Die Aufnahme der von Herrn Dr. Ernst von Bergmann Custos am Münz- und Antiken-Cabinet, eingereichten Abhandlung ‚Beiträge zur muhamedanischen Numismatik', in die Sitzungsberichte wird genehmigt.

Der von Herrn Regierungsrath Zimmermann vorgelegte Entwurf der Ausschreibung des Grillparzer-Stiftungspreises wird von der Classe approbirt und sodann zur Wahl des von der Classe zu bestellenden Preisrichters geschritten.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Academia Olimpica di Vicenza: Atti. 1° Semestre 1872. 8°.

Bibliothèque de l'École des Chartes. XXXIII. Année 1872, 3e — 5e Livraisons. Paris; 8°.

Coussemaker, E. de. Oeuvres complètes du Trouvère Adam de la Halle. Paris, 1872; kl. 4°.



Gesellschaft für Salzburger Landeskunde: Mittheilungen. XII. Vereinsjahr 1872. Salzburg; 8⁰.

Institute, The Anthropological, of Great Britain and Ireland: Journal. Vol. II, Nr. 2. London, 1872; 8⁰. — List of the Members. March 1872. 8⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger' IIᵉ Année, 2ᵉ Série. Nr. 28. Paris, 1873; 4⁰.

Société des Antiquaires de France: Mémoires. Nouvelle Série. Tome XX. (1850); Tomes XXI — XXVI (3ᵉ Série, Tomes I — VI.) 1852 — 1859; Tomes XXVIII — XXX. (3ᵉ Série, Tomes VIII — X.) 1865 — 1868; Tome XXXI (4ᵉ Série, Tome 1ᵉʳ) 1869. Paris; 8⁰. — Annuaire. Années 1854 & 1855. Paris; 12⁰.

Society, The Royal Geographical, of London: Proceedings. Vol. XVI, Nrs. 3—4. London, 1872; 8⁰.

— The American Oriental: Journal. Xᵗʰ Volume, Nr. 1. New Haven, New York & London, 1872; 8⁰.

Verein, histor., von Oberpfalz und Regensburg: Verhandlungen. XXVIII. Bd. (N. F. XX. Bd.) Stadtamhof, 1872; 8⁰.

Beiträge zur muhammedanischen Münzkunde.

Von

Dr. E. von Bergmann,
Custos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinets.

Der Schatz, welcher für Kenntniss der Geschichte und Geographie des Orients in den muhammedanischen Münzen uns erhalten ist, hat nicht verfehlt, seit geraumer Zeit die Aufmerksamkeit der Orientalisten auf sich zu lenken und mit Eifer und Erfolg ist dieses Feld der Münzkunde bebaut worden. Es genüge hier der Hinweis auf die Thatsache, dass wir gegenwärtig Geldprägen von mehr als 120 muhammedanischen Dynastien kennen, unter welchen zahlreiche, deren Geschichte und Genealogie erst durch die Numismatik ihre volle und richtige Beleuchtung gefunden haben. Trotz einer so gewaltigen Ausbeute ist das vorhandene Münzmaterial aber noch lange nicht erschöpft; in jeder grösseren Sammlung befinden sich Stücke, die ihrer Bestimmung noch harren und namentlich dürfte die leider so verzögerte Publication der inediten Münzen der Cabinete von Paris und London unserer Disciplin eine ausserordentliche Bereicherung zuführen.

Was die Sammlung muhammedanischer Münzen des kais. Cabinetes betrifft, deren Schwerpunkt übrigens in den bekannten Prägen der neueren Zeit liegt, so ist der weitaus grössere Theil der seltenen Stücke bereits publicirt worden. Unter den nicht veröffentlichten befinden sich aber einige sehr merkwürdige und erlesene Denkmäler, deren Bestimmung und Erklärung erst neuerlich durch die Herausgabe einer Anzahl



von Quellenschriften ermöglicht wurde. Ihre Bekanntmachung haben sich die folgenden Zeilen zur Aufgabe gesetzt.

Nicht mit Unrecht glaube ich an die Spitze dieser Inedita eine numismatische Reliquie stellen zu dürfen, welche sich anfänglich als ganz räthselhaftes Product der arabischen Geldpräge darstellt. Das in Rede stehende Stück ist ein Dinar von der Grösse und dem Gewichte dieses Nominals mit folgenden Legenden in geperlter, roher und zum Theile unvollständiger Schrift:

Avers. محمد
sic الاالاالا
اللهوحده
ابنالفتح

Randschrift: .... محمد رسول الله ارسله بالهدى ودين الحق ليظهه
Sure IX. 33.

Revers. الامام
محمد
رسول
الله
الشاكر
لله

Randschrift: .... بسم الله ضرب هذا الدينر سنة ستوار ....

Gewicht 4·12 Gr. Grösse 5.
Vgl. Nr. 1 der Tafel.

Wer ist dieser Muhammed Ibn al-Fath oder der Imâm asch-Schâkir lillah, deren Namen man in den Handbüchern der arabischen Geschichte vergebens suchen würde? Nach längerem Bemühen ist mir die Lösung dieses numismatischen Problems gelungen, welche durch die Verstümmelung der Jahreszahl und die fehlende Angabe des Prägeortes sehr erschwert wird. Sie zeigt, dass unsere Münze eine merkwürdige Erscheinung in der an politisch-religiösen Kämpfen so reichen Geschichte Nordwestafrika's in höchst eigenthümlicher Weise, die geschichtlichen Nachrichten bestätigend und zugleich erweiternd, illustrirt.

Mit nicht geringerer Schnelligkeit als über die Länder Vorderasiens verbreitete sich der Islam über Nordafrika. Die

Bewohner dieses weiten, von der Natur wenig begünstigten Gebietes, die Berber besassen keinen entwickelten nationalen Cult, der einen mächtigen Damm der neuen Religion entgegengesetzt hätte. Schon unter der Regierung Umar II. gab es, wie ein alter Chronist sagt, kaum einen Berber, der nicht bereits den Islam angenommen hatte[1]. So wenig aber als vorher das Christen- und Judenthum[2], fasste der neue Glauben tiefere Wurzel. Bezeichnend ist hiefür die Aeusserung des arabischen Generals Ukba Ibn Nafi, der vor allen den Character der Berber am schärfsten erfasste, dass, wenn ein Imam den Boden Afrika's beträte, sie den Islam festhalten, wenn er aber den Rücken kehrte, ein jeder von ihnen von der Religion Gottes wieder abfallen würde[3]. Nicht dass die Berber überhaupt einer religiösen Begeisterung unfähig waren, vielmehr sind sie nie auf dem Schauplatz der Geschichte aufgetreten, ausser wenn sie von einem Priester für eine religiöse Idee in Bewegung gesetzt wurden, wie das Erscheinen der Almoraviden und Almohaden zeigt, aber der Islam in der Form, wie sie die mit dem Umaijaden zur Herrschaft gelangte orthodoxe Partei vertrat und durch landaussaugende Statthalter nur wenig empfahl, fand bloss äusserliche und wenig enthusiastische Bekenner. Desto grösseren Beifall wurde den von flüchtigen Charidschiten gepredigten demokratischen Doctrinen zu Theil. Die Lehren der Sifriten und Ibâdhiten[1] mit der von ihnen angestrebten vollständigen Gleichheit aller Religionsgenossen und der Souveränität des Volkes waren weit volksthümlicher, als die starre Orthodoxie mit ihrem leeren Formelwesen. In unmittelbarer Folge der Verbreitung charidschitischer Grund-

---

[1] Weil, Geschichte der Chalifen I. 583.

[2] Einige Berberstämme, wie die Dschawâra, Nafûsa etc., bekannten sich zum Judenthume, vgl. Ibn Chaldun, hist. des Berbères ed. Slone I. p. ١٣٢.

[3] Description de l'Afrique ed. von Kremer, p. 4 vgl. J. Asiat. 1841. p. 117.

[4] Ueber diese Secten ist wenig bekannt. Sie verwarfen die Autorität des Chalifen und betrachteten alle andern Muslimen als Ungläubige, ebenso wie Ali und die meisten Anhänger des Propheten. Die Sifriten stimmten mit den Ibadhiten, einige Lehrsätze ausgenommen, überein. Vgl. Journ. Asiat. 1841, II. p. 442 Note. Dass aber einige Fractionen dieser Secte die Wallfahrt nicht unterliessen, sagt al-Jaqubi, Descriptio al Maghribi ed. Goije p. 44. Weil, Gesch. I. p. 691. Schahrastani p. 100.



sätze brach ein allgemeiner Aufstand gegen die omaijadischen Statthalter aus, an dessen Spitze der Berber Maisarah trat, der sich sogar zum Chalifen erklärte. Erst nach 30jährigem Kampfe gelang die blutige Unterdrückung der Empörung, welcher einzelne Erhebungen fortwährend in grösseren oder kleineren Pausen folgten.

Während so die charidschitischen Lehren frühzeitig auf afrikanischem Boden Verbreitung und grossen Anhang fanden, tritt der Schiitismus hier erst am Ende des 3. Jahrhunderts als bedeutsamer geschichtlicher Factor auf[1]. Aus geringen Anfängen heraus gelangte er in kurzer Zeit zu übermächtiger Stärke, dank der geschickten und vom Glück begünstigten Politik der Fathimiden. Diese, welche den natürlichen und unversöhnlichen Gegensatz zwischen Schiitismus und Charidschitismus sehr wohl erkannten, suchten nach ihrem Emporkommen letzteren mit aller Macht zu unterdrücken. So wüthete der fathimidische General Abu'l Hamîd Dawâs Ibn Lûlât, der den Befehl über Tâhart erhalten hatte, so lange gegen die umwohnenden Stämme der Lamâja, Azdâschah, Lawâtah, Miknâsah und Mathmâtha, die alle Ibadhiten waren[2], bis sie sich zum Schiitismus bekehrten.

Der mit Gewalt octroyirte neue Glauben zählte daher wenig aufrichtige Anhänger unter den Berbern, und sobald nur eine günstige Gelegenheit sich bot, erfolgten Erhebungen, an deren Spitze sich kühne Männer stellten, welche entweder als Propheten oder als Vertheidiger der nationalen Unabhängigkeit auftraten und die demokratischen Principien des Charidschitismus zu verfechten vorgaben, die sie ihren Zwecken oder den Verhältnissen entsprechend mehr minder umformten. Ein solcher eingeborner Prophet erhob sich aus dem Ghumârah-Stamme. Er nannte sich Hamim Ibn mann allah mit dem Laqab al-Muktadi; aber schon im J. 315 wurde er bei Mas-

[1] Ausser den Idrisiden bestanden nach Jaqubi l. c. in al-Maghrib eine Reihe kleiner alidischer Dynastien, wie die Banu'l Hasan Ibn Sulaiman, westlich von az-Zab, die Banu Muhammed Ibn Sulaiman etc., die aber keine bedeutende politische Rolle spielten.

[2] Ibn Chaldun, hist. des Berb. I. p. ١٠٠.

mudah as-Sâhil [1] getödtet. Einen mehr politischen Charakter hatte dagegen die Empörung Abu'l Jazid Machlad's, genannt Sâhib al-Himâr, ‚der Herr des Esels', aus dem Zenâtah-Stamme. Seine volksthümlichen Lehren [2] verschafften ihm grossen Zulauf und er konnte sogar Kairawân einnehmen. In der Folge aber verlor er wegen seiner autokratischen Gelüste einen grossen Theil seiner Popularität und ward schliesslich nach einer schweren Niederlage genöthigt, in das Ketâmah-Gebirge zu fliehen, wo er nach heftigem Widerstande gefangen und im J. 336 qualvoll hingerichtet wurde.

Erst nach Niederwerfung dieser charidschitischen Erhebungen konnte der fathimidische Chalif al-Muizz (341—365) eine kräftigere Politik nach aussen verfolgen. Aber nicht blosse Eroberungslust, sondern wesentlich Motive politischer Natur gaben hiezu den Anstoss. Schon lange und mit Erfolg hatten die spanischen Umaijaden Verbindungen in Afrika anzuknüpfen gewusst. So anerkannte Musa Ibn Abi Afia, der Tasûl, Taza etc. besass, die Oberherrschaft des Chalifen An-Nasir und liess dessen Namen von allen Kanzeln verlesen, und seine Nachfolger al-Buri († 345) und al-Mansur thaten dasselbe [3]. Auch hatte al-Muizz zu eben dieser Zeit Nachricht erlangt, dass Jala Ibn Muhammed, der Häuptling der Banu Jafran einen Briefwechsel mit den spanischen Umaijaden unterhalte [4], und Ibn Chaldun [5] sagt sogar, dass derselbe von Abdarrahman III. mit der Statthalterschaft al-Maghrib's belehnt wurde. Bereits früher hatte es nicht an Reibungen gefehlt. Im J. 344 entstanden Zwistigkeiten zwischen al-Muizz und dem spanischen Chalifen, wegen eines sicilischen, von den Andalusiern geplünderten Fahrzeuges. Die fathimidischen Schiffe

---

[1] al Bekri in den Notices et Extraits des Manuscr. du Roi, XII. 550.

[2] Ibn Chaldun l. c. I. p. ١٣٩. Seine Lehre, die er in einer Art Koran in berberischer Sprache verkündete, empfahl sich durch ihre laxen Vorschriften den Stammgenossen; vgl. Hammer, in den Sitzungsb. VIII. 491. Kremer Ideen p. 371.

[3] Ibn Chaldun, l. c.

[4] Journal Asiat. 1836 t. II. 405. Dass aber der Name Jala und nicht Jali, wie am angeführten Orte zu lesen, lehrt Ibn Kuteiba ed. Wüstenfeld, p. ١٣.

[5] l. c. p. ١٨٣.

landeten unter der Führung Hasan Ibn Ali's, des Statthalters von Sicilien bei Almeria und plünderten die Küste, während eine spanische nach Africa entsendete Flotte von al-Muizz zurückgeschlagen wurde[1]. Es war daher Aufgabe einer klugen und weitsichtigen Politik, dem Herübergreifen des omaijadischen Einflusses im Beginne entgegenzutreten und denselben unschädlich zu machen. Aber noch ein anderes Moment musste für das aggressive Vorgehen al-Muizz' entscheidend sein. Ein abermaliger Ausbruch einer nationalen Erhebung war zu befürchten und diesem konnte nur durch Unterwerfung der noch unabhängig und selbstständig gebliebenen Reste der Berberstämme, von welchen bereits die Mehrzahl nach Dämpfung von Machlad's Aufstande bezwungen worden, vorgebeugt werden. Noch bestand eine Anzahl kleinerer einheimischer Dynastien, die sich durch die aufstrebende Macht der Fathimiden in ihrer Existenz bedroht und durch das Gebot der Selbsterhaltung sich genöthigt sahen, die nationalen Bestrebungen zu begünstigen und in diesen ihre Stütze zu suchen. Sie besassen für diese Politik einen mächtigen Hebel in dem noch fortbestehenden Gegensatze zwischen Schiitismus und Charidschitismus, auf welchen sie alle sich stützen, mit einer merkwürdigen Ausnahme, die unsere Aufmerksamkeit wohl verdient.

Zu den einheimischen Dynastien, welche zur angegebenen Zeit ihr Dasein noch fristeten, gehört auch jene der Banu Wâsul oder Banu Midrâr[2]. Ihre Geschichte im Umrisse zu geben ist für unsere Zwecke nöthig und um so weniger überflüssig, als sie überhaupt noch nicht zusammengestellt wurde[3].

Die Bevölkerung des Gebietes, auf welchem später die Stadt Sidschilmâsa stand, zählte zu dem grossen Stamme der Miknâsa. Bereits kurze Zeit nach Verkündigung des Islam's

---

[1] l. c. vgl. Abulfedae Annal. II. 462.

[2] Hammer, Sitzungsb. d. k. Akad. VIII. 499 irrt, wenn er diese als zwei verschiedene Dynastien unterscheidet.

[3] Hauptquellen sind: Ibn Chaldun, histoire des Berbères ed. Slane, I. p. ١٩٧. al-Bekri übersetzt von Quatremère in den Not. et Extr. des Manuscrits du Roi t. XII. p. 602 ff. und Ibn Adsâry, ed. Dozy t. I. p. ١٠٤ u. ٢١٤. Einige Daten bei Ibn al-Athir VIII. 392. Abulfedae Annales II. 314; Ibn Badrun ed. Dozy p. ٢٩٢ und Mirchond Manusc. der k. k. Hofbibl. A. F. 28 fol. 41.

bekannte sie sich zur Secte der Sifriten, deren Satzungen von flüchtigen Arabern ihr gebracht wurden. Bald breitete sie sich über die benachbarten Landstriche aus, und unterstützte Maisarah in seinem Aufstande. Eine Schaar von 40 Häuptlingen, die der neuen Lehre beigetreten waren, sagte dem Chalifen den Gehorsam auf und erhob den Isa al-Aswad zu ihrem Führer, der im J. 140 die Stadt Sidschilmâsa gründete[1]. Auch die übrigen umwohnenden Angehörigen des Stammes bekehrten sich zum Sifritismus, aber unzufrieden mit ihrem Emir, setzten sie denselben im J. 158 gebunden auf einer Bergspitze aus, bis er verschmachtete. Ihre Wahl fiel jetzt auf Abu'l Kâsim Samkû Ibn Wasul[2] Ibn Maslan[3] Ibn Abu Jazul, dessen Vater zum Zwecke wissenschaftlicher Ausbildung nach Medina gereist war und daselbst unter Ikrima, einem Clienten des Ibn Abbâs[4], studirt hatte. Besitzer zahlreicher Heerden, war er der erste, welcher dem Isa Ibn Jazid gehuldigt und dessen Anerkennung bei den Stammgenossen erwirkt hatte. Samkû Ibn Wasul blieb im Genusse der Herrschaft bis zu seinem plötzlichen Tode im J. 167. Er gehörte, wie gesagt, der Secte der Sifri-Ibadhiten an, was ihn aber nicht hinderte, aus politischen Motiven die Chuthba für die Chalifen al-Mansur und al-Mahdi zu halten. Ihm folgte sein Sohn al-Jâs, genannt al-Wazir[5], der durch Empörung im J. 174 den Thron verlor, welchen sein Bruder Abu'l Muntasir[6] Alisa Ibn Abu'l Kasim bestieg. Dieser, gleichfalls Sifri-Ibadhi, umgab Sidschilmâsa

[1] Nach al-Bekri l. c. wurde der Bau der Stadt schon im J. 104 begonnen, die 2 Meilen entfernte Stadt Bera aber in der Folge verlassen. Es scheint dass der Platz, auf welchem Sidschilmâsa sich erhob, früher den Berbern als Jahrmarkt diente. Midrar, der Urahn unserer Dynastie, soll seine Waare (er war Schmied) dahin zum Verkaufe gebracht haben.

[2] Im arabischen Texte Ibn Chaldun's irrig Sakmu; bei Ibn Adsari Samghûn.

[3] Nicht Fazlan wie bei al-Bekri.

[4] Dieser ist Abdallah Ibn Abbâs, Vetter Muhammeds; vgl. Ibn Chaldun l. c. p. ١٢٩.

[5] Bei Ibn Adsari Abu'l Wazir

[6] Es scheint, dass Alisa zwei Kunia, Abu'l Mansur und dann Abu'l Muntasir, geführt habe, denn erstere findet sich bei al-Bekri und Ibn Chaldun, letztere bei Ibn Adsari p. ١٠٠ br. 16.



im 34. Jahre seiner Regierung mit einer Mauer [1]; unter ihm erlebte die Stadt ihre Blüthe, indem er sie ausbaute, Gebäude und Befestigungen anlegte und sie zur definitiven Residenz erhob. Auch das Wüstengebiet wurde unterworfen und ein Fünftel der Ausbeute von den Bergwerken zu Dara eingehoben. Durch Verschwägerung mit Abdar-Rahman Ibn Rustem [2], dem Herrn von Tahart, dessen Tochter Arna mit dem Sohne Alisa's, Midrar, sich vermählte, befestigte sich seine Stellung. Nach seinem Tode im J. 207 [3] folgte Midrar mit dem Laqab al-Muntasir, [4] der lange regierte. Er hatte zwei Söhne, von denen jeder Maimun hiess, den einen von der Arwa (اروى) daher auch Ibn Rustemija [5] genannt, den andern von der Baghija [6], die um die Nachfolge in der Regierung stritten. Der Sohn Arwa's, welchen der Vater begünstigte, vertrieb nach dreijährigem Kriege seinen Bruder, zögerte aber nicht alsbald durch Absetzung des Vaters sich der Herrschaft zu bemächtigen. Dem Volke verhasst, ward er gezwungen, nach Dara zu flüchten, worauf Midrar wieder auf den Thron berufen

---

[1] So Ibn Chaldun. Nach al-Bekri im J. 199. Nach Ibn Adsari lebte Alisa 34 Jahre zu Sidschilmâsa, was das Richtige nach dem Folgenden zu sein scheint.

[2] Angeblich ein Enkel jenes Rustem, welcher die sasanidische Armee in der Schlacht von Kadesia im J. 15 d. H. befehligte; über diese vermuthlich erfundene Abstammung und über diese Dynastie vgl. al-Jaqubi, descriptio al-Maghribi ed. Goeje p. 101.

[3] Wie Weil in der Besprechung der Ausgabe des Ibn Adsari (Heidelb. Jahrb. 1849 p. 89) und später auch Dozy mit Recht bemerken, widerspricht sich dieser Autor. Nach p. ۸۹ starb Alisa im J. 207, nach p. ۱۰۰ aber im J. 208. Ob, wie Weil vermuthet, dieser Widerspruch so zu erklären ist, dass Midrar sofort seinem Vater folgte, das Volk sich aber gegen ihn empörte und den entthronten Al-Jas wieder wählte (vgl. Ibn Adsari p. ۸۹), der nach kurzer Zeit seinem Neffen Midrar weichen musste, Midrar aber seine Regierungsjahre erst von da ab zählte, muss dahin gestellt bleiben.

[4] Wie Alisa, der Vater Midrar's, die Kunia Abu'l Mansur und dann Abu'l Muntasir angenommen zu haben scheint, so dürfte entsprechend Midrar die Namen Al-Mansur (vgl. Ibn Adsari I. 99) und später al-Muntasir geführt haben. Vgl. Ibn Badrun ed. Dozy p. ۲۹۲.

[5] Al-Bekri l. c. p. 604.

[6] So nach Ibn Adsari. Die Schreibung bei Ibn Chaldun schwankt zwischen at-Taki, Albaghy, bei al-Bekri Baghija.

wurde, indem sein anderer Sohn Maimun die Uebernahme der Regierung auf Kosten des Vaters verweigert hatte [1]. Aber die Vorliebe Midrar's zu seinem Sohne Maimun Ibn Arwa, den er gegen den Willen der Bevölkerung wieder die Regierung in die Hände zu spielen suchte, führte seine Absetzung herbei und jetzt erst wurde Maimun Ibn Baghija, genannt al-Amir [2] zum Oberhaupte erwählt. Midrar starb bald darauf im J. 253, dem 45. Jahre seiner Thronbesteigung. Dem Sohne Maimun's († 263), Muhammed († 270), [3] einem eifrigen Ibâdhi, folgte Alisa [4]. Zu dieser Zeit kam Ubeid-Allah der Gründer der fathimidischen Dynastie, mit seinem Sohne Abu'l Kasim flüchtend vor den Nachstellungen der Abbasiden und Aghlabiden, als Kaufmann verkleidet von Tripolis nach Sidschilmâsa. Aber ein Schreiben des Chalifen al-Mutadhid, dessen Souverainität Alisa anerkannte, unterrichtete letzteren von dem wirklichen Charakter und den Absichten der beiden Reisenden. Sie wurden ergriffen und gefangen gehalten, bis Abu Abdallah asch-Schii nach Besiegung des Aghlabiden Ziâdat-allah und Eroberung Raqqâdâ's gegen Sidschilmâsa zog, um den Mahdi und dessen Sohn zu befreien. Alisa zog ihm entgegen, wurde jedoch geschlagen und nach der Einnahme der Stadt im Dsu'l Hiddscha d. J. 296 getödtet. [5] Der aus dem Gefängniss her-

[1] So nach Ibn Adsâri und al-Bekri.

[2] Variante al-Amin.

[3] Dieser wird von Ibn Adsâri übergangen.

[4] Nach Ibn Adsâri I. p. ١٠٩ mit dem Laqab al-Muntasir, ‚den einer seiner Vorfahren geführt hatte'. Ibn Chaldun nennt ihn irrig ‚Alisa, Sohn al-Muntasir's'. Es ist dies offenbar der von Ibn Badrun p. ٢٩٢ erwähnte ‚Midrar Ibn Alisa', genannt al-Muntasir, der den Titel eines Amir al-Muminin geführt haben und von der berberischen Tribus der Banu Châlid nach Ifrikija an Abdallah asch-Schii ausgeliefert worden sein soll.

[5] Makrizi in der (Chrestomathie arabe ed. Sacy II. p. 115, vgl. p. 135) erzählt, dass Alisa auf der Flucht ergriffen und nach seiner Auspeitschung getödtet wurde. Einige Quellen setzen den Tod Alisa's in das J. 297, vgl. Ibn Adsâri p. ١٠٩ und al-Bekri l. c. p. 604. Ubeid-Allah wurde von Abu Abdallah im Triumphe herumgeführt unter dem Rufe: ‚dies ist Euer Herr'. Descr. de l'Afrique ed. Kremer. p. 7. Die Angabe Abulfeda's, die auch in Flügel's Geschichte der Araber (2. Aufl.) p. 262 Erwähnung gefunden, dass mit Alisa die Dynastie der Midrâriden nach 130jähriger Dauer aufhörte, ist gänzlich irrig.

vorgeholte Ubeid-Allah setzte den Ibrâhim Ibn Ghâlib [1] al-Maghâti aus dem Ketama-Stamme zum Statthalter ein und begab sich hierauf nach Ifriqija. Die Bevölkerung Sidschilmâsa's hing jedoch ihrem angestammten Fürstengeschlechte treu an und tödtete im J. 298 Ibrâhim und seine Leute, worauf al-Fath Ibn Maimun al-Amir, ein Enkel Midrar's mit dem Beinamen Wâsul, am 1. Rabia [2] zur Regierung berufen wurde. Dieser, ein eifriger Ibadhite, starb jedoch bereits im Anfange d. J. 300 [3]. Sein Bruder Ahmed [4] behauptete sich in der Regierung, bis Masâlah Ibn Habbûs mit einer Anzahl von Leuten aus dem Stamme der Ketama und Miknâsah im Muharrem d. J. 309 sich Fâs und Sidschilmâsa's bemächtigte und die Autorität Ubeid Allah's wieder herstellte. Ahmed Ibn Maimun fiel in seine Hände und an dessen Stelle ward sein Vetter al-Muttaqy [5] Ibn Muhammed Ibn Bassâdir als fathimidischer Statthalter eingesetzt, dem es in Bälde gelang, sich völlig unabhängig zu machen. Er starb im J. 321 kurz vor Ubeid-Allah. Sein Sohn und Nachfolger Abu'l Muntasir Muhammed regierte 10 Jahre, und hierauf der unmündige al-Muntasir Samku [6] unter der Vormundschaft seiner Grossmutter 2 Monate. Diese Verhältnisse benützend bemächtigte sich ein Vetter Samku's, Muhammed Ibn al-Fath Ibn Maimun al-Amir Sidschilmâsa's, während die Fathimiden durch den Aufstand des Ibn Abu'l Afiah und Taharts, und die darauf folgende gefährliche Empörung Abu Jezid's ganz in Anspruch genommen waren. Muhammed, im Besitze der Herrschaft, entsagte der charidschitischen Lehre und bekannte sich zur Sunna [7], indem er anfänglich zum Scheine das Kanzelgebet für den abbasidischen Chalifen verrichten liess. [8]

[1] Bei Ibn Chaldun irrig Aghlab.

[2] So al-Bekri p. 604.

[3] Nach al-Bekri im Redscheb.

[4] Bei Ibn Adsari Ahmed Ibn al-Amin.

[5] Nach al-Bekri Mughir Ibn Muhammed.

[6] Nach al-Bekri Abu'l Muntasir Samku, ein Knabe von 13 Jahren, bei Ibn Adsari p. ٢١٤ Abu'l Mansur Saughû'l Ibn al-Mutazz.

[7] Und zwar zufolge al-Bekri's zur malikitischen Lehre.

[8] Die Stelle bei Ibn Chaldun, hist. des Berbères I. p. IV. lautet:

فدعا محمد بن الفتح لنفسه مموها بالدعا لبنى العباس
واخذ بمذاهبه اهل السنة ورفض الخارجية

Sobald er aber den Augenblick für gekommen hielt die Maske fallen zu lassen und mit seinen wahren Absichten offen aufzutreten, nahm er im J. 342[1], wie die Quellen übereinstimmend melden, mit dem Laqab asch-Schâkir lillah den Titel eines Emir al-Muminin[2] an. Zugleich liess er mit seinem Namen und Laqab Gold- und Silbermünzen schlagen, von welchen letztere bei Ibn Hazm als ad-dárâhim asch-Schâkirije ausdrücklich genannt werden.

Mit diesen Quellennachrichten ist die Bestimmung unseres Dinar's gegeben. Auf dessen Vorderseite finden wir den Namen Muhammed Ibn al-Fath, auf dessen Rückseite das Laqab asch-Schâkir lillah und so die Angabe Ibn Chaldun's bestätigt, dass beide auf die Stempel gesetzt wurden. Aber ausserdem lesen wir auf dem Reverse zu oberst ‚al-Imâm', während der Titel Emir al-Muminin, welchen gerade die Quellen anführen, fehlt. Mit dem Imamate wird die gesetzliche Nachfolge im Chalifate und die davon untrennbare weltliche Souveränität bezeichnet. Dieser Titel stand in Afrika seit jeher und besonders seit dem Auftreten des Schiitismus in Folge der ihm eigenthümlichen Lehre des Imamates im höchsten Ansehen und bezeichnend ist die Aeusserung des Chalifen al-Muizz zu einigen Häuptlingen der Ketamah-Berber: ‚Ich unterscheide mich von Euch nur durch einige Praerogative, welche meinem Range anhaften und durch den Imamtitel, den Gott mir verliehen hat'[3]. Daher unterliessen die Fathimiden nicht auf den Revers ihrer Münzen zu oberst den Titel Imam zu setzen[4] und erst in zweiter Stelle den eines Emir al-Muminin. Das von ihnen gegebene Beispiel fand im Westen alsbald Nachahmung; während die Abbasiden bis auf an-Nâsir herab nur in wenigen seltenen Fällen sich auf ihren Stempeln Imame nannten, und die spanischen Umaijaden sogar bis zum J. 316 gar keinen Titel sich beilegten, nahm im ebengenannten Jahre Abd ar-Rahman III. das Laqab an-Nasir lidin allah mit dem Titel eines Imam's und Amir's al-Muminin an. Ein ähnlicher

[1] So al-Bekri und Ibn Adsari. Das Datum fehlt bei Ibn Chaldun.

[2] Ibn Chaldun I. IV. al-Bekri. Ibn Adsari I. ۳۱۴. Ibn al-Athir VIII. 392. Mirchond Manuscr. d. Hofbibl. Nr. 629, Fol. 41.

[3] Journ. Asiat. 1836 p. 419.

[4] Auf einigen Münzen al-Mamun's, al-Wâthiq's, al-Mutamid's und ar-Radhi's.

Vorgang ereignete sich nun auch im äussersten Süden al-Maghribs. Muhammed Ibn al-Fath arrogirte sich die Würde des Imamates und die Kenntniss dieses Factums verdanken wir unserem Dinar.

Es ist beachtenswerth, dass die Quellen die Annahme des Amir al-Muminin-Titels durch asch-Schâkir hervorheben und den bedeutungsvolleren übergehen, obwohl gerade durch die Usurpation des Imamtitel's die Absichten des Midrâriden illustrirt werden, und sich hieraus unzweifelhaft ergibt, dass derselbe eine fremde Oberherrlichkeit, sei es politischer, sei es religiöser Natur nicht anerkannte. Wenn nun Ibn Chaldun bemerkt, dass Muhammed zum Scheine für die Abbâsiden das Kanzelgebet verrichten liess, so kann diese Angabe nur bis zum J. 342 auf Richtigkeit Anspruch haben, in welchem er die Maske abwarf und sich als weltliches und geistliches Oberhaupt proclamirte. Welche Motive Muhammed zur Annahme des Sunnitismus und zur äusserlichen Anerkennung des Abbasidischen Chalifats bewogen, dies erfahren wir aus den Quellen nicht, und es fällt schwer, sie in den damaligen politischen Verhältnissen nachzuweisen. Der Charidschitismus an sich war kein unübersteigliches Hinderniss, sich mit dem orthodoxen Chalifate auf gutem Fusse zu stellen, wenn der Vortheil oder das Gebot der Nothwendigkeit es erheischte, und man kann in dieser Hinsicht auf die der ibâdhitischen Lehre so eifrig ergebene Dynastie der Midrariden selbst hinweisen, deren Stifter Samku Ibn Wâsul die Chuthba für die Chalifen al-Mansur und al-Mahdi halten liess und weiter auf Alisa, der über Aufforderung al-Mutadhids Ubeidallah sammt Sohn festnahm. Aber im 4. Jahrhunderte waren die Macht und der Einfluss des Chalifates zu Baghdâd schon so gesunken, dass, zumal im äussersten Westen Afrika's, seine Anerkennung keinerlei praktische Bedeutung haben konnte. Wenn Muhammed trotzdem zum Sunnitismus übertrat und dies, wie aus den Berichten hervorgeht, keineswegs aus religiöser Ueberzeugung, sondern in eigennütziger Absicht that, so müssen wir diese Apostasie mit der Existenz eines numerisch nicht unbedeutenden, der Sunna ergebenen Bruchtheiles der Bevölkerung Sidschilmâsa's und der umwohnenden Berberstämme erklären. Die Quellen schweigen aber nicht bloss hierüber, sondern hinsichtlich des

nicht unwichtigen Umstandes, ob Muhammed, indem er sich zum Amir al-Muminin proclamirte, dem Sunnitismus treu blieb oder zum Charidschitismus zurückkehrte. Nach der sunnitischen Lehre durfte das Imamat nur ein Abkömmling der Familie Koreisch bekleiden;[1] asch-Schâkir konnte daher in den Augen der Sunniten als legitimes Oberhaupt nicht gelten und indem er die geistliche und weltliche Souverainität in seiner Person vereinigte, ohne hierauf gesetzlichen Anspruch zu haben, stellte er sich wieder auf den Boden des Charidschitismus. Augenscheinlich ging seine Absicht dahin, sich zum Mittelpunkte einer nationalen Bewegung zu machen, die er zu seinen ehrgeizigen Plänen benützen wollte. Hätte er zunächst nur die Sicherstellung seiner Herrschaft gewünscht, so wäre die Anerkennung Abd-ar-Rahman III. als Schutzherrn, die zu eben dieser Zeit von Seite mehrerer kleinen Dynasten erfolgte, sehr naheliegend gewesen.

Nicht lange sollte asch-Schâkir seines usurpirten Imamates sich erfreuen. Bereits Eingangs sind die Motive hervorgehoben worden, welche den Chalifen al-Muizz zur Ausrüstung einer Expedition bewogen, die ganz Maghrib in seine Gewalt bringen sollte, dessen damalige politischen Verhältnisse sich folgendermassen darstellen.

Das fathimidische Reich erstreckte sich von Ifkan,[2] 3 Tagereisen über Tâhart hinausgelegen bis nach Rammada; Tâhart[3] und Ifkan gehörten dem Jala Ibn Muhammed Jaferni; Aschir und sein Gebiet unterstanden dem Ziri Ibn Manâd von dem Stamme der Sinhâdscha; in al-Masila führte der Spanier Dschâfar Ibn Ali; in Bâghâia der Slavonier Kaisar, in Fâs endlich Ahmed Ibn Bekr al-Dschudsâni die Regierung[4].

Der Mann, welchen al-Muizz zu dieser schwierigen Unternehmung auserwählt hatte, war al-Hasan Dschauhar, genannt

---

[1] Vgl. Kremer. Ideen p. 426.

[2] Geschrieben افكان ايفكان u. فكان.

[3] Auch Taihart genannt, früher die Hauptstadt von Maghrib, von Abdar-Rahman Ibn Rustem, einem Oberhaupte der Ibadhiten, im J. 144 gegründet. Ibn Chaldun, hist. d. Berbères I. p. ١٠٤.

[4] Ibn Chaldun, allgemeine Geschichte IV. Bd. p. 16 der Bulâqer Ausgabe, deren Benützung mir durch die Gefälligkeit des Herrn Hofrathes von Kremer ermöglicht wurde.

al-Kâtib.[1] Im J. 347 erhielt letzterer den Rang eines Wezir's und im Safar desselben Jahres stellte ihn der Chalif an die Spitze einer zahlreichen Armee, bei welcher sich der Sinhadschite Ziri Ibn Manâd und andere Tribuschefs befanden und die 20000 Reiter aus den Ketâma, Zanâta etc. zählte. Dschauhar[1] sollte bis an die äusserste Grenze al-Maghrib's vordringen und alle Plätze unterwerfen, welche die Autorität der Fathimiden noch nicht anerkannt hatten. Die Armee rückte zuerst vor Tâhart, dessen Herr Jala Ibn Muhammed ihr entgegenkam; ein Tumult jedoch, der zwischen dem Nachtrabe und den Banu Jafran entstand, bewog Dschauhar Jala festnehmen zu lassen, welcher sofort von Ketamah-Berbern getödtet wurde. Eine Anzahl von Berberstämmen ward hierauf unterworfen und eine grosse Zahl von Plätzen eingenommen. Dann wandte sich Dschauhar gegen Fâs, das dem Ahmed Ibn Bekr gehörte und vor ihm die Thore schloss. Da aber der Wezir trotz längerer Belagerung die Stadt nicht einnehmen konnte, so unternahm er über Aufforderung Ahmed's einen Feldzug gegen Sidschilmâsa. Auf die Nachricht von dem Herannahen der fathimidischen Truppen verliess al-Schâkir, der zum Widerstande zu schwach war, seine Residenz in Begleitung seiner Familie und der treuesten Anhänger und floh nach Tasferakt,[2] einem befestigten, 12 Meilen von Sidschilmâsa entfernten Orte, wo er einige Zeit verweilte. Um den Stand der Dinge persönlich kennen zu lernen, wagte er sich in Verkleidung in die Stadt, wurde jedoch von einem Manne aus der Tribus der Mathghara erkannt und an Dschauhar verrathen. Die Eroberung Sidschilmâsa's hatte nur kurze Zeit in Anspruch genommen, und jetzt drang der Wezir unaufhaltsam bis zum atlantischen Ocean vor, aus welchem er Fische fangen liess, die in Wasser-

---

[1] Die Berichte über die ersten Unternehmungen Dschauhar's differiren. Die gegebene Darstellung folgt Ibn Chaldun. Nach Ibn al-Athir VIII. 392 empörte sich Jala erst später gegen Dschauhar, der ihn festnahm und das eroberte Ifkan nach allgemeiner Plünderung niederbrennen liess. Jala's unmündiger Sohn Jaddu Ibn Jala wurde gefangen genommen; vgl. auch die Version im J. asiat. 1836 t. II. p. 405 und Ibn Adsari I. p. 230.

[2] Der Name des Ortes wird verschieden geschrieben. Bei al-Bekri p. 605 Tâsferâkt, bei Slane Tâsdschedâlt; vgl. Jacut, Merasid IV. p. 449. Tâsfedâlt bei Mustaghânim, gegenüber v. Denia al-Bekri p. 526.

gefässen mit Seepflanzen an al-Muizz gesendet wurden. Auf dem Rückwege erschien er ein zweites Mal vor Fâs, welches am 21. Ramadhan des J. 348 mit Sturm eingenommen wurde. Ahmed Ibn Bekr fiel in die Hände Dschauhar's der allerorten fathimidische Statthalter einsetzte und schliesslich nach glänzender Erfüllung seiner Mission im Triumphe nach Mansuriah zog, seine beiden Gefangenen asch-Schâkir lillah und Ahmed in zwei eisernen Käfigen mit sich führend. Die Quellen schweigen über das weitere Schicksal asch-Schâkir's, der vielleicht im Gefängnisse starb; jedenfalls war es ein ruhmloses Ende, das den Midrariden, der die Arrogirung des Imamates gewagt hatte, ereilte.

Muhammed Ibn al-Fath war jedoch nicht der letzte seines Geschlechtes, der in Sidschilmâsa herrschte. Zu derselben Zeit, als der grössere Theil al-Maghribs den Fathimiden wieder den Gehorsam aufkündigte und zumeist den spanischen Omaijaden huldigte, warf sich ein Sohn asch-Schâkir's zum Herrn von Sidschilmâsa unter dem Namen al-Muntasir billah auf. Er ward jedoch im J. 352 getödtet von seinem Bruder Abu Muhammed, der als al-Mutazz billah den Thron bestieg, aber bereits im J. 366 im Kampfe gegen den Häuptling der Maghrawah,[1] Chazerun Ibn Fulful sein Leben verlor. Der Sieger bemächtigte sich des Landes und der Schätze und sandte den Kopf al-Mutazz mit der Siegesbotschaft nach Cordova, worauf der Hâdschib al-Mansur Ibn Abi Amir im Namen al-Hischâm's ihn zum Statthalter von Sidschilmâsa ernannte. Die Banu Midrâr und mit ihnen der Stamm der Miknasa verschwinden von jetzt an aus der Geschichte al-Maghribs; die Erben ihrer Macht waren die Maghrawa und Banu Jafran.

Zum Schlusse noch einige Worte über unseren Dinar, der wohl unzweifelhaft in Sidschilmâsa, der Residenz asch-Schâhir's geschlagen wurde. Sein ganzer Typus gleicht völlig jenem der Goldprägen aus den ersten Regierungsjahren al-Muizz, deren das kais. Cabinet zwei besitzt. Wir finden auf diesen denselben rohen, schwerfälligen Schriftzug und die gleiche Anordnung der Aufschriften, welche, ausser in den Namen, nur durch den Titel eines Emir al-Muminin, den al-Muizz auf-

[1] Die Μαχουρῆβοι des Ptolemaeus vgl. Abulfeda, Geogr. ed. Reinaud II. 177.



nahm, sich unterscheiden. So ist es nicht zu bezweifeln, dass die Goldpräge des fathimidischen Chalifen dem Midrariden zum Muster diente, eine Ansicht, die noch durch einen anderen Umstand wesentlich gestützt wird. Auf dem Revers unseres Dinar's zeigt sich nämlich ein bogenförmig gekrümmter ziemlich dicker Strich im Felde der Münze, dessen Bedeutung oder Zweck zunächst nicht abzusehen ist, der jedoch in ganz gleicher Form auf den erwähnten Münzen al-Muizz' sich wiederfindet, und folgendermassen zu erklären sein dürfte. Auf anderen Prägen findet sich an derselben Stelle in der Umschrift häufig das Wort هُدى; das zurückgebogene Schwänzchen des Buchstaben Jâ tritt aber oft in das Münzfeld und erscheint, für sich angesehen, genau so wie der in Rede stehende bogenförmige Strich unseres Dinar's. Ich glaube daher nicht mit der Vermuthung zu irren, dass dieser unverbunden und selbständig auftretende Bogen auf dem Goldstücke asch-Schâkirs ebenso wie jener auf den Dinaren al-Muizz' nichts anderes ist als jenes Schwänzchen des Jâ, das vom Stempelschneider missverstanden und am unrechten Orte sinnlos wiedergegeben wurde.[1] — Noch verdient in Betreff des Reverses bemerkt zu werden, dass über dem Namen al-Fath an der in der Abbildung ersichtlichen Stelle ein Punkt so nahe an der Verbindungslinie sich befindet, dass er beinahe wie die Zacke eines Buchstabens erscheint.

Hat durch einen jener glücklichen Zufälle, an denen die muhammedanische Numismatik nicht arm ist, das merkwürdige Goldstück des kais. Cabinetes seine Existenz bis auf die Gegenwart gerettet, so dürfen wir ohne Kühnheit die Hoffnung aussprechen, dereinst in authentischester Weise die Nachricht Ibn Chaldun's[2] in dessen Geschichte der Fathimiden bestätigt zu sehen, dass asch-Schâkir auch Münzen mit seinem Namen

---

[1] Auf dem Dinar asch-Schâkir's reicht der Buchstabe Jâ im Worte Huda nicht unter die Schriftlinie hinab.

[2] Allgem. Geschichte t. IV. p. ۴۹ (Bulâq). Die betreffende ziemlich verworrene und auch fehlerhafte Stelle lautet:

وبها (بسجلماسة) محمد بن واكل (واسل) من مكناسة وقد
تلقب بامير المومنين الشاكرلله وضرب السكة باسمه
تقدست عزة الله —

und den Worten: ‚taqaddasat izzat allah' (‚geheiligt sei die Macht Gottes') schlagen liess.

Hasanweihide.

Die Kurden, die Gordyæi oder Carduchi der Alten treten in der Geschichte des Islams erst im 4. Jahrhunderte hervor. Ein streitbares Volk, das wegen seiner Raub- und Plünderungslust von Alters her übel beleumundet war, nahmen sie stets gerne Kriegsdienste an und bei den fortwährenden inneren und äusseren Kämpfen des Chalifats fehlte es ihnen nicht an Beschäftigung. Aber erst zum bezeichneten Zeitpunkte gelang es einer Anzahl kurdischer Häuptlinge, den Verfall des Chalifats benützend, eine Reihe mehr minder unabhängiger Herrschaften zu gründen. So finden wir Aluseh in Antiochien († 358),[1] den Stammherrn der kurdischen Dynastie der Marwaniden, Bâdu, der im J. 380 im Kampfe gegen die Söhne Nasir ad-daula's fiel, die Banu Annâz al-Kurdi in Hulwan und Qarmisin. Am mächtigsten aber tritt zu dieser Zeit das kurdische Geschlecht der Hasanweihiden hervor, dessen Geschichte bisher keinen Bearbeiter gefunden hat.[2]

Der Begründer dieser Dynastie, nach welchem sie benannt wird, war Hasanweih Ibn al-Husein[3] al-Barzikâni, der eine Truppe seiner Tribus befehligte, bis er die Besitzungen seiner Oheime mütterlicherseits, Wandâd und Ghânim, Söhnen des Ahmad Ibn Ali, die Dinawar, Hamadan, Nihawend, Samaghân und einige Theile Adserbeidschans bis Schahrzur besassen, erhielt. Da die Bujiden zu dieser Zeit anderweitig beschäftigt waren, benützte Hasanweih diesen günstigen Umstand zur Vergrösserung seiner Macht, indem er zugleich Schutzgeld von den Kaufleuten und Handelszügen einhob. Rukn ad-daula liess

[1] Zeitschr. der deutsch-morgenl. Gesellschaft Bd. XI. p. 213, 230.

[2] Diese Zeilen sind vor dem Erscheinen des im Numismatic Chronicle 1871 p. 259 erschienenen Aufsatzes Rogers über einen Hasanweihiden Dirhem geschrieben. Uebrigens findet sich daselbst nur eine sehr unvollständige Benützung der Quellen.

[3] So Ibn Chaldun in der allgemeinen Geschichte (Bulâqer Ausgabe) und das Scharafname (Barb in den Sitzungsber. der kais. Akademie der Wissenschaften Bd. XXVIII. p. 6). Bei Ibn al-Athir (ed. Tornberg) Hasan.

ihn gewähren und wusste ihm sogar Dank[1] für den Schutz, welchen er den Dailemiten gegen die chorasanischen Truppen bot, bis Sahlan Ibn Musâfir von Hasanweih geschlagen und mit seinen Leuten gefangen genommen wurde[2]. Auf die Nachricht hievon sandte Rukn ad-daula im J. 359 den Vezir Abu'l Fath Ibn al-Amid, welchen sein gleichnamiger ungerathener Sohn begleitete, gegen den Kurden; der Wezir starb aber unterwegs an der Gicht zu Hamadan und sein Sohn, der an des Vaters Stelle trat, schloss gegen Zahlung einer Geldsumme Frieden und kehrte nach Rei zurück.

Einige Jahre später verband sich Hasanweih mit Amran Ibn Schâhin Abu Taghlib Ibn Hamdân und dem Bujiden Fachrad-daula zur Unterstützung Bachtjars gegen Adhad-addaula, der im J. 366 selbst nach Irâq aufbrach. Bachtjar, von seinen Bundesgenossen verlassen, zog trotzdem auf den Rath seines Vezir's Ibn Baqija[3] nach Ahwaz, unterlag aber dem aus Fars entgegenrückenden Adhad ad-daula durch Verrath eines Truppentheils. Schon hatte er von Baghdâd, wohin er sich zurückgezogen, Friedensunterhandlungen eingeleitet, als das Eintreffen zweier Söhne Hasanweih's, Abd-ar-Razzâq und Badr, mit ungefähr 1000 Reitern, die Fortsetzung des Krieges entschied. Aber auch jetzt ward Bachtjar von seinen Verbündeten, die zu ihrem Vater zurückkehrten, im Stiche gelassen[4]. — Hasanweih starb bald darauf am 3. Rabiul awwal

---

[1] Im Texte bei Ibn Chaldun heisst es p. 445:

— وكان ركن الدورة يرعى لهذلك —

[2] Wandâd starb im J. 349; sein Sohn und Nachfolger Abu'l Ghanâim Abd-al-Wahhâb wurde von den Schadenschan gefangen genommen und an Hasanweih ausgeliefert, der sich seiner Burg und Schätze bemächtigte. Ghanim starb im J. 350. Sein Sohn Abu Salim Deisam ward durch Abu'l Fath Ibn al-Amid seiner Herrschaft verlustig. Ibn Chaldun t. IV. p. 454 u. 512.

[3] Ibn Baqija wurde im J. 362 Wezir Bachtjar's. Ibn al-Athir VIII. 462. Er erhielt vom Chalifen al-Muti das Laqab an-Nâsih und von at-Tâji ein anderes Nasir ad-daula. Ibn Challikan (ed. Wüstenfeld) VIII. 47.

[4] Ibn al-Athir VIII. 493. Ibn Chaldun l. c. p. 452. Die Mudhariten in Basra schlossen sich an Adhad-ad-daula, die Rabiiten an Bachtjar an. Ersterer vermittelte einen Frieden nach 120jähriger Stammes-Fehde.

des J. 369 [1] in Sarmâdsch, woselbst er ein Dschami und ein Schloss aus massivem Stein hatte erbauen lassen.

Nach seinem Tode trennten sich die Söhne: ein Theil wandte sich zu Fachr ad-daula, nach Hamadan, ein anderer zu Adhad-ad-daula. Sermâdsch mit den hier aufgehäuften Schätzen fiel Bachtjar [2] zu. Die guten Beziehungen, in denen dieser anfänglich zu Adhad-ad-daula stand, verkehrten sich aber bald in's Gegentheil und letzterer entsandte ein Heer, das einige kurdische Burgen wegnahm. Aber erst nach der Besiegung Fachr ad-daula's, der Hamadan und Rei [3] verlor und zu Qabus Ibn Waschmegir fliehen musste, konnte Adhad-ad-daula das ganze Gebiet Hasanweihs mit Nihawend, Dinawar und Sermâdsch erobern, wobei drei Söhne desselben, Abd-ar-Razzâq, Abul Ala und Abu Adnan, in seine Hände fielen. Der bereits genannte Sohn Hasanweih's, Badr, ward jetzt vom Sieger in den Besitz der Länder seines Vaters eingesetzt. Die Bevorzugung Badr's erregte jedoch den Neid seiner Brüder Asim und Abd-al-Malik. Asim stellte sich an die Spitze eines Aufstandes, ward aber von Truppen Adhad-ad-daula's geschlagen und gefangen genommen.[4] Auch die übrigen Söhne Hasanweihs fielen in verschiedenen Kämpfen [5].

Badr wusste in Bälde seine Herrschaft zu befestigen und man bewarb sich bereits um seinen Beistand, wie Fachr ad-daula, dessen Heer zweimal von dem Rebellen Muhammed Ibn Ghanim, einem Vetter Badr's, im Gebiete von Qum im J. 373 geschlagen wurde, bis Badr den Frieden (Anfang d. J. 374) vermittelte [6]; das gute Einvernehmen des letzteren mit Fachr ad-daula beunruhigte aber Scharaf-ad-daula, der aus dieser Ursache im J. 377 gegen Ibn Hasanweih eine Armee unter Qarategin schickte, welcher jedoch nach anfänglichem Erfolge durch Kriegslist getäuscht bei Qarmisin aufs Haupt geschlagen, nach

[1] Scharafname; dasselbe gibt den Samstag als Wochentag an; der 3. Rabi war aber ein Freitag.

[2] Vgl. die Stammtafel.

[3] Diese erhielt Muwajjid ad-daula.

[4] Auf einem Kamel nach Hamadan gebracht, verscholl er.

[5] Ibn Chaldun l. c. Ibn al-Athir IX. 4.

[6] Im J. 375 erneuerte sich der Krieg, bis Muhammed verwundet gefangen genommen wurde und an seiner Blessur starb. Ibn Chaldun l. c. p. 457.

Baghdâd zurückkehren musste, worauf Badr sich des Dschabals bemächtigte [1].

Nach dem Tode Scharaf-ad-daula's im J. 379 beschloss Fachr ad-daula vorzüglich auf Betreiben des Sahib Ibn Ibâd, einen Zug nach Iraq um Baghdâd zu erobern. In Hamadan vereinigte sich Badr mit dem Bujiden und es ward beschlossen, dass Ismail Ibn Ibad und Badr auf der Strasse nach Baghdâd vordringen sollten, während Fachr ad-daula den Weg durch Chuzistan einschlug. Die Unternehmung misslang aber gänzlich, da der Austritt des Flusses von Ahwaz, den die Soldaten für künstlich hervorgerufen hielten, eine allgemeine Panik herbeiführte.[2] Auch Baha ad-daula erbat sich den Beistand Badr's, als er im J. 388 auf Veranlassung des Abu Ali Ismail einen Zug gegen Abu Muhammed Ibn Mukram unternommen hatte und in die Enge gerathen war, erhielt ihn aber nur in geringem Masse[3].

In dieser Zeit hatte die Macht und das Ansehen Badr's ihren Höhepunkt erreicht; vom Chalifen mit dem Ehrentitel Nasir ad-din wad-daula ausgezeichnet, entfaltete er eine segensreiche friedliche Thätigkeit, spendete reiche Gaben für die beiden heiligen Städte und erkaufte den freien Durchzug der Pilger von den beutegierigen Beduinen, indem er gleichzeitig die Wegelagerei der Kurden unterdrückte[4].

Wie unabhängig die Stellung Badr's zu den Bujiden war, zeigt der Vorfall, dass der Sohn Bachtjar's, Abu'l Kasim, vor Baha ad-daula im J. 389 und später im J. 393 der Wezir Madsch ad-daula's, Abu'l Abbâs ad-Dhabbî sich auf sein Gebiet flüchteten und hier den gesuchten Schutz fanden[5]. Auch in den Verwickelungen, welche nach dem Tode Fachr ad-daula's in Persien entstanden, erscheint Badr als durchaus selbständiger Herrscher. Als nämlich im J. 397 Madsch ad-daula auf Antrieb des Wezir's al-Chatîr

---

[1] Ibn Chaldun l. c. p. 461. Ibn al-Athir l. c. p. 36.

[2] Mirchond. Gesch. der Bujiden ed. Wilken p. 78. Ibn Chaldun IV. 462.

[3] Ibn al-Athir IX. 100. Der Tod Samsam ad-daula's bewog Baha ad-daula, Frieden zu schliessen.

[4] Ibn Chaldun t. IV. 514. Ibn al-Athir l. c. p. 112. Scharafname p. 7.

[5] Ibn Chaldun IV. p. 467. Ibn al-Athir IX. 107 u. 126. Der Wezir, eines Giftmordes verdächtigt, floh von Rei nach Barudschard und starb daselbst im J. 398. l. c. p. 117.

Abu Ali Ibn Ali der Vormundschaft seiner Mutter Saida sich zu entziehen versuchte, begab sich Saida nach der Veste Thabarak[1] und entfloh von hier nach Chuzistan. Badr, dem diese Provinz unterstand, nahm die Flüchtige freundlich auf und führte sie im Vereine mit Fachr ad-daula's anderem Sohne Schams ad-daula als Regentin nach Rei zurück, nachdem Madsch-ad-daula gefangen genommen und eingekerkert worden war[2].

Die Beziehungen Badr's zu Baha ad-daula jedoch verschlechterten sich immer mehr. Abu Dschafar al-Haddschadsch, der Stellvertreter (Nâib) Baha-ad-daula's in Iraq, ward abgesetzt und an seine Stelle Abu Ali Ibn Abu Dschafar Ustads Hurmuz mit dem Laqab Amid al-Dschujusch ernannt worden. Ersterer aber bekämpfte seinen Nachfolger im Gebiete von Kufa, während Baha ad-daula gegen Abu'l Abbâs Ibn Wâsil, der sich gegen Muhadsdsib ad-daula in Batiha empört hatte, im Felde lag. Abu Dschafar hatte sich mit Qilidsch, in dessen Händen die Strasse von Chorasan war (صاحب طريق خراسان) verbunden; Qilidsch starb jedoch im J. 397. An seine Stelle ernannte Amid al-Dschujusch den Abu'l Fath Muhammed Ibn Annâz, der Hulwan besass und ein persönlicher Feind Badr's war, welcher sich auf diese Kunde mit Abu Dschafar und einer Anzahl Häuptlingen, wie Hindi Ibn Suda (سعدى), Abu Isa Schâdi Ibn Muhammed etc., gegen Baha ad-daula vereinigte. Die Alliirten, denen sich auch Ali Ibn Mazjad angeschlossen hatte, marschirten gegen Baghdâd, das von Abu'l Fath Ibn Annâz vertheidigt wurde, und blieben vor der Stadt in der Entfernung von nur einer Parasange durch einen Monat stehen. Auf die Nachricht von der Besiegung des Abu'l Abbâs[3] löste sich jedoch die Coalition auf und Abu Dschafar, der mit Abu

[1] Bei Rei gelegen, vgl. Cazwini (ed. Wüstenfeld) III. 251.

[2] Mirchond l. c. p. 88. Saida starb nach Ibn al-Athir (IX. 260), der sie mit Namen nicht kennt, im J. 419. Ein nachdrückliches Eingreifen Badr's in die späteren Ereignisse verhinderte die Empörung Hilâl's v. Ibn al-Athir p. 144.

[3] Badr schickte dem Abu'l Abbâs 3000 Reiter. Als dieser schliesslich unterlag, wollte er zu Badr flüchten. Er kam auf dem Wege von Baghdâd nach Hamadan bis Chanikin, das Dschafar Ibn al-Awwâm, der Badr unterstand, gehörte. Durch Ermüdung an der Weiterreise gehindert, ward er von Abu'l Fath aufgegriffen und in Baghdâd auf Befehl Baha-ad-daula's enthauptet. Ibn al-Athir l. c. p. 137.

Ibn [illegible] nach Hulwân gewandt hatte, beeilte sich, mit Baha ad-daula Frieden zu schliessen.

Abu'l Fath Ibn Annâz, der Hulwân und Qirmisin verloren hatte, suchte Zuflucht bei Rafia Ibn Muhammed Ibn Maqn. Badr verlangte mit Berufung auf seine alte freundschaftliche Verbindung dessen Entfernung, und als diese nicht erfolgte, sandte er ein Heer in das Gebiet Rafia's welches dessen Residenz niederbrannte und die Veste al-Baradan[1] einnahm. Der flüchtige Abu'l Fath erhielt in Baghdâd von Amid al-Dschujusch die Zusicherung seiner Hilfe und in der That befahl Baha ad-daula der gegen Badr wegen dessen Verbindung mit Abu'l Abbâs Ibn Wâsil sehr erzürnt war, dem Wezir, mit einem Heere aufzubrechen. Badr wusste jedoch den Feind, der bis Dschondeisabûr vorgedrungen war, durch den Hinweis auf die zweifelhaften Chancen des Krieges und die Schwierigkeit des Sieges, gegen Bezahlung der gehabten Kriegskosten zur Umkehr zu bewegen[2].

Die letzten Jahre Badr's wurden durch sein unglückliches Verhältniss zu seinem Sohne Hilâl getrübt, dessen Mutter aus der Tribus der Schadenschân ihn nach der Trennung von ihrem Gatten geboren hatte, so dass der Sohn ferne vom Vater und ihm entfremdet aufwuchs, dessen Liebe sich auch einem anderen Kinde, Abu Isa, zuwandte. Badr, der Hilâl beargwöhnte, verwies den Sohn aus seiner Nähe und gab ihm Sâmaghân. Kaum war aber Hilâl sein eigener Herr, als er mit Ibn al-Mâdhi, dem damaligen Herrn von Schahrzur, in Zwistigkeiten gerieth. Badr untersagte seinem Sohne jede Feindseligkeit, doch dieser, das Verbot nicht beachtend, sammelte ein Heer, welches Schahrzur einnahm, wobei Ibn al-Mâdhi und die Besatzung getödtet wurden. Da zudem Hilâl die Truppen seines Vaters, der in Folge seines Geizes beständig an Anhang verlor, durch Bestechung zu gewinnen wusste, kam es zum Kampfe; die beiden Heere stiessen bei Bab-ad-Dinawar aufeinander und Badr, dessen Truppen zum Theil zu

[1] Vgl. Jacut, Marâsid T. IV. p. 297.

[2] Ibn Chaldun IV. 514. Ibn al-Athir IX. 136. Abu'l Fath, der Gründer der Dynastie der Banu Annâz, starb im J. 401 zu Hulwan; ihm folgte sein Sohn Abu'sch Schauk; v. Scharafname p. 8. Ibn al-Athir IX. 158.

Hilâl übergingen, ward gefangen. Obwohl man Hilâl rieth, seinen Vater zu tödten, da nach dem Vorgefallenen Schonung gefährlich sei, so schreckte er doch vor solcher Unthat zurück und bezeigte vielmehr kindliche Ehrerbietung seinem Gefangenen, der durch die geheuchelte Absicht sich gänzlich einer ungestörten religiösen Beschaulichkeit hingeben zu wollen, seinen Sohn zur Uebergabe eines Schlosses bewog. Kaum hatte aber Badr in dessen Besitz sich gesetzt, so legte er neue Befestigungen an und beschickte den Abu'l Fath Annâz und Abu Isa Schâdsi Ibn Muhammed in Asadabad mit der Aufforderung, in das Gebiet Hilâls einzufallen. Abu'l Fath zog gegen Qarmisin, das er einnahm; Abu Isa wandte sich zuerst gegen Sabur Chwast und dann nach Nihawand zu Abu Bakr Ibn Rafia; Hilâl der ihm dahin folgte, schlug die Deilemiten bis zur Vernichtung. Abu Isa, der zu Ibn Rafia floh, ward ausgeliefert, aber vom Sieger begnadigt. Jetzt bat Badr Baha-ad-daula um Hilfe, der seinen Wezir Fachr al-Mulk [1] mit Truppen ihm sendete. Hilâl, der den zum Frieden rathenden Abu Isa getödtet und einen vergeblichen nächtlichen Ueberfall versucht hatte, suchte nun eine friedliche Verständigung, welche jedoch vom Wezir in Folge der Einsprache Badr's zurückgewiesen wurde. Nach kurzem Kampfe fiel Hilâl in Gefangenschaft, erhielt jedoch auf seine Bitte die Zusicherung, seinem Vater nicht ausgeliefert zu werden. Das Schloss, in welchem seine Mutter und die Schätze sich befanden, wurde an Fachr al-Mulk übergeben und von diesem dann an Badr überlassen (im J. 400) [2].

Fünf Jahre später fand Badr auf einem Zuge gegen den Kurden al-Husein Ibn Masud bei der Belagerung des Schlosses Kûsdsche den Tod. Seine Truppen, durch den Einbruch des Winters unmuthig gemacht, überfielen Badr, der nicht abziehen wollte und alle Warnungen unbeachtet liess, in seinem Zelte und ermordeten ihn. Al-Husein fand den Leichnam in

---

[1] Dieser wurde im J. 406 von Sultân ad-daula hingerichtet. Ibn al-Athir IX. p. 182.

[2] Nach der irrigen Angabe des Scharafname im J. 405. Man fand in der Burg 40.000 Badre an Dirhemen und 4000 Badre an Dinaren. Mahjar Ibn Marzuje besang dieses Ereigniss. Vgl. über diesen Ibn Challikan VIII. 51, IX. 53. Ibn al-Athir IX. 231 u. 265.

dem ausgeplünderten Lager und liess ihn in Maschhad Ali begraben.

So endete Badr Ibn Hasanweih, den die Quellen einen gerechten, edlen Mann von wohlthätiger Sinnesart nennen. Seine Herrschaft erstreckte sich von Dinawar über Nihawand und Barudschard bis gegen al-Ahwâz, mit Einschluss der Schlösser etc. die in diesem Gebiete lagen[1].

Auf die Kunde vom Tode Badr's trat Zâhir Ibn Hilâl auf um das herrenlose Land in Besitz zu nehmen. Bereits im J. 404 hatte derselbe, der nicht weniger unternehmungslustig als sein Vater gewesen zu sein scheint, einen Zug gegen Schahrzur unternommen, die Veste erobert und die von Fachr al-Mulk hineingelegte Besatzung zum Theil getödtet, zum Theil auf Reclamation des Wezirs freigegeben. Sein Versuch, sich des ganzen grossväterlichen Gebietes zu bemächtigen, scheiterte aber; von Schams ad-daula geschlagen, wurde Zâhir gefangen nach Hamadân gebracht, während dem Sieger der Besitz Badr's zufiel.

Hilâl Ibn Badr ward zu dieser Zeit von Sultân ad-daula, dem Sohne Baha-ad-daula's in Gefangenschaft gehalten[2]. Die Besorgniss jedoch vor dem Machtzuwachse Schams ad-daula's bewog den Bujiden, seinen Gefangenen in Freiheit zu setzen und ihn zur Eroberung seines väterlichen Erbes mit einem Heere auszurüsten. Im Dsu'l Kaada[3] des J. 405 kam es zur Schlacht, welche Hilâl verlor. Er selbst wurde getödtet, während seine Truppen sich auflösten und der Sieger verblieb im Besitze der weiten Gebiete Badr's.

Der Enkel Badr's sollte den Sturz seines Geschlechtes nicht lange überleben. Von Schams ad-daula, der ihn jetzt für ungefährlich halten mochte, im J. 406 freigegeben, bekriegte er sofort Abu'sch Schauk, dessen Bruder Suda (سعدى) getödtet wurde, und besiegte ihn zweimal, so dass er nach Hulwan

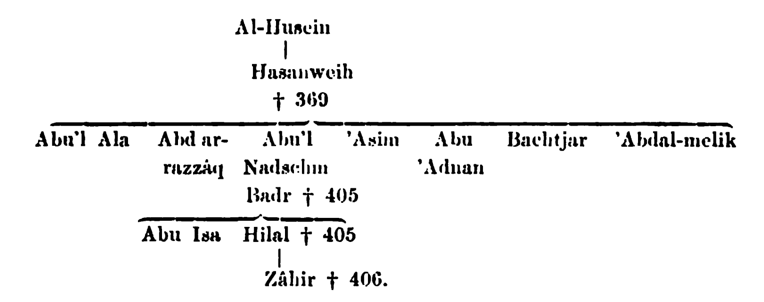
[1] Scharafname l. c. Ibn al-Athir IX. 173 u. 229. Dieser nennt Badr auch Amir al-Dschabal.

[2] Hilâl ward noch auf Befehl Baha-ad-daula's gefangen genommen; da die Quellen bis zum J. 405, wo er als Gefangener Sultân ad-daula's genannt wird, seiner nicht erwähnen, so dürfte er in fortwährendem Gewahrsam gehalten worden sein.

[3] So Ibn al-Athir; nach dem Scharafname im Dsu'l Hiddscha.

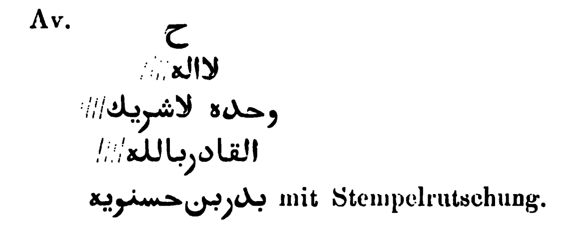
zu fliehen genöthigt war. Die Vermählung Zâhir's mit einer Schwester Abu'sch-Schauk's führte den Frieden herbei, der aber von letzterem durch den plötzlichen Ueberfall und die Ermordung Zâhir's gebrochen wurde. Der Leichnam ward in Bab at-Tibn beerdigt[1].

Stammtafel der Hasanweihiden.



Mit Zâhir erlosch nach kurzer Blüthe die Dynastie der Hasanweihiden; denn die Angabe des Scharafname, dass ein Sohn Zâhir's, Namens Badr, im J. 488 von Ibrâhîm Najal zum Statthalter von Dinawar und Chumusch eingesetzt wurde, erscheint schon deshalb als unglaubwürdig, weil Badr im bezeichneten Jahre wenigstens 82 Jahre alt gewesen sein müsste.

So hervorragend die Macht und politische Bedeutung der Hasanweihiden war, so ist bisher doch eine Münze dieser Dynastie nicht bekannt geworden. Ein Dirhem des kais. Kabinetes von leider ziemlich defecter Erhaltung führt sie endlich in die muhammedanische Numismatik ein.



[1] Ibn al-Athir IX. 182. Bab at-Tibn ist ein Ort in der Nähe von Maschhad Musa Ibn Dschafar.

Rev. محمد رسول الله
صلى الله عليه
سلطان الدولة
وعز الملة ابوس . . . .

Grösse 7. Gewicht 4·75 Gr.
s. Nr. 2 der Tafel.

Obwohl nur die Aufschriften im Felde erhalten sind (die Randschriften fehlen), so ist doch die Zeit der Prägung nach den vorstehend gegebenen Daten durch den Namen Sultân ad-daula's bestimmt, der seinem Vater Baha ad-daula im J. 403 in der Regierung folgte. Da Badr im J. 405 getödtet wurde, so wurde unser Dirhem nothwendig in den Jahren 403—405 geschlagen.

Die Vergleichung des im Numismatic Chronicle (a. 1871 p. 259) publicirten Dinars Badr's vom J. 397 und des Dirhems des kais. Cabinetes gibt einen interessanten Einblick in die Beziehungen des kurdischen Fürsten zu dem Bujiden. Fachr ad-daula, der nach dem Tode des Muwajjid ad-daula (a. 373) aus Chorasan zurückgerufen und zum Herrscher über dessen Länder erwählt wurde, stand mit Badr im guten Einvernehmen und als Verbündete versuchten beide die Eroberung Baghdâd's. Nach dem Tode Fachr ad-daula's im J. 387 dauerte das freundschaftliche Verhältniss mit der Regentin Saida fort und Badr erkannte den noch unmündigen Madschd-ad-daula als Oberherrn an. In demselben Jahre, in welchem der bezogene Dinar geschlagen wurde, suchte jedoch Madsch-ad-daula die Vormundschaft seiner Mutter abzuschütteln, die zu Badr entfloh und von diesem und Schams ad-daula nach Rei zurückgeführt wurde. Da letzterer hierauf zum Herrn von Rei und Ispahan erwählt ward (Madschd-ad-daula gelangte erst später wieder auf den Thron), so fällt die Prägung des Dinars unmittelbar vor diese Vorfälle. Die in der Folge eintretende Verrückung der Machtverhältnisse der verschiedenen bujidischen Linien und die späteren Beziehungen Badr's zu diesen spiegeln sich in den Aufschriften des vorstehend beschriebenen Dirhems wieder; der Enkel Adhad ad-daula's, Sultân ad-daula, der, was nicht zu übersehen, den unruhigen Hilâl in Gewahrsam hielt, ward jetzt von Badr als Oberherr anerkannt.

Das Gewicht des in Rede stehenden Dirhem's beträgt 4·75 Gr. Rechnet man das Normalgewicht des gewöhnlichen Dirhem's zu 2.97 Gr., so erscheint weder die Bestimmung unserer Münze als Doppeldirhem (Normalgewicht 5·94 Gr.), noch als $1\frac{1}{2}$ Dirhem (Normalgewicht 4·44 Gr.) als zutreffend, letzteres um so weniger, als der Gewichtsverlust durch die Abwetzung der Münzfläche und die Beschädigung des Randes nicht unbeträchtlich ist, und hieraus eine enorme, ganz unannehmbare Uebermünzung resultiren würde. Aber auch der Deutung unseres Stückes als Doppeldirhem, welche in Anbetracht der erwähnten Defecte und einer zulässigen Untermünzung nicht unberechtigt sein könnte, widerspricht ein Moment, das ich hier hervorheben will, da es der Aufmerksamkeit der Numismatiker entgangen zu sein scheint.

Aus den Münz-Wägungen ergibt sich nämlich als ausser Zweifel stehend, dass im Laufe des 4. Jahrhundertes ein Nominal in der Silberpräge auftritt, das, vom normalen Dirhem verschieden, diesen innerhalb gewisser Münzreihen fast gänzlich verdrängt. Ich wage nicht, dieses Nominal geradezu als neues zu bezeichnen, da bereits in dem 3. Jahrhunderte einzelne Dirheme ihm zu entsprechen scheinen, wohl aber kann es in dem Sinne so genannt werden, als es später die Münzeinheit der Silberpräge gewisser Dynastien darstellt und nicht als Ausnahme, sondern als Regel auftritt. Der Versuch, den Ursprung dieses Nominals, welches von 3·40 Gr. — 4·75 Gr. schwankt, nachzuweisen, wird so lange als verfrüht betrachtet werden müssen, bis das Normalgewicht desselben mit annähernder Sicherheit bestimmt ist. Diese Bestimmung wird aber nur durch Beibringung einer genügenden Zahl von Wägungen, an denen es jetzt gänzlich mangelt, ermöglicht. Die Serie der bujidischen Dirheme speciell eignet sich zu dieser Untersuchung ganz vorzüglich, sowohl wegen der verhältnissmässigen Reichhaltigkeit des in den Museen vorliegenden Münzmateriales, als auch in Anbetracht der historischen Bedeutsamkeit dieser Dynastie und der Länder, welche sie beherrscht hat. Die Reihe der Bujiden-Dirheme des kais. Cabinetes ist leider nicht beträchtlich und auch die Erhaltung der meisten Stücke unvollkommen. Wenn ich nichtsdestoweniger eine Uebersicht derselben mit den beigesetzten Wä-

gungen folgen lasse, so geschieht es mehr, um meinen guten Willen zu documentiren, als in der Ueberzeugung, einen dankenswerthen Beitrag zur Lösung der beregten Frage zu geben[1].

Imad ad-daula.

Schiràz a. 327 — 3·41 Gr.
„ a. 333 — 2·85 „ (beschnitten)
Amol a. ? — 3·71 „ (verwetzt).

Rukn ad-daula mit Adhad-ad-daula.

Schiràz a. 341 — 2·5 Gr. } beschnitten
„ a. 351 — 2·91 „ }
? a. 36 — 4·15 „
Schiraf a ? — 3·75 Gr. (verwetzt)
„ a ? — 3·65 Gr. (mittelm. erhalten).

Adhad-ad-daula.

Amol. a. 369 — 4·61 (mittelm. erh.)
Ramhormuz a. 36 ? — 4·51 (verwetzt)
Arradschan a. 371 3·75 (do.).

Muwajid ad-daula.

Amold. a. 372 — 3·9 Gr. (mittelm. erh.).

Die vorstehenden Wägungen zeigen wie sehr die einzelnen Stücke dem Gewichte nach differiren und wie gewagt es sein würde, auf dieser Grundlage eine Bestimmung auch nur des beiläufigen Normalgewichtes des bujidischen Dirhems zu versuchen. Sollten etwa die Bujiden, welche es liebten, sich als Abkömmlinge der alten Perserkönige auszugeben, die sasanidische Drachme von 4·25 Gr. als Münzeinheit für ihre Silberpräge wieder aufgenommen haben? Ich gestehe, eine Zeitlang diese Hypothese für plausibel gehalten zu haben, gegenwärtig aber habe ich sie fallen gelassen. Es scheint vielmehr, dass mit dem Verfall des Chalifates und der Reichseinheit auch im Münzwesen separatistische Bestrebungen auftraten, und an

[1] Vgl. Lindberg, Essai sur les monnaies des Boujides in den Mémoires de la société royale des antiquaires du Nord, Copenhague 1840—1844, p. 193 ff. welcher eine Anzahl Wägungen beibringt.

Stelle des alten Münzfusses provinziale oder locale Währungen zur Geltung kamen. Erst durch die Publication der Wägungen des betreffenden Münzmateriales grösserer Sammlungen wird die Basis weiterer Untersuchung gegeben sein.

Von hohem numismatischen Interesse sind auch die Benennungen verschiedener Münzsorten dieser Periode, die gelegentlich in den Quellen erwähnt werden und bisher zu wenig Beachtung fanden. So werden wiederholt دنانير قاسانية genannt, z. B. von Ibn al-Athir Bd. IX. p. 216 unter dem J. 416: ‚das Kurr Waizen wurde um 200 qasanische Dinare verkauft‘; ferner l. c. p. 308 unter dem J. 427: ‚Im Safar dieses J. befahl al-Kâim biam allah, sich im Handelsverkehre der magrebinischen (fathimidischen) Dinare nicht mehr zu bedienen und beauftragte die Notare, die Verkaufs- und anderen Urkunden, in welchen dieser Geldsorten Erwähnung geschah, nicht zu legalisiren; zugleich verwies er die Leute auf die Kadirije, Saburije und Qasanije‘. Die Kadirije sind offenbar die mit dem Namen des Chalifen al-Kadir versehenen Goldstücke, während die Saburije ihren Namen von der Stadt Sabur führen, welche eine sehr thätige Münzstätte gehabt haben muss[1]. Schwierig jedoch ist die Bestimmung der Qasanije; dieselben mit der jenseits des Oxus gelegenen Stadt Qasan, welche im 4. Jahrhunderte weder politische noch commerzielle Bedeutung besass und als Münzstätte überhaupt noch nicht nachgewiesen ist, in Verbindung zu bringen, ist unzulässig; aus der Nennung der Dinare Qasanije in einer Reihe mit den saburischen ergibt sich vielmehr der locale Zusammenhang beider Münzsorten. Dadurch ist die Vermuthung nahegelegt, dass der Name Qasanije corrumpirt ist. Vielleicht ist statt Qasanije Qaschanije zu lesen; denn Qaschan erscheint auch später als Münzstätte der Hulaguiden, allerdings ein Ort nur von geringerer Bedeutung. An Kâschân (كاشان) zu denken, ist wegen der paläographisch nicht zu erklärenden Verwechslung von ق und ك nicht gestattet.

[1] Als Abu Kalidschar mit dem Chalifen al-Kadir wegen seiner Anerkennung und seines Titels unterhandelte, gab er sich endlich mit dem Ehrennamen ‚Malik ad-daula‘ zufrieden, und sandte dem Chalifen nebst reichen Geschenken eine Million saburischer Dinare. Ibn al-Athir IX. 313. Vgl. Kremer, Ideen p. 418.

Eine andere Münzsorte nennt Ibn al-Athir Bd. IX. p. 71 unter dem J. 383: ‚In Irak wurde das Kurr Waizen um 6600 ghaiatsische Dirheme verkauft.‘ Hiermit sind wohl jene Dirheme Baha ad-daula's gemeint, auf welchen derselbe mit den pompösen Titeln ضيا الملة وغياث الامة erscheint[1], denn kein anderer Herrscher dieser Zeit führte ein mit dem Worte Ghaiats zusammengesetztes Laqab.

Schliesslich sei noch der im Anfange des 5. Jahrhunderts der H. cursirenden Dirheme Seifije gedacht, welche nach Abu Sinan Gharib Ibn Muhammed Ibn Maqn mit dem Beinamen Seif ad-daula, der im J. 425 in Karch Samarra starb, genannt wurden[2].

Fathimide.

AR

Av. الله

الصمد

M. I. لااله الاالله محمدرسول الله على ولى الله

M. II. محمدرسول الله ارسله بالهدى ودين الحق ليظهره على الدين كله

Rev. الامام

محمد

M. I. ابو القاسم المنتظربامر الله امير المومنين

M. II. بسم الله ضرب صذا الدرهم بمصر سنة خمس وعشر ين وخمساية

Gew. 3 Gr. Vgl. Nr. 3 der Tafel.

Gehören fathimidische Silbermünzen überhaupt zu den Seltenheiten der muhammedanischen Numismatik, so darf speciell der vorstehend beschriebene Dirhem als eine der interessantesten Münzen dieser Dynastie, welche bisher veröffentlicht wurden, bezeichnet werden. Obwohl, wie aus der Randschrift des Reverses erhellt, zu Misr, also in der Haupt-

[1] Mémoires de la société impériale d'Archeologie, Petersbourg. T. V. p. 64. zwei Dirheme aus den J. 385 u. 386, beide aus Basra und ein Dirhem Kiwâm-ad-daula's aus Baghdâd vom J. 398 mit demselben Titel Baha ad-daula's finden sich in den Nov. Suppl. p. 255.

[2] Ibn al-Athir IX. p. 298.

stadt des fathimidischen Reiches geprägt, lassen die Aufschriften dennoch den Namen des Regenten vermissen und diese Anormalität wird noch durch den Umstand gesteigert, dass hier zum ersten Male der Name des 12. Imam's auf einer Münze erscheint, die dadurch zu einer ungewöhnlichen Bedeutung gelangt.

Der eigenthümliche Charakter des in Rede stehenden Dirhems lässt sofort auf ganz exceptionelle Verhältnisse schliessen, die seine Prägung veranlassten. Und in der That haben wir den stummen und doch beredten Zeugen einer interessanten Episode aus der letzten Zeit der fathimidischen Herrschaft vor uns, welcher durch Ibn Chaldun [1] seine volle Beleuchtung und Beglaubigung findet.

Der seinen Vergnügungen ergebene Chalif al-Amir war nach 29½jähriger Regierung im J. 524 bei einem Ritte nach dem Lustschlosse Dschize auf einer Brücke unter den Dolchen der Assasinen verblutet, ohne einen Thronerben zu hinterlassen. Zwei seiner vertrautesten Mamluken, Barghâsch al-Adil und Baraward Hazir [2], waren jetzt bemüht, Maimun Abd-al-Madschid, den Sohn des Abu'l Kasim Ibn al-Mustansir, der dem Alter nach zunächst zur Regierung berufen, auf den Thron zu setzen. Zu diesem Zwecke gaben sie vor, dass al-Amir eine Frau seines Harem's nach einem Traumgesichte als von ihm mit einer männlichen Frucht schwanger erklärt habe. Dieses nachgeborne Kind solle im Chalifate folgen, Abd-al-Madschid jedoch einstweilen die Regentschaft führen [3]. In der That wurde letzterer als Vormund mit dem Namen al-Hafiz lidin allah bestellt; Hazir aber nach einer angeblich testamentarischen Verfügung al-Amir's Wezir und as-Said Bâs, ein Client des früheren Wezirs al-Afdhal, Oberstkämmerer. Das Heer widersetzte sich jedoch dem Hazir und die Mehrheit wählte an dessen Stelle den Ridhwân Ibn Wanhasch. Barghasch, der Hazir beneidete, bewog jetzt den im Schlosse anwesenden

[1] Ibn Chaldun, allgemeine Geschichte t. IV. p. 71 (ed. Bulâq).

[2] Die Eigennamen sind in der genannten Ausgabe Ibn Chaldun's häufig so verstümmelt, dass die Richtigkeit dieser Namen dahingestellt bleiben muss.

[3] Vgl. Sacy's Chrestomathie t. II. p. 231; nach einer daselbst gelegentlich citirten Stelle meldet Abu'l mahasin dasselbe.

Abu Ali Ibn al-Afdhal, sich öffentlich zu zeigen, wozu er ihm die Möglichkeit verschaffte. In der That schloss sich diesem das Heer mit dem Rufe: ‚Das ist der Wezir, der Sohn des Wezirs‘ sofort an und schlug dem Erwählten trotz seiner Ablehnung[1] ein Zelt zwischen den beiden Schlössern auf. Da die Thore geschlossen waren, erstiegen die Truppen die Mauern und drangen in das Innere des Castells ein, so dass al-Hafiz gezwungen war, Hazir zu entsetzen, welcher später hingerichtet wurde, und Abu Ali Ibn al-Afdhal zum Wezir zu ernennen. In kurzer Zeit bemächtigte sich dieser der Regierung und erlangte unbeschränkten Einfluss auf den Regenten, ja ging so weit, die öffentlichen Gelder aus dem Schlosse in sein Haus bringen zu lassen. Am bezeichnendsten jedoch für die damalige Stellung Ibn al-Afdhal's ist seine über Verlangen der Imami, deren Lehre er eifrig ergeben war, erlassene Verfügung, das öffentliche Gebet für al-Kaim al-Muntazar zu verrichten. Zugleich liess er nach Ibn Chaldun, Dirheme, mit Ausschluss von Dinaren, mit den Aufschriften: ‚Gott (ist) der Ewige‘ und ‚der Imam Muhammed‘ prägen und verbot die Nennung des Namens Ismail's und al-Hafiz' auf den Kanzeln, sowie den Gebetruf ‚Auf zum Besten der Werke‘. Er selbst legte sich eine lange Reihe von pompösen Beinamen bei[2], welche die Prediger vorlesen mussten, und zuletzt hielt er al-Hafiz, dessen beabsichtigte Ermordung als Sühne für die Hinrichtung der Brüder al-Afdhal's durch al-Amir sich nicht in's Werk setzen liess, in förmlichem Gewahrsam. Die schiitischen Emire und die chalifischen Mamluken, welche sich vor Ibn al-Afdhal nicht sicher fühlten, beschlossen schliesslich, ihn zu tödten. Eine Anzahl ihrer Leute, die dem Wezir auflauerten, überfielen ihn während er mit seinem Gefolge zu Pferde am Ballspiel sich ergötzte, und ein Mamluk, Franke von Geburt, tödtete Ibn al-Afdhal, dessen Haupt abgetrennt wurde. Al-Hafiz, aus dem Gefängnisse hervorgeholt, empfing die Hul-

---

[1] Der Text Ibn Chaldun's lautet:
وقالوا هذا الوزير ابن الوزير وتنصل فلم يقبلوا و ضربوا له خيمة بين القصرين

[2] Vgl. Ibn al-Athir X. p. 473.

digung, das Haus des Ermordeten aber wurde geplündert und die daselbst vorgefundenen Schätze in's Schloss gebracht.

Zu jenen oben erwähnten Dirhemen, welche Abu Ali Ahmed Ibn al-Afdhal während der kurzen Dauer seines Vezirates prägen liess, und die, vermuthlich in geringer Zahl ausgebracht, alsbald wieder aus dem Verkehre nach dessen Sturze gezogen wurden, gehört die Silbermünze des kais. Cabinetes. Ihre Aufschriften bestätigen die Angaben Ibn Chaldun's, indem in der That in der Mitte des Averses und Reverses die Worte: ‚Gott (ist) der Ewige' und ‚der Imam Muhammed' sich befinden, sie ergänzen aber auch diese durch die beim genannten Autor nicht angeführte so bemerkenswerthe innere Umschrift, welche den Namen des 12. Imam's mit dem Titel eines Amir al-Muminin enthält. Es ist bekannt, dass die Secte der Imamî in zwei Gruppen zerfällt, in jene der Ithna-ascharia und der Ismailia [1]; erstere zählt 12 Imame (daher ihr Name), deren letzter Muhammed al-Madhi Ibn Hasan-al-Askeri nach ihrer Lehre fortwährend lebt, aber unsichtbar ist, und eine Reihe von Namen führt, wie al-Kâim, Sâhib az-zamân, al-Muntazar [2] etc. Letztere anerkennt an Stelle des Musa al-Kadim Ibn Dschafar as-Sadiq' den Ismail Ibn Dschafar as-Sadiq als 7. Imam und lehrt die Verborgenheit der späteren Imâme (daher al-Bathania genannt). Der Secte der Imamî gehörte auch Abu Ali Ahmed Ibn al-Afdhal an und desswegen liess er den Namen des 12. Imams Muhammed al-Madhi auf die Münzen setzen. Dieser letzte Imam führt hier die Kunia Abu'l Kasim, die er erhielt, um ihm mit dem Propheten, der sich eben so nannte, eine Art Namensgleichheit zu geben, denn al-Madhi, der im Alter von 12 Jahren starb, hatte keinen Sohn.

Es verdient auch hervorgehoben zu werden, dass Abu Ali durch sein Vorgehen sich in schroffer Weise als Gegner der officiellen Religion zur Zeit der Fathimiden erklärte. Diese hatten auf die Lehre des verborgenen Imamates ihr Reich gegründet, und der Stifter ihrer Dynastie, Obeidallah, wurde von

[1] Vgl. Ibn Chaldun in Histoire des Berbères trad. par Slane t. II. p. 501.

[2] Reinaud, Description des monuments Musulmans etc. du cabinet de M. le Duc de Blacas t. I. p. 380.

den Ismailia als 11. Imam anerkannt. Hiedurch sowohl als durch die Gefangenhaltung al-Hafiz' verrieth der Wezir, dass er den Sturz des herrschenden Geschlechtes und die höchste Würde im Staate für sich anstrebe, und dieser Ehrgeiz, welche die alte Ismailitische Partei bedrohte und ihre bisherige Macht gefährden musste, brachte ihm den Untergang durch Mörderhand.

Saruchane.

Chidhr Ibn Ishâq.

Æ. Av. اسحاق
خضر بن

Rev. خلد الله
ملكه Grösse $3^1/_2$. vgl. Nr. 4 der Tafel.

Das vorliegende Kupferstück ist die erste bisher publicirte Münze der Saruchane, welche rein arabische Legenden trägt. Jener merkwürdige von Friedländer [1] vor geraumer Zeit beschriebene Gigliato Saruchan's zeigte nämlich ebenso wie die älteren Münzen der Fürsten von Aidin die Nachprägung occidentalischer Münztypen, eine Uebereinstimmung, die in dem wahrscheinlich gleichzeitigen Beginne der Münzthätigkeit beider Dynastien um 1327, nachdem Urchan hierin vorangegangen sich wiederholt. Hatten aber die jüngst bekannt gewordenen [2] aus dem J. (748) 1347 datirenden kleinen Silbermünzen Isa's, des Herrn von Aidin, mit arabischen Legenden vermuthen lassen, dass auch die Saruchane eine gleiche Veränderung ihrer Geldpräge vornahmen, so wird jetzt diese Vermuthung durch die Kupfermünze des kais. Cabinetes, welche in drei Exemplaren vorhanden, zur vollen Gewissheit.

Die Richtigkeit der vorstehenden Zutheilung nämlich, welche nach den von Friedländer im bezogenen Aufsatze zusammengestellten byzantinischen Quellennachrichten in Folge der Unzulänglichkeit der letzteren als fraglich erscheinen könnte, wird durch die türkischen Chronisten ausser Zweifel gesetzt.

---

[1] Beiträge zur älteren Münzkunde, Berlin 1851, p. 52 ff.

[2] Numismatische Zeitschrift, 2. Bd. p. 525.

Ist gleich die historische Ausbeute aus diesen nicht so bedeutend, als man wohl vermuthen könnte, so glaube ich doch im Folgenden die Geschichte der bisher so wenig bekannten Dynastie der Saruchane, welche bei Hammer und Zinkeisen eine sehr unvollständige und ungenügende Darstellung gefunden, in helleres Licht gesetzt zu haben.

Saruchan, der Gründer unserer Dynastie, dessen lange Regierungszeit mit zahlreichen Kriegen gegen die Christen ausgefüllt war[1], bemächtigte sich Magnesia's im J. 1313[2]. Obwohl einer der bedeutendsten der Zehnfürsten, findet sich doch sein Sterbejahr weder bei Muneddschimbaschi noch bei Dschenabi[3] angegeben und wir wissen nur, dass im J. 1345 (746) seiner zum letztenmale Erwähnung geschieht. Auf Saruchan folgte sein Sohn Elias Beg und diesem sein Sohn Ishâq Beg, die beide von den Byzantinern und von Hammer und Zinkeisen nicht genannt werden. Vater und Sohn führten nach Muneddschimbaschi eine friedliche und dem öffentlichen Wohle gewidmete Regierung. Ishâq zumal suchte den Umgang gelehrter oder durch Frömmigkeit ausgezeichneter Personen und erbaute in Magnesia dem Derwischorden der Mewlewi ein Ordenshaus, das anfänglich ein für die Armen der Mewlewi errichtetes Chankâh (Kloster) war.

Ishâq starb nach derselben Quelle im J. 790 (1388), eine Angabe, die bedeutende Verwirrung anzurichten geeignet ist. Im Verfolge seines Berichtes nämlich sagt Muneddschimbaschi, dass der Sohn und Nachfolger Ishâq's, Chidhr Schâh, seinem Vater sehr unähnlich war und durch seine Liebe zu verbotenen Spielen und anderen unerlaubten Dingen den Hass seiner Unterthanen auf sich zog. Die Unzufriedenheit der Bevölkerung hätte Bajazid I. nach der Eroberung von Alaschehr (Philadelphia), der letzten griechischen Besitzung in Kleinasien, den

[1] Vgl. die byzantinischen Quellen bei Friedländer.

[2] Wiener Jahrb. der Literatur Bd. 57. p. 4 nach dem Dschihannuma. In der von Norberg verfassten lateinischen Uebersetzung des Werkes konnte ich diese Angabe nicht finden.

[3] Manuscripte der k. k. Hofbibliothek. Die Uebersetzung der citirten Stellen Muneddschimbaschi's und des Nuchbet et-tewârîch verdanke ich der des Türkischen nicht mächtig, der Gefälligkeit meines Freundes Dr. Karabacek.

erwünschten Anlass gegeben, Chidhr Schâh der hierauf zu Timur floh, im J. 1390 (792) seiner Herrschaft zu entsetzen. Diese Erzählung scheint durch Ducas (cap. IV.) ihre Bestätigung zu finden, der ‚Chedr, den Sohn Sarchan's', als den von Bajazid nach der Eroberung der Gebiete von Kermian, Aidin und Mentesche entthronten Fürsten Lydien's und Aeolis nennt. Er fügt aber hinzu, dass Jildirim Chidhr, der sich fügsam unterwarf, ehrenvoll aufnahm, mit seiner Schwester vermählte und nach Brusa sandte, wo er bald hernach durch Gift auf die Seite geschafft wurde. Ducas widerspricht sich bezüglich des letzten Theiles seiner Darstellung aber später (cap. XVI.) selbst, indem er bei Schilderung der Schlacht von Angora sagt, dass die ehemaligen Truppen der Fürsten von Aidin, Saruchan, Mentesche und Kermian, die in der Schlachtreihe Bajazid's kämpften, auf den Anruf und das Heranrücken ihrer ehemaligen Herren zu den Mongolen übergingen und weiter (cap. XVIII.), dass Sarchan (i. e. Chidhr) die Herrschaft über Lydien von Timur wieder erhielt.

Noch verwirrter ist der kurze Bericht Dschenabi's, der geradezu sagt, dass Ishâq, durch Bajazid entthront, seine Rettung in der Flucht suchte und hiemit seine Notiz über die Saruchane schliesst.

Wie man sieht, berichtet jede der drei citirten Quellen anders. Muneddschimbaschi wie Ducas melden die Entthronung Chidhr's durch Bajazid, aber der zweitgenannte Autor spricht auch von der Vergiftung des gefangenen lydischen Fürsten, die wir nicht ohne weiters als erfunden abzuweisen berechtigt sind, während Dschanabi mit Ishaq die Dynastie endigen lässt.

Welche Darstellung ist die richtige, welche die falsche? Die Antwort wäre schwierig, ja wohl unmöglich, wenn nicht zwei andere türkische Chronisten, der durch sein Alter glaubwürdige Neschri und Muhammed Edirnewi im Nuchbet ettewârîch [1] die definitive Entscheidung allerdings in mehr indirecter als directer Weise enthielten. Neschri [2] sagt nämlich

---

[1] Manusc. der k. k. Hofbibliothek H. O. 3. Bl. 792.

[2] Zeitschr. der deutsch-morgenl. Gesellschaft Bd. XV. p. 335. Isa Beg verlegte seinen Sitz zunächst nach Tire, bis er nach Nicæa gebracht wurde. Neschri nennt keinen der beiden Fürsten mit Namen.

nach dem Berichte über die Depossedirung des Fürsten von Aidin (Isa Beg), der sich des Münzrechtes und des Kanzelgebetes zu Gunsten Jildirim's begeben und seine bisherige Residenz Ephesus (Aja Soluk) demselben abtreten musste, sowie des Herrn von Saruchan: ‚beide Fürsten verschieden in kurzer Zeit'; das Nuchbet et-tewârîch ferner bemerkt unter d. J. 792 (1390) nach der Erzählung von der Eroberung Aidin's und Saruchan's: ‚in dieser Zeit starben Aidinoghlu (Aidin's Sohn) und Saruchanoghlu (Saruchan's Sohn), worauf Bajazid deren Länder gänzlich im Besitze hatte, indem die Kinder dieser beiden Fürsten bei Kötürüm Bajazid Zuflucht suchten'. Nach diesen Angaben kann es nicht zweifelhaft sein, dass Ishâq Beg, der von Bajazid entthronte und hierauf nach Brusa gebrachte Fürst Saruchan's ist. Ein ähnliches Schicksal hatte nach Ducas (cap. IV.) den Fürsten von Aidin getroffen, welcher nach Nicæa geschickt wurde, wo er bald starb.[1]

Die eroberten Fürstenthümer gab Bajazid seinen Söhnen zu Lehen. Der erstgeborne Sohn Ertoghrul erhielt Aidin als Sandschak, der zweitgeborne Suleiman Saruchan mit dem benachbarten Karasi.[2] Chidhr der Sohn Ishâq's, entfloh zu Kötürüm Bajazid nach Kastemuni, zu welchem sich auch die Söhne der Herren von Kermian, Mentesche und Aidin retteten[3]. Zu Timur aber begab er sich, ebenso wie der Prinz von Mentesche (Neschri l. c. p. 345) vermuthlich erst, als im J. 795 Kastemuni in die Hände Bajazid Jildirim's gefallen war und verweilte bei dem Mongolenherrscher so lange, bis die Niederlage der Osmanen in der Schlacht von Angora ihm und den anderen depossedirten Fürsten im J. 1402 den Besitz der väterlichen Reiche brachte.[4] Nicht lange jedoch sollte sich Chidhr des

[1] Auch Hammer und Zinkeisen vermeiden eine Namensnennung.

[2] So das Nuchbet. Neschri l. c. p. 335 wohl unrichtig: Bajazid vereinigte Saruchan's Land mit Karasi's Land und gab es Ertoghrul. Vgl. dagegen p. 362, woselbst Suleiman als Lehenträger von Saruchan und Karasi genannt wird.

[3] Neschri l. c. p. 356 beschreibt die Verkleidungen, unter welchen es den Herren von Karmian, Mentesche und Aidin gelang, zu entkommen. Ueber Chidhr aber schweigt er.

[4] Ein mongolisches Corps unter Emir Schah war nach der Schlacht von Angora in Saruchan, Aidin und Mentesche eingebrochen, und hatte daselbst die grössten Greuel verübt. Zinkeisen I. p. 391. Scherf-ed-din

wiedergewonnenen Thrones erfreuen. Isa Tschelebi Ibn Bajazid, welcher bei der Dreitheilung des osmanischen Reiches nach Bajazid's Gefangennahme Brusa erhalten hatte und, von seinem Bruder Muhammed geschlagen, zu Suleiman nach Europa geflohen war, kehrte mit dessen Unterstützung nach Asien zurück, um sein Reich wieder zu gewinnen.[1] Nach einem vergeblichen Angriffe auf Brusa sah sich Isa genöthigt, zu Isfendiar nach Kastemuni und nach einer abermaligen Niederlage durch Muhammed zu Dschuneid, dem Herrn von Smyrna, zu fliehen, der sich eines Theiles von Aidin bemächtigt hatte. Von Isa gewonnen brachte Dschuneid ein Bündniss der Fürsten von Aidin, Saruchan, Tekhe und Mentesche zu Stande[2]. Ihr vereinigtes Herr in der Stärke von 20.000 Mann, das die Umgebung von Brusa besetzt hatte, wurde aber von Muhammed geschlagen und aufgerieben. Isa entfloh nach Karamanien, wo er verscholl, Chidhr Schah aber, der sich sorglos zu Magnesia im Bade schwelgerischem Genusse überliess, wurde ergriffen und hingerichtet, nachdem er die Zusicherung empfangen, dass er an der Vorfahren Seite bestattet und seine und ihre Stiftungen erhalten bleiben würden.

Muneddschimbaschi, der vorstehende Details von Chidhr's Ende berichtet, setzt dasselbe in das Jahr 813 (1410). Dieses Datum ist aber unbedingt falsch und viel zu hoch gegriffen. Das Nuchbet et-tewârîch hingegen sagt nur in Kürze, dass Chidhr im J. 805 nach dem Tode Bajazids (14. Schaban 805 = 8. März 1403) dem Isa Tschelebi gegen Muhammed beistand und hierbei seinen Untergang fand[3]. Einen Fingerzeig zur Feststellung des Todesjahres Chidhr's gibt die Nachricht, dass der Fürst von Aidin unter den mit Isa und Dschuneid verbündeten Fürsten sich befand. Diese Angabe scheint sich aber

---

(histoire de Timur Beg trad. par Petis de la Croix Delf 1723 t. IV. p. 42, 59, berichtet, dass der Enkel Timur's, Mirza Muhammed Sultan) den Winter d. J. 1402 in Magnesia zubrachte.

[1] Nach Seadeddin strömte das Volk aus Saruchan und Aidin nach dem Siege Muhammed's herbei, um Schutz gegen die Bedrücker ihres Landes zu erflehen. Hierauf dürfte die oben erwähnte Nachricht Muneddschimbaschi's zurückzuführen zu sein.

[2] Vgl. Zinkeisen nach Seaded-din.

[3] Bei Hammer und Zinkeisen findet sich kein Datum.

auf Umur, den Sohn Isa Beg's, zu beziehen, der im J. 1403 eines plötzlichen Todes starb, worauf Dschuneid sich zum Herrn von ganz Aidin machte, aber schon im J. 1404 von Suleiman angegriffen wurde. Auch diesmal also enthält das Nuchbet et-tewârîch das Richtige.

Ergibt sich einerseits die Richtigkeit der unserem Fels gegebenen Zutheilung aus den türkischen Quellen, so wird dieselbe auch von äusserlichen Kriterien gestützt. Sein Typus gleicht nämlich völlig jenem der osmanischen Kupferprägen aus dem Ende des 14. und dem Beginne des 15. Jahrhundertes; hier wie dort erscheinen übereinstimmend die quer über das Münzfeld gezogenen Doppellinien und jene Schriftform, welche für diese Periode charakteristisch. Bemerkenswerth aber in doppelter Beziehung ist die Kürze und Einfachheit der Aufschriften. Der Name Timur's, dessen Oberherrlichkeit die von ihm eingesetzten Fürsten gewiss anfänglich anerkannten, fehlt und dieser Umstand deutet darauf hin, dass die Prägung unseres Stückes höchst wahrscheinlich nach dem Abzuge der Mongolen aus Kleinasien stattfand. Auch ist in zweiter Reihe nicht zu übersehen, dass Chidhr mit der blossen Nennung seines Namens ohne Beifügung des Sultantitels sich begnügte oder begnügen musste, und nicht einmal das Epitheton ornans, ‚Schah', welches von den Chronisten seinem Namen gewöhnlich beigefügt wird, auf seine Stempel setzte.

Karamanen.

Ibrahim Ibn Muhammed.

Zu den bedeutendsten Dynastien des im 14. Jahrhunderte in so viele Fürstenthümer getheilten Kleinasien zählt das Geschlecht der Karamanen, der Nachkommen Nur Sufi's, welche, aus altem königlichen Geschlechte entsprossen, auf den Trümmern des Seldschukischen Thrones ein Reich errichteten, das durch längere Zeit an Macht mit dem osmanischen rivalisirte, bis in der Schlacht auf der Ebene von Ikonium im J. 1385, dem ersten Zusammenstosse beider Gegner, die Osmanen den Sieg und das bleibende Uebergewicht erlangten. Trotz dieser hervorragenden geschichtlichen Bedeutung sind die Karamanen

eigenthümlicherweise in der muhammedanischen Numismatik bisher nicht vertreten gewesen, obwol es keinem Zweifel unterliegen konnte, dass sie ebenso wie die Osmanen, die Saruchane und die Fürsten von Aidin als völlig unabhängige Herrscher das Münzrecht ausübten.

In der reichen Suite türkischer Münzen des kais. Cabinetes fiel mir ein kleines Silberstück in die Augen, das ein flüchtiger Beschauer unter Murad I. eingereiht hatte. Es gehört aber Ibrahim Ibn Muhammed Ibn Karaman zu und führt, wie die Aufschriften ausser Frage stellen, die genannte Dynastie in die Numismatik ein.

AR. Av. ابرهيم بن
محمد بن قرامان

zu beiden Seiten in zwei Lünetten: ٨٢٠ — ٤٧ .

Rev. خلدملكه
ضرب قونية durchbohrt Gew: vgl. Nr. 5 d. Tafel.

Da von anderer Seite in Bälde die Publication einer ganzen Reihe von Prägen der Karamanen zu erwarten ist, die gewiss neues Licht über deren so vielfach noch unaufgehellte Geschichte verbreiten werden, so bescheide ich mich, nur ein paar Worte über den genannten Ibrahim Ibn Muhammed hier anzuschliessen.

Muhammed fiel, bei der Belagerung Antalia's, von einer Kanonenkugel getroffen, im Kriege gegen Murad II. im Jafar des J. 826 (1423)[1]. Ibrahim, der mit des Vaters Leiche entflohen war, erhielt von Murad die Belehnung mit Karaman und ein Hilfscorps, welches seinen Oheim Ali Beg vertreiben half, während sein Bruder Isa mit einem europäischen Statthalterposten entschädigt wurde.

Durch die Lage seines Landes inmitten des osmanischen Staates und der syrischen Provinzen Egyptens, aber auch durch die eigene unruhige und eroberungslustige Politik gerieth Ibrahim in mehrfache Conflicte mit den genannten Mächten. So führte er vier Kriege gegen die Osmanen; den ersten im J. 1432(?) in Folge der Besetzung der Landschaft Hamid und

---

[1] Ueber dieses Datum vgl. Weil, Gesch. der Chalifen Bd. V. 197.

eines dem Suleiman Beg geraubten Pferdes, der durch seine Gemalin einer Schwester Murad's II. beigelegt wurde, den zweiten bald beendeten im J. 840 (1436)[1], den dritten im J. 848 (1444) als Murad durch den ungarischen Krieg vollauf beschäftigt schien, der jedoch durch den Verlust Ikonium's, Larenda's und anderer Plätze einen schlimmen Verlauf nahm, bis die Schwester Murad's wieder den Frieden vermittelte, den vierten endlich im J. 855 (1451) nach der Thronbesteigung des jugendlichen Muhammed II.

Zu Egypten trat Ibrahim während der Regierung des Sultan Bursbai im J. 838 in nähere Beziehungen, als er die Rückeroberung Kaisarias von Muhammed Ibn Dsulghadir beabsichtigte. Obwohl Sultan Bursbai die zugesicherte Unterstützung nicht eintreten liess, gelang es Ibrahim doch sich der Stadt zu bemächtigen. So erfolglos die Kriege gegen die Osmanen waren, so wenig glücklich war Ibrahim im J. 860 (1456) als er die egyptischen Statthalter aus Tarsus und Adanah vertrieb. Die Egypter verwüsteten in barbarischer Weise das offene Land, ohne die festen Plätze anzugreifen, bis Proviantmangel sie zum Rückzuge zwang. Erst im J. 862 (1458) kam ein Friede zu Stande, dessen Bedingungen unbekannt sind.

Von besonderem Interesse sind schliesslich die Beziehungen Ibrahim's zum Königreiche Cypern, welche neuerlich durch die Veröffentlichung einer Reihe von Actenstücken in der Geschichte Cyperns von Mas Latrie Bd. III. p. 3 ff. genauer bekannt geworden. So ist es erklärlich, dass weder Hammer noch Zinkeisen derselben gedenken, von Weil zu geschweigen, der in seiner Chalifengeschichte hierauf keine Rücksicht zu nehmen hatte. Die einzige Eroberung Peter I., welche Cypern noch verblieben, war Ghorighos in Cilicien. Um diesen Platz zu behaupten, bemühten sich die Könige aus dem Hause Lunignan, ein gutes Einvernehmen mit den Fürsten von Karaman zu pflegen, und auch Johann II. sandte bei seiner Thronbesteigung im J. 1432 eine Gesandtschaft an Ibrahim, welche Freund-

[1] Im J. 839 erhielt Ibrahim vom Timuriden Schah Ruch Ehrenkleider zugesendet, welche er anzog. Weil l. c. p. 202.

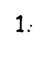
schaftsversicherungen aussprach[1]. Im J. 1448 aber rüstete Ibrahim zur Belagerung von Ghorigos[2], die Intercession Jean von Lastic, des Grossmeisters der Hospitaliter, und die Entsendung des Commandeur von Troyes nach Ikonium blieb erfolglos und Ghorighos fiel durch den Verrath Jacob von Bologna's, der das Schloss angeblich wegen Proviantmangels, übergab, in die Hände der Karamanen[3].

[1] In dem Berichte des Bertrandon de la Brocquière über diese Gesandtschaft findet sich folgende für die Münzwerthe damaliger Zeit beachtenswerthe Stelle: Et aprez ledit roy (Ibrahim) envoya de l'argent audit ambaxadeur pour despendre, car leur coustume est telle, c'est assavoir L aspres qui est la monnage du pais; et ledit ainsné fil du roy lui en envoya XXX de quoy ung ducat venissien en vaut L. Mas la Latrie. histoire de Chypre t. III. p. 7.

[2] Nach Sanudo konnte der Fürst von Karaman 30.000 Reiter aufbringen, Cypern höchstens 1000, l. c. p. 54.

[3] Der Hilferuf, welchen der Grossmeister am 20. November 1448 nach der Eroberung Ghorighos an Melik az-Zahir Dschaqmaq richtete, verhallte ungehört.





AV





2. AR





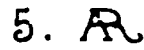
3. AR





4. Æ





5. AR



IV. SITZUNG VOM 29. JANUAR 1873.

Der Secretär verliest ein Schreiben des w. M. Herrn Prof. Dr. Huber in Innsbruck, worin derselbe ankündigt, dass er in der diesjährigen feierlichen Sitzung über Rudolph von Habsburg einen Vortrag zu halten beabsichtige.

Der Secretär theilt ferner mit, dass Herr Prof. Dr. Reifferscheid in Breslau das Manuscript zum IV. vol. des Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum (den Arnobius enthaltend) eingesendet habe.

Der Referent der histor. Commission Herr kais. Rath Fiedler legt eine für das Archiv bestimmte Abhandlung des w. M. Herrn Prof. Albert Jaeger in Innsbruck vor ‚über den Streit der Tiroler Landschaft mit Kaiser Friedrich III. wegen der Vormundschaft über Herzog Sigmund'.

Sodann legt der Secretär vor ‚kritische Untersuchungen über die Cillier Chronik', welche Herr Prof. Dr. Franz Krones in Graz mit dem Gesuch um Aufnahme derselben in das Archiv für österreichische Geschichte eingesendet hat.

Das w. M. Herr Prof. Julius Ficker in Innsbruck sendet eine Untersuchung über die Entstehungsverhältnisse der Constitutio de expeditione Romana.

Das w. M. Herr Prof. Conze legt eine zweite Abhandlung vor ‚zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst'.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Accademia, Reale, della Crusca: Vocabulario. Vol. II. Sign. 43 — 110, ed Aggiunte, pag. I — VIII. 4⁰.

Akademie der Wissenschaften und Künste, Südslavische: Rad. Knjiga XXI. U Zagrebu, 1872; 8⁰. — Starine. Knjiga IV. U Zagrebu, 1872; 8⁰. — Stari pisci hrvatski. Kujiga IV. U Zagrebu, 1872; 8⁰.

— — Königl. Preuss., zu Berlin: Monatsbericht. September u. October 1872. Berlin; 8⁰.

— — Königl. Bayer., zu München: Sitzungsberichte der philos.-philolog. und histor. Classe. 1872. Heft 2—3. München; 8⁰. — Inhaltsverzeichniss zu Jahrgang 1860—1870 der Sitzungsberichte der k. b. Akad. d. Wiss. München, 1872; 8⁰.

American Journal of Science and Arts. Third Series. Vol. IV, Nrs. 19 — 24. New Haven, 1872; 8⁰.

Central-Commission, k. k. statistische: Mittheilungen. XIX. Jahrgang, 4. Heft. Wien, 1872; 4⁰.

Kasan, Universität: Bulletin et Mémoires. 1869, Heft V — VI; 1870, Heft I — IV; 1871, Heft I — IV. Kasan; 8⁰.

Mariette-Bey, Auguste, Les Papyrus Égyptiens du Musée de Boulaq. Tome Iᵉʳ, Papyrus Nrs. 1 — 9. Paris, 1871; Folio.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. XVII. Jahrgang. November — December 1872. Wien; 4⁰.

— aus J. Perthes' geographischer Anstalt. Jahrgang 1872. Ergänzungsheft Nr. 34. Gotha; 4⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger.' IIᵉ Année, 2ᵉ Série, Nrs. 29—30. Paris, 1873; 4⁰.

Society, The Royal Geographical, of London: Journal. Vol. XLI. 1871. London; 8⁰. - Classified Catalogue of the Library of the R. Geogr. Soc., to December, 1870. London, 1871; 8⁰.

Tübingen, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1871. 4⁰ u. 8⁰.

Ueber die Entstehungsverhältnisse der Constitutio de expeditione Romana.

Von

Julius Ficker.

Das angebliche Gesetz Karls des Grossen über die Leistungen, welche den Herren beim Römerzuge von ihren Vasallen, Ministerialen und bäuerlichen Hintersassen zukommen, bietet ein auffallendes Beispiel dafür, wie die entschiedensten Fälschungen dennoch überaus wichtige Quellen geschichtlicher Erkenntniss sein können. Aeussere wie innere Gründe sprechen mit solcher Bestimmtheit gegen die Echtheit der Urkunde, so wie sie vorliegt, dass dieselben von vornherein jeden Versuch verbieten müssen, sie irgendwie mit dem angeblichen Urheber in Verbindung zu bringen. Andererseits aber ist die Uebereinstimmung ihrer Angaben mit dem, was uns über die bezüglichen Zustände des eilften und zwölften Jahrhunderts aus anderen Zeugnissen bekannt ist, so allgemein anerkannt, dass wir sie für die Verhältnisse dieser Zeit unbedenklich als glaubwürdige Quellen benutzen dürfen; wir sind gewohnt, ihren Angaben da fast dasselbe Gewicht beizulegen, als ob es sich um ein Gesetz eines der Herrscher dieser Zeit handeln würde.

Im allgemeinen gewiss mit Recht. Wiesen mich Untersuchungen über die Verpflichtung der Fürsten zur Reichsheerfahrt kürzlich auf genauere Vergleichung der Constitutio mit andern Zeugnissen hin, so konnte diese das günstige Vorurtheil nur bestärken. Aber bei der eingehenderen Untersuchung einzelner Bestimmungen macht sich der Umstand, dass wir eine anerkannte Fälschung vor uns haben, doch in sehr hindernder Weise geltend. Hat mindestens bei Angabe des Ausstellers und

bei der Datirung ein Fälscher die Hand im Spiele gehabt, so kann auch sonst dieses und jenes in die Urkunde hineingekommen sein, was nicht dem geltenden Rechte, wohl aber dem Interesse des Fälschers entsprach. Sehen wir aber auch davon ab, nehmen wir an, für das Einzelne des Inhaltes falle jener Umstand nicht hindernd ins Gewicht, so ist es doch misslich, dass die eigentliche Bedeutung des Schriftstückes nicht feststeht; diese wird eine wesentlich verschiedene sein, jenachdem wir mit den einen annehmen, es handle sich wirklich um ein königliches Gesetz, das nur dem unrichtigen Herrscher, der unrichtigen Zeit zugeschrieben sei, oder aber mit andern, es liege uns lediglich die Arbeit eines Privaten vor, der das zu seiner Zeit thatsächlich geltende Recht gewissenhaft aufgezeichnet und in die Form eines ältern Gesetzes eingekleidet habe. Misslicher noch ist die Ungewissheit über die Entstehungszeit. Für manche Zwecke mag die Angabe, dass es sich hier um die Zustände des eilften und zwölften Jahrhunderts handle, immerhin genügen, da sehr weitgreifende Aenderungen des Reichskriegswesens während dieser Periode allerdings nicht anzunehmen sind. Aber in Einzelfällen macht es sich doch recht fühlbar, dass dieselbe zwei Jahrhunderte umfasst, dass wir nicht wissen, ob die hier vorliegenden Bestimmungen etwa die Zustände in den frühern Zeiten des eilften oder aber in den spätern Zeiten des zwölften Jahrhunderts im Auge haben. Denn über die genauere Zeitbestimmung wenigstens innerhalb jener Periode liegt eine Einigung der Ansichten noch in keiner Weise vor.

Als beseitigt kann allerdings die früher von Freher aufgestellte Annahme gelten, es handle sich um ein Gesetz, zwar nicht von Karl dem Grossen, aber von Karl dem Dicken herrührend. Zuletzt wurde sie meines Wissens einfach aufrechterhalten in den Anmerkungen zum Abdrucke der Constitutio in den Monumenta Boica 31 a, 108. Den Hauptanhaltspunkt dafür gab der Umstand, dass die Recognition durch einen Notar Hernust in Vertretung des Kanzler Liutward sich in Urkunden K. Karls vom J. 878 findet; mit der Annahme, der anstössige Titel und die bestimmt auf Karl den Grossen weisende Datirung seien spätere Interpolation, glaubte man alle Schwierigkeiten genügend beseitigt zu haben. Eichhorn schloss

sich in den frühern Ausgaben seiner Rechtsgeschichte dieser Ansicht in so weit an, als auch er in der Constitutio ein ursprüngliches Gesetz Karls des Dicken sah, das aber nach Massgabe innerer Kennzeichen wesentliche Aenderungen erlitten haben müsse. In der neuesten Ausgabe tritt er dann überhaupt für diese Ansicht nicht mehr ein, führt wohl noch manches an, wodurch sie sich stützen lasse, weist aber auch um so bestimmter darauf hin, wie sie dem ganzen Inhalte nach als unhaltbar erscheinen müsse; vgl. R. G. §. 223 N. g.; §. 294 Anm. 1. Es wird nicht nöthig sein, jene Annahme noch zu beachten; ist niemand mehr für sie eingetreten, so würde die folgende Erörterung ohnehin weitere Gründe gegen ihre Zulässigkeit ergeben, wenn es deren noch bedürfte.

Als noch nicht beseitigt muss dagegen die Ansicht gelten, wonach die Constitutio im eilften Jahrhunderte, und zwar in den früheren Zeiten desselben entstanden sei. Unter den ältern Herausgebern vertrat diese insbesondere Senkenberg in der Weise, dass er annahm, die Constitution sei ein Gesetz eines der sächsischen oder fränkischen Könige, am wahrscheinlichsten K. Konrads II.; ein erster Abschreiber werde, wie das ja oft geschah, den ursprünglichen Schluss fortgelassen und den Namen des Herrschers nur mit C angedeutet haben; das habe einen spätern Abschreiber dann um so eher veranlassen können, das Gesetz Karl dem Grossen zuzulegen, die Sigle mit *Carolus* aufzulösen und einen entsprechenden Schluss willkürlich zuzufügen. Eichhorn hält in seiner späteren Erörterung einen solchen Hergang wenigstens für möglich, nimmt aber jedenfalls als bestimmtes Ergebniss an, dass der uns in einer um 1190 geschriebenen Handschrift erhaltene Text wenigstens hundert bis anderthalbhundert Jahre früher entstanden sein müsse und dass der erste Verfasser nicht die Absicht gehabt habe, den wirklich geltenden Bestimmungen andere unterzuschieben, sondern dass die absichtliche Verfälschung nur darin bestanden haben könne, für karolingische Verfassung auszugeben, was weit späteren Ursprungs war. Auch Dönniges, Deutsches Staatsrecht 567, hält Entstehung unter K. Konrad II. für das wahrscheinlichste. Hat diese Ansicht weiterhin wenig Anhänger mehr gewonnen, so wird sie doch auch nicht als genügend beseitigt betrachtet werden können, wenn noch ein in manchen

der einschlagenden Fragen so besonders bewanderter Forscher, wie Nitzsch, Ministerialität und Bürgerthum 46, sich dahin erklärte, dass die Constitutio vor oder spätestens in dieselbe Zeit mit Konrad's II. Weissenburger Dienstrecht gehört, ohne dass meines Wissens seine Gründe ausdrücklich widerlegt wurden.

Ueberwiegend wird allerdings jetzt Entstehung im zwölften Jahrhunderte angenommen. Homeyer, System des Lehnrechts 382, drückt sich mit Zurückhaltung dahin aus, dass er die Abfassungszeit eher ins zwölfte, als ins eilfte Jahrhundert setzen möchte. Massgebend für die jetzt am meisten verbreitete Ansicht sind insbesondere die Bemerkungen geworden, mit welchen Pertz die Ausgabe in den Monumenta Germaniae L. 2b, 2 einleitete; er spricht sich bestimmter für Entstehung in den spätern Zeiten des Jahrhunderts unter K. Friedrich I. aus. Die neuern Darstellungen der deutschen Rechtsgeschichte schliessen sich seiner Meinung durchweg an. Ebenso Stobbe in der Geschichte der deutschen Rechtsquellen 1, 474, der auch nur die Benutzung einer bereits im eilften Jahrhunderte vorhandenen Urkunde für unwahrscheinlich hält. Beachtenswerth dürfte insbesondere sein, dass auch Weiland auf Grundlage sehr eingehender Forschungen über die Reichsheerfahrt im zwölften Jahrhundert sich für jene Ansicht ausspricht und es zugleich versucht, die Entstehungszeit noch genauer zu bestimmen, indem er die Vermuthung begründet, die Constitutio dürfe unter Einwirkung des Aufgebotes zur Romfahrt im J. 1189 fabricirt sein; vgl. Forschungen zur deutschen Gesch. 7, 130. 134.

Versuchen wir es nun, den sich hier bietenden Fragen näher nachzugehen, so bietet der äussere Bestand der Ueberlieferung uns wesentlich nur den einen Haltpunkt, dass die Constitutio zu Ende des zwölften Jahrhunderts bereits vorhanden war. Von den drei erhaltenen Handschriften fällt nur die älteste ins Gewicht, da die beiden andern wahrscheinlich unmittelbar aus derselben geflossen sind, jedenfalls nur so unbedeutende Abweichungen zeigen, dass sie, falls jenes auch nicht zutreffen sollte, wenigstens auf eine nächstliegende gemeinsame Vorlage zurückgehen müssen, so dass das Vorhandensein mehrerer Handschriften keineswegs nöthigt, uns die Constitutio selbst längere Zeit vor der ältesten Handschrift entstanden zu denken. Diese findet sich in einem Codex aus Chiemsee, der

in der spätern Ausgabe der Monumenta Boica 31 a, 108 in das Ende des eilften oder den Anfang des zwölften Jahrhunderts gesetzt wird. Das bezieht sich aber nach dem bei dem früheren Abdrucke Mon. Boica 2, 375 Bemerkten wohl nur auf den Codex überhaupt, nicht auf die Constitutio, welche auf dem letzten Blatte von anderer Hand zugeschrieben ist. Für die Bestimmung des Alters dieser aber ergibt sich ein genauerer Haltpunkt daraus, dass es sich um dieselbe Hand handelt, welche mit derselben Tinte im Codex traditionum des Klosters die Traditionen bis zum J. 1190 eingetragen hat. Auf diesen Grund hin, den auch Pertz als stichhaltig anerkannt hat, wird demnach die Entstehung der ältesten Handschrift um 1190 als gesichert betrachtet werden können.

Pertz scheint nun aber weitergehend auch geneigt, im Schreiber dieser ältesten Handschrift zugleich den Fälscher zu erblicken, oder diesen wenigstens in dem Kloster, dem jene angehört, zu suchen, indem er die Vermuthung ausspricht, die Fälschung sei zu dem Zwecke gemacht, um irgend welchen Streit zu Gunsten des Abtes von Chiemsee zu entscheiden. Dagegen nun scheinen mir die gewichtigsten Gründe zu sprechen. Eine solche Fälschung konnte, sei es im Interesse des Herrn, sei es im Interesse seiner Mannen, zweifellos nur da einen Zweck haben, wo für den Herrn und die Mannen eine Verpflichtung zur Theilnahme an der Reichsheerfahrt bestand. Das war in Herrenchiemsee, woher die Handschrift stammt, unbedingt in der hier in Frage kommenden Zeit nicht der Fall. Früher Reichsabtei, wurde es 891 den Erzbischöfen von Salzburg geschenkt, bei denen es verblieb und von denen es um 1140 in eine Probstei regulirter Chorherren verwandelt wurde. Wollte man an Frauenchiemsee denken, so blieb dieses allerdings bis 1201 Reichsabtei. Aber einmal ist es durchaus unwahrscheinlich, dass Aebtissinnen auch nur durch Stellung von Mannschaft zur Reichsheerfahrt verpflichtet waren. Weiter waren alle baierischen Abteien zweifellos überhaupt von der Heerfahrt befreit. Wie das uns erhaltene Aufgebot von 980 (Jaffé Bibl. 5, 471) keinen baierischen Abt nennt, so ist auch später nie ein solcher auf den Heerfahrten nachzuweisen. Als Grund der Befreiung ist uns die umfassende Einziehung des Gutes der baierischen Klöster durch Herzog Arnulf bekannt,

derentwegen sie auch noch in späteren Jahrhunderten von den meisten Reichslasten befreit blieben. Weder zu Chiemsee, noch in einer andern baierischen Abtei wird die Fälschung ihren Ursprung haben. Ist sie erst ganz kurz vor der uns erhaltenen ältesten Handschrift entstanden, so würde das Vorkommen dieser in einem baierischen Kloster allerdings für Entstehung in Baiern sprechen können; es wäre dann wohl zunächst an Salzburg oder eine der andern bischöflichen Kirchen zu denken. War das Stück selbst schon einige Zeit früher vorhanden, so kann es natürlich blosser Zufall sein, dass es uns gerade in einem baierischen Kloster erhalten ist.

Untersuchen wir das Protokoll und das allgemeine Formular der Urkunde, so gewinnen wir da insbesondere für die Zeitfrage keine bestimmtern Haltpunkte. Schwerlich wird sich da irgend etwas nachweisen lassen, was erst im zwölften Jahrhunderte aufgekommen eine frühere Entstehung ausschliessen würde. Findet sich andererseits manches, was in früheren Zeiten üblich, in der K. Friedrichs I. ausser Gebrauch gekommen war, wie etwa die Erwähnung des *annulus* statt des *sigillum* in der Corroborationsformel, das Fehlen des *ego* bei der Recognition, der Gebrauch von *data* und *actum* in der Datirungsformel, so wird das nicht etwa umgekehrt frühere Entstehung erweisen müssen. Denn der Fälscher hat zweifellos eine oder andere ältere Urkunde zur Hand gehabt. Die Recognition kann wohl nur einer echten Urkunde Karls des Dicken entnommen sein. Das Monogramm, so überaus ungeschickt es auch gezeichnet sein mag, zeigt doch bestimmt, dass dem Fälscher die Hauptform desselben aus einer Urkunde Karls des Dicken, oder auch Karls des Grossen bekannt sein musste. Stimmen Incarnationsjahr, Regierungsjahr und Ort, sind auch Tag und Ort wenigstens nach dem uns zu Gebote stehenden Material nicht unvereinbar, fehlt die erst nach der Kaiserkrönung üblich werdende Angabe der Indiction, so dürften auch diese Umstände sich am einfachsten aus Benutzung einer Urkunde Karls des Grossen erklären. Allerdings müsste einer solchen die Angabe des Incarnationsjahres gefehlt haben; und bei dem sonstigen Ungeschick des Fälschers könnte die Annahme bedenklich erscheinen, er habe dasselbe selbstständig und richtig hinzugefügt. Aber die Annahme einer Benutzung

von Annalen, auf welche wir dann wohl hingewiesen wären, würde zu noch grösseren Schwierigkeiten führen, da es dann fast unbegreiflich wäre, dass der Fälscher nicht gewusst haben sollte, dass 790 von einem Römerzuge nicht die Rede war. Eine echte Urkunde Karls von 790 würde weiter den Titel *rex Francorum et Langobardorum ac patricius Romanorum* gehabt haben (vgl. Sickel Acta Carol. 1, 259); und aus Benutzung einer solchen liesse sich demnach der in seiner genauen Fassung überhaupt sonst nicht nachweisbare Titel der Constitutio *rex Francorum et Romanorum* wohl am leichtesten erklären; mindestens eben so leicht, als aus den Titeln K. Heinrichs II., auf welche Eichhorn hinweist.

Scheint nun der Fälscher auch ein oder andere Karolingerurkunde zur Hand gehabt zu haben, so hat er sich doch sichtlich an keine derselben so genau gehalten, als das auch bei völliger Verschiedenheit des Inhaltes möglich gewesen wäre. Eben so wenig wird aber diesen Bestandtheilen der Urkunde gegenüber die Ansicht aufrecht zu erhalten sein, der Fälscher habe an einer echten Urkunde eines spätern Herrschers, zunächst Konrads II., nur den Namen geändert und etwa den in einer Abschrift fehlenden Schluss hinzugefügt. Konrad führt bis zur Kaiserkrönung lediglich den Titel *rex*. Sind Ausdrücke, wie *universorum experientia, decreti auctoritas,* in seinen erhaltenen Urkunden nicht nachweisbar, wird *annulus* nur noch vereinzelt aus älteren Vorlagen wiederholt (vgl. Bresslau Kanzlei K. Konrads II., 32. 51. 52), so möchte ich darauf weniger Gewicht legen. Ich denke, man wird weitergehend behaupten können, dass die Formeln so, wie sie hier vorliegen, überhaupt nicht der Kanzlei irgendwelchen Herrschers angehören können. Für die Corroborationsformel diente wohl eine karolingische als Muster; aber nicht allein, dass es dort wahrscheinlich *inconvulsam* statt *incorruptam, firmitatem* statt *emunitatem, annuli impressione* statt *signo* hiess; der Fälscher hat sichtlich ganz ungehörige Einschiebungen gemacht; das *in dei nomine* findet sich zuweilen in spätern Karolingerurkunden; aber die Beziehung der Corroboration auf die Nachfolger des Königs, statt auf alle Getreue, die Einschiebung der Beistimmung der Fürsten an diesem Orte sind Dinge, von denen nicht leicht jemand annehmen wird, dass sie aus einer echten Königsurkunde

übernommen wurden. Dasselbe wird von der Arenga: *Si praedecessorum nostrorum morem sequimur, non solum praesentibus, sed et succedentibus subvenire nitimur*, gelten müssen. Sie ist keine der geistreichsten, man sollte bei der Wichtigkeit des Gegenstandes etwas mehr Beredtsamkeit erwarten; aber an und für sich könnte sie uns auch in einer echten Urkunde nicht auffallen; würde es sich etwa um Bestätigung von Verfügungen der Vorgänger zu Gunsten eines Klosters handeln, so möchte sie ihre Dienste thuen. Was soll aber diese Berufung auf die Vorgänger als Eingang zu gesetzlichen Bestimmungen, wenn weiterhin als Motiv für den Erlass derselben der Umstand ausdrücklich betont wird, dass es an bezüglichen Bestimmungen der Vorgänger fehle? Ein Fälscher mochte sich an die Arenga irgendwelcher ihm vorliegender Urkunden halten, ohne zu beachten, ob sie dem besondern Gegenstande entsprach; der Reichskanzlei werden wir das schwerlich zutrauen dürfen.

Wir haben damit das Ergebniss gewonnen, dass die Fälschung sich nicht etwa auf falsche Auflösung der Sigle des Herrschernamens und Hinzufügung eines entsprechenden Schlusses beschränkt haben kann. Ausser dem gesammten Protokoll kommen mindestens auch noch Eingang und Bekräftigungsformel auf Rechnung des Fälschers, der dabei karolingische Vorlagen mit grosser Willkür benutzte. Die Möglichkeit, dass der zwischenliegende Haupttext der Urkunde eines spätern Herrschers entnommen sei, ist damit allerdings nicht beseitigt; aber mindestens wird damit solcher Sachverhalt höchst unwahrscheinlich. Für die Zeitfrage gewinnen wir keinen Anhaltspunkt; solche Fälschung konnte im eilften, wie im zwölften Jahrhunderte vorgenommen werden.

Gehen wir zur Prüfung des Haupttextes über, so wird kaum zu läugnen sein, dass manches für Entstehung erst im zwölften Jahrhunderte zu sprechen scheint. Einige der dafür geltend gemachten Umstände dürften freilich als massgebend nicht anzuerkennen sein. Homeyer betont in dieser Richtung insbesondere den Gebrauch des Ausdruckes *feudum* neben *beneficium*. Weist Dönniges dem gegenüber darauf hin, dass der Ausdruck *feudum* schon in Lehnsgesetzen K. Konrads II. und K. Heinrichs III. gebraucht sei, so ist das allerdings sehr unsicher; denn II. Feud. 40 wird von K. Konrad III. als

Gegenkönig erlassen sein; von V. F. 3 ist es nicht sicher, welchem Heinrich es angehört, während zugleich bei der Art der Ueberlieferung der Ausdruck erst später geändert sein könnte. Aber *feudum* ist schon nachweisbar in Urkunden der Erzbischöfe von Trier um 1010 und 1030 und des Pfalzgrafen Hezil von 1033 (Beyer Urk.-B. 1, 339. 354; Lacomblet Urk.-B. 1, 106). Darnach wird der Ausdruck zuerst in Lothringen von Frankreich her aufgenommen sein und sein Vorkommen in einer Urkunde K. Konrads II. müsste immerhin auffallen; aber als unzulässig würde man es doch kaum bezeichnen können; noch weniger in späteren Zeiten des eilften Jahrhunderts.

Es hat weiter Weiland betont, dass die sich in den Rechtsbüchern wiederfindende Angabe, der Römerzug müsse ein Jahr und sechs Wochen vorher angesagt werden, zuerst in der Constitutio auftrete. Da sich nun ergiebt, dass dieser Termin im allgemeinen nicht eingehalten, dagegen allerdings 1189 die Romfahrt K. Heinrichs VI. wirklich genau auf ein Jahr und sechs Wochen angesagt wurde, so vermuthet er, die Constitutio sei unter der Einwirkung dieses bestimmten Falles fabricirt. Dem gegenüber wird vor allem darauf hinzuweisen sein, dass sich schon in dem in die früheren Zeiten des Jahrhunderts gehörenden älteren Kölner Dienstrechte (Fürth Ministerialen 512) die Bestimmung findet, dass die Romfahrt *ante annum et diem* anzusagen sei. Nichts wird der Annahme im Wege stehen, dass eine solche Bestimmung auch schon im eilften Jahrhunderte bestand. Es war ja nicht nöthig, dass sie immer eingehalten wurde. Die Berechtigten konnten zu Gunsten des Königs auf ihr strenges Recht verzichten. Oder der König nahm mit geringeren Leistungen vorlieb, als ihm bei Einhaltung des Termins gebührt hätten. Auf einen solchen Unterschied scheint das jüngere Kölner Dienstrecht (Fürth 520) ausdrücklich hinzuweisen: *dat sal der buschof deme dienztmanne doch iair und dach zu vorens sagen, dan sal hie zu reichte dienen; so we sich dan da ane versumt, die sal siner renten vortme darven; wirt id eme ever binnen iare und dage gesaicht, so liet an sinen willen, of hie dienen wille, of hie mach id bewisen an dat halfschiet siner iairgulten.* Der Unterschied liegt hier darin, dass der Mann bei zeitiger Ansage sich überhaupt nicht lösen

kann, sondern entsprechend sonstigen Zeugnissen sein Leben verliert, wenn er nicht mitzieht; wird aber der Termin nicht eingehalten, so steht es in seiner Wahl, ob er mitziehen oder ob er die Hälfte der Jahreseinkünfte als Heersteuer zahlen will. Ein für die Zeitfrage massgebender Halt wird sich zweifellos jener Bestimmung nicht entnehmen lassen.

Pertz weist einmal darauf hin, dass die Urkunde zu der Zeit entstanden sein dürfte, als unter K. Friedrich I. die häufigen Züge nach Italien den Deutschen besonders lästig wurden. Dagegen ist schon anderweitig bemerkt, dass sich das aus der Urkunde keineswegs mit Nothwendigkeit ergiebt; als Grund, der genauere Bestimmungen nöthig mache, wird nicht ein Widerstreben gegen solche Züge überhaupt angegeben, sondern ein Streit zwischen Fürsten und Vasallen über die Anzahl der zu stellenden Mannschaft; zu einem solchen Streite konnte jeder Zug Anslass bieten. Weiter aber bezieht sich Pertz darauf, dass die Redeweise an die Urkunden des zwölften Jahrhunderts erinnere, ohne freilich irgendwelche Einzelnheiten hervorzuheben. Im allgemeinen möchte ich auch kaum zugeben, dass die Redeweise dem zwölften Jahrhunderte entspreche. Dagegen glaube ich allerdings, dass sich einzelne Ausdrücke finden, welche weniger an und für sich, als durch die besondere Bedeutung, in der sie in der Constitutio gebraucht sind, für die Entstehung derselben im zwölften Jahrhunderte und wohl erst in den späteren Zeiten desselben mit ziemlicher Bestimmtheit sprechen.

Dahin rechne ich einmal, dass in der Constitutio sechsmal der Ausdruck *Principes* gebraucht wird, während kein anderer gleichbedeutender Ausdruck vorkommt. Das deutet auf eine Zeit, wo sich der Gebrauch festgestellt hatte, die erste Classe der Grossen des Reichs regelmässig mit gerade diesem Ausdrucke zu bezeichnen. Das war nach Untersuchungen, welche ich früher über den Gebrauch des Ausdruckes anstellte (vgl. Reichsfürstenstand §. 21 ff.), erst im zwölften Jahrhunderte der Fall. Allerdings wurde der Ausdruck in solcher Bedeutung auch schon im eilften Jahrhunderte verwandt. Häufiger ist da aber doch nur schlechtweg von den *Fideles* des Königs die Rede, wodurch sich freilich in der Constitutio nur in ein oder andern Falle der enger begrenzte Ausdruck würde ersetzen

lassen; eher wäre zu erwarten, dass der König von den *Episcopi, duces et comites* redete, oder dass der Ausdruck *Principes* wenigstens mit den gleichbedeutenden *Proceres*, *Primates* oder *Optimates* wechselte. In echten Urkunden K. Konrads II. kommen nur diese vor, ist von *Principes* in dieser Bedeutung noch nie die Rede; vgl. Bresslau a. a. O. 40. Der ausschliessliche Gebrauch gerade nur des einen Ausdruckes, wie er dem zwölften Jahrhunderte durchaus entspricht, müsste in Urkunden aus den früheren Zeiten des eilften mindestens im höchsten Grade auffallen, wenn ich ihn auch nicht als schlechtweg unzulässig bezeichnen will.

Mehr Gewicht möchte ich darauf legen, dass der Ausdruck in Beziehungen gebraucht ist, welche erst dem Zustande in späteren Zeiten des zwölften Jahrhunderts zu entsprechen scheinen. In der Zeit K. Konrads II. und noch lange nachher bezeichnen uns die Principes oft überhaupt keine scharfabgegrenzte Personenclasse; es sind die Grossen des Reichs in unbestimmter Ausdehnung nach untenhin; zeigt sich eine bestimmtere Grenze, so ist diese weit gezogen; mindestens die Grafen werden noch den Fürsten zugezählt (vgl. Reichsfürstenstand §. 33 ff.). In der Constitutio scheint mir da schon der enger begrenzte Begriff des neuern Reichsfürstenstandes vorzuliegen, wie er erst in den letzten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts bestimmter hervortritt. Zunächst werden *Principes* und *Milites* so in Gegensatz gebracht, dass wir sichtlich unter jenen die unmittelbaren Reichsvasallen, unter diesen die Reichsaftervasallen zu verstehen haben. Gerade für den neuern Fürstenstand aber ist die unmittelbare Belehnung durch den König das vorzugsweise massgebende Moment, während sich, von Sachsen etwa abgesehen, in keiner Weise ergiebt, dass auf den früheren weitergreifenden Gebrauch des Ausdruckes Principes lehenrechtliche Momente von irgendwelchem Einflusse waren. Scheint mir der Ausdruck in dieser Verbindung zunächst dem neuern Fürstenstande zu entsprechen, so will ich freilich nicht läugnen, dass kaum etwas im Wege stand, ihn auch früher zur Bezeichnung der unmittelbaren Reichsvasallen zu gebrauchen; die Stelle des Wippo, in welcher auf die *principes* die *milites primi* und *gregarii* folgen, scheint

sogar bestimmter für einen solchen Gebrauch zu sprechen, obwohl da auch andere Erklärungen nicht fehlen würden.

Zu beachten ist weiter, dass die Constitutio besonderes Gewicht auf die Zustimmung der Fürsten legt; sie wird erlassen *ex consensu* derselben; die Bekräftigung erfolgt *cunctis principibus astipulantibus*. Das Zustimmungsrecht der Fürsten gewinnt erst seit K. Heinrich IV. in den Urkunden bestimmteren Ausdruck. Handelt der König früher auf Einschreiten, Bitten oder nach Rath der Fürsten überhaupt, häufiger einzelner Fürsten, so ist nur sehr vereinzelt von einem Consens der Fürsten die Rede. Ausschlaggebend kann auch das freilich nicht sein, da einzelne Beispiele früher nicht fehlen und bei Bestimmungen, welche für die Fürsten von besonderem Interesse waren, die nachdrücklichere Betonung ihrer Zustimmung nahe liegen konnte.

Entscheidendes Gewicht möchte ich aber in dieser Richtung auf die Bestimmung der Constitutio legen, dass die einzelnen Principes die vier Hofbeamten mit sich führen sollen. Im dreizehnten Jahrhunderte treffen wir sehr häufig auf die Anschauung, dass die Fürsten, und nur diese, die vier Hofbeamten haben sollen; es erscheint das als ein wesentliches Kennzeichen des Fürstenstandes. In der Fortsetzung meiner Untersuchungen über den Reichsfürstenstand werde ich nachweisen, dass sich das insofern durchaus bewährt, als zwar auch Grafen und andere Magnaten ein oder zwei, selten drei Hofämter besetzt haben, dagegen nur bei Fürsten in der späteren Bedeutung des Wortes die Vierzahl vorkommt. Wo nun diese in so bestimmter Beziehung zum Fürstenstande erscheint, wie in der Constitutio, in welcher nicht, wie das ihrem sonstigen Sprachgebrauche entsprechen würde, von den Hofbeamten der *Domini* überhaupt, sondern von den vieren der *Principes* die Rede ist, da kann es meiner Ansicht nach keinem Zweifel unterliegen, dass nur der engerbegrenzte neuere Fürstenstand gemeint sein kann, wie er erst unter K. Friedrich I. hervortritt.

Auf dieselbe Zeit scheint mir nun weiter zu deuten, dass die Vasallen als solche bezeichnet sind, *qui per hominium, sive liberi sive famuli, dominis suis adhaeserint*. Eichhorn versteht hier unter den *liberi* die Grafen und Herren, unter *famuli* die Bannerherren; eine Unterscheidung, für welche es nach dem,

was uns sonst über die Standesverhältnisse jener Jahrhunderte bekannt ist, an jedem genügenden Haltpunkte zu fehlen scheint. Weist Walter, deutsche Rechtsgeschichte §. 250, das zurück, so denkt er selbst an den Unterschied von Rittern und Knappen. Aber auch das ist unzulässig. Die im dreizehnten Jahrhunderte üblich werdende Scheidung der Ritterbürtigen in Milites und Famuli ist der Urkundensprache des zwölften noch durchaus fremd. Aber auch davon abgesehen, würde uns doch nichts berechtigen, in diesem Sinne Liberi und Milites zu identificiren, da der Unterschied zwischen Rittern und Knappen ausser aller Beziehung zu Freiheit und Unfreiheit steht, diesen Gegensatz zuweilen so gründlich zurücktreten lässt, dass dienstmännische Milites den Vorrang vor einem freien Herren, der nur Famulus ist, behaupten (z. B. Wilmans Westfäl. Urk.-B. 3, 669). Wo so, wie hier, die Vasallen in Liberi und Famuli geschieden werden, weiter aber Liber einen Freien bezeichnen muss, Famulus den Unfreien bezeichnen kann und wenigstens in dieser Zeit durchwegs wirklich bezeichnet, da kann es sich nur um den Unterschied freier und unfreier Vasallen handeln. Die unfreien Vasallen können aber weiter nur zu den Ministerialen gehören, als der einzigen lehensfähigen Classe von Unfreien. Wenn Eichhorn sich gegen die Auffassung der Famuli als Ministerialen erklärt, weil von diesen später besonders die Rede sei und weil sie nicht wegen des Hominium dienen, so würde das nur zutreffend sein, wenn es sich schon hier um die Verpflichtung gegen ihren Dienstherrn handelte; von dieser ist später die Rede und diese ist allerdings zunächst nicht durch das Hominium begründet. Aber einem fremden Herrn kann auch der Dienstmann durch das Hominium verpflichtet sein, kann Mannlehen von ihm haben, hat ihm davon als Vasall nach Lehenrecht, nicht nach Dienstrecht zu dienen; es kommt weiter vor, dass er dem eigenen Herrn zunächst nach Dienstrecht, ausserdem aber auch für Mannlehen verpflichtet ist. Wenigstens in den späteren Zeiten K. Friedrichs I. hat dieses Verhältniss schon sehr weite Ausdehnung gewonnen; es mag genügen, daran zu erinnern, dass das spätestens 1190 gefertigte Verzeichniss der Lehen des Reichsministerialen Werner von Boland ausser dem Dienstherren, dem Reiche, über vierzig Lehensherren desselben aufführt. Ist die Constitutio

in dieser Zeit entstanden, so kann es in keiner Weise auffallen, wenn sie von freien und unfreien Vasallen spricht.

Dagegen wird nun von vornherein nicht zu bezweifeln sein, dass es sich bei diesem Verhältnisse um das Ergebniss einer späteren Entwicklung handeln muss; es setzt doch schon eine gewisse Lockerung der strengen persönlichen Abhängigkeit des Dienstmannes vom Dienstherrn voraus. Ich habe es nun bereits früher versucht, dieses Verhältniss möglichst weit in den Urkunden zurückzuverfolgen (vgl. Heerschild 176 ff.); das Ergebniss war, dass kein Haltpunkt über die Mitte des zwölften Jahrhunderts zurückführte. Auch seitdem ist mir nur ein einziges Zeugniss bekannt geworden, wonach ein solches Verhältniss weiter zurückzureichen scheint. Friedrich von Bitsch, Bruder des Herzogs von Lothringen, bekundet 1172, dass einer seiner Ministerialen ihm ein Gut resignirt habe, welches derselbe *libere ac cum omni iusticia iure feodi per lineam proavorum suorum* besass (Schöpflin Alsatia dipl. 1, 259). Die Ausdrücke scheinen bestimmt ein Mannlehen zu bezeichnen, dessen Vererbung als solches durch das ganze Jahrhundert zurückreichen mag. Aber es ist ein Mannlehen vom eigenen Herrn; ausnahmsweise Verleihungen heimgefallener Mannlehen an eigene Ministerialen, statt an freie Vasallen, mögen die allgemeine Lehensfähigkeit der Ministerialen zuerst angebahnt haben. So lange es aber nicht gelingt, auch nur vereinzelte Fälle mit Sicherheit über das zwölfte Jahrhundert zurückzuverfolgen, so lange wird sich gewiss mit Fug behaupten lassen, dass ein Schriftstück, welches schlechtweg von freien und unfreien Vasallen redet, in der Stellung der letzteren nichts Unregelmässiges zu sehen scheint, nicht schon im eilften Jahrhunderte, am wenigsten in früheren Zeiten desselben entstanden sein kann, dass solche Redeweise selbst unter den nächsten Vorgängern K. Friedrichs I. nur schwer zulässig erscheinen könnte.

Für die Entstehung im zwölften Jahrhunderte scheint mir endlich der Gebrauch des Ausdrucks Ministerialen zu sprechen. Es ist die Rede von den *ecclesiarum filiis vel domesticis, id est ministerialibus.* Wird der Ausdruck hier verwandt, um einen anderen zu erläutern, so ist gewiss anzunehmen, dass das in einer Zeit geschah, wo er selbst eine ganz feststehende, allgemein bekannte Bedeutung hatte. Im zwölften Jahrhunderte

war das der Fall; die Classe ritterlicher Unfreien, welche die Constitutio im Auge hat, wurde im ganzen Reiche regelmässig mit diesem Ausdrucke bezeichnet, neben dem andere gleichbedeutende nur noch vereinzelt gebraucht wurden. Im eilften Jahrhunderte war das noch nicht der Fall. Die Sache selbst war allerdings auch da schon vorhanden; mochte sich die spätere günstige Stellung der Dienstmannen noch nicht vollständig entwickelt haben, mochte die Grenze nach untenhin noch nicht immer scharf gezogen sein, so finden wir doch überall eine bevorzugte Classe von Unfreien erwähnt, welche sich in den späteren Ministerialen fortsetzt. Aber dieser Ausdruck selbst ist noch keineswegs allgemein oder auch nur vorwiegend für sie im Gebrauche. Ein allgemein giltiger Ausdruck ist überhaupt noch nicht gefunden, die Bezeichnungen sind noch durchaus schwankend. Heissen sie am häufigsten *servientes* oder *servitores, familia, ministri*, so kommen auch andere Ausdrücke vor. In derselben Urkunde werden nicht selten verschiedene gebraucht; im Weissenburger Dienstrecht von 1029 heisst es neben *clientes* auch *servitores*; in Urkunden von 1064 erscheinen die *ministri* von Einsiedeln und die *servientes* von St. Gallen als gleichgestellte Personenclassen; oder es heisst 1098 zu Trier *familiares, qui archiepiscopales servientes dicuntur* (Böhmer Acta 59; Beyer Urk.-B. 1, 452). Und diese Ausdrücke waren noch keine scharfbezeichnende, da sie auch für andere Classen von Unfreien in Gebrauch waren; hatte sich da nicht wenigstens an der einzelnen Kirche ein bestimmter Sprachgebrauch bereits festgestellt oder schloss nicht die besondere Art der Verwendung Missdeutung des Ausdruckes aus, so musste noch ein Beiwort hinzukommen, welches den Unterschied von den Unfreien schlechtweg hervorhob; es heisst etwa *nobiles servientes, meliores de familia, honorabiles ministri* (vgl. Fürth Ministerialen 59).

Was den Ausdruck *ministeriales* betrifft, so bezeichnet dieser wenigstens in Einzelfällen noch bis in das zwölfte Jahrhundert hinein im Anschlusse an den älteren Brauch etwas ganz anderes, nämlich Beamte (vgl. Fürth 40). Daneben freilich auch schon in früheren Zeiten bevorzugte Unfreie. Ist in kaiserlicher Urkunde von 975 für Fulda von den *ministeriales ecclesie, quibus iure debentur bona ecclesie pro defensione loci,*

die Rede, so würde das freilich ganz der späteren Bedeutung entsprechen; aber die Urkunde ist zweifellos interpolirt (vgl. Stumpf Reichskanzler 1, 20), während in einer anderen Kaiserurkunde für Fulda von 982 unter den Ministerialen Beamte zu verstehen sein werden (Dronke Cod. Fuld. 335. 337). Um bevorzugte Unfreie handelt es sich jedenfalls schon, wenn der König 1005 bestimmt, dass die *ministeriales fassalli* eines an Bamberg geschenkten Klosters denen des Bisthums gleichstehen sollen (Wirtemb. Urk.-B. 1, 242). Vier an Fulda geschenkte Truchsesse und Marschälle scheidet der Kaiser 1015 als seine Ministerialen von andern Unfreien (Dronke 345). Als Unfreie, bevorzugter, wenn auch nicht gerade ritterlicher Stellung erscheinen die Ministerialen in Wirzburger Urkunde von 1036 (Mon. Boica 37, 21). Ganz in der späteren Weise gebraucht erscheint der Ausdruck in dem nicht vor 1057 aufgezeichneten Bamberger Dienstrecht (Jaffé Bibl. 5, 51). Im Allgemeinen ist in den früheren Zeiten des Jahrhunderts die Verwendung des Ausdrucks in späterer Bedeutung eine so vereinzelte, dass sie Bedenken gegen die Echtheit bezüglicher Urkunden erregen muss (vgl. z. B. Wirtemb. Urk.-B. 1, 249). Der Ausdruck kommt hier früher, dort später in Gebrauch, ist selbst zu Ende des Jahrhunderts noch kaum als der allgemein übliche zu bezeichnen. In der Reihe der Trierer Urkunden finde ich den Ausdruck zuerst 1084 (Beyer Urk.-B. 1, 438), während er aber auch von da ab noch lange mit anderen wechselt. In den zahlreichen Urkunden von Freising wird erst 1120 der früher übliche Ausdruck *de familia* durch *ministeriales* ersetzt (Meichelbeck Hist. Fris. 1, 531). Allerdings liesse sich geltend machen, dass schon in der Beschwörung des Gottesfriedens von 1085 (Mon. Germ. L. 2, 58) wiederholt von Ministerialen die Rede ist, woraus man schliessen sollte, dass der Ausdruck damals schon im ganzen Reiche als der üblichste, als der die Sache am genauesten bezeichnende betrachtet worden sei. Dabei wird aber doch zu beachten sein, dass hier die Beschlüsse einer Kölner Synode von 1083 wörtlich wiederholt sind, uns also zunächst nur ein Zeugniss für den Kölner Sprachgebrauch vorliegt; gerade zu Köln aber wird der Ausdruck ziemlich früh, mindestens seit 1061 (Lacomblet Urk.-B. 1, 126. 137) gebraucht, allerdings auch hier noch längere Zeit

mit gleichbedeutenden wechselnd. Nach diesen Haltpunkten dürfte sich doch behaupten lassen, dass ein Schriftstück, in welchem der Ausdruck Ministeriales anderen als erläuternder, also doch wohl allgemein üblichster zugefügt ist, schwerlich vor dem zwölften, jedenfalls nicht in früheren Zeiten des eilften Jahrhunderts entstanden sein kann.

Wir treffen demnach in der Constitutio mehrere Ausdrücke, welche wenigstens in der hier vorliegenden Bedeutung und Verbindung dem Sprachgebrauche des eilften Jahrhunderts noch fremd sind, welche, sollte sich das bezüglich des einen oder anderen noch bestreiten lassen, wenigstens in ihrer Gesammtheit mit genügender Sicherheit die Entstehung im zwölften Jahrhunderte erweisen dürften, während einzelne auch noch in den früheren Zeiten dieses unzulässig scheinen, bestimmter auf die Regierung K. Friedrichs I. als früheste Entstehungszeit hinweisen. Damit erscheint diese denn überhaupt ziemlich eng begrenzt, da die Entstehungszeit der ältesten Handschrift wahrscheinlich mit dem Ende dieser Regierung zusammenfällt, dasselbe jedenfalls nicht weit überschreitet.

Muss nun damit wenigstens für denjenigen, der meinen Gründen zustimmt, die Zeitfrage bezüglich des Stückes, wie es jetzt vorliegt, als gelöst erscheinen, so wird andererseits auch kaum zu verkennen sein, dass es Ausdrücke und Angaben enthält, welche dem zwölften Jahrhunderte in keiner Weise entsprechen, welche an und für sich auf's bestimmteste auf Entstehung im eilften Jahrhunderte hindeuten müssten.

Allerdings möchte ich auch hier nicht alle von den Vertheidigern der Entstehung unter K. Konrad II. oder doch im eilften Jahrhunderte geltend gemachten Gründe als massgebende anerkennen. Werden die Bestimmungen der Constitutio an einen Streit der Herren und Mannen angeknüpft, wissen wir anderweitig, dass gerade K. Konrad II. mehrfach regelnd in solche Streitigkeiten eingriff, so könnte das allerdings die Entstehung unter ihm wenigstens wahrscheinlich machen, sobald anderweitig bereits festgestellt wäre, dass es sich um Satzungen aus den früheren Zeiten des eilften Jahrhunderts handle; aber es ist das natürlich kein Grund, welcher an und für sich die Entstehung unter irgendwelchem anderen Herrscher ausschliessen würde.

Beachtenswerther scheint der von Eichhorn vorzugsweise betonte Grund, dass der Ausdruck *Milites* in der Constitutio in einer Weise gebraucht sei, nämlich zur Bezeichnung der Vasallen der Fürsten, welche den Verhältnissen des eilften Jahrhunderts entspreche, im zwölften aber nicht mehr zulässig erscheinen würde. Der Gebrauch des Ausdruckes Milites in der Urkundensprache hat sich wirklich während zweier Jahrhunderte in so überaus auffallender Weise verschoben, dass er an und für sich besonders geeignet erscheinen kann, um bei solchen Fragen als Haltpunkt zu dienen. Da wo der Ausdruck nicht etwa die Ritterwürde im Auge hat oder alle ritterlichen Classen zusammenfasst, wird er im dreizehnten Jahrhundert regelmässig gebraucht, um die niedrigste Classe der ritterlichen Mannen zu bezeichnen, die Ritter schlechtweg, welche keinem der bevorzugten ritterlichen Stände angehören. So ist es sehr üblich, die Ministerialen als Milites von den freien Vasallen, den Nobiles oder Liberi, zu scheiden. In manchen Gegenden, wie ich an anderem Orte näher nachweisen werde, wird der Ausdruck sogar regelmässig gebraucht, um eine unter den Ministerialen der Fürsten stehende Classe zu bezeichnen, nämlich die ritterlichen Eigenmannen niederer Herren. Gehen wir dagegen um zwei Jahrhunderte zurück, so bezeichnet der Ausdruck regelmässig die höchststehende Classe ritterlicher Mannen, die freien Vasallen; im eilften Jahrhunderte wird *Milites* im Gegensatze zu *Servientes* oder *Ministri* ganz ebenso gebraucht, wie im zwölften Jahrhunderte *Liberi* oder *Nobiles* im Gegensatze zu *Ministeriales*. Konnte eine so gründliche Verschiebung des Sprachgebrauches nur allmälig erfolgen, so weist schon das darauf hin, dass in dem zwischenliegenden zwölften Jahrhunderte der Ausdruck Milites kaum noch geeignet sein konnte, gerade die freien Vasallen im Gegensatze zu den Ministerialen zu bezeichnen. Das bestätigen die Urkunden; nur sehr vereinzelt reicht der alte Sprachgebrauch in das zwölfte Jahrhundert hinein (vgl. Heerschild 180).

Die Beweisführung Eichhorn's würde demnach allerdings als stichhaltig anzuerkennen sein, wenn der Ausdruck in der Constitutio wirklich nur den freien Vasallen im Gegensatze zum Ministerialen bezeichnen würde. Das aber möchte ich

wenigstens mit der Bestimmtheit nicht zugeben, wie sie erforderlich wäre, um massgebende Schlüsse darauf zu bauen. Der Ausdruck kommt zweimal vor. Nach der ersten Stelle, welche Eichhorn vorzugsweise betont, wurde die Constitutio veranlasst durch einen Streit der *principes cum militibus* über die Zahl der von den letzteren von ihren Benefizien zu stellenden Halsbergen. Da nun die folgenden Bestimmungen nicht blos die Verpflichtungen der Vasallen, sondern auch der Ministerialen regeln, und zwar auf Grundlage ihrer Benefizien, so liegt doch nichts näher, als die Annahme, dass hier absichtlich der Ausdruck Milites gewählt wurde, um beide Classen zusammenzufassen. Der Ausdrucksweise des zwölften Jahrhunderts würde das durchaus entsprechen. Nur das liesse sich etwa geltend machen, dass die Milites hier als solche erscheinen, welche Halsbergen stellen, wie davon auch später bei den Vasallen, nicht aber bei den Ministerialen die Rede ist, welchen vielmehr Halsbergen von den Herren geliefert werden. Doch würden sich auch da noch Erklärungen finden lassen, welche trotzdem die Miteinbeziehung der Ministerialen unter den Ausdruck Milites zulässig erscheinen lassen würden; es wird nicht nöthig sein, darauf weiter einzugehen. Bestimmter weist die zweite Stelle auf das Vasallenverhältniss hin, da sie von dem Falle redet, dass Milites mehrere Herren haben. Aber auch das würde doch nur entscheidend sein, wenn hier nothwendig an freie Vasallen, nicht an Vasallen überhaupt zu denken wäre; denn, wie schon früher erörtert wurde, lässt sich im zwölften Jahrhunderte nicht allein die Lehensfähigkeit der Ministerialen überhaupt nachweisen, sondern auch die Constitutio selbst hat ausdrücklich auf dieselbe Rücksicht genommen. Wenigstens ein zwingender Beweis scheint mir hier nicht vorzuliegen; kann man zugeben, dass die Wahl dieses Ausdruckes wohl zunächst an das eilfte Jahrhundert denken lässt, so wird sich auch kaum behaupten lassen, dass jene Stellen unmöglich im zwölften Jahrhunderte zuerst so niedergeschrieben sein könnten.

Die beachtenswerthesten Gründe scheinen mir die von Nitzsch beigebrachten, welcher für die Annahme der Entstehung in früheren Zeiten des eilften Jahrhunderts sich auf die Angabe über die Bewaffnung und die Stellung der Ministerialen im Kriegswesen stützt. Und es scheint mir, dass sich

in dieser Richtung noch weitere Haltpunkte gewinnen lassen. Handelt es sich da zum Theil um Verhältnisse, welchen ich früher keine grössere Aufmerksamkeit zuwandte, auf welche mich erst diese Untersuchung führte, so ist es möglich, dass ich da in Einzelnem fehlgreife, aber doch kaum so weit, dass die Beweisführung damit überhaupt ihr Gewicht verlieren würde.

So weit ich sehe, fällt, von Specialwaffen, wie etwa Schützen, abgesehen, für die Heerfahrten des zwölften Jahrhunderts nur noch der schwergewaffnete Reiter, der gepanzerte Miles oder Loricatus ins Gewicht. Wie viel leichtgewaffnete Diener dieser mit sich führte, war seine Sache, hatte für den Herrn keine grössere Bedeutung, da die Zahl derselben für die kriegerische Entscheidung nicht in Betracht kam. Schon das Bamberger Dienstrecht um 1060 berücksichtigt nur die Lorica, das Kölner Dienstrecht nur den Miles; seine Servi werden allerdings beiläufig erwähnt; aber es ist keine Rede davon, dass er sie in bestimmter Zahl zu stellen hat. Nach dem Lehensvertrage der Herren von Dorstadt mit dem Bischofe von Hildesheim 1110 haben dieselben fünfzehn *milites armati* zu stellen (Sudendorf Braunschw. Urk.-B. 2, 229). Der Herzog von Zähringen verspricht 1152 dem Könige zum Zuge nach Italien fünfhundert *loricatos equites* nebst fünfzig Schützen zu stellen; der Kaiser 1176 denen von Cremona *cum mille militibus ultramontanis* zu Hülfe zu kommen (Mon. Germ. L. 2, 91; Böhmer Acta 127). Werden bei solchen und ähnlichen Uebereinkommen leichtbewaffnete Reiter gar nicht erwähnt, so scheint sich doch zu ergeben, dass auf sie gar kein Gewicht mehr gelegt wird.

Dem gegenüber muss es auffallen, dass die Constitutio auch die Zahl der zu stellenden Scutarii fest bestimmt, beim Vasallen zwei, beim Ministerialen einen auf die Brünne; und wenigstens bei jenen wird das Stipendium nicht nur für die Brünne, sondern auch für den Scutarius besonders bestimmt, was doch anzudeuten scheint, dass derselbe nicht blos als Diener des gepanzerten Ritters in Betracht kommt, eine selbstständigere Stellung einnimmt. Beides deutet darauf, dass der ausser dem Schilde keine Schutzwaffe führende Leichtbewaffnete noch für die kriegerische Entscheidung selbst von Bedeutung war. Bereits Nitzsch, Ministerialität 41, hat nachgewiesen, dass

das deutsche Heer noch zu Anfang des eilften Jahrhunderts keineswegs nur aus gepanzerten Streitern bestand. Einzelne Ausdrücke der Urkunden lassen schliessen, dass wohl noch später auch die blossen Schildträger ins Gewicht fielen. Der Graf von Arlon verpflichtet sich 1052, dem Erzbischofe von Trier vierzig *scutatos* diesseits, zwanzig jenseits der Alpen zu stellen (Beyer Urk.-B. 1, 393). Solche Ausdrücke wurden doch zweifellos nicht ohne Absicht gewählt. So weit die Mannen des Grafen schwerere Rüstung besassen oder vom Herrn erhielten, erschienen sie natürlich in eigenem Interesse schwerbewaffnet; aber wenn der Graf nur Leichtbewaffnete stellte, so genügte er seiner Verpflichtung, und es müssen demnach doch auch diese selbstständigen Werth für die Kriegführung gehabt haben. Dasselbe ergibt sich, wenn um 1045 ein Edelherr mit dem Abte von Hersfeld den Vertrag eingeht, *ut ipsius abbatis miles sit et quinque scutatos ad orientales partes in expeditionem mittat, et his eciam abbas victus necessaria prebeat* (Wenk Hess. L. G. 3, 53). Ich möchte das nicht mit Nitzsch dahin verstehen, dass der Miles mit fünf Schildträgern auszurücken habe; der Edelherr soll Vasall des Abtes sein und genügt meiner Ansicht nach seiner Verpflichtung, wenn er fünf Leichtbewaffnete zur Heerfahrt stellt. Die Betonung des Scutarius entspricht demnach durchaus den früheren Zeiten des eilften Jahrhunderts, nicht aber den Zeiten K. Friedrichs I.

Zur Bezeichnung des Schwerbewaffneten dienen die Brünne und die Halsberge. Ist zwischen beiden überhaupt schärfer zu scheiden, so bezeichnet jene die ältere, diese die neuaufkommende und kostbarere Schutzwaffe (vgl. v. Sacken, Ambraser Samml. 1, 58 ff.). Heisst es in der Constitutio zuerst, dass Streit über die Zahl der zu stellenden Halsbergen entstanden sei, dann, dass der Vasall von zehn Mansen eine Brünne und zwei Schildträger zu stellen habe, und weiter, dass er für die Halsberge drei, für jeden Schildträger eine Mark erhalte, so sind beide Ausdrücke sichtlich wesentlich gleichbedeutend für den Schwerbewaffneten überhaupt gebraucht. Damit wird vereinbar bleiben, dass man zwischen den Waffenstücken selbst dennoch bestimmter schied. Der freie Vasall hat für seine Ausrüstung ausschliesslich selbst zu sorgen; werden ihm das seine Mittel durchwegs erlaubt haben, so wird er schon

im eigenen Interesse die vollständigere Rüstung angeschafft haben; die Constitutio scheint vorauszusetzen, dass thatsächlich die Vasallen durchweg in Halsbergen ausrücken, während es dem Herrn auch genügen musste, wenn der eine oder andere in der althergebrachten Brünne erschien. Lag es nicht in der Absicht, dem Herrn ein ausdrückliches Recht darauf zuzusprechen, dass die Vasallen Halsbergen haben mussten, so hat der Wechsel der Ausdrücke kaum etwas Auffallendes, auch wenn man sich des Unterschiedes vollständig bewusst war. Und das scheint sich aus den Angaben über die Ministerialen bestimmt zu ergeben, auf welche Nitzsch in dieser Richtung aufmerksam macht. Der Ministerial hat eine Brünne zu stellen; die Halsberge wird bei ihm nicht vorausgesetzt, sondern es heisst, dass es vom Ermessen des Herren abhängt, ob er ihm etwa eine solche verleihen will. Der Ministerial ist nicht mehr blosser Scutatus; aber auf seine eigenen Mittel beschränkt, ist er im allgemeinen auch noch nicht im Besitze des kostbareren Waffenstückes; es erscheint nur wünschenswerth, dass auch er damit ausgerüstet sei, und der Herr greift da mit seinen Vorräthen ein, so weit diese reichen.

Das deutet auf eine frühere Zeit, wo der Ministerial wohl auf dem Wege war, ebenso schwergewaffnet, als der freie Ritter in's Feld zu rücken, das aber noch nicht erreicht hatte. Den Verhältnissen des zwölften Jahrhunderts entspricht das nicht mehr. Ein Unterschied zwischen leichterer und schwererer Panzerung wird da, so weit ich sehe, nicht mehr gemacht; es ist schlechtweg von der Lorica die Rede; wenigstens aus nächstliegenden Hülfsmitteln weiss ich den Ausdruck Brunia überhaupt nicht mehr nachzuweisen. Insbesondere scheint mir auch nichts mehr darauf zu deuten, dass die Ministerialen anders gerüstet ausrückten, als die Vasallen; zwischen freien und unfreien Milites wird in dieser Richtung kein Unterschied gemacht. Die Dienstrechte stellen denn auch keine besonderen Forderungen bezüglich der Bewaffnung; der Ausdruck Miles oder Loricatus genügt in dieser Richtung für alles, was zu sagen ist.

Besonders beachtenswerth erscheint nun aber weiter die Angabe der Constitutio, dass die Ministerialen fünf Pfund Stipendium erhalten, *et duo equi, unus currens alter ambulans.*

addantur, ac duobus sociis soumarius victilibus bene oneratus committatur, qui ab ipsis ad opus dominorum diligenter custodiatur. Der Ministerial scheint hier noch weiter zurück zu sein, als das selbst die Dienstrechte des eilften Jahrhunderts ergeben. Er ist aus eigenen Mitteln nicht so schwer beritten, dass das für eine Heerfahrt genügte; es muss da der Herr eingreifen. Ein Pferd wird allerdings auch im Bamberger Dienstrechte noch gestellt, das aber nur für seinen Diener bestimmt sein mag, da im Weissenburger Dienstrechte bei der Fahrt über Berg ausdrücklich nur von zwei Pferden für die beiden Diener die Rede ist, bei anderen Fahrten nur von einem Pferde schlechtweg, das darnach doch auch als Pferd des Dieners zu fassen sein wird. Im Kölner Dienstrechte ist dann überhaupt von Stellung von Pferden durch den Herrn nicht mehr die Rede.

Bezeichnender noch scheint mir die Bestimmung über das Saumthier zu sein. Die beiden Socii sind sichtlich nicht Diener eines Ministerialen, sondern je zwei Ministerialen wird ein bepacktes Saumthier anvertraut; würde mir das an und für sich nicht zweifelhaft sein, so heisst es überdies im Kölner Dienstrechte ausdrücklich, dass *duobus militibus* ein Saumthier zu stellen sei. Dieses aber ist nach der Constitutio nicht für sie selbst bestimmt; es ist *ab ipsis* (wie gegenüber dem *ad ipsis* der Mon. Germ. nach beiden Abdrücken der Mon. Boica zu lesen ist) *ad opus dominorum* zu bewachen. Da erscheint der Ministerial, mag in der Schlacht seine Aufgabe auch schon eine andere sein, doch auf dem Marsche noch wesentlich als Trainsoldat, in voller Uebereinstimmung mit dem, was Nitzsch bezüglich des Zurückgehens des Ministerialen auf den Scararius und Caballarius nachgewiesen hat. Davon tritt schon im Weissenburger Dienstrechte nichts mehr hervor; hat der Herr jedem Ministerialen ein mit allem Nöthigen bepacktes Maulthier zu stellen, so ist das hier sichtlich nur eine Vergünstigung für den Dienstmann, dem überdies zwei Diener gestellt werden, denen die Sorge für das Lastthier obliegt. Aehnlich ist auch im Kölner Dienstrechte einfach davon die Rede, dass der Erzbischof je zwei Rittern ein Saumthier mit Zubehör zu stellen hat; auch hier findet sich nicht mehr die geringste Andeutung, dass sie dasselbe nur im Interesse des Herrn zu überwachen haben. Andererseits ist der engste Zusammenhang mit der

Bestimmung der Constitutio nicht zu verkennen: was hier noch wesentlich als Verpflichtung des Mannes gegen den Herrn erscheint, hat auf einer späteren Stufe der Entwicklung die Bedeutung einer Verpflichtung des Herren gegen den Mann gewonnen.

Ist das Kölner Dienstrecht jedenfalls vor 1176 entstanden (vgl. Nitzsch Ministerialität 16), so wird der Sprachgebrauch die Annahme einer Entstehung schon im eilften Jahrhunderte kaum gestatten. Dagegen liegt uns das Recht der Weissenburger Reichsdienstmannen in einer Aufzeichnung von 1029 vor. Die Echtheit der Urkunde ist insbesondere von Bresslau, Kanzlei K. Konrad's II. 129, in Zweifel gezogen. Dass sie uns nicht durchaus in der ursprünglichen Form vorliegt, wird zweifellos zuzugeben sein: sie ist uns in der 1125 entstandenen Sammlung Udalrich's von Bamberg erhalten, der auch sonst die von ihm benutzten Stücke nicht immer mit voller Genauigkeit wiedergibt (vgl. Jaffé Bibl. 5, 2[illegible]). Will man weiter gehen und annehmen, dass auch ihm schon eine Ueberarbeitung der Urkunde vorgelegen habe, so würde dieselbe doch spätestens in den Beginn des zwölften Jahrhunderts gehören; deuten Bestimmungen der Constitutio auf eine frühere Entwicklung, so würden diese auch dann noch immer gegen Entstehung im zwölften Jahrhunderte sprechen. Bestimmtere Haltpunkte aber dafür, dass gerade die Bestimmungen über die Rechte der Dienstmannen gefälscht seien, scheinen durchaus zu fehlen; gegen die Zulässigkeit der Datirung an und für sich ist kein Einwand zu erheben. Unter diesen Verhältnissen wird es doch gerechtfertigt sein, zunächst daran festzuhalten, es sei uns hier das Dienstrecht so überliefert, wie es 1029 gestaltet war.

Zeigt nun die Constitutio die Dienstmannen noch in einer ungünstigeren Stellung, so muss das den Schluss nahe legen, dass ihre bezüglichen Bestimmungen einer früheren Zeit angehören. In eine erheblich frühere Zeit würden wir freilich keinesfalls zurückgreifen dürfen. Fangen die Romfahrten der Deutschen im zehnten Jahrhunderte an, so musste einige Zeit vergehen, ehe sich bezüglich derselben ein bestimmteres Herkommen ausgebildet haben konnte, wie dasselbe doch auch in der Constitutio vorausgesetzt wird, da die Mannen sich auf ihr Recht berufen. Die äusserste Grenze dürfte da wohl der

Römerzug K. Otto's III. 996 bezeichnen, während gewiss Entstehung unter einem seiner Nachfolger von diesem Gesichtspunkte aus wahrscheinlicher sein muss, wie dafür insbesondere auch der Gebrauch des Ausdruckes Feodum, wenn wir denselben hier in Anschlag bringen dürfen, sprechen muss. Und jenes Verhältniss zum Weissenburger Dienstrechte scheint mir auch die Annahme gleichzeitiger und selbst etwas späterer Entstehung nicht gerade auszuschliessen. Die Entwicklung der günstigeren Stellung der Ministerialen hielt keineswegs überall gleichen Schritt. Erfahren wir aus dem um 1150 aufgezeichneten Dienstrecht von Ahr (Lacomblet Urk.-B. 4, 774), dass bis dahin die Dienstmannen noch verpflichtet waren, mit ihren Pflügen die Aecker des Grafen bestellen zu lassen, so wird das nicht für die Stellung der Ministerialen dieser Zeit im Allgemeinen massgebend sein dürfen. Eher freilich werden wir bei der Constitutio, die sich auf das ganze Reich bezieht, anzunehmen haben, dass sie nicht gerade die noch am ungünstigsten gestellten Ministerialen im Auge hat; wir werden da etwa Beachtung der Durchschnittsstellung erwarten dürfen. Das schliesst aber andererseits nicht aus, dass gerade die Weissenburger Dienstmannen schon günstiger standen, als die Durchschnittsstellung zu jener Zeit war. Darauf lässt von vornherein schliessen, dass das hier aufgezeichnete Recht ein von ihnen beim Uebergange an das Reich erbetenes war. Es bestätigt sich das weiter dadurch, dass einzelne Bestimmungen wesentlich günstiger sind, als die jüngerer Dienstrechte. Insbesondere die bezüglich des Stipendium bei Zügen nach Italien. Dieses beträgt hier zehn, oder mit Zurechnung dessen, was die Diener erhalten, sogar zwölf Talente, unter denen wir doch Pfunde zu verstehen haben. Bestimmt da die Constitutio fünf Pfund, so könnte das an und für sich wieder auf früheren Ursprung deuten. Aber noch im Kölner Dienstrechte finden wir den wohl entsprechenden Satz von zehn Mark, und im Bamberger Dienstrechte sogar nur drei Pfund. Weisen die erörterten Verhältnisse die bezüglichen Bestimmungen der Constitutio ziemlich sicher in die erste Hälfte des eilften Jahrhunderts, so wird daraus eine Entstehung vor 1029 wenigstens nicht nothwendig zu folgern sein.

Gegen Entstehung im zwölften Jahrhunderte müsste an und für sich zweifellos auch sprechen die Art und Weise, wie die Ministerialen bezeichnet werden. Es heisst: *de ecclesiarum filiis vel domesticis, id est ministerialibus, vel quorumcunque principum clientela, qui cottidie ad serviendum parati esse debent.* Allerdings haben wir gerade den Ausdruck Ministeriales für die Entstehung im zwölften Jahrhunderte geltend gemacht. Aber ein Schreiber des zwölften Jahrhunderts, der in seiner Ausdrucksweise durch nichts gehemmt war, würde sich da zweifellos mit dem Ausdrucke Ministerialen begnügt haben, der ganz genau die Mannen, sowohl der Kirchen, als der Laienfürsten bezeichnete, von denen hier die Rede sein sollte. Nehmen wir aber etwa an, der Ausdruck Ministerialen sei erst später hinzugekommen, so erhalten wir eine Ausdrucksweise, welche den Verhältnissen des eilften Jahrhunderts durchaus entspricht, wo es für diese Personenclasse noch keinen feststehenden Namen gab, wo sie noch wenig einheitlich gestaltet war, wo es nahe liegen konnte, sie zur Unterscheidung von den Vasallen als die immer zum Dienste Verpflichteten zu bezeichnen. Findet sich der Ausdruck Domestici noch im Kölner und Ahrer Dienstrechte, so erinnert der selten vorkommende Ausdruck Clientela an die Clientes des Weissenburger Dienstrechtes.

Glaube ich nachgewiesen zu haben, dass das Stück, wie es vorliegt, späteren Zeiten des zwölften Jahrhunderts angehören muss, dass andererseits manche Stellen an und für sich bestimmt auf Abfassung im eilften Jahrhunderte deuten, so sind wir damit unmittelbar auf die Annahme verwiesen, dass hier ein älterer Text später überarbeitet ist, ohne doch überall genügend den Verhältnissen der späteren Zeit angepasst zu sein. Dafür finden sich denn auch sonst genügende Haltpunkte. Das bereits besprochene *id est ministerialibus* erklärt sich dann leicht als Erläuterung des Ueberarbeiters. Heisst es: *ad curiam Gallorum, hoc est in campum, qui vulgo Rungalle dicitur*, so wird dasselbe Verhältniss gar nicht zu bezweifeln sein; dem ungewöhnlichen Namen, den er vorfindet, setzt der Ueberarbeiter den gebräuchlichen zu; fühlte er sich da nicht durch eine Vorlage gehemmt, so ist nicht abzusehen, wesshalb er sich nicht auf Angabe des letzteren beschränkte. Schwer

erklärlich würde es mir auch sein, wie man bei der Annahme ganz selbstständiger Fassung auf die Angabe: *quando pro corona nostra vel aliqua regni utilitate aut honore Romana expeditio praeparetur,* gekommen sein sollte. Expeditio Romana ist der feststehende Ausdruck für den Krönungszug nach Rom; selbst dem Wortsinne nach könnte er doch nur eine Heerfahrt bezeichnen, deren Ziel Rom war. Für die mehrfach geäusserte Behauptung, dass mit der Zeit jeder Zug nach Italien so bezeichnet wurde, sehe ich mich vergeblich nach einem Zeugnisse um, wenn von der Constitutio selbst abgesehen wird. Allerdings ist in den urkundlichen Quellen sehr häufig von den Zügen nach Italien schlechtweg, von der Fahrt über Berg, die Rede; dann finden wir aber auch allgemeinere Ausdrücke, es heisst *expeditio Italica,* häufiger *expeditio trans Alpes* oder *ultra montes.* Wo aber ausdrücklich von der *expeditio Romana* die Rede ist, da ergibt sich auch, dass man nur den Krönungszug nach Rom im Auge hatte. In der Constitutio, wie sie vorliegt, ist das sichtlich nicht der Fall, da sie ausdrücklich auch von anderen Heerfahrten spricht, für welche doch der Ausdruck Expeditio Romana unangemessen ist, wenn man nicht annehmen will, sie habe ausser den Krönungszügen nur die seltenen sonstigen Züge berücksichtigen wollen, bei welchen gerade Rom von vorneherein der Zielpunkt war. Wenn die Constitutio nicht in nächstliegender und allgemein üblicher Weise von der Fahrt über Berg redet, so scheint mir das zweifellos daraus zu erklären zu sein, dass die Vorlage wirklich nur die Romfahrt im engeren Sinne im Auge hatte, dass der Ueberarbeiter die auch andere Züge einbeziehenden Worte einschob, trotzdem aber den Ausdruck Expeditio Romana aus der Vorlage beibehielt.

Es wird nicht nöthig sein, noch weitere Stellen aufzusuchen, in welchen die Ueberarbeitung eines älteren Textes, auf welche innere Gründe hinweisen, sich auch in den Aeusserlichkeiten der Fassung noch bemerklich macht; ein ganz ausschlaggebender Haltpunkt wird ohnehin noch zur Sprache kommen. Dann aber wird nach dem früher Erörterten auch die Zeitfrage als wesentlich gelöst betrachtet werden müssen; die ältere Vorlage wird den früheren Zeiten des eilften, die



Ueberarbeitung den späteren Zeiten des zwölften Jahrhunderts angehören.

Ungelöst erscheint noch die Frage nach dem Charakter der älteren Vorlage. Hatte der Ueberarbeiter ein echtes, etwa von K. Konrad II. erlassenes Gesetz vor sich? Ist die jedenfalls gefälschte Beziehung auf Karl den Grossen erst sein Werk oder gehörte sie schon der Vorlage an?

Für die Entscheidung dieser Frage wird vor allem der Umstand zu beachten sein, dass die gesetzlichen Bestimmungen der Constitutio durchweg in Reimen gefasst sind. Handelte es sich um eine andere Zeit, so dürfte der Hinweis darauf genügen, um die Annahme zu beseitigen, es könne die Vorlage eine echte Königsurkunde gewesen sein. Fanden wir uns aber auf eine Vorlage aus dem eilften Jahrhunderte hingewiesen, so ist das nicht in gleicher Weise der Fall. Die Reimprosa, wie wir sie in Geschichtswerken der Zeit, so in der Vita Mathildis, bei Wippo, in den Quedlinburger und Altaicher Annalen, finden, ist auch in den Urkundenstil eingedrungen. Beispiele dafür sind mir schon in den späteren Zeiten des zehnten Jahrhunderts aufgefallen (z. B. Beyer Urk.-B. 1, n. 252. 258. 260), wie sie sich andererseits auch in der ersten Hälfte des zwölften noch nachweisen lassen (z. B. Lacomblet Urk.-B. 1, n. 314, 341; Mon Boica 28 b, 95). Besonders häufig zeigt die Arenga Reime, was freilich da, wo dieselbe nur aus zwei Satztheilen besteht, als blosser Zufall erscheinen kann; heisst es aber etwa 989: *Cum praesens haec vita transeat,* | *nihilque in sese certitudinis habeat,* | *necesse est unusquisque pro posse bonis studeat,* | *quibus ad certitudinem perveniat* | (Beyer Urk.-B. 1, n. 260), so ist doch zweifellos der Reim absichtlich gesucht. Wie dann hier der weitere Text keinen Reim mehr zeigt, so tritt dieser auch sonst wohl nur in einem einzelnen Bestandtheile der Urkunde auf. So in einem päbstlichen Privileg von 1066 lediglich in der Schlussformel: *Si quis igitur huius nostri privilegii temere violator extiterit,* | *et monitus canonice emendare contempserit,* | *perpetui anathematis vinculis se innodandum noverit,* | *nisi forte resipiscens digne satisfecerit;* | *qui vero pia devotione observator esse studuerit,* | *precibus apostolorum principum Petri et Pauli peccatorum suorum omnium ab omnipotenti deo consequatur veniam,* | *et eterne beatitudinis mereatur gloriam* (Lacomblet

Urk.-B. 1, n. 206). Solche Stücke mögen aus Formularien entnommen sein. Aber man sieht doch, wie auch bei den Concipienten des besonderen Inhaltes der Urkunden die allgemeine Freude der Zeit am Reime zum Durchbruch kommt. Bald geschieht das nur ganz vereinzelt; es zeigen sich hie und da einzelne Reimpaare, bei welchen die Grenze zwischen Absicht und Zufall oft schwer zu ziehen ist. Häufig zeigen sich aber ganze Reihen von Reimen, die dann freilich wohl wieder durch lange Absätze unterbrochen werden, denen jeder Reim fehlt (z. B. Lacomblet Urk.-B. 1, n. 341); am weitesten durchgeführt finde ich die Manier in Urkunde des Erzbischofs von Trier von 1036 (Beyer Urk.-B. 1, n. 307), welche fast ihrem ganzen Umfange nach gereimt erscheint.

Dieser Brauch hat nun vereinzelt auch in der Reichskanzlei Eingang gefunden. Auf eine bezügliche Urkunde K. Heinrich's III. von 1140 hat bereits Bresslau, Kanzlei K. Konrad's II. S. 35, aufmerksam gemacht. Noch weiter durchgeführt ist das in einer Urkunde desselben Königs von 1045: *Si locis deo dicatis quiddam beneficii iuxta peticiones dei servorum ex nostrae liberalitatis munere conferimus,* | *id nobis profuturum liquido credimus,* | *et ad mortalem vitam temporaliter transigendam* | *et ad eternam feliciter obtinendam.* | Weiter ist die Narratio durchweg gereimt: — *monuit,* — *petiit,* — *anteriores,* — *imperatores,* — *delegaverunt,* — *confirmaverunt,* — *renovare,* — *confirmare,* — *consentientes,* — *decernentes.* In der Dispositio hat der Schreiber das dann im Allgemeinen nicht mehr durchzuführen gewusst; doch zeigen auch da *consistencia* und *clementia, audeat* und *presumat, invenerat* und *adquesiverat,* dass er das Reimwort bevorzugt, wo er es leicht zu finden weiss. Endlich aber ist insbesondere bei der Corroboratio des Reimes willen ganz von den gebräuchlichen Formeln abgesehen: *Hoc et quicquid de prefate rebus ecclesie laudavimus,* | *nostri auctoritate scripti firmavimus;* | *quod ut presenti et futuro tempore verius credatur* | *nostrisque successoribus diligentius custodiatur,* | *id manu propria confirmavimus,* | *nostrique impressione sigilli signari iussimus* | (Beyer Urk.-B. 1, n. 322). Noch bei einer anderen Urkunde desselben Jahres zeigt sich ausser einer gereimten Arenga und einzelnen Reimen im Texte ein solches Abweichen von den üblichen Schlussformeln des Reimes



willen: *Haec omnia — regio decreto confirmamus,* | *nec non successoribus nostris mandamus,* | *ut et ipsi inconvulsi teneant* | *et alios quidquam contrarietatis inferre molientes tenere cogant;* | *et — manu propria signavimus* | *et sigilli nostri impressione insigniri iussimus;* | in einer die Vorlage wörtlich wiederholenden Bestätigungsurkunde von 1067 finden sich denn auch alle Reime wieder, nur dass am Schlusse die üblichere Wortstellung *iussimus muniri* wieder hergestellt ist (Böhmer Acta 53; Stumpf Acta 76). Einzelne Stellen in Reimprosa finden sich auch sonst wohl in Königsurkunden dieser Zeit, z. B. Antich. Estensi 1, 93; Remling Urk.-B. 1, 35. Dagegen ist, so weit ich sehe, von Arengen und vereinzelten Reimpaaren, wie sie sich auch mehr zufällig ergeben konnten, abgesehen, diese Manier sowohl der Kanzlei K. Konrad's II., als der K. Heinrich's IV. fremd; erst 1101, gegen Ende der Regierung des letzteren, ist mir wieder eine Urkunde aufgefallen, in welcher die Reimprosa deutlich hervortritt (Stumpf Acta 89).

An und für sich sind demnach die Reime in der Constitutio kein Beweis dagegen, dass sie Ueberarbeitung einer echten königlichen Urkunde sein könne. Fanden wir Beispiele für Reimprosa in Königsurkunden gerade im J. 1045, hat weiter K. Heinrich III. gerade im folgenden Jahre seinen Römerzug angetreten, so liegt gewiss nichts näher, als der Gedanke, es handle sich um ein mit nächster Rücksicht auf diesen erlassenes Gesetz. Und damit würde ja das, was sich bezüglich der Zeitverhältnisse ergab, immerhin vereinbar sein. Dennoch glaube ich, dass wir von der Annahme ganz absehen müssen, dass eine Urkunde K. Heinrich's III. oder eines anderen Herrschers dieser Zeit zu Grunde liegen könne.

Zunächst ist nicht wohl abzusehen, was den Ueberarbeiter, wenn ihm eine solche vorlag, veranlassen konnte, sie in eine Urkunde Karl's des Grossen umzuwandeln. Das deutet doch an und für sich auf eine Vorlage, der die Form einer königlichen Urkunde, die Beziehung auf einen bestimmten Herrscher fehlte. War das der Fall, so ist es allerdings erklärlich, wenn der Ueberarbeiter gerade auf Karl verfiel, in dem man ja überhaupt vorzugsweise den Gesetzgeber und den Begründer des später geltenden Rechtes sah.

Wenn wir nun aber auch annehmen wollen, der Ueberarbeiter habe irgendwelchen besonderen Grund gehabt, das Gesetz eines späteren Königs auf Karl zu übertragen, so wäre doch zu erwarten, dass er sich mit Aenderung des Namens und der Zeitangaben begnügt hätte; es müssten dann im übrigen die urkundlichen Formen dem eilften Jahrhunderte entsprechen. Dass das nicht der Fall ist, wurde schon früher bemerkt. In der vorliegenden Gestalt entsprechen sie der Kanzlei keines Herrschers; so weit sie aber nicht überhaupt auf Willkür beruhen, ergibt sich Benutzung karolingischer Urkunden. Das weist doch bestimmt darauf hin, dass der Vorlage aus dem eilften Jahrhunderte die urkundliche Einkleidung noch fehlte, dass diese überhaupt erst bei der Ueberarbeitung hinzukam.

Ein anderer Umstand bestätigt das. Durch die gesammten gesetzlichen Bestimmungen ziehen sich die Reime, von dem *preparetur*, *detur*, *indicetur* u. s. w. der ersten, bis zum *impendant, concedant, perducant, suppleant* der letzten; es ist kein Zweifel, dass bei der Vorlage auf die Reime grosses Gewicht gelegt wurde und wir dieselbe nur so weit reichend denken dürfen, als sich die Reime nachweisen lassen. Lag eine Königsurkunde vor, die sich überhaupt in Reimprosa bewegte, so ergeben die angeführten Beispiele, dass man dann auch in den Eingangs- und Schlussformeln den Reim anwandte, während gerade die Dispositio ihn am wenigsten zeigt. Hier dagegen würde nur diese entschieden gereimt sein. Denn auf den Reim der Arenga: *Si predecessorum nostrorum morem sequimur,* | *non solum presentibus, sed et succedentibus subvenire nitimur,* | wird in dieser Richtung nicht das geringste Gewicht zu legen sein. Heisst es, abgesehen von den zahllosen Arengen aus den verschiedensten Zeiten, welche, wie die obige, nur aus zwei mit Reimworten schliessenden Satztheilen bestehen, in Urkunden K. Ludwig's des Frommen: *Si locis deo dicatis quiddam honoris conferimus* | *et deo in eis famulantium pacis et tranquillitatis curam gerimus* | *et ad ministerium suum liberius exsequendum opem ferimus,* | *hoc nobis — profuturum esse confidimus,* | oder: *Imperialis excellentiae magnitudinem decet fideliter sibi devoteque famulantes condignis muneribus multiplicibusque honoribus sublimare* | *atque excellentiori ceteris honore dignissime ditare* |

immo regie munificentiae liberalitatis honorare, | (Mon. Boica 28, 26. 33), so wird niemand läugnen, dass auch die Arenga der Constitutio, die ohnehin zum Inhalte nicht passt, trotz ihres Reims einer Karolingerurkunde entnommen sein kann; die angeführten Beispiele beweisen genügend, wie leicht sich gerade in der Arenga auch ungesuchte Reime bilden konnten, wenn man nicht weitergehend annehmen will, schon die Karolingerzeit habe sich wenigstens für diesen Theil der Urkunde in absichtlich gesuchten Reimen gefallen.

Fanden wir in den bezüglichen Urkunden K. Heinrich's III. den Reim auch auf die Corroboratio ausgedehnt, so ergibt sich davon hier keine Spur; sind fremdartige Zuthaten in dieselbe aufgenommen, so ist dafür doch sichtlich nirgends das Streben massgebend gewesen, einen Reim herzustellen. Dasselbe wird aber auch von der Narratio gelten müssen, einem Theile der Urkunde, in welchem wir nach Massgabe anderer Fälle zu schliessen, vorzugsweise Reime zu erwarten hätten, wenn solche überhaupt erstrebt wurden. Aber trotz ihrer bedeutenden Ausdehnung finden sich nur ganz vereinzelte Ausdrücke, bei deren Wahl vielleicht die Rücksicht auf den Reim hätte massgebend sein können. Es liesse sich da etwa hinweisen auf *consecratione* | *coroneque perceptione.* | Finden sich dann weiter die Reimworte *confirmare* und *exstirpare,* so spricht ihre Verwendung geradezu gegen die Absicht, dass Reime gesucht wurden; durch die Wortstellung *exstirpare decrevimus* statt des nächstliegenden *decrevimus exstirpare* ist der sich bietende Reim unbenutzt geblieben. Endlich gehen *contendere* und *ducere,* dann *imponeremus* und *concederemus* am Schlusse gewiss nicht über das hinaus, was man bei einer Sprache, in welcher dieselben Endungen so häufig wiederkehren, wie in der lateinischen, auf Rechnung des Zufalls zu setzen berechtigt sein würde. Wir werden mit Sicherheit sagen dürfen, dass die Narratio so, wie sie vorliegt, nicht schon einer Vorlage angehört haben kann, welche ein so auffallendes Streben nach dem Reim zeigt, wie die Dispositio. Wollen wir aber in Anschlag bringen, dass es sich um eine Ueberarbeitung handelt, so wird man sagen müssen, dass die gereimte Vorlage, welcher die Hauptmasse des Inhaltes der Dispositio so sichtlich entnommen sein muss,

auf die jetzige Gestaltung der Narratio höchstens einen ganz untergeordneten Einfluss ausgeübt haben kann.

Nach allem Gesagten kann keine Urkunde K. Heinrich's III. oder eines anderen Herrschers des eilften Jahrhunderts zu Grunde liegen. Der Vorlage muss die urkundliche Einkleidung noch gefehlt haben, dieselbe wird durchaus auf Rechnung des späteren Ueberarbeiters zu setzen sein.

Suchen wir uns nun die wahrscheinliche Gestaltung der Vorlage bestimmter zu vergegenwärtigen, so möchte ich wenigstens die Möglichkeit nicht bestreiten, dass der grösste Theil der Dispositio in der noch jetzt vorliegenden Fassung ungeändert aus der Vorlage entnommen sei, der Ueberarbeiter da nur einige wenige, zum Theil schon erwähnte Zusätze gemacht habe. Allerdings würde dann zuweilen der Reim ganz fehlen; es würden die sich reimenden Satztheile von ganz ungleicher Länge sein. Aber das findet sich auch in anderen Denkmalen der Zeit, wo doch das Streben nach dem Reim deutlich hervortritt; es gibt für die Reimprosa keinerlei bestimmte Regel; das Gefallen am Reim macht sich da in verschiedenster Abstufung geltend. Bald nimmt man ihn nur gelegentlich auf, wo er sich ohne alle Mühe darbietet; bald sieht man, dass die Fassung wesentlich durch das Suchen nach Reimen beeinflusst war, ohne dass das ausschliesst, dass man an einzelnen Stellen, wo der Reim schwerer zu finden war, ganz von ihm absah; oft finden sich von den zusammengehörenden Reimwörtern die einen fast unmittelbar neben einander, während ein anderes durch einen langgezogenen Satztheil von ihnen getrennt erst später nachhinkt. Das noch so deutliche Hervortreten des Reimes an einzelnen Stellen wird uns nicht berechtigen dürfen, ihn als ursprünglich überall vorhanden anzunehmen und da, wo er fehlt, an Ueberarbeitung oder Corruption zu denken; oder auch etwa da noch absichtliche Reime anzunehmen, wo sich in längeren Stellen etwa nur noch ein blosses Zurückgreifen auf den Vocal der entsprechenden Endsilbe und zwar ohne alle Rücksicht auf die Betonung ergeben würde, und auch das nur dann, wenn die Reime nicht, wie das in der Reimprosa durchweg der Fall ist, nur am Ende der Satztheile, sondern ganz unabhängig von der Gliederung des Satzes gesucht werden. Ich denke, dass dieser

Gesichtspunkt insbesondere auch für die Beurtheilung eines Rechtsdenkmales, dessen Vergleichung hier besonders nahe liegt, wird massgebend sein müssen, des Auctor vetus de beneficiis nämlich. Liegt uns das Werk, wie doch wahrscheinlich ist, im wesentlichen in seiner ursprünglichen Form vor, so wird schwerlich mit dem letzten Herausgeber (vgl. Homeyer Sachsensp. II. 2, 13) anzunehmen sein, der Verfasser habe durchaus in Reimen schreiben wollen; er scheint den Reim nur da verwandt zu haben, wo er sich leicht darbot, und war insbesondere wohl bestrebt, die einzelnen Abschnitte oder längeren Sätze mit einem Reime zu schliessen. Mehr scheint sich nicht zu ergeben, selbst wenn man berücksichtigt, dass vielfach auch in solchen Werken jener Zeit, bei welchen der Reim sichtlich überall erstrebt wurde, ein blosses Anklingen den vollen Reim ersetzt.

Der bezügliche Theil der Constitutio ergibt überwiegend vollere und reinere Reime, und der blosse Umstand, dass der Reim zuweilen fehlt und die Reimzeilen von sehr ungleicher Länge sind, würde nach dem Gesagten die Annahme nicht hindern, der Ueberarbeiter habe den ihm vorliegenden Text im wesentlichen ungeändert belassen. Dann aber würde auch die weitere Folgerung nicht abzuweisen sein, dass die Vorlage, obwohl wir nachwiesen, dass sie keine königliche Urkunde gewesen sein kann, dennoch bereits die Form einer Verkündigung gesetzlicher Bestimmungen durch den König selbst gehabt haben müsse; in der uns vorliegenden Fassung ist es überall der König, welcher spricht. Denkbar wäre das auch bei einer nicht urkundlichen Vorlage allerdings; auch wenn jemand nur das zu seiner Zeit thatsächlich geltende Recht darstellen wollte, konnte er leicht darauf verfallen, dasselbe in die Form einer königlichen Willensäusserung einzukleiden; es konnte dazu eine kurze Einleitung genügen, in der es etwa hiess, der König schlechtweg oder auch König Karl habe bezüglich der Römerfahrt Folgendes bestimmt, an welche sich dann das Uebrige in directer Rede anknüpfen liess. Andererseits ist nicht zu verkennen, dass die Annahme, es habe der Vorlage zwar die urkundliche Einkleidung noch gefehlt, ihr Text aber sei trotzdem so beschaffen gewesen, dass er sich unmittelbar in die spätere urkundliche Fassung übernehmen liess, etwas Bedenkliches hat. Und wenn weiter die Reimprosa

im allgemeinen auch auf Gleichmässigkeit der Länge der gereimten Satztheile kein Gewicht legt, so liebt sie es doch sichtlich nicht, dieselben durch Einschiebung von Nebensätzen zu unterbrechen, wie das hier bei der Annahme ungeänderter Wiedergabe häufig der Fall sein würde. Zudem lassen sich hier manche Stellen so leicht in ziemlich gleichmässige, selbst einer gewissen rhytmischen Bewegung nicht entbehrende Reimzeilen auflösen, dass es doch auffallen muss, wenn die Vorlage an anderen auf jedes Ebenmass verzichtet haben sollte.

Kommt nun noch hinzu, dass wir bereits ganz unabhängig von diesen Verhältnissen den uns vorliegenden Text als einen überarbeiteten, insbesondere auch durch spätere Einschiebungen erweiterten, nachwiesen, so muss doch der Gedanke sehr nahe liegen, dass eine ursprünglich viel gleichmässiger gestaltete Vorlage erst durch die Ueberarbeitung den Charakter gewonnen hat, der uns auch bei der Annahme möglichst regelloser Reimprosa Bedenken erregen muss. Wenn es etwa heisst: *si ad curiam Gallorum, (hoc est in campum, qui vulgo Rungalle dicitur,) dominum suum non comitetur,* | *et ibi cum militari apparatu non representetur,* | *feodo (preter hos, qui cum gratia dominorum suorum remanserint, in conspectu nostro) absque spe recuperationis privetur,* | so gibt von den vermutheten Zusätzen des Ueberarbeiters der erste sich auch ohne alle Rücksichtnahme auf die Gestaltung der Vorlage als solchen zu erkennen. Und dann empfiehlt sich gewiss um so mehr die Annahme auch des zweiten. Durch einfache Auslassung der bezüglichen Worte ergeben sich gleichmässige Reimzeilen, während das beseitigt wird, was wir oben als anstössig bezeichneten; einmal die Fassung als Willensäusserung des Königs; dann die auch bei regelloserer Reimprosa nicht übliche Einschiebung eines Relativsatzes.

Es ergibt sich nun wirklich, dass sich für längere Stellen durch blosse Auslassungen, aber ohne Umstellung oder Aenderung auch nur eines einzigen Wortes, ein zusammenhängender gereimter Text mit genügend gleichmässigen Reimzeilen gewinnen lässt, bei welchem alle Beziehungen auf den in erster Person redenden König ausgelassen werden konnten ohne dass das irgendwie den Zusammenhang störte. So gleich am Beginne der Bestimmungen:

quando — Romana expeditio — preparetur.
— annus cum sex ebdomadibus pro induciis detur,
et taliter per totum regnum — indicetur;
cuicumque — eadem expeditio imperetur,
si ad curiam Gallorum — dominum — non comitetur,
et ibi cum militari apparatu non representetur,
feodo — absque spe recuperationis privetur.

Oder in dem Abschnitte über die Ministerialen, wo dann allerdings der uns vorliegende Text für eine nicht auszuscheidende Zeile den Reim vermissen lässt:

ipsis — quinque libre — in stipendium tribuantur,
et duo equi, unus currens, alter ambulans addantur,
ac duobus sociis soumarius — committatur,
qui — ad opus dominorum diligenter custodiatur;
— in dominorum tamdiu vivant procuratione,
quamdiu in incepta vadant expeditione;
et quicquid — pugnando acquisierint,
partes duas ad dominos deferant,
tertiam — pro consolatione retineant;
quos autem non pascunt domini,
— reportent terciam partem — acquisiti.

Auch an anderen Stellen genügen blosse Auslassungen, hie und da leichte Aenderungen, um einen ähnlichen Text herzustellen. Es ist dabei allerdings der Willkür ziemlich freier Spielraum gelassen, es mögen Worte ausgelassen sein, welche dem ursprünglichen Texte angehörten und umgekehrt. Im Allgemeinen spricht aber doch die Wahrscheinlichkeit dafür, dass der so gewonnene Text von dem der Vorlage sich kaum sehr weit entfernen dürfte, dass demnach in dieser auf Durchführung des Reims und Gleichmässigkeit der gereimten Satztheile doch mehr Gewicht gelegt sein wird, als das bei der mehr regellosen Reimprosa dieser Zeit der Fall zu sein pflegte. Wogegen sich dann freilich auch wieder einzelne Stellen finden, welche dafür sprechen könnten, dass der Verfasser auf die grössere Freiheit der Behandlung, welche die Reimprosa gestattete, nicht verzichtete. In einer Zeit, deren Litteratur uns die mannigfachsten Uebergänge von einer den Reim nur gelegentlich aufgreifenden Prosa bis zu Gedichten

zeigt, welche den Reim mit regelrecht gebauten Versen verbinden, kann eine scharfe Grenze zwischen gebundener und ungebundener Rede überhaupt kaum aufgestellt werden. Um so schwerer wird sich bezüglich eines Textes, dessen ursprüngliche Form durch spätere Ueberarbeitung vielfach verwischt ist, mit einiger Sicherheit darüber urtheilen lassen, in wie weit der Verfasser sich an eine bestimmte Regel binden wollte.

Aber auch dann, wenn wir es ganz dahingestellt lassen, ob der Verfasser auf entsprechende Länge der Reimzeilen grösseres Gewicht legte, muss die Leichtigkeit, mit der sich die in der ersten der verkürzten Stellen besonders häufig vorkommenden Beziehungen auf die erste Person auswerfen lassen, ohne dass der Zusammenhang des Textes irgend dadurch gestört wird, sehr dafür sprechen, dass der Vorlage die Form einer königlichen Willensäusserung noch fremd war. Weiter scheint auch die Stelle: *nisi aliqui (a nobis vel) a regno sint inbeneficiati,* bestimmter darauf hinzudeuten, dass es ursprünglich nicht der König ist, welcher spricht. Will man nicht etwa annehmen, es sei hier der Unterschied zwischen königlichen Lehen aus Hausgut und Reichsgut beachtet, was doch unwahrscheinlich ist, so deutet die überflüssige Bezeichnung ein und derselben Sache durch zwei verschiedene Ausdrücke darauf hin, dass einer von diesen später zugefügt wurde. Dann aber ist zweifellos das *a regno* das ursprüngliche. Fand der Ueberarbeiter das *a nobis* vor, so hatte er keinerlei Grund, ein *vel a regno* hinzuzufügen; wohl aber umgekehrt für die Hinzufügung des *a nobis,* da er fühlen mochte, dass das blosse *a regno* in eine Königsurkunde kaum passe.

Ueberall freilich ist in dieser Richtung mit blossen Auslassungen nicht auszureichen. Heisst es: *hi si nobiscum vadant,* | *nolumus, ut feodum amittant,* | so ist die Bestimmung selbst wegen des Reims zweifellos auf die Vorlage zurückzuführen. Aber solchen Stellen gegenüber wird doch zu beachten sein, dass nach unserer Annahme der Ueberarbeiter die Aufgabe hatte, die ihm vorliegende Aufzeichnung in die Form einer königlichen Willensäusserung zu bringen; dass, wenn er das anscheinend vorwiegend durch blosse Einschiebung bezüglicher Ausdrücke zu erreichen suchte, uns nichts zu der Annahme nöthigt, dass er ausschliesslich diesen Weg einschlug;

dass es in keiner Weise auffallen kann, wenn er seinen Zweck an anderen Stellen durch leichte Aenderungen der Vorlage zu erreichen suchte. So mag es an jener Stelle ursprünglich etwa geheissen haben: *hi si cum rege vadant,* | *feodum non amittant.* |

Gegen unsere Annahme könnten nur solche Fälle entscheidend sein, in welchen die Rücksicht auf den Reim für einen Ausdruck der ersten Person ergäbe, dass er schon der Vorlage angehört haben müsse. Kein Gewicht wird in dieser Richtung auf das *imponeremus* und *concederemus* am Ende der Narratio zu legen sein. Denn abgesehen davon, dass es überhaupt zweifelhaft sein kann, ob die Vorlage auch auf die Narratio eingewirkt hat, wird ein Reimpaar erster Person da nichts erweisen müssen: beide Ausdrücke können vom Ueberarbeiter herrühren und sich der Reim zufällig ergeben haben. Ausschlaggebend würden nur Fälle sein können, in welchen von zwei oder mehreren Reimworten nur das eine sich auf die erste Person beziehen würde. Wollten wir dieses auch in solchen Fällen der Vorlage absprechen, so würden wir auf die ganz unwahrscheinliche Annahme geführt, der Ueberarbeiter habe seinen Zwecken gemäss eines der Reimworte durch einen anderen Ausdruck ersetzt und es habe sich dabei zufällig derselbe Reim wiederhergestellt; denn Absicht des Ueberarbeiters wäre da schwerlich anzunehmen, da seiner Aufgabe an und für sich das Verwischen der Reime näher gelegen hätte.

Nur an einer einzigen Stelle bietet sich Veranlassung, an das Vorhandensein eines solchen Verhältnisses zu denken: *Ut autem nostrum imperium* | *ab omnibus habeat supplementum,* | *hoc constituimus et firmiter precipimus,* | *ut singuli buringi decem cum XII. funibus* | *de canapo solidos dominis suis impendant, et insuper soumarium cum capistro concedant.* | Das *nostrum* würde sich immerhin beseitigen lassen; und wollten wir auf das Reimen von *constituimus* und *precipimus* überhaupt Gewicht legen, so würde davon das vorhin Gesagte zu gelten haben. Dagegen scheint nun die Annahme, es sei das Reimen von *precipimus* und *funibus* ein beabsichtigtes und demnach *precipimus* für ursprünglich zu halten, eine sehr gewichtige Stütze zu erhalten durch die sonderbare, das zusammengehörige *decem solidos* trennende Stellung des *funibus*. Es liegt doch am

nächsten anzunehmen, dass es diese dem Umstande verdankt, dass man es als Reimwort benutzen wollte, und demnach auch das Wort, auf welches es reimt, schon in der Vorlage vorhanden sein musste.

So sehr mich dieses Zusammentreffen anfangs in meiner Ansicht irre machte, so scheint mir doch auch hier die Annahme eines anderen Sachverhaltes nicht bloss zulässig, sondern bei Berücksichtigung aller Umstände berechtigter zu sein. Die Annahme, dass bei *funibus* ein Reim beabsichtigt war, wird an und für sich dadurch bedenklich, dass das der einzige Fall sein würde, in welchen der Reim nicht mit dem Ende eines Satztheiles zusammenfallen und diesen überdies so zerschneiden würde, dass die nächstzusammengehörenden Ausdrücke getrennt wären. Dann aber tritt in dem ganzen Stücke sichtlich das Streben hervor, nicht blos einzelne Reimpaare, sondern möglichst lange Reihen von Reimen zu bilden. Finden sich nun in dem nächstvorhergehenden Satze die Ausgänge *valeant, possideant, persolvant,* hier aber *impendant, concedant, perducant, suppleant,* so liegt doch der Gedanke sehr nahe, dass diese ursprünglich eine zusammenhängende Reihe bildeten. Nehmen wir an, der an und für sich Bedenken unterliegende Reim von *imperium* und *supplementum* habe sich zufällig gebildet, der ganze Eingang des Satzes sei vom Ueberarbeiter nur zugefügt, um wieder einmal daran zu erinnern, dass es sich um Befehl des Königs handelt, von dem lange vorher nicht mehr die Rede war, so ergibt sich jener Zusammenhang ganz ungezwungen. Durch blosse Auslassungen, eine leichte Aenderung der ersten Zeile und eine schon durch frühere entsprechende Stellen nahegelegte Einschiebung in der dritten, lässt sich dann auch hier ein Text gewinnen, der wesentlich den früheren Beispielen entspricht:

Isti vero si, ut remaneant,
apud dominos impetrare valeant,
quot mansos (in beneficio) possideant,
tot libras — pro stipendio persolvant.
— Buringi decem — solidos dominis — impendant,
et insuper soumarium cum capistro concedant,
quem — ad primam navalem aquam usque perducant.

Eine genügende Erklärung, wesshalb der Ueberarbeiter auf die Zufügung der Hanfstricke Werth gelegt haben sollte, oder wesshalb sie, falls sie bei Annahme geringerer Gleichmässigkeit der Zeilen schon der Vorlage angehören sollten, gerade zu dieser Stellung gelangt sein sollten, ist mir freilich nicht zur Hand. Wie denn auch bei dem nachfolgenden, mit *suppleant* schliessenden und demnach zweifellos zu jener Reihe gehörenden ungewöhnlich langen Satztheile alle Versuche, ihn durch näherliegende Aenderungen den anderen gleichmässiger zu gestalten oder in mehrere aufzulösen, auf Schwierigkeiten stossen. Die Vorlage mag vielfach unregelmässiger gestaltet gewesen sein, als das nach jenen Herstellungsversuchen, bei welchen allerdings der Willkür grosser Spielraum bleibt, zu erwarten wäre. Daran aber glaube ich festhalten zu dürfen, dass der Vorlage die Form einer königlichen Willensäusserung noch fremd war. Ist das von vornherein gewiss das Wahrscheinlichere, so scheint die Einzeluntersuchung das genügend zu bestätigen.

Damit entfällt denn auch jede Veranlassung, hier einen bestimmten Herrscher ins Auge zu fassen. Ist es aus anderen Gründen nicht unwahrscheinlich, dass die Vorlage in die Zeiten K. Konrad's II. gehört, so wird doch dem dafür geltend gemachten Grunde, dass gerade Konrad bemüht war, die Verhältnisse zwischen Herren und Vasallen gesetzlich zu regeln, kein Gewicht mehr beizulegen sein. In ähnlicher Weise, wie der Auctor vetus das geltende Lehenrecht darstellt, wird der Verfasser der Vorlage sich die Aufgabe gestellt haben, anzugeben, was nach dem geltenden Rechte seiner Zeit beim Römerzuge den Herren von den verschiedenen Classen ihrer Untergebenen geleistet werden solle. Es ist möglich, ohne dass sich dafür freilich bestimmtere Haltpunkte ergäben, dass es sich bei der Vorlage um eine umfassendere Darstellung geltenden Rechtes handelte, aus welcher der Ueberarbeiter dann nur das Stück berücksichtigte, welches für seinen nächsten Zweck in Betracht kam.

Haben wir es so versucht, uns die Gestalt der Vorlage bestimmter zu vergegenwärtigen, so muss es naheliegen, daraufhin nun die früher ganz unabhängig davon gewonnenen Ergebnisse bezüglich ihrer Stichhaltigkeit nochmals zu prüfen.

Dass es sich zunächst überhaupt um Ueberarbeitung einer älteren Vorlage handelt, kann natürlich nach den weiteren Haltpunkten, welche die Beachtung der Reime bietet, keinem Zweifel mehr unterliegen. Nahmen wir nach anderen Haltpunkten Entstehung der Vorlage im eilften Jahrhunderte an, so stimmt damit, dass das die Zeit war, in welcher überhaupt die Reimprosa die ausgedehnteste Anwendung fand; und ohne die Bedenken zu verkennen, welche solcher Annahme im Wege stehen, dürfte doch vielleicht zu erwägen sein, ob nicht derselbe Umstand in Verbindung mit der auffallenden Vermeidung des Ausdruckes Feodum auch beim Auctor vetus für eine frühere Entstehungszeit oder doch für Ueberarbeitung einer älteren Vorlage sprechen muss.

Weiter ergibt sich, dass gerade bei solchen Angaben, auf welche wir die Annahme einer älteren Vorlage vorzugsweise stützten, die Beachtung des Reims für die Ursprünglichkeit spricht. Legten wir besonderes Gewicht auf die Verpflichtung der Ministerialen, die Saumthiere für die Herren zu bewachen, und auf den Umstand, dass sie vom Herrn beritten zu machen sind, so fallen diese Angaben in den früher versuchsweise wiederhergestellten Text der Vorlage; es ist das eine der Stellen, wo eine irgend erhebliche Aenderung derselben am unwahrscheinlichsten sein muss. Heisst es weiter, dass es im Belieben der Herrn liege, *quos ducant,* | *a quibus stipendia accipiant,* | *quibus etiam halspergas concedant,* | so ist nicht zu bezweifeln, dass auch von dem früher betonten Verleihen der Halsbergen durch den Herrn schon in der gereimten Vorlage die Rede war. Wäre auch bei der weitschweifigen Bezeichnung der Ministerialen, welche auf eine frühere Zeit hinweist, zu erwarten, dass sich nach Ausscheidung dessen, was später zugefügt sein dürfte, die Reimzeilen wiederherstellen würden, so ist das allerdings nicht der Fall. Aber nach Massgabe unserer früheren Ergebnisse, nach welchen das *statuimus* und die dadurch bedingte Fassung der Vorlage fremd gewesen sein müssen, ist die Stelle zweifellos eine der stärker überarbeiteten, so dass sich der Reim verwischt haben wird.

Grösseres Gewicht ist darauf zu legen, dass sich umgekehrt ergibt, wie alles, was bestimmter auf das zwölfte Jahrhundert zu deuten schien oder aus anderen Gründen als

eingeschoben bezeichnet wurde, ausfallen kann, ohne den Reim zu stören. So die erklärende Bezeichnung der Dienstmannen als Ministerialen; so die die Lehensfähigkeit derselben voraussetzenden Worte *sive liberi sive famuli*. Ebenso die Worte, welche den Begriff des Römerzuges ausser dem Krönungszuge auch auf andere Züge ausdehnen; wollen wir ausser dem Reim auch eine gewisse Gleichmässigkeit in der Länge der Reimzeilen annehmen, so würde das noch bestimmter gegen die Ursprünglichkeit jener Worte sprechen. Ich betonte weiter insbesondere den häufigen und ausschliesslichen Gebrauch des Ausdruckes Principes. Da fällt nun die Mehrzahl der Erwähnungen in die Narratio und Corroboratio, also in Theile der Urkunde, auf welche die gereimte Vorlage überhaupt keinen oder doch nur ganz untergeordneten Einfluss genommen hat. Nur zwei treffen die Dispositio. Bei dem *vel quorumcumque (principum) clientela* kann das Wort ausfallen, ohne den Reim oder den Zusammenhang zu stören; doch würde auch der Annahme seiner Ursprünglichkeit nichts im Wege stehen, da ja auch für das eilfte Jahrhundert nicht der Ausdruck überhaupt, sondern nur die ausschliessliche Verwendung beanstandet wurde. Dann die ihm an einzelnen Stellen unterzulegende besondere Bedeutung; und das traf insbesondere die zweite Erwähnung in der Dispositio, wo die Vierzahl der Hofbeamten in bestimmte Beziehung zum Fürstenstande gebracht wird. Nun ist aber gerade der ganze Abschnitt über die Hofbeamten der einzige, bei welchem es überhaupt zweifelhaft sein könnte, ob die Vorlage auf ihn eingewirkt hat, da der Reim hier ganz zurücktritt. Allerdings glaube ich nicht, dass die ganze Stelle vom Ueberarbeiter eingeschoben ist. Die ganz ungewöhnliche Form *officinarius* schliesst sich eng anderen ungewöhnlichen Ausdrücken gleicher Endung an, welche aus der Vorlage entnommen sein müssen. Schliessen zwei Satztheile mit *laboraturi* und *honorandi*, so mag die ursprüngliche Fassung statt des letzteren *honoraturi* ermöglicht haben. Die Ausdrücke *tribuantur* und *addatur* werden in einer früheren Stelle, wo der Reim sie als ursprünglich erweist, genau in derselben Weise verwandt. Endlich scheint wenigstens am Schlusse das Streben nach dem Reime zum Ausdrucke zu gelangen. Demnach möchte ich nicht bezweifeln, dass schon die Vorlage eine

entsprechende Stelle enthalten hat. Diese muss aber stärker geändert sein, als irgend eine andere; und zwar vermuthlich aus sachlichem Grunde, da das Streben, die Vorlage in die Form von königlichen Verfügungen zu bringen, hier für die Aenderung nicht massgebend gewesen sein kann. Unsere Annahme, dass die enge Verbindung, in der hier die Fürsten und die Vierzahl der Hofbeamten erscheinen, erst den späteren Zeiten des zwölften Jahrhunderts entspricht, erhält damit erwünschte Unterstützung. Die bestimmteren Haltpunkte, welche die Beachtung des Reimes bietet, erregen demnach nirgends ein Bedenken gegen die Stichhaltigkeit der früher bezüglich der Zeitfrage gewonnenen Ergebnisse.

Für einen Versuch, den Entstehungsort der Vorlage genauer zu bestimmen, kann wohl nur der Sprachgebrauch Anhaltspunkte bieten. Für diesen wird vor allem die Entscheidung der Frage ins Gewicht fallen müssen, ob der Gebrauch des Ausdruckes *feodum* neben *beneficium* schon auf die Vorlage zurückzuführen ist. In der Stelle: *quod mansos possideant,* | *tot libras* (*suae monetae vel totum fructum feodi in illo anno*) *pro stipendio persolvant,* | dürfte er wahrscheinlich erst der Ueberarbeitung angehören. In der früheren Stelle aber: — *repraesentetur,* | *feodo* — *privetur,* | weiter: — *cognoscant,* | *vel* — *feodum amittant,* | und: — *vadant,* | *nolumus, ut feodum amittant,* | sind die bezüglichen Zeitwörter gewiss ursprünglich und demnach auch das sachlich nothwendig zu ihnen gehörende *feodum;* wir müssten sonst annehmen, der Ueberarbeiter habe es statt des ursprünglichen *beneficium* gesetzt, was ganz unwahrscheinlich sein muss, da dieser Ausdruck an anderen Stellen von ihm belassen oder zuerst gebraucht ist. Wusste ich nun die neuere Bezeichnung in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts nur vereinzelt und zwar ausschliesslich links vom Rheine nachzuweisen, so muss das sehr bestimmt auf Entstehung der Vorlage in den lothringischen Reichstheilen deuten.

Andere Ausdrücke unterstützen diese Annahme, indem sie entweder Lothringen eigenthümlich zu sein scheinen oder einen näheren Anschluss an den französischen, auch für *feodum* massgebenden Sprachgebrauch ergeben, wie er hier natürlich eher, als in anderen Reichsländern zu erwarten ist. Nur wird

da freilich schwer dafür einzustehen sein, dass sie nicht auch rechts vom Rheine im Gebrauch waren, wenn man solche Ausdrücke, wie das bei *feodum* allerdings der Fall war, nicht schon länger im Auge hatte. Unter diesem Vorbehalte wird sich für Lothringen zunächst geltend machen lassen die Bezeichnung der Ministerialen als *domestici*, die sich auch im Kölner und Ahrer Dienstrechte findet, während mir der Ausdruck in dieser Bedeutung sonst nicht aufgefallen ist. Die Constitutio bietet weiter eine Reihe ungewöhnlicher Wortformen. Für einzelne derselben, wie *officinarius*, *buringus*, *absarius* scheint überhaupt kein anderer Beleg bekannt zu sein (vgl. Ducange-Henschel Glossarium). Aber auch bei diesen dürfte doch beachtenswerth sein, dass die gewisse Personenclassen bezeichnenden Ausdrücke in der Constitutio durchwegs mit — *arius* enden. Eine Reihe der gebräuchlicheren Ausdrücke dieser Endung findet sich freilich in den Urkunden aller deutschen Länder, wie etwa das auch hier vorkommende *mansionarius*. Aber nach nächstliegenden Hülfsmitteln scheint die Endung doch links vom Rheine besonders gebräuchlich gewesen zu sein; sie findet sich insbesondere angewandt bei solchen Wortformen, welche, wie etwa *balcarius*, *fascicularius*, *sadunarius*, *scararius* (vgl. Beyer Urk.-B. Wortregister), Lothringen überhaupt eigenthümlich gewesen zu sein scheinen, oder welche es mit dem französischen Sprachgebrauche theilt. Für einzelne dieser Ausdrücke lassen sich dann wohl noch bestimmtere Haltpunkte gewinnen. In deutschen Urkunden ist mir neben *scutifer* und *scutatus* die Form *scutarius* nicht aufgefallen, während sie in Frankreich sehr gebräuchlich ist. Was den *absarius* betrifft, so kommt das zu Grunde liegende *mansus absus* auch in anderen deutschen Ländern vor (vgl. Maurer Fronhöfe 1, 345); aber für die Anwendung des Ausdruckes auf Personen scheinen die *absi homines* und *abse femine* im Güterverzeichnisse der lothringischen Abtei Prüm (Beyer Urk.-B. 1, 170) den einzigen Beleg zu bilden. Bestimmter scheint weiter der *bunuarius* auf Lothringen zu deuten; ist der Ausdruck zur Bezeichnung von Personen sonst kaum üblich, so findet sich *bonnarium* für ein Grundstück bestimmter Grösse häufig in Frankreich, aber auch in Lothringen (vgl. Ducange Gloss.); zu Trier findet sich 853 die genau über-

einstimmende Form *bunuarium* (Beyer Urk.-B. 1, 90); dagegen scheint der Ausdruck rechts vom Rheine nie in Gebrauch gewesen zu sein. Neben dem Sprachgebrauche liesse sich für den lothringischen Ursprung vielleicht noch geltend machen manche sachliche Uebereinstimmung gerade mit dem Kölner Dienstrechte, die jedenfalls grösser ist, als bei irgend einem der uns sonst bekannten Dienstrechte; doch zeigen sich daneben auch manche Abweichungen, so dass ich ein irgend ausschlaggebendes Moment darin nicht erkennen möchte. Es war weiter die Reimprosa so allgemein üblich, dass der Umstand, dass sie im Urkundenstil sich wohl nirgends so häufig findet, als in Lothringen, nur dann beachtenswerth sein würde, wenn wir schon in der Vorlage eine Urkunde zu sehen hätten, was wohl zweifellos nicht zulässig ist.

Für den Entstehungsort der Ueberarbeitung wird der der Vorlage nicht massgebend sein müssen. Andererseits wurde bereits erörtert, dass die Fertigung der ältesten uns bekannten Handschrift im Kloster Chiemsee keinen Beweis dafür gibt, dass die Ueberarbeitung gerade dort oder überhaupt in Baiern entstanden sei. In dieser Richtung scheint mir nur ein Umstand einen nicht gerade ausschlaggebenden, aber doch beachtenswerthen Halt zu geben. Die Recognition kann wohl nur einer echten Urkunde K. Karl's des Dicken vom J. 878 oder 879 entnommen sein. Der Fälscher wird demnach an einem Orte zu vermuthen sein, wo ihm eine solche zur Hand war, also an einem Orte, der in jenen Jahren der Herrschaft Karl's unterstand. Dieser aber war damals weder Herrscher in Baiern, noch in Lothringen, sondern nur in Allemannien. Wollen wir nicht den Zufall annehmen, dass eine Urkunde Karl's oder eine Abschrift derselben an einen Ort gekommen war, wo sie ursprünglich nicht hingehörte und auch später kaum Interesse haben konnte, so sind wir damit auf Entstehung in Schwaben oder Elsass hingewiesen, wo zugleich die Verarbeitung einer lothringischen Vorlage weniger auffallend sein würde, als in Baiern.

Für ein Urtheil über den etwaigen Zweck der Fälschung werden uns nur solche Angaben massgebend sein können,

welche sich sicher oder wahrscheinlich als Zusätze des Ueberarbeiters ergeben. Im Allgemeinen gewinnt man da den Eindruck, dass derselbe sachlich kaum viel geändert haben wird; die Verpflichtungen der Herren und Mannen dürften wesentlich in der Vorlage ebenso bestimmt gewesen sein. Am zweifelhaftesten möchte das bei der Bestimmung über die günstigere Stellung der Hofbeamten sein, welche auch sonst in älteren Dienstrechten nicht betont wird; der Abschnitt scheint, wie schon bemerkt wurde, am stärksten geändert zu sein, obwohl dazu gerade hier die Umformung der Vorlage in eine königliche Willensäusserung den Anlass nicht geboten haben kann. Es wäre möglich, dass bei der Fälschung ein Privatinteresse in dieser Richtung sich geltend machte. Beachtenswerth wäre weiter die wohl zweifellos dem Ueberarbeiter angehörende Stelle, wonach die Verpflichtung sich nicht allein auf den Krönungszug, sondern auch auf andere Züge nach Italien bezieht. Es scheint mir das, worauf ich an anderem Orte zurückkommen werde, ein Punkt zu sein, der gerade zur Zeit K. Friedrich's I. streitig gewesen sein dürfte. Hatte das Einfluss auf die Fälschung, so muss dieselbe deshalb nicht gerade im unmittelbaren Interesse des Kaisers erfolgt sein; es handelt sich dabei nicht blos um die Verpflichtung der Fürsten gegen den Kaiser; der Fürst konnte willig sein, aber seine Mannen mochten bestreiten, dass er das Recht habe, sie auch zu anderen Zügen nach Italien aufzubieten. Uebrigens möchte ich mit einiger Sicherheit kaum behaupten, dass der eine oder der andere der betonten Umstände für die Fälschung massgebend gewesen sein müsse. Wenigstens die Möglichkeit scheint mir nicht ausgeschlossen, dass der Ueberarbeiter überhaupt keine bestimmten praktischen Zwecke im Auge hatte, dass er unbefangen die ihm vorliegende Aufzeichnung mit einigen Zuthaten in eine andere Form brachte; wobei es dann in keiner Weise auffallen könnte, dass er gerade auf die Form eines Gesetzes Karl's des Grossen verfiel, den man ja so allgemein als den Begründer des thatsächlich geltenden Rechtes betrachtete.

Fassen wir alles Gesagte zusammen, so dürfte sich als Ergebniss etwa festhalten lassen: Der Constitutio de expeditione Romana liegt eine gereimte Vorlage zu Grunde, welche höchst wahrscheinlich noch nicht die Form einer königlichen Willensäusserung über das, was fortan Rechtens sein solle, hatte, sondern das thatsächlich geltende Recht verzeichnete. Sie wird in Lothringen in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts entstanden sein. Scheinen einzelne Umstände darauf zu deuten, dass sie älter sei, als das Weissenburger Dienstrecht vom J. 1029, so würden dieselben doch auch bei der Annahme gleichzeitiger oder selbst etwas späterer Entstehung ihre Erklärung finden. Mit dem Nachweise, dass der Constitutio überhaupt keine königliche Urkunde zu Grunde liegt, verlieren die Haltpunkte ihr Gewicht, welche bisher dafür geltend gemacht wurden, dass sie Ueberarbeitung eines Gesetzes K. Konrad's II. sei. Handelt es sich aber nur um eine ungefähre Bestimmung der Zeit, so mag der Hinweis gerade auf die Regierung K. Konrad's II. sich auch fortan insoweit rechtfertigen, als die Vorlage jedenfalls nicht viel früher oder später entstanden sein wird.

Diese Vorlage wurde dann zur Zeit K. Friedrich's I., vermuthlich in Schwaben oder Elsass überarbeitet und in die Form eines Gesetzes Karl's des Grossen gebracht. Für die urkundliche Einkleidung wurde dabei eine oder die andere Karolingerurkunde benutzt, aber in sehr oberflächlicher Weise und mit willkürlichen Aenderungen. Die erzählende Einleitung mag Werk des Ueberarbeiters sein. Bei den gesetzlichen Bestimmungen wird er sich durchweg an die Angaben der Vorlage gehalten haben, welche vielfach sogar in ungeänderter Fassung beibehalten sein müssen; der Ueberarbeiter scheint sich meistens auf sachlich bedeutungslose Erweiterungen, erklärende Einschiebungen, und Aenderungen, wie sie die von ihm gewählte Form erforderte, beschränkt zu haben, ohne auch nur entschieden antiquirte Angaben zu beseitigen, so dass das Schriftstück auch in der uns vorliegenden Gestalt in erster Reihe als Zeugniss für die Zustände des eilften Jahr-

hunderts zu betrachten sein wird. Sind einzelne Stellen, welche nur der Ueberarbeitung anzugehören scheinen, nicht ohne sachliche Bedeutung, so ist es möglich, dass in ihnen die Veranlassung zur fälschenden Ueberarbeitung zu suchen ist; aber mit Sicherheit wird sich kaum behaupten lassen, dass die Fälschung überhaupt durch ein sachliches Interesse veranlasst wurde.

Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst.

Von

A. Conze.

II.

Ich sehe mich veranlasst, noch ein Mal auf das Thema eines Aufsatzes zurückzukommen, welcher im Februarhefte dieser Sitzungsberichte vom Jahre 1870 (S. 505 ff.) gedruckt wurde. In demselben war schärfer als bisher, trotz der richtigen Blicke Burgon's und Semper's und der Ordner der Vasensammlungen im brittischen Museum, zu Leyden und zu Kopenhagen, meistens geschah, eine Klasse von bemalten griechischen Thongefässen nachgewiesen und charakterisirt, deren einzelne Exemplare ich besonders in den Vasensammlungen des brittischen Museums, des Museums der Alterthümer zu Leyden, des Louvre und der Porzellanmanufactur zu Sèvres, auch in der Antikensammlung zu Kopenhagen und in Würzburg hatte ausfindig machen können. Auf eine grosse Anzahl von Gefässen verwandter Art, welche, aus kyprischen Ausgrabungen hervorgegangen, in verschiedene Sammlungen übergegangen sind, deren Zahl sich noch stets vermehrt, wurde als auf besonderer Behandlung bedürftige, verwandte Stücke wenigstens hingewiesen. Die Resultate meiner mehrjährigen Sammlungen, Vergleichungen und Ueberlegungen liefen auf Zweierlei hinaus, einmal, dass die in ihren constanten Eigenthümlichkeiten sich zu einer besonderen Classe absondernden Vasen der Art nach älter als die bisher meistens an den ersten Anfang griechischer Keramik gesetzten, sogenannten orientalisirenden Vasen seien, und zweitens, dass diese nunmehr für uns älteste Classe von



Vasen in ihrer eigenthümlichen Ornamentik, um es jetzt einmal, nicht ohne Absicht, etwas allgemein, aber doch kurz so zu nennen, alteuropäisch seien. Zur Erläuterung dieses zweiten Punktes kann man auch sagen, dass etwa dieselbe Bedeutung, welche für das Verständniss der sogenannten orientalisirenden griechischen Vasen und damit einer ganzen Epoche der griechischen Kunst anerkanntermassen assyrische und denen verwandte vorderasiatische Bildwerke haben, für das Verständniss dieser noch älteren Vasen und damit wiederum einer ganzen Epoche der griechischen Cultur und Kunst, beispielsweise die dänischen Fundstücke aus der sogenannten jüngeren Bronzezeit und alle diesen verwandte Kunstarbeiten beanspruchen müssen. Hat sich nun längst unzweifelhaft ergeben, dass in den sogenannten orientalisirenden Vasen uns Hauptbelege für den auch sonst freilich genugsam festgestellten, eine Zeit lang überwältigend starken Einfluss vorderasiatischer Weise auf griechische Kunst vorliegen, so stellte sich mir in der Ornamentik der noch älteren Burgonschen Vasen ein Ausfluss der Kunstweise dar, über welche die Völker von ganz Europa nie hinausgekommen sind, bevor sie durch Einwirkung vom mittelländischen Meere aus nach und nach auf eine neue Culturstufe gebracht und mit einer neuen Welt von Kunstformen beschenkt wurden, ein geschichtlicher Process, der erst mit der Romanisirung und Christianisirung der Hauptsache nach zum Abschlusse kam. Ich musste in der Ornamentik der besprochenen Vasenclasse eine sehr bestimmt beschränkte, aber auch in sehr bestimmter Weise durchgebildete Formensprache, einen Kunststil sehen, dessen die Einwohner Griechenlands mächtig waren, ehe sie in ihrer Cultur und Kunst in diejenige Abhängigkeit von Vorderasien geriethen, mit deren Nachweise die griechische Kunstgeschichte in unserm Jahrhundert einen so grossen Fortschritt gemacht hat, zugleich aber auch den Kunststil, den die Griechen von ihrer Einwanderung her mit ihren indogermanischen Verwandten in Europa theilten, den sie wenigstens in grossen Hauptzügen fixirt bei ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel und in ihre übrigen Sitze am Mittelmeere bereits mitbrachten. Dass eine vorherrschende Formeigenthümlichkeit dieses Stils, die lineare, gradlinige und eckige Zeichnung, auf Ursprung aus der Technik der Weberei und der

verwandten Künste des Stickens, Flechtens zurückgehen (Semper), dass, wie ich als etwas ebenfalls Wichtiges hätte hinzufügen sollen, die auffallend dazwischen gemischten kreisrunden Formen ebenso bestimmt ihren Ursprung aus der Metallarbeit [1] herleiten lassen, das stimmt beides sehr gut damit überein, dass die eine wie die andere Kunstübung, Weberei und alle verwandte Hantirung wie Metallarbeit, als den indogermanischen Völkern gemeinsam von der Sprachwissenschaft erwiesen ist.

Diese in der angeführten Abhandlung vom Februar 1870 einigermassen weiter ausgeführten, aber bei Weitem nicht bis zum Abschlusse gebrachten Sätze haben inzwischen ihre Schicksale gehabt und ich bin denselben begreiflicherweise mit dem Bewusstsein der Verantwortlichkeit gefolgt. Es darf das jetzt nicht ferner stillschweigend geschehen. Wenn ich mich mancher Zustimmung [2] zu erfreuen hatte, so hat es auch an Widerspruch nicht gefehlt; wichtiger aber als Beides ist ein grosser, inzwischen erlangter Zuwachs an Material, welches zur neuen Prüfung auffordert, zur Zurücknahme oder zur Weiterführung aufgestellter Behauptungen nöthigen kann. Eine Weiterführung der Untersuchung, nämlich die Ausdehnung derselben auf italischen Boden, hatte ich ganz besonders in der ersten Abhandlung als möglich angezeigt. Nach dieser Seite einen kleinen Schritt wenigstens weiter zu thun, ist es jetzt nach drei Jahren wohl an der Zeit, wenn anders die mir gemachten Einwürfe, das neugewonnene Material und inzwischen besonders auf einigen Reisen erweiterte eigene Beobachtung mir erlauben, auf dem eingeschlagenen Wege vorsichtig weiterzugehen. Hiermit ist die Aufgabe dieser zweiten Abhandlung bezeichnet.

[1] In der getriebenen Metallarbeit, und das ist die älteste Weise, ist das einfachste Formelement, welches aus dem technischen Verfahren hervorgeht, welches erst Darstellungsmittel ist, dann Ornament wird, der runde herausgetriebene Buckel, grösser, kleiner, in Reihen gestellt u. s. w. Auch die Niete zur Verbindung der einzelnen Metallbleche führen die Kreisform ein. Auch dieses ist zumal nach Sempers Vorgange nichts Neues mehr.

[2] Brunn, Probleme in der Geschichte der Vasenmalerei. Abh. der K. bayer. Ak. d. W. 1871, S. 106 f. Bursian im literar. Centralblatt 1871, S. 591 f. Eugen Petersen krit. Bemerkungen zur ältesten Gesch. der griech. Kunst. Programm des Gymnasiums zu Ploen 1871, S. 1. Lützow in den Mittheilungen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie VII, 1872, S. 214.



Den ersten Widerspruch erfuhr meine Arbeit in England, von Seiten zweier Kritiker, Churchill Babington und Sidney Colvin.[1] Alle Freundlichkeit, mit der sie sich mir gegenüber aussprechen, der meine volle Sympathie für meinen wiederholten Arbeitsplatz in England und für englische Fachgenossen entspricht, ändert Nichts daran, dass sie meinen Versuch, in die Geschichte der Anfänge griechischer Kunst weiter einzudringen, für gänzlich verfehlt halten. Im Ganzen hege ich die Hoffnung, dass die beiden Kritiker hiervon bei mehr reiflicher Ueberlegung etwas zurückkommen können. So finden sie gleich den Titel ‚Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst' zu umfassend, da meine Abhandlung doch nur eine Monographie über eine besondere Eintheilung ältestgriechischer Vasen sei; die soeben wiederholten Hauptsätze meiner Abhandlung zeigen aber, wie, wenn ich recht sehe, damit eine ganze Periode für unsere Erkenntniss der Geschichte der griechischen Kunst gewonnen wird und dafür dürfte der Titel also nicht zu umfassend sein. Die Kritik ist vielleicht etwas zu eilig geschrieben. Daraus würde sich auch erklären, dass mir in derselben einige Einwürfe gemacht werden, denen in meiner Arbeit schon ausdrücklich oder stillschweigend begegnet war. Ich erfahre in der Kritik, dass der Mäander, welcher in der Ornamentik der fraglichen Vasenklasse und in der nordeuropäischen Ornamentik vorkommt, auch bei Japanesen, Peruvianern vorkomme, dass eine andere Einzelform, ähnlich wie auf meinen Vasen, auch auf einer in Jerusalem gefundenen Scherbe vorkomme, dass eine dritte Einzelform wie auf den griechischen Vasen der, wie die Kritiker zuzugeben scheinen, allerältesten Classe, so auch auf den entschieden orientalisirenden griechischen Vasen vorkomme — deshalb sei also eine specielle Uebereinstimmung gerade mit nordischem Ornamentstile nicht vorhanden und andrerseits keine Verschiedenheit von vorderasiatischer Weise. Diesem Einwande ist ausdrücklich auf Seite 526 f. (22 f. des Einzelabdrucks) meiner Abhandlung bereits begegnet. ‚Nicht das willkürliche Spiel mit Gleichheit und Aehnlichkeit einzelner ureinfacher Formen, die sich überall wiederfinden,' heisst es da, wollte ich treiben. Wer kommt denn darauf zu

[1] In der Zeitschrift The Academy 1871, S. 170 f.

sagen, die griechische und lateinische Sprache seien deshalb verwandt, weil in beiden der A- und der O-Laut, weil in beiden so und so viele einzelne gleichklingende Wörter sich wiederholen? Auf diesem Wege wäre ja Alles zusammenzubringen. Erst Uebereinstimmung mehr im Ganzen, Uebereinstimmung nicht nur einzelner Formen, sondern ganzer Formenreihen, der Formenbehandlung, z. B. Uebereinstimmung der Zahlwörter, der Declination u. s. w. erlauben den Schluss, auf die engere Zusammengehörigkeit, auf gemeinsame Abstammung zweier Sprachen. Dem entsprechend betonte ich, dass das ‚Gesammtsystem der verzierenden Bildnerei, sozusagen ihre Syntaxis, ihr ganzes Gerüst mit einer eigenthümlichen Art der Fügung, innerhalb derselben erst beachtenswerth dieselben Einzelformen und namentlich auch dieselbe Ausschliessung bestimmter Formen,‘ charakterisirend für Zusammenhang und Verschiedenheit sei, bei jenen griechischen Gefässen also für Zusammenhang nach Alteuropa, Verschiedenheit nach Vorderasien hin. Dass ein Dreieck auf jenen griechischen Vasen und einer altpalästinischen Scherbe sich ähnlich wiederholt, bedeutet schon an sich Nichts, verschwindet aber vollends als Argument der Zusammengehörigkeit gegenüber dem einen Scheidungsmale der auf vorderasiatischen Werken dominirenden, auf jenen griechischen Thongefässen wie in der ganzen alteuropäischen Ornamentik völlig fehlenden stilisirten Pflanzenform.

Als ein anderes Merkmal der Scheidung zwischen der neuen Vasenclasse und den orientalisirenden, weiter gegriffen zwischen der alteuropäischen und der vorderasiatischen Kunstweise hatte ich in dem Vorherrschen einerseits und Fehlen andrerseits gewisser Thiergestalten gesehen. In Vorderasien und auf denjenigen griechischen Vasen, welche von dort her ihr System der Decoration tragen, herrschen Löwen und Tiger, seit lange her zu festen Schemata ausgebildet, [1] vor, auf der von mir neuerlich behandelten Classe von Vasen fehlen diese Thiere gänzlich, wie auch in der übrigen alteuropäischen Kunst; ich fand das begreiflich, weil sie im Norden nicht wie in Vorder-

[1] Conze, Reise auf den Inseln des thrakischen Meeres, S. 9, Anm. 3. Die Löwen von Mykenai mögen, um als Schreckbilder zu wirken, in der That doch eine Ausnahme bilden, wie die Löwen auf dem Sarkophage aus Kameiros im brittischen Museum (Arch. Zeit. 1864, Anzeiger S. 162 *).



asien bekannt sein konnten. Dagegen bemerken Babington und Colvin Zweierlei, erstens sei der Löwe ja in Griechenland vorgekommen, worauf zu erwidern ist, dass nach meiner Annahme dieser deshalb von mir als indogermanisch bezeichnete Stil auch nicht in Griechenland sich bildete, sondern bei der Einwanderung der hellenischen Stämme mitgebracht wurde, zweitens, dass Löwen in den griechischen Sagen vorkämen, was erst nach Untersuchung des Alters und der Herkunft dieser mythischen Thiere als Argument gebraucht werden könnte, ferner dass Löwen dargestellt seien am Thore von Mykenai und auf altgriechischen Münzen, auf Münzen, deren Prägung bekanntlich erst von Kleinasien aus sich verbreitete, in Mykenai. das man stets als einen der Hauptzielpunkte vorderasiatischen Einflusses angesehen hat. Da, auf Münzen und in Mykenai freilich können doch Löwenbilder auch nach meiner Auffassung ihres Vorkommens und Nichtvorkommens nicht auffallen, so wenig wie die Rolle dieses Thieres, um noch einmal den Mythos zu berühren, in der mit vorderasiatischen Bestandtheilen stark versetzten Heraklessage.

Hiermit habe ich die von Babington und Colvin gegen mich beigebrachten Gründe bereits alle genannt und verhältnissmässig vielleicht zu umständlich beleuchtet. Ihnen gegenüber bin ich genöthigt, besonders die Verschiedenheit der vom griechischen Standpunkte aus etwa pelasgisch zu benennenden Vasen und der orientalisirenden, den Mangel jeder Spur von Einfluss vorderasiatischer Kunst bei diesen allerältesten griechischen Vasen festzuhalten.

Anderer Widerspruch gegen diesen Theil meiner Abhandlung ist mir nicht bekannt geworden, vielmehr, wie gesagt, mehrfach ausdrückliche Zustimmung.

Hatte ich aber nach dieser Seite hin eine Trennung vorgenommen, so wurde ich andrerseits zur Vergleichung mit nordeuropäischen Fundstücken und durch die Vergleichung zur Behauptung des Zusammenhangs zwischen der ältestgriechischen Vasenornamentik und der alteuropäischen, namentlich im höchsten Norden lange unvermischt bewahrten Verzierungsweise geführt. Diesen Zusammenhang konnte ich mir aber historisch nicht so denken, wie den Zusammenhang z. B. frühromanischer Formen etwa im Rheinlande und spätrömischer in Italien, wo der Stil

vom Süden nach dem Norden seinen Weg gemacht hatte, vielmehr vermochte ich die Erscheinung der nordischen Formen auf ältestgriechischen Gefässen nur so mir zu erklären, dass in diesem Falle umgekehrt vom Norden nach dem Süden und zwar hier mit der Wanderung der Völker der Stil seinen Weg gemacht haben müsse, also etwa wie später einmal, zwar nicht gerade durch Völkerwanderung, der gothische Stil sich verbreitete; denn nach dem, was uns die Sprachwissenschaft lehrt, haben die hellenischen Einwanderer in ihre späteren Sitze die Kunst des Webens und der Metallarbeit, damit nothwendigerweise auch irgend eine höchst einfache, aus diesen zwei Techniken resultirende Decorationsweise bereits mitgebracht; eine solche Decorationsweise liegt aber hier vor. Das führte mich also endlich auf die Benennung einer indogermanischen oder arischen Weise. Dabei lag mir fern, an eine ganz scharfe Beschränkung der Handhabung eines solchen Decorationsstiles nur auf Völker indogermanischen Stammes zu denken; abgesehen davon, dass einzelne gleiche Stilelemente überall wiederkehrend sich bilden, wo Weberei und Metallarbeit geübt werden, so bedarf es ja kaum besonderen Aussprechens, dass Kunststile sich noch weit weniger als Sprachen auf wirklich stammverwandte Völker ausschliesslich beschränken, dass sie nicht immer Verwandtschaft, sondern sehr oft nur Verkehr und Culturgemeinschaft der Völker, denen sie gemeinsam sind, beweisen. Auch vergass ich dabei nicht, dass, um den Ausdruck indogermanisch in voller Analogie mit seiner sprachwissenschaftlichen Bedeutung anzuwenden, die Beobachtungen über die Ausbreitung des fraglichen Ornamentstils über Europa hinaus noch so gut wie völlig fehlen. Ich hatte nur die beiden, in unserer ganzen älteren Culturgeschichte als zwei sich verschiedenartig gegenüberstehende, aber fruchtbar zusammenwirkende Völkergebiete im Auge, Vorderasien mit dem davon untrennbaren Aegypten und die europäische Halbinsel, in welcher letzteren die indogermanischen Stämme, wie sonst in der uns geschichtlich erkennbarsten Zeit die vorherrschenden, so auch die vornehmsten Träger desjenigen Kunststils gewesen sein müssen, den ich am Anfange alles griechischen Kunstschaffens klarer noch als Semper nachgewiesen zu haben glaube. Wenn ich daher Misdeutungen gegenüber, die Benennung alteuropäisch für diesen

Stil gebrauche, so lasse ich damit ausdrücklicher als bisher es dahingestellt sein, ob er geographisch noch weiter zu verfolgen ist, nur das als den Cardinalpunkt festhaltend, dass dieser Stil positiv und negativ, so wie ich ihn bis zu einem gewissen Grade wenigstens kenntlich charakterisirt habe, verschieden war von jenem, welcher bereits im vierten Jahrtausend in Aegypten, mindestens im zweiten ebenfalls vor unserer Zeitrechnung in Vorderasien, besonders im Euphrat- und Tigrislande sich ausgebildet hatte. Hieraus ergibt sich weiter und ich will nicht unterlassen, es jetzt ausdrücklicher als bisher hervorzuheben, dass dasjenige, was ich für ein jedes dieser beiden grossen völkergeschichtlichen Gebiete als einen Stil in der Kunstübung bezeichne, richtiger als eine Gruppe, eine Familie von unter sich sogar so stark, wie z. B. der ägyptische und assyrische, wieder unterschiedenen Stilen zu fassen ist, als Etwas, das also dem grossen Ganzen eines Sprachstammes, in dem es wieder einzelne Sprachen gibt, entspricht.

So weit meine Kenntniss reicht, sind sämmtliche alteuropäische Kunstweisen, ist also diese ganze Stilgruppe niemals über einen aus der Technik der Weberei, Flechterei, ferner der Metallarbeit und zwar des Treibens in Metallblechen hervorgehenden Formenvorrath mit Hinzunahme nur einer sehr primitiven Nachahmung von lebendigen Gestalten, namentlich bestimmter Thiere, wie wir sehen werden, aber auch Menschen, also lebendig sich bewegender und so das Auge besonders leicht beschäftigender und die Nachbildung anregender Gestalten hinausgekommen und auch auf die Stilisirung dieser lebendigen Formen hat das technische Verfahren einen weitgehenden Einfluss geübt; so gut wie vollkommen unverwerthet aber blieb dabei die im ersten Anfange zur Nachahmung offenbar nicht so wie die lebendigen animalischen Bildungen anreizende Pflanzenwelt. Dem gegenüber ist in der vorderasiatisch-ägyptischen Stilgruppe, so weit wir zurücksehen können, bereits eine viel höhere Entwicklungsstufe erreicht, auf der die Kunstform nicht mehr so fast ausschliesslich von der technischen Procedur und zwar von einigen wenigen, nämlich zwei Arten technischer Procedur abhängig ist, wo die Nachahmung lebendiger Form sich zu einer ganz andern Meisterschaft erhoben hat und dann als Ergebniss einer offenbar langen unserem

Blicke entzogenen Vorgeschichte die vegetabilischen Formen nicht einfach nachgebildet, sondern bereits in etwas ganz Neues, in ein schematisches Ornament verwandelt sind. Sobald diese beiden, ihrer Entwicklungsstufe nach so sehr ungleichen Kunstweisen einander berührten, musste stets die eine vor der andern, wie die Indianerstämme Amerikas vor den Europäern, verschwinden. Ich skizzirte in meiner früheren Abhandlung in einigen Hauptzügen den Gang dieses für den ganzen Umfang Europas erst im Verlaufe von Jahrtausenden sich vollziehenden Processes der Bewältigung der alteuropäischen Weise durch die vorderasiatische und ihre Abkömmlinge, besonders leicht erkennbar in der begleitenden, auch kunstgeschichtlich hochwichtigen Einzelerscheinung der Ausbreitung des phönizischen Alphabets und seiner Abkömmlinge über Europa. Theilweise handelt es sich hierbei um recht bekannte Dinge; es war eigentlich nur der Beginn dieses grossen geschichtlichen Processes, welcher erst auf Grund der von mir im Anschlusse an Burgon und Semper nachgewiesenen und behandelten ältestgriechischen Thongefässe sich erkennen liess. Sie repräsentiren die südöstlichste Verzweigung der alteuropäischen und (a potiori) indogermanischen Kunstweise, die hier, Vorderasien zuallernächsttretend, zuerst vor dessen höher entwickelter Art weichen musste, jedenfalls schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. Unter den bemalten Thongefässen, die uns schon so Vieles gelehrt haben, konnten wir aber die Belege für den Hergang sogar auch noch in mancherlei Uebergangsformen, Vermischungen der älteren einheimischen und der neuen Art zusammenbringen.

Noch reichlicher werden sich mit der Zeit die Belege für den Fortgang dieses Kampfes derselben Kunstformen in Italien sammeln lassen, wo die Entscheidung desselben bei der grösseren Entfernung von Vorderasien, der westwärts statt wie auf der Balkanhalbinsel ostwärts gewandten Culturseite der Apenninenhalbinsel weniger rasch erfolgt sein muss, wo namentlich die Etrusker lange viel von der alteuropäischen Weise festgehalten zu haben scheinen, während ihnen gegenüber die Hellenen hier schon durchaus als die Träger des nun freilich von ihnen in eine ganz neue Form gebrachten vorderasiatischen Einflusses auftraten. Aber auch die Etrusker werden dann allmälig zu solchen Trägern derselben nun weiter nordwärts in den Körper

Europa's hinaufdringenden fremden Weise. Höchst lehrreich hierfür sind viele in den ihrer Natur nach das Alte neben dem Neuen zähe bewahrenden Alpenländern gemachte Funde, auf welche ich weiter unten noch zurückkommen werde, höchst lehrreich ferner die weit nach dem Norden hinauf, zumal an der Rheinstrasse entlang, versprengten, unverkennbar etruskischen Kunstfabrikate. Aber erst mit der Romanisirung und endlich der Christianisirung geht die alteuropäische Kunstweise auch bis in den äussersten Norden zu Ende, auf dessen Halbinseln und Inseln sie deshalb ihre längste Dauer gehabt hat. Als eines der letzten Glieder in der Kette von Belegstücken, deren erstes die ältestgriechischen von mir behandelten Vasen bilden, erscheinen hier, wie ich in der ersten Abhandlung nur andeutete (S. 533, 29 des Separatabdrucks), die irischen Manuscripte [1] mit ihrer neben der schon lateinischen Schrift so höchst seltsamen Initialornamentik, die noch immer in der alten Beschränkung ein nun auf das Künstlichste verfeinertes, ich sagte, zopfig gewordenes Linearornament mit eingemischten, höchst primitiven oder in ein lineares Schema übersetzten animalischen, darunter auch menschlichen, Figuren bei Vermeidung von Pflanzenornament aufweisen. Das keltische Irland [2] in seiner Europa abgewandten Lage, von Römern nie besetzt, hat bekanntlich auch sonst altheidnisches Wesen lange zähe bewahrt; dasselbe vermischte sich mit der irisch-christlichen Kirche, die nicht von Rom aus gegründet wurde, sich vielmehr eigenthümlich dem Nationalcharakter entsprechend und in Isolirung gestaltete und aus deren Schoosse dann eine Zeit lang gewaltige Anregungen und Missionen nach dem Continent ausgingen. Dort trat ihnen die römische Kirche von Germanen getragen und ihnen den Garaus machend entgegen. Zu dem altnationalkeltisch-einheimisch-heidnischen dieser Kirche gehörte u. A. auch jene eigenthümliche, die einheimisch-heidnische, in letztem Reste alteuropäische Weise fortführende Kunstart, welche, uns zumal in den Büherminiaturen noch vorliegend, mit der Kirche dann endlich doch der römischen, das ist, auf das Grosse des

[1] Waagen in Eggers deutschem Kunstblatte 1850, S. 83 f. F. W. Unger in der Revue celtique I, S. 9 ff.

[2] Vergl. Pauli, Aufsätze zur englischen Geschichte. Leipzig 1869, S. 187 ff.

kunstgeschichtlichen Ganges gesehen, der freilich sehr gründlich zumal durch die Hellenen umgestalteten, ihrem ersten Ursprunge nach vorderasiatischen Weise, erlag. Der Abschluss der Betrachtung erfordert es bis zu einem solchen Stücke spätesten Lebens des alteuropäischen, a potiori indogermanischen Kunststils, dessen Jahrtausende frühere, letzte Spuren in Griechenland wir nachwiesen, selbst, wenn wir nur dieses Griechische recht verstehen wollen, vorzudringen. Solche letzte Lebensregungen, welche also, geschichtlich angesehen, den Zickzackornamenten zwischen der orientalisirenden Ornamentik der melischen Thongefässe trotz alles Abstandes der Zeiten gleichbedeutend sind, zeigen sich sonst noch in der Zuthat einer eigenthümlichen Linearornamentik zwischen den sonst schon ganz vorherrschenden römischen, romanischen Kunstformen auch sonst im frühen Mittelalter mehrfach; ich nannte früher nur die Zickzackverzierungen an normannischen Kirchenbauten; das Schnitzwerk am mittelalterlichen Holzbau Skandinaviens, die Zierrathen fränkischer Schmucksachen, die der sonst rein römischen Kunstform durchaus fremde Linienornamentik longobardischer Bauten in Cividale liefern weitere Beispiele. Einem derartigen Nachklingen einer im Ganzen überwundenen Kunstweise lässt sich in der mittelalterlichen Kunst noch vielfach nachspüren, ja vielleicht ist ein letztes gewaltiges Aufleuchten derselben beim gothischen Stile mitbetheiligt. Bei Völkerschaften aber und in manchen einzelnen Gegenden, die vom ganzen Gange moderner Culturentwicklung bis heute wenig berührt wurden, hat sich die alte Weise oder doch etwas ihr sehr Analoges in oft überraschender Reinheit auch bis heute lebendig erhalten.

Als für das lebendige Verständniss der hier besprochenen kunstgeschichtlichen Vorgänge recht lehrreich mache ich auf einen Bericht von Frauberger über die Kunstindustrie am weissen Meere [1] aufmerksam; namentlich ist da das Einmischen einzelner fremder Formen in eine traditionell geübte Technik der Stickerei manchen in der gegenwärtigen Auseinandersetzung berührten Erscheinungen analog. Bei den meisten Arbeiten,

[1] Mittheilungen des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie VI, 1871, S. 459 ff.



sagt Frauberger, sind die Formen der Ornamentation geometrische, verschiedene Liniengefüge, theils willkürliche, theils Quadrate, Sterne, Dreiecke, Kreuze und dergleichen; daneben — und das ist das Fremde — erscheint, was Frauberger stilisirtes Ornament nennt, Blumen, Löwen, Pfauen, Adler und Herzen. Frauberger meint, dass die in diesen Gegenden niemals vorkommenden Löwen und Pfauen sammt den Adlern als griechisch-katholische Kunstformen herübergebracht worden seien. Es gehe das auch aus der Art ihrer Stilisirung hervor. Sobald diese Stickereien, fährt Frauberger fort, das vorwiegend geometrische Ornament verlassen und naturalistisch werden wollen, so verfallen sie augenblicklich in die krasseste Geschmacklosigkeit. Die tüchtigeren Arbeiterinnen, heisst es, sähen das dann aber auch meist bald ein und kehrten zu dem zurück, was Tradition und Instinkt zu ihrem Arbeitsfelde ihnen angewiesen hätten.

Wenn ich auch Manches von dem hier weiter Ausgeführten in meiner ersten Abhandlung nur andeutend berührte, so war ich doch schon damals genöthigt, über das Gebiet des classischen Alterthums hinaus, auf dem ich bisher allein litterarisch thätig gewesen bin, bis tief in das Gebiet namentlich der nordischen Alterthumskunde vorzugehen. Hier begegne ich nun einer Anzahl von Forschern, welche auf diesem Felde den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit und ihres Wissens mit jedenfalls überwiegender Kenntniss mancher Details haben. Niemand kann sich leicht freier von Geringschätzung solcher für die gegenwärtige Untersuchung gewichtiger Kenntniss wissen, als ich und doch ist mir in ziemlich heftigen Ausdrücken solche Geringschätzung von Lindenschmit[1] auf Anlass meiner Abhandlung vorgeworfen, zunächst deshalb, weil ich die von Lindenschmit vertheidigte Zurückführung der grossen Masse[2] nordischer Bronzearbeiten und des gesammten Stils ihres Ornaments auf etruskischen Ursprung allerdings nur für unrichtig halten kann. Ob aber solche Arbeiten für etruskisch gelten können, darüber muss sich doch derjenige einigermassen ein

[1] Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit III. Band, 1871, Beilage S. 37 ff.

[2] Lindenschmit stellt mit Recht in Abrede, dass er alle nordischen Bronzen aus Etrurien hergekommen sein lasse.

Urtheil erlauben dürfen, der beim Studium der classischen Archäologie immer aufs Neue genöthigt war, sich von etruskischer Kunst eine möglichst genaue Kenntniss zu erwerben. Was für etruskische Arbeiten unter den nordischen Funden unverkennbar sind, das habe ich mit beispielsweiser Nennung einer Anzahl von Funden (Grächwyl, Dürkheim, Nidda, für einen sehr geringen Theil seiner Fundstücke auch Hallstadt) in meiner ersten Abhandlung ausdrücklich anerkannt. Darüber geht aber Lindenschmit sehr weit hinaus und lässt in der That nur das allerschlechteste Fabrikat, das dann auch doch wieder wenigstens indirect seine Weise von der etrurischen Quelle herleiten soll, als einheimisches Product des europäischen Nordens übrig. Es handelt sich bei der Differenz unserer Ansichten nicht um ein einzelnes oder einige einzelne Stücke, die, im Norden gefunden, für etruskisch zu halten sind, mehr oder weniger, sondern Lindenschmit sieht in den Tausenden von Bronzefunden des transalpinischen Nordeuropa vorwiegend etruskische oder von etruskischen Vorbildern angeregte Arbeiten, während ich, sollte es auch gelingen, selbst einige Hunderte von im transalpinischen Norden gefundenen Bronzearbeiten aufzuweisen, die auch ich für direct oder indirect etruskisch anerkennen würde, dennoch die überwiegende Menge für etwas in Material, Technik und Formengebung nicht von der Kunstweise der Mittelmeerländer und ihrer Culturvölker, seien es Phönicier, Griechen, Etrusker oder Römer, Abhängiges halten muss. Es ist überhaupt der Stil, nicht sind es die einzelnen Fabrikate, um den sich der Streit dreht.

Um die geläufigsten Formelemente der nach den Fundorten und, meiner Ansicht nach, auch dem Ursprunge nach nordischen und a potiori indogermanischen Ornamentik den hiermit vielleicht weniger vertrauten Archäologen, für welche ich zunächst zu schreiben glaubte, in einer kurzen Zusammenstellung nachzuweisen, führte ich ein verdienstliches Handbuch von Sacken an, dessen Absicht gerade ist, das Geläufigste dieser Dinge zusammenzufassen. Solchen Sinn eines Citates hat Lindenschmit verkannt, wenn er zu seiner ‚Erheiterung‘ (einem Wohlwollenderen wäre es vielleicht eher betrübend gewesen) daraus glaubt schliessen zu dürfen, dass meine eigene Kenntniss nur auf dem genannten Handbuche beruhe; das wäre

freilich, was er mir vorwirft, ‚Mangel an Sachkenntniss'. Da kann ich denn aus Nothwehr nicht anders, als davon kurz sprechen, dass auch mir die nordischen Alterthümer die heimathlichen sind und dass ich schon als Schüler und Student am Arbeitsplatze des niedersächsischen Vereins und unter unmittelbarer persönlicher Anregung von Männern wie C. L. Grotefend und Kemble mich mit den einheimischen Funden einigermassen vertraut zu machen suchte und dass ich seitdem keine Gelegenheit versäumte, die bedeutendsten Sammlungen von Landesalterthümern in Deutschland, Frankreich, England und kürzlich auch die hochwichtigen und vortrefflichen in Dänemark zu durchmustern, so wie der Litteratur über dieselben nachzugehen. Nicht dem Versuche, allen feineren Unterscheidungen nach Orten und Zeiten gerecht zu werden, halte ich mich danach gewachsen, aber wohl glaube ich im Stande zu sein, das Generelle, allgemein Durchgehende zu beurtheilen, auf das es ja bei der gegenwärtigen Untersuchung zumeist ankommt; ich habe es ja zunächst mehr mit der viele Formsprachen und -dialekte umfassenden grossen Stilgruppe zu thun, als mit den einzelnen Formsprachen und -dialekten.

Von dem Wunsche gegenseitiger Verständigung geleitet, lasse ich noch einige Punkte der Lindenschmit'schen Verurtheilung meiner Ansichten nicht unberührt.

Mein Gegner sagt (auf Seite 37): ‚wir hätten nach Conze's Behauptungen anzunehmen, dass die urheimathliche Mitgift der indogermanischen Völker an Ornamentmotiven, welche in Griechenland auf Thongefässen zur Verwendung gelangten, im Norden (vermuthlich weil es dort an Thon und Farben fehlte) auf Erz übertragen wurde; dass man im Süden einen Stoff benutzte, der überall vorhanden ist, im Norden dagegen ein Material vorzog, das im Lande selbst gar nicht oder nur durch weitreichende Handelsverbindungen zu erhalten war.' Ich denke mir die Sache so und finde nichts Auffallendes daran, dass die alteuropäischen Völker, namentlich die indogermanischen, welche nach Zeugniss ihrer Sprachen Weberei und Metallarbeit von Alters her kannten, vornehmlich nach Massgabe der Technik der Weberei und der getriebenen Metallarbeit eine Ornamentik entwickelten, welche ihr ganzes Kunstvermögen repräsentirte und überall zur Anwendung kam, wo ein Zierrath geschaffen

wurde, mochte ihn nun der Britte auf seinen nackten Leib tättowiren,[1] mochte man ihn einweben oder flechten, mochte man ihn überall, und das geschah im Norden nachweislich so gut wie in Griechenland, auf Thongefässen, wenn auch hier durch Einritzen, da durch Aufmalen anbringen, mochte man ihn in Holz schnitzen oder ihn in Bronze oder andern Metallen darstellen. Es ist nur Zufall, dass wir dergleichen Metallarbeiten aus Griechenland bis jetzt nicht kannten; ein Goldstreifen mit der Ornamentik der Vasen ist jetzt bereits unter dem gleich zu besprechenden Hirschfeld'schen Funde (Annali dell' inst. 1872, S. 155, n. 3). Ob aber wirklich das Material zur Bronzearbeit, ob Kupfer und Zinn, im Norden gar nicht oder nur unerreichbar vorkam, darf man doch wohl nur einfach als Frage hinstellen; war doch vielmehr umgekehrt theilweise hierfür der Süden auf den Norden angewiesen. Freilich, das weiss ich, ist viel über diesen Punkt für und wider verhandelt.[2]

Auf die längere Expectoration Lindenschmits (auf S. 38) über das ihn Befremdende in der Annahme einer von etruskischer Importation unabhängigen, grossen Geschicklichkeit der nordeuropäischen Völker in der Metallarbeit in den Zeiten vor ihrer Romanisirung und Christianisirung, kann ich nur so weit eingehen, als ich sehr wohl zu sehen bekenne, dass wer einmal das eine eben Genannte annimmt, allerdings auch bei aller Beschränktheit des Zierformensystems sogar hohe Meisterschaft in Herstellung getriebener Bronzearbeit denselben Völkern zuerkennen und von der vollendeten Technik vieler Stücke einen Rückschritt in der Zeit der Romanisirung und Christianisirung zugeben muss. Eine Culturform wurde durch die andere, zwar höhere, abgelöst; dabei ist irgendwo häufig ein Verlust, nur im Ganzen nicht. Das Morlakenweib wird gewiss nicht mehr so bewundernswürdige Webereien liefern, wie heutzutage, wenn es einmal gelingt, den letzten Bergwinkel Dalmatiens zu civilisiren. Solche durch die Civilisation verloren gehende Vorzüge

[1] Herodian III, 14, 7.

[2] Entscheidende Gründe gegen die Möglichkeit der Verarbeitung von Bronze im Norden Europas haben sich nicht ergeben. S. Cohausen im Archiv für Anthropologie I, S. 321 ff., der, wie wiederholt schon Andere, es betont, dass bei der Untersuchung nicht das Material, sondern die ‚Form und die im Ornament potenzirte Form' uns leiten müsse.



primitiver Kunstübung lenken ja heutzutage die kunstindustriellen Studien z. B. auf südslavische Webereien zurück.

Wenn nun aber im Verfolge seiner Auseinandersetzung Lindenschmit, um sich damit zugleich meiner Resultate zu erwehren, so weit geht, mit grosser Unbefangenheit von der ‚neugeschaffenen Mythe einer Wanderung arischer Völker nach dem Westen und der aus ihr entwickelten Vorstellung einer indogermanischen Cultur', welche auch die ‚Kreise der antiquarischen Forschung nicht ungestört' hätte lassen können, wegwerfend zu sprechen, so mag er dafür, was sie zwar kaum verlangen werden, den Sprachforschern Rede stehen, von denen diese ‚störenden' Vorstellungen ausgehen, nicht mir.

Ich habe nur noch einen, aber einen Cardinalpunkt in der Differenz mit Lindenschmit übrig gelassen.

Ebenso mangelhaft, wie nämlich Lindenschmit um eines vorher seiner Bedeutung nach wohl zur Genüge aufgeklärten Citates willen meine Sachkenntniss im Gebiete der nordischen Archäologie findet, ebenso auffälligen Mangel findet er wiederum auf meiner Seite in Bezug auf italische Denkmälerkunde. Hiermit kommen wir auf das Feld, auf welchem, so viel ich sehe, der Kampf um die Lösung des ganzen kunsthistorischen Problems, um das es sich handelt, zunächst besonders weiter geführt werden wird. Es sind zwei Thatsachen, deren Unkenntniss er mir glaubt vorwerfen zu dürfen; es handelt sich dabei um das Vorkommen und Nichtvorkommen des Pflanzenornaments. Ich wisse nicht, das ist die erste Thatsache, dass dasselbe an nordischen Fundstücken erscheine. Diesen Punkt halte ich nach allen bisherigen Auseinandersetzungen von vorn herein für abgethan; ich habe solche, verhältnissmässig aber vereinzelte Fälle nie in Abrede gestellt und gab von Anfang an für sie, wo es sich nicht um Römisches handelt, den directen oder indirecten etruskischen Ursprung zu (Beispiele in meiner ersten Abhandlung S. 531, S. 27 des Separatabdrucks). Ich wisse zweitens aber nicht, fährt Lindenschmit fort, dass ‚eine namhafte Anzahl etruskischer Bronzearbeiten italischen Fundorts ausschliesslich nur jene Strich- und Linienverzierungen des sogenannten indogermanischen Urstils und gar kein Pflanzenornament aufweise'. Darauf hatte ich andeutend, weil ich mich eingehender damals darauf nicht einlassen wollte, auf

S. 530 (S. 26 des Separatabdrucks) hingewiesen, indem ich sagte und nur mit ein paar herausgegriffenen Beispielen vorläufig belegte, dass sich diese hochalterthümliche Kunstweise in Italien ebenfalls voraussetzen, ja in bestimmten Spuren verfolgen lasse. Darauf aufmerksam gemacht ist mit allerlei Variationen der Schlussfolgerung übrigens schon von verschiedenen Seiten. Ich werde später etwas ausführlicher darlegen, wie hier in der That ein besonders wichtiger Punkt meiner ganzen Differenz mit Lindenschmit liegt. Wer aber der Untersuchung bis hierher gefolgt ist, wird auch jetzt schon vermuthlich ohne Weiteres einsehen, dass ich das Vorkommen desselben hochalterthümlichen Stils in Italien bei Etruskern und Nichtetruskern ganz ebenso auffassen muss, wie sein Vorkommen in Griechenland auf der in der vorigen Abhandlung nachgewiesenen Classe ältester Thongefässe. Auch Italien theilte ursprünglich diesen Stil wie Griechenland mit dem ganzen übrigen Europa; auch in Italien wich er der vorderasiatischen, dann dem nach Anregung von Vorderasien aus eigenthümlich gestalteten griechischen Einflusse.

Der Polemik mag hiermit Genüge geleistet sein. Ich wende mich nunmehr zu dem inzwischen durch eine Ausgrabung in Athen und deren wissenschaftliche Verwerthung von Seiten Gustav Hirschfelds uns neu geschenkten Zuwachse an Thongefässen der pelasgischen, indogermanischen oder, wenn man will, alteuropäischen Classe. Es ist ein Uebelstand, dass es so schwer ist, eine unzweideutige Benennung zu finden. Ich kannte nur einige sechzig Gefässe dieser Classe, denen ich jetzt noch zwei in der Kopenhagener Antikensammlung,[1] die aber nichts Neues zeigen, hinzufügen könnte. Das eine (bez. AB c 1007) ist ein einhenkliges Giessgefäss wie Taf. V, 3 meiner ersten Abhandlung und zeigt ausser den gewöhnlichen Linearornamenten am Halse ein Pferd. Es stammt aus Athen. Das zweite (Kat. n. 6) stimmt in der Form annähernd mit Taf. V, 1ª meiner Abhandlung überein, hat von den gewöhnlichen Ornamenten die Reihe durch schräge Linien verbundener Kreise, am Halse aber drei Mal den einer Gans ähnlichen Vogel, dazu einmal das Hakenkreuz in einem punk-

[1] Auch in der Kopenhagener Sammlung sind diese Gefässe, so wie ich sie behandelt habe, als eine besondere Classe bereits bei der vermuthlich nicht erst jetzt gemachten Aufstellung behandelt.

tirten Kreise. Es stammt aus dem Besitze des Architekten Hansen, kann also auch sehr wohl aus Athen sein.

Den Bericht[1] über die Entdeckung einer grossen Anzahl von Vasen derselben Classe nahe am Dipylon zu Athen will ich nicht nach Hirschfeld hier vollständig wiederholen, wohl aber Einzelnes aus ihm herausheben. Bemerkenswerth ist schon die grosse Menge der Gefässe; allein 80 besser erhaltene Stücke zählt Hirschfeld auf. Bemerkenswerth ist ferner als weitere Bestätigung der Annahme sehr hohen Alters für diese Gefässe, dass dieselben in Athen in der untersten von mehren Gräberschichten gefunden wurden, bemerkenswerth auch, dass kein Fund mit ihnen unmittelbar zusammen befindlicher Vasen späteren Stils constatirt werden konnte. Mit ihnen gefunden wurden dagegen einzelne Gegenstände von Bronze, von Silber, von Gold: von Silber eine Fibula, deren Form man genauer kennen möchte. Hirschfeld stellt mit Hinzufügung sehr ausführlicher und dadurch um so dankenswertherer Beschreibungen fest, dass die neugefundenen Exemplare, der Anzahl nach mehre als ich gekannt hatte, durchaus dieselben stilistischen Eigenthümlichkeiten, die ich nachweisen konnte, wiederholen, wodurch die aufgestellten Regeln, namentlich auch die des Fehlens des Pflanzenornaments, erheblich an Sicherheit gewinnen. Am Boden eines einzigen Gefässes nur (n. 71) beschreibt Hirschfeld ein aus scheinbaren Blättern zusammengesetztes Sternornament; die beigegebene Abbildung zeigt, dass, wenn wirklich Blätter gemeint sind, diese denen der Rosettenornamente orientalisirender Vasen jedenfalls nicht gleichen.[2]

Ein ganz Neues in der Ornamentik bieten aber einzelne

[1] Annali dell' inst. di corr. arch. 1872, S. 131 ff. tavola d'agg. I u. K. Mon. in. dell' inst. vol. IX. tav. XXXIX. XL. Der mitgefundene Schädel (S. 135) ist jetzt von Virchow publicirt und besprochen (Zeitschrift für Ethnologie 1872 S. 147 ff.). Hierauf macht mich Hirschfeld in brieflicher Mittheilung aufmerksam, welcher ich auch die Kenntniss inzwischen wiederum neu gemachter, in das hier behandelte Thema einschlagender Funde verdanke. Mit der Veröffentlichung dieser Nachrichten will ich Hirschfeld nicht vorgreifen.

[2] Auch Bursian (literar. Centralblatt 1871, S. 591) wollte in sternförmigen Figuren Blumennachbildungen erkennen; mir erscheint das unerweislich und unwahrscheinlich. Es ist eine der in der Technik des Webens und Flechtens überall entstehenden Formen.

der Gefässe dennoch, namentlich eine colossale 0,80 M. hohe Vase und einige Fragmente, nämlich menschliche Figuren und zwar zur Darstellung bestimmter Vorgänge verwandt. Auf der grossen Vase erscheint eine Leichenbestattung, bei welcher der Todte, auf seiner Kline liegend, auf einem zweispännigen Wagen gefahren wird und vor und hinter dem Wagen im Ganzen vierundzwanzig Personen, theils Männer, theils Frauen, auch ein Kind, stehen. Auf zwei Fragmenten sind Schiffe mit Menschen, das eine Mal kämpfenden, fallenden, dargestellt. Sonst kommen auf zweispännigen Wagen stehende Männer, ein Mann zwischen zwei Pferden usw. vor. Die Figuren sind meistens nackt, auch die Frauen, diese einmal jedoch auch bekleidet, die Männer in einigen Fällen in einer Kriegsrüstung. Die nackten Figuren erinnern in ihren Proportionen, was vielleicht wirklich beachtenswerth ist, an den Apollo von Tenea und seine Genossen.

Namentlich diese figürlichen Darstellungen haben Hirschfeld und in einem Anhange über die Schiffe Graser Anlass gegeben, die eigenthümlichen Erscheinungen der ganzen, somit nicht nur der Zahl nach, sondern auch dem Inhalte der Malerei nach wesentlich bereicherten Vasenclasse aufs Neue zu erwägen, wonach die von mir angenommene geschichtliche Stellung derselben zunächst innerhalb der griechischen Kunstgeschichte nur befestigter erscheint. Höchstens ist die Versetzung dieses ältesten Stils in das zweite Jahrtausend von Hirschfeld und Graser angezweifelt. Ich war dabei von der Erwägung ausgegangen, dass mit der stärkeren Ausbreitung der Phönicier über das östliche Mittelmeer die stärkere Einwirkung der vorderasiatischen Kunstweisen auf die griechische beginnen, der altheimische Stil also, oder wenigstens seine Alleinherrschaft zu Grunde gehen musste. Dass die einzelnen Vasen in traditionellem Festhalten der alten Art jünger sein können, habe ich dabei ausdrücklich zugegeben; nur die kunstgeschichtliche Periode, welche sie uns bezeugen, wo man in Griechenland Nichts kannte, als diesen Stil, schob ich für Griechenland bis ins zweite Jahrtausend v. Chr. zurück.

Das Vorkommen menschlicher Figuren in der Malerei der ältesten Vasenclasse gibt einer Nachricht vermehrte Glaubwürdigkeit, welche mir kürzlich im Antikencabinet zu Kopenhagen mitgetheilt wurde. Es befindet sich daselbst eine kleine,

äusserst rohe, scheinbar nackte und weibliche Figur von Marmor, ziemlich genau übereinstimmend mit der von Walpole[1] früher mitgetheilten Marmorfigur aus einem attischen Grabe. Die Kopenhagener Marmorfigur soll nach Angabe des Obrist von Sommer, jetzt Commandanten von Rosenborg, auf Thera in ein und demselben Grabe mit der jetzt auch in der Antikensammlung zu Kopenhagen befindlichen grossen Vase ältesten Stils (meine Abhandlung Taf. IX, 2) gefunden sein. Wir sind, so weit hierauf zu bauen ist, also berechtigt, primitive Versuche plastischer Darstellung menschlicher Figuren neben der Darstellung derselben mit dem Pinsel anzunehmen.

Der Nachweis menschlicher Figuren neben den Thierfiguren und im Zusammenhange mit der aus Weberei, Flechterei und Metallarbeit entsprungenen Linearornamenten der ältesten Vasenclasse griechischen Fundorts erscheint Hirschfeld überraschend. Er ist für die von mir angestellte Vergleichung und den behaupteten Zusammenhang mit den nordischen Kunstproducten in so fern befriedigend, als für das Zutreffende dieses Vergleiches bisher gerade die menschliche Figur in dem Formenvorrathe der griechischen Fundstücke noch fehlte; auf den von mir von der andern Seite besonders zur Vergleichung herbeigezogenen Hallstädter Bronzen ist sie vorhanden,[2] jedoch nur in reihenweiser, rein ornamentaler Zusammenstellung. Auf den Hirschfeldschen Vasen ist eine wirkliche Scene aus dem Menschenleben, der Bestattungszug, dann wieder die Ausstellung der Leiche, es sind da die Wagenlenker und die Kämpfer bei dem Schiffe dargestellt. Dass die nordische Kunst diesen Schritt zur bildlichen Vorführung wirklicher Vorgänge aber auch hie und da versucht hat, mag vorläufig nur mit dem einen Beispiele des Kivik-Monuments auf Schonen belegt werden, wo gerade auch die Abbildung zweispänniger Wagen vor-

[1] Memoirs p. 324, pl. 2. Müller, Denkm. d. a. K. I. Taf. II, n. 15. Der Schlusszusatz Welckers zu Müller Handb. der Archäologie §. 72 muss also eine Modification erleiden. Gleichartig die Alabasterfiguren, als deren Fundort die griechischen Inseln angegeben werden im Catalogue of a series of photographs from the collections of the British Museum. I. Series. Grecian Series n. 613.

[2] Sacken, das Grabfeld von Hallstadt S. 122.

kommt.[1] Die Darstellung von Schiffen endlich ist auf den Kunstarbeiten der nordischen Küstenländer etwas sehr Häufiges.[2]

Zu dem Vergleiche der ältestgriechischen Ornamentik und Bildnerei mit der entsprechenden nordischen Kunstweise trage ich auch noch eine Einzelheit nach, die schwerlich auf einem zufälligen Zusammentreffen beruht. Ich habe früher hervorgehoben und die Hirschfeldschen Vasen bestätigen es durchaus, dass unter den Thierfiguren des ältestgriechischen Stils anstatt der später von Vorderasien aus als Lieblingsgestalten eingeführten Löwen und Tiger vielmehr Pferde und gänseähnliche Vögel die erste Rolle spielen. Dass diese Erscheinung der Bedeutung gerade des Pferdes in den Phantasievorstellungen und Gebräuchen der arischen Völker besonders entspricht, hat man sich gewiss leicht gesagt. Der Nachweis des Vorherrschens derselben beiden Thierfiguren in der altnordischen wurde durch eine Anzahl von Beispielen geführt. Es ist deshalb, wie gesagt, kaum als ausserhalb desselben Zusammenhanges stehend anzusehen, dass als ein unzweifelhaft letzter Ueberrest eigenthümlich nordischer Ornamentik noch bis heute die über ein weites Gebiet besonders des nördlichen Deutschlands hin gebräuchlichen Giebelzierrathen der Bauernhäuser in Gestalt von Pferde- und Vogelköpfen sich erhalten haben.[3] Die letzteren nennt man, nicht ohne dann Bedeutsamkeit darin zu finden, gewöhnlich Schwanenköpfe.

Ich kehre nunmehr noch ein Mal auf das Feld zurück, auf welchem, wie ich früher sagte, der Kampf um die Lösung der uns beschäftigenden Probleme besonders erfolgreich wird weitergeführt werden können; das ist Italien. Auch Italien theilte ursprünglich denselben primitiven Kunststil, der in der neuen Vasenclasse für Griechenland nachgewiesen ist, mit dem übrigen Europa, in dessen Norden er sich nur länger erhielt. Diesen Satz wiederhole ich, wie ich ihn vorher schon einer von Lindenschmit mir gemachten Einwendung entgegengestellt habe und erläutere ihn jetzt wenigstens an einigen Beispielen,

[1] Vergl. sonst Weinhold, altnordisches Leben (Berlin 1856) S. 420 ff.

[2] Z. B. Annaler for nordisk Oldkyndighed (Kjöbenhavn) 1842, S. 348 ff.

[3] Chr. Petersen in den Jahrbüchern für die Länderkunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Band III, 1860.



nicht ohne vorher zu erwähnen, dass Lindenschmit das, was ich im Anschlusse an manche Vorgänger als die Stile zweier auf einander folgender Epochen ansehen muss, als einen Stil einerseits niedern Handwerks und andererseits höherer Kunst ansieht.[1] Ich könnte hiermit bis zu einem gewissen Grade einverstanden sein, frage nur, wo kommt denn dieser Handwerksstil her, den Lindenschmit gelegentlich alterthümlich nennt und auf den, wie er meint, die Barbaren, z. B. Gallier, für die man fabricirte, einen Einfluss gehabt haben sollen? Man sieht, wie nahe Lindenschmit hier unwillkürlich an meine Art, die Thatsachen zu erklären, heranstreift. Ich darf hier nicht abermals mich ausführlicher polemisch gegen Lindenschmit's Ausführungen wenden, muss mich begnügen, meine Auffassung und zwar für dieses Mal, wie gesagt, hauptsächlich nur an einzelnen Beispielen deutlich zu machen.

Als ein besonders reines Exemplar des alteuropäischen Stils in Etrurien führe ich gleich vorweg die Bronzeflasche aus Cossa im Museo Gregoriano[2] auch deshalb an, weil bei ihr Semper[3] von ‚graeco-italischem‘ Stile gesprochen hat, wiederum, wie ich das ja auch bei der ältestgriechischen Vasenclasse anzuerkennen hatte, mit ganz richtigem Blicke, mag man nun die gewählte Benennung glücklich finden oder nicht; jedenfalls ist sie etwas zu eng gefasst.

Dass das Richtige gesehen, aber für einen zu enge gefassten Schluss benutzt wurde, davon führe ich ein anderes Beispiel an.

Im Jahre 1846 veröffentlichte Albert Jahn in einer besonderen Abhandlung[4] eine Anzahl von im Museum zu Bern befindlichen Thongefässen, die aus der Gegend von Nola stammen. Der eigenthümliche Stil ihrer Ornamentik ist der für Altitalien, ebenso wie er für das noch nicht von Vorderasien aus beeinflusste Griechenland aufgewiesen ist, immer ausführlicher nachzuweisende; ich zähle die Formelemente nun nicht immer wieder auf. Ich mache hier also nur geltend, dass

[1] Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Band III, Beilage, S. 39 ff.
[2] Museo Gregoriano I, tav. LX.
[3] Der Stil II, S. 65.
[4] Historisch-archäologische Abhandlung über unteritalisch-keltische Gefässe in der Vasensammlung des Bernischen Museums. Bern 1846.

Albert Jahn vollkommen richtig sah, aber sein Urtheil zu beschränkt fasste, wenn er die Ornamentik dieser Gefässe unteritalischen Fundorts echt keltische nannte. Sie ist keltisch, ist aber auch germanisch, altitalisch, pelasgisch-griechisch; sie ist alteuropäisch, ist der Stil der europäischen Indogermanen, seiner längsten Dauer auf europäischem Boden nach nordisch zu nennen. In diesem Zusammenhange wurde er also, aber nicht gerade von Kelten, auch in Unteritalien einmal geübt.

Für Mittelitalien wird eine grosse Wichtigkeit für den Nachweis des besprochenen Stils immer der im Jahre 1817 im Territorium von Marino am Albanergebirge gemachte und wiederholt besprochene Gräberfund behaupten. Es ist besonders wichtig, dass nach Alessandro Visconti's, des Herzogs von Blacas, nachher ganz besonders Pigorini's und Lubbock's [1] Beobachtungen und M. S. de Rossi's [2] Darlegungen gar nicht mehr daran zu zweifeln ist, dass diese Nekropolis älter ist, als der darüber gelagerte vulkanische Peperino und in einer Gegend sich findet, in welche die Alten mit grosser Einstimmigkeit die wichtigste älteste Ansiedlung der Latiner verlegen. Die Ornamentik der hier gefundenen Thongefässe, ja sogar auch bei einzelnen derselben die eigenthümliche, ein Haus nachahmende Form, legen den namentlich von Lisch [3] ausgebeuteten Vergleich und die Gleichstellung mit nordischen Formen nahe und es war wiederum nur ein verkehrter, weil in viel zu beschränkter Vermuthung gefasster Schluss aus dieser ganz richtigen Beobachtung, dass Tambroni deshalb hier die Begräbnissstätte von Herulern aus der Armee des Totilas gefunden wissen wollte. Von den schwarzen in ihrer Art reicher verzierten Thongefässen dieser albanischen Nekropolis, die die Ornamentik unserer ältesten griechischen Vasenklasse wie die Ornamentik der Spätbronze- und Eisenzeit am vollständigsten zeigen, befinden sich nicht zu verkennende Exemplare ausser an den von Lubbock und Pigorini aufgezählten Orten auch in München, in Venedig und in Kopenhagen. Von dem Münchener

[1] In der Archaeologia vol. XLII, London 1869, S. 99 ff.

[2] Annali dell' inst. di corr. arch. 1867, S. 5 ff.

[3] Jahrbücher des Vereins für meklenburg. Gesch. u. Alterthumskunde. 21. Jahrg., Schwerin 1856, S. 243 ff. Mit den in diesem Aufsatze entwickelten Ansichten stimme ich in mehren Hauptpunkten überein.

Exemplare [1] befindet sich ein Abzug im grossherzogl. Museum zu Schwerin, offenbar wegen der Verwandtschaft mit Gefässen meklenburgischen Fundorts. Die Venetianischen Exemplare sind vier, rühren aus der in Rom gebildeten Sammlung Zulian her und sind gegenwärtig im Zimmer der Bronzen und kleineren Gegenstände der Antikensammlung der Marciana aufgestellt. Namentlich das eine zeigt, wie übrigens auch das genannte Münchener Exemplar, neben der sonstigen Linienornamentik die verschnörkelten Kreuze, die wieder im Norden nicht selten sind; nur um die Art zu bezeichnen, nenne ich die Beispiele im Thorsbjerg Mosefund (herausgegeben von Engelhardt, Kopenhagen 1863) [2] Taf. 9, n. 6 und Taf. 13, n. 11. Auch das in der Kopenhagener Antikensammlung (Katalog n. 1) befindliche, von einem dänischen Reisenden in Rom und zwar als ‚von Alba-longa herstammend' gekaufte Exemplar, gewiss aus jenem Funde von Marino, zeigt diese selben verschnörkelten und in ein dreifaches Viereck eingeschriebenen Kreuze, wie das Venetianische Exemplar. Diese schwarzen Gefässe aus Latium repräsentiren in ihrer Technik [3] und Ornamentik das Höchste, wozu es die nordische Keramik je gebracht hat; wir erwarten die Publication eines besonders reichen, in der Elbgegend gemachten Fundes dieser sonst auch in Meklenburg (Schweriner Museum) und Dänemark vorkommenden Gefässe von Hostmann.

Wenn eine solche Publication Gelegenheit bieten wird, die uns beschäftigenden Probleme von Seiten der nordischen Archäologie aufs Neue zu prüfen, so muss es andrerseits unsre Erwartung erregen, dass Giancablo Conestabile, also jedenfalls einer der besten Kenner etruskischer Kunst, im Begriff ist, wie ich aus brieflicher Mittheilung erfahren, zwei Bronzedisken,

---

[1] Abgebildet bei Lindenschmit, Alterth. unserer heidn. Vorzeit. Heft X, Taf. 3, n. 5.

[2] Wiederholt in Engelhardt, Denmark in the early iron age. London 1866. Taf. 13.

[3] Die Thatsache, dass der Technik nach altitalische Töpfereien mehr den nordischen, ältestgriechische zunächst den zahlreichen kyprischen gleich stehen (einerseits eingeritzte, andrerseits aufgemalte Ornamentik), verlangt noch eine präcisere Erklärung, als die, welche in meiner ersten Abhandlung (S. 530 [26]) versucht wurde.

deren Ornamentik die besprochene hochalterthümliche ist,[1] herauszugeben.

Der Grabfund von Corneto, auf den Hirschfeld und ich als ebenfalls hierher gehörig bereits aufmerksam machten, ist noch immer nicht publicirt; hoffentlich erhalten wir ihn in einem der nächsten Jahrgänge der Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz. Weitere einzelne Beispiele zu den schon von Hirschfeld angeführten Funden von Sesto-Calende, von Villanova bei Bologna mit Streben nach Vollständigkeit in Aufzählung hinzuzufügen, ist nun für dieses Mal nicht meine Absicht.

In der That ist der besprochene alterthümliche Stil auf italischem und ganz besonders etruskischem Boden so zahlreich vertreten, gerade in der etruskischen Kunst mit einer solchen Menge von Mischungen und Uebergangsformen zu bemerken, dass sich das Einzelne der Aufzählung fast entzieht. Höchst lehrreich ist beispielsweise ein angeblich aus Corneto herrührender Goldschmuck, abgebildet in den Mon. ann. e bull. dell' inst. di corr. arch. 1854, tav. 33, 1. 2. Ein Jeder sieht sofort, wie auch E. Braun im Texte es ausspricht, dass die beiden Seiten des Schmucks in zwei ganz verschiedenen Stilen decorirt sind; das ist hier so klar, als wenn man eine Malerei mit schwarzen und eine mit rothen Figuren auf demselben griechischen Thongefässe sieht. Ja es sind genau dieselben beiden Stile, welche in zwei Fundstücken von Hallstadt einander gegenüberstehen, deren grossen Abstand von einander dort Sacken[2] betont. Jedem, der unsern Unterscheidungen gefolgt ist, und der einige Uebung in solchen formgeschichtlichen Beobachtungen[3] hat, wird es, glaube ich, sofort einleuchtend sein, dass es einerseits (tav. 33, 2) rein orientalisirender Stil ist, andrerseits (tav. 33, 1), bis auf die zwei auch orientalisirenden Thierfiguren gegen die Enden hin, der ältereinheimische Stil. Dessen Formen kann man nicht schlechthin als ein für alle

---

[1] Die Abbildung des einen Exemplars liegt mir durch Conestabile's Güte vor.

[2] Das Grabfeld von Hallstadt S. 97 zu Taf. XXI, 1 u. 2.

[3] Die Renaissancezeit in Deutschland bietet analoge Erscheinungen besonders unverkennbarer Art. Sehr lehrreich sind auch die von Waagen und von Unger (a. a. O.) behandelten Mischungen der irischen mit der romanischen Ornamentik in Miniaturen.



Mal etruskische Eigenthümlichkeit hinstellen, es ist vielmehr auch hier ganz wie in Griechenland der Stil einer ältesten Epoche, der sich, je sicherer die Einwanderung der Etrusker nach Italien von Norden her wird, um so einfacher in der von mir angenommenen Weise erklärt, aber — und das stimmt mit den von Vorderasien entlegeneren, nach Westen gewandten Wohnsitzen der Etrusker überein die Etrusker haben offenbar diese alteinheimische Weise zäher festgehalten als die Griechen und ich glaube sogar annehmen zu dürfen, dass Vieles von der Absonderlichkeit der etruskischen, namentlich älteretruskischen Kunst auf seinen nachweisbaren Grund zurückgeführt sein wird, sobald man die Beimischung dieses alteinheimischen Stils in ihrer auch sonst in ihrer ganzen Entwicklung zäheren [1] Kunstübung bestimmter herauszulösen sich gewöhnt haben wird. Was aber in etruskischer Kunst diesem alten Stile angehört, das kann, um hiermit noch ein Mal auf Lindenschmit's Argumente zurückzukommen, wenn es ebenso im Norden Europa's erscheint, nicht als ein Beweis des Imports aus Etrurien benutzt werden; es gehört vielmehr zum Beweise des ursprünglich Nordeuropa und Italien Gemeinsamen an eigenthümlicher Kunstweise. Um diesen Punkt, das ist unschwer vorauszusehen, wird sich besonders der Streit verschiedener Gruppirung und Auffassungsweise der Thatsachen weiterbewegen. Immer aber muss dabei festgehalten werden, dass es sich nicht so sehr um die Frage handelt, ob ein oder das andere einzelne Stück oder auch deren eine grössere Zahl von Italien nach dem Norden gebracht wurde, sondern ob die eigenthümliche Formengebung, ob der Stil diesen Weg nahm oder nicht.

Um meine Anschauung nur noch an einem bestimmten Beispiele greifbarer hinzustellen, führe ich den Fund einer Cista und andrer Gegenstände an, der, im Jahre 1861 bei Palestrina gemacht, in den Monumenti dell' inst. VIII, tav. XXVI und in den Annali dell' inst. 1866, tav. d'agg. GH. publicirt und daselbst (S. 186 ff.) von Schöne besprochen wurde. Die

[1] Brunn (Ann. dell' inst. 1866, S. 419) sagt von den Etruskern: ‚un popolo, che nella arte mostra un carattere molto conservatore ed uno studio manifesto di mantener le forme arcaiche.‘

Cista ist unter allen bisher bekannten von besonderer Alterthümlichkeit: erhalten ist nur der silberne Ueberzug des verlorenen hölzernen Körpers des Gefässes; die Thierreihen, die sehr durchgebildeten Pflanzenornamente sind gänzlich auf vorderasiatische Weise zurückzuführen; man wird wenige erhaltene Werke aufweisen können, die geeigneter sind, die phönicischen Arbeiten im Salomonischen Tempel zu illustriren. Mit dieser Cista zusammen und zwar in einer der Art der Anlage nach auch besonders alterthümlich erscheinenden Grabstätte[1] wurde eine Anzahl von Gegenständen gefunden, die zum Theil wiederum den älteren, einheimischen, altitalischen, wie alteuropäischen Stil zeigen, Gegenstände, die man, wenn sie beispielsweise in den Alpenländern gefunden wären, leicht ohne Weiteres und ohne etwas Auffallendes an ihnen zu bemerken, für keltischen Ursprungs erklärt haben würde. die Schöne mit gutem Grunde für etruskische Arbeit hält. Es sind das die runden Bronzeplatten (Mon. VIII, tav. XXVI, n. 4. 5. 6), deren Ornament, wie Schöne ganz richtig sagt, das Ansehen eines Flechtwerks zeigt, dazwischen aber auch das uns nun schon wohlbekannte der getriebenen Metallarbeit entstammende Ornament des runden in Reihen gestellten Punktes und der mehrfach wiederholten concentrischen Kreise, auf der einen (n. 5) dazu auch das rundum wiederholte wohlbekannte Pferdchen mit der sehr deutlich gemachten Mähne. Es ist das ferner namentlich das eine Bronzegefäss (Ann. 1866, tav. d'agg. GH, n. 8), ferner die eine dickleibige, mit concentrischen Kreisen verzierte Fibula aus Bronze. Genau diese Form der Fibula mit gleicher Ornamentik kommt mehrfach in Südtirol und sonst in Oberitalien vor,[2] aber auch im Norden, z. B. in Holstein.[3] Bei diesem

[1] Brunn Ann. dell' inst. di corr. arch. 1866, S. 408. Man sieht leicht, welchem der beiden in Brunn's Aufsatze (S. 410) in einer Alternative aufgestellten Sätze ich mich anschliessen muss, nämlich dem, dass zwischen der ältesten etruskischen und latinischen Kunst kein wesentlicher Unterschied war, dass es einmal ‚nur eine Kunstweise in Etrurien, Umbrien und in der Sabina, in Latium, bei Volskern und Samniten gab'. Dass Etrurien in der Anwendung dieser Weise aber am meisten leistete, ist unverkennbar.

[2] Exemplare im Ferdinandeum zu Innsbruck, im Museo civico zu Verona, unter den Bronzen der Marciana zu Venedig.

[3] Lindenschmit, Alterth. unserer heidn. Vorzeit. B. I, Heft IX. Taf. 2, n. 5 und sonst.

Funde von Palästrina lagen also die Producte der zwei der Zeit nach aufeinander folgenden und also auch eine Zeit lang nebeneinander fortgeübten Stilweisen zusammen.

Wenn, wie ich annehme, die ältere dieser Stilweisen die von Nordeuropa her über Altitalien verbreitete war, und nur allmälig der über das Mittelmeer herandringenden anderen Stilweise wich, so stimmt hiermit das sehr gehäufte Vorkommen der ersteren bei den Funden gerade im Norden Italiens und in den Alpenländern gut überein. Einige Prachtexemplare enthält, aus Funden der Umgegend herrührend, das Museo civico in Trient. Es sind Bronzeschmuckgegenstände, deren Linearornament aus lauter in Reihen gestellten getriebenen Pünktchen und grösseren runden Buckeln besteht, an denen dreieckige ebenso verzierte Bronzeblechstücke und eine ganze Anzahl von grösseren und kleineren bullae aufgehängt sind.[1] Die bei den Römern zuletzt in Gebrauch bleibende bulla ist kaum anders als ein letzter Rest eines hier in primitivem Uebermaasse verwandten Zierrathes anzusehen. An einem dieser Trientiner Schmuckstücke erscheint zwischen denselben Ornamenten und den bekannten concentrischen Kreisen auch ein rohes menschliches Gesicht und zwei Pferdeköpfe, also immer die dem fraglichen Stile eigenthümlichen Formelemente. Einige einfachere Exemplare von Bronzeplättchen mit derselben Ornamentik bewahrt auch das Museo civico zu Roveredo. Es ist überall derselbe Charakter, nach welchem einheimische Antiquare dieser Gegenden derartige Alterthümer als keltische zu bezeichnen pflegen; wir haben schon betont, wie weit mit Recht.

Zu diesen keltischen Alterthümern der Alpenländer gehören auch höchst rohe, aber, wenn man sie in grösserer Anzahl sieht, doch unverkennbar einen bestimmten Stil, nicht eine beliebige Unbeholfenheit, wie sie jederzeit vorkommen kann, verrathende Menschenfigürchen von Bronze. Sie sind nackt und zeigen immer den Geschlechtstheil besonders markirt; ich bemerkte mir ein Exemplar im Museum zu Cividale, eines im Museo civico zu Roveredo, eines in der Sammlung des Gym-

[1] Vergl. z. B. die Fibula mit Anhängseln rheinischen Fundorts Mon. Ann. e bull. dell' inst. di corr. arch. 1855, tav. 33, 8 Ferner vergl. Sacken, das Grabfeld von Hallstadt S. 64, Anm. 3.

nasiums zu Botzen, eines im Ferdinandeum zu Innsbruck, eine ganze Anzahl solcher Figuren befindet sich auf dem zu Strettweg bei Judenburg gefundenen, jetzt im Johanneum zu Graz befindlichen, auch in Abgüssen verbreiteten Bronzewagen;[1] auch die menschlichen Figuren auf den Bronzerüstungsstücken,[2] welche ebenfalls in Steiermark bei Klein-Glein unweit Leibnitz gefunden, auch im Johanneum zu Graz aufbewahrt werden. Alle diese Bilder menschlicher Figuren halten sich auf der Stufe der durch Hirschfeld nun auch auf den ältestgriechischen Vasen nachgewiesenen und der, wie wir anführten, höchst wahrscheinlich mit solchen Vasen zusammen gefundenen Figürchen. Ganz richtig stellte hierzu bereits Kemble[3] die altitalischen Figürchen, welche mit der übrigens gefälschten Koller'schen Cista zusammengesetzt wurden.

Wenn ich hiermit für dieses Mal die Besprechung meines Thema's beschliesse, so bin ich sicher, dass es nicht die letzte Erörterung desselben sein wird. Gewichtige entgegenstehende Auffassungen werden, wenn überhaupt, keinesfalls leicht überwunden werden; Vieles wünsche ich selbst erst noch weiter zu verfolgen; ein Schritt zur Verständigung muss aber jedenfalls mit meiner hoffentlich unzweideutigen Darlegung der Art geschehen, wie ich das historische Verhalten des hochalterthümlichen Stils, dessen Existenz daselbst etwas längst Anerkanntes ist, auf italischem Boden und speciell in der etruskischen Kunst glaube fassen zu müssen. Wenn man erst einmal zugeben wird, dass er bei den Etruskern, wie in Griechenland eine älteste und wahrscheinlich von dem Volke bei seiner Einwanderung vom Norden her schon mitgebrachte, übrigens der anderer auf demselben Wege gekommener altitalischer Völker gleichartige Kunstweise repräsentirt, dann wird es auch, so viel ich sehen kann, immer mehr historisch unwahrscheinlich, ihm erst von Etrurien aus einen Einfluss auf den ganzen Norden Europa's zuzuschreiben; denn man müsste damit annehmen, dass das etruskische Volk mit seiner Kunst auf einer sehr unent-

---

[1] Mittheil. des histor. Vereins für Steiermark III, 1852, S. 67 ff., Taf. I—VI.
[2] Mitth. des histor. Vereins für Steiermark VII, 1857, S. 185 ff., namentlich Taf. III.
[3] Horae ferales S. 244.

wickelten Stufe einen gewaltigen, später auf der Stufe seiner von Vorderasien und Griechenland aus befruchteten, reicher entwickelten Cultur und Kunst einen weit schwächeren Einfluss durch Export seiner Kunstproducte nach dem Norden hin ausgeübt hätte; sind doch die durch Pflanzenornament und andere Bildungen vorderasiatischer und griechischer Phantasiegestalten als dieser entwickelteren etruskischen Kunstindustrie angehörig sich erweisenden Fundstücke im Norden gering an Zahl gegenüber den den ganzen Norden erfüllenden Producten jenes primitiveren Stils.

SITZUNGSBERICHTE

DER

KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

LXXIII. BAND. II. HEFT.

JAHRGANG 1873. — FEBRUAR — MÄRZ.



V. SITZUNG VOM 5. FEBRUAR 1873.

Der Secretär legt vor die ‚syrische Apokalypse Pauli', welche das c. M. Herr Prof. P. Pius Zingerle eingesendet hat.

Das w. M. Herr Dr. A. Pfizmaier hält einen Vortrag ‚über die poetischen Ausdrücke der japanischen Sprache'. Diese Abhandlung wird in den Denkschriften veröffentlicht werden.

Von Seite der philos. histor. Classe wird das w. M. Herr Regierungsrath Prof. Zimmermann zum Preisrichter für das Grillparzerstiftungs-Preisgericht gewählt, und nimmt die Wahl an.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Académie des Sciences, Belles-Lettres & Arts de Lyon. Mémoires. Classe des Lettres. Tome XIVe. Paris & Lyon, 1868—1869; Classe des Sciences. Tome XVIIIe. Paris & Lyon, 1870—1871; gr. 8°.

— Impériale des Sciences de St. Pétersbourg: Bericht über die 13. und 14. Zuerkennung der Uvarov'schen Preise. St. Petersburg, 1871; 8°.

Accademia Pontificia de' Nuovi Lincei: Atti. Anno XXVI. Sess. 1^a. Roma, 1873; 4°.

Ascoli, G. J., Archivio glottologico Italiano. Vol. I. Roma, Torino, Firenze, 1873; gr. 8°.

Gesellschaft, Deutsche Morgenländische: Zeitschrift. XXVI. Band, 3. & 4. Heft, und Register zu Band XI—XX. Leipzig, 1872; 8°.

Guarini, Carlo, Gl' Italiani in terra santa. Bologna, 1872; gr. 8°.

Helsingfors, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1871—1872. 4° & 8°.

Marburg, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus d. J. 1871 bis 1872. 4°, 8° & Folio.

Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. 19. Band. 1873. I. Heft. Gotha; 4°.

„Revue politique et littéraire" et „Revue scientifique de la France et de l'étranger". II° Année, 2° Série. Nr. 31. Paris, 1873; 4°.

Société Nationale Académique de Cherbourg: Mémoires. 1871. Cherbourg & Caen; 8°.

VI. SITZUNG VOM 12. FEBRUAR 1873.

Das c. M. Herr Prof. Dr. Zeissberg in Wien legt vor des Johann von Komorowo Tractatus cronice fratrum minorum observancie.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Bibliotheca manuscripta ad S. Marci Venetiarum. Codices mss. Latini. Tom. V. Venetiis, 1872; 8°.

Gesellschaft, geographische, in Wien: Mittheilungen. Band XVI (neuer Folge VI). Nr. 1. Wien, 1873; 8°.

Istituto, R., Veneto di Scienze, Lettere ed Arti: Atti. Tomo II°. Serie IV°, Disp. 1ᵃ. Venezia, 1872—73; 8°.

Königsberg, Universität: Akademische Gelegenheitsschriften aus dem Jahre 1872. 4° & 8°.

Luschin, Arnold, Die Entstehungszeit des österreichischen Landrechtes. Eine kritische Studie. Veröffentlicht von der k. k. Universität zu Graz zur Jahresfeier am 15. November 1872. 4°.

Mittheilungen des Bureau für die land- und forstwirthschaftliche Statistik des Königreiches Böhmen. Heft I. Prag, 1872; 4°.

Ossolinskisches National-Institut: Sprawozdania z czynności zakładu narodowego imienia Ossolińskich za lata 1870—1872. W Lwowie, 1873; 8°.

Râjendralâla Mitra, Notices of Sanskrit Mss. Nr. IV. Vol. II. Part. 1, Calcutta, 1872; 8°.

'Revue politique et littéraire' et 'Revue scientifique de la France et de l'étranger'. II[e] Année. 2[e] Série. Nr. 32. Paris, 1873; 4°.

Wolf, Rudolf, Beiträge zur Geschichte der Schweizer-Karten. I. Zürich 1873; 4°.

VII. SITZUNG VOM 5. MÄRZ 1873.

Der Secretär legt vor:

1. eine Abhandlung des corr. Mitgl. Herrn Professor Dr. Werner in Wien 'über die Psychologie des Wilhelm von Auvergne'.

2. eine Abhandlung des Herrn Professor Dr. Ed. Sachau in Wien, betitelt 'Zur ältesten Geschichte und Chronologie von Khwârizm (oder Khîwa)'.

3. ein von Herrn Franz Peyscha, Stadtrath in Olmütz, eingesendetes Manuscript unter dem Titel 'Beiträge zur Belagerung von Olmütz im J. 1758'.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Academy, The American, of Arts and Sciences: Proceedings. Vol. VIII. Sign. 38–51. 8°.

Akademie, Königl. Preuss., zu Berlin: Monatsbericht. November 1872. Berlin, 1873; 8°.

Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. 19. Band, 1873, Heft II. Gotha; 4°.

Nachrichten über Industrie, Handel und Verkehr aus dem statistischen Departement im k. k. Handels-Ministerium. I. Band, 1. & 2. Heft. Wien, 1873; 4°.

'Revue politique et littéraire' et 'Revue scientifique de la France et de l'étranger'. II[e] Année, 2[e] Série, Nrs. 33—35. Paris. 1873; 4°.

Santiago de Chile, Universidad: Anales de 1870. Santiago de Chile; 8°. — Memorias de los ministros del Interior, Relaciones Esteriores, Justicia, Hacienda, Guerra i Marina de 1870. 8°. — Sesiones de la Cámera de Senadores de 1870. No. I—II. 4°. — Sesiones de la Cámera de Diputados de 1870. Nr. I—II. 4°.

Society, The Royal. of London: Philosophical Transactions. For the Year 1871. Vol. 161. Part II.; For the Year 1872. Vol. 162, Part I. London, 1872; 4°. — Proceedings. Vol. XX. Nrs. 130–138. London, 1871–72; 8°. — Catalogue of Scientific Papers (1800–1863) Vol. VI. London, 1872; 4°. — The Royal Society. 30th November 1871. 4°.

Die Psychologie des Wilhelm von Auvergne.

Von

Prof. Dr. K. Werner,

correspondirendem Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften.

Wilhelm von Auvergne, ein berühmter Lehrer der Pariser Hochschule und nachmaliger Bischof von Paris (anno 1228 bis 1248), daher er auch unter der Benennung Wilhelm von Paris erscheint, gehört nach seiner geschichtlichen Stellung in der Entwickelung der mittelalterlichen Scholastik jener Epoche an, welche dem Auftreten Albert's des Grossen und der theologischen Summisten des 13. Jahrhunderts unmittelbar vorhergeht. Wenn in den Summisten oder theologichen Systematikern dieses Jahrhunderts Aristoteles zur vollkommenen Herrschaft in der Schule gelangte, so zeigt sich bereits Wilhelm so weit vom Einflusse desselben beherrscht, dass er, obschon keineswegs selber schon Aristoteliker, doch vielfach bereits peripatetische Sprechweise annimmt, und mit den Aristotelikern seines Zeitalters sich umständlich auseinanderzusetzen veranlasst sieht. Ueber den Grad und Umfang seiner Bekanntschaft mit Aristoteles und den arabischen Aristotelikern finden sich die urkundlichen Nachweisungen in der von A. Stahr übersetzten Schrift Jourdain's über die mittelalterlichen lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles; [1] über seine Universalienlehre hat am ausführlichsten Haureau [2] berichtet. Für das bedeutendere seiner

[1] Geschichte der aristotelischen Schriften im Mittelalter. Halle 1831 S. 271—280.

[2] De la philosophie scolastique. Paris 1850. Tom. I, pag. 444—455.

Werke hat von jeher seine Schrift de Universo gegolten,[1] von welcher Daunou, einer der Mitverfasser der Histoire littéraire de la France eine ausführliche Inhaltübersicht gibt;[2] charakteristische Proben aus ihr sind auch in Tiedemann's Geschichte der Philosophie ausgehoben.[3] Nächst dieser Schrift hat eine andere minder umfangreiche, aber noch immerhin ausführlich genug gerathene: de anima,[4] auf allgemeineres Interesse Anspruch, sofern sie für die Geschichte der Psychologie im christlichen Mittelalter von Belang ist; und diess nicht bloss darum, weil sie die Reihe der seit Tertullian und Augustin im patristischen Zeitalter, und weiter seit Alcuin im früheren Mittelalter speciell der Seelenlehre gewidmeten Schriften fortsetzt, sondern auch, weil sie neben dem Eigenthümlichen, das sie enthält, ein ziemlich genaues Bild von der Gestalt und Beschaffenheit der sogenannten rationalen Psychologie des scholastischen Mittelalters unmitttelbar von deren vollkommener Durchsetzung mit aristotelischen Anschauungen darbietet. Wir werden in der Analyse ihres Inhaltes nicht ermangeln, auch nach rückwärts und vorwärts vergleichende Blicke zu werfen, um die Beleuchtung desselben für die Geschichte der mittelalterlichen Psychologie so viel als thunlich nutzbar zu machen.

Wilhelm theilt seine Schrift de anima in sieben Hauptabschnitte (Capitula), in welchen er von der Existenz und Wesenheit der Seele, so wie vom Verhältniss derselben zum Leibe, von der Einheit, vom Ursprunge, von der Unsterblichkeit und von der intellectiven Begabung des menschlichen Seelenwesens handeln will. Die Capitula oder Hauptabschnitte zerfallen wieder in Partes oder Einzelnummern, deren grösste Zahl der von der Unsterblichkeit handelnde sechste Hauptabschnitt aufweist. Auch die Capitula über den Seelenursprung und über das intellective Leben der Seele sind mit verhältnissmässig grosser Ausführlichkeit bearbeitet. Der Deutlichkeit

---

[1] Enthalten in der Gesammtausgabe seiner Werke. (Orleans und Paris 1674. 2 Bde. Fol.) Tom. I. p. 593—1074.

[2] Hist. litt. de la France. Tom. XVIII, p. 368—376. Vgl. auch Franck's Dictionnaire des sciences philosophiques (Artikel: Guillaume de Paris). Tom, II, p. 612.

[3] Geist der speculativen Philosophie. Bd. IV. S. 346—358.

[4] Gulielmi Alverni Opp. Tom. II, Pars II, p. 65—228.

halber bemerken wir, dass wir im Nachstehenden die Capitula mit römischen Zahlzeichen, die Partes mit arabischen Ziffern citiren werden.

Wilhelm von Auvergne knüpft den Nachweis der Existenz der Menschenseele an die Begriffsbestimmung der Seele, die er[1] gemäss der ihm vorliegenden arabisch-lateinischen Uebersetzung des aristotelischen Werkes περὶ ψυχῆς[2] definirt als Perfectio corporis physici organici potentia vitam habentis. Aus dieser Begriffsbestimmung, die für jedes Lebendige und Beseelte gilt, folgert Wilhelm unmittelbar, dass der Mensch ohne Seele nicht gedacht werden könne. Der Mensch ist wesentlich ein Lebendiger, da eine Leiche kein Mensch mehr ist; der menschliche Körper hat sonach das Leben von der Seele oder ist in Kraft seiner Seele ein Lebendiger; also ist es undenkbar, dass der Mensch ohne Seele sei. Die Seele verleiht dem Menschen das Menschsein;[3] wer sonach die Existenz der Menschenseele läugnet, spricht dem Menschen das Menschsein ab,[4] und kann ohne gröbsten Widerspruch dasselbe nicht für sich selbst in Anspruch nehmen. Er versündigt sich gegen die allerunmittelbarste und einfachste Denkwahrheit, dass man Ein und Dasselbe unter dem einen und selben Gesichtspunkte nicht zugleich bejahen und verneinen könne. Der Läugner der Seele ist demnach zu fragen, ob er die Giltigkeit dieser einfachsten, unmittelbar durch sich selber einleuchtenden Denkwahrheit einsieht und zugibt; behauptet er sie nicht einzusehen und will er sie nicht zugeben, so zeigt er sich als ein verstandloses Wesen, mit dem sich gar nicht mehr verhandeln lässt. Wenn er aber jenes erste und elementarste Gesetz alles Denkens zwar zugibt, aber seine Anwendbarkeit auf den in Rede stehenden Fall läugnet, so hat man ihn zu fragen, ob das Wissen und Verstehen, das ihm nach seiner innersten Ueberzeugung eigen ist, in ihm als Ganzem, oder nur in einem Theile seiner selbst sei. Behauptet er, es sei in ihm als Ganzem, so muss es in jedem Theile dieses Ganzen, also auch in der Hand und im

[1] De anima I, 1.
[2] Vgl. Jourdain a. a. O., S. 273.
[3] De an. I, 2.
[4] De an. I, 3.

Fusse, in Fingern und Zehen sein. Wer aber hat je sein Erkennen und Verstehen seinen Fingern und Zehen beigelegt? Also ist es in ihm nicht als Ganzem, sondern muss einem bestimmten Theile des Ganzen specifisch eignen. Soll dieser Theil ein Theil vom Körper sein, so erscheint abermals die schon abgewiesene Widersinnigkeit, dass entweder Hand oder Fuss, oder sonst ein Glied an ihm denke und verstehe. Also muss dasjenige, dem als solchem das Denken und Verstehen zukommt, etwas vom Leibe Verschiedenes, Unkörperliches sein.

Fragen wir uns, was wir von dieser einen heutigen Leser ziemlich seltsam anmuthenden Einleitung und Grundlegung der psychologischen Erörterungen Wilhelms in methodischer und sachlicher Hinsicht zu halten haben. Wir werden uns in beiderlei Hinsicht die grosse Unvollkommenheit derselben nicht verhehlen dürfen. Nicht in methodicher Hinsicht; denn wenn es zum Begriffe der Seele gehört, den Menschen zum Menschen zu machen, so ist es ja völlig überflüssig, beweisen zu wollen, dass der Mensch eine Seele habe, weil dies nichts anderes heisst, als beweisen wollen, dass der Mensch wirklich Mensch sei. Es ist aber weiter auch die Frage, ob durch die vorstehende Ausführung jener Begriff der Seele erwiesen sei, dessen Erweisung Wilhelm sich im Voraus zum Zwecke setzte. Freilich, wenn Alles, was ausser der crassen Stofflichheit als solcher an und im Menschen ist, Seele ist oder zur Seele in unlöslicher wesentlichster Beziehung steht, so ist durch das Gesagte erwiesen, nicht nur, dass der Mensch eine Seele habe, sondern auch, dass sie sowohl Lebensprincip des stofflichen Leibesgebildes, als auch Denk- und Willensprincip im lebendigen Menschen sei. Dass sie aber diess Alles als eine vom stofflichen Leibesgebilde wesenhaft verschiedene unstoffliche Realität sei, ist nicht erwiesen; und für Wilhelm erzeugt sich der Schein, es bewiesen zu haben, nur durch die höchst rohe Fassung des Leibes als blosser Stoffmasse, als blossen Körpers, was auch der Stein und der Metallklump ist. Dass der menschliche Leib schon als organisches Gebilde etwas Mehreres, denn eine blosse Stoffmasse sein müsse, ist ein ihm, und wohl überhaupt seinem Zeitalter fremder Gedanke; er weiss wohl, dass die organischen Gebilde belebt seien, nicht aber, dass das Organische seinem Begriffe nach das Lebendige sei. Ihm hat das Organische einzig

die Bedeutung des Werkzeuglichen; demzufolge folgert er aus der organischen Bildung des Leibes einzig nur seine dienstliche Bestimmung für eine ihm einwohnende Seele. Kein Instrument, sagt Wilhelm,[1] gebraucht und regiert sich selber, sondern wird durch einen das Instrument Handhabenden gebraucht und regiert; also ist die Seele etwas von dem durch sie gebrauchten und regierten Leibe wesenhaft Verschiedenes. Consequenter Weise behauptet demnach Wilhelm auch von den Thier- und Pflanzenseelen, dass sie von den Thier- und Pflanzenkörpern verschiedene Substanzen seien,[2] die natürlich im Gegensatze zur Stofflichkeit der von ihnen beseelten Körper als spirituelle Substanzen gedacht werden müssen. Hier stellt sich nun folgerichtig das Dilemma ein, dass entweder diese spirituellen Substanzen als unsterblich gedacht werden müssen, oder dass es neben unsterblichen Geistern auch vergängliche Geistsubstanzen gebe. Wilhelm entscheidet sich für die leztere Alternative, deren Festhaltung jedoch zu der Annahme nöthigt, dass jene vermeintlichen Geistsubstanzen der Thier- und Pflanzenseelen doch nicht in strengstem Sinne geistig und immateriell sondern nur geistartig und quasi-immateriell seien, weil sie sonst nicht als auflöslich gedacht werden könnten. Wird aber die Möglichkeit solcher Substanzen zugegeben, so sieht man nicht ein, wesshalb nicht eben so gut zugegeben werden sollte, dass die Materien der Thier- und Pflanzenkörper innerlich bis zu dem Grade verfeinert und gleichsam vergeistiget werden könnten, dass an ihnen die Functionen der Irritabilität und Sensibilität hervortreten. Diese Verfeinerung und Quasivergeistigung des Körperlichen vollzieht sich eben durch Umsetzung der groben Stofflichkeit in organische Leiblichkeit; wobei freilich ein dem Stoffe eingesenktes plastisches Princip supponirt werden muss, welches jedoch keine andere, denn eine rein gedankenhafte Realität hat und eben nur den in den Stoff projicirten und in demselben sich verwirklichenden Wesensgedanken des Dinges bedeutet. Dieser Wesensgedanke eines bestimmten einzelnen Sinnendinges ist aber nur ein einzelnes Moment im Gedankensysteme der gesammten sichtbaren Naturwirklichkeit, und daher aus seinem Zusammenhange mit der

[1] De an. I, 3.
[2] De an. I, 5.

Idee des Naturganzen zu verstehen; diese Idee aber ist, wie ihre Verwirklichung im Naturganzen und in allen Sondersphären und Sondertheilen dieses Ganzen bekundet und offenbart, als eine lebendige Macht zu fassen, die den Stoff nach sich gestaltet und durch ihre Gestaltungsfähigkeit die Lebendigkeit desselben nach allen denkbaren Arten und Graden dieser Lebendigkeit bedingt und hervorbringt. Beim Menschen tritt an die Stelle der organisirenden Naturmacht ein selbstiges Personsprincip, an die Stelle der unpersönlichen Idee eine persönliche geistbegabte Seele, die im organisationsfähigen Stoffe sich selbst abgestaltet, während in jedem anderen organischen Lebewesen nur ein unpersönlicher Artbegriff sich verwirklichet,[1] welcher der Idee des organischen Naturganzen als constitutives Theilglied eingefügt ist. Der Mensch ist wohl auch, von Seite seiner sinnlich-stofflichen Leiblichkeit angesehen, ein blosses Theilglied des Naturganzen, behauptet aber nicht nur in Ansehung der vollkommenen und ebenmässigen Durchbildung seines leiblichen Organismus die höchste Stufe in der sinnlichen Erscheinungswelt, sondern stellt sich zufolge des mikrokosmischen Charakters seines von einer geistbegabten Seele durchgeisteten leiblichen Organismus als sublimirte Recapitulation des sichtbaren Weltganzen und als der sichtbare Anfang einer neuen höheren Geistordnung über und auf dem Grunde der sichtbaren Naturordnung dar, wodurch er schlechthin und für immer über die rein sinnliche Lebewelt emporgehoben ist.

Diess sind Anschauungen und Gedanken, deren vollkommene speculative Entwickelung über den Horizont der speculativen Scholastik entschieden hinausgreift, obschon sich in letzterer Anknüpfungspunkte hiefür darbieten, aber nur nicht in

[1] Die in der Gegenwart so lebhaft ventilirte Frage, ob es in der lebendigen Naturwirklichkeit einen festbegrenzten Artbegriff gebe, der in einen anderen nicht hinübergebildet werden könne, ist zunächst wohl nur ein naturwissenschaftliches Problem; vom Standpunkt einer speculativen Idealphilosophie aber wird gesagt werden müssen, dass einzig die Menschenform, die höchste und durchgebildetste aller Formen der Sichtbarkeit eine inalterable, bleibende Form sei, während die ihr subordinirten Wesens- und Lebensformen sämmtlich dem veränderlichen Wechsel alles Vergänglichen anheim gegeben sind. Sie sind eben keine Idealtypen, sondern einfach nur Projectionen der im Stoffe sich verwirklichenden Naturidee.

der durch Wilhelm und seine Vorgänger vertretenen Entwickelungsepoche derselben, sondern in jener, in deren Anfänge die Lebenszeit Wilhelms noch hineingreift, ohne dass er bereits selber in eine thätige Mitwirkung mit den Bestrebungen derselben hineingezogen worden wäre. Wilhelm reflectirt in seinen Grundanschauungen über das Wesen des Menschen und der Menschenseele einfach jene der augustinischen Psychologie, von der man sagen kann, dass sie durch das ganze frühere Mittelalter bis in's 13. Jahrhundert herab die herrschende blieb; von da an substituirte sich ihr unter den nöthigen sachgemässen Modificationen die aristotelische, in deren Terminen theilweise wohl auch schon Wilhelm redete, in ihren Gedankengehalt aber nicht einging. Ohne gegen die wesentlichen Mängel der scholastisch-aristotelischen Psychologie blind zu sein, wird man doch nicht verkennen dürfen, dass die Hinwendung von der augustinisch-platonischen Behandlung der Seelenlehre zur scholastisch-aristotelischen einen Fortschritt in der methodischen Behandlung der Probleme der Psychologie begründete, indem denn nunmehr nicht bloss die verschiedenen Arten der seelischen Functionen und die verschiedenen Stufen der seelischen Lebensentwickelung einer sorgfältigeren und distincteren Untersuchung unterzogen, sondern auch das Somatische als solches und als Unterlage der seelischen Lebensentwickelung genauer in Betracht gezogen wurde. Es war eine Reaction gegen den abstracten unvermittelten Dualismus von Geist und Materie, der durch die scholastisch-aristotelische Psychologie freilich nicht innerlich und speculativ überwunden wurde, und daher nach dem grundsätzlichen Bruche mit der Scholastik sofort im Cartesianismus wieder auflebte; er wurde jedoch im scholastischen Peripatetismus insofern gemildert und gleichsam überbrückt, als die Seele unter den Begriff der den gestaltungsbedürftigen Stoff complirenden Form gefasst, und weiter auch die verschiedenen Grade der stets höher gesteigerten Formation des Stofflichen durch die aufeinanderfolgenden Stufen der seelischen Lebensthätigkeit aufgewiesen wurden. Bei solcher distincten Auseinanderhaltung dieser Stufen konnte es den peripatetisch geschulten Scholastikern nicht in den Sinn kommen, durch Aufweisung eines von der crassen Stofflichkeit des Leibes zu unterscheidenden Lebensprincipes unmittelbar auch schon

die Existenz und Wesenhaftigkeit der im Menschen denkenden Seele aufgewiesen zu haben; die Rücksicht auf die Lehren der arabischen Aristoteliker legte ihnen die Nöthigung auf, umständlich und ausführlich zu erweisen, dass diejenigen Begabungen, welche den Unterschied des Menschen von den blossen Sinnenwesen begründen, dem Menschenwesen als solchem eigen seien und zur Natur desselben gehören, dass also die menschliche Seele neben der Fähigkeit des sinnlichen Vorstellens auch jene des Denkens und Verstehens wesentlich zu eigen habe. Wenn Averroes (Ibn Roschd) von einem Gesammtverstand der Menschheit sprach, der in allen Einzelnen denke, so hatten ihm gegenüber die christlichen Aristoteliker den Intellect als ein allen Einzelnen wesenhaft eignendes Vermögen zu erweisen; behauptete Avicenna (Ibn Sina), dass der Intellect den Einzelseelen zwar der Möglichkeit nach eigne, diese Möglichkeit aber durch die aus dem höchsten Urwesen ausgeflossene Intelligentia prima actuirt werden müsse, so hatten dem gegenüber die christlichen Aristoteliker zu erweisen, dass der der menschlichen Seele eignende Intellect aus selbsteigener Kraft sich actuire, und den in den recipirten Vorstellungen latirenden Geistgehalt aus denselben hervorziehe. Hiebei kam aber den peripatetischen Scholastikern, zufolge der sich ihnen aufdringenden Nothwendigkeit, das selbstthätige Erkenntnissleben der Menschenseele auf Grund ihres sinnlichen Vorstellungslebens sich actuiren zu lassen, die Angewiesenheit der intellectiven Menschenseele an ihre Verbindung mit dem ihr eignenden Leibe, und der darin begründete Stufenunterschied der Menschenseele von den leiblosen oder reinen Intelligenzen sehr lebhaft und eindringlich zum Bewusstsein, obwohl sie, einem vollkommen selbstständigen speculativen Verfahren abhold, nicht bis dahin vordrangen, die Menschenseele für etwas von den sinnlich erkennenden Naturwesen und den leiblosen Intelligenzen specifisch verschiedenes Drittes zu fassen – ein Schritt, von welchem sie schon ihr Festhalten an der auf aristotelischer Grundlage angenommenen Vorstellung einer gradlinig aufsteigenden Stufenleiter vom Niedersten bis zum Höchsten, von der irdischen Materie bis zu Gott hinan abhielt. Jedenfalls aber war durch die graduelle Location der Menschenseelen unter die Engel der von Augustinus ausgesprochene Gedanke

einer Wesensgleichheit der Menschenseelen mit den höheren Geistern [1] entschieden abgelehnt, und damit auch eine wesentlich andere Auffassung und Behandlung der Fragen und Probleme intonirt, wie wir des Näheren sofort ersehen werden.

Die augustinische Psychologie steht im Gegensatze zur aristotelischen wesentlich auf platonischem Standpunkte, womit natürlich nicht eine Identität der augustinischen Psychologie mit der platonischen, sondern nur die allgemeine Richtung der ersteren bezeichnet werden will. Die augustinische Psychologie zeigt sich mit der platonischen verwandt, sofern sie mit Vorliebe den gottverwandten Zügen des menschlichen Seelenwesens nachforscht, so dass sich ihr das gottverwandte Wesen der menschlichen Seele als Hauptgegenstand der psychologischen Betrachtung in den Vordergrund stellt, und alles Andere, was die rationelle Psychologie sonst noch in den Kreis ihrer Erörterungen zu ziehen hat, fast nur als Vorbedingung der richtigen Erkenntniss dessen, was die Seele nach ihrer gottverwandten Seite ist, erscheint. Dabei betont sie im Gegensatze zu der von den scholastischen Peripatetikern urgirten Mittelbarkeit des seelischen Selbsterkennens die Unmittelbarkeit dieses Erkennens, und bezeichnet die selbsteigene Seele des Menschen als das seinem Erkennen nächstgelegene, und zufolge ihrer Geistigkeit zugleich weit heller und klarer als die sinnliche Körperwelt, erkennbare Object. Dieser Charakter verblieb der christlichen Psychologie während der ganzen früheren Hälfte des Mittelalters, und tritt auch in den psychologischen Erörterungen Wilhelms trotz ihrer Versetzung mit den in der peripatetisch gewordenen Scholastik üblichen Digressionen und Untersuchungen deutlich genug hervor. Die menschliche Seele erkennt sich, sagt Wilhelm, [2] aus ihren Handlungen, Stimmungen und Thätigkeiten nicht nur eben so genau, als man den Sokrates oder einen anderen Menschen an den seine Person kenntlich machenden äusseren Merkmalen erkennt, sondern

[1] Vgl. Aug. de lib. arb. III, 11: Animæ rationales illis superioribus (spiritibus) officio quidem impares, sed natura pares sunt. — De quant. an., c. 34: Eorum, quae Deus creavit, anima rationali quidquam deterius est, quiddam par: deterius, ut ut anima pecoris, par ut angeli, melius autem nihil.

[2] De an. III, 12.

noch weit genauer, weil die Selbsterkenntniss der Seele nicht, wie die äussere Personenkenntniss, durch Sinneseindrücke vermittelt, sondern eine unmittelbare Intellectualerkenntniss ist. Wenn man nach Aristoteles an der Sprechweise des Menschen den ihn innerlich bewegenden Affect erkennt, um wie viel mehr wird die Seele an ihren Affecten und Stimmungen, die ihr unmittelbar inhäriren, sich selber erkennen! Man sagt wohl, dass die Leidenschaften die Selbsterkenntniss der Seele verdunkeln; diese Verdunkelung geht indess nicht so weit, dass der mit einem bestimmten Laster Behaftete nicht wüsste, dass er dasselbe übe; im Gegentheile ist ihm dieser Habitus seiner Seele unmittelbar bewusst. Wenn es den Menschen thatsächlich sehr schwer ist, sich zum intellectuellen Erkennen des geistigen Wesens seiner Seele zu erheben, so hat diess seinen Grund in der Gewöhnung an die sinnliche Anschauung,[1] die z. B. auch macht, dass Viele, obschon sie um die Geistigkeit der Engelwesen wissen, sich doch dieselben unter jenen Gestalten vorstellen, in welchen sie dieselben auf Gemälden oder durch Statuen dergestalt zu sehen gewohnt sind. Es ergeht dem Menschen hiebei so, wie es dem menschlichen Auge ergeht, wenn es an die Dunkelheit gewöhnt plötzlich von der lichten Tageshelle überrascht und geblendet wird. Diese Hindernisse und Wirrnisse des zeitlich-irdischen Menschendenkens werden hinwegfallen, wenn der Mensch dereinst mit dem ewigen Lichte der Geister d. i. mit Gott ganz und vollkommen vereiniget sein wird.

Die Zuversicht, mit welcher Wilhelm das unmittelbare Selbsterkennen der menschlichen Seele behauptet, stützt sich auf seine Ueberzeugung von der Geistigkeit, und von der in dieser Geistigkeit begründeten Einfachheit der Seele. Diese lässt nämlich nach seiner Ansicht eine Abscheidung der Seelenvermögen vom Wesen der Seele nicht zu:[2] von der Essenz der Seele abgeschieden müssten die sogenannten Seelenvermögen als Accidenzen genommen werden, reine Accidenzien können aber nicht als Wirkungsprincipien genommen werden. Also sind die ihnen zugeschriebenen Wirkungen eben nur un-

[1] De an. III, 14

[2] De an. III. 6.

mittelbar Wirkungen der Seelensubstanz selber. Wenn sonach von einem Erkennen, Wollen, Zürnen, Begehren u. s. w. der Seele die Rede ist, so hat man der Seele nicht ein besonderes Erkenntnissvermögen, Willensvermögen, θυμικόν und ἐπιθυμητικόν beizulegen, sondern in den Operationen dieser verschiedenen vermeintlichen Vermögen ist jederzeit unmittelbar die Seele als solche thätig, die ihrer Substanz nach Eine nach verschiedenen Beziehungen auf verschiedene Weise wirkt. Wilhelm kann mit gutem Grunde sagen, dass diese Lehre nicht seine Erfindung ist, und sich auf aliquos ex majoribus et sapientioribus theologorum legis christianorum berufen, die eben so gelehrt hätten. So weit und wo immer durch das ganze frühere Mittelalter bis auf Wilhelm herab Augustins Ansehen herrschte, galten auch die von Wilhelm vertretenen Sätze über die Einfachheit der untheilbaren Einen Seelensubstanz im Menschen. Wir berufen uns der Kürze halber auf eine aus verschiedenen Autoren der patristischen und der älteren mittelalterlichen Zeit zusammengetragenen Schrift psychologischen Inhaltes, die den unter Hugo's a St. Victor Namen gehenden vier Büchern de anima als zweites Buch einverleibt ist, und unter dem Titel: De spiritu et anima, auch unter den unechten Werken Augustin's vorkommt.[1] Sofern diese Sammelschrift die Sätze und Lehren der vornehmsten und bekanntesten Vertreter christlich-philosophischer Anschauungen von Augustinus an bis in's zwölfte Jahrhundert herab wiedergiebt, kann sie als Repräsentation der psychologischen Anschauungen des gesammten früheren Mittelalters gelten. Die in dieser Schrift vorgetragenen Lehren sind nun grösstentheils augustinische, entweder unmittelbar aus den Schriften Augustins selber gezogen, oder aus den Werken anderer Verfasser, von welchen Augustins Schriften zu Rathe gezogen wurden. Obwohl die Tendenz des ganzen Buches vorwiegend eine moralisch-ascetische ist, so ist doch zugleich, wenn auch ziemlich zusammenhangslos und zerstückelt, das gesammte Materiale einer rationalen Psychologie darin enthalten; es wird öfter als einmal eine vollständige philosophische Definition vom Wesen der menschlichen Seele gegeben, von den verschiedenen

[1] So in Migne's Abdruck der Werke der lateinischen Kirchenväter Tom. XL (sechster Band der Werke Augustins) p. 779 – 830.

Kräften, Begabungen und Wirksamkeiten derselben ausführlich gehandelt, auch der somatologische Unterbau der rationalen Psychologie nicht ganz vernachlässiget. Eine Stelle des Buches nun, die wir unten in der Anmerkung beibringen, [1] gibt eine kurz zusammenfassende Schilderung des Wesens der menschlichen Seele im augustinischen Sinne, und es ist kein Zweifel, dass der in dieser Schilderung gegebene Seelenbegriff, der eine Abtrennung der Seelenvermögen vom Seelenwesen durchwegs ausschliesst, nicht bloss vom Verfasser des Buches als der gemeingiltige angesehen worden sei, sondern seinem ganzen Zeitalter dafür gegolten habe. Albertus Magnus, der in seinen Erörterungen über das menschliche Seelenwesen auf eine ähnlich lautende Stelle desselben Buches Bezug nimmt, [2] stellt ihr nicht die Auctorität irgend eines anderen christlichen Lehrers gegenüber, [3] sondern bekämpft sie mit rationellen Gründen, und sucht die augustinische Stelle durch nähere Erklärung auf ihren wahren, eigentlichen Sinn zurückzuführen. Es ist auch ganz richtig, dass Augustinus an eine förmliche Ablehnung der Unterscheidung zwischen Essenz und Kräften oder Vermögen der Seele nicht dachte, und es lässt sich allerdings dasjenige, was

[1] Anima nominatur totus homo interrior, qua vivificatur, regitur et continetur lutea illa massa, humectata succis, ne arefacta dissolvatur. Dum ergo vivificat corpus, anima est; dum vult, animus est, dum scit, mens est, dum recolit, memoria est; dum judicat, ratio est; dum spirat vel contemplatur, spiritus est; dum sentit, sensus est. Nam inde sensus anima dicitur, pro iis, quae sentit; unde et sententia nomen accepit. O. c., c. 34.

[2] Dicit Augustinus in libro de spiritu et anima c. 13 (weiter unten sagt Albert: in libro de anima, qui Augustini dicitur): Anima secundum operis sui officium variis nuncupatur nominibus. Dicitur namque anima, dum vegetat, spiritus dum contemplatur, sensus dum sentit, animus dum sapit, dum intelligit, mens; dum disserit, ratio; dum recordatur, memoria; dum vult, voluntas. Ista tamen non differunt in substantia quemadmodum differunt in nominibus; quoniam omnia ista una anima est, proprietates quidem diversae, sed essentia una. Summ. theol. 2 Pars, tract. 12, qu. 70. membr. 2. — Albert hebt ebendaselbst noch eine weitere Stelle desselben Buches aus, wo gesagt wird, dass zwar die virtutes, nicht aber die vires animae von der Essenz der Seele abzuscheiden seien.

[3] Diess wäre auch kaum angegangen. Das Vorkommen ähnlich lautender Erklärungen und Auseinandersetzungen bei Alcuin (de ratione animae), Hugo a St. Victore (Erud. didasc. II. 5), Isaak von Stella (ad Alcherum) ist ein hinlänglicher Beleg für die oben erwähnte Gemeingiltigkeit jener Anschauungen in der ersten Hälfte des Mittelalters.

Augustinus nach Alberts Ansicht eigentlich sagen wollte, mit letzterer ganz gut vereinbaren; eben so gewiss aber ist, dass Augustinus auf die gedachte Unterscheidung nicht reflectirte, und auf dieselbe nicht reflectiren konnte, weil ihm in seinen bezüglichen Erklärungen über das Seelenwesen ausschliesslich nur darum zu thun war, die Idee der durch die mehrseitige Vermöglichkeit und Begabung der Menschenseele nicht beeinträchtigten Einfachheit des menschlichen Seelenwesens zum Ausdrucke zu bringen, die ihm durch die Geistigkeit der Seele als selbstverständlich gefordert erschien. In diesem Sinne wurde er auch von seinen Verehrern verstanden; der Verfasser der vorerwähnten pseudoaugustinischen Sammelschrift bleibt bei der Anstaunung der Vergesellschaftung der Einfachheit der Seele mit ihrer vielfältigen Begabung stehen, und nennt diese Vergesellschaftung etwas Wunderbares,[1] was sich demzufolge seiner Natur nach einer vollkommenen Aufhellung für unser unvollkommenes Erkennen entzieht. Wilhelm[2] nimmt zu erläuternden Analogien Zuflucht: wie eine und dieselbe Person zugleich Herzog, Graf, Markgraf, Inhaber einer städtischen Würde als Bürgermeister oder Rathsherr sein könne, so kann die Seele unbeschadet ihrer Einfachheit und Untheilbarkeit verschiedenen Verrichtungen im Denken, Wollen, Zürnen, Begehren u. s. w. obliegen. Dass alle diese Actionen und Passionen der Seele aus einer bestimmten Grundthätigkeit und Grundbeschaffenheit der Seele abzuleiten seien, und diese Grundthätigkeit und Grundbeschaffenheit aus dem Grundwesen der menschlichen Seele verstanden werden müsse, mag in jenem Zeitalter wohl geahnt worden sein, ist aber nicht als eine Forderung der methodischen Forschung begriffen worden; womit wohl auch zugleich die für jene Zeiten unübersteiglichen Schranken einer philosophisch durchgebildeten psychologischen Forschung kenntlich gemacht sind. Das geistige Wesen der Seele betreffend, hatte wohl schon Augustinus erklärt,[3] dass

[1] Nihil in creaturis hac divisione mirabilius cernitur, ubi id, quod essentialiter unum est atque individuum, in se ipsum scinditur; et quod simplex in se et sine partibus constat, quasi quadam partitione dividitur. O. c., c. 34.

[2] De an. III, 6.

[3] De trin. VI, 6: Creatura quoque spiritualis, sicut est anima, est quidem in corporis comparatione simplicior, sine comparatione autem corporis

seine Einfachheit nicht jener des göttlichen Wesens gleichzusetzen, sondern nur relativ zu verstehen sei, sofern durch sie eben nur die Ausgedehntheit und Theilbarkeit des Körperlichen ausgeschlossen sein soll. Dieser Gedanke mochte ausreichen, die Vermögensvielheit der menschlichen Seele als möglich erscheinen zu lassen, wurde aber nicht für eine wirkliche Erklärung dieser Vermögensvielheit verwerthet; Augustinus deducirte aus ihr nur so viel, dass die menschliche Seele eine mittlere Stelle einnehme zwischen der göttlichen Essenz, die zufolge ihrer absoluten Einfachheit schlechthin unveränderlich sei, und zwischen den theilbaren Körpern, die zufolge ihrer Zusammengesetztheit und Theilbarkeit nicht bloss mutabel, sondern auch alterabel seien, während die menschliche Seele den Körpern gegenüber mit Gott die Inalterabilität, im Gegensatz zu Gott aber mit den Körpern die Mutabilität gemein habe. Ueber diese abstract metaphysischen Bestimmungen des menschlichen Seelenwesens kann die augustinische Psychologie nicht hinaus, eben so wenig aber auch die auf sie folgende scholastisch-peripatetische; dass die Inalterabilität der menschlichen Seele im Personscharakter derselben begründet sei, wurde weder von den mittelalterlichen Augustinern, noch von den mittelalterlichen Aristotelikern erkannt, und desshalb kann der von den Letzteren erzielte Fortschritt auf dem Gebiete der philosophischen Psychologie nur als ein sehr relativer bezeichnet werden. Indess bleibt ihnen jedenfalls das Verdienst, wirklich an die Erklärung jener mira divisio animae indivisibilis gegangen zu sein, von welcher wir den mehrerwähnten mittelalterlichen Augustiner oben reden hörten, ohne dass er auch nur die leiseste Nöthigung zu einer rationalen Aufhellung der Denkbarkeit der Vielheit in dem untheilbar Einen empfunden hätte.

multiplex est etiam ipsa, non simplex. Nam ideo simplicior est corpore quia non mole diffunditur per spatium loci, sed in unoquoque corpore et in toto tota est, et in qualibet ejus parte tota est. Sed tamen etiam in anima, cum aliud sit artificiosum esse, aliud inertem, aliud acutum, aliud memorem, aliud cupiditas, aliud timor etc., possintque et alia sine aliis et alia magis et alia minus innumerabilia et innumerabiliter in animae natura inveniri, manifestum est, non simplicem, sed multiplicem esse naturam. Nihil enim simplex mutabile est, omnis autem creatura mutabilis.

Albertus Magnus [1] bekämpft die Behauptung der Identität der Seelensubstanz mit den ihr beigelegten Vermögen und Kräften aus mehrfachem Grunde. Wäre die Seelensubstanz unmittelbar als solche selber schon das seelische Wirkungsvermögen, so wären nicht mehrere, sondern nur Ein Wirkungsvermögen der Seele möglich, nämlich jenes Eine, das sie selber ist. Es würde aus jener behaupteten Identität ferner folgen, dass, wie Seele und Sinn, Seele und Intellect, so weiter auch noch Sinn und Intellect sachlich dasselbe seien. Das natürliche Können ist Ausfluss der Wesenheit, somit nicht die Wesenheit selber, sondern ein Consequens derselben; also sind die potentiæ cognitivæ und potentiæ motivæ als Ausflüsse der Seelenessenz anzusehen, und sind in Folge des Seins der Seele (sunt sequentes esse animæ), die als Subject und Träger derselben angesehen werden muss. Hier fühlt man sich denn doch versucht, zu fragen, ob diese ‚Ausflüsse' etwas von der Essenz der Seele Verschiedenes sind, oder ob nicht vielleicht in ihnen, sofern sie doch etwas Reales sind, die Essenz der Seele selber gestaltet und gegliedert ist? Es ist ferner nicht zu verkennen, dass unter den Seelenkräften, welche Albertus Magnus als potestates particulares von der Seele als Totum potestativum abscheidet, ein gewisses Rang- und Ordnungsverhältniss statthat, welchem zufolge einzelne dieser potestates sich unmittelbarer aus dem Wesen der Seele ergeben als andere, welche zufolge ihres Verhältnisses zum Leibe hervortreten. Setzt man, wie es nicht anders möglich ist, das Wesen der Seele in ihre Denkhaftigkeit, so werden die unmittelbar aus ihrem Wesen sich ergebenden Wesensäusserungen ihre intellectiven Bethätigungen sein, ja man wird ihr streng genommen gar keine anderen, als derartige Bethätigungen zuschreiben können. Nicht nur sind die Sensationsacte der Seele eben bloss verhüllte Intellectionen, sondern auch ihr Einfluss auf die Leibesgestaltung wird, soweit diese eben nur symbolisirende Abgestaltung und Selbstausdruck des Seelenwesens im bildungsfähigen Stoffe ist, als Reflex des immanenten Selbstlebens der Seele im Stoffe zu verstehen sein. Das Ausgestattetsein der Seele mit verschiedenen ‚Vermögen' bedeutet eben nur die vielartige Vermög-

[1] A. a. O.

lichkeit ihrer intellectiven Natur; denkt man sich diese vielartige Vermöglichkeit ihres denkhaften Wesens von ihr hinweg, so bleibt von diesem denkhaften Wesen gar nichts übrig. So weit also die scholastische Abscheidung der Seelenvermögen von der Essenz der Seele auf die aristotelische Kategorienlehre sich gründet, [1] gehört sie dem Gebiete eines abstract formalisirenden Denkens an, welches in das Wesen der lebendigen Seelennatur keinen Einblick gewährt. Und es ist weiter nicht zu verkennen, dass jene Abscheidung der Scholastik durchaus nur auf die dem peripatetischen Denken geläufigen Distinctionen gestützt war — Distinctionen, die, sofern sie bloss künstliche, und auf Grund der einmal als gültig feststehenden Grundbegriffe der Peripatetik angenommen waren, mit der Abwendung von der peripatetischen Denkkunst ihre Bedeutung verloren, ja mitunter geradezu unverständlich wurden. Es ist übrigens kein Zweifel, dass die Mehrdeutigkeit des Wortes ‚Essenz' ihrerseits dazu beitrug, die Abscheidung der Seelenvermögen vom Seelenwesen zu verfesten; identificirte man den Begriff der Essenz mit jenem der Substanz, so konnte man, da das ‚Vermögen' als solches und seinem Begriffe nach keine Substanz ist, nicht umhin, es zum Accidens der Substanz, welcher es eignet, herabzusetzen; [2] man übersah hiebei nur, dass man eine Distinction, die einem in seiner Steifheit ziemlich unvollkommenen subjectiven Denkmodus entsprach, nicht sofort als eine im gedachten Objecte selber bestehende nehmen dürfe. Man würde indess den Scholastikern unverdient nahe treten, wollte man behaupten, dass sie nicht durch ein wirkliches sachliches Interesse zu jener Distinction hingedrängt worden wären. Schon Albertus deutete es in Kürze an: es handelte sich um den metaphysischen Unterschied des menschlichen Seelenwesens von der göttlichen Wesenheit. Die göttliche Essenz ist absolut einfach, dem menschlichen Seelenwesen kommt Einfachheit nur in relativem Sinne zu; Gott ist das absolute Können in eigenster Wesenheit und Wirklichkeit, die menschliche Seele ist es nicht, hat aber ein

[1] Vgl. Thomas Aq. Summ. I, qu. 77, art. 1: Operatio animae non est in genere substantiae. — Cum potentia animae non sit ejus essentia, oportet quod sit accidens, et est in secunda specie qualitatis.

[2] Dawider richtet sich Wilhelms Polemik: De an. III, 4.

verschiedenartiges Können. Dieser Besitz eines Könnens, das nicht die Seele selber ist, obschon es derselben wesenhaft eignet, ja das specifische Wesen der Seele ausmacht, ist wohl einfach nur aus ihrem creatürlichen Gesetztsein zu erklären; die Seele ist sich mit allen ihren Wesensqualitäten etwas schlechthin Gegebenes, sie deprehendirt an sich, wie ihr Sein, so auch die demselben aufgedrückten Wesensbestimmtheiten als etwas von ihr Gehabtes, ohne ihr Wollen und Zuthun ihr Eigenes. Weil sich diess aber nicht bloss auf ihr Können, sondern auch auf ihr Sein bezieht, dessen specifische Bestimmtheit jenes Können ist, so hebt sich damit die Unterscheidung zwischen ihrem Sein und Können wieder in dem höheren Gedanken ihrer absoluten Gegebenheit auf, in der sie sich als lebendiges geschöpfliches Bild dessen, der das absolute Können ist, erfasst, und daher auch ihre specifische Vermöglichkeit als ihr selbsteigenstes Sein und Wesen erkennt. Denn ihr Sein ist als ein geistiges wesentlich ein persönliches, selbstkönnendes, und unterscheidet sich als solches wesentlich von dem ungleich schwächeren ungeistigen und stofflichen Sein, welches, weil selbstlos, auch kein Selbstkönnen haben, sondern lediglich Substrat, Organ und Medium der durch ein anderes von ihm Verschiedenes, durch die Macht der organisirenden Idee zu verwirklichenden Gestaltungen und Bildungen sein kann.

In diesem Sinne nun können wir Wilhelm unsere Zustimmung nicht versagen, wenn er, an das posse creatoris anknüpfend,[1] zu erweisen sucht, dass allüberall, wo ein selbstmächtiges Wirken statthat, das Können oder Vermögen nicht als ein Superadditum zur Essenz des Wirkenden angesehen werden könne. Nur darf man bei ihm nicht einen philosophischen Begriff des Selbstmächtigen suchen. Obschon er ganz richtig den Begriff des selbstmächtigen posse dahin bestimmt, dass es ein Können durch sich selber oder kraft der eigenen Wesenheit sei, steigt er doch bis zum Begriffe der albedo als einer potentia disgregandi visum herab, um an einem der gemeinen Erfahrung angehörigen Beispiele den Begriff des selbstmächtigen Könnens zu erläutern. Wäre die albedo nicht durch sich selbst disgregativa visus, so müsste sie es durch etwas

[1] De an. III, 5.



Anderes sein, welchem man mit gleichem Grunde diese Fähigkeit absprechen könnte, so dass man auf eine hinter diesem Zweiten stehende dritte, vierte u. s. w. Ursache und so in's Unendliche fort zurückzugehen hätte. Sagt man von einem weissen Körper, fügt Wilhelm bei, dass er die potestas disgregativa habe, so haftet ihm diese potestas allerdings zufolge seines Weissseins als Supperadditum an; denn nicht durch sich als Körper, sondern zufolge jener ihm anhaftenden Eigenschaft des Weissseins setzt er die Wirkung der albedo. Wie aber dann, wenn das Weisssein, wie z. B. beim Kalk, nicht eine aufgetragene Tünche ist, sondern unmittelbar in der Wesensbeschaffenheit des Körpers liegt, so dass er nicht anders, denn als weiss gedacht werden kann? Diess gehört jedoch zu den Dingen, auf welche ein vom sachlichen Verständniss der Naturdinge abgewandtes und vorwiegend formalistisches Denkverfahren nicht reflectirte; und so dürfen wir uns weiter auch nicht wundern, wenn Wilhelm, zwischen verbis activis und verbis passivis unterscheidend, die Verba caleo, frigeo, timeo und andere Zustandsbezeichnungen als solche nimmt, die im Unterschiede und Gegensatze zu den verbis activis lauter Superaddita aussagen, als ob es in der Natur bestimmter Körper oder Körperwesen nicht eben so gut liegen könnte, heiss, kalt, furchtsam u. s. w. zu sein, als es im Wesen der albedo oder eines seiner Natur nach weissen Körpers liegt, eine vis disgregativa zu üben.

Wilhelm stützt seine Lehre von der substantiellen Identität der Seelenkräfte mit der Essenz der Seele auf seine Lehre von der Einfachheit und Untheilbarkeit der Seele. Sie ist weder eine Zusammensetzung aus Materie und Form, [1] noch auch ein aus der Vielheit ihrer Vermögen coalescirtes Ganzes. [2] Die Zusammensetzung der Seele aus Materie und Form ablehnend, adoptirt er die aristotelische Bestimmung derselben als reiner Form, und bekundet damit, dass er bereits innerhalb der Scholastik des 13. Jahrhunderts steht; die Art und Weise jedoch, wie er den Gedanken von der Seele als reinem Formwesen aufgreift, gibt zugleich auch zu erkennen, dass er auf

[1] De an. III, 1.
[2] De an. III, 2.

den eigenthümlichen Denkgehalt dieser aristotelischen Idee noch nicht näher einging, und dass ihm dieselbe einzig als Vehikel zur Erweisung der Geistigkeit und Einfachheit der Seele dienen sollte. Die Seele ist rein nur Form ohne alle Materie; wäre ihr eine Materie als Wesenstheil eigen, so müsste dieser entweder als lebendiger oder unlebendiger Theil des Seelenwesens gedacht werden. Letzteres ist an sich widersinnig, da es den Gedanken eines zugleich lebendigen und todten Wesens involviren würde. Sollte die Materie der Seele etwas Lebendiges sein, so müsste sie entweder als Leib derselben, somit auch als sterblich gedacht werden; wollte man ihr aber ein selbsteigenes Leben zuweisen, so wäre sie nicht mehr blosse Materie, sondern ein lebendiges Wesen, in welchem wieder zwischen Seele und Leib zu unterscheiden wäre. Wilhelm hat in der Bestreitung der Behauptung einer Zusammengesetztheit der Seele aus Materie und Form die Anhänger der in Avicebrons (Salomon Ibn Gabirol) Schrift Fons vitæ vorgetragenen Lehren im Auge. Die Materie, sagen die Bekenner dieser Lehren, ist zur Reception aller Formen befähiget und das denknothwendige Suppositum derselben; demzufolge muss auch für die von der menschlichen Seele recipirten Formen, für die an ihr hervorgebildeten intellectuellen und moralischen Vorzüge u. s. w. ein Receptionsprincip oder eine Materie der Seele vorausgesetzt werden. Verhielte es sich so, so müssten zufolge des Satzes: cujus est potentia, ejus est actus, auch die intellectuellen und moralischen Vorzüge (scientiæ et virtutes) und alle sonstigen geistigen Dispositionen jener Seelenmaterie zugesprochen werden, und somit wäre es diese, die man weise und tugendhaft zu nennen hätte, die Seele selber erst mittelbar und in zweiter Linie. Die Wirksamkeiten gehen nicht von der Materie, sondern von der Form aus; demzufolge sind die geistigen Thätigkeiten und moralischen Wirksamkeiten der menschlichen Seele aus der Eigenschaft der Seele als Form zu erklären, während sie zufolge der schon zurückgewiesenen Anschauungsweise dem angeblichen Materialprincip der Seele zugeschrieben werden müssten. Man ersieht hieraus, dass dieses Materialprincip völlig überflüssig ist, zugleich aber widersinnig, weil man, wofern man es im Sinne der Gegner gelten lassen wollte, es consequenter Weise auch zum Träger der sittlichen Verdienste



der Seele und ihres Anspruches auf die Glorie des himmlischen Tugendlohnes machen müsste. Dass man rein geistige Substanzen für undenkbar hält, hat seinen Grund im Verkennen dessen, dass die Susceptibilität für Entgegengesetztes, die man ausschliesslich der Materie als solcher vindiciren zu müssen glaubt, ein Proprium der Substanz ist. Wollten etwa Einige einwenden, es gelte diess nur von der substantia prima d. i. von der bestimmten besonderen individuellen Substanz, so wäre zu erwidern, dass auch die rein immateriellen Substanzen in die Kategorie der substantiæ primæ gehören.

Die Seele ist ein absolut untheilbares Wesen, [1] und kann demzufolge nicht als blosser Complex der das Eine Seelenwesen constituirenden Vermögen genommen werden. Die Potenzen sind ihren Acten proportional; wie diese letzteren sich zu keiner natürlichen Einheit zusammenfügen, können auch die ihnen entsprechenden Potenzen durch sich kein Eines Ganzes geben. Als Similia können sie nach Aristoteles weder ein Continuum, noch eine durch Contiguität vermittelte Einheit ergeben; es bliebe also nur noch jene Art von Einigung, vermöge welcher eine jede einzelne aus ihnen in allen anderen ist. Dies Letztere aber ist schon an sich widersinnig; auch würden, wenn in einer einzelnen Potenz alle anderen enthalten wären, dieselben neben jener einzelnen ganz überflüssig sein. Die Seelenvermögen sind in ihrer wunderbaren Einheit auf das Bestimmteste und Deutlichste von einander verschieden, und beirren sich wechselseitig nicht im Mindesten; sie können also in dieser ihrer discreten Vielheit nicht Ein Vermögen constituiren, sondern müssen, so gewiss sie unter einander untheilbar zusammenhängen, in einem untheilbaren Subjecte ihre Einheit haben, können nur als virtutes desselben begriffen werden. Ohne diese Art von Einigung wären sie ein zusammenhangloses zufälliges Conglomerat; die Benennungen totum potentiale, totum virtuale sind vergebliche Nothmittel, die Geistlosigkeit einer solchen Auffassung zu verdecken. Die Einheit in subjecto ist, wie wir bereits wissen, als unmittelbare Substanzeinheit zu verstehen, die jede Zusammensetzung des Complexes der Vermögen mit etwas von ihnen Verschiedenem aus-

[1] De an. III, 2.

schliesst. Vergeblich bemühen sich die Gegner (die neuen Aristoteliker), diese Art von Zusammengesetztheit zu verdecken, wenn sie sagen, die Vermögen seien natürliche Qualitäten, durch welche die Seelensubstanz geschmückt und vollendet werde. Daraus würde also folgen, dass die potentia ratiocinandi eine zur menschlichen Seelensubstanz hinzukommende, mithin accidentale Qualität sei; demzufolge wäre der Mensch nicht substantialiter, sondern nur accidentaliter vom vernunftlosen Thiere verschieden, die den Menschen als Menschen charakterisirende Wesensform, die nothwendig Substantialform sein muss, gar nicht vorhanden.

Der Wesensbegriff des Menschen ist dieser, ein animal rationale zu sein. Als sinnliches Lebewesen trägt der Mensch nicht bloss ein Intellectualprincip in sich, sondern hat mit den Thieren das Empfinden, mit den Pflanzen das Vegetationsleben gemein. Selbstverständlich ist Wilhelm bemüht, auch in Bezug auf diese dreifache Abstufung des Seelischen in der intellectuellen, sensitiven und vegetativen Lebensthätigkeit die stricte Einheit des menschlichen Seelenwesens aufrecht zu halten.[1] Da er jede menschliche Seele unmittelbar durch Gott geschaffen, den Leib des Kindes aber als einen lebendigen von den Eltern erzeugt werden lässt, so handelt es sich für ihn im Besonderen darum, ersichtlich zu machen, dass durch die vor Eintritt der intellectuellen Seele schon vorhandene vegetative Belebtheit des Fötus die stricte Einheit des menschlichen Seelenwesens nicht aufgehoben wird. Er nimmt demzufolge an, dass das mit dem lebendigen Sperma der zeugenden Eltern bereits gegebene Vegetationsprincip, mittelst dessen das gezeugte Plasma zum gegliederten Körper wird, mit dem Eintritt der vom Schöpfer geschaffenen Seele in den Leib aufhört zu sein, da die an seine Stelle getretene vernunftbegabte Seele vollkommen ausreicht, den bereits gestalteten Körper zu beleben und zu regieren. Wilhelm findet es nicht unpassend, wenn man die Ersetzung eines für sich bestehenden leiblichen Vegetationsprincips durch die gottgeschaffene Seele mit der Absorption und Exstinction eines schwächeren Lichtes durch ein nachfolgendes stärkeres vergleichen will.

[1] De an. IV, 1—4.



Diese Darlegung verdeckt einigermassen die Schwierigkeit, die darin liegt, das Intellectualprincip im Menschen sich zugleich als Beseelungs- und Belebungsprincip denkbar zu machen — eine Schwierigkeit, die in der augustinischen Psychologie zufolge ihrer Neigung, das menschliche Seelenwesen unter Eine Kategorie mit den Engelwesen zu stellen, nicht abgeläugnet werden kann. In der peripatetischen Philosophie, welche die Seele primär als Informationsprincip der sinnlichen Leiblichkeit des Menschen auffasst, bestand umgekehrt die besonders von den arabischen Aristotelikern gefühlte Schwierigkeit, die Seele oder das Lebensprincip des Menschenwesens zugleich als Intellectualwesen zu begreifen, und es musste überhaupt die Frage beantwortet werden, wie man sich die Einheit der drei Animationsprincipien: anima vegetativa, sensitiva, intellectiva zu denken habe. Nach Albertus Magnus [1] liegt der Schlüssel zur Erkenntniss des Verhältnisses dieser drei in der Menschenseele geeinigten Informationsprincipien zu einander darin, dass von diesen dreien jedes höhere das tiefere zusammt den Wirkungsweisen desselben in sich aufgehoben trägt; demzufolge ist die sensitive Seele wesentlich auch Vegetationsprincip, die intellective Seele wesentlich auch Sensations- und Vegetationsprincip. Die substantielle Einheit dieser drei Principien in der intellectiven Seele beweist sich dadurch, dass die beiden niederen ganz und gar für die Zwecke der intellectiven Functionen thätig sind, indem die Vegetationsthätigkeit auf die Ausbildung und Erhaltung eines für die intellective Seele geeigneten Leibes gerichtet ist, und eben so die Sensationsthätigkeit den Funktionen der anima rationalis sich zu Diensten stellt. Beide Thätigkeiten bekunden hiedurch, dass sie die Form der intellectiven Seele an sich haben, und demzufolge von derselben nicht abgetrennt gedacht werden können. Wenn Aristoteles in seiner Thiergeschichte bemerkt, dass der Embryo zwar vom Anfange her ein Lebendiges, aber nicht auch schon ein Lebewesen (ζῶον) sei, und noch später erst das embryonische Lebewesen zum Menschen werde, so ist damit einzig nur gesagt, dass der Generationsact, in welchem sich aus dem Körper der zeugenden Eltern ein neues Menschengebilde entsondert, erst

[1] Summ. theol. Pars II, tract. 12, qu. 70. mbr. 3.

mit der completen Hervorbildung des Menschenwesens aus der Samensubstanz zu Ende sei. Das Verhältniss der Einen Seelensubstanz zu jenen drei Arten ihrer Bethätigung im vegetativen, sensitiven, intellectuellen Leben wird von Albert als jenes eines totum potestativum zu seinen partes potestativæ gefasst. Daraus geht aber zugleich hervor, dass die Seele nicht in jener Weise, wie Wilhelm von Auvergne es will, als reine Form gefasst werden könne; reine Form besagt bei ihm so viel als einfache Form (forma simplex), und diese reicht nach Albert eben nur dazu aus, einen natürlichen actus generativus zu vollführen, [1] dessen Product durch seine natürliche Beschaffenheit an einen bestimmten Ort gewiesen ist, und durch seine Form nicht willkürlich an einen anderen Ort versetzt werden kann. Die menschliche Seele muss also, sofern sie mehr als blosses Vegetationsprincip ist, ein Compositum sein. Die Elemente der Zusammensetzung sind das motum appetitivum und das movens cognitivum; denn wie Augustinus und Aristoteles sagen, ist das Sehen oder Erkennen, das sinnliche sowohl als das intellectuelle, dasjenige, was die Seele in Bewegung setzt. Der Unterschied zwischen motum und movens, der sich an der zufolge ihres Erkennens begehrenden Seele darstellt, ist auf den allgemeineren ontologischen Gegensatz zwischen dem quod est und quo est zurückzuführen; das quo est ist im gegebenen Falle eben die Sensibilität und Intellectualität der menschlichen Seele [2]. Albert betont also den Charakter der metaphysischen Zusammengesetztheit der menschlichen Seele als creatürlicher Substanz; und lässt diesen an die Stelle der Privation treten, durch welche Wilhelm die menschliche Seele, die ihrem Wesen nach ein Könnendes ist, von Gott, dem absoluten Können, unterschieden wissen will. [3] Wilhelm bezeichnet nämlich Gott als purissima et verissima potentia, aus welcher jedwede Art von Impotenz schlechtweg ausgeschlossen ist, woraus dann von selber folgt, dass die menschliche Seele zufolge der Begränztheit ihres Könnens auch mit einem gewissen Nichtkönnen als metaphysischer

[1] Forma simplex movere non potest, nisi motu generantis h. e. quod generans inducit formam per generationem. Summ. theol. P. II, qu. 70, mbr. 1.

[2] Nähere Erklärungen über den Sinn der Terminen quod est und quo est in Alberts Summa de creaturis Pars I, qu. 21, art. 2.

[3] De an. III, 5.



Signatur ihres begränzten creatürlichen Seins behaftet sein müsse. Wir wollen nicht verhehlen, dass uns der von Wilhelm betonte Gedanke einer relativen Nachbildung der absoluten göttlichen Vermöglichkeit durch die Vermöglichkeit der gottebenbildlichen menschlichen Seele einen geeigneteren Anhaltspunkt für eine lebendige Anschauung vom Wesen der geistbegabten selbstigen Menschenseele zu bieten scheint, als die abstract formalistische Lehre der scholastisch-aristotelischen Philosophie von einer metaphysischen Zusammengesetztheit der Seele, deren weitere Ausbildung ein ganzes Gespinnst von Subtilitäten aus sich heraussetzte, ohne dass hiedurch das lebendige Wesen der Seele dem philosophischen Verständniss näher gerückt worden wäre. Andererseits darf aber nicht verschwiegen werden, dass jener bei Wilhelm gelegentlich einmal aufdämmernde Lichtgedanke eine taube Blüthe war, die keine Frucht ansetzte; eben diese Magerkeit und Unfruchtbarkeit, die dem mittelalterlichen Augustinismus in speculativer Beziehung anhaftet, war eine der Ursachen, die dem empiristischen Realismus der aristotelischen Philosophie Vorschub leistete, und eine Befruchtung und Ausfüllung des rationalen Denkens durch ihn als Bedürfniss fühlen liess.

Der scholastische Peripatetismus fasst das Verhältniss des Seelischen und Leiblichen im Menschen als ein möglicht inniges, und erkennt im Menschen eine plastische Einheit, wie diess durch die Idee der Seele als Wesensform von selber nahe gelegt war. In Folge dessen, dass der Mensch als plastische Einheit gefasst wurde, sah man sich darauf hingewiesen, die Seele als constitutiven Theil des Menschenwesens zu bestimmen; und zwar geschah diess im bewussten und ausgesprochenen Gegensatze zu den Theologen des 12. Jahrhunderts, soferne diese mit Rücksicht auf den Personscharakter der menschlichen Seele die Bestimmung derselben als eines blossen Wesentheiles ausdrücklich abgelehnt hatten. [1] Zu diesen Theologen gehörten Petrus Lombardus, Abälard, Hugo von St. Victor, Robert Pulleyn, Peter von Poitiers, Robert von Melun, der Verfasser der Schrift de spiritu et anima. Auch Wilhelm von Auvergne steht auf Seite dieser Theologen, [2] obschon er sich das Bedenken

[1] Vgl. Werner, Thomas Aq. I. S. 355.
[2] De an. III, 11.

nicht verhehlt, dass in der Definition des Menschen als animal rationale neben der Seele auch der Körper als wesentlicher Bestandtheil des Menschen mitgesetzt werde, und somit die Seele nicht schlechthin und allein für den ganzen Menschen gelten könne. Wilhelm gibt diess letztere in jenem Sinne zu, in welchem der Reiter nicht ohne sein Pferd, der Bewohner nicht ohne sein Haus, der Arbeiter nicht ohne seine Arbeitswerkzeuge gedacht werden kann; er sieht also im Körper etwas rein Werkzeugliches, und betrachtet ihn eigentlich nur als eine Hülle der Seele. Homo bedeutet ihm: anima in humo; eine Bestätigung für die durch diese Formel ausgedrückte Auffassung des Verhältnisses der Seele zum Leibe findet er bei Averroes, der das, was Andere eine Zusammensetzung aus Materie und Form nennen, als forma in materia bezeichne. Avicenna sehe das Wesen des Menschen ausschliesslich in der Seele desselben, und vertrete somit ganz dieselbe Ansicht, welcher schon Sokrates Ausdruck gab in seiner Antwort an einen Jüngling, der von ihm gefragt, was er mache, geantwortet hatte: Ich spreche (nämlich innerlich) mit mir selbst. Habe Acht, erwiederte ihm Sokrates, dass du nicht mit einem bösen Menschen sprechest! Das Anstössige dieser Anschauungsweise lag darin, dass die Einigung des Seelischen und Leiblichen im Menschen zu einem bloss accidentellen herabgesetzt zu werden schien; wenn Thomas Aquinas in entgegengesetzter Richtung so weit gieng, die wesentliche Einheit beider als Substanzeinheit zu bezeichnen, so wird man nicht umhin können, darin eine Identification des Substanzbegriffes mit jenem der Essenz zu erblicken, was bereits, obschon nicht in geeigneter Weise, von scotistischer Seite her in Erinnerung gebracht wurde. Der Unterschied zwischen der thomistischen und scotistischen Auffassung der menschlichen Seele als Wesensform wird sich zuhöchst darauf reduciren lassen, ob die Seele geradezu nur als Wesensform des menschlichen Leibes, oder als substanzielle Form des menschlichen Gesammtwesens zu fassen sei, was nicht ausschliesst, dass die Seele auch specifisches Formprincip des Leibes sei. Die letztere Alternative ist augenscheinlich die richtigere, und möchte in der hier gegebenen Fassung nebst der Anerkennung des Wahrheitsrechtes der scotistischen Opposition gegen die thomistische Anschauung auch die höhere



Vermittelung der beiderseitigen Anschauungsweisen in sich enthalten.

Das ideell Wahre und von den streitigen Bestimmungen des scholastischen Substanzbegriffes unabhängig Geltende in der peripatetisch-scholastischen Bestimmung des Begriffes der Seele als Wesensform des Menschen ist diess, dass der menschliche Leib, obwohl er als physischer Körper seinen eigenen Ort hat, doch zugleich auch als Leib in die Seele als seinen höheren Ort hineingerückt und von der continirenden Macht der Seele umfasst ist. Auch Wilhelm von Auvergne vermag sich der Wahrheit dieses Gedankens nicht zu entziehen, [1] und weist zur Begründung desselben ausdrücklich auf die aristotelische Auffassung der Seele als Wesensform des Leibes hin; er hebt auch ganz richtig das analogische Verhältniss des Schöpfers zum Universum hervor, als dessen Nachbildung das Verhältniss der menschlichen Seele zu dem ihr eignenden Leibe anzusehen sei, indem die Seele durch ihren Machteinfluss den Leib eben so umschliesse und durchdringe, wie der Schöpfer das Universum. Er gibt aber offen zu erkennen, dass diese ganze Anschauungsweise nicht eine aus seinem eigenen Denken herausgewachsene, sondern die eines Anderen sei, mit welcher er sich zurechtzusetzen sucht; ihm selber liegt es ungleich näher, die entgegengesetze Seite im Wechselverhältnisse von Seele und Leib, welcher gemäss die Seele in den Ort des Leibes hineingerückt und von demselben umschlossen ist, in's Auge zu fassen. Wilhelm kommt auf dieses Verhältniss zu sprechen aus Anlass der Meinung Jener, welcher der Seele zufolge ihrer Spiritualität ein derartiges örtliches Sein im Leibe absprechen. Er hält ein solches örtliches Sein der Seele im Leibe für nothwendig zufolge der Schwäche und Unvollkommenheit der virtus imperativa der menschlichen Seele, [2] welche die Glieder und Organe des Leibes nicht durch ihren blossen Befehl bewegen kann, sondern, um sie bewegen zu können, mit ihnen auf eine geeignete Art verbunden sein muss, ungefähr wie die Laute oder der Hobel mit der Hand oder den Fingern des Citherspielers oder Tischlers. Dieses örtliche Sein der Seele im

---

[1] De an. III, 35. 36.
[2] De an. VI, 37.

Leibe ist aber nicht auf ein bestimmtes Organ oder einen bestimmten Gegenstand des menschlichen Leibesinneren zu beschränken, sondern zunächst einmal ganz gewiss auf den Gesammtbereich des sinnlichen Empfindungslebens auszudehnen,[1] daher also nur die entweder ganz unlebendigen, oder trotz ihrer Lebendigkeit unempfindlichen Theile des Leibes ausser den Bereich der von der Seele im Leibe eingenommenen Oertlichkeit zu verweisen wären.[2] Zu den unlebendigen Theilen des Leibes rechnet Wilhelm die quatuor humores, das Mark und das Gehirn; zu den zwar lebendigen aber empfindungslosen Theilen die Haare, Nägel, Zähne und Gebeine. Aber auch hier will Wilhelm wieder zwischen dem, was zur essentiellen Integrität des Leibes, und dem, was bloss zum bene esse oder Schmucke des Leibes dient, unterschieden wissen; da die Seele dort überall sein muss, wo sie wirkt, so muss sie auch in den ausserhalb ihres Empfindungsbereiches gelegenen lebendigen Theilen des Körpers gegenwärtig sein, weil diese ihr Leben durch die Seele haben. Wie es sich mit den vorerwähnten unlebendigen Theilen des Leibes in Bezug auf diese Gegenwart der Seele verhalte, lässt Wilhelm unerörtert; man mag indess annehmen, dass er sie zur essentiellen Integrität des Leibesgebildes rechnet, und sie vorausgehend nicht aus eigener Ansicht und Ueberzeugung, sondern nur mit den Worten eines Anderen als sogenannte unlebendige Theile bezeichnen wollte. Es liegt uns ferne, mit Wilhelm über Dinge zu rechten, bezüglich welcher man in seiner Zeit nur höchst unvollkommene Vorstellungen haben konnte; zudem haben seine somatologischen Meinungen in Rücksicht auf die Fragen, um welche es sich in seiner Schrift de anima handelt, nur eine ganz untergeordnete Bedeutung. Ungerügt kann aber nicht bleiben, dass ihm da, wo er über die Präsenz der Seele im Leibe handelt, gar kein Bewusstsein über den Unterschied zwischen activer und passiver Präsenz aufgeht, dass er vielmehr beide Arten von Präsenz mit einander identificirt, völlig vergessend dessen, was er selber in anscheinend zustimmender Weise über die specifische Art der activen Präsenz als eines

[1] De an. VI, 38.
[2] De an. VI, 39.



activen Continirens und Durchdringens des Leibesgebildes bemerkt hatte. Der Grund der Identification beider Arten von Präsenz liegt darin, dass er das Empfinden d. h. das Innewerden sinnlicher Eindrücke für eine operatio, also für eine active Bethätigung der Seele im Leibe, und somit für eine Bekundung ihrer activen Präsenz im Leibe nimmt. Da er die analogische Beschaffenheit des Verhältnisses Gottes zum Universum als Vorbildung des Verhältnisses der menschlichen Seele zu dem ihr eignenden Leibe anerkennt, so muss man wohl sich billig wundern, dass sich keiner seiner Gedanken auf die Impassibilität Gottes lenkte, der, wie Wilhelm als Theolog wissen musste, erst zufolge seiner Incarnation passibel d. h. ein mit den sterblichen Menschen Mitfühlender und Mitleidender geworden ist. Der Unterschied zwischen Gott und der menschlichen Seele ist eben dieser, dass Gott die Welt umfasst und durchdringt ohne in ihr enthalten zu sein, während die Seele den Leib nicht bloss umfasst, sondern auch in ihm enthalten ist, so dass das Umfassen ein wechselseitiges ist, mit dem Unterschiede jedoch, dass primär der Leib in der Seele, und erst secundär auch die Seele im Leibe enthalten ist (anima corpus continet et in corpore continetur). In Folge dieses passiven Enthaltenseins im Leibe ist die Seele empfindungsfähig; sie vermag ihn nämlich nicht so ausser sich und unter sich zu halten, wie Gott die Welt ausser sich und unter sich hält, sie ist mit ihm zu Einem Wesen ineinsgebildet, und ihre selbsteigene geistig-sittliche Entwickelung und Ausgestaltung von dieser Ineinsbildung abhängig gemacht.

Indem die Seele ihren Leib sich anbildet, nimmt sie den Stoff desselben in sich hinein, um ihn als gestalteten wieder aus sich hervorzustellen; dieses Insichhineinnehmen und Wiederaussichhervorstellen ist ein continuirlicher Act der Seele während der ganzen Zeitdauer ihrer Verbindung mit dem Leibe. Indem sie ihn continuirlich aus sich herausstellt, schafft sie ihm continuirlich seinen locus proprius, innerhalb dessen auch sie selber in so weit steht, als sie in ihren Verrichtungen von dem ihr angebildeten Leibe als Organ ihrer Thätigkeiten und Wirksamkeiten abhängig ist. Es ist demzufolge unrichtig, wenn Albertus Magnus ein solches Enthaltensein der Seele im

Leibe schlechthin in Abrede stellt,[1] und einfach nur das Enthaltensein des Leibes in der Seele betont. Uebrigens droht diese letztere Auffassung nahezu in ihr Gegentheil umzuschlagen; ist die Seele schlechthin der Ort des Leibes, so dass dieser keinen locus proprius ausserhalb der Seele hat, so muss der locus des Leibes auch jener der Seele sein, und so kommt es dann zu der freilich von allen peripatetischen Scholastikern angenommenen Behauptung, dass die Seele im Leibe als tota in toto et in qualibet totius parte sei. Noch im 18. Jahrhundert behauptet der Scotist Ferrari,[2] dass dieser Satz eine nothwendige Consequenz aus dem kirchlich declarirten Glaubenssatze von der Seele als Wesensform des Leibes sei; er behauptet es, weil er von einem durch die lebendige Wesensform causirten Selbstleben des Leibes nichts weiss, und wie alle peripatetischen Scholastiker in der sinnlichen Leiblichkeit nur das passive Instrument der Seele sieht. Daher dann auch von diesem Standpunkte aus die schlechthinige Ablehnung einer Erörterung über den Sitz der Seele im Leibe, oder besser gesagt über die Stätte, von welcher aus das in sich gesammelte geistige Selbstleben der Seele zu jenem des Leibes zunächst und unmittelbar sich in Beziehung setzt; obschon nicht zu verkennen sein wird, dass die des Leibes mächtige Seele in diesem nicht bloss an einer einzelnen bestimmten Stelle, sondern dort überall, wo sie sich selber auf eine bestimmte Art innert, auf eine besondere Art gegenwärtig sein wird, also als denkende im Haupte und Gehirne, nach Seite ihres persönlichen Fühlens und Empfindens im Herzen, während sie als Vitalprincip das gesammte Vitalsystem des organischen Leibes in sich gefasst enthält.

Wilhelm wirft die Frage auf,[3] wie es komme, dass die menschliche Seele von ihrer Wirksamkeit als Belebungsprincip des ihr eignenden Leibes kein unmittelbares Bewusstsein habe?

[1] Dicendum, quod anima non est in corpore sicut in loco, neque localiter, neque illocaliter. Si enim esset in corpore sicut in loco, tum corpus contineret animam, quod falsum est; sed potius e converso corpus continet animam ..... egrediente enim anima exspirat corpus et marcescit et dissolvitur. Summ. theol. Pars II, tract. 16, qu. 77, mbr. 4.

[2] Philosophie peripatetica (Venedig, 1747) Tom. III, p. 255 sqq.

[3] De an. III, 39.

Da ein derartiges Bewusstsein zum natürlichen Wissen der Seele um sich selbst gehöre, so könne es dem zeitlichen Erdenmenschen nur in Folge eines durch den Sündenfall verschuldeten zeitlichen Strafgeschickes abgehen; und er zweifelt daher nicht, dass, wie die nach der Auferstehung zum Vollendungsstande emporgehobenen Menschen ein vollkommenes Wissen um alle von ihren Seelen geübten Thätigkeiten haben werden, so auch der Mensch vor dem Falle, wenn er darauf advertiren wollte, eine unmittelbare psychische Wahrnehmung der vegetativen Functionen seiner Seele haben konnte. Den Grund der Verdunkelung des ursprünglich ungleich helleren und lichteren Erkennens der Seele findet Wilhelm als christlicher Platoniker darin, dass die Seele mit einem in Folge der ersten Menschensünde corrumpirten Körper verbunden ist. Gleichwie Wein und Oel, in ein verderbtes unreines Gefäss gegossen, gleichfalls verderbt werden, so ergeht es der gottgeschaffenen menschlichen Seele zufolge ihrer Einsenkung in den von den Eltern erzeugten Leib, dessen Vitiosität eine erbliche ist, und in der Zeugung von den elterlichen Leibern auf das Product der Zeugung übergeht. Wie nun der corrumpirte Leib eine solche nachtheilige Wirkung auf die ihm eingesenkte Seele üben könne, wird freilich von Wilhelm nicht klar gemacht, und wird sich überhaupt nicht klar machen lassen, wenn man nicht ein relatives Selbstleben des der Seele eignenden Leibes anerkennt: denn nur in diesem Falle kann von einer in Folge der ersten Menschensünde eingetretenen relativen Losreissung des sinnlichen Selbstlebens aus seiner activen seelischen Fassung, und von einer Trübung und Verdunkelung des seelischen Selbstlebens durch die relativ emancipirte sinnliche Leiblichkeit die Rede sein. Der Gedanke von einem relativen Selbstleben der sinnlichen Leiblichkeit war aber der gesammten mittelalterlichen Scholastik fremd: in Folge dessen ging ihr auch die rationale Lehre vom Menschen fast völlig in der Psychologie auf, wie die unzähligen Tractatus de anima beweisen. Die Anthropologie als Lehre vom Gesammtmenschen wurde nur in soweit Gegenstand einer ausführlicheren Darstellung, als es sich um die scholastisch-theologische Exposition der kirchlichdogmatischen Lehren von den sogenannten drei Ständen der menschlichen Natur, vom Stande der ursprünglichen, der ge-

fallenen und der im christlichen Heile wieder erneuerten Menschennatur handelte: hiebei fehlte es nun bei Jenen, welche speculativ verfuhren und sich auf die aristotelische Kosmologie stützten, allerdings auch nicht an einer speculativen Exposition der kosmischen Stellung des Menschen, die eben sowohl nach dem Verhältniss des Menschen zu der ihm untergeordneten sichtbaren Welt und irdischen Wirklichkeit, als auch nach Seite seines Verhältnisses zu der ihm übergeordneten geistigen Welt näher und genauer bestimmt wurde; dieser grossartige Unterbau der kirchlich-dogmatischen Anthropologie wurde indess erst in den grossen theologischen Systemen des 13. Jahrhunderts herausgearbeitet. Bei Wilhelm von Auvergne ist dergleichen noch nicht zu finden; er beschränkt sich auf eine nähere Erläuterung der kirchlich dogmatischen Lehre vom Sündenfalle des Menschen und dessen verderblichen Folgen, deren Einfluss auf das seelische Leben des zeitlichen Menschen er in der Darlegung seiner psychologischen Lehre natürlich nicht umgehen kann. In welcher Weise er ihn zur Sprache zu bringen sich veranlasst sieht, wird sich uns im weiteren Verfolge weisen.

Wilhelms ganze Psychologie ist auf den Nachweis der Superiorität und gesollten Prävalenz des Seelischen über das Leibliche, des Geistigen über das Sinnliche angelegt. Das rein sinnliche Erkennen ist ein trügliches,[1] und bedarf daher der Richtungstellung durch den Intellect, welcher als virtus rationabilis das Richtmass der Erkenntniss in sich selbst trägt;[2] der Intellect ist als virtus rationabilis wesentlich eine potestas correctiva, und übt das Amt der Richtigstellung sowohl an den Aussagen der Sinne als auch an seinen eigenen Functionen. Der Mensch ist aber nicht bloss ein erkennendes, sondern auch ein handelndes Wesen; und darum muss neben der das Erkennen regelnden Potenz in ihm auch eine potestas imperativa und executiva vorhanden sein. Die potestas imperativa ist der Wille, der seiner Natur nach frei ist d. h. sich selbst in seiner Gewalt hat (sui juris suæque potestatis est), und demzufolge über Zwangsnöthigung erhaben ist. Der Wille ist für den

[1] De an. III, 7.
[2] Virtus rationabilis judex et correctiva sui ipsius. L. c.



Menschen nothwendig, um die niederen Triebkräfte, die er mit den Thieren gemein hat, im Zaume zu halten und nach den Geboten und Rathschlägen der Vernunft zu leiten und zu discipliniren. Der Wille ist der eigentliche Herrscher im Menschen,[1] und die virtus rationalis der Berather des Willens, dem der Intellect als seinem Souverain zu dienen hat; daher die Vollkommenheiten der virtus imperativa im Range und Werthe entschieden über jenen der virtus intellectiva stehen. Uebrigens ist der Wille keineswegs ein blindes Vermögen, sondern eine denkhafte und verständnisslichte Kraft,[2] so wie umgekehrt die virtus intellectiva auch ein Begehren, nämlich nach Vervollkommnung ihrer selbst, in sich trägt. Der Grund dessen ergibt sich bei Wilhelm aus seiner oben erwähnten Lehre von der substantiellen Einheit der Seele, die unter Einem denkende, wollende, begehrende Substanz ist, und in diesen von einander verschiedenen Thätigkeiten nur unterschiedliche Modos ihrer Substantialität manifestirt. Hier hätte sich nun, wenn überhaupt Wilhelm's psychologische Lehre durchgebildeter wäre, als sie es ist, der entsprechende Ort geboten, alle Thätigkeiten der Seele, oder wenigstens vorläufig jene des höheren intellectiven Lebens der Seele auf eine letzte urhafte Grundthätigkeit der Seele als Grundprincip aller anderen zurückzuführen, und diese aus jener ersten grundhaften abzuleiten. Eine solche Zurückführung und Ableitung wäre nicht bloss dem Geiste der echten und richtig verstandenen augustinischen Lehre gemäss, sondern auch im Interesse der von Wilhelm versuchten Erklärung des zerrütteten Zustandes des Seelenlebens im Stande der gefallenen Natur nothwendig gefordert gewesen, um seine Erklärung zu einer grundhaften zu machen, und Ordnung, Licht und Einheit in seine ziemlich diffuse Schilderung des erörterten Gegenstandes zu bringen. Es hat wohl manchmal den Anschein, als ob Wilhelm von jenem grundhaften Begehren reden wollte, welches aller Seelenthätigkeit zu Grunde liegt und seiner Natur nach stets dasselbe eben so sehr im Stande der gefallenen Natur, wie im primitiven Stande, im Stande der Sünde wie der Gnade wirksam ist, nämlich von

[1] De an. III, 8.
[2] De an. III, 9. 10.

dem Begehren der Seele nach absoluter Befriedigung und Erfüllung, welchem Augustinus in den bekannten Eingangsworten seiner Bekenntnisse unsterblichen Ausdruck verliehen hat.[1] Hätte Wilhelm dieses augustinische Wort von dem nach Gott geschaffenen Menschen als Ausgangspunkt und Ziel seiner psychologischen Erörterungen festgehalten, so hätte sich unzweifelhaft eine ganz andere Auffassung und Darlegung seiner anthropologischen und psychologischen Anschauungen ergeben müssen, als jene ist, die er in seinem Werke de anima zu bieten hat. Was Wilhelm hier giebt, ist einfach nur ein völlig unspeculativer christlicher Moralismus, der sich in der Auseinandersetzung und Schilderung der Incongruenz zwischen der thatsächlichen Beschaffenheit des Menschen und dem, was er am Anfange war, ergeht.[2] Allein auch das, was der Mensch am Anfang war, erscheint bei Wilhelm nicht als ein der Idee des Menschen congruenter Zustand, da jener Anfangszustand, wie er ihn bezeichnet, der einer bloss natürlichen Glückseligkeit war,[3] somit den übernatürlichen Vollendungsstand unermesslich hoch über sich hatte. Jenes endliche Ruhen der Seele oder des Menschen in Gott, von welchem Augustinus spricht, ist nach Wilhelm einfach nur ein dem geistigen Erfassen des Zeitmenschen entrückter Zustand; somit lässt sich auch von Wilhelm nicht erwarten, dass er ein in Wesen und Organisation der menschlichen Seele oder der menschlichen Natur begründetes Angelegtsein auf ein endliches Gelangen des Menschen zu einer innigsten Einigung mit Gott aufzeige. Fehlt es an einer solchen Aufzeigung, so fehlt es überhaupt an der Erfassung einer christlich-philosophischen Idee vom Menschen; demzufolge kann es auch zu keiner tiefer dringenden Beleuchtung des Verhältnisses zwischen der Idee des Menschen und der thatsächlichen wirklichen Beschaffenheit des

[1] Magnus es Domine, et laudabilis valde; magna virtus tua, et sapientiae tuae non est numerus. Et laudare te vult homo, aliqua portio creaturae tuae; et homo circumferens testimonium peccati sui, et testimonium quia superbis resistis, et tamen laudare te vult homo aliqua portio creaturae tuae. Tu excitas, ut laudare te delectet, quia fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te. Confess. I, 1

[2] Vgl. insbesondere de an. V. 10–13; 19. 20.

[3] De an. VI, 20.



durch die Sünde vitiirten Menschenwesens kommen, und zu keinem speculativen Verständniss der in den Zuständen des gefallenen Geschlechtes durchgreifenden Vorkehrungen und Erweisungen einer göttlichen Rettungsmacht zur Erhebung des Menschen über sich selbst und über die durch seine Schuld geschaffene Unvermöglichkeit und Unzureichendheit seines Ringens nach den Zielen seiner letzten, höchsten Vollendung.

Wenn Gott, wie Augustinus sagt, den Menschen nach sich gemacht hat, und dieses Gemachtsein nach Gott die Grundsignatur seines specifischen Wesens ist, so ist nicht nur Gott der absolute Gegenstand seines innersten ihm eingeschaffenen seelischen Begehrens, sondern auch seine gesammmte seelische Lebensthätigkeit nichts anderes als eine Auswickelung und Bekundung dieses so zu sagen naturnothwendigen Strebens und Begehrens seiner Seele. Die menschliche Seele ist gottesbildlich als denkhafte Substanz; sie bekundet ihr denkhaftes Wesen in allen ihren Lebensthätigkeiten, die sämmtlich denkhafter Natur sind, angefangen von der untersten leibgestaltenden Wirksamkeit, in welcher die Seele einen sichtbaren Ausdruck und Abdruck ihrer geistigen Gottesbildlichkeit im Stoffe setzt, bis hinan zur höchsten und obersten ihrer Thätigkeiten, in welcher sie als denkende und wollende unmittelbar auf ihr göttliches Urziel d. i. auf ihre vollkommene Conformation mit ihrem göttlichen Urbilde gerichtet ist. Diese Conformation ist natürlich geistiger Art, und bezweckt die Erhebung der Seele und des ganzen Menschen in den Stand der höchsten und vollkommensten für ihn erreichbaren Geistigkeit und geistigen Selbstmächtigkeit d. i. die vollkommene Ausgeburt der die absolute göttliche Persönlichkeit nachbildenden creatürlich-menschlichen Personhaftigkeit, die aus dem Erfülltsein mit dem absoluten und wahrhaften geistigen Lebensinhalte der Seele und des Menschen hervorgeht. Der erste, unmittelbare Ansatz der menschlichen Selbstigkeit und Personhaftigkeit ist das menschliche Herz mit seinen auf die Selbstbeglückung des Menschen gerichteten Gedanken und Strebungen; die aus dem Erfülltsein mit dem absoluten und wahrhaftigsten Lebensinhalte der Seele hervorgehende menschliche Personhaftigkeit muss demnach aus dem von Gott erfüllten Menschenherzen hervorgeboren werden, das menschliche Herz ist die Stätte der primitiven

geistig-sittlichen Selbstinnerung des Menschen, der Ort, an welchem der innere Seelenmensch innerlichst von Gott gefasst und über sich selbst emporgehoben werden muss, um wahrhaft Gottes zu sein. Es ist kein Zweifel, dass die mittelalterliche affective Mystik an diese Seite der augustinischen Lehre, an den biblisch-augustinischen Begriff vom Menschenherzen angeknüpft hat und in demselben ihre psychologische Basis hat. Eben so gewiss aber ist, dass diese Art von Mystik den augustinischen Begriff des cor, der mit jenem der augustinischen memoria sachlich zusammenfällt, nicht in augustinischem Sinne zu entwickeln verstand, indem sie ihn aus der den inneren Seelenmenschen constituirenden unlöslichen Dreieinheit: memoria, intellectus, voluntas loslöste, und sich mit Beiseitesetzung oder doch nur ungenügender Beachtung der durch intellectus und voluntas repräsentirten Functionen des Seelenlebens auf die affective Seite des christlichen Innenlebens beschränkte. Die dieser Art von Mystik antithetisch gegenüberstehende Scholastik fasste in ihren psychologischen Theorien die beiden anderen Glieder jener untheilbaren Dreieinheit, den intellectus und die voluntas in's Auge, und liess die mit cor identische memoria bei Seite; sie bekundete hiemit, dass sie den Gedanken des concreten personhaften Innenmenschen nicht erfasst habe, sondern sich auf den abstract-formalen Begriff des Menschen in genere beschränke, und über das innere Wesen des Menschen nur insoweit, als es von diesem abstract-generellen Standpunkt aus möglich ist, Aufschluss zu geben wisse. Innerhalb dieses Standpunktes aber trat wieder eine Differenz hervor, die darin ihren Grund hatte, dass man, nachdem einmal Intellect und Wille von ihrem lebendigen Grunde, aus welchem sie sich in geordneter Folge nach einander heraussetzen, losgetrennt waren, verschiedener Ansicht darüber war, ob man das Wesen der Seele in den Intellect oder in den Willen setzen solle. Das Eine wie das Andere war in seiner Art berechtigt; in der speculativen Thomistik wurde der Intellect auf Kosten des Willens bevorzugt, Duns Scotus wies dem Willen den Vorrang zu. Der durchaus antispeculative Wilhelm von Auvergne setzte selbstverständlich, wie wir bereits sahen, den Willen obenan; sein Grundgedanke war wohl eigentlich der, dass, wie der Intellect sein höchstes Ziel im Schauen der Intellectualwelt

habe, so der Wille unmittelbar auf Gott selber als absolutes Strebeziel bezogen sei. Der rohe Mangel einer durchgebildeten psychologischen Anschauung tritt da, von einem falschen Platonismus hinweggesehen, deutlich genug zu Tage; dass der Gott begehrende Urwille der menschlichen Seele nicht mit jener Seelenkraft, welche Wilhelm voluntas nennt, identisch sei, sondern einen habituellen Affect des menschlichen Gemüthes, ein im tiefsten Seelengrunde geborgenes Urbegehren der gottesbildlichen Menschenseele zu bedeuten habe, lag ausserhalb des Bereiches eines in empiristischen Apperceptionen und abstracten Generalisationen aufgehenden Denkens. Er weiss nichts von jener inneren Stätte im Menschen, an welcher das Göttliche in seiner gnadenvollen Gegenwart geinnert werden müsse, um die Seele, die nach Wilhelms tiefer Ueberzeugung in den Banden der sinnlichen Leiblichkeit schmachtet, mit Licht und Kraft von oben zu erfüllen und himmlisch zu durchgeisten, um sie wahrhaft zu einer Bürgerin jener oberen Lichtwelten zu machen, mit deren Beschreibung Wilhelm einen so grossen Theil seines umfangreichen Werkes de Universo ausgefüllt hat.

Eine Psychologie, welche die Vereinigung der Seele mit Gott als letztes Ziel derselben in Aussicht stellt, sollte darauf angelegt sein, die Anstrebung dieses Zieles als eine durch Wesen und Organisation der menschlichen Seele indicirte Aufgabe derselben erscheinen zu lassen. Hinter dieser Forderung bleibt Wilhelms Schrift de anima nicht nur entschieden zurück, sondern man kann mit gutem Grunde sagen, dass eine derartige Forderung gar nicht in das Bewusstsein ihres Verfassers getreten ist. Ihre psychologischen Erörterungen kommen, wie schon gesagt, über den Gesichtskreis eines sogenannten christlichen Moralismus nirgends hinaus. Wir erfahren durch sie, dass das Wahre und das Gute die absoluten Strebeziele der menschlichen Seele sind, dass das Wahre durch den Intellect, das Gute durch den Willen angestrebt wird; dass man aber zwischen dem höheren geistigen, und dem niederen sinnlichen Erkennen zu unterscheiden habe, dass in der Seele neben der virtus intellectiva auch eine virtus irascibilis und virtus concupiscibilis vorhanden, und dass, wie die virtus intellectiva geschwächt und gehemmt, so jene beiden anderen Kräfte krankhaft verdorben seien, und die virtutes regitivæ der Seele, so-

weit sie auf sich selber angewiesen sind, sich schwach und unvermögend erweisen. Die menschliche Seele sollte ordnungsgemäss ihrer Kräfte und Vermögen eben so mächtig sein als die Thierseelen,[1] die nicht gleich jener des Menschen durch ihre Körper von ihrer natürlichen Aufgabe und Bestimmung abgelenkt oder gar auf das Gegentheil derselben hingelenkt, durch ihre Körper nicht gehemmt werden, ihre natürlichen Ziele zu verfolgen, und gleich vom Beginne ihres Daseins an zur Verfolgung dieser Ziele sich befähiget zeigen. Der Mensch dagegen ist am Anfang seines Daseins geistig in Nacht und Finsterniss getaucht, gelangt nur allmälich durch Einwirkung anderer Menschen zu einigen Erkenntnissen, und bringt es lebenslang nicht dahin, das, was er wissen und verstehen soll, vollkommen zu wissen und zu verstehen. Er versteht nicht gleich dem Thiere von Natur aus, das ihm Schädliche zu meiden, und das ihm Nützliche und Heilsame zu suchen, sondern muss durch Unterricht und Erziehung dazu angeleitet werden; was aber noch schlimmer ist, er empfindet in sich ein Widerstreben seiner Sinnlichheit und Trägheit gegen die thatkräftige Anstrebung der ihm gesetzten geistigen und sittlichen Ziele, die virtus concupiscibilis und virtus irascibilis bekunden sich als Störerinnen seines gesollten geistig-sittlichen Strebens, ja seine Erkenntnisskraft selber trägt in sich Hindernisse und Hemmnisse eines expediten und erfolgreichen Thätigseins. Dies Alles kann nicht zum natürlichen Wesen des Menschen gehören, sondern muss aus einem dem Menschen seit dem Sündenfalle angeborenen Strafgeschicke erklärt werden. Der normale Stand des Menschen ist jener der Spiritualität, kraft dessen die Seele im Menschen die sittliche Herrschaft behauptet, und unbeirrt von den Reizen und Lockungen der vergänglichen Erdenwelt den ewigen Gütern zugewendet ist. Dem Menschen haftet von Geburt an eine Disposition entgegengesetzter Art an; er kann erst durch die nachfolgende geistige Wiedergeburt in den Stand der Spiritualität versetzt werden. Wilhelm wählt für die Bezeichnung der dem Menschen durch seine natürliche Entstehung angeerbten Beschaffenheit und Disposition einen harten, schroffen Ausdruck, welcher den Gegen-

[1] De an. V, 10 ff.

satz zur spiritualitas möglichst scharf hervorheben soll; er spricht von einer angebornen animalitas, brutalitas des zeitlichen Erdenmenschen. Man fühlt sich da für den ersten Augenblick an das von einigen Späteren in abgeschwächter Form reproducirte Theologumenon des Origenes von der durch den Sündenfall bewirkten Hinabstossung des Menschen aus dem Zustande immaterieller Geistigkeit in jenen der sinnlichen Animalität erinnert: in Wahrheit aber handelt es sich nur um eine unangemessene Ausführung und Erweiterung des augustinischen Gedankens, dass die der sinnlichen Leiblichkeit eingesenkte Menschenseele in Folge des Sündenfalles fleischlich (carnea) geworden ist. Allerdings spielen in diese Ausführungen auch einige übel angebrachte platonische Reminiscenzen hinein; dahin gehört, dass Wilhelm den ererbten ‚verderbten Leib' zur unmittelbaren und förmlichen Ursache der angebornen ‚Sündlichkeit' oder Verderbtheit macht.[1] Man sieht nicht ein, wie der Leib als ein passives Instrument die Seele corrumpiren könne; es fehlt die anthropologisch vermittelte Erklärung des Standes ererbter psychischer Verderbtheit, welche letztere übrigens auch nur als eine allmälich entwickelte, und bei jedem Menschen als eine anfänglich bloss im Keime gegebene gedacht werden kann. Für die rationelle Aufzeigung eines derartigen Entwickelungsprocesses fehlt es bei Wilhelm zufolge seiner schon erwähnten ungenügenden und unlebendigen Auffassung des menschlichen Leibeslebens an jedwedem Anknüpfungspunkte. Er weiss nichts von einem relativen Selbstleben der menschlichen Sinnlichkeit; demzufolge ist ihm auch der Gedanke an eine durch die erste Menschensünde veranlasste Emancipation der sinnlichen Leiblichkeit vom seelischen Principe fremd, und es fehlt ihm das Verständniss für die specifische ethische Signatur der gegenwärtigen Wesenszuständlichkeit des

[1] Animae humanae in infusione sua, qua infunduntur sive conjunguntur corporibus humanis et nascuntur in ipsis, ex ipsa conjunctione corporum corruptorum corrumpuntur . . . . Et hoc insinuasse videtur Mercurius philosophus Aegyptius hoc sermone: ‚Animam detinet obtorto collo;' intelligens hoc de corpore, a quo depressionem et corruptionem patitur, quae non permittit se erigere ad sublimia et nobilia bona, similiter eam non permittit dirigere se a tortitudine et perversitate vitiorum. De an. V, 13.

Menschen, vermöge welcher das seelische Princip seine Herrschaft über den Leib nur insoweit, als es bewusste Denkmacht ist, also nur durch ein moralisches Imperium aufrecht halten kann. Dass im Menschen ein von seinem sittlichen Selbstwillen unabhängig bestehendes sinnliches Triebleben vorhanden ist, gehört zur Natur des Menschen als geistig-sinnlichen Wesens; die erblich gewordene vitiatio naturæ kann nur darin bestehen, dass es ihm auf eine seinen gesollten sittlichen Willen beirrende, trübende und beschwerende Weise fühlbar wird. Diesen erblich gewordenen Zustand des zeitlich-irdischen Menschenwesens einen Stand der Animalität nennen, ist jedenfalls unthunlich; noch weniger aber ist die Bezeichnung brutalitas zulässig, die in keinem Falle auf ein ererbtes vitium naturæ, sondern nur auf einen durch sittliche Verwahrlosung und Verwilderung erzeugten Zustand angewendet werden könnte. Man könnte vielleicht dafürhalten, dass auch der Ausdruck animalitas nur als ethische Signatur des Standes der gefallenen Natur gemeint sei. Allein selbst für diesen Fall wäre er eine unangemessene Bezeichnung dessen, was er ausdrücken soll. Die Verderbtheit der menschlichen Natur muss primär immer in der Verkehrtheit der sittlichen Willensstimmung gesucht werden: der Mensch ist immer mit Willen böse und verdorben, so wenig sich auch dieser Wille im Stande der Rohheit seiner selbst bewusst sein möge; diese bewusste oder unbewusste Willentlichkeit constituirt also den durchgreifenden Unterschied zwischen dem Unadel der naturnothwendigen thierischen Lebensäusserung und den ihr ähnlichen Selbstäusserungen der verderbten menschlichen Natur. Weiter aber ist durch die Signatur der Animalität keineswegs der Gesammtbereich der in der verderbten Menschennatur schlummernden bösen Leidenschaften umfasst, obschon man zugeben kann, dass für alle besonderen bösen Leidenschaften eine Art Abschattung in den rohen Trieben der Thierwelt sich aufzeigen lasse, nur nicht der böse Wille als solcher, der ausschliesslich dem Bereiche der moralischen Welt angehört. Eben dieser ‚böse Wille' aber, diese Inclination des Willens zu demjenigen, was das in jedem Menschen mindestens der Anlage nach vorhandene Gewissen als unerlaubt, unrecht und verwerflich erscheinen lässt, macht den Stand der Verderbtheit zum Stande



der Sünde; und ist auch jene Inclination bei der ererbten defecten Beschaffenheit des Menschenwesens etwas Natürliches, so ist sie doch zugleich etwas Willentliches, und kann nur unter dieser Voraussetzung als etwas ‚Sündliches' angesehen werden.

Wir glauben durch das Gesagte hinlänglich erhärtet zu haben, dass die von Wilhelm gegebene Schilderung der durch den Sündenfall causirten Verderbtheit der Menschennatur weder auf natürliche, noch auf sittliche Wahrheit Anspruch hat. Wir haben aber aus derselben noch einen anderen Punkt herauszugreifen, der in Bezug auf Wilhelms Theorie der Seelenkräfte von Belang ist, und die schon gerügte Unfertigkeit derselben nach einer neuen Seite ersichtlich macht. Wilhelm spricht, wie wir bereits hörten, von einer Corruption und Verkehrung der irasciblen und concupisciblen Kraft der Seele in Folge des Sündenfalls.[1] Die Verderbtheit der irasciblen Kraft sieht er darin, dass sich die Seele des gefallenen und verderbten Menschen über ihre sittlichen Fehler und Gebrechen nicht entrüstet; die Verderbtheit der concupisciblen Kraft besteht darin, dass für das Gute blosse Velleïtäten, und oft diese kaum, in der menschlichen Seele vorhanden sind. Wir müssen aber vor Allem fragen, was unter diesen Kräften überhaupt verstanden werden soll. Soferne sie Wilhelm der virtus rationalis oder Denkkraft gegenüberstellt, muss er unter ihnen Thätigkeitsäusserungen jener Seelenkraft verstehen, die er sonst Wille nennt; treten sie doch auch in der Beschreibung der Seelenverderbtheit stellvertretend für die voluntas auf, deren in jener Beschreibung sonst gar nicht gedacht wäre. Wir wollen nichts dagegen sagen, dass Wilhelm zufolge seines Strebens, die Einheit des Seelenwesens zu wahren, von der platonischen Dreitheilung der Seele abgeht, und das θυμικόν und ἐπιθυμητικόν der Einen intellectiven Seele zutheilt, obschon das ἐπιθυμητικον eine solche Zutheilung sicherlich nicht verträgt. Angenommen aber, es wären durch jene beiden Kräfte: virtus concupiscibilis und virtus irascibilis, die Begehrungs- und Strebekraft der intellectiven menschlichen Seele bezeichnet, so hätten sie die Begehrungs- und Strebekraft des menschlichen Gemüthes, nicht aber

[1] De an. V, 13.

den Willen oder das Vermögen der persönlichen Selbstbestimmung zu bedeuten. Hier treffen wir wieder auf die schon erwähnte leere Stelle der scholastischen Psychologie, die vom Gemüth, als einer von Intellect und Willen verschiedenen seelischen Potenz nichts weiss; obwohl wir nicht verschweigen dürfen, dass diese Lücke in der peripatetischen Scholastik doch etwas besser verdeckt, ja für denjenigen, der vom Personsbegriffe abstrahirt, nahezu ganz verstellt ist. Als richtig können wir die scholastisch-peripatetische Schematisirung der Thelematologie freilich nicht gelten lassen. Der Wille als Vermögen der persönlichen Selbstbestimmung ist uns keine vom Wesen der Seele verschiedene Potenz, sondern die unmittelbare Manifestation ihres personhaften Wesens und ihrer selbstigen Entschiedenheit; auch halten wir es nicht für zutreffend, dem Willen als solchem die specifische Beziehung auf das Gute als solches zu geben, der Wille geht als solcher einzig auf die That. Das Gute als solches ist Gegenstand des Begehrens; der Wille aber begehrt nicht, sondern handelt. Wenn also Thomas Aquinas das höhere Begehren der Seele, welches er von dem durch die vis irascibilis und vis concupiscibilis repräsentirten sinnlichen Begehren abscheidet, in die menschliche Willensanlage verlegt, so sehen wir hierin eine Fusion von Herz und Wille, welche zu beseitigen schon der reine, scharfe Begriff vom Willen als solchem nöthig macht. Weiter aber ist auch in dem sogenannten höheren oder selbstigen Begehren d. i. in jenem Begehren, welches dem seelischen Willen nicht durch das sinnliche Triebleben aufgedrungen wird, eine doppelte Art des Begehrens zu unterscheiden, deren eine die Wahrung und Behauptung des eigenen Selbst, die andere aber die Erfüllung und Befriedigung der Seele in ihrem absoluten Gute zum Gegenstande hat. Sofern die vis irascibilis wirklich einen besonderen Grundtrieb der Seele bezeichnen soll, wird sie den der menschlichen Seele grundhaft eignenden Selbstbehauptungstrieb zu bedeuten haben, kraft dessen dieselbe Alles, was ihr ungestörtes Selbstsein bedroht, mit Entrüstung abwehrt. Die vis irascibilis einfach der sensitiven Seele beilegen, wie bei Aristoteles und Thomas Aquinas geschieht, beruht auf einem völligen Hinwegsehen vom Personscharakter der menschlichen Seelenindividualität, und legt einen der Mängel bloss, an welchen die auf



den Ueberlieferungen der antiken platonisch-aristotelischen Philosophie fussende mittelalterliche Scholastik litt.

Die peripatetische Scholastik hatte es auf Grund ihrer vertrauten Bekanntschaft mit Aristoteles wenigstens zu einer in ihrer Art vollständigen Ueberschau über das Gesammtgebiet der psychologischen Forschung gebracht, und war im Stande, eine zusammenhängende und in ihrer Art vollständige Lehrdarstellung der Psychologie zu geben. Wilhelms Schrift de anima mag uns zum Beleg dienen, dass es unmittelbar früher eine solche Art psychologischer Lehrdarstellung noch nicht gab. Die Psychologie als Beschreibung des inneren Seelenlebens war dazumal nur in den Schriften der Mystiker vorhanden, wohin wir vorzüglich jene der Schule von St. Victor zu rechnen haben. Wilhelm beschränkt sich auf eine sogenannte rationelle Erweisung der für die christliche Ueberzeugung gemeingiltigen Sätze über Wesen und Eigenschaften der menschlichen Seele, über deren Kräfte und Begabungen; so weit er auf die Thätigkeiten und Verrichtungen des bewussten Seelenlebens eingeht, spricht er fast nur von der Erkenntnissthätigkeit der menschlichen Seele, und auch hierin beschränkt er sich fast ausschliesslich auf das intellective Erkennen der Seele, von der sinnlichen Erkenntnissthätigkeit ist nur ganz vorübergehend die Rede. die Lehre vom Gewissen [1] wird nur anhangsweise behandelt. Wilhelm läugnet, und diess wohl mit Recht, dass das Gewissen ein besonderes Vermögen der Seele neben anderen Vermögen derselben sei; er erklärt sich weiter, was auch noch in einem gewissen Sinne und bis auf einen gewissen Grad richtig ist. gegen jede Identificirung des Gewissens mit einer besonderen Seelenkraft, mit der ratio superior namentlich, mit welcher es von Einigen identificirt worden sei. [2] An diese doppelte negirende Aussage schliesst sich der positive Satz, dass das Gewissen in der Erleuchtung der Seele durch das natürliche Gesetz bestehe. Damit ist also gesagt, dass die Functionen des Gewissens sich auf das Erkennen beschränken. dass die Erkenntnisse des Gewissens keine aus dem selbsteigenen Inneren des Menschen geschöpfte Erkenntnisse seien. und dass dieselben nicht über den Bereich des natürlichen Ge-

[1] Siehe de an. VII, 13. 14.

[2] Vgl. Petrus Lombard. Sentt. II, dist. 39.

setzes hinausreichen. Die Beschränkung der Functionen des Gewissens auf das Erkennen des sittlich Wahren und sittlich Gerechten, sowie die Identification dieses sittlich Wahren und sittlich Gerechten mit dem natürlichen Gesetze hat Wilhelm mit der gesammten Scholastik gemein; [1] die illuministische Erklärung der in solcher Art aufgefassten Functionen des Gewissens aber ist ihm eigenthümlich, und unterscheidet ihn von den peripatetischen Scholastikern, die dem Menschen das Wissen um die Gebote der natürlichen Gerechtigkeit als ein natürliches Wissen zuerkennen. Die Erkenntniss der obersten Sätze der Sittlichkeit, oder wie die Scholastiker sagen, der natürlichen Gerechtigkeit auf eine aussermenschliche himmlische Erleuchtungsquelle zurückführen, heisst dem Menschen alles selbsteigene Wissen und Erkennen um seine sittliche Natur und Bestimmung absprechen; diese Erkenntniss überdiess noch auf die Gebote der natürlichen Gerechtigkeit beschränken, heisst die religiöse Natur des Gewissens und die in ihm ausgesprochene Bezogenheit des Menschen auf seine absolute Vollendung in Gott verkennen. Für jeden Menschen besteht das Gebot, in seiner Art vollkommen zu sein d. h. dasjenige ganz und vollkommen zu sein, was er seiner Anlage und Bestimmung nach sein soll und seinen besonderen Verhältnissen gemäss sein kann; und jeder zum sittlichen Denken Geweckte vernimmt dieses Gebot als eine Forderung seines innersten Selbst, welches schon zufolge einer natürlichen Liebe zu sich auf das Begehren nach Vollendung und vollkommener Ausgestaltung seiner selbst nicht verzichten kann. Die Forderung nach einem vollkommenen und der Idee des eigenen Selbst gemässen Sein macht sich mit der Gewalt eines innersten Triebes der menschlichen Seelennatur geltend; das Gewissen ist nach dieser Seite be-

[1] Eine vereinzelte Ausnahme macht unter den Scholastikern Heinrich von Gent, welcher zwischen sittlicher Vernunft und Gewissen unterscheidet, und letzteres dem Willen als Strebevermögen zutheilt; Sicut in cognitiva sunt lex naturalis et universalis regula operandorum et recta ratio ut particularis, sic ex parte voluntatis est quidam universalis motor stimulans ad opus secundum regulas universales legis naturæ, et dicitur synderesis, quæ est in voluntate quædam naturalis electio, semper concordans naturali dictamine legis naturæ. (Quodlibet. 18, qu. 1). Vgl. dagegen Duns Scotus Comm. in Sentt. II, dist. 39, qu. 2.



trachtet nichts anderes, als der dem Menschen innerlichst und unveräusserlich eignende Vollkommenheitstrieb in seiner speciellen Beziehung auf das sittlich Wahre und sittlich Gute. Will man den Complex dieses sittlich Wahren und sittlich Guten als das dem sittlich gestimmten Menschen Natürliche und seiner sittlichen Natur Gemässe die natürliche Gerechtigkeit nennen, so ist nichts dawider zu erinnern; es ist aber bekannt, dass im Sprachgebrauche jener Zeiten, der sich in der Folge noch bestimmter gestaltete, der Begriff des natürlich Gerechten auf dasjenige beschränkt wurde, was zum Bestande einer sittlichen Ordnung auf Erden unerlässlich ist, während man die sittliche Vollendung als mit der christlichen Heiligkeit identisch einer über das natürlich Gerechte erhabenen Ordnung zuwies. Damit ergab sich aber von selber eine ungerechtfertigte Verengerung des Begriffes vom Gewissen in der Beschränkung desselben auf das Natürlich-Gerechte; und man kann geradezu sagen, dass der Ausdruck: ‚christliches Gewissen,' welcher den Gesammtinhalt der das christliche Tugendstreben constituirenden Verpflichtungen umfasst, eine Schöpfung des neuzeitlichen Denkens ist, welches im Christlichen das normale und zu seinem sittlichen Ausdrucke erhobene Menschliche sieht, und demzufolge auch im christlichen Gewissen das vollkommen actualisirte Gewissen erkennt. Gegenstand der im christlichen Gewissen vernommenen sittlichen Verbindlichkeiten ist der Gesammtinhalt dessen, was aus der Idee des echten und vollendeten Menschenthums sich als sittliche Forderung ergibt; die Idee der echten, vollendeten Menschlichkeit aber muss als eine der Potenz und dem Keime nach in jedem Menschen gelegene Idee anerkannt werden, und das Gewissen ist in diesem Sinne betrachtet nichts anderes, als das im Lichte der idealen Selbstauffassung des Menschen vermittelte und geklärte sittliche Selbstbewusstsein desselben. Es ist selbstverständlich, dass diese Art von Bewusstheit unbeschadet aller anderweitigen hiebei concurrirenden Einflüsse nach ihrem letzten Grunde aus den Tiefen des selbsteigenen menschlichen Inneren geschöpft sein müsse; die Gewissensanlage ist dem Menschen angeboren, das Gewissen ist in ihm als Sinn und Trieb vorhanden, ehe es ihm im bewussten Erkennen sich verdeutlichet. Der Mensch hat einen angeborenen sittlichen Sinn und einen angeborenen

sittlichen Trieb, welche beide in der dem Menschen eingesenkten Idee des Sittlichen sich klar werden; Sinn und Trieb gehören dem Gemüthe an, die Selbstverdeutlichung beider in der Idee des Sittlichen, die mit der Idee des wahrhaften Selbst coincidirt, erhebt die sittliche Apperception aus der Region des Gemüthslebens in jene der selbstbewussten Geistigkeit, aus welcher sie aber sich fort und fort in jene des Gemüthes zurückzuvermitteln hat, weil von da aus die lebendigen Impulse steter Auffrischung und Verlebendigung des echt menschlichen sittlich edlen Denkens, Wollens und Strebens strömen. Dasjenige also, um dessen Ermittelung die Scholastiker in ihren Erörterungen über die sogenannte Synderesis sich bemühten, ist eine lebendige Dreieinheit aus Sinn, Trieb und Wille im Mittel und Elemente der sittlichen Idee oder der sittlichen Selbstapperception, die, um eine reine Apperception zu sein, allerdings in das Licht der göttlichen Wahrheit gerückt sein muss, in der That aber selbsteigene Apperception des moralisch geweckten Menschen ist.

Dem Gesagten zufolge haben wir zwar Wilhelm zuzugeben, dass das Gewissen oder die Synderesis kein besonderes Seelenvermögen, und auch nicht mit irgend einer der besonderen Seelenkräfte zu identificiren sei. Es wird ihm weiter auch noch zuzugestehen sein, dass das Gewissen, statt bloss subjectiver Habitus zu sein, sich als eine objective Macht im sittlichen Menschheitsleben, im Leben der Einzelnen sowohl wie der Gesammtheit zur Geltung bringe, und als eine dem sittlichen Menschheitsleben immanente moralische Macht, als Macht der sittlichen Wahrheit bekunde. Da aber diese Macht durch die sittlichen Ueberzeugungen der Menschen wirkt, so muss das Gewissen als ursprüngliche Anlage in den Menschen vorhanden sein; das Gewissen als objective Macht im öffentlichen Leben und sittlichen Gemeinschaftsleben ist eben nur der Exponent der subjectiven sittlichen Bewusstheit aller Einzelnen, die innerhalb dieser Gemeinschaft stehen. Bei den Scholastikern findet sich die Lehre vom Gewissen nur so weit entwickelt, als die Theorie des sittlichen Lebens selber dazumal entwickelt war; Wilhelms Sätze über die Natur des Gewissens bekunden, dass zu seiner Zeit kaum der Anfang zu einer systematischen Construction der christlichen Moral gemacht



worden war — er hat es noch nicht so weit gebracht, die Gewissensanlage als etwas aus der sittlichen Organisation des Menschen zu Erklärendes zu erkennen. Albertus Magnus[1] nimmt die Synderesis als Seelenvermögen, nicht als reines Vermögen, sondern als etwas, was zugleich Vermögen und Habitus, oder potentia cum habitu[2] ist, nämlich cum habitu principiorum justitiæ et juris naturalis. Im Gegensatz zu Wilhelm behauptet er ferner sowohl die Irrthumslosigkeit als die Unverlierbarkeit der Synderesis, die ja in den ewig Verworfenen als jener Wurm, der nicht stirbt, sich erweise. Thomas Aquinas[3] vereinfacht die Lehre Albert's, indem er die Synderesis einfach als habitus principiorum operabilium definirt, und gegen den theoretischen Intellect als habitus principiorum speculabilium contradistinguirt. Mit dieser Auffassung Albert's und Thomas' ist das Gewissen als etwas zum Wesen der menschlichen Seele Gehöriges anerkannt, aber ausschliesslich in die Sphäre der Erkenntnissthätigkeit gewiesen. Das Gewissen als Sinn und Trieb im Menschen kommt da nicht zu seinem Rechte. Weiter sind die principia operabilia der Synderesis eben so rein abstract-formaler Natur, wie die principia speculabilia des rein theoretischen Intellectes; die Synderesis sagt dem Menschen, dass man das Gute thun, das Böse meiden müsse, belehrt aber unmittelbar und durch sich selbst nicht darüber, was gut und was böse sei. Dieser Mangel in der Auffassung des Gewissens hängt nun wohl eben damit zusammen, dass es nur als Erkenntnisshabitus, nicht aber zugleich als innerer geistiger Seelensinn gefasst wird — ein Sinn, in dessen Apperception sich dem Menschen das sollicitirte oder verletzte Gefühl der himmlischen Abkunft und gottverwandten Natur seiner Seele vernehmbar macht und zum Bewusstsein bringt. Eben so ist die Synderesis der scholastischen Peripatetiker viel zu sehr vom seelischen Triebvermögen abgelöst; während dem der menschlichen Seele von ihnen zuerkannten

[1] Summa de creaturis P. II, qu. 69.

[2] Alexander von Hales (Summ. theol. II, qu. 76, mbr. 1) drückt sich hierüber so aus: Dicendum, quod synderesis nec tantum sonat in potentiam, nec tantum in habitum, sed in potentiam habitualem, ut notetur habitus naturalis non acquisitus.

[3] 1 qu. 79, art. 12.

Urtriebe des Begehrens nach Gott gerade in der psychologischen Analyse des Gewissens zur Anerkennung seiner Realität hätte verholfen werden sollen, indem er eben nur auf diese Weise psychologisch sich erweisen lässt, und ohne solchen Erweis eine unerwiesene speculative Annahme bleibt. Allerdings ist der sogenannte Gewissenstrieb etwas von dem urhaften Begehren der Seele nach Gott oder nach ihrer absoluten Erfüllung specifisch Verschiedenes; er ist Ausdruck des Begehrens der Seele nach Erhaltung ihrer sittlichen Integrität und unbefleckten Reinheit, seine Functionen gipfeln in dem Begehren nach heiliger Vollendung in Gott als höchster und vollendeter sittlicher Ehre des in seiner sittlichen Integrität rein und lauter erhaltenen Menschenwesens. Das urhafte Begehren der Seele nach absoluter Erfüllung aber, und was damit zusammenhängt, nach dem die Seele absolut erfüllenden Objecte, geht auf die absolute Selbstbeglückung des Menschen, geht auf Freude und Friede des Menschen in Gott. Wie sollte aber der Mensch auf den Gedanken an Gott als den seine Seele absolut ausfüllenden Gegenstand und als das absolute Medium seiner absoluten Selbstbeglückung kommen, wenn ihm nicht ein angeborner Seelensinn sagen würde, dass er die vollkommene Harmonie seines Wesens und das Gefühl einer vollkommenen absoluten Harmonie seines Daseins nur im Elemente der absoluten Lauterkeit und Reinheit finden könne, also nur in Gott, auf welchen als absolutes Ziel seiner Strebethätigkeit demnach auch der Urtrieb seiner Seele nach absoluter Befriedigung und Vollendung bezogen werden muss? Der von den speculativen Scholastikern anerkannte und betonte Urtrieb der Seele auf Gott als absolutes Gut ist also durch die menschliche Gewissensanlage bezeugt, sofern das Gewissen auf absolute Reinheit nnd Lauterkeit des inneren seelischen Wesens des Menschen dringt, welche, wie eine zu den Mahnungen und Warnungen des Gewissens hinzutretende, aber ganz natürliche und selbstverständliche Reflexion sagt, nur im Elemente der absoluten Reinheit und Lauterkeit, also nur in Gott gefunden werden kann, daher Gott eben so wohl, ja in gewissem Sinne noch mehr das absolute Medium als das absolute Ziel unserer sittlichen Strebethätigkeit genannt werden muss. Denn es leuchtet unmittelbarer ein, dass er das absolute Medium dieser



Strebethätigkeit sein müsse, als dass er das absolute Ziel derselben sei, wie er denn ganz gewiss nicht das absolute Ziel, sondern vielmehr das absolute Complement derselben ist, kraft dessen der Mensch oder die Seele in den von ihr absolut begehrten Stand der Befriedigung und Vollendung emporgehoben wird.

Wilhelms Lehre vom Gewissen steht in genauem Zusammenhange mit seiner gesammten Erkenntnisslehre. Er bestreitet die Annahme eines intellectus agens als eines vom intellectus materialis oder possibilis verschiedenen Vermögens,[1] und natürlich noch mehr Avicenna's Lehre vom intellectus agens als einer vom Seelenwesen verschiedenen höheren himmlischen Potenz, die zwischen Gott und der Seele stünde. Seine Gründe gegen die erstere Annahme, nämlich gegen die Lehre vom intellectus agens als besonderem Seelenvermögen, sind zum Theile dieselben, die er gegen die Abscheidung der Seelenkräfte vom Seelenwesen im Allgemeinen richtet, theils aber sind sie aus seiner Grundansicht über die Natur und Art des menschlichen Erkennens geschöpft. Seine Erkenntnisslehre ist empiristischer Illuminismus in Verbindung mit platonischen Elementen, die sich in den Sätzen, dass das Reich der Intelligibilien die wahre Heimath der Seelen sei und die Irrthümer aus der Versenkung in's Sinnliche entspringen, aussprechen. An die Grenzscheide zweier Welten gestellt[2] communicirt die Seele mittelst ihres Leibes mit der Körperwelt, die andere Welt aber ist der Schöpfer selber als Archetyp der Schöpfung und Spiegel der Intelligibilien;[3] in diesem Spiegel schaut die Seele die obersten Denkwahrheiten und Gesetze der Sittlichkeit, daselbst ist der Gesammtschatz aller jener Erkenntnisse aufgehoben, die der geschaffene Intellect nicht durch sich, sondern im Lichte der Gnade erschaut. So ist der Schöpfer gleichsam ein lebendiges Buch, in welchem die Seelen unmittelbar lesen, ein formenbildender Spiegel (speculum formificum), in den sie schauen, so dass also die Seelen nicht nöthig

[1] De an. VII, 3–5; cfr. IV, 7, 8.
[2] De an. VII, 6.
[3] Speculum universalis et lucidissimae apparitionis universalis primorum intelligibilium. Ibid.

haben, die Intellectualformen der Dinge durch sich selber zu schaffen, und der intellectus agens als eine überflüssige Fiction erscheint. Die Verwandtschaft dieser Sätze mit den Anschauungen Malebranche's springt in die Augen; und nicht mit Unrecht haben französische Neucartesianer in ihrem Landsmann Wilhelm von Auvergne im Allgemeinen einen Vorläufer des Cartesianismus des 17. Jahrhunderts erkannt. Er ist es auf dem Gebiete der Seelenlehre hinsichtlich jener Punkte, in welchen er, wie wir im Vorausgehenden sahen, gegen die peripatetische Scholastik Stellung nimmt.

So entschieden sich Wilhelm dagegen erklärt, den intellectus agens als ein besonderes vom intellectus possibilis verschiedenes Vermögen anzuerkennen, so ist er dessungeachtet keineswegs gewillt, die Activität der Seele in Erzeugung ihrer intellectuellen Erkenntnisse in Abrede zu stellen;[1] nur hat es seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, Wilhelm's Illuminismus mit seiner Behauptung, dass der Seele eine die intelligiblen Formen erzeugende Kraft eigen sei, zu vereinbaren. Die Vereinbarung wird wohl darin zu suchen sein, dass die Seele als erkennende überhaupt eine thätige sei, und demnach auch im Hervorstellen der in sie aus Gott als veritas æterna und archetypus mundi hineingestrahlten Wahrheiten und Bilder activ sich verhalte. Gleichwohl wird man nicht umhin können, ihre bewusster Weise selbstgewollten Thätigkeiten auf ihre ratiocinativen Functionen zu beschränken; das Uebrige, nämlich die Apperceptionen der Ideen und der logischen Gesetze, nach welchen diese Ideen mit einander zu verknüpfen sind, vollziehen sich, so zu sagen, von selber, sie stehen den spontanen Denkoperationen der Seele, wie eine Naturthätigkeit der Kunstthätigkeit gegenüber. Von einer Advertenz auf den Unterschied dieser beiden Arten intellectiver Thätigkeit ist jedoch bei Wilhelm keine Rede, dazu ist seine Erkenntnisstheorie viel zu wenig ausgebildet; auch machen seine Gründe für die Nothwendigkeit, der Seele ein actives Hervorbringen ihrer intellectiven Erkenntnisse zuzuerkennen, weit mehr den Eindruck von Postulaten des zu Beweisenden, als von wirklichen, aus dem Wesen der Seele geschöpften Erweisungen dessen,

[1] De an. IV, 8.



was er aufzeigen will. Verhielte sich die Seele im intellectiven Erkennen nicht activ — sagt Wilhelm — so gäbe es keine Denkanstrengung und Mühe des Studirens; ihre Erkenntnisse stünden im Range nicht höher als die durch sinnlichen Augenschein erworbenen Erkenntnisse; es könnte von keinen Tugenden des Intellectes die Rede sein u. s. w. Diess und anderes, was Wilhelm weiter noch bemerkt, ist an sich ganz richtig; aber das active Verhalten der Seele in Erzeugung und Hervorbildung ihrer Erkenntnisse ist damit nicht erklärt und aufgehellt.

Was Wilhelm über das Erkenntnissleben der Seele beibringt, reducirt sich auf Hervorhebung des wahren und eigentlichen Gegenstandes der menschlichen Erkenntniss, der kein anderer als Gott ist, so dass ohne lebendige Erkenntniss Gottes der Erkenntnisshunger der menschlichen Seele schlechthin ungestillt bleibt.[1] Die eigentliche Heimath der menschlichen Seele als intellectiven Wesens ist die Welt der Intelligibilien; das universum intelligibile ist aber eben der Schöpfer selber als lichtestes und distinctestes Urbild des Universums. Demzufolge kann auch die Seele nur zufolge einer innigsten Vereinigung mit Gott zur Erkenntniss aller Wahrheit und somit zur Befriedigung ihres intellectiven Bedürfnisses und Strebens gelangen. Ihr Verhältniss zum Schöpfer kann nach dieser Seite mit dem Verhältniss eines minder reinen und minder glatten Spiegels zu einem vollkommen reinen und hellen Spiegel verglichen werden; bringt man den minder vollkommenen Spiegel in die rechte Stellung zum vollkommenen, so wiederscheinen in ihm die Bilder, die der vollkommene Spiegel aufzeigt. Gott ist als lichtstrahlende veritas prima nicht blos das absolute Object, sondern auch der absolute Mittler aller intellectiven Erkenntniss der Seele,[2] und ist ihr zufolge ihrer gottverwandten Wesenheit auch an sich allezeit nahe, wofern nicht sie selber ohne Gottes Zuthun und gegen seinen Willen von ihm abgewendet ist. Ein solches Abgewendetsein ist nun, wie wir bereits oben aus Wilhelms Munde hörten, in Adams gefallenem Geschlechte allen Menschenseelen von Geburt an an-

[1] De an. VII, 2.
[2] De an. VII, 7.

gethan; in Folge der mit dem Menschen gebornen Verkehrtheit seines Willens- und Strebevermögens, das, statt auf Gott als seinen natürlichen Gegenstand gerichtet zu sein, vielmehr auf's Sinnliche und Irdische gerichtet ist, dann auch jene Verdunkelung und Niederhaltung der intellectiven Erkenntnisskraft der Seele, die nur durch die Gnade des christlichen Heiles wieder gehoben werden kann. Diese schroffe Gegenüberstellung der Blindheit des gefallenen Menschen und der erleuchteten Christlichkeit deutet auf eine Lücke in Wilhelms Denkzusammenhange hin, die freilich im Zeitalter der scholastisch-theologischen Bildung niemals gefühlt, aber auch späterhin nicht sofort entdeckt und ausgefüllt wurde, nämlich das völlige Uebersehen eines traditionellen menschheitlichen Erbes religiös-sittlicher Anschauungen, ohne welche ein historisches Culturleben der Menschheit gar nicht denkbar wäre, und welches, in den einzelnen Kreisen und Epochen des gemeinmenschlichen Culturlebens wie immer gestaltet und modificirt, doch allenthalben, wo es vorhanden ist, jeden Einzelnen, der an diesem Erbe Theil hat, bis zu einem bestimmten Grade geistig hält und trägt, und ihm auch ausserhalb der christlichen Heilsgemeinschaft ein gewisses Mass von religiöser Erkenntniss und sittlicher Bildung möglich macht. Diess ist einer jener Punkte, an welchen sich deutlich offenbart, dass das christlich-theologische Denken, um sich dem gemeinmenschlichen Denken und Fühlen zu bewahrheiten, sich auf dem Grunde des gemeinmenschlichen Culturlebens mit sich selber vermitteln müsse. Es genügt nicht zu sagen und zu zeigen, was in Folge des ersten Falles aus dem Fallenden selber und dem gesammten ihm entstammten Geschlechte geworden ist und werden musste; es müssen auch die vom Anbeginn her in der Geschichte des gefallenen Geschlechtes wirksamen Mächte der Rettung und Heilung, nicht bloss die übernatürlichen, sondern auch die natürlichen, in's Auge gefasst, und es muss gezeigt werden, wie die Gesammtheit und jeder Einzelne in ihr durch diese von Anbeginn her vorgesehenen Mittel und Thaten der Rettung, in denen Gott selbst ist, gehalten und getragen ist. Darauf zu advertiren, möchte insbesondere von jenem Standpunkte nahe liegen, der die menschliche Seele in eine so nahe Gegenwart des Göttlichen rückt, wie es von Seiten Wilhelms der Fall ist; aber



seine Betrachtungsweise ist, abgesehen von ihrer empiristischen Nüchternheit und Aeusserlichkeit, eben nur die unhistorisch abstracte, die den Einzelnen eben nur für sich und losgelöst von seinem lebendigen Zusammenhange mit dem geschichtlichen Leben der Gesammtheit in's Auge fasst, und demnach auch nichts von jenen tiefstgreifenden Mächten der Ahnung und Sehnsucht weiss, die von der Nähe der in der Menschheitsgeschichte allwaltenden Gottheit selber angeregt, das Eingreifen und Wirken der rettenden Mächte des Heiles vorbedingen und vorbereiten.

Wilhelm bestimmt den Gegensatz zwischen dem gefallenen und wiederhergestellten Menschen als jenen zwischen Animalität und Spiritualität. Der gefallene Mensch ist aus dem Stande anfänglicher Spiritualität in jenen der Animalität herabgesunken; der Stand der Animalität bedeutet für den Menschen das Unterbundensein der Rationalität.[1] Er verübelt es dem Aristoteles und anderen Philosophen, dass sie diesen Stand der Animalität für einen natürlichen, im Wesen des Menschen begründeten halten,[2] während der Mensch doch seinem Wesen nach so hoch über jedem anderen sinnlichen Lebewesen stehe, als die Menschenseele über der Thierseele steht.[3] Mit dieser ungleich höheren Location der Menschenseele vertrage es sich nicht, dass der Mensch erst durch mühsames Lernen zur expediten Ausübung der ihm zustehenden Thätigkeiten gelangt, während das Thier, kaum dem Ei entschlüpft, oder jedenfalls binnen Kurzem und ohne mühsamen Lernunterricht zur Ausübung der ihm zustehenden Functionen befähiget ist. Hiebei hat Wilhelm, welchem in diesem Punkte Alexander Halesius sich anschliesst,[4] doch wohl sicherlich übersehen, dass der von ihm urgirte Vorzug des Thieres vor dem Menschen ziemlich relativer Natur sei, und letzterer doch wohl auch darum einem länger andauernden Unmündigkeitszustande unterworfen sein möchte.

---

[1] Animalitas ista non est actu species aliqua animalitatis, sed privatio quædam rationalitatis secundum actum tantum vel usum, non secundum essentiam ipsius rationalitas. De an. V, 12.

[2] De an. V, 13.

[3] De an. V, 10.

[4] Summ. univ. theol. P. II, qu. 95, mbr. 3.

weil er für Aufgaben weit höherer Art vorbereitet werden muss, und die Functionen seines ohne Vergleich höheren Lebensberufes nicht mit blinder Nothwendigkeit und aus Antrieben eines ihn beherrschenden Naturinstinktes, sondern durch überlegtes freithätiges Handeln entrichten soll. Gegen den von Alexander Halesius reproducirten Gedanken Wilhelms, dass zufolge des Dienstverhältnisses, in welchem der Leib zur selbstigen Seele steht, der Mensch schon im Stande der frühesten Kindheit über alle Organe seines Leibes frei und sicher disponiren sollte können, hat bereits Thomas Aquinas [1] bemerklich gemacht, dass der Mensch nach seiner physischen Seite den Gesetzen des Wachsthums der physischen Organismen unterstellt sei; diese Gesetze brächten es mit sich, dass im Kinde das Gehirn sich am frühesten entwickele und zugleich durch sein Schwergewicht prävalire, woraus die Unbeholfenheitszustände des frühesten Kindesalters ganz natürlich sich erklärten. Wenn Wilhelm, um seine Ansicht von der Sache durch möglichst viele Argumente zu erhärten, auch seinen Illuminismus herbeizieht, so dient diess nur dazu, die Incongruenz und Verschobenheit seines vermeintlichen christlichen Philosophismus recht auffallend bemerklich zu machen. Da das Licht der natürlichen Einsicht vom lumen primum ausfliesse, bemerkt Wilhelm, [2] so sollte die Menschenseele, die jenem lumen doch ungleich näher stehe, als die Thierseele, auch ungleich mehr Erleuchtungen in Bezug auf die natürlichen Geschicklichkeiten in Erwerb der Nahrung, Erhaltung und Vertheidigung des Lebens u. s. w. von Natur aus eigen haben, als die Thierseele. Nun, diese Erleuchtungen gehen den Menschenseelen auch im Stande der gefallenen Natur nicht ab; Beweis dafür ist das gesammte menschheitliche Culturleben mit seinen auf Erhaltung und Pflege des leiblichen Seins und Wohlseins abzweckenden Einrichtungen, Künsten und Fertigkeiten, die auf eine im grossartigsten Massstabe betriebene Ausbeutung der gesammten sichtbaren Wirklichkeit für die Zwecke des sinnlich-leiblichen Zeitdaseins des Menschen gegründet sind. Diese Einrichtungen, Künste und Fertigkeiten

[1] Summ. theol. 1, qu. 99, art. 1.
[2] De an. V, 12.

beweisen doch sicher, dass die Menschenseelen in einem ungleich höheren Grade an jenem lumen primum participiren, als die Thierseele, die nach Wilhems Dafürhalten gleichfalls Irradiationen vom lumen primum empfängt, nach unserem Dafürhalten aber nicht empfangen kann, weil sie kein an sich seiendes Wesen, sondern eben nur die sinnliche Lebendigkeit jenes animalischen Organismus ist, den man Thier heisst, und der nichts anderes, als die individualisirte Ausprägung eines constitutiven Partialgliedes des Organismus der gesammten sichtbaren Naturwelt ist. Im Selbsterhaltungsstreben des Thieres wirkt die Macht des allgemeinen Naturgedankens, der in jeder Thierspecies auf bestimmte Weise individualisirt ist; der Mensch ist mehr und Höheres, als eine derartige particularisirte Individuirung des allgemeinen Naturgedankens, und die Sorge für die Erhaltung seiner irdisch-sinnlichen Leiblichheit ist für ihn nicht, wie für das Thier, das Höchste und Einzige, sondern das Unterste und Niederste, das sich zudem nicht auf sein inneres, unverlierbares Selbst, sondern auf den davon unterschiedenen verlierbaren sinnlichen Theil seiner irdischen Selbstigkeit bezieht. Eher wäre es angezeigt gewesen, auf die Frage einzugehen, warum der Mensch, obschon seiner Idee nach ein überthierisches Wesen, gleich allen thierischen Wesen dem Schmerze, der Krankheit und dem Tode anheimfallen konnte; dazu wäre aber nothwendig gewesen, auf den Unterschied zwischen der Idee des Menschen und dem zeitlich-irdischen Sein des Menschen einzugehen — ein Unterschied und Gegensatz, der über jenen zwischen nichtgefallenen und gefallenen Menschen hinausgreift, und den Schlüssel für das Verständniss der in der kirchlichen Theologie unterschiedenen drei Stände der natura integra, lapsa, restituta in sich fasst.

Ein Grundmangel der Psychologie Wilhelms ist, dass sie, während sie doch die menschliche Seele allenthalben als Seele d. i. als ein nach dem Verhältniss derselben zu dem ihr eignenden Leibe zu verstehendes Wesen in's Auge fasst, dieses Verhältniss in Bezug auf das intellective Selbstleben der Seele nur insoweit zur Sprache bringt, als es hemmend und retardirend auf dasselbe einwirkt. Von der specifischen Tinctur und Artung des menschlichen Selbstlebens in Folge der Correspondenz und innerlichen Verwachsenheit des Seelischen und Leib-

lichen ist allüberall gar keine Rede: einerseits wird die Seele fast wie ein leibloses Engelwesen behandelt, andererseits wird sie wieder in excessivem Grade vom Leibe gedrückt gedacht, und ein mit der Idee der organischen Leiblichkeit nicht vereinbares Dienstbarkeitsverhältniss des Leibes als das Gesollte und Normale postulirt. Im Grunde ist das nicht zu verwundern; wenn man, statt nach der Idee des Menschen, nur nach dem Wesen der Seele fragt, und das Verhältniss derselben zum Leibe nur als ein nun einmal nicht abweisliches Accessorium ansieht, so muss es zu solchen Schiefheiten kommen, wie deren mehrere in dem voraus Gesagten dargelegt worden sind. So ist denn auch in der eschatologischen Partie der Schrift Wilhelms nur von der Seelenunsterblichkeit die Rede; die künftige Wiedervereinigung der Seele mit dem Körper wird zwar nebenhergehend auch festgehalten, aber kaum ein anderer Grund dafür ausfindig gemacht als dieser, dass die Seele, nachdem sie nun einmal auf und durch den Leib zu wirken befähiget ist, desselben auch im Vollendungsstande nicht entrathen soll. Sonst liegt das Hauptinteresse an der eschatologischen Frage für Wilhelm ausschliesslich in der Seelenunsterblichkeit. Der Leib kann sterben, die Seele nicht,[1] oder wenigstens nicht auf natürlichem Wege; ein Zugrundegehen der Seele wäre nur unter der Bedingung denkbar, dass die continuirliche göttliche Lebenseingeistung, durch welche die Seele im Sein erhalten wird, plötzlich stockte und aufhörte. Niemand also, als nur Gott selbst könnte die menschliche Seele vernichten; sie selber kann sich von der Quelle und dem Spender ihres Lebens nicht losreissen, und eben so wenig durch eine geschöpfliche Kraft davon losgerissen werden. Sofern einzig Gott als der Urlebendige das Leben in eigenster Wesenheit ist, ist es allerdings richtig, die fortdauernde Existenz der menschlichen Seele mit Wilhelm aus einer continuirlichen göttlichen Action zu erklären; aber es geht nicht an, Sein und Leben in der menschlichen Seele so zu trennen wie in demjenigen, was Leben hat, ohne selber Leben zu sein. Die Seele ist zufolge ihrer gottverwandten Natur Selbstleben, und wesenhaftes Bild des urlebendigen Ewigen, womit sich nicht

[1] De an. V, 25.

verträgt, dass sie je an ein zeitliches Ende ihrer Dauer gelange. Wenn nun dennoch eine continuirliche Action Gottes als absolute Bedingung ihrer Dauer postulirt wird, so kann diese continuirliche Action nur den Einen Act des Schaffens bedeuten, der als absoluter göttlicher Act ein unvergänglicher Act ist und als solcher niemals der Vergangenheit anheimfällt, und daher auch durch keinen entgegengesetzten göttlichen Act aufgehoben werden kann. Etwas anderes ist es um die ewige Beglückung der Seele in Gott; diese ist dem Begriffe und der Sache nach von der ewigen Dauer der selbstigen Seele verschieden, und involvirt eine durch die vollkommene Vereinigung der Seele mit Gott bedingte continuirliche Einströmung aus Gott als absoluter Quelle des seligen Lebens. Was der Christ das ewige Leben nennt, bezieht sich auf eine bestimmte Zuständlichkeit der ewigen Seelendauer, und bezeichnet die absolute Vollendung der Seele in Gott.

Das vorerwähnte Argument Wilhelms erhärtet eigentlich nur die Möglichkeit einer ewigen Seelendauer; die Denknothwendigkeit einer solchen Dauer vergewissert sich ihm aus der Befähigung der Seele zu einem unbegrenzten Fortschreiten in der Erkenntniss und in der Tugend. Freilich begründet auch diese Befähigung, wie Wilhelm selber fühlt, zunächst abermals nur die Fähigkeit einer ewigen Dauer, nicht diese sempiterne Dauer selber, es ist ihm jedoch undenkbar, dass jener Befähigung zu einem unbegrenzten Fortschreiten nicht auch ein wirkliches derartiges Fortschreiten entsprechen sollte, daher dann auch an der Wirklichkeit der Seelenunsterblichkeit nicht zu zweifeln sei. Wir müssen die philosophische Giltigkeit dieser Art von Beweisführung entschiedenst in Abrede stellen. Angenommen, Wilhelms Schlussfolgerung wäre vollkommen zwingend, so würde sie nur eine perpetuirliche Annäherung der Seele an ihr Ziel ohne Erreichung desselben beweisen — ein Sein in unendlicher Zeit, aber nicht ein über die Zeit erhabenes Sein in ewiger Gegenwart. Die wirkliche Erreichung des absoluten Zieles ist, wie Wilhelm doch gewiss bestimmt überzeugt ist, die vollkommene Vereinigung der Seele mit Gott, wodurch die Seele über die Zeit emporgehoben wird. Diese Emporhebung der Seele aber über sich selbst und ihr natürliches Sein ist, wie Wilhelm abermals überzeugt ist, ein Werk

der göttlichen Gnade und Huld, woraus aber weiter folgen würde, dass allen jenen Seelen, die entweder von dieser Huld nichts wissen wollen oder keine Ueberzeugung von der Gewissheit ihrer Auserwählung zum ewigen Leben haben, die Zuversicht auf eine unendliche Fortdauer abgesprochen werden müsste.

Wilhelm scheint die von uns aus seinem Unsterblichkeitsbeweise gezogene Consequenz, dass ein durch unendliches Fortschreiten zu erringendes Ziel eigentlich nie erreichbar sei, durch eine andere, das früher Gesagte ergänzende Argumentation abschneiden zu wollen. Die Seele strebt ihrer Natur nach aufwärts, [1] und sucht ihren natürlichen Ruheort in einem geistig zu verstehenden Oben, dessen entgegengesetztes Extrem Zerstörung und Elend als tiefstes Unten ist. Sie verabscheut und flieht die Bewegung nach diesem Unten eben so entschieden, als sie das entgegengesetzte Oben begehrt. Was die Seele mit natürlicher Nothwendigkeit begehrt, muss sie auch zu erreichen das Vermögen haben; also muss sie auch das Vermögen und die Kraft haben, dem Tode und der Zerstörung zu entgehen. Dieses Vermögen, die Zerstörung und den Tod von sich abzuwenden, und ihr in entgegengesetzter Richtung gelegenes Ziel anzustreben, wäre ihr jedoch umsonst verliehen, wenn sie ihren natürlichen Ruheort nicht wirklich erreichte; also ist die Seele unsterblich. Es ist nicht schwer zu erkennen, dass dieses Argument an demselben Gebrechen leidet, wie das vorige; es tritt wieder dieselbe Vermengung des philosophisch-rationalen Unsterblichkeitsbegriffes, der sich einfach auf die Seelenfortdauer nach dem Leibestode bezieht, mit dem christlichen Unsterblichkeitsgedanken, der das selige Leben der an sich unvergänglichen Seele in Gott zum Inhalte hat, zu Tage. Ja dieses neue philosophische Argument für die Seelenunsterblichkeit lässt die Folgerung zu, dass die Seele erst am Schlusse jener Bewegung, deren Ziel ihr durch den Trieb nach Oben eingesenkt ist, zur wirklichen Unvergänglichkeit gelange. Nicht besser steht es um jenes Argument, in welchem [2] aus der Un-

[1] De an. VI, 13.
[2] De an. VI, 16.



aufhörlichkeit des Glückseligseins auf die Unaufhörlichkeit der das Glückseligsein begehrenden Seele geschlossen wird.

Wilhelm's philosophische Ueberzeugtheit von der Seelenunsterblichkeit ruht auf der seinem christlichen Bewusstsein feststehenden Ueberzeugung, dass der gegenwärtige Zustand des Menschen als Stand der gefallenen Natur nicht der normale, dem Wesen des Menschen gemässe Zustand, und demnach auch nicht für die Erörterung der Unsterblichkeitsfrage massgebend sei, ausgenommen insoferne, als er den gegenwärtigen Zustand der Seele als jenen einer Einkerkerung im sterblich gewordenen Leibe erscheinen lässt, dessen los zu werden, für die von ihm gedrückte Seele eine ersehnte Befreiung ist. Daraus ergibt sich dann die Seelenfortdauer nach dem Leibestode als eine sich von selber verstehende Sache. Der Mensch ist durch den Sündenfall der Sterblichkeit anheim gefallen; dieses Sterblichkeitsloos betrifft jedoch nur den Leib, nicht die vom Leibe unterschiedene Seele, deren Functionen über das Geschäft der Leibesbelebung unermesslich weit hinausgreifen. Die Seele leidet wohl auch an Krankheiten, wie der Leib;[1] aber diese Krankheiten können nicht das Sein der Seele zerstören, da sie nicht das esse, sondern bloss das bene esse der Seele betreffen. Wir wollen uns auf eine nähere Sondirung dieses Argumentes nicht einlassen; es scheint aber, dass, da auch jene Leibeskrankheiten, die nicht die Vorboten und Indicien des beginnenden Auflösungsprocesses sind, bloss das bene esse und nicht das esse des Leibes betreffen, Wilhelm jedenfalls das, was eben in Frage steht, hätte beweisen sollen, nämlich, dass die Seelen nicht gleich den Leibern von Todeskrankheiten ergriffen werden können.

Indess, Wilhelm nimmt in der That den Anlauf zu einer derartigen Nachweisung. Der Leib, heisst es bei ihm weiter,[2] wird durch bestimmte Dispositionen untauglich gemacht, die Lebenseinflüsse der Seele noch weiter zu recipiren, und fällt damit dem Tode anheim. An der Seele lässt sich nicht gleicher Weise eine Ursache des Sterbens aufzeigen, sei es, dass man sie als selbstlebend, oder dass man sie als von Gott belebt

[1] De an. VI, 14.
[2] Ibid.

ansehe. Selbstleben ist Selbstbewegung; was durch sich selber bewegt wird, bewegt sich immerfort, und hat darum, wie Plato im Phädon mit Recht sagt, sempiterne Dauer. Gesetzt aber, die Seele lebe durch fremde Influenz, so lässt sich aus dem Wesen der Seele zeigen, dass in ihr keine Zuständigkeiten solcher Art eintreten, welche dem Leibe die Empfänglichkeit für die Lebenseinflüsse der Seele benehmen; also muss sie immerfort leben. Die aus der gestellten Alternative herausleuchtende Unsicherheit in der Auffassung der Art des Lebendigseins der Seele lässt schon an sich den Werth der Beweisführung zweifelhaft erscheinen; jedenfalls kann sie nicht als strict und zwingend gelten, weil zwingende Gründe nur aus einer klaren und festen Grundbestimmung des Wesens der Seele abgeleitet werden können. Wilhelm zeigt aber nur, dass die Seele, man möge ihre Lebendigkeit in dieser oder in jener Weise fassen, nicht nach Art des Körpers sterben könne. Daraus folgt indess noch keineswegs, dass sie in keinerlei Art zu sein aufhören könne.

Der eigentliche Stützpunkt der Beweisführung Wilhelms für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ist das Geschaffensein derselben für Gott und zur innigsten Vereinigung mit Gott. Dieses Finalverhältniss der Seele muss natürlich durch ein ontologisches Grundverhältniss unterbaut sein; die Seele ist insofern zur innigsten Vereinigung mit Gott geeigenschaftet, sofern sie ihrem Wesen nach den Charakter der Gottebenbildlichkeit an sich trägt. Wilhelm kommt wirklich auch auf diesen Charakter zu sprechen,[1] entwickelt ihn aber nicht mit Rücksicht auf das rein philosophisch zu bestimmende Wesen des Einen überweltlichen Gottes als absoluter Geistigkeit und absoluter Allheit, sondern mit Beziehung auf die vom christlichen Glauben gelehrte Dreieinheit des göttlichen Wesens. Damit ist abermals die philosophische Ueberzeugung von der Seelenunsterblichkeit auf eine specifisch christliche Glaubensanschauung gestellt, rücksichtlich welcher natürlich Wilhelm nicht von ferne daran denkt, sie in das Licht einer speculativ evidenten Wahrheit zu rücken, obschon er es an analogischen Erläuterungen derselben nicht fehlen lässt. Aus den Tiefen

[1] De an. VII, 22.



des göttlichen Wesens geht ewig die ungeschaffene ewige Weisheit als Sohn und reinstes Ebenbild des göttlichen Vaters hervor. Auch die menschliche Seele ist darauf angelegt, Weisheit aus sich zu erzeugen, und in der Wahrheit sich zu vollenden; diess vermag sie aber nur, wenn sie zur Anschauung Gottes gelangt. Hier im zeitlichen Erdenleben erzeugt sie einzelne, theilweise Weisheitserkenntnisse aus sich, und bringt darunter leider auch nur zu viele geistige Fehlgeburten zur Welt. Also dann erst, wenn sie Gott anschauend vollkommen weise geworden ist und die vollendete Weisheit aus sich hervorzustellen gelernt haben wird, ist sie das vollkommene und wahrhaftige Ebenbild der die absolute Weisheit aus sich generativ hervorstellenden göttlichen Wesenheit, und das lebendige Bild des diese Weisheit darstellenden göttlichen Sohnes geworden. Sofern sie aber dann in innigster Gemeinschaft mit Gott zugleich von heiligster, unauslöschlicher und über alle Schilderung erhabener Liebe zu ihrem Schöpfer glüht, wird sie auch Bild und Gleichniss des heiligen Geistes sein, der den Flammenherd der göttlichen Liebe darstellt. Also, die in Erkenntniss und Liebe vollendete Seele ist das wahrhaftige und vollendete Abbild des dreieinigen Gottes; sie ist aber dann in Erkenntniss und Liebe vollendet, wenn sie zur seligen Anschauung Gottes erhoben ist, die selbstverständlich nur als ewige Anschauung gedacht werden kann. Was folgt nun hieraus in Ansehung der Unsterblichkeitsfrage? Etwa, dass die Seele ihrem Wesen nach unsterblich ist? Nicht diess, sondern dass sie zur Erlangung eines seligen unsterblichen Seins geschaffen ist. Muss sie aber ein solches Sein erlangen? Und wie dann, wenn sie es nicht erlangt und zur seligen Anschauung Gottes nicht gelangt? — Wilhelm hebt nebstdem noch ein paar andere psychologische Ternare hervor, um an ihnen zu zeigen, wie die Seele zum vollendeten Abbilde der göttlichen Dreieinheit sich vollenden soll. Diese Ternare sind: virtus intellectiva, concupiscibilis, irascibilis — Vita, sensus, affectus. Die vollendete virtus concupiscibilis ist vollende heilige Liebe, die vollendete virtus irascibilis erscheint in lautere Güte verklärt. Der Ternar vita, sensus (Erkenntniss), affectus wird einfach in leicht zu errathender Weise zu den drei Hypostasen der göttlichen Dreieinheit in's Verhältniss gesetzt.

—

Besser und treffender als von Wilhelm, wird bei Albertus Magnus [1] die Unsterblichkeitsfrage mit der Lehre von der Gottebenbildlichkeit der Menschenseele in Verbindung gebracht. Die intellective Seele, die dem von den Eltern gezeugten lebendigen Plasma des Kindesleibes eingesenkt wird — lehrt Albertus M. — ist unmittelbar durch Gott selber gesetzt, da sich ihre Entstehung durch das Wirken der bei der Zeugung concurrirenden natürlichen Kräfte durchaus nicht erklären liesse. Da nun unmittelbar Gott selber die intellective Seele hervorbringt, und zwar auf eine vom Wirken der physischen Kräfte völlig verschiedene Art, so bleibt nichts übrig als anzunehmen, dass er sie ad modum et similitudinem suam propriam hervorbringe. Eben daraus aber, dass Gott unmittelbar selber sie setzen muss, folgt die über den Bereich der corruptiblen Körper erhabene Incorruptibilität ihres Wesens;[2] darum haben — fährt Albertus weiter fort — nach Alfarabi's Bemerkung einstimmig alle Denker die Wurzel der Unsterblichkeit im intellectus adeptus gesucht, sofern eben in diesem die Unabhängigkeit des Intellectus vom Körperlichen und Corruptiblen quoad esse, agere et pati sich bekundet. Auf der durch Albertus M. geschaffenen Grundlage eines speculativen christlichen Peripatetismus hat Thomas Aquinas in möglichster Vollständigkeit die Beweise für die Seelenunsterblichkeit entwickelt;[3] Duns Scotus bestritt die zwingende Ueberzeugungskraft dieser Argumentationen, und fand einzig in der christlichen Hoffnung des seligen Lebens eine vollkommene Verbürgung der Gewissheit der Seelenunsterblichkeit. Darin ist er nun offenbar viel zu weit gegangen, und ist namentlich dem von der peripatetischen Einkleidung unabhängigen speculativen Gehalt der von Thomas entwickelten Hauptgründe nicht gerecht geworden; seine Haltung in dieser Frage stellt indess gerade nur dasjenige ins Licht, was sich uns als eigentliches Ergebniss der von Wilhelm versuchten Beweisführung aufgewiesen hat — dass nämlich ein unspeculativer oder antispeculativer Christianis-

[1] Summ. theol. P. II, tract. 12, qu. 73. mbr. 2.

[2] Intellectus — sagt Albert l. c. — est incorruptibilis secundum esse et secundum agere et secundum pati.

[3] Vgl. insbesondere des Thomas Aq. Summa contr. gent. II, c. 79.

mus für die philosophische Begründung des gemeinmenschlichen religiösen Unsterblichkeitsglaubens nicht aufzukommen vermag. Ein wahrhaft speculativer Gedanke ist es aber ganz gewiss, wenn Thomas die unvergängliche Dauer des menschlichen Seelenwesens aus der Fähigkeit der Seele, die Ideen der Dinge zu erfassen, folgert. Die intelligiblen Formen der Dinge — sagt Thomas — sind unvergänglich, weil sie in ihrer Allgemeinheit über alle Zeit erhaben sind; um so mehr muss jene Potenz unvergänglich sein, welche die Intelligibilien aus der Potenzialität in die Actualität ihres geistigen Seins überführt; denn, wie Aristoteles sagt: Faciens est honorabilius facto.

Zufolge der Aufgabe, die wir uns stellten, die psychologischen Anschauungen Wilhelms von Auvergne darzustellen, wollen wir ihm nicht weiter, als es für unseren Zweck nöthig ist, auf das Gebiet der Erkenntnisstheorie hinüberfolgen, und auch da nur zu dem Ende, um die Consequenzen seiner psychologischen Anschauungen auf diesem Gebiete zu beleuchten. Wilhelm glaubt [1] gegen die Aristoteliker erweisen zu sollen, dass die intellective Kraft der Seele, sofern sie rein und ungehemmt wirke, wie es im Stande der nicht verdorbenen Natur der Fall wäre, keineswegs auf die Wahrnehmung und Erkenntniss des Allgemeinen beschränkt, sondern auch das Besondere d. i. das Singuläre und Individuelle zu erkennen im Stande sei. Als Hauptgrund dessen wird angegeben, dass die intellective Seele doch vor Allem darauf angelegt sei, Gott zu erkennen, der im höchsten Grade singularis et individuus sei. Dieses Argument würde wohl für sich allein beweisen, dass man in Wilhelm keinen speculativen Denker vor sich habe: die wunderbare Einzigkeit Gottes mit der Singularität der Sinnendinge, die Individuität Gottes mit dem individualisirten Wesen der singulären Gattungsdinge in eine Classe zusammenwerfen, bleibt wohl hinter den allerbescheidensten Anforderungen an ein philosophisch gebildetes Denken zurück, und lässt die Befreundung der damaligen Theologie mit der aristotelischen Philosophie als ein wahres, innerstes Zeitbedürfniss erscheinen. Solchen Ansichten gegenüber, wie Wilhelm sie aussprach, handelte es sich wirklich vor Allem zuerst darum,

[1] De an. V, 17.

das universelle Wesen der göttlichen Essenz sowohl als auch der gottebenbildlichen Menschenseele, und den darin begründeten Unterschied und Gegensatz der geistigen Wesenheiten zur Particularität der Sinnendinge zum entschiedenen Bewusstsein zu bringen. Uebrigens sprach sich in dem Widerstreben Wilhelms gegen die Beschränkung des intellectiven Erkennens auf das Allgemeine immerhin das Gefühl eines Mangels in der aristotelischen Anschauung aus, die trotz ihrer entschiedenen Hinwendung auf das erfahrungsmässig Gegebene den Gedanken der concreten Wirklichkeit nicht wahrhaft zu erfassen vermochte, und zwar desshalb nicht, weil sie Dasein und Erscheinung des Concreten nur in der sinnlichen Wirklichkeit suchte, und demzufolge den Begriff des Concreten mit jenem der individuellen, sinnefälligen Körperlichkeit in Eins zusammenwarf. Das Gefühl dieses Mangels war es, welches Duns Scotus antrieb, sich gegen die auf peripatetische Grundlage gestützten erkenntnisstheoretischen Sätze des Thomas Aquinas kritisch-polemisch zu verhalten, und den Erweis zu liefern, dass der Intellect das Singuläre direct ergreife, und der Grund der Individuation der Sinnendinge nicht, wie Thomas annehme, in der Materie, sondern in der Häcceität oder im τόδε τι εἶναι des Dinges zu suchen sei. Damit war nun allerdings die Möglichkeit gewonnen, sich auch leiblose Engelwesen als concrete Existenzen zu denken; Duns Scotus konnte überdiess zufolge seiner Annahme, dass alles Creatürliche aus Materie und Form zusammengesetzt sei, den Begriff der Concretion im strengsten Sinne beim Engelwesen als einer Coalescenz aus Materie und Form zur Geltung bringen. Es liegt aber auf der Hand, dass unter Voraussetzung eines solchen Begriffes vom Concreten der Begriff einer concreten Existenz und Wesenheit auf Gott nicht anwendbar sei, da der Begriff Gottes als das ens universalissimum jede beschränkende Determination ausschliesst. Nun ist jedoch in der nachscholastischen Speculation gerade der Begriff der göttlichen Wesenheit als der absoluten Concretheit für das christlich-philosophische Interesse massgebend in den Vordergrund getreten; die absolute Concretheit fällt da mit der absoluten Persönlichkeit des überweltlichen Gottes zusammen. Dieser innere Zusammenhang der Idee des Concreten mit der Persönlichkeitsidee lag ausserhalb des Bereiches der



scholastischen Speculation, welcher in ihrer abstract formalisirenden Tendenz die Persönlichkeitsidee überhaupt etwas völlig Fremdes war. Daher konnte auch dasjenige, was im concreten Bilden der Natur sich zum Ausdrucke bringt, nämlich das in den aufwärts steigenden Bildungsreihen der epitellurischen Wirklichkeit ausgesprochene Streben einer stets durchgebildeteren Individualisirung als Hindeutung und Annäherung an die Individuität des persönlichen Menschenwesens nicht verstanden werden. Das Menschenwesen hat das Princip seiner persönlichen Selbstigkeit in seinem persönlichen Formprincipe; demzufolge sind noch Wesen höherer Art denkbar, welche die absolute persönliche Selbstigkeit der göttlichen Wesenheit unmittelbar durch sich selber, und nicht bloss, wie der Mensch, zufolge eines ihm einwohnenden persönlichen Formprincipes seiner sinnlichen Leiblichkeit nachbilden. Die Engelwesen stellen demzufolge auch einen höher durchgebildeten Grad von Individuität und Concretheit dar, als der in der Ineinsbildung von Geistigem und Sinnlichem subsistirende Mensch. Die absolute Individuität und Concretheit wird aber jene der göttlichen Wesenheit sein, deren absolutes Sein jede Art von Getheiltheit und Zusammengesetztheit selbst schon für das blosse Denken ausschliesst, indem in ihr die absolute Allheit mit der absoluten Einheit zusammenfällt.

Diese absolute Coincidenz der absoluten Allheit mit der absoluten Einheit wird es denn auch sein, welche dem nach Thomas und den sonstigen scholastischen Peripatetikern auf das Allgemeine gerichteten menschlichen Intellecte das göttliche Wesen erfassbar und erkennbar macht. Der Gedanke dieser Coincidenz wird aber von Wilhelm so wenig erfasst, dass er vielmehr Gott an der vorerwähnten Stelle geradezu als Einzelwesen fasst[1] und daraus, dass die intellective Seele

[1] Verissime enim est, virtutem intellectivam puram atque liberam non ignorare particularia, si in ea cognoscenda intenderit. Alioquin, cum creator benedictus singularis et individuus sit in ultimitate singularitatis et individualitatis, prohibita esset virtus intellectiva humana impossibilitate naturali ab intellectu ipsius et cognitione intellectuali. Quapropter prohibitae essent similiter omnes substantiae nobiles abstractae a cognitione singulari creatoris; similiter et animae coelorum non intelligerent intelligentias separatas nisi intellectione communi. De an. V, 17.

dieses Einzelwesen erkennt, die Folgerung zieht, es müsse ihr überhaupt eigen sein, wie das Allgemeine, so auch das Einzelne zu erkennen. Bei so beschaffener Auffassungsweise muss man wohl auch zweifeln, ob Wilhelm sich den Grund der intellectuellen Denkfähigkeit der Menschenseele, des geschöpflichen Ebenbildes der göttlichen Wesenheit klar zu machen, je das philosophische Bedürfniss empfunden habe; sein schon aufgewiesener spiritueller Sensismus scheint ihn dieses Bedürfnisses überhoben zu haben. Er erhebt nun allerdings gegen die ihm bekannte Lehre der Aristoteliker, dass der Intellect specifisch auf das Allgemeine gerichtet sei, den Einwand, dass unter dieser Voraussetzung Gott, der die absolute Intelligenz ist, die Einzeldinge nicht zu erkennen vermöchte. Darauf ist aber zu bemerken, dass Gott die sinnlichen Einzeldinge gewiss nicht so erkennt, wie wir sie erkennen; er denkt und erkennt sie aus der von ihm freiconcipirten Naturidee heraus als deren nothwendigen Inhalt. Die Erkenntniss dieses Inhaltes muss, so gewiss das Schaffen kein naturnothwendiger, sondern ein Act freiester Bewusstheit und reinster Freithätigkeit ist, bis in's Einzelnste und Kleinste gehen, und sich auf alle Modalitäten der auf Grund der göttlichen schöpferischen Setzung vor sich gehenden Entwickelung der geschaffenen Naturwirklichkeit beziehen. Da Gott das sichtbare Naturganze in seinem organischen Zusammenhange mit der Gesammtschöpfung denkt, und die Entwickelung der Gesammtschöpfung seinem vorausschauenden und vorausbestimmenden Denken und Wollen absolut unterstellt ist, so sind auch alle zufälligen Einwirkungen des Menschen auf die sichtbare Erdnatur in das vorschauende Wissen Gottes aufgenommen; es gibt kein noch so kleines und scheinbar unbedeutendes Geschehen, das für ihn erst dadurch, dass es sich vollzieht, zur Thatsache würde. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet muss man allerdings die Anschauung, welche das intellectuelle Erkennen in Erfassung des Allgemeinen, des Generellen und Universellen bestehen lässt, für eine solche halten, welche den Anfängen des höher entwickelten philosophischen Denkens angehört, und wofern man bei ihr stehen bleiben wollte, nicht nur schlechthin unzureichend wäre, sondern auch eine Menge Schwierigkeiten schüfe, mit welchen ein religiös gläubiges Denken nicht fertig

zu werden vermöchte. Wilhelm hebt jedoch nur diese Schwierigkeiten hervor, ohne das Wahre und Berechtigte an ihr zu würdigen, welches darin liegt, dass die menschliche Seele eine über die Getheiltheit, Diversität und Particularität des Sinnlichen hinausgestellte universelle Wesenheit sei, deren Charakter sich auch in der ihr specifisch eignenden Art des Erkennens bekunden müsse, mittelst dessen die Sinnendinge aus ihrer niederen sinnlichen Wirklichkeit in die Region einer höheren geistigen Wirklichkeit hinaufgehoben werden, in der sie als constitutive Glieder und integrirende Momente der in ihnen ausgedrückten und verwirklichten göttlichen Naturidee erkannt werden. Diese Einsicht auf Grund ihrer peripatetischen Hinterlage errungen zu haben, ist eine bleibende Leistung der thomistischen Speculation, und Wilhelm wäre allerdings darauf angewiesen gewesen, sich zu fragen, worin denn der specifische Unterschied zwischen dem thierischen und menschlichen Erkennen, oder, um seine Sprache zu reden, zwischen dem Erkennen der thierischen und der menschlichen Seele eigentlich begründet sei, oder woher es komme, dass, während das thierische Erkennen allüberall und durchgehends am Sinnlichen haftet, das menschliche Erkennen sich in den Bereich der über die Particularitäten und Diversitäten des Sinnlichen erhabenen Region des Uebersinnlichen zu erheben vermöge. Auch für die Erledigung der Unsterblichkeitsfrage wäre dieser von Wilhelm völlig beiseite gesetzte Punkt von Belang gewesen. Allerdings lässt sich aus der Fähigkeit der Seele, die Allgemeinbegriffe der Sinnendinge zu denken, noch nicht auf ihre Unsterblichkeit und Unvergänglichkeit schliessen, weil die einzelnen Sinnendinge und die einzelnen Species, unter welche die singulären Exemplare der Sinnendinge und Sinnenwesen gehören, im Verhältniss zum grossen Naturganzen von zu geringer Bedeutung sind, als dass die Fähigkeit, sich Begriffe von ihnen zu bilden, den Anspruch auf unvergängliche Dauer des Denkenden begründen sollte. Sind doch die Individuen und Species der Sinnendinge und Sinnenwesen selber vergänglich und veränderlich, so dass das ihre Begriffe erfassende Denken noch durchaus nicht etwas Bleibendes und Unvergängliches ergreift, somit auch nicht eine des Bleibenden und Unvergänglichen mächtige Denknatur bekundet, die selber der Unvergänglichkeit

werth wäre. Aber die menschliche Seele ist fähig, auch den in der Gesammtheit der veränderlichen und vergänglichen Erscheinungen der sichtbaren Wirklichkeit sich explicirenden schöpferischen Gedanken zu erfassen und denselben in sich nachzudenken; diese ihre Fähigkeit bekundet in Wahrheit ihre Verwandtschaft mit dem Schöpfergeiste des Ewigen, und lässt mit Recht den Schluss auf die Unvergänglickeit ihres eigenen Wesens zu. Ein Denkwesen, welches in sich selber die Gedanken des Ewigen nachzudenken vermag, kann nicht dem Bereiche der vergänglichen Weltwesen angehören, es muss in seinem Wesen etwas dem ewigen Schöpfer Verwandtes in sich haben — der ewige Schöpfergedanke kann nur von einem eines unsterblichen Selbstseins fähigen Denkwesen verstanden werden. In dieser Fassung hat nun allerdings die speculative Scholastik den Unsterblichkeitsgedanken niemals ergriffen, weil das sogenannte eigentliche Vernunftdenken und Vernunfterkennen oder das in Ideen sich vermittelnde Denken und Erkennen in ihr nur latent enthalten und von der vorwiegenden Richtung auf das Gegenständliche niedergehalten war; man wird ihr daher vom heutigen Entwickelungstande der philosophischen Bildung nicht den Charakter eines wirklich speculativen Denkens und Erkennens — wenigstens nicht förmlich und schlechthin — sondern nur jenen einer geschichtlichen Vorstufe dieser wesentlich neuzeitlichen Art des philosophischen Denkens und Erkennens zugestehen können. Wilhelms Denken aber ist noch nicht einmal in diese durch Albert und Thomas entwickelte Vorstufe eingerückt; er weiss die aus Augustinus entlehnten Elemente seiner psychologischen und erkenntnisstheoretischen Anschauungen mit den über sein Zeitalter hereinbrechenden Strömungen speculativer Peripatetik nicht zu vermitteln. Die Seele für eine universale Essenz zu halten, scheint ihm mit der Thatsache des menschlichen Selbstbewusstseins unvereinbar;[1] die Seele ist wie jedes denkfähige Wesen substantia prima d. i. individua et singularis, nicht aber substantia secunda d. h. nicht Allgemeinbegriff wie der Artbegriff Mensch oder der Gattungsbegriff Thier, welchem noch nie jemand Denken oder Selbstdenken beigelegt habe. Man kann

[1] De an. V, 17.

übrigens der consequenten Festhaltung seines intellectuellen Sensismus eine gewisse Anerkennung nicht versagen. Die ewige Seligkeit ist bedroht, meint Wilhelm, wenn die menschliche Seele darauf angewiesen ist, dereinst im Anschauen allgemeiner Gedanken ihre Befriedigung zu finden; als ob die ewigen Ideen, in deren Anschauung die Seligen versenkt sind, abstracte Schemen wären, an deren Betrachtung sich zu langweilen den jenseitigen Seelen zugemuthet werde! Sinn und Erfahrung, fährt er weiter, sind die Quellen der Ergötzung und Erquickung; nun denn, es gibt auch einen geistigen Idealsinn, und es gibt Freuden, die aus der inneren, durch grossartige Anschauungen und ideelle Tiefblicke gewonnenen inneren Erhebung geschöpft werden, die schon im zeitlichen Leben als die beglückendsten aller Erfahrungen empfunden werden. Stammt nicht alle Begeisterung aus Ideen? Und soll die ewige Glückseligkeit nicht ihren unerschöpflichen Quell in jenen geistigen Erhebungen haben, die den zur Anschauung Gottes Gelangten in der unbegrenzten Reihe der in Gott als absoluter Allheit sich erschliessenden Ideen als eine endlose Aufeinanderfolge von Tagen lichtester, freudigster Erkenntniss aufgehen?

Ziehen wir die Schlusssumme aus unseren bisherigen Anführungen und Auseinandersetzungen, so ergibt sich als unzweifelhaftes Resultat für Wilhelms Zeitalter ein Zustand philosophischer Bildung, der die nachfolgenden Bemühungen der peripatetisch geschulten theologischen Summisten des 13. Jahrhunderts als ein Bedürfniss für jene Zeit, und die Errungenschaften jener Bemühungen als einen wirklichen geistigen Fortschritt erkennen lässt. Mag man über die peripatetische Scholastik des Mittelalters wie immer denken, Schule und Methode, encyclopädische Ueberschau und systematische Zusammenfassung des in irgend einem Zeitalter Gedachten und Gewussten bleiben immer die ersten und fundamentalsten Bedingungen eines geordneten und geregelten Erkenntnissstrebens und Wissenschaftsbetriebes; unser Tractat de anima aber, der am Eingange des 13. Jahrhunderts steht, ist durch sich selber ein lebendiges Zeugniss dessen, dass es dazumal an dem Genannten noch merklich fehlte, und ein durchgreifendes Medium und Vehikel tüchtiger Denkschulung noch nicht aufgebracht war. Die Psychologie im Besonderen anbelangend, lässt sich

mit gutem Grunde sagen, dass dieselbe vor der näheren und genaueren Befreundung mit den aristotelischen Schriften als methodisch geregelte Schuldisciplin und systematische Zusammenfassung aller auf Wesen und Leben der Seele bezüglichen Erörterungen noch nicht vorhanden war, und als solche erst aus der Commentirung der einschlägigen aristotelischen Studien erwuchs. Dass die auf diesem Wege zu Stande gekommene Schulpsychologie nicht den Charakter eines lebendigen Erfahrungswissens hatte, und ganz und gar nur auf dem Grunde der allgemeinen kosmologischen Begriffe und Anschauungen der aristotelischen Philosophie stand, ist unbedenklich zuzugeben. Diese Behandlungsart genügte aber für ein Zeitalter, in welchem Sinn und Bedürfniss für eine lebensvollere Auffassung und Darstellungsweise noch nicht erwacht, und auch jene Forschungszweige noch nicht aufgeschlossen waren, deren Betrieb durch sich selbst dahin drängte, das psychologische Gebiet als ein selbstständiges und in sich geschlossenes Forschungsgebiet von jenen anderen, denen sie bis dahin eingegliedert war, distincter abzuscheiden und auf den Grund der inneren Selbsterfahrung als Quelle der eigenartigen Erkenntnisse der Psychologie zu stellen. Die scholastische Psychologie hatte vorwiegend einen metaphysisch abstracten Charakter; es handelte sich in ihr vornehmlich darum, den Wesensbegriff der Seele mit Rücksicht auf deren Verhältniss zu Gott und zur Ordnung der sichtbaren und unsichtbaren Dinge, sowie zu dem ihr eignenden Leibe richtig zu bestimmen. Damit war ihre Aufgabe erschöpft, die nach ihrer ganzen Art und Beschaffenheit nur auf Grundlage eines als gemeingiltig recipirten philosophischen Weltbegriffes gelöst werden konnte. Als solcher galt aber für jene Zeit der christlich rectificirte aristotelische Weltbegriff als gereiftestes Resultat der antiken philosophischen Kosmologie. Demzufolge ist es von selber klar, dass das auf einem ganz unfertigen Weltbegriffe ruhende und schon darum unvollständig und lückenhaft ausgefallene Unternehmen Wilhelms rasch überholt und in seinem Stemmen gegen den Zug der machtvoll hereinbrechenden geistigen Strömung einfach bei Seite geschoben wurde. Es lassen sich allerdings in Albert's und Thomas' Werken Spuren einer Berücksichtigung der Schrift Wilhelms aufweisen, aber nur in jener Weise, dass verfehlte

Annahmen und Aeusserungen derselben mit Verschweigung des Namens ihres Urhebers widerlegt oder berichtigt werden. Später folgende scholastische Autoren kamen auf sie gar nicht mehr zurück. So sehr war Wilhelms Schrift de anima in den nachfolgenden Jahrhunderten vergessen, dass sie in den älteren Druckausgaben seiner Werke völlig fehlte, und erst im Supplementbande der letzten Ausgabe, jener vom Jahre 1674, nebst einigen anderen bis dahin unedirt gebliebenen Arbeiten Wilhelms als neu entdeckter handschriftlicher Fund veröffentlichet wurde; die Autorschaft Wilhelms aber, ja überhaupt die Thatsache, dass Wilhelm eine Schrift de anima abgefasst, vermag der Herausgeber nur durch die aus anderen Schriften Wilhelms, namentlich jener de Universo geschöpften Belege zu erhärten — Beweis genug, dass ihm anderweitige Belege aus Zeugnissen oder Anführungen mittelalterlicher Autoren nicht zu Gebote standen.

VIII. SITZUNG VOM 12. MÄRZ 1873.

Die Classe verhandelt über den von Herrn Prof. Conze gestellten Antrag, eine Gesammtausgabe der griechischen Grabreliefs zu veranstalten.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Accademia, R., de' Fisiocritici: Revista scientifica. Anno IV, fasc. VI. Siena-Roma, 1872; 8°.

Annuario marittimo per l' anno 1873. XXIII. Annata. Trieste, 1873; 8°.

Ateneo Veneto: Atti. Serie II. Vol. VII. Anno accademico 1869 - 70. Punt. II. Venezio, 1872; 8°.

Bazerque, La caravane universelle, voyages autour du monde en vue de l'exploration scentifique de toutes les parties accessibles de l'univers. Paris; 8°.

Cosmos. Communicazioni sui progressi più recenti e notevoli della geografia e scienze affini, di Guido Cora. I. Torino, 1873; 4°.

Ferdinandeum für Tirol und Vorarlberg: Zeitschrift. Dritte Folge. XVII. Heft. Innsbruck, 1872; 8°

Genocchi, Angelo, Intorno ad una lettera del Sign. Conte L. F. Manabrea. Roma, 1873; 4°.

Harz-Verein für Geschichte und Alterthumskunde: Zeitschrift. V. Jahrgang. 1872. 3. & 4. Heft. Wernigerode, 1872; 8°.

Istituto, R., Veneto di Scienze, Lettere ed Arti: Memorie. Vol. XVII. Parte II. Venezia, 1873; 4°. Atti. Tomo II°, Serie IV, Disp. 2ª. Venezia, 1872—73; 8°.

„Revue politique et littéraire" et „Revue scientifique de la France et de l'étranger". IIe Année, 2e Série. Nr. 36. Paris, 1873; 4°.

Società Italiana di Antropologia e di Etnologia: Archivio. II. Vol. fasc. 4°. Firenze, 1872; 8°.

Woldřich, J., Eine Opferstätte der Urzeit bei Pulkau in Niederösterreich. Wien, 1873; 8°.

Wright, W., A Specimen of a Syriac Translation of the Kalilah Wa-Dimnah. London, 1873; 8°. — Fragments of the Curetonian Gospels. London; 4°.

IX. SITZUNG VOM 19. MÄRZ 1873.

Der Secretär legt vor die von Herrn Dr. Ign. Goldziher in Pest eingesendete Fortsetzung seiner ‚Beiträge zur Sprachgelehrsamkeit bei den Arabern', welche die literarische Thätigkeit des Abu-l-Hasan ibn Fâris zum Gegenstande hat.

Das w. M. Herr Prof. Siegel legt vor den von Herrn Dr. Rockinger in München eingesendeten Bericht über die von demselben zum Zwecke der Bearbeitung des sogenannten Schwabenspiegels angestellten Handschriftenforschungen.

Das w. M. Herr Dr. A. Pfizmaier hält einen Vortrag ‚über die Schriften des Kaisers des Wen-tschang'.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Academia Olimpica di Vicenza: Atti. Secondo Semestre 1872 Vol. II. Vicenza; 8°.

Kurschat, Friedrich, Wörterbuch der littauischen Sprache. I. Theil, 5. Lieferung. Halle, 1872; gr. 8°.

‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger'. II[e] Année, 2[e] Série, Nr. 37. Paris, 1873; 4°.

Société Ethnographique: Mémoires. (Revue orientale. 2[e] Série.) Tome I. No. 1. Paris, 1867; 8°. — Revue Ethnographique. Nrs. 1—2. Janvier—Juin 1869. Paris; 8°. — Actes. Tome II. 13[e]—15[e] Livraisons (1867—1868); Tome VII, Nrs. 24—26. Déc. 1872 — Mars 1873. Paris; 8°.

Verein, siebenbürgischer, für romanische Literatur und Cultur des romanischen Volkes: Transilvania. Anulu VI. No. 1—5. Kronstadt, 1873; 4°.

Ueber die Schriften des Kaisers des Wen-tschang.

Von

Dr. A. Pfizmaier,

wirkl. Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften

Einer Anzahl taoistischer in hohem Ansehen stehender Schriften wird der Name 君 帝 昌 文 Wen-tschang-ti-kiün ‚der Gebieter, der Kaiser des Wen-tschang', als derjenige des Verfassers vorgesetzt. Das Leben dieses Mannes, dessen eigentlicher Name in keiner der benützten Quellen genannt wird, scheint in tiefes Dunkel gehüllt zu sein. Die Bekenner der Taolehre geben an, dass er zu den Zeiten des Königs Wu von Tscheu geboren wurde, durch siebzehn Geschlechtsalter, d. i. unter siebzehn Königen ein grosser Würdenträger gewesen, hierauf zu dem Himmel gestiegen und bald wieder auf die Erde zurückgekommen sei. Das Herrscherhaus der späteren Sung verlieh ihm (1194 n. Chr.) ein Lehen und den Titel eines Kaisers des Sternbildes Wen-tschang. Offenbar wird angenommen, dass die oben erwähnten Schriften von ihm nach seinem zweiten Erscheinen in der Welt verfasst wurden, da in ihnen häufig von dem gegenwärtigen Zeitalter und von neueren Dingen, namentlich Buddhismus die Rede ist. So lange nicht andere Nachrichten vorliegen, ist es übrigens fraglich, ob das Wirken des mit dem Namen des Kaisers des Wen-tschang bezeichneten Mannes nicht vielleicht dem Mythus angehört. Das in dem Zeitalter der späteren Sung veröffentlichte Tai-ping-yü-lan, in welchem zahlreiche Auseinandersetzungen über Taolehre vorkommen, sagt von ihm nichts. In seinen Schriften zeigt sich Wen-tschang als Bevollmächtigter höherer Gewalten.

Er sendet Myriaden himmlischer Streiter aus und droht den Menschen mit Entführung und Richterspruch.

Die in dieser Abhandlung mitgetheilten Stücke stehen in dem chinesischen Werke, dem sie entnommen wurden, ohne Commentar und irgend welche Erklärungen. Bei dem ersten derselben: ‚die Schrift der verborgenen Bestimmungen', wurde ein besonderes Werk, betitelt 箋詩文隲陰 Yin-tschĕ-wen-schi-tsien ‚die Schrift der verborgenen Bestimmungen mit Bemerkungen in Versen' zu Grunde gelegt. Die in dem Buche eingemengten Verse sind eine Paraphrase des Textes, zu dessen Verständnisse sie an sich nicht das Geringste beitragen. Dieselben sind jedoch von Erklärungen begleitet, die mittelbar auch zur Erklärung des Textes dienen können. In dieser Arbeit wurden bei dem genannten Werke die ohnehin nichts Poetisches enthaltenden Verse nicht weiter berücksichtigt und nur die Anmerkungen, selbst wenn sie sich nicht auf die Worte des Wen-tschang bezogen, ihres belehrenden Inhaltes willen wiedergegeben, ebenso der von Umfang ganz unbedeutende chinesische Text.

Die von dem Gebieter, dem Kaiser des Wen-tschang verfasste Schrift der verborgenen Bestimmungen.

身夫大士爲世七十一吾日君帝

‚Der Gebieter, der Kaiser sagt: Ich war durch siebenzehn Geschlechtsalter der Leib eines vorzüglichen Mannes, eines Grossen des Reiches.'

Die Himmelskunde in dem Buche der Tsin: Die sechs Sterne des 昌文 Wen-tschang befinden sich vor dem 魁 Khuei ‚Anführer'[1] des nördlichen Nössels. Sie sind die sechs Sammelhäuser des Himmels.

Die Himmelskunde der Geschichtschreiber von Sung: Der Wen-tschang befindet sich im Westen der purpurnen unscheinbaren Ringmauer.

Die grünen Perlen des kleinen Lernens: Es sind drei Ringmauern. Die obere Ringmauer sind die zehn Sterne des grossen Unscheinbaren. Die mittlere Ringmauer sind die fünf-

[1] Der Stern Khuei ‚Anführer' ist der erste Stern des nördlichen Nössels.

zehn Sterne des purpurnen Unscheinbaren. Die untere Ringmauer sind die zweiundzwanzig Sterne des Himmelsmarktes.

Das Buch der Verwandlung Wen-tschang's: Ich (Wen-tschang) wandelte unter den Menschen und gelangte zur Nordseite des Berges Kuei-ki. Ein Verborgener blickte empor zu dem Himmel und betete. Um die Zeit war der mittlere Monat des Frühlings und die Nacht Ping (2). Die Sternbilder 張 Tschang ‚Ausspannung' und 翼 Yi ‚Flügel' glänzten in der Höhe. Ich bückte mich und hörte ihn. Der Verborgene war von dem Geschlechte 張 Tschang. Er machte eben zu Beglaubigungsmarken die Sternbilder. Ich ward hierauf geboren.

Anmerkung. Der Kaiser, der Gebieter ward in dem Jahre Yi-sse (42) des Königs Wu von Tscheu geboren.

Ferner: Tse-hiang hatte Freude an dem Alterthum. Er las mit lauter Stimme mehrere Hefte der Unterweisungen Yü's von Thang. Ich (Wen-tschang) liebte dieses. Ich begab mich dorthin und übte mich.

Ferner: Zu den Zeiten des Königs Siuen von Tscheu rühmte mich (Wen-tschang) das Innere und das Aeussere wegen Aelternliebe und Freundschaft. Man nannte mich beim Jünglingsnamen, aber nicht beim Kindernamen.

Ferner: Ich (Wen-tschang) stieg zu dem Himmel empor und eröffnete die Verwandlung. Nach neunzehn Jahren stieg ich zu dem Zeitalter herab. Im sechsten Jahre des Zeitraumes Schao-hi von Sung (1194 n. Chr.), am fünfzehnten Tage des ersten Monats brachte man mir die Belehnung, den Namen des Kaisers.

吏 酷 民 虐 嘗 未

‚Ich habe noch niemals bedrückt das Volk als strenger Angestellter.'

Das Li-ki: Der Meister sagt: Eine quälerische Lenkung ist reissender als ein Tiger.

Die Ueberlieferungen von strengen Angestellten in dem Sse-ki: 都 郅 Tschi-tu war Beruhiger der Mitte. Er ging allein voran in Strenge. Man nannte ihn den grasgrünen Falken.

急 之 民 濟

‚Ich leistete Beistand bei der Bedrängniss der Menschen.'

Tso-tschuen. Wen, siebentes Jahr: Wenn der Hirsch stirbt, so wählt er nicht das Versteck. Er läuft schnell zu den unwegsamen Gegenden. In seiner Bedrängniss, wie kann er wählen?

Die Ueberlieferungen von Ku-I-tschi in den Geschichtschreibern des Südens: Tse-tschö besass ein sehr grosses eigenes Vermögen. Unter den vorzüglichen Männern und gemeinen Menschen des Bezirkes und der Strasse waren viele seine Schuldner. Er zog einen Kasten voll Schuldscheine hervor und befahl, diese sämmtlich zu verbrennen.

Die Ueberlieferungen von Khĭ-ngan in dem Buche der Han: Ich (Khĭ-ngan) zog hinüber nach Ho-nei. Die Armen, die durch Wasser und Dürre Schaden gelitten hatten, waren mehr als zehntausend Häuser. Ich bestrebte mich, das Angemessene zu thun. Ich ergriff das Abschnittsrohr, holte hervor die Hirse der Speicher von Ho-nei und beschenkte damit das arme Volk. Ich bitte, das Abschnittsrohr zurückgeben zu dürfen und dass ich des Verbrechens schuldig bin, die Anordnungen erlogen zu haben.

Die Ueberlieferungen von Lieu-schen-ming in den Geschichtschreibern des Südens: Gegen das Ende des Zeitraumes Yuen-kia 424 bis 453 n. Chr.) war in Tsing-tscheu Hungersnoth und Verwüstung. In dem Hause Schen-ming's befand sich aufgespeicherte Hirse. Er verabreichte eigenhändig Grütze. Er öffnete die Speicher und kam damit zu Hilfe. In dem Bezirke und in der Strasse waren viele, die vollständig Hilfe erhielten. Die hundert Geschlechter nannten die Felder seines Hauses: die Felder des fortgesetzten Lebens.

危 之 人 救

,Ich kam zu Hilfe bei der Gefahr der Menschen.'

孤 之 人 憫

,Ich bedauerte die Verwaisten unter den Menschen.'

Die Worte der Vorschrift: Der aufgezogen wird, aber kein Sprössling ist, ist Tung-U in unserem Hause.

Anmerkung. 烏 童 Tung-U ist der Sohn 雄 楊 Yang-hiung's.

Die Einleitung zu dem von Han-yü verfassten Festhalten an dem Morgenfluge des Fasans: Unter den Kälberhirten sind

siebenzig ohne Gattin. Wenn sie die Fasanen sehen in Paaren fliegen, sind sie davon erregt und erheben sich.

容人之過

‚Ich hatte Nachsicht mit den Fehlern der Menschen.‘

Das Ursprüngliche der Zusammenkunft der fünf Lampen: Man schlägt viermal in Bande, wenn man einmal begehrt. Man zürnt zweimal, wenn man einmal warnt. Man nimmt, was viermal ward genommen. Man nennt es noch mit Namen: das viermalige Knüpfen.

輿行陰騭上格蒼穹

‚Ich übte in ausgedehntem Masse die verborgenen Bestimmungen. Nach oben nahm ich zum Muster das grasgrüne Hohe [1].‘

人能如我存心天必錫汝以福

‚Ist der Mensch fähig, so wie ich zu verweilen mit dem Herzen, so verleiht der Himmel dir gewiss Segen.‘

於是訓於人曰

Hierauf unterwies ich die Menschen mit den Worten:

Die Gedichte Li-pe's: Gehustetes und Gespucktes fällt von den neun Himmeln. Es folgt dem Winde und macht entstehen Perlen und Edelsteine.

昔于公治獄大輿駟馬之門

‚Einst schaffte der Fürst von dem Geschlechte Yü Ordnung in den Gefängnissen. Er erhöhte in grossem Massstabe das Thor der Viergespanne.‘

Die Ueberlieferungen von Yü-ting-kuŏ in dem Buche der Han: Der Fürst von dem Geschlechte Yü war Vermerker für die Gefängnisse des Districtes und entscheidender Richter der Provinz. Er entschied in Sachen der Gefängnisse mit Milde. In Tung-hai war ein älternliebendes Weib, das jung Witwe ward. Ihre Muhme wollte sie vermälen. Das Weib war hiermit durchaus nicht einverstanden. Später erhängte sich die Muhme. Die Tochter der Muhme meldete den Angestellten: das Weib hat meine Mutter getödtet. — Die Angestellten schafften Ordnung, und das Weib gestand fälschlich. Der Fürst von dem Geschlechte Yü erkannte im Herzen, dass das Weib zum Geständniss gezwungen worden. Er stritt dagegen, richtete aber nichts aus. Er nahm jetzt die Schriften des Gefäng-

[1] Das grasgrüne Hohe heisst der Himmel.

nisses in die Arme und wehklagte in dem Sammelhause. Er entschuldigte sich wegen Krankheit und entfernte sich. Der Statthalter fällte zuletzt das Todesurtheil. In der Provinz herrschte Dürre durch drei Jahre. Später kam der Statthalter an. Der Fürst von dem Geschlechte Yü bat, dass man auf dem Grabhügel des älternliebenden Weibes opfere und das Grab mit einem Denkmale versehe. Auf der Stelle erfolgte ein starker Regen. Um die Zeit stürzte das Thor der Strasse des Fürsten ein. Die Väter und Greise stellten es gemeinschaftlich her. Der Fürst sprach: Erhöhet und vergrössert ein wenig das Thor der Strasse und bewirket, dass es ein Viergespann und einen Wagen mit hohem Dache fassen kann. Indem ich in den Gefängnissen Ordnung schaffte, hatte ich viele verborgene Tugend. Ich habe noch Niemanden zum Geständniss gezwungen. Unter meinen Söhnen und Enkeln wird es gewiss Solche geben, die erhoben werden. — Yü-ting-kuö wurde wirklich Reichsgehilfe. Sein Enkel 永 Yung wurde kaiserlicher Vermerker und Grosser. Er wurde zum Lehensfürsten ernannt und setzte das Geschlechtsalter fort.

桂之枝五折高人濟氏竇

‚Das Geschlecht Tŭ leistete den Menschen Beistand. Es ward hoch und brach den Zimmetbaum der fünf Aeste.‘

Die Geschichtschreiber der fünf Zeitalter: Tŭ-yü-kiün hatte fünf Söhne. Dieselben folgten sich gegenseitig und erstiegen Rangstufen. Fung-tao übersandte ihnen ein Gedicht, worin er sagte: Der zehnte Leibwächter, der Mann des Geschlechtes Tŭ von Yen-schan lehrte seine Söhne die Seite der Gerechtigkeit. Ein Stamm des reingeistigen Cameliensstrauches wird alt, die fünf Aeste des mennigrothen Zimmetbaumes sind duftend.

選之元狀中蟻救

‚Rette Ameisen, es fällt auf dich die Wahl zu einem das Ursprüngliche Gestaltenden.‘

Die Ueberlieferungen von Sung-tsiang in den Geschichtschreibern von Sung: 庠 Tsiang führte den Jünglingsnamen 序公 Kung-siü. Er wurde zu einem beförderten vorzüglichen Manne erhoben. In den Prüfungen von Khai-fung und in der Abtheilung der Gebräuche war er überall der Erste.

Sein Kindername war ursprünglich 郊 Kiao. Er veränderte ihn zu Tsiang.

Die Gespräche des Pinsels: Sung-kiao wandelte gemeinschaftlich mit seinem jüngeren Bruder 祁 Khi und begegnete einem merkwürdigen Bonzen. Dieser sagte zu ihnen: Der Kleinere von dem Geschlechte Sung soll in der Welt voranstehen. Der Grössere von dem Geschlechte Sung wird ebenfalls der Stufe und des Vorranges nicht verlustig. Zehn Jahre später begegnete der Grössere von dem Geschlechte Sung dem Bonzen wieder auf dem Wege. Der Bonze erschrack und sagte: Du bist von herrlichem Geiste, bist einzig und merkwürdig. Solltest du mehrere zehntausend Leben gerettet haben? — Jener sprach: Wie könnte ich, der arme Gelehrte, hierzu gekommen sein? — Der Bonze sprach: Denke einstweilen darüber nach. — Nach längerer Zeit sagte Jener: Vor der nördlichen Halle befand sich ein Ameisenhaufen. Gegen denselben drang unvermuthet ein Platzregen. Ich heftete Bambus zusammen, machte eine Brücke und liess die Ameisen übersetzen. Sollte es dieses sein? — Der Bonze sprach: Es ist es. Der Kleinere von dem Geschlechte Sung soll eben der Voranstehende werden. Du wirst durchaus nicht unter ihn kommen. Du wirst einem in der Reihe Vorangehenden gleichgehalten. — Der Kleinere von dem Geschlechte Sung wurde wirklich der grosse Voranstehende, und seine Aufsätze wurden der Kaiserin überreicht. Diese meinte, dass der jüngere Bruder dem älteren nicht vorangehen dürfe. Sie befahl, dass der Grössere von dem Geschlechte Sung der erste, der Kleinere von dem Geschlechte Sung der zehnte sei.

Die von Tschin-han verfasste Geschichte des Palastes des grossen Sophorabaumes: Tschün-yü-fen träumte, dass er in eine grosse Feste trat. Die Aufschrift daselbst lautete: Das sichere Reich des grossen Sophorabaumes. Als er erwachte, suchte er in Betreff dessen nach. Unter einem alten Sophorabaume befand sich ein Ameisenhaufen. Es war der Ort, zu dem er im Traume gekommen.

榮 之 相 宰 享 蛇 埋

‚Vergrabe Schlangen, du erlangst die Ehre eines Vorgesetzten und Reichsgehilfen.'

Die Steintafel Sün-schö-ngao's: Der Gebieter von dem Geschlechte 孫 Sün, Reichsgehilfe von Tsu, erhielt nach seinem Tode den Namen 饒 Jao. Sein Jünglingsname ist 敖 叔 Schö-ngao. Derselbe sah in seiner Jugend eine Schlange mit geästetem Haupte. Er weinte vor seiner Mutter und sagte: Ich werde sterben. — Die Mutter fragte ihn um die Ursache. Er antwortete: Ich habe gehört, wer eine Schlange mit geästetem Haupte sieht, stirbt. Heute habe ich eine gesehen. — Die Mutter fragte: Was hast du dabei gethan? — Er antwortete: Ich tödtete sie. Als ich etliche zehn Schritte weit gegangen war, dachte ich, wenn ich allein sterbe, kann es abgethan sein. Wenn ich wieder bewirke, dass andere Menschen sie sehen, so sterben sie. Ich vergrub sie daher und überdeckte sie mit Dornsträuchern. — Die Mutter sprach: Sei ohne Sorge!

地 心 憑 須 田 福 廣 欲

‚Will man erweitern das Feld des Segens, muss man sich halten an den Grund des Herzens.'

Die Leitung des Opfers in dem Li-ki: Der Segen ist die Darbringung. Die Darbringung ist der Name des hundertfachen Gehorsams.

便 方 之 時 時 行

‚Man bediene sich der Mittel und Vortheile der verschiedenen Zeiten.'

Die Worte der wahren Menschen des langen Frühlings: Wenn der Mensch in dem Zeitalter geboren wird, sind die Mittel und Vortheile das Erste. Gelangt er durch Anstrengung zur Uebung der Vortheile, so ist Straucheln und Fehlen bedauerlich.

Das Buch Wei-mo: Mo-ke bereichert mit unermesslichen Mitteln und Vortheilen sämmtliche Geborene.

功 陰 之 種 種 作

‚Man begründe mancherlei verborgene Verdienste.'

Das Sse-ki: Si-pe übte im Verborgenen Gutes, die Lehensfürsten kamen und hiessen ihn entscheiden und schlichten.

Die Geschichtschreiber von Yuen: 諒 Liang, Fürst von Yü-wen, richtete selbst in einem finsteren Zimmer gewiss Kleider und Mütze gerade und sass an dem äussersten Rande. Er hielt einst unter dem Arme ein Heft Aufzeichnungen. Er erkannte die Ueberschrift des Heftes und sagte: Wenn ich am

Tage etwas thue, so schreibe ich es am Abend nieder. Wenn etwas ist, das ich nicht niederschreiben kann, so wage ich nicht, es zu thun.

Die Ueberlieferungen von Tschao-pien in den Geschichtschreibern von Sung: 抃 Pien war als Erwachsener in grossem Masse lauter. Er ordnete die Sachen, die er täglich verrichtete. Wenn er nach Hause kam, waren in der Nacht seine Kleider und Mütze gewiss farbenschimmernd und wohlriechend, und er meldete die Sachen dem Himmel. Wenn er etwas nicht melden konnte, so wagte er nicht, es zu thun.

人 利 物 利

‚Man nütze den Wesen, man nütze den Menschen.‘

福 修 善 修

‚Man ordne das Gute, man ordne das Glück.‘

Die Ueberlieferungen von Mei-sching in dem Buche der Han: Wenn Glück entsteht, hat es ein Fussgestell. Wenn Unglück entsteht, hat es einen Mutterschooss. Man bringe herein das Fussgestell, man zerreisse den Mutterschooss, woher kann das Unglück dann kommen?

化 行 天 代 直 正

‚Das Richtige und Gerade bewerkstelligt an der Stelle des Himmels die Verwandlungen.‘

Die Worte der Schrift der Verwandlungen: Wie gross ist der Himmel! Er ist hart, fest, in der Mitte richtig, echt, grob und fein.

Die Ueberlieferungen von angebundenen Redensarten in den Verwandlungen: Der Himmel, in seiner Ruhe ist er ausschliesslich, in seiner Bewegung ist er gerade. Desswegen bringt er in grossem Massstabe hervor.

Die grossen Muster des Buches: Friedlich, ruhig, richtig, gerade.

Die kleine Zierlichkeit der Gedichte: Ruhig, übereinstimmend deine Rangstufe. Richtig, gerade, sie ward dir gegeben.

Ferner: Ruhig, übereinstimmend deine Rangstufe. Sie ist sehr richtig und gerade.

Das Buch der Verwandlung Wen-tschang's: Ich (Wentschang) reichte in dem Jahre Lung-hing den Klang des Edelsteines, fügte hinzu die Reihenfolge. Der grosse Meister des

leuchtenden Himmels mit goldener Thorwarte meldete die Untersuchung der Sachen des Glücks und Unglücks in den drei Grenzen.

Die Ueberlieferungen Tso's. Tschuang, zweiunddreissigstes Jahr: Sse-ngao sprach: Die Götter sind scharfhörig, scharfsichtig, richtig, gerade und eines einzigen Sinnes.

民救國爲祥慈

,Wohlwollen und Glück begründen das Reich, retten das Volk.'

Das I-li: Die vorzüglichen Männer besuchen einander.

Die Gebräuche: Wenn man mit der Menge spricht, so spricht man von Redlichkeit, Treue, Wohlwollen und Glück.

主忠

,Sei redlich gegen den Gebieter.'

Das Schreiben Hi-khang's an Schan-tscheu: Unter den Menschen des freien Feldes war Einer, der Freude an gebratenem Rücken hatte und die Petersilie gut fand. Er wollte dieses dem Geehrtesten als ein Geschenk reichen. Hatte er auch eine winzige Absicht, war es doch ebenfalls etwas Grosses.

親孝

,Sei älternliebend gegen die Aeltern.'

兄敬

,Ehre den älteren Bruder.'

Die Denkwürdigkeiten von Wei: Kaiser Wen hiess einst Tschi, König von Tung-O, während eines Ganges von sieben Schritten ein Gedicht verfertigen. Dieser brachte es nicht zu Stande. Der Kaiser wollte die grosse Vorschrift hinstellen. Tschi sagte in demselben Augenblicke die Verse: Gesottene Bohnen, verbrannte Bohnen werden geworfelt. Die Bohnen sind in dem Kessel und weinen. Ursprünglich wuchsen sie aus einer gemeinschaftlichen Wurzel. Mit einander sie sieden, wozu hat dieses grosse Eile?

Die fortgesetzte Geschichte des Wunderbaren der Denkwürdigkeiten: Tien-tschin, Tien-khing und Tien-kuang waren Brüder. Sie beriethen, wie sie ihre Güter theilen sollten. Vor der Halle befand sich ein Dornstrauch. Sie kamen überein, ihn zu durchhauen und daraus drei Theile zu bilden. Der Strauch verdorrte sofort und war abgestorben. Tschin erschrack heftig und sagte zu seinen Brüdern: Der Strauch hatte ursprünglich einen gemeinsamen Stamm. Er hörte, dass wir ihn

zertheilen wollen und ist desswegen verdorrt. Der Mensch ist nicht gleich dem Baume. In Folge dessen zerlegen wir den Strauch nicht mehr. — Der Strauch hatte in dem Augenblicke Blüthen und Blätterfülle. Die Brüder waren davon bewegt und vereinigten die Güter und Kostbarkeiten. Sie waren hierauf das Thor der Aelternliebe.

Das Buch der südlichen Tsi: Lieu-hien rief in der Nacht seinen jüngeren Bruder Tsin. Dieser antwortete nicht und kam nicht. Er stieg vom Bette herab und zog die Kleider schleunigst an. Dann erst antwortete er. Hien wunderte sich über dessen Langsamkeit. Tsin sprach: Als ich mich hinwandte, um zu kommen, war der Gürtel noch nicht festgebunden. Desswegen wagte ich es nicht zu antworten.

Die Ueberlieferungen von dem Hause Khung-yung's: Yung war von sieben Brüdern der sechste. Als er vier Jahre alt war, ass er mit seinen älteren Brüdern gemeinschaftlich Birnen. Plötzlich zog er den Kleinsten herbei. Der Grösste fragte ihn um die Ursache. Jener antwortete: Ein kleines Kind soll nach der Vorschrift ein Kleines zu sich nehmen. — Das Stammhaus und die Seitengeschlechter staunten desswegen über ihn.

友 信

,Sei treu dem Freunde.'

Das Gedicht Kö-pö's an Wen-khiao: Was deinen Geruch und Geschmack betrifft, es ist verschiedenes Moos auf der nämlichen Berghöhe.

Das Geschlechtsalter und Haus von U in dem Sse-ki: Der Landesherr von Siü liebte das Schwert Ki-tschä's. Er wagte nicht, dieses auszusprechen. Tschä wusste dieses im Herzen. Er wurde als Gesandter in die oberen Reiche geschickt und hatte es ihm noch nicht geschenkt. Auf dem Rückwege gelangte er nach Siü. Der Landesherr von Siü war bereits gestorben. Tschä löste jetzt sein kostbares Schwert, band es an einen Baum auf dem Grabhügel des Landesherrn von Siü und entfernte sich. Dabei sprach er: Anfänglich hatte es mein Herz ihm zugestanden. Sollte ich, weil er gestorben, meinem Herzen untreu werden?

Das Buch der Han: Siao-yö und Tschü-pö waren Freunde. Sie waren als solche in dem Zeitalter bekannt. Später entstand zwischen ihnen ein Zerwürfniss. Sie konnten kein gutes Ende nehmen.

Die weiten Erörterungen über die Trennung der Verbindungen: Die Männer der Geschlechter Siao und Tschü hatten hierdurch ein Zerwürfniss und gingen unter.

斗 朝 眞 奉 或

,Man opfere bisweilen den wahren Menschen, erscheine an dem Hofe bei dem Nössel'.

Das Buch der reingeistigen Abschnitte der hohlen Tiefen: Eine weisse Schrifttafel ermisst die Art. Eine grüne Schrifttafel bestimmt die Unsterblichen.

Der Frühling und Herbst mit Abbildungen des Wahrhaften: Der purpurne Palast ist das innere Haus des grossen Kaisers.

Anmerkung. Dieses ist der Palast des purpurnen Unscheinbaren.

Zusammenkünfte und Verkehr des Himmelskaisers: Das Nössel des Nordens ist die Thürangel und das Triebwerk der sieben Lenkungen.

Das Buch der Sterne: Von den sieben Sternen des nördlichen Nössels bilden vier Sterne ein Viereck und sind der 魁 Khuei ,Anführer'[1]. Sie sind auch der 琁 Siuen ,ein Edelstein' und 璣 Ki ,die längliche Perle'. Drei Sterne zeigen gerade und sind der 杓 Tschö ,Handhabe des Nössels'. Sie sind auch der Wagebalken von Edelstein.

Das Classenbuch von Tsien-khö: Durch die Wesenheit verwandelt man die Luft. Durch die Luft verwandelt man den Geist. Durch den Geist verwandelt man das Leere. Dieses nennt man mit Namen: Den Scheitel der Ansammlung der drei Blüthen.

經 念 佛 拜 或

,Verbeuge dich bisweilen vor Fö, denke an die mustergiltigen Bücher.'

Die von Li-schang verfassten Gedichte der Verborgenheit: Wozu auf hundertmal hunderttausend Blüthen der Wasserlilie? Auf jeder einzelnen Blüthe der Wasserlilie zeigt sich der Leib Fö's.

---

[1] Sonst wird Khuei als der erste Stern des nördlichen Nössels bezeichnet.

Die Vorbilder der Lehre Schi: In den Ländern der westlichen Grenzen gibt es kein Papier. Man schreibt den Text der mustergiltigen Bücher auf Muscheln und Baumblätter.

Das Buch der Thang: Hien-tschung liess die Gebeine Fŏ's abholen. Er schickte die Könige, Fürsten und vorzüglichen Männer der Tempel Fŏ's. Die Menschen liefen, beteten und sagten Lobsprüche.

Die Verzeichnisse der überliefernden Lampe: Es war ein Bonze, der einen grossen Pflaumenbaum fragte: Wenn du 祖 馬 Ma-tsu siehst, was findest du an ihm? — Der grosse Pflaumenbaum sprach: Ma-tsu auf seinem Wege, er ist im Herzen ein Fŏ.

Der Perlenwald des Gartens der Vorschrift: Er erschloss das Zeichen 卍 vor seiner Brust.

Anmerkung. 卍 ist in den Vorbildern der Lehre Schī das Zeichen 萬 Wan ‚zehntausend‘. Als Jü-lai geboren ward, entstand vor seiner Brust von selbst das Zeichen 卍.

Die Verzeichnisse der überliefernden Lampe: Es war ein Mann der glänzenden Begabung, der das Buch der Namen der tausend Fŏ erblickte. Er sagte: Hunderttausend Fŏ, ich sehe bloss ihre Namen.

Die Weise der aus der Sprache Fan übersetzten Namen: Die Handflächen zusammenlegen und seine Hochachtung bezeigen, heisst 南 和 Ho-nan.

Die Erklärung des Buches der Blüthen der Vorschrift: Ein Schafwagen wird mit einem Gespanne, dessen Geräusch man hört, verglichen. Ein Hirschwagen wird mit einem Gespanne, das man durch etwas bemerkt, verglichen. Ein Rinderwagen wird mit einem Gespanne der Pu-sä verglichen. Ein Rinderwagen des grossem Weiss (des Planeten Venus) ist ein Gespann Fŏ's.

恩 四 答 報

‚Vergilt die vier Wohlthaten.‘

教 三 行 廣

‚Uebe in grosser Ausdehnung die drei Lehren.‘

Die Verzeichnisse der überliefernden Lampe: Wenn plötzliches Erwachen aus dem Herzensgrunde kommt, ist Klarheit und Reinheit, es ist ursprünglich keine Aufregung, kein durchsickernder Verstand. Wenn der Grund des Gemüthes vorbe-



reitet ist und genügt, dieses Herz, es ist Fó. Auf dieses gestützt sich ordnen, es ist das Höchste, man besteigt den Erdaltar. Man nennt es auch mit Namen: Jü-lai's Klarheit und Reinheit, der versteckte Erdaltar des Stammhauses.

Die Ueberlieferungen von göttlichen Unsterblichen: 子 成 廣 Kuang-tsching-tse wohnte auf dem Berge Khung-tung. Der gelbe Kaiser hörte dieses und ging zu ihm. Kuang-tsching-tse sprach: Die Wesenheit des Gelangens auf den Weg ist Tiefe und Dunkel. Die Gipfelung des Gelangens auf den Weg ist Düsterkeit und Schweigen.

魚之轍涸濟如急濟

‚Leiste Beistand bei der Bedrängniss, als ob du Beistand leistetest dem Fische des eingetrockneten Wagengeleises.'

Tschuang-tse: Das Haus Tschuang-tscheu's war arm. Er ging daher zu dem Lehensfürsten von Ho-kien, um Hirse auszuleihen. Der Lehensfürst sprach: Ja. Wenn ich mein farbiges Gold erhalten werde, werde ich dir dreihundert Pfund leihen. Ist es dir recht? — Tschuang-tscheu ward roth vor Zorn und sprach: Als ich gestern kam, war Jemand, der mich mitten auf dem Wege rief. Ich blickte hin und sah, dass in dem Wagengeleise sich ein Barsch befand. Derselbe sagte: Ich bin ein Diener der Wellen des östlichen Meeres. Solltest du ein Nössel oder einen Gantang Wasser haben und mich beleben? — Ich sagte: Ja. Ich wandle einstweilen zu den Königen von U und Yue, staue das Wasser des westlichen Stromes und hole dich ab. Ist es dir recht? — Der Barsch ward roth vor Zorn und sprach: Wenn ich ein Nössel oder einen Gantang Wasser erhielte, würde ich auf diese Weise leben. Da du aber diese Worte sagst, musst du mich bei Zeiten suchen in der Bude der gedörrten Fische.

Das Sammelhaus der alten Musik: Ein gedörrter Fisch kommt zu dem Flusse und weint. Einmal empfindet er Reue und kehrt wieder zurück.

Die Sammlung Tschang-li's: Es ist als ob der Starke einen Erschöpften bedauerte und ihn umdrehte. Dieser hat nämlich die Mühe, dass er einmal die Hände erhebt, einmal die Füsse wirft.

救危如救密羅之雀

‚Komm zu Hilfe bei der Gefahr, als ob du zu Hilfe kämest den Sperlingen des dichten Netzes.'

Die Ueberlieferungen von den angebundenen Redensarten der Verwandlungen: Man knüpft Stricke und bildet daraus Netze.

Die königlichen Einrichtungen in dem Li-ki: Die Taube verwandelt sich in einen Falken. Dann erst stellt man Netze auf.

Die erklärten Namen der Wasserpflanzen: Der Sperling ist furchtsam.

Ferner: Der Sperling sitzt auf und schläft zwischen den Ziegeln der Dachtraufe. Desswegen sagt man: Der Sperling der Dachziegel.

Der erklärte Schriftschmuck: Der Sperling ist ein kleiner Vogel, der sich an die Menschen hält.

Die neuen Einleitungen: Thang sah einen Menschen, der das Netz beschwor. Derselbe stellte die vier Seiten. Er löste jetzt drei Seiten und stellte eine Seite. Er belehrte es und beschwor mit den Worten: Was links sein will, sei links. Was rechts sein will, sei rechts. Was in der Höhe sein will, sei in der Höhe. Was unten sein will, sei unten. Ich nehme dasjenige, was dem Befehl zuwider handelt.

Die fortgesetzte Geschichte des Wunderbaren der Denkwürdigkeiten: 楊寶 Thang-schi sah einen gelben Sperling, der von einem Habicht ergriffen ward. Er nahm ihn mit nach Hause und fütterte ihn mit gelben Blumen. Die Flügel und Federn des Vogels bildeten sich aus, und er entflog. In der Nacht erschien ein gelb gekleideter Knabe und gab Schi vier weisse Ringe, indem er sagte: Ich bewirke, dass deine Söhne und Enkel zu der Rangstufe der drei Fürsten emporsteigen. Es soll sein wie diese Ringe.

矜孤

‚Habe Mitleid mit den Verwaisten.'

Die Ueberlieferungen Tso's. Ngai, sechzehntes Jahr: Tse-si sprach: Sching ist gleich einem Eie. Ich überdeckte ihn mit den Flügeln und zog ihn gross.

Die Steintafel Sün-schö-ngao's: Als Schö-ngao dem Tode nahe war, mangelte es ihm für die Zukunft an dem inneren



und äusseren Sarge. Er gab seinem Sohne eine Weisung und sagte: Yeu-meng hat mir zugesagt, dass er mir tausend Pfund leihen werde. — Yeu-meng war ein ehemaliger Musikvorsteher von Tsu. Derselbe stand mit dem Gebieter, dem Reichsgehilfen auf gutem Fusse. Obgleich er von tausend Pfunden gesprochen hatte, gab er sie in Wirklichkeit nicht her. Einige Jahre nach dem Tode Schö-ngao's liess König Tschuang Wein aufstellen und Musik spielen. Yeu-meng sprach jetzt von den Verdiensten, die sich der Mann von dem Geschlechte Sün als Reichsgehilfe von Tsu erworben. Er hob trauervoll den hohen Gesang an und weinte mehrmals. Der König war im Herzen gerührt und besann sich. Er liess den Sohn Schö-ngao's kommen und schenkte ihm ein Lehen.

Das Sse-ki: Tu-ngan-ku überfiel das Geschlecht Tschao und vertilgte dessen Seitengeschlechter. Die Gattin Tschao-sö's hatte einen nachgeborenen Sohn. Kung-sün Hieu-khieu, ein Gast Sö's, sagte zu Tsching-ying: Was ist schwerer: Die Waise einsetzen oder sterben? — Ying antwortete: Sterben ist leicht, die Waise einsetzen ist schwer. — Hiü-khieu nahm ein Kind anderer Menschen und versteckte es in dem Gebirge. Ying sagte zu den Heerführern, man möge Kung-sün Hiü-khieu überfallen. Man tödtete Hiü-khieu sammt der Waise. Die wahre Waise befand sich aber bei Tsching-ying. Er versteckte sich mit ihr in dem Gebirge. Die Waise hiess mit Namen Wu. Nachdem Tschao-wu eingesetzt worden, tödtete Tsching-ying sich selbst.

寡恤

‚Kümmere dich um die Verwitweten.'

Die Ueberlieferungen von Frauen: 梁杞 Ki-liang, ein Mensch von Tsi, fiel in dem Kampfe Seine Gattin legte den Leichnam auf ein Kissen an dem Fusse der Stadtmauer und beweinte ihn. Nach sieben Tagen stürzte die Stadtmauer ein.

Die Denkwürdigkeiten von Siuen-tsching: Der Berg des in die Ferne Blickens nach dem Manne liegt in dem Districte Ku-schö. Ehemals war ein Mensch, der sich nach Tsu begab. Er kehrte nach Jahren nicht zurück. Seine Gattin bestieg diesen Berg und blickte nach dem Mann in die Ferne. Sie wurde in einen Stein verwandelt.

Die kleine Zierlichkeit in den Gedichten: Dort ist spätes Getreide, das man nicht geerntet, hier ist, was man nicht zusammengefasst und gebunden. Dort sind zurückgelassene Garben, hier sind weggeworfene Aehren. Es ist die Ausbeute der Witwen.

Die Sammlungen von I-tschuen: Vor Hunger sterben, ist unter den Gipfelungen der Dinge das Kleinste. Des Masshaltens verlustig werden, ist unter den Gipfelungen der Dinge das Grösste.

Die Einleitung zu dem von dem Kaiser Wen von Wei verfassten bilderlosen Gedichte auf die Witwen: Yuen-yuen-yü von Tschin-lieu verlor frühzeitig das Leben. Ich war immer gerührt und verweilte mit den Gedanken bei seinen hinterlassenen Waisen. Es war noch niemals eine Zeit, wo ich nicht schmerzlich im Herzen verletzt gewesen. Desswegen verfertigte ich dieses bilderlose Gedicht.

Das von Fan-tschung-yen verfasste Gedicht: Zehn Seelen fassen einander und schwimmen auf dem grossen Rinnsale. Als sie kamen, hatten sie warm, als sie gingen, litten sie Kälte. Will man an dem Grenzpasse und dem Fahrwasser ihren Namen wissen: es ist das Schiff der verwaisten Kinder und der Witwe.

Anmerkung. Als Sün-khiü-tschung starb, waren seine Söhne jung, das Haus arm. Der Fürst half ihnen mit Geld und schickte sie in die Heimat. Er verfasste bei diesem Anlasse ein Gedicht und zeigte es an dem Grenzpasse und dem Fahrwasser.

Die Erwähnungen der Strassen in dem Li-ki: Die Witwen wehklagen nicht in der Nacht.

老 敬

‚Ehre die Greise.'

Die Erwähnungen der Musik in dem Li-ki: Man speist die dreierlei Greise, die Greise der fünf Abwechslungen bei dem grossen Lernen. Der Himmelssohn entblösst die Schulter und zerstückt das Opferthier. Er ergreift den sauren Trank und reicht ihn dar. Er ergreift den Becher und spült den Mund aus.

Der Gebieter Pi in dem Buche: Die Langjährigkeit des Himmels ist gerecht und durchdringend.

貧憐

‚Sei mitleidig gegen die Armen.‘

Die Worte des Hauses: Man befindet sich bei der Armuth wie ein Gast.

寒饑之路道周食衣措

‚Stelle Kleider und Speisen aus und umwandle die Hungernden und Frierenden der Wege.‘

Das Sse-ki: Wei schickte Siü-ku als Gesandten nach Thsin. Fan-hoei ging verkleidet in abgenützten Kleidern und besuchte ihn. Siü-ku hatte in seinem Herzen Mitleid mit ihm. Er sprach: Leidet Fan-schö einmal Kälte bis zu einem solchen Masse? — Er nahm jetzt einen Mantel von dickem Taffet und schenkte ihn ihm.

Ein Gedicht von Kao-schï: Noch gibt es einen dicktaffetenen Mantel, der zu verschenken. Es ziemt sich, Mitleid zu haben mit Fan-schö, der friert.

Tan-kiung in dem Li-ki: In Tsi war grosse Hungersnoth. Kien-ngao hielt Mahlzeit auf dem Wege. Er wartete auf die Hungernden und speiste sie.

露暴之骸屍免槨棺施

‚Spende innere und äussere Särge. Verhüte es, dass die Gebeine der Todten in der Sonne bleichen.‘

Tan-kiung in dem Li-ki: Der innere Sarg umgibt die Kleider. Der äussere Sarg umgibt den inneren Sarg. Die Erde umgibt den äusseren Sarg.

戚親攜提富家

‚Ist das Haus reich, so erfasse man und führe an der Hand die nahen Verwandten.‘

Die Ueberlieferungen Tso's. Wen, siebentes Jahr: Yŏ-yü sprach: Die Seitengeschlechter des Fürsten sind die Zweige und Blätter des inneren Hauses des Fürsten. Wenn man sie entfernt, so haben der Stamm und die Wurzel nichts, wodurch sie beschattet würden. Schlingpflanzen und Ranken können noch immer ihren Stamm und ihre Wurzel beschatten. Desswegen hat der Weisheitfreund sie als Gleichniss gebraucht.

Erklärung: In dem Buche der Gedichte vergleicht ein Dichter die Schlingpflanzen und Ranken mit den Brüdern der neun Seitengeschlechter.

Die Ueberlieferungen von dem Könige Tsing von Tschung-schan in dem Buche der Han: Jetzt haben sämmtliche Diener nicht die nahe Verwandtschaft der inneren Haut des Schilfes.

Erklärung. 莩 Feu ist die dünnste weisse Haut im Inneren des Schilfrohres.

Die von Lu-pao verfassten Erörterungen über den Gott des Geldes: Er ist der Gott und die Kostbarkeit des Zeitalters. Er steht nahe und wird geliebt wie der ältere Bruder. Sein Jünglingsname ist 方 孔 Khung-fang (das Viereckige der Oeffnung).

Ferner: Ein Sprichwort sagt: Das Geld hat kein Ohr. Man kann es als Dämon auftreten lassen.

朋 鄰 濟 賑 饑 歲

,Herrscht in dem Jahre Hungersnoth, so beschenke und unterstütze man die Genossen.'

Tschuang-tse: Tse-yü war zu Tse-sang ein Freund. Es war langwieriger Regen durch zehn Tage. Tse-yü sprach: Tse-sang ist krank. — Er wickelte Speise ein, ging hin und gab sie ihm zu essen.

Das Weitere der Erklärung von ,Freunde' bei dem Abrisse Tai in den Verwandlungen: Diejenigen, die innerhalb des nämlichen Thores (der Strasse) wohnen, heissen 朋 Peng, Freunde.

入 重 出 輕 可 不 平 公 要 須 秤 斗

,Beim Messen und Wägen muss man ehrlich und billig sein. Man darf nicht leicht herausgeben und schwer hereinbringen.'

Verse: Man erlangt Vortheil, hierdurch lässt man den Vortheil fallen.

求 苛 責 備 宜 豈 恕 寬 之 待 僕 奴

,Sclaven und Knechte behandle grossmüthig und nachsichtig. Sollte es ziemen, sie zur Rede stellen und quälerisch zu verlangen?'

Siao-ying-sse hatte einen Sclaven. Derselbe diente ihm zehn Jahre. Der Gebrauch der Peitsche, der Dornenruthe und die Anwendung von Strenge machten Ying-sse Schmerz. Man rieth ihm, den Sclaven wegzugeben. Ying-sse sprach: Es ist nicht der Fall, dass ich nicht im Stande bin, ihn wegzugeben. Mir thut es nur leid um seine Begabung.

文經造印

‚Man versehe mit einem Siegel und stelle her den Text der mustergiltigen Bücher.‘

Die sieben Bestätigungen des Wolkenkoffers: Das wahre Buch der acht ungefärbten Dinge sagt: Der Wege des grossen Höchsten sind drei. Der Wege des höchsten Wahren sind sieben. Der Wege des mittleren Wahren sind sechs. Der Wege des untersten Wahren sind acht.

Die Sammlungen Pe-fu: Die achterlei mustergiltigen Bücher sind zusammen zwölf Abtheilungen. Sie enthalten im Ganzen eilfmal zehntausend und sechstausend achthundert sieben und fünfzig Wörter. Die Erfordernisse und Fingerzeige der drei Gespanne, die geheimen Vorrathshäuser der zehntausend Fŏ sind erschöpft.

院寺修創

‚Erbaue und ordne Tempel und Höfe‘.

Die sechs gefalteten Papiere: Der blaue Garten, die blaue Dachtraufe sind Namen von Tempeln Fŏ's.

Die Geschichte der zehn Inseln: Das mennigrothe Gemach des purpurnen Eisvogels. Die Kerzensonne der Wolken von Brocat.

Die Geschichte der Merkwürdigkeiten der Vorschriften der mustergiltigen Bücher: 達須 Siü-tă, einer der Aeltesten, meldete in Sachen Fŏ's und sagte, die Schüler wollen geistige Häuser erbauen und bitten, dass Fŏ daselbst weile. Es gebe bloss den Garten des Nachfolgers von Khi-tho. Dieser Garten sei achtzigmal hundert Morgen breit, die Bäume seines Waldes seien dunkel und blätterreich. Fŏ könne dort wohnen. Der Nachfolger sprach im Scherze: Wenn man ihn mit Goldleinwand anfüllt, so werde ich ihn sogleich geben. — Siü-tă nahm achtzigmal hundert Morgen Goldleinwand hervor und meldete von den geistigen Häusern, dass sie fertig seien. Es waren im Ganzen eintausend dreihundert Hütten.

Die inneren Ueberlieferungen von dem Befehlshaber des Grenzpasses: Lao-tse erstieg mit I-hi den Kuen-lün. Er stieg zu der goldenen Erdstufe, zu dem Edelsteinsöller, zu der Vorhalle des Palastes der sieben Kostbarkeiten. Tag und Nacht war daselbst glänzendes Licht.

苦疾拯以材藥捨

,Man werfe Arzneistoffe aus und unterstütze dadurch bei Krankheit und Mühsal'.

Die Ueberlieferungen Tso's. Tsching, zehntes Jahr: Der Lehensfürst von Tsin träumte, dass seine Krankheit die Gestalt von zwei Knaben annahm.

Ferner, Ting, dreizehntes Jahr: Kao-khiang von Tsi sprach: Wenn man dreimal den Arm bricht, dann weiss man, was ein guter Arzt ist.

Die Ueberlieferungen von Han-khang in dem Buche der späteren Han: Er sammelte immer Arzneipflanzen auf den berühmten Bergen und verkaufte sie auf dem Markte von Tschang-ngan. Er hatte keine zweierlei Preise.

Die Ueberlieferungen von Unsterblichen: Tung-fung wohnte verborgen auf dem Berge Lu und heilte die Krankheiten der Menschen. Er nahm kein Geld oder Werthgegenstände an. Diejenigen, die von einer schweren Krankheit genesen waren, pflanzten fünf Aprikosenbäume. War es eine leichte Krankheit, so pflanzten sie einen Aprikosenbaum. In einigen zehn Jahre erlangte er über zehnmal zehntausend Bäume. Um die Zeit nannte man diese Bäume den Aprikosenwald des Unsterblichen von dem Geschlechte Tung.

Die Meister der Arzneikunst in den Gebräuchen der Tscheu: Die zehn Ganzen sind das Höchste.

Der Frühling und Herbst des Geschlechtes Liü: Ein guter Arzt heilt die Krankheiten. Die Krankheiten verändern sich zehntausendmal. Die Arzneien verändern sich ebenfalls zehntausendmal.

Die Gebote der Monate in dem Li-ki: In dem ersten Monate des Sommers sammelt und häuft man die hundert Arzneipflanzen.

渴煩解以水茶施

,Man verabreiche Theewasser und lösche dadurch Hitze und Durst'.

Die Gedichte Tsching-kö's: Eine Schale Ku-tschü [1], im Frühling hat sie Geschmack.

[1] Die ersten purpurnen Bambussprossen von 渚 顧 Ku-tschü in Hu-tscheu ist eine Theegattung, die in der Abhandlung: Alte Nachrichten

Das Lied Liü-thung's von dem Thee: Sieben Schalen kann man nicht trinken. Man bemerkt nur, dass an beiden Achselhöhlen sanft und gedehnt frischer Wind entsteht.

Die Gespräche des Zeitalters: Die einherziehenden Scharen des Kaisers Wu von Wei verfehlten den Weg, auf dem sie Wasser schöpfen konnten. Das Kriegsheer litt Durst. Es erging ein Befehl, der sagte: Vor euch befindet sich ein grosser Pflaumenwald. Die reichlichen Früchte sind süss und sauer. Ihr könnt damit den Durst löschen. — Die Anführer und Krieger hörten dieses und allen wässerte der Mund.

Ferner: Wenn Ku-tschang-khang Süsswurzeln ass, gelangte er von dem Ende zu dem Stamm. Die Menschen fragten ihn. Er sagte: Ich dringe allmälig in die gute Grenze.

或買物而放生

‚Man kaufe zuweilen lebendige Wesen und schenke ihnen das Leben.'

Die Ueberlieferungen von Ho-tseng in dem Buche der Tsin: Ho-tseng war von Sinn verschwenderisch und grossthuerisch. Er verzehrte täglich Speisen um zehntausend Stücke Geldes. Dabei sagte er noch immer: Ich habe keinen Ort, zu dem ich die Essstäbe herablassen könnte.

或持齋而戒殺

‚Halte dich zuweilen an das Fasten und hüte dich vor dem Tödten.'

Die Weise des Opfers in dem Li-ki: Tseng-tse sprach: Die Bäume werden zur rechten Zeit gefällt. Die Thiere werden zur rechten Zeit getödtet.

舉步常看蟲蟻

‚Wenn du die Füsse im Einherschreiten erhebst, blicke immer auf die Insekten und Ameisen.'

禁火莫燒山林

‚Wehre dem Feuer und verbrenne nicht die Gebirgswälder.'

Die Obrigkeiten des Herbstes in dem Tscheu-li: Das Geschlecht der Höhlen befasst sich mit dem Angriffe auf versteckte Thiere.

---

und Denkwürdigkeiten von einigen Lebensmitteln China's' (S. 420) erwähnt wurde

Ferner: Der Vorsteher des Feueranzündens: Wenn man dem Reiche Feuer auskommen lässt und in der Wildniss s Unkraut verbrennt, so sind hierauf Strafen gesetzt.

Erklärung: Wenn man in der Wildniss das Unkraut verennt, so zündet das Volk eigenmächtig Feuer an.

Die Gebote der Monate in dem Li-ki: In dem mittleren nate des Frühlings verbrenne man nicht die Gebirgswälder.

行人照以燈夜點

‚Zünde nächtliche Lampen an und erleuchte dadurch das Wandeln der Menschen.‘

渡人濟以船河造

ue Flussschiffe und hilf dadurch den Menschen über das Wasser setzen.‘

Die weiten Endlaute: 彴 Tschó ist ein quergelegter um, auf dem man über das Wasser setzt.

Ferner: 矼 Kiang heissen gesammelte Steine, auf denen n zu Fusse über das Wasser setzt.

Die Grundlage des Zeitalters: In dem Alterthum bechtete man fallende Blätter und verfertigte bei diesem Anse Schiffe.

Die Gedichte Tu-fu's: Die Doppelschiffe der Wildniss pfangen kaum zwei oder drei Menschen.

Die von Li-schang verfassten verborgenen Gedichte: Mein sses Schiff setzt in Bewegung ein Paar Ruder.

Die Einleitung zu der von Lieu-tsung-yuen verfassten gleitung des Menschen auf der Wassertiefe: Die Menschen Stromes und des Flusses freuen sich der Sitte und nehmen Empfang die Geschenke. Diejenigen, die sich an Doppeliffe klammern und zu dem jenseitigen Ufer blicken, werden h Hunderten gezählt.

鳥禽網而山登勿

Besteige nicht die Berge, um Vögel mit Netzen zu fangen.‘

Ein altes Lied des älternliebenden Sohnes auf die Kugelnbrust in dem Frühling und Herbst von U und Yue: Durchmittener Bambus, fortlaufender Bambus! Es lässt fliegen Höhe, verfolgen das Fleisch.[1]

[1] Das Fleisch sind wilde Thiere und Vögel.



Der erklärte Schriftschmuck: 囮 Ngo ist 譯 Schi, dolmetschen. Der Vogelsteller bindet einen lebenden Vogel an und macht die anderen Vögel herbeikommen. Dieser Vogel heisst mit Namen 囮 Ngo, Dolmetscher.

Siü-kiai: Dolmetschen heisst die Sprache der vier Fremdländer, sowie der Vögel und wilden Thiere überliefern. Der Dolmetscher ist ein verführender Vogel. Er ist der heutige ‚Vermittler der Vögel (Lockvogel)‘.

鰕 魚 毒 而 水 臨 勿

‚Stehe nicht an dem Wasser, um Fische und Krebse zu vergiften.‘

Der Wald der Denkwürdigkeiten: Die Bonzen meinen, die Fische seien die Blätterfülle und die Blumen des Wassers.

Das Buch der Berge und Meere: Auf dem Berge Kien wächst ein Baum, der von Gestalt gleich dem süssen Birnbaum ist, aber rothe Blätter hat. Derselbe heisst mit Namen: Die stachelige Pflanze. Man kann damit Fische vergiften.

Die Gedichte Su-schi's: Wenn die Augen des Netzes weit auseinander stehen, wird durchgeschlüpft.

Die Geschichtschreiber des Südens: Sün-mien war Statthalter von Thsin-yang. Derselbe sah beständig an dem Rande des Flussarmes einen Fischer, der die Angelschnur herabliess und lange pfiff. Mien fragte: Gibt es Fische zu kaufen? — Der Fischer lachte und antwortete: Einer, dessen Angelhaken kein Angelhaken ist, sollte er wohl Fische verkaufen?

牛 耕 宰 勿

‚Schlachte keine Ackerrinder.‘

紙 字 棄 勿

‚Verwirf kein Papier, das mit Schriftzeichen beschrieben ist.‘

産 財 之 人 謀 勿

‚Mache keine Anschläge auf die Güter und die Erzeugnisse der Menschen.‘

能 技 之 人 妒 勿

‚Beneide nicht um ihre Geschicklichkeit und Fähigkeiten die Menschen.‘

女 妻 之 人 淫 勿

‚Treibe nicht Unzucht mit den Gattinnen und Töchtern der Menschen.‘

Das von Li-schang verfasste Gedicht der Verborgenheit: Hat der Leib nicht die Schwingen des paarweise fliegenden buntfarbigen Paradiesvogels, hat das Herz das Durchdringen eines Tüpfels des reingeistigen Nashorns.

Die Weise der verdolmetschten fremden Namen: Die Hölle nennt man in der Fansprache 犂 泥 Ni-li.

訟 爭 之 人 唆 勿

‚Rede nicht drein in die Streitigkeiten der Menschen.‘

Die neuen Erörterungen Lieu-hiă's: Emporragende Felsen hoch und steil, in Krümmungen zusammengeknüpft, Affenhöhlen sind es, für die sie taugen. Der Mensch ersteigt sie und zittert.

Die Worte des Hauses: Khung-tse besichtigte den Ahnentempel der Tscheu. Daselbst befanden sich Menschen von Erz. Ihr Mund war dreimal umschnürt, und auf ihrem Rücken stand eine Inschrift, welche lautete: Die auf die Worte achtenden Menschen des Alterthums.

利 名 之 人 壞 勿

‚Zerstöre nicht Namen und Nutzen der Menschen.‘

姻 婚 之 人 破 勿

‚Mache nicht zu nichte die Heirathen der Menschen.‘

Hoai-nan-tse: Der Faden dringt mit Hilfe der Nadel ein. Er legt sich nicht mit Hilfe der Nadel an. Das Mädchen wird mit Hilfe des Vermittlers zugesellt. Es wird nicht mit Hilfe des Vermittlers befreundet.

Die dargelegten Untersuchungen der Berghalle: Tschang-kia-tsching, Vorgesetzter und Reichsgehilfe zu den Zeiten der Thang, hatte fünf Töchter. Eine jede hielt in der Hand einen Seidenfaden und stand hinter einem Vorhang. Man hiess Kŏ-yuen-tschin vortreten und einen Seidenfaden an sich ziehen. Diejenige, deren Seidenfaden er erlangte, sollte sein Weib sein. Yuen-tschin sah, dass die Fäden fünf Farben hatten. Er zog einen weissrothen Faden an sich und erhielt in Folge dessen die dritte Tochter.

Die Verzeichnisse des Dunklen und Wunderbaren: Wei-ku hielt auf der Reise in der Feste von Sung. Er begegnete einem alten Menschen, der sich gegen den Mond kehrte und Bücher in einen Umschlag legte. Er fragte bei diesem Anlasse nach den in dem Sacke befindlichen rothen Schnüren.



Der alte Mensch sprach: Ich binde die Füsse von Mann und Weib. Befinden sich diese auch in feindlichen Häusern, in den Ländern fremder Grenzen, wenn ich diese Schnüre nehme und die Menschen einmal binde, lässt es sich durchaus nicht verändern.

和不弟兄人使讎私因勿

‚Bewirke nicht aus Anlass besonderer Feindschaft, dass die Brüder der Menschen sich nicht vertragen.'

Tschuang-tse: Wer sich an dem Feinde rächt, bricht nicht Schwert und Schild. Ist es auch Einer, der die Absicht hat, Gewalt zu brauchen, er ist nicht böse über den fallenden Ziegel.

Die Gespräche des Zeitalters: Wang-hiao-pe fragte Wang-ta: Warum ist Yuen-tsie gleich Sse-ma-siang-jü? — Wang-ta sprach: In der Brust Yuen-tsie's sind Ungleichheiten. Desswegen muss man ihn mit Wein bespülen.

Die Ueberlieferungen Tso's. Tschao, erstes Jahr: Tse-tschan sprach: Einst hatte das Geschlecht Kao-sin zwei Söhne. Der ältere hiess Ngö-pe. Der jüngere hiess Schī-tschin. Sie wohnten in Kuang-lin und konnten sich nicht vertragen. Täglich suchten sie Schild und Lanze, um sich gegenseitig zu bekriegen. Der gebietende Kaiser fand dieses nicht gut. Er versetzte Ngö-pe nach Schang-khieu und liess ihn dem Sternbilde des grossen Feuers vorstehen. Die Menschen von Schang gingen hiervon aus. Desswegen ist das grosse Feuer das Sternbild der Schang. Er versetzte Schī-tschin nach Ta-hia und hiess ihn den drei Sternen vorstehen. Die Menschen von Thang gingen hiervon aus. Sie unterwarfen sich und dienten den Hia und Schang. König Tsching vernichtete zuletzt Thang und belehnte damit den grossen Oheim. Desswegen sind die drei Sterne das Sternbild von Tsin.

Das von Ku-I verfasste bilderlose Gedicht auf den Meeradler: Eine dünne alte Fischgräte! Warum brauchte man desswegen zu argwöhnen?

Die Gedichte Su-schī's: Der Hass wird alt ohne Widersetzlichkeit und Unverträglichkeit. Er wäscht einmal die Fischgräte in der Brust.

睦不子父人使利小因勿

‚Bewirke nicht aus Anlass eines kleinen Nutzens, dass Väter und Söhne der Menschen nicht freundschaftlich sind.'

Die Geschichte des Suchens der Götter: Das Insect 蚨 青 Tsing-fu ist gleich einer Grille. Man tödtet die Mutter und das Junge und bestreicht mit dem Blute eines jeden ein Geldstück. Alles, was man auf dem Markte ausgibt, man möge früher das Junge oder früher die Mutter gebrauchen, fliegt zurück. Desswegen gibt Hoai-nan-tse dem Gelde den Namen Fu-tsing.

Die Gedichte Su-schi's: Das Horn der Schnecke ist leerer Name. Der Kopf der Fliege ist unbedeutender Nutzen.

良 善 辱 而 勢 權 倚 勿

‚Stütze dich nicht auf Macht und Stärke, um Schande zu bringen über Gute und Vortreffliche.'

Der Nachsatz der von Hu-han geschriebenen Tafel der Gefährten Yuen-yeu's von Lieu tscheu: Tsai-king von Sung errichtete die Bambustafeln und Steintafeln der Gefährten Yuen-yeu's vor dem Thore der äussersten Gebräuche. Weil die Sterne sich veränderten, vernichtete er den Nachsatz. Die Söhne und Enkel der Gefährten hielten diesen wieder für eine Ehre. Sie liessen ihn zum zweiten Male zeichnen und einmeisseln.

Der durchdringende Spiegel: Jemand rieth Tschang-yuen, einem beförderten Gelehrten der Provinz Schen, sich bei Yang-kuö-tschung zum Besuche zu melden. Yuen sprach: Ihr stützet euch auf den rechten Reichsgehilfen von dem Geschlechte Yang wie auf den Berg Tai-schan. Ich halte ihn nur für einen Eisberg. Wenn die hellglänzende Sonne einmal aufgegangen ist, werdet ihr es dahin bringen, dass ihr dessen nicht verlustig werdet, worauf ihr euch verlasset?

Die Ueberlieferungen von Hö-kuang in dem Buche der Han: Tien-yen-nien sprach: Der Heerführer (Ho-kuang) ist der Stein der Pfeiler des Reiches.

困 窮 欺 而 豪 富 恃 勿

‚Verlasse dich nicht auf Reichthum und Gewalt, indem du die Elenden und Erschöpften betrügst.'

心 身 於 行 德 助 之 近 親 則 人 善

‚Mit einem guten Menschen befreunde dich und stehe ihm nahe. Er leistet Beistand bei dem Wandel der Tugend in dem Leib und dem Herzen.'



Die Ueberlieferungen von den angebundenen Sätzen der Verwandlungen: Schweigen und es vollenden, nicht reden und vertrauen, hierdurch macht man bestehen den Wandel der Tugend.

Die grosse Zierlichkeit in den Gedichten: An dem man bemerkt den Wandel der Tugend, dem sind die vier Reiche gehorsam.

惡人則遠避之杜災殃於眉睫

‚Von einem bösen Menschen entferne dich und vermeide ihn. Er verschliesst Unglück und Verderben in den Brauen und Wimpern.‘

Die Worte des Hauses: Wohlriechende Pflanzen und übelriechende werden nicht in dem nämlichen Gefässe aufbewahrt. Yao und Khië führen nicht in einem gemeinschaftlichen Reiche die Lenkung.

常須隱惡揚善

‚Man muss immer das Böse verbergen, das Gute bekannt machen.‘

不可口是心非

‚Man darf nicht mit dem Munde recht sprechen, im Herzen unrecht denken.‘

Die Ueberlieferungen von Li-I-fu in dem Buche der Thang: Li-I-fu war von Aussehen sanft und ehrerbietig. Im Gespräche mit Menschen war er freundlich und gefällig. Er lächelte und war voll Heimtücke. Kleinlichkeit und Scheu waren in sein Herz gelegt. Allen, die seinem Willen zuwider handelten, fügte er ein Leid zu. Die Zeitgenossen nannten ihn: Das Schwert in dem Lächeln.

翦礙道之荊榛

‚Schneide die den Weg verschliessenden Dornsträuche und Haselstauden ab.‘

Das von Kiang-yen verfasste bilderlose Gedicht auf die Faserpalme: Voll angesammelter Steine der Fusspfad, voll von Bäumen und Pflanzen die Bergwege.

Tscheu-nan in den Gedichten: Hoch das verworrene Gestrüpp! Wir schneiden ab diese Dornen.

Die grosse Zierlichkeit in den Gedichten: Siehe jenen Bergesfuss des Han! Haselstauden und rothe Dornen sind in Menge.

Ferner: Der Weissdorn und die Eichbäume sind ausgerissen, auf dem Gehwege wird verkehrt.

石瓦之途當除

‚Entferne die Ziegel und Steine auf den Wegen.'

Die Gedichte Li-schang-yin's: In die Ziegel der Dächer meisselt man Fischschuppen.

Die Gedichte Han-yü's: Ein geschickter Zimmermann behaut die Knochen der Berge[1].

路之嶇崎年百數修

‚Ordne die durch mehrere hundert Jahre unebenen Wege.'

Das Haus des Zeitalters von Wei: Wei griff Tschao an. Es schnitt den Weg der Schafdärme ab.

Die richtigen Bedeutungen: Die Schafdärme sind ein steiler Weg. Derselbe befindet sich auf der Höhe des Berges Tai-hang.

Die von Li-pe verfassten Beschwerlichkeiten der Wege von Schö: In dem Lande zermalmen stürzende Berge die starken Männer. Dann erst setzen Himmelsleitern und Balkenwege sich gegenseitig fort.

Die ursprünglichen Darlegungen von Schö: König Hoei von Thsin wollte Schö angreifen. Er liess fünf steinerne Rinder meisseln und legte Gold hinter ihren Rücken. Die Menschen von Schö sahen dieses und hielten dafür, dass die Rinder im Stande seien, Gold zu entleeren. Sie meinten, es seien Himmelsrinder. Sie liessen die fünf starken Männer sie fortziehen und einen Weg herstellen. Thsin folgte auf dem Wege und griff Schö an.

Die Gedichte Hu-tseng's: Wenn die fünf Männer nicht ausgehauen hätten den Weg der steinernen Rinder, durch welche Mittel hätte Hoei von Thsin es dahin gebracht, anzueignen und zu verschlingen?

橋之往來人萬千造

‚Baue Brücken, auf denen tausendmal zehntausend Menschen kommen und gehen.'

Das von Wang-sse-hi verfasste Sammelhaus der Musik: Siehst du nicht, dass die Menschen auf dem grossen Wege

[1] Die Knochen der Berge sind die Baumwurzeln, hier die Bäume selbst.



von Tschang-ngan gleich Ameisen sämmtlich herausdringen? Die Glocken tönen, das Gehen nimmt kein Ende.

Die Gedichte Wang-pao's: Die fliegende Brücke ist von der Art des trinkenden Regenbogens.

非人格以訓垂

‚Lasse Unterweisung herab und stelle dadurch zuerst das Unrecht der Menschen.'

美人成以貨捐

‚Wirf Güter aus, um zu vollenden das Gute unter den Menschen.'

Die Erklärung des äusseren Sammelhauses in dem Tscheu-li: 布 Pu ‚Geldstücke' bedeutet 泉 Tsiuen ‚Quelle'. Aufbewahrt heisst es Quelle. Im Umlaufe heisst es Pu ‚sich verbreiten'. Man nimmt den Namen von der Wasserquelle. Es fliesst umher und gelangt überall hin.

理天循須事作

‚Wenn man eine Sache unternimmt, muss man der Ordnung des Himmels folgen.'

心人順要言出

‚Wenn man Worte hervorbringt, trachte man, sich zu richten nach dem Herzen der Menschen.'

Die Worte der Vorschrift: Die Worte sind die Töne des Herzens.

Die Verzeichnisse der Wirbel und der Quellen des I und Lö: Sien-kuang-ting besuchte Tsching-ming-tao in Jü-tscheu. Er sprach mit den Menschen und sagte: Er befindet sich in dem Frühlingswind und hat mit Sitzen einen Monat verbracht.

Die Einleitung zu der von Han-yü verfassten Begleitung Schi-tsch'hü-sse's: Ich sprach mit ihm von Weg und Ordnung. Ich unterschied von den Dingen des Alterthums das Sollen und das Nichtsollen. Ich erörterte bei den Dingen der Hohen und Niederen unter den Menschen, auf welche Weise sie später zu Stande kommen werden oder fehlschlagen. Ich entschied über die untere Strömung und das Ergiessen im Osten.

牆羹於哲先見

‚Man sehe die frühere Erkenntniss in der Brühe und an der Wand.'

Die Ueberlieferungen von Li-ku in dem Buche der späteren Han: Wenn Schün sass, sah er Yao an der Wand. Wenn er ass, erblickte er Yao in der Brühe.

Die von Kien von dem gelben Vorhofe verfasste Inschrift der Halle des Yaosehens: Steht man, so sieht man Yao in der Halle. Schläft man, so sieht man Yao im Traume. Man spricht von dessen Gewöhnlichem und geht aus von dem Selbstthätigen der Dinge. Es ist die tägliche Anwendung Yao's.

愼獨知於衾影

,Wache über das, was du allein erkennst in der Decke und in dem Schatten.'

In den Versen: Gutes und Böses erkennt man mehrmals allein. Hellsehend wache über das, wohin du vorauseilst. Indem man die Decke umfängt, ruhen tausend Gedanken. Den Schatten gegenüber der einzige Leib, der verwaiste u. s. f.

諸惡莫作

,Was böse Dinge sind, die verrichte nicht.'

Der Perlenwald des Gartens der Vorschrift: Die vier bösen Geister bringen immer frühzeitigen Tod. Die sechs Mörder kommen wetteifernd und zerren.

衆善奉行

,Sind es gute Dinge, so biete die Ausübung.'

永無惡曜加臨常有吉神擁護

,Du bist dann ewig ohne bösen Fehlblick und Behelligung durch Bevorstehendes. Es sind fortwährend glückbringende Götter, die dich umfassen und beschützen.'

Die Ueberlieferungen Tso's. Hi, fünftes Jahr: Kung-tschi-ki sprach: Dasjenige, woran sich die Götter halten, wird in der Tugend bestehen.

Der Frühling und Herbst des Geschlechtes Liü: Zu den Zeiten des Fürsten King von Sung befand sich Venus in dem Sternbilde des Herzens. Der Fürst berief Tse-wei und fragte ihn. Dieser sprach: Das Unglück soll den Gebieter treffen. Man kann es jedoch auf den Reichsgehilfen übertragen. — Der Fürst sprach: Der Reichsgehilfe, durch ihn lenkt man Reich und Haus. — Jener sprach: Man kann es auf das Volk übertragen. — Der Fürst sprach: Wenn das Volk stirbt, über wen werde ich der Gebieter sein? — Jener sprach: Man kann es auf das Jahr übertragen. — Der Fürst sprach: Ist in dem



Jahr Hungersnoth und hungert das Volk, so stirbt es gewiss. Wenn ich ein Gebieter der Menschen bin und das Volk tödte, wer würde mich dann für den Gebieter halten? — Tse-wei sprach: Du, o Gebieter, hast die Worte der äussersten Tugend. Die drei Himmel werden dich gewiss belohnen. Venus übersiedelte wirklich zu den drei Sternenhäusern.

Das Schreiben Siü-ling's an Wang-seng-pien: Der Weg des Wohlwollens und der Aelternliebe verkehrt mit den hundert reingeistigen Dingen.

孫兒在則報遠已自在則報近

,Ist es nahe Vergeltung, so wird sie zu Theil dir selbst. Ist es ferne Vergeltung, so wird sie zu Theil den Kindern und Enkeln.'

Die grossen Vorbilder in dem Buche: Selbst ist man sicher und stark. Söhne und Enkel treffen auf das Glück.

集雲祥千臻駢福白

,Die hundert Segnungen kommen in Gemeinschaft, die tausend glückbringenden Dinge sammeln sich gleich Wolken.'

Die kleine Zierlichkeit in den Gedichten: Er (der Himmel) bewirkt, dass du völlig beträchtlich: welcher Segen entsteht nicht neu?

Ferner: Die Götter sind gekommen. Sie hinterlassen dir vielen Segen.

Die das Unglück und die Ungewöhnlichkeit bannende Versiegelung Lien-hiang's: Die einträchtige Luft bringt glückliche Vorbedeutungen zu Wege. Die widersetzliche Luft bringt Ungewöhnlichkeiten zu Wege.

Die Lieder von Wei in den Gedichten: Der Mann vergnügt sich!

Bemerkung: Eine Sache hat hundert Ausübungen. Man kann durch Thaten vorbeikommen und die Sache los werden.

Die Ueberlieferungen von Han-sin in dem Buche der Han: Der Verständige hat bei tausendmaliger Ueberlegung gewiss einmal ein Fehlschlagen. Der Thörichte hat bei tausendmaliger Ueberlegung gewiss einmal einen Erfolg.

Lao-tse: Das Bläuliche ist ferner bläulich, das Thor sämmtlicher wunderbaren Dinge.

哉者來得中隲陰從不豈

‚Wie solltest du nicht aus der Mitte der verborgenen Bestimmungen das Kommende erlangen?‘

Die zur Aelternliebe ermahnende Schrift des Gebieters, des Kaisers des Wen-tschang.

Der Gebieter, der Kaiser lässt die Unterweisung herab mit den Worten: Der heutige Tag ist der ursprüngliche Morgen. Es ist der erste Tag des Menschengeschlechts. Ich werde sprechen von der ersten Sache des Menschengeschlechts. Wie heisst die erste Sache des Menschengeschlechts? Die Aelternliebe ist die Quelle der hundert Handlungen. Sie ist wesentlich und gipfelt sie. Man kann dadurch befördern Verwandlung und Aufziehen. Desswegen nennt man sie die erste Sache. Setzt man bei Seite diese einzige Sache, so hat man weder Lernen noch Fragen. Setzt man bei Seite diese einzige Sache, so hat man weder Verdienste noch Beschäftigung. Setzt man dieses bei Seite und begründet Worte, so sind es Worte ohne Grundlage. Setzt man dieses bei Seite und Fähigkeiten und Verdienste gipfeln in der Welt, man gelangt zu dem Boden, man kommt nicht bei dem Theile des Angeborenen, bei der mittleren Strömung hervor. Man ersinnt gewiss Lügen und betrügt das Reich. Man kehrt der Grundlage den Rücken und tilgt den eigenen Leib. Himmel und Erde sind die Tugend der Aelternliebe und knüpfen die Vollbringung. Sonne und Mond sind das Licht der Aelternliebe und schicken hervor die Erhellung.

Der Weg der Aelternliebe, man kann es nicht dahin bringen, ihn mit Worten zu erschöpfen. Als ein Sohn unter den Menschen reichen und vornehmen Aeltern dienen, ist leicht. Armen und niedrigen Aeltern dienen, ist schwer. Starken und rüstigen Aeltern dienen, ist leicht. Hinfälligen und bejahrten Aeltern dienen, ist schwer. In Gesellschaft lebenden und glücklichen Aeltern dienen, ist leicht. Verlassenen und alleinstehenden Aeltern dienen, ist schwer. Die reichen und vornehmen Aeltern, wenn sie aus- und eintreten, haben sie Stütze und Halt an den Menschen. Wenn sie weilen und stillstehen, haben sie Gefährten und Gefolge an den Menschen. Ihre Wünsche werden immer befriedigt. Ihr Herz ist immer froh.



Die armen und niedrigen Aeltern sind Mann und Weib mit weissem Haupthaar, weggeworfen und verstossen. Wer wird mit ihnen sprechen und lachen? Sie sind getrennt von dem Sohn und der Schwiegertochter der 'grünen Jahre. Niemand begleitet sie oder folgt ihnen. Der Sohn unter den Menschen heisst auch: Er befindet sich auswärts. Die Aeltern heissen auch: Verlassene und Betrübte. Wer ein Sohn unter den Menschen ist, verkörpert gut seine Neigung. Ist er fähig, im Augenblicke sich von der Umgebung zu trennen? Die starken und rüstigen Aeltern, in ihren Handlungen und Unternehmungen können sie sich selbst helfen. Im Nehmen und Aufheben vom Boden können sie es sich bequem machen. Am Morgen stehen sie auf, am Abend ruhen sie. Sie können thun nach ihrem Gutdünken. Sie erkundigen sich bei den Verwandten, sie fragen die alten Freunde. Sie können ihren Sinn erfreuen. Die hinfälligen und bejahrten Aeltern, ihre Kinder und Söhne sind sofort Hände und Füsse. Jene befinden sich nicht vor ihren Augen. Die Hände und Füsse will man erheben, aber man ist es nicht fähig. Die Schwiegertöchter sind sofort der Bauch und das Herz. Jene befinden sich nicht unter den Knien. Der Bauch und das Herz werden begehrt, aber sie kommen nicht zum Vorschein. Zu Zeiten ist man voll Freude in dem Inneren. Zu Zeiten ist man voll Trauer in dem Busen. Wer ein Sohn unter den Menschen ist, verkörpert gut seine Neigung. Ist er fähig, im Augenblicke sich von der Umgebung zu trennen? Die in Gesellschaft lebenden und glücklichen Aeltern, am Tage haben sie, womit sie sich Gefährten verschaffen, in der Nacht haben sie, womit sie sich wärmen. Am Tage gibt es nichts zu dienen. Man spricht mit ihnen von dem Langen, erörtert das Kurze. In der Nacht bringt man nicht den Schlaf zu Stande. Man kennt gegenseitig die Kälte, spricht von der Kühle. Die verlassenen und alleinstehenden Aeltern, ihre Kinder und Töchter haben zwar die ganz runde Freude, allein Mann und Weib haben zu Wege gebracht den Schmerz der Trennung und des Scheidens. Innerhalb des Vorhofes des Hauses wandeln sie einsam einher und kühl. In dem Schatten ihrer Gestalt ist nur Trauer und Betrübniss. Wer ein Sohn unter den Menschen ist, verkörpert gut seine

Neigung. Ist er fähig, im Augenblicke sich von der Umgebung zu trennen?

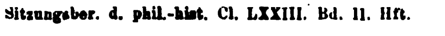
Leider! Man prüfe und frage, woher der eigene Leib kommt. Die Aeltern belebten unseren Stamm. Die Aelternliebe, was für eine Sache ist sie? Es ist das Herz, das der Mensch selbst besitzt. Wer diesen meinen Aufsatz sieht und nicht bewegt wird im Herzen, der ist kein Mensch. Wer diesen meinen Aufsatz sieht und nicht Thränen herabfallen lässt, ist kein Mensch. Ein ungehorsamer Sohn, eine widerspänstige Schwiegertochter, wenn sie diesen meinen Aufsatz sehen und sich nicht verwandeln, jener kein älterliebender Sohn, diese keine willfährige Schwiegertochter wird, in wie fern sind sie da von den Vögeln und wilden Thieren verschieden? Es sind Solche, die von Menschen entdeckt und gestraft werden.

Das von dem Gebieter und Kaiser des Wen-tschang verfasste kostbare Capitel von Rettung von der Entführung.

Der wahre Gebieter sagt: Ich verkehrte rund umher durch den Weg und die Tugend. Ich ward längst bestätigt auf der wahren Rangstufe. Hier konnte ich nachdenken über das Loos der Entführung. Sofort hatte ich den Wunsch, zu retten sämmtliche Geborene. In dem Jahre Jin-schin (9), am siebenten Tage des siebenten Monats [1] befehligten in Sänften des Edelsteines Lang mit Vordächern der Flügel, auf Einhornwagen mit Gespannen des Paradiesvogels, der Edelsteinknabe, das Edelsteinmädchen als Götter die Streitkräfte des Himmels. Wimpel und Fahnen der Musikbanden, hundertmal zehntausend an der Zahl, wurden herangezogen und folgten. Die aufwartende Leibwache stand in Reihen wie Bäume des Waldes, der Ton der Musik erschütterte die Decke des Himmels.

Der Befehl des Himmelskaisers lautete: Das grosse Bläuliche hat kein Höheres über sich. Die höchste Tugend ist der wahre Gebieter. Er ist gleichgestellt einem Menschen unter dem Thore der mittleren Bücher. Er begleicht die Sache

[1] Dieses ist um die Zeit des Kaisers Hoai von dem westlichen Tsin, im sechsten Jahre des Zeitraumes Yung-kia (312 n. Chr.).





der Capitel. Nach oben ist er vorgesetzt den Schrifttafeln der dreiunddreissig Unsterblichen des Himmels. In der Mitte ist er vorgesetzt der Langjährigkeit des Menschengeschlechts, dem Glück und Unglück des Himmels, dem Leben und Tod, dem vornehmen und dem geringen Stande. Nach unten ist er vorgesetzt den Seelenwanderungen der achtzehnfachen Hölle. — Nachdem ich den höchsten Befehl empfangen, wurde die Himmelsfeste gewaltig erschüttert von sieben Tönen. Der Himmel drehte sich, die Erde wälzte sich um. Ich zeigte auf sie mit dem Schwerte. Himmel und Erde hielten an mit dem Wagen. Sonn und Mond hielten an mit der Achse. In einem Augenblicke traten dazwischen purpurne Wolken, die schwarze Luft des oberen Durchweges war gebunden. Zwei Knaben erschienen und reichten die Register der Guten und Bösen mit den Worten: An den Tagen Yin-mao (3, 4) und später ist das Loos der Entführung schrecklich. Erfülle den höchsten Willen und bestimme im Voraus die Guten und Bösen. Ich wage es, die Register zu reichen. — Ich durchblickte die Register der Guten. Ich fand Verdienste der Redlichkeit und Aelternliebe. Diejenigen, die gegen die verborgenen Bestimmungen dankbar waren und den Wandel ordneten, waren tausend Menschen. Ich durchblickte die Register der Bösen. Ich fand zehnerlei Böses, fünferlei Ungehorsam, den vermischten Lebenslauf der Diener, des Volkes, der Obrigkeiten und Angestellten, der vorzüglichen Männer, der Ackersleute, der Handwerker und Kaufleute, der Priester und Männer des Weges. Die Bösen waren tausend Menschen.

Ich bedauere das Bevorstehen des Looses der Entführung. Die Menschen des Zeitalters thuen Böses, es hat kein Ende und kein Aufhören. Jetzt schicke ich grosse Dämonen des zehnfachen Bösen dreihundertmal zehntausend, fliegende göttliche Könige des Himmels dreihundertmal zehntausend, göttliche Streiter, göttliche Anführer eintausend sechshundertmal zehntausend. Die Donnergötter der fünf Wege mache ich ihnen zu Vorgesetzten. Sie greifen auf und nehmen die bösen Menschen. Ferner erheben sich grosser Wind, grosser Regen, grosses Wasser, grosses Feuer, grosse Pest, um aufzugreifen die bösen Menschen. Sie bringen in Erfüllung das Loos der

Entführung. Die Strafe für die Sünden ist nicht fern. Es ist tief zu bedauern.

Ich rette und befreie jetzt sämmtliche Geborene. Ich zeige eigenmächtig die Triebwerke des Himmels. Dasjenige, was in den in kurzer Fassung vorbereiteten Registern Verdienst oder Fehler gewesen, ich mache es zu einer Abschreckung und Warnung für die lebenden Menschen. Ich ermahne jetzt die Menschen des Zeitalters. An jedem Tage, am frischen frühen Morgen ergreife man und sage her das Capitel der Rettung von der Entführung, die Schrift der verborgenen Bestimmungen sammt dem Hefte der Anregung durch das Entsprechende des grossen Höchsten einmal, um zu löschen die Sünden und Uebertretungen. Früher soll man ausüben diese sechs Capitel, ordnen den Wandel und sämmtliche Gedanken.

Das Heft der Reingeistigen des höchstweisen Namens, es gelingt, dadurch von dem Entsprechenden angeregt zu werden. Wenn es so ist, kommen von selbst Glück und Wohlstand ohne Mass, Söhnen und Enkeln wird Ehre und Glanz, goldene Wagen fahren in das Thor. Man dient als Palastdiener, Reichsminister oder Reichsgehilfe. Wenn man diese sechs Capitel nicht ausübt und den Wandel nicht ordnet, so sagt man das mustergiltige Buch bloss mit dem Munde her. Man will frei sein von Sünden und Uebertretungen. Dieses heisst mit Namen: den Himmel verachten. Diese Sünde ist eine noch schwerere, sie kann noch weniger gelöst werden. Ich lasse jetzt herniedersteigen dieses mustergiltige Buch. Ich lasse es umherziehen und verbreite es weiter in dem Zeitalter.

Der Gebieter, der Kaiser der sieben Krümmungen ist ebenfalls oft herabgestiegen. Wo er sich befand, gab man ihm dreitausend göttliche Streiter zur Leibwache. Es gibt Solche, die dieses mustergiltige Buch hersagen und lesen, aber nicht glauben und es nicht annehmen, und Solche, die vorerst glauben und es annehmen, die es aber später im Herzen reut. Die fliegenden grossen Götter des Himmels, zu denen sie emporblicken, greifen unverzüglich sie auf und nehmen sie, um voll zu machen die Zahl der Entführungen. Was Solche betrifft, die dieses mustergiltige Buch heimlich aufbewahren, aber nicht weiter verbreiten, so ist ihre Sünde nur die gleiche. Jeder soll untersuchen und zur Besinnung kommen.

Erstes Capitel. Die Abschreckung und Ermahnung[1].

Der wahre Gebieter sagt: Wie bedauerlich! Unter den Menschen des jetzigen Zeitalters ist der Sohn nicht älternliebend gegen die Aeltern, der jüngere Bruder nicht ehrerbietig gegen den älteren. Die Niederen gehorchen nicht den Höheren. Das Weib ist ungehorsam gegen Schwiegervater und Schwiegermutter. Der Schüler beleidigt den Lehrer und Aeltesten. Die vorzüglichen Männer haben Mangel an wirklichem Wandel. Die Obrigkeiten sind eigenwillig, habsüchtig und ränkevoll. Die Ackersleute laufen voraus zu dem Unverrichteten. Die Handwerker streiten um schwimmende Blumen. Die Bonzen betrügen die gemeinen Menschen, sie machen zu nichte die wahre Lehre. Die Strafe für die Sünden ist nicht fern. Es lässt sich tief beklagen. Ein Jeder soll sich abkühlen an meinen Abschreckungen und Ermahnungen. Man ordne muthig und kühn den Wandel, um zu entkommen dem Schicksal der Entführung.

Zweites Capitel. Die Anregung zu Aelternliebe.

Der wahre Gebieter sagt: Der Mensch, der sein Selbst begründet, macht Aelternliebe zur Grundlage.

Der Vater 先居趙 Tschao-khiü-sien's von der östlichen Mutterstadt war einundneunzig Jahre alt. Seine Mutter war vierundneunzig Jahre alt. Beide waren von Gemüthsart streng und unthätig. Khiü-sien und dessen Weib warteten ihnen auf und verwendeten grosse Mühe. Ihr älternliebender Wandel war entsprechend. Jeden Abend verbrannten sie Wohlgerüche und beteten für die Aeltern. Der Gott der drei Leichname meldete es in der Höhe. Der Himmel schickte die fliegenden grossen Götter des Himmels, damit sie Tag für Tag untersuchen. Diese sahen, dass das Herz Jener ausschliesslich beschäftigt war, ihre Gedanken auf das Eine gerichtet. Ihr älternliebender Wandel bewegte den Himmel. Ihre sieben Söhne und drei Eidame wurden gereiht unter ausgezeichnete Classen, Khiü-sien wurde vorgerufen durch Entscheidung der Unsterblichen.

---

[1] Dieses ist das erste der oben erwähnten sechs Capitel.

瓊 黎 Li-khiung aus Meu-tscheu setzte seinen Vater zurück und trachtete übermässig nach Wein und Vergnügen. Nach zwei Jahren liess er seine Mutter aufgebahrt zurück. Nach fünf Jahren wurde er von dem Donner getroffen und verbrannte.

Die Tochter des Geschlechtes 李 Li aus Hoei-tscheu führte den Namen 瑜 善 Schen-yü. Sie vermälte sich mit dem ältetesten Sohne 善 元 葉 Schě-yuen-schen's. Derselbe war dreissig Jahre alt, sie selbst achtzehn. Sie widmete ihre Dienste den Schwiegerältern mit äusserster Aelternliebe. Das Haus war arm. Obgleich sie selbst Hunger und Kälte litt, wagte sie es niemals, die Speisen und Getränke zu kosten oder zu verzehren, sondern reichte sie den Schwiegerältern. Die Schwiegerältern erkrankten schwer. Das Haus war arm, sie war nicht im Stande einen Arzt herbeizurufen. Sie betete und meldete es dem Himmel und der Erde. Sie hatte den Wunsch, ihren Leib an die Stelle desjenigen der Schwiegerältern zu setzen. Da traf es sich, dass die drei Obrigkeiten umherzogen und untersuchten. In der Himmelsfeste hörte man dieses. Man meldete es und brachte es zu Ohren.

Der Edelsteinkaiser nahm in Empfang den höchsten Willen. Dieser war, dass man zu der Lebensdauer der Schwiegerältern ein Jahr hinzufüge, dabei achtzigmal zehntausend Stücke Geldes zum Geschenk mache und den Namen in die Schrifttafeln des Glückes eintrage. Den zwei Söhnen verlieh man einen Rang und ein Amt. Ein Jahr später war eines Morgens das Thor noch nicht geöffnet. Da sah man in dem Saale Gold und Silber. Die ganze Halle war verändert. Man erlangte wirklich achtzigmal zehntausend Stücke Geldes. In der Nachbarschaft wohnte eine Tochter von dem Geschlechte 秦 Thsin. Dieselbe war zwanzig Jahre alt. Sie verliess sich auf ihre lange Zunge und stiess die Schwiegerältern. Die Tochter von dem Geschlechte Li ermahnte sie einst, aber wurde nicht gehört. An dem Tage, an welchem die Tochter des Geschlechtes Li das Geld erhielt, wurde die Tochter des Geschlechtes Thsin von dem Feuer des Donners verbrannt. Die Vergeltung des Guten und Bösen ist sonnenklar und ehrfurchtgebietend.

Drittes Capitel. Der Wandel der vorzüglichen Männer.

Der wahre Gebieter sagt: Ich war durch siebenzehn Geschlechtsalter ein vorzüglicher Mann und Grosser des Reiches. Ich habe noch niemals bedrückt das Volk als quälender Angestellter. Jetzt sind die Kleider und die Mützen der Menschen prachtvoll. Man liest täglich die Bücher, verlässt sich auf den Glanz ihres Schriftschmuckes und handelt nach den eigenen Vorschriften. Auf den älternliebenden Wandel, die verborgenen Verdienste richtet man nicht im Geringsten die Gedanken. Bisweilen leben Brüder in Zwietracht und Streit. Bisweilen richten Stammhaus und Seitengeschlechter sich gegenseitig zu Grunde. Bisweilen wenden Mann und Gattin die Augen ab. Bisweilen sind Vater und Sohn einander gehässig. Einige verlassen sich auf die Macht des Reichthums und betrügen und beschimpfen das kleine Volk. Einige verlassen sich in ihrem Stolze auf Begabung und Fähigkeiten und betrügen und verachten die früheren Genossen. Einige sagen täglich her Fò sammt Lao und schätzen gering Vater und Mutter. Einige ehren äusserlich Himmel und Erde, aber im Inneren machen sie keimen Betrug und Lüge. Einige lehren den Menschen Streit und Hader und zerstören dadurch das Haus der Menschen. Einige haben kunstreiche Worte, unbegründete Reden und helfen den Menschen Fehler begehen. Einige zernichten die Heirathen der Menschen. Einige reden übel von ihres Gleichen. Einige verbreiten, was die Menschen recht oder unrecht thun. Einige vergraben verborgene Gifte. Solche Sünden und Vergehen können schwer gelöst und gesühnt werden. Wenn man sich vielleicht im Herzen bekehrt, entkommt man einigermassen dem Unheil.

范元之 Fan-yuen-tschi aus Khiü-tscheu war völlig arm. Er badete zur Zeit der vollkommenen Hitze in dem Strome. Er fand auf der Uferbank einen Sack voll Gold und Silber und las ihn auf. Als er nach Hause kam, sagte er zu seinem Sohne: Die Menschen des Zeitalters halten die Güter für das Lebensloos. Höchst wahrscheinlich hat ein Mensch dieses verloren. Er erhängt sich in einem Wassergraben und

verliert auf unrechte Weise Leib und Leben. — Den nächsten Tag trugen es Vater und Sohn an die Uferbank und warteten. Sie sahen wirklich ein Weib, das unter schmerzlichen Ausrufen herbeikam. Yuen-tschi erkundigte sich um die Ursache. Sie sprach: Mein Mann befindet sich angeklagt in dem Gefängnisse und soll sterben. Ich vertauschte die Felder gegen Silber. Als ich hierher kam, verlor ich es. — Yuen-tschi gab es ihr sofort zurück. Das Weib theilte es mit ihm, aber er mochte dieses ebenfalls nicht annehmen. Nachdem dieses geschehen, behandelten ihn in dem Bezirke und der Strasse Viele mit Geringschätzung. Sie sagten zu ihm, er sei nicht fähig zur Herstellung der Bedingungen des Lebens und bewahre mit leeren Händen seine Armuth. Yuen-tschi lachte und antwortete nicht. Das nächste Jahr stiegen Vater und Sohn zu Stufen empor. Bis zu dem heutigen Tage sind es zwölf Geschlechtsalter. Es sind Angestellte mit zweitausend Scheffeln.

先 廷 李 Li-jin-sien aus Lu-tscheu war in Höhe der Begabung der Erste. Im Einverständnisse mit seinen Brüdern zernichtete er gern die Heirathen der Menschen und verrieth die besonderen Geheimnisse der Menschen. Hierauf liess man von dem Himmel seine Schrifttafel herab.

先 茂 李 Li-meu-sien aus Sie-tscheu übertraf an Höhe der Begabung die Menschen. Er empfing die Bücher des Bezirkes. Sein Haus war äusserst arm. Er verschloss die Thüre und las die Bücher. Das benachbarte Haus war sehr reich. Das Weib dieses Hauses verdross es, dass ihr Mann nicht lernte. Sie bewunderte im Geheimen den Ruf der Begabung an Meu-sien. In der Nacht entlief sie zu ihm. Meu-sien schrie sie an mit den Worten: Männer und Weiber haben eine Trennung. Die Vorschriften der Gebräuche werden nicht übersehen. Die Götter und Geister des Himmels und der Erde stehen in Reihen, ausgebreitet wie die Bäume des Waldes. Wie kannst du mich hierdurch beschmutzen? — Das Weib schämte sich und zog sich zurück. Meu-sien stieg im nächsten Jahre zu einer Stufe empor. Seine zwei Söhne erstiegen ebenfalls Stufen.

Viertes Capitel. Die tägliche Beschäftigung.

Der wahre Gebieter sagt: Die gegenwärtigen Menschen sind schädlich, böse, verderblich und hinterlistig. Sie erlügen künstlich das Ungewöhnliche. Es ist schwer, auf die Namen zu deuten. Ich zeige vorläufig ein oder zwei Dinge zur Ermahnung und Warnung.

先 用 王 Wang-yung-sien hatte in seinem Hause Waaren im Werthe von hundert Zehntausenden. Er stellte zweierlei Nössel auf: grosse und kleine, zweierlei Gewichte, grosse und kleine. Die verglichenen Masse gingen aus und ein. Er betrog damit und stürzte in Gruben die Menschen. Er trieb es nur bis zum zehnten Jahre. Er gerieth in Unglück und wurde gestraft. Die Güter des Hauses wurden zersplittert und zerstreut. Seine Söhne und Enkel gingen betteln.

祖 紹 文 Wen-schao-tsu aus dem Districte Fŏ-tsing in Fŏ-tscheu berieth mit dem Herrn von dem Geschlechte 柴 Tsai die nahe Verwandtschaft. Er hatte bereits nach dem Namen gefragt, als die Tochter von dem Geschlechte Tsai an dem Kopfschwindel erkrankte. Schao-tsu wollte die Sache ändern. Die Gattin des Mannes von dem Geschlechte Tsai ward sehr zornig und sagte: Ich habe ein Kind und soll eben bewirken, dass es der Ordnung des Himmels gehorcht. Es ist von selbst schon lange erwachsen. Die Gebräuche stören, die Billigkeit verletzen, dieses heisst: das Unglück beschleunigen. — Sie stellte Schao-tsu scharf zur Rede. Dieser heiratete sofort die Tochter von dem Geschlechte Tsai und zog nach Hause. Im nächsten Jahre stieg der Sohn Schao-tsu's zu einer Stufe empor und auch der Kopfschwindel der Tochter von dem Geschlechte Tsai wurde geheilt. Sie gebar zwei Söhne, die zu Stufen emporstiegen.

益 元 何 Ho-yuen-yī berieth mit 夫 明 趙 Tschao-ming-fu wegen der Heirath. Es war bereits bestimmt, als die Tochter von dem Geschlechte Tschao das Augenlicht verlor. Das Haus rieth zu einer ruhigen Ansiedlung. Yuen-yī änderte die nahe Verwandtschaft und heirathete eine Tochter 文 子 單 Tan-tse-wen's. Im nächsten Jahre verloren er und sein Sohn das Augenlicht. Die Tochter von dem Geschlechte Tschao vermälte sich mit dem vorzüglichen Manne 先 惟 葉 Schĕ-

wei-sien. Wei-sien stieg zu einer Stufe in der grossen Provinz der drei Vorbilder.

可仲孫 Sün-tschung-kho aus Kiai-tscheu entriss zur verabredeten Zeit den Witwen die Felder und setzte den Umgang und die Unziemlichkeiten fort. Er wurde in den mittleren Jahren blind und taub. Seine Söhne und Enkel hatten schiefstehende Zähne.

進楊 Yang-tsin aus Kien-tscheu erweiterte häufig seine Felder und Gärten. Durch hundert Anschläge brachte er an sich und verschlang. Sein Gebahren kam nicht ans Licht. Sein jüngster Sohn 仲鍾 Tschung-tschung war seiner Zeit entartet. In drei Jahren war er vollständig zu Grunde gerichtet. Er umfasste die Register der Bösen.

Die Güter in dem Hause 秀元 Yuen-sieu's hatten einen Werth von vierzig Zehntausenden. Derselbe hatte vier Söhne. Seine übrigen Kinder stammten von Kebsweibern. Ohne zu fragen, ob es Knaben oder Mädchen, vergrub er sie alle. Eines Tages, als er krank war, sah er etliche zehn Kinder kommen. Dieselben verfolgten und tödteten einen Mörder. Yuen-sieu erschrack heftig und erhob sich. Seine beiden Hände und seine beiden Füsse waren bereits Rindsklauen. Er wälzte sich in dem Bette umher und brüllte laut durch drei Tage. Sein Haupt ward abgeschnitten, und er starb. Das verborgene Sammelhaus meldete es den Richtern des Himmels.

Der Kaiser ward sehr zornig und sprach: Die Wurzel des Angeborenen wird nicht zerstört. Man erlangt eben den Leib eines Menschen, und die Götter des Himmels lesen laut die Capitel. Hat er sich erst von dem Mutterleibe getrennt, wehrt der unwissende Mensch nicht den Leidenschaften und Gelüsten. Das Kind, welche Sünden und Fehler hat es begangen? Ermisst man nach den richtigen Abzweigungen, so ist es doppelt so viel als vorsätzliches Tödten. Wer einen Menschen tödtet, büsst mit dem Leben. Diess ist es, was der Ordnung der Dinge entspricht. — Die Tafel der Richter des Himmels gelangte zu dem verborgenen Sammelhause herab. Es wurde entschieden, dass Yuen-sieu schuldig sei und hinausgestossen werde. Er wurde ergriffen und in der Hölle eingekerkert. Seine vier lebenden Söhne wurden in die Schrifttafeln mit dem Namen der Strafe eingetragen. Das Vermögen

von vierzig Zehntausenden wurde eingezogen und kam in das Sammelhaus der Obrigkeiten. In naher Zeit meldeten die vier Gegenden in ihren Tafeln: Menschen, die diesem ähnlich sind, gibt es eine Menge. — Eine höchste Bekanntmachung gelangte nach Fung-tu herab. Sie besagte: Man stelle besonders eine Schrifttafel auf. Man fasse zusammen und verzeichne die Namen und Jünglingsnamen solcher Menschen. Man sende aus den nördlichen Gegenden die fliegenden göttlichen Könige des Himmels und lasse sie befehligen die göttlichen Streitkräfte. Sie mögen umherziehen in der Welt. Wenn sie Menschen finden, welche diesem ähnlich sind, so ist es ihnen erlaubt, sofort nach Bequemlichkeit zu handeln. Sie sollen nicht warten auf den Ausgang der Sache, nicht eilen zu den Untersuchungen und Verhören in den zehn Gefängnissen.

Der wahre Gebieter sagt: Wenn ein Sohn unter den Menschen nicht älternliebend ist, so gibt es ohnedies Gesetzabschnitte des Himmels, die ihn bestrafen und tödten. Schuldlose Kinder tödten, ist so viel als die in der Welt lebenden Menschen des Volkes tödten. Desswegen stürzte Yuen-sieu mit dem Leibe in die Hölle. Seine vier Söhne hatten die Strafe für Vergehungen. Die Güter des Hauses verfielen den Obrigkeiten. Ferner: Wenn einem Menschen viele Kinder zuwider sind, warum beschränkt er nicht sein Gelüsten? Man wagt es jetzt, Menschen zu tödten ohne Rücksicht. Diejenigen, die in dem jetzigen Zeitalter gleich Yuen-sieu sind, was für ein Land ist es, wo es deren nicht gäbe? Ich hielt Umschau in der Feste von Fung-tu. Diejenigen, die dieses Verbrechens schuldig sind, ihre Zahl lässt sich gar nicht berechnen. Ein Jeder soll untersuchen und zur Besinnung kommen. Man darf nicht auf sich laden den Zorn des Himmels, so dass man gleich Yuen-sieu ewig eingekerkert wird in der Hölle. Man ist belastet mit der Schuld von zehntausend Entführungen, Söhne und Enkel empfangen die Strafe. Ist dieses nicht bedauerlich? Glück und Unglück haben kein Thor, der Mensch ruft beides nur selbst herbei.

Fünftes Capitel. Die Bewahrung des Amtes.

Der wahre Gebieter sagt: Der vorzügliche Mann, der sich im Amte befindet, hält die Redlichkeit für das Erste.

Das jetzige Zeitalter ist davon sehr verschieden. Nach oben handelt es sich um Reichsminister und Reichsgehilfe. Nach unten handelt es sich um das einzelne Lebensloos. Bestechungen werden öffentlich geübt. Der öffentliche Weg wird nicht begründet.

Der erhabene Himmel zittert vor Zorn. Wie erst wenn sie Einfälle machen in des Volkes Fett und Blut, fett machen ein einziges Haus, beunruhigen das Volk, wehren der Kehle! Sie machen Anschläge, um vorzudringen und zu nehmen. Sie sind nicht öffentlich, nicht gesetzlich, nicht menschlich, nicht gerecht. Sie entscheiden einen einzigen Sieg vor ihren Augen, sie knüpfen die Geschäfte des unaufhörlichen Zwingens zum Geständniss. Zur Zeit, wo die Entführungen zahlreich kommen, werden Reichthum und Stärke gänzlich zurechtgestellt. Die Vergeltung ist in der That augenscheinlich. Wenn sie schleunigst im Herzen bereuen, können sie noch immer der Schuld entkommen. Desswegen werden Söhne und jüngere Brüder einsichtvoller Obrigkeiten oft nicht entrissen. Häuser auf den Stufen der Macht werden häufig zerstört und verdorben. Die Vergeltung des höchsten Himmels ist leuchtend klar. Der Mensch in seiner Mühsal bemerkt es nur nicht.

遠 知 葉 Sché-tschi-yuen war dem Districte Lan-kŏ vorgesetzt. An der Grenze seiner Lebensdauer sollte er sterben. Im Beginne desselben Frühlings machte der Sohn Tschi-yuen's in Gemeinschaft mit einem grossen Hause einen Anschlag. Man empfing auf geheimem Wege Werthgegenstände. Man verwickelte unbegründeter Weise Menschen in Schuld und erlog Raub und Plünderung. Ihre Gewalt war vollkommen, und die Schuld erstreckte sich auf tausend Häuser. Tschi-yuen merkte deren Absicht. Er behielt seinen Sohn bei sich und meldete es an dem Hofe. Er sorgte dafür, dass klar erkannt werde. Hierauf sprach man die tausend Häuser von der Schuld frei. Man meldete dieses an dem Graben der Feste. Man verlängerte Tschi-yuen die Lebensdauer um ein Jahr. Binnen einem Jahre erhielt er von der Gattin und dem Nebenweibe zwei Söhne. Dieselben erlangten Ehre und Berühmtheit. Sie wurden somit in die Register der Guten eingetragen. Welche Menschen sind so rechtschaffenen Sinnes wie Tschi-yuen? Hätte er sich selbstisch seinem Sohne zugeneigt und das Volk geschädigt, hätte er gewiss die Zurechtweisung empfangen.

Das Entsprechende dieses Unglücks, wie wäre es beschaffen gewesen? Jetzt entsendet man Jünglinge dreihundertmal zehntausend. Sie ziehen umher und untersuchen in den vier Gegenden. Die Guten und die Bösen unter den Obrigkeiten und Angestellten, der Wandel eines Jeden wird wirklich vergolten.

Sechstes Capitel. Die Bonzen.

Die Bonzen, die aus dem Hause Tretenden, dem Namen nach trennen sie sich von dem Schmutze der Beschäftigungen, in dem gegenwärtigen Zeitalter kann man sich vor ihnen entsetzen. Kaum betreten sie den freien Platz des Weges, so widersetzen sie sich der Ordnung und ziehen Nutzen viel oder wenig. Bald vermehren, bald verringern sie die Dinge der Vorschrift. Einige berauschen sich mit Wein und sättigen sich an Fleisch. Einige halten Gattinnen und besondere Gefährten. Sie beschmutzen den hellglänzenden Ruf der Tugend. Sie verleugnen das den oberen Höchstweisen eigene, das dem Zeitalter zu Hilfe kommende Herz. Menschen dieser Art, sie werden sämmtlich entführt und erhalten keine Verzeihung.

之 覺 景 King-kiŏ-tschi aus dem Bezirke Hai-men in Thung-tscheu hatte einen Sohn Namens 僧 佛 Fŏ-seng. Derselbe trat mit neun Jahren aus dem Hause und erhielt den Namen 惠 祖 Tsu-hoei. Mit achtundzwanzig Jahren wurde er ältester Alter. Er nannte sich unbefugter Weise einen Meister des Erdaltars, war aber nicht erleuchtet. Das ihm angeborene Sündhafte und Böse war noch vieles. Sein Oheim von dem Geschlechte King erkannte dieses. Derselbe hatte eine Tochter Namens 眞 蓮 Lien-tschin, welche achtzehn Jahre alt war. Dieselbe vermälte sich und kam aus dem Hause. Sie hatte an ihrem Manne keine Freude mehr und kehrte in das frühere Haus zurück. Der Bonze Tsu-hoei ging bei dem Oheim aus und ein. Zu Zeiten traf es sich, dass er bei ihm übernachtete. Er verkehrte mit Lien-tschin in Unzucht. Weil in dem ganzen Hause kein Zwischenträger war, bemerkte es der Oheim anfänglich nicht.

Es waren kaum zwei Monate, als der Vorsteher des Lebenslooses heftig zürnte. Er ging hin und meldete es dem höchsten Grasgrünen. Zufällig meldete der Donnerfürst eine Sache. Er erhielt den höchsten Befehl, Tsu-hoei zu zermalmen.

Der Leichnam wurde zur Schau gestellt in der Strasse des Verkehrs. Man peinigte seine Seele in der Hölle von Fung-tu. Er wurde belastet mit der Schuld von zehntausend Entführungen. Man liess ihn Tag und Nacht nicht los. Ferner umgab man Lien-tschin dreimal mit dem Feuer des Donners und verbrannte sie dreimal. Man liess sie nicht sterben. Man schrieb auf ihren Rücken in grosser Schrift: In Ausgelassenheit ähnlich den wunderlichen wilden Thieren. — Sie trachtete zu leben, aber konnte es nicht. Sie trachtete zu sterben, aber konnte es nicht. So dauerte es drei Jahre. Dann hiess man sie in die Hölle treten und mit Schuld belastet sein. Sie betrat als Gefährtin den Weg der Vögel und wilden Thiere. Der Mann und die Gattin wussten davon. Weil ihnen das Thor des Gemaches nicht heilig, verringerte man einem Jeden die Lebensdauer um ein Jahr. Sie starben an einer bösen Krankheit. Die Muhme Lien-tschin's war eine Mittelsperson und wusste es. Sie empfing heimlich zweihundert Schnüre Geldes. Ein heftiger Sturm zerfleischte ihr die Augen und durchschnitt ihr die Nase. Tag und Nacht sagte sie von sich: Ich nahm Theil an der gemeinsamen Ausgelassenheit. Ich bin ähnlich einem wunderlichen wilden Thiere. Ich bewirkte, dass es mit mir so weit kam. Weil der Grund des Kia-lan (Tempels) versäumt hatte, es zu melden, wurde er ebenfalls festgenommen und gebunden in dem Sammelhause des Gefängnisses. Er empfing täglich Peitschenhiebe. Er wurde zurechtgestellt durch schwere Busse.

Die schwarze Luft hat vierundzwanzig Wege. Ein Weg unter ihnen ist die Unzucht und Unreinheit der Bonzen. Sie beschmutzt und vernachlässigt die Sache des höchsten Wahren. Ein Weg ist es, wenn Menschen des Zeitalters die Knaben und Mädchen, die sie erzeugt haben, tödten. Die Luft des Zwingens zum Geständnisse bewegt den Himmel. Die anderen sind solche, auf denen Verbrechen und böse Thaten sich häufen.

In den Hauptstädten und grossen Städten, mit denen man jetzt verkehrt, gibt es Häuser, welche die Gebräuche zernichten. Einige sind sehr nahe Verwandte, andere sind Genossen des Stammhauses. Diejenigen, die bereits aus dem Hause getreten, gehen hin und kommen in die besonderen Häuser. Männer

und Weiber sind untereinander gemengt ohne Scheidewand. Man weiss nicht, dass der Bonze die Gewohnheiten zerstört, dass die Gewohnheiten den Weg der Bonzen zerstören. Es bringt in Unordnung den höchsten Himmel, die Classen der Menschen. Man kehrt den Rücken dem Geehrtesten, der Lehre und den Vorschriften. Himmel und Erde zittern vor Zorn. Die Sünde kommt in die Schrifttafeln der Bösen. Man verachtet und tilgt die drei Lehren. Sünden solcher Art, wann lassen sie sich bereuen? Jetzt entsende ich fliegende grosse Höchstweise des Himmels. Sie leiten und führen böse Dämonen vierzigmal zehntausend. Den Donnerfürsten gebe ich ihnen zum Vorgesetzten. Sie wandeln umher in den vier Gegenden, an dem Abend des Tages bringen sie Meldung. Ist Jemand, der in Unordnung bringt Lehre und Vorschrift, blicken sie empor zu dem Donnerfürsten, der nach Bequemlichkeit handelt. Der Weg und Fö waren anfänglich ohne Wortbrüchigkeit gegen die Menschen, aber die Menschen selbst haben ihnen gegenüber das Wort gebrochen. In dem Jahre Jin-schin (9) ordneten die Menschen durch das Hersagen der mustergiltigen Bücher ihren Wandel. Diejenigen, welche die Wahrheit des Weges, die Wahrheit Fö's bestätigten, waren siebentausend Menschen. Sie waren nämlich von lauterem Herzen, verringerten ihre Gelüste. Sie ordneten zuerst die Sache der Menschen, liessen nicht unbeachtet die einzelnen Warnungen für die Classen der Menschen. Sie häuften die Tugenden, setzten fort die Verdienste. Die bösen Dinge wurden nicht verrichtet. Dann erst erlangten sie dieses. Ich ermahne jetzt die Menschen des Zeitalters. Sind sie fähig, voranzustellen diese sechs Capitel und sie zu üben, so können sie dem Unglück entkommen und Glück erlangen. Kehren sie sich weg von dem, was ich sage, so wird ihnen in den Gesetzabzweigungen des Himmels nicht verziehen.

Der wahre Gebieter sagt: Als die grosse Dunkelheit noch nicht zertheilt war, legte ich dar den Weg des Himmels, der Erde und des Menschen. Seit die grosse Gipfelung entschieden ward, war ich mit dem grossen Wege zugleich sichtbar. Ich eröffne nach oben den Weg des Wandels des Himmels. Nach unten unterstütze ich und lasse hinübersetzen die Zehntausende der Menschen des Volkes. Desswegen bestätige ich diese

Wahrheiten. Wenn ich leite den Himmel, die Erde und den Menschen, welcher Gott wird da nicht herbeigebracht? Welche Sache wird nicht vorbereitet? Welches lebendige Wesen ist nicht gegenwärtig? Welches Verbrechen wird nicht bestraft? Welches Gebet wird nicht erhört? Welche Entführung wird nicht bestimmt? Ich bedauere die Menschen des Zeitalters. Sie verüben Böses ohne Aufhören. Einige lassen es entstehen im Herzen, Einige sagen es mit Worten, Einige lehren es den Menschen, Einige thun es selbst. Am Tage ist es ihnen nicht genug, in der Nacht setzen sie den Tag fort. Jetzt ist die grosse Entführung schrecklich. In den Herzen entsteht keine Reue. Man bemerkt nicht, man kennt nicht die rollenden Wellen, das mühevolle Meer. Lebendig verdirbt man den Leib, vernichtet das Haus. Nach dem Tode ist man belastet mit der Schuld von zehntausend Entführungen. Man tritt auf den Leib der Vögel und wilden Thiere. Umdunkelt, lautlos! Ewig ist keine bestimmte Zeit für den Austritt. Es ist tief zu beklagen! In jedem Hause soll ein Jeder abschreiben dieses Heft des mustergiltigen Buches, am Abend des Tages es anblicken. Nach diesen sechs Capiteln ordne er seinen Wandel.

Die zehn Muster des Bananenfensters.

Eine Warnung vor ausschweifendem Wandel:

Hat man noch nicht gesehen, darf man es nicht ersehnen.
Sieht man eben, darf man nicht ausgelassen sein.
Hat man gesehen, darf man nicht daran denken.
Anmerkung: Für Jungfrauen und Witwen sehr zu beachten.

Eine Warnung vor Schlechtigkeit der Gedanken:

Birg in dem Busen kein unzugängliches Herz.
Sei nicht bewegt von eitlem Nachdenken.
Erwähne nicht, dass der Feind sich nicht versöhnt.
Entwirf keine Pläne, wenn du Vortheil siehst.
Sei nicht missgünstig, wenn du Güter siehst.
Anmerkung: Für Solche, welche äusserlich wohlwollend, im Herzen voll Hass sind, sehr zu beachten.

Eine Warnung vor dem Schwätzen:

Wirf mit Worten nicht das Verborgene und nicht Oeffentliche vor.

Veröffentliche nicht die Schwächen der Menschen.

Stelle nicht das Gelb des weiblichen Vogels [1] auf.

Verfertige keine Lieder und Gesänge.

Setze nicht herab die Höchstweisen und Weisen.

Anmerkung: Für diejenigen, welche die todten Verwandten ehren, sehr zu beachten.

Eine Warnung vor hohlen Werken:

Gehe nicht frühzeitig schlafen und stehe nicht spät auf.

Entlasse nicht deinen Ackersmann.

Jage nicht den Gütern nach.

Lerne nicht, was ohne Nutzen ist.

Anmerkung: Für diejenigen, die sich übereilen, sehr zu beachten.

Eine Warnung vor dem Verwerfen der Schriftzeichen:

Wickle keine Dinge in alte Bücher und verklebe mit diesen keine Fenster.

Brenne nicht mit unbrauchbaren Schriften Thee und wische damit keine Bänke ab.

Beschmiere und betaste nicht die guten Bücher.

Vermesse dich nicht, auf Thore und Wände zu schreiben.

Zerbeisse nicht die Entwürfe von Aufsätzen.

Wirf die Anhängsel der Schriften nicht weg.

Anmerkung. Zwischen Schlamm und im Schmutz sehr zu beachten.

Eine Aneiferung für die Classen der Menschen:

Vater und Sohn machen zum Vorgesetzten die Güte.

Anmerkung: Man soll sie vorzüglich aufklären über Gerechtigkeit.

Gebieter und Diener machen zum Vorgesetzten die Hochachtung.

---

[1] 黃 雌 Thse-hoang ‚das Gelb des weiblichen Vogels' ist der Name eines Arzneistoffes (Rauschgelb).

Anmerkung: Man soll sie vorzüglich führen vermittelst des Weges.

Älterer und jüngerer Bruder lieben einander.

Anmerkung: Man soll sie vorzüglich aneifern durch das Richtige.

Freunde bekunden gegenseitige Treue.

Anmerkung: Man soll sie vorzüglich ermahnen zu Bethätigung.

Mann und Weib vertragen sich mit einander.

Anmerkung: Sie sollen vorzüglich einander achten und einen Unterschied haben.

Ein reiner Herzensgrund:

Man mache sich vertraut mit den Unterweisungen des Alterthums und mahne dadurch sein Herz.

Man sitze in einem stillen inneren Hause und fasse dadurch zusammen das Herz.

Man sei in Wein und Vergnügen mässig und kläre dadurch das Herz.

Man werfe das eigene Begehren zurück und nähre dadurch das Herz.

Anmerkung: Man soll vorzüglich bei der äussersten Ordnung der Wege zur Besinnung kommen und dadurch das Herz erleuchten.

Eine Aufstellung der Arten des Menschen:

Man sorge für die Sache und überwache die Worte.

Der Vorsatz sei erhaben, der Leib niedrig.

Die Galle (Muth oder Zorn) sei gross, das Herz klein.

Man komme zu Hilfe der Gegenwart und folge dem Alterthum.

Man verwerfe das Unrecht und wende sich zu dem Richtigen.

Man sehne sich nach den neun Gegenständen des Sehnens des Weisheitsfreundes.

Man scheue die drei Gegenstände der Scheu des Weisheitsfreundes.

Anmerkung: Man soll sich vorzüglich nicht um die Worte der Menschen kümmern.

Eine Beachtung der Verbindungen:

Bei Anfang und Ende sei man nicht sorglos.

Inneres und Aeusseres sei wie ein Einziges.

Vornehmer und niedriger Stand ist nicht zweierlei.

Leben und Tod sei nicht verschieden.

Verdienste und Fehltritte bemessen einander.

Man verwandle die flache Menschlichkeit und nehme zum Lehrer Tschung-ni.

Man reisse sich los von Verrath und Wahnsinn und verbinde sich mit dem Mittleren und Richtigen.

Anmerkung: Man soll vorzüglich sein Selbst begründen und sich mit den zehntausend Geschlechtsaltern befreunden.

Eine Erweiterung der Lehren und Verwandlungen:

Begegnest du Menschen der höheren Stufen, so sprich von der Ordnung des angeborenen Wesens.

Begegnest du Menschen der flachen Stufen, so sprich von Strafe in dem künftigen Leben.

Lasse häufig gute Bücher in Holz schneiden.

Erkläre häufig den Wandel des Guten.

Anmerkung: Man soll vorzüglich das Unrecht angreifen, das Richtige ehren und dadurch eine Schutzwache für seinen Weg bilden.

Eine Schrift des Gebieters, des Kaisers des Wen-tschang, worin er zur Hochschätzung des mit Schriftzeichen versehenen Papiers ermahnt.

Die vorzüglichen Männer, die meine Schrifttafeln durchsehen, ehren und schätzen hoch den glänzenden Schmuck auf dem mit Schriftzeichen versehenen Papier. So 公 沂 王 Wang-I-kung aus den Zeiten des Hofes der Sung. Wenn dessen Vater sah, dass ein mit Schriftzeichen versehenes Papier verloren wurde und zu Boden gefallen war, las er gewiss auf, wusch es mit wohlriechendem heissen Wasser und verbrannte es. Eines Abends träumte er, dass 聖 宣 Siuen-sching ihm auf den Rücken klopfte und sagte: Welche Mühe gibst du dir, indem du mein mit Schriftzeichen versehenes Papier ehrst

und hochschätzest! Schade, dass du schon alt bist und nichts ausrichten kannst. An einem anderen Tage werde ich 參 曾 Tseng-tsan heissen in dein Haus kommen. Du erhältst einen Geborenen. Derselbe wird augenscheinlich Thor und Thüre vergrössern. — Nach einiger Zeit wurde ihm wirklich ein Sohn geboren. Er gab diesem den Namen 曾 Tseng. Derselbe erreichte in der That die erste Stufe. Diese Sache ist zwar aus ferner Zeit, sie kann aber zum Beweise dienen.

Ich vermesse mich zu staunen, dass die Menschen des jetzigen Zeitalters vorgeben, Bücher zu kennen, aber nicht fähig sind, Bücher zu schonen. Man betrachte die Schriften Schĭ's und Lao's. Es ist nicht der Fall, dass sie allein zehntausendmal dreissig Pfunde schwer sind. Was meine sechs mustergiltigen Bücher betrifft, so sind sie so leicht wie Gänsefedern. Einige überziehen damit Schirmwände. Einige wickeln in sie Gegenstände. Einige verkleben mit ihnen die Fenster. Einige wischen damit Unreinigkeiten ab. Man tritt sogar auf sie mit den Fusssohlen. Warum sind Schĭ und Lao schwer, mein Weg aber leicht? Sollte man wissen, dass die Grundlage der drei Lehren eine einzige und dass man dieser Gewalt anthun will und sie zertheilt? Wie erst, da ich zwei Vorsteher für das Gute und das Böse habe! Dieselben untersuchen und schreiten zu Handlungen, um abzuschrecken Solche, die das mit Schriftzeichen versehene Papier nicht ehren. So mühen sich diese durch ihr ganzes Leben mit Lernen an dem Hühnerfenster (man sagt auch Haus des Schauplatzes). Einige verfehlen sich dadurch in den Endlauten und irren sich in den Schriftzeichen. Ihre Muster werden durch die Vorstände ausgestrichen. Zuletzt sind sie nicht fähig, ein einziges Mal aufzuhängen dasjenige, was man mit Namen die Schreibtafel des Tigers nennt. Ihnen entreissen die Götter den Spiegel, um zu zeigen, dass wirklich eine Vergeltung dafür, dass man durch alle Tage das mit Schriftzeichen versehene Papier nicht ehrt. Die Lernenden nehmen mit Freuden hin diese Vergeltung, voll Ruhe wissen sie es nicht und bemerken es nicht. Es wird so arg, dass Söhne und Enkel nicht die Schriftzeichen erkennen. Es sind ganze Häuser, die darnach handeln und geschädigt werden.

Das Ferne genügt nicht, um es als Warnung aufzustellen. Ich bespreche es daher vorläufig nach dem Nahen. Ich nehme

行百楊 Yang-pe-hang aus Lu-tscheu. Derselbe sass auf der Schrift der mustergiltigen Bücher, und sein ganzes Haus ward geschädigt durch den Aussatz. 坤于鮮 Sieu-yü-kuen aus der Provinz Tschang vertilgte Meng-tse, und sein ganzes Haus ward vernichtet und ging zu Grunde. Die wirkliche Vergeltung ist offenbar, sie befindet sich in den Ohren und vor den Augen der Menschen. 善全楊 Yang-tsiuen-schen war auch der ältere Bruder Pe-hang's. Derselbe vergrub das mit Schriftzeichen versehene Papier, und fünf Geschlechtsalter stiegen empor zu Stufen. 材子李 Li-tse-thsai bestattete das mit Schriftzeichen versehene Papier, und er war der einzige Ausgezeichnete in dem Amte. Ist man einmal fähig, Rücksicht zu nehmen und zu bedauern die verborgene Vergeltung, wie sollte es da kein am vorhergehenden Tage durch den Gebieter Lao zu den Lebendigen herniedersteigendes Sternbild geben?

In der von dem Edelsteinkaiser bewohnten Vorhalle der grossen Gipfelung reichten der die Schrift ordnende Leibwächter 公顏 Yen-kung, der wahre Mensch von dem Geschlechte 葛 Kŏ und Andere dreimal eine Eingabe empor und besprachen diese Sache. Wenn man fähig ist, das mit Schriftzeichen versehene Papier hochzuschätzen, so vergrabe man es in die Erde oder verbrenne es im Feuer. Man möge es nochmals bekannt machen und herumgehen bei sämmtlichen Häusern. Sind es solche, die im Anfang und am Ende nicht nachlässig sind, so lösche man das Unglück des Himmels und sende ihnen Segen herab. Wenn sie es wissen und die Schriften doch nicht ehren, so entreisse man ihnen den Segen und schicke ihnen Unheil herab.

Der hohe Wille des Edelsteinkaisers gelangte herab. Ich beauftrage ausschliesslich meine ringsumher wandelnden fliegenden Göttervögel, ich lasse erklären und aufhellen diese Sache. Ich habe bereits in Tsching-tu mich begeben zu dem Gerichtshofe des südwestlichen Weges und von dem Himmel herniedersteigen lassen die Bekanntmachung durch die Schreibtafeln. Ferner habe ich in Tse-tschung von dem Himmel herabsteigen lassen die Göttervögel und bekanntmachen die Anwendung der Siegel. Ferner bin ich jetzt von dem Himmel

herabgestiegen in Nan-ngan und befasste mich überall mit Warnung und Bekanntmachung. Wenn man es sieht und es weiss, wenn man es weiss und sich davor hütet, wenn man Rücksicht nimmt, bedauert und es ehrt und hochschätzt, so ist dieses sofort die Leiter und die Stufe der Verdienste und des Namens sämmtlicher Lernenden, das Thor und der Weg des Begehrens und Hoffens des Vaters und der Mutter. Die Lernenden mögen in Wahrheit sich gegenseitig anregen, und mir ist es möglich, es nicht ganz auszusprechen. Ich komme dadurch zu Hilfe den vorzüglichen Männern bei dem Rasen des Sturmes. Allerdings ist der Weg Fu-tse's schwerer als der Tai-schan, aber die Schrift der sechs mustergiltigen Bücher mache man nicht zu einer niedrigen Sache, auf die man mit Füssen tritt. Dieses ist mein Wunsch und meine Hoffnung. Wenn die Menschen des Zeitalters diese darlegende und verkündende Schrift sehen, sollen sie es gegenseitig melden und einer den anderen warnen. Bewirken sie, dass alle Menschen das mit Schriftzeichen versehene Papier ehren und hochschätzen, so erlangen sie masslosen Segen. Wenn sie es vom Boden aufheben und verstecken, so verbreitet sich das Unheil zu dem späteren Zeitalter. Kann man davor nicht Scheu empfinden?

Die höchstweisen Wünsche des Gebieters, des Kaisers des Wen-tschang lauten: Ich wünsche einmal, dass die Menschen des Zeitalters den Wandel der Classen hoch achten. Mögen sie nicht leichtfertig den Gebieter und die Aeltern betrügen. Ich wünsche einmal, dass die Menschen des Zeitalters sich zur Warnung nehmen das Entsprechende der Vergeltung. Mögen sie nicht sagen, der Himmel sei hoch und Niemand höre es. Ich wünsche einmal, dass die Menschen des Zeitalters ihre Leidenschaften und Begierden bezähmen. Mögen sie nicht bei dem Anblicke von Schönheit unordentliche Gedanken hegen. Ich wünsche einmal, dass die Menschen des Zeitalters Güter und Vortheil geringschätzen. Mögen sie nicht durch den Schmutz der Habsucht den guten Namen verderben. Ich wünsche einmal, dass die Menschen des Zeitalters sich lossagen von den Wettläufen. Mögen sie nicht ihres Strebens willen dem Fahrwasser des Nothwendigen schmeicheln. Ich wünsche einmal, dass die Menschen des Zeitalters Geduld in grossem Masse haben. Mögen sie nicht eines schiefen Blickes wegen

entfesseln Kampf und Streit. Die Namen der Ordnungen sind bei dem Wen-tschang aufgenommen. Es ist mein Wunsch, zu waschen des Alltäglichen Wurzel und zu offenbaren des Höchstweisen Herz.

Zusatz: Die kostbare Unterweisung des grossen Kaisers der östlichen Berghöhe über das sich herumdrehende Leben.

Himmel und Erde sind ohne Selbstsucht, das göttliche Licht untersucht wie ein Spiegel. Es empfängt kein Opfer, und es sendet Segen herab. Man verfehlt sich nicht in den Gebräuchen, und es sendet Unglück herab. Ein Mensch, der Macht besitzt, darf sie nicht benützen bis zu Ende. Wer Segen besitzt, darf ihn nicht empfangen bis zu Ende. Wer arm und elend ist, darf nicht berückt werden bis zu Ende. Bei diesen drei Dingen dreht sich das Schicksal des Himmels im Kreise. Es vollendet den Umlauf und fängt von Neuem an. Wenn man daher einen Tag Gutes thut, ist der Segen zwar noch nicht gekommen, aber das Unglück hält sich fern. Wenn man einen Tag Böses thut, ist das Unglück zwar noch nicht gekommen, aber der Segen hält sich fern. Der Mensch, der Gutes thut, ist gleich den Pflanzen des Gartens im Frühling. Man sieht nicht wie sie wachsen, sie haben aber täglich eine Zunahme. Der Mensch, der Böses thut, ist gleich dem Steine, mit dem man die Schwerter schleift. Man sieht nicht wie er abgenützt wird, er hat aber täglich eine Abnahme. Wer Menschen schadet, sich selbst Vortheil bringt, soll dadurch sehr gewarnt sein.

Gutes von der Schwere einer Feder, für die Menschen ist es ein Mittel. Böses von der Schwere einer Feder, man ermahnt die Menschen, es nicht zu thun. Kleider und Speise nach Verhältniss, von selbst ist es eine Freude. Das man berechnet, welches Lebensloos ist es? Die man fragt, welche Wahrsagung ist es? Die Menschen betrügen, ist Unglück. Den Menschen Wohlthaten erweisen, ist Glück. Die Netze des Himmels sind grossartig, das Entsprechende der Vergeltung ist schnell. Man untersuche und höre auf meine Worte, die göttlichen Menschen spiegeln sich und unterwerfen sich.

SITZUNGSBERICHTE

DER

KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE CLASSE.

LXXIII. BAND. III. HEFT.

JAHRGANG 1873. — APRIL.

X. SITZUNG VOM 2. APRIL 1873.

Herr Ivan Kostrenčič, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek in Wien, ersucht um eine Subvention für die Drucklegung seines im Manuscript überreichten Werkes: ‚Urkundliche Beiträge zur Geschichte der protestantischen Literatur unter den Südslaven in den Jahren 1559—1564'.

Herr Dr. Thaner, Professor an der Universität in Innsbruck, ersucht gleichfalls um eine Subvention zur Drucklegung seines im Manuscript eingesendeten Werkes: ‚Stroma Rolandi'.

Herr Dr. Jul. Grossmann in Berlin sendet eine Abhandlung unter dem Titel: ‚Der kais. Gesandte Franz von Lisola im Haag 1672—1673. Ein Beitrag zur österreichischen Geschichte unter Kaiser Leopold I. Nach den Acten des Wiener Staatsarchivs' und ersucht um deren Aufnahme in die Publicationen der historischen Commission.

Die Aufnahme des von Herrn Dr. Ludw. Rockinger in München eingesendeten Berichtes: ‚über Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels'; sowie die Aufnahme der Abhandlung des Herrn Prof. Ed. Sachau in Wien: ‚Zur ältesten Geschichte und Chronologie von Khwârizm (oder Khîwa) in die Sitzungsberichte wird genehmigt.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Alpenverein, Deutscher und österreichischer: Zeitschrift. Jahrgang 1872. Heft 3. München, 1872; 8⁰.

Archiv český čili staré písemné památky české i morawské. Díl šestý, swaz. 28 & 29. W Praze, 1873; 4⁰.

Central-Commission, k. k. statistische: Statistik des Judenthums in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern etc. Von Gust. Ad. Schimmer. Wien, 1873; 4⁰.

Congrès international de statistique à St. Pétersbourg: Programme de la VIIIe session. St. Pétersbourg, 1872; gr. 4⁰. — Rapports et résolutions de la VIIIe session. St. Pétersbourg, 1872; kl. 4⁰.

Gesellschaft der Wissenschaften, k. sächsische, zu Leipzig: Abhandlungen der philolog.-histor. Classe. VI. Band, Nr. 1—4. Leipzig, 1872; 4⁰. — Berichte über die Verhandlungen der philolog.-histor. Classe. XXII. Band (1870); XXIII. Band (1871). Leipzig, 1871 und 1872; 8⁰.

— — k. böhmische, in Prag: Sitzungsberichte. 1873. Nr. 1. Prag; 8⁰.

— k. k. mähr.-schles., zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde: Mittheilungen. 1872. LII. Jahrgang. Brünn; 4⁰. — Notizen-Blatt der histor.-statist. Section (vom 1. Jänner bis 31. December 1872). Brünn; 4⁰.

Institutum archaeologicum Romanum: Ephemeris epigraphica corpois inscriptionum latinarum supplementum. MDCCCLXXIII, Fasc. IV. Romae, 1873; 8⁰.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. XVIII. Jahrgang. Jänner—Februar 1873. Wien; 4⁰.

Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. 19. Band, 1873, III. Heft. Gotha; 4⁰.

Nachrichten über Industrie, Handel und Verkehr aus dem statistischen Departement im k. k. Handels-Ministerium. I. Band, III. Heft. Wien; 1873; 4⁰.

‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger. IIe Année, 2e Série, Nrs. 38—39. Paris, 1873; 4⁰.

Société littéraire, scientifique et artistique d'Apt: Procès verbaux des séances. 2e Série. Tome Ier. Bulletin des 6me, 7me et 8me Années. Apt 1873; 8⁰.

Society, The Asiatic, of Bengal: Journal. Part I, Nr. II. 1872; Part. II, Nr. III. 1872. Calcutta; 8⁰. — Proceedings. Nr. IX. November, 1872. Calcutta; 8⁰. — *Bibliotheca Indica.* New Series. Nrs. 258—259, 261—262. Calcutta, 1872; 8⁰.

Verein für hamburgische Geschichte: Hamburgs Bürgerbewaffnung. Von C. F. Gaedechens. Hamburg, 1872; 4⁰.

Vivenot, Alfred Ritter von, Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege 1790 bis 1801. Wien, 1873; 8⁰.

Berichte über die Untersuchung von Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels

von

Dr. Ludwig Rockinger.

I.

Als auf Antrag der für die Savigny-Stiftung bei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften niedergesetzten Commission die philosophisch-historische Classe in ihrer Sitzung vom 6. December und die Gesammtakademie in jener vom 21. December 1871 den Beschluss fasste, dass die vom Curatorium der erwähnten Stiftung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zur Verfügung gestellte Zinsmasse des Savigny-Stiftungs-Capitals der abgelaufenen zwei Jahre dazu verwendet werde, eine auf breitester handschriftlicher Grundlage ruhende Ausgabe des kaiserlichen Land- und Lehenrechtes — des sogenannten Schwabenspiegels — zu veranlassen und zu unterstützen, und dass ich mit der Ausführung dieses Unternehmens betraut werden sollte, wurde hiebei der Wunsch ausgedrückt, ich möchte Berichte von den zu diesem Zwecke vorzugsweise durch Deutschland, Oesterreich und die Schweiz unternommenen Reisen an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zur Aufnahme in die Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe gelangen lassen.

Was konnte mir gelegener kommen, als in die Lage versetzt zu werden, hier allen denjenigen, welche sich für die in Rede stehende Forschung interessiren, einen grösseren oder kleineren Theil der Ausbeute jener Reisen in Vorlage zu bringen,

der Ausbeute, welche für mich selbst die unerlässliche Bedingung zur Grundlage und Ausführung der künftigen Ausgabe des so weit verbreitet gewesenen Rechtsbuches ist, ohne dass sie doch in dieser den genügenden Platz finden kann, welche zugleich aber auch eine Anzahl von Einzeluntersuchungen veranlasst, die nicht allein für mich mit mehr oder weniger Gewicht in die Wagschale fallen, sondern auch — ein Punkt, welchem ich gewiss bei dem Umfange und bei der Wichtigkeit des Ganzen mich nicht einfach entschlagen darf — als der sicherste Prüfstein für die schliessliche Gesammtarbeit dienen müssen, wie sie nicht minder für so und so viele Fragen der weiteren Forschung auf dem fraglichen Felde Anderen nicht unwesentliche Behelfe an die Hand zu geben im Stande sind!

Wie entspreche ich nun wohl dem berührten Wunsche der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am zweckdienlichsten? Ich denke, mit Rücksicht auf das, was eben geäussert worden, in folgender Weise. Schon früher hat man — abgesehen von den mehr oder minder gelungenen vollständigen Abdrücken dieser oder jener Handschriften des Land- wie Lehenrechtes des sogenannten Schwabenspiegels — einzelnen beachtenswerthen unter ihnen ein besonderes Augenmerk gewidmet. So beispielsweise Dr. Finsler im Jahre 1826 in Dr. Falck's Eranien zum deutschen Rechte II. S. 38—66 der herrlichen — meiner Muthmassung nach aus dem Kloster Einsiedeln stammenden — Pergamenthandschrift der juristischen Bibliothek zu Zürich; Dr. Amann in den Jahren 1836 und 1837 in den beiden Fascikeln seiner Notitia aliquot codicum manuscriptorum qui Friburgi servantur ad jurisprudentiam spectantium der so bedeutenden Baumwollenpapierhandschrift der Stadtbibliothek zu Freiburg im Breisgau; Staats- und Reichsrath v. Maurer in einem in der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften zu München am 6. April 1839 gehaltenen Vortrage § 13—21—26 der in den beiden Codices germanici 236 und 513 der Staatsbibliothek zu München erscheinenden Gestalt unseres Rechtsbuches, welche er dem Vorsprechen Ruprecht von Freising beilegen zu können wähnte; Professor Dr. Schmeller im Jahre 1841 in den münchener gelehrten Anzeigen Num. 130—132 Sp. 9—27 den drei wieder auf der Staatsbibliothek zu München befindlichen Handschriften der

vom Bruder Oswald von Anhausen an der Brenz um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gefertigten lateinischen Uebersetzung des sogenannten Schwabenspiegels; Geheimrath Dr. Pertz in einem in der philosophisch-historischen Classe der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 4. Februar 1850 gehaltenen Vortrage den wichtigen aus dem Einbande einer Ausgabe der Opuscula des Felix Hemmerlin abgelösten, jetzt sogenannten Berliner Bruchstücken; Prof. Dr. Gengler im Jahre 1854 im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit Sp. 87/88, 114—120, 143/144 der plassenburger Handschrift im Archive zu Bamberg. So gering auch verhältnissmässig die Zahl von dergleichen Einzeluntersuchungen gewesen, dennoch war Professor Dr. Ficker, dem die Förderung des Schwabenspiegelwerkes so unendlich viel verdankt, mit Hilfe des auf der Universitätsbibliothek zu Innsbruck an den Tag getretenen Spiegels der deutschen Leute bei der diesem Forscher eigenen umsichtigen Benützung des damals vorliegenden Stoffes am Beginne des Jahres 1857 im Stande, die bis dorthin gangbar gewesene Ansicht bezüglich der Entwicklung des sogenannten Schwabenspiegels und des Verhältnisses seiner zum Theile so überaus von einander abweichenden Gestalten in einer Weise namentlich mit Rücksicht auf das der früheren Annahme geradezu entgegenlaufende Ausgehen von den volleren Formen des Rechtsbuches umzustossen, dass derjenige Gelehrte, welcher mehr als alle anderen auf diesem Gebiete ein Heimathsrecht zu beanspruchen hatte, dass Professor Dr. Homeyer noch in demselben Jahre keinen Anstand nahm, zu Gunsten der neuen Genealogie seine kurz vorher in den deutschen Rechtsbüchern des Mittelalters und ihren Handschriften S. 40—47 veröffentlichte Aufstellung in der Sitzung der philosophisch-historischen Classe der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 14. December eben des Jahres 1857 im grossen Ganzen fallen zu lassen. Konnte es bei solchem Stande der Sache nicht den Anschein haben, als ob, nachdem insbesondere Ficker selbst den Text des Deutschenspiegels im Jahre 1859 der Oeffentlichkeit übergeben hatte, fortan eine rege Betheiligung für die Arbeiten an dem sogenannten Schwabenspiegel hätte entstehen dürfen? Ein gewisser Anlauf hiezu ist nicht zu verkennen. Hofrath Dr. Zöpfl machte im Jahre 1860 in seinen Alterthümern des deutschen Reichs

und Rechts II. S. 406—430 eine schätzbare Mittheilung über das ‚kleinste Kaiserrecht' des Codex palatinus 461 der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Gleich im folgenden Jahre auch unterzog sich Professor Dr. Laband einer ausführlichen Erörterung über die Uber'sche Handschrift des Appellationsgerichtes zu Breslau in seinen Beiträgen zur Kunde des Schwabenspiegels. Gerade sie veranlassten wieder Ficker zu seiner Arbeit über die Genealogie der Handschriften unseres Rechtsbuches in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vom Jänner 1862. Er kennzeichnet darin S. 47 den Stand der Sache folgendermassen: Glaubte ich bei Veröffentlichung des Textes des Deutschspiegels (Vorwort IX.) darauf hinweisen zu sollen, wie dringend nun das Bedürfniss nach einer genügenderen Herausgabe des Schwabenspiegels geworden sei, so ist es natürlich, dass diesem Bedürfnisse bei der Kürze der Zeit bisher noch nicht genügt wurde; aber es ist mir auch nicht bekannt geworden, dass die Lösung der Aufgabe irgendwo bestimmter ins Auge gefasst worden wäre: und es ist das erklärlich; so schön und lohnend die Aufgabe, mit so grossen Schwierigkeiten ist sie verknüpft, Schwierigkeiten, welchen der Einzelne selbst unter den günstigsten Verhältnissen kaum gewachsen sein dürfte, welche die Lösung vielleicht noch in weite Ferne stellen, wenn nicht etwa gelehrte Körperschaften oder sonstige Gönner, welchen die Mittel zur Förderung solcher Bestrebungen zu Gebote stehen, sich ihrer annehmen sollten. Aber auch gerade über den Punkt, um welchen es sich hauptsächlich bei dem gedeihlichen Fortschreiten der Forschung über den sogenannten Schwabenspiegel handelte und handelt, spricht eben wieder Ficker sich am berührten Orte S. 22 deutlich genug aus. Nichts wird — äussert er sich da — die Forschung auf diesem Gebiete mehr fördern können, als eingehende Untersuchung einzelner bisher ungenügend bekannter Handschriften und Feststellung ihrer Verwandtschaftsverhältnisse zu anderen Handschriften, in Vergleichung mit dem im Deutschenspiegel vorgezeichneten Urtexte; die Gruppen werden sich dadurch schärfer scheiden, es wird sich ergeben, welchen Handschriften in den einzelnen Gruppen wegen ihrer grösseren Annäherung an den Urtext besonderes Ansehen beizulegen

ist, welche vorzugsweise heranzuziehen sind, um nach ihnen über die Stellung der ganzen Gruppe zu anderen zu entscheiden. Wir dürfen nun wohl nach dem Hingange von etwas mehr als einem Jahrzehnte fragen: Was ist in dieser Beziehung seither geschehen? Verhehlen wir es uns nicht, so mancher Schritt zum Ziele ist gemacht worden, allein das Ziel selbst ist noch keineswegs heute oder morgen schon erreicht. Zunächst ist es wieder Laband, welcher im Jahre 1863 eine eingehende Erörterung über die so wichtige bereits oben erwähnte Baumwollenpapierhandschrift der Stadtbibliothek zu Freiburg im Breisgau in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte III. S. 125—156 veröffentlichte. Ebendaselbst V. S. 303—320 gab im Jahre 1865 Professor Dr. Mandry von zwei Handschriften in der Privatbibliothek des Fürsten von Waldburg-Wolfegg-Waldsee auf Schloss Wolfegg Nachricht. Ueber eine Handschrift des geheimen Stadtarchives zu Kaschau verbreitete sich gleichfalls im Jahre 1865 Professor Dr. Krones im Archive für österreichiche Geschichte XXXIV. S. 234—252. Insbesondere über die auf der Staats- wie Universitätsbibliothek und im allgemeinen Reichsarchive zu München befindlichen, wie über andere, habe ich selbst seinerzeit von 1866 an, und zwar namentlich mit Rücksicht auf die Familiengruppirung, Untersuchungen angestellt, welche theilweise hauptsächlich in den Sitzungsberichten der baierischen Akademie der Wissenschaften eine Veröffentlichung [1] gefunden, in deren historischer Classe

[1] Der bequemeren Zurechtfindung halber mögen hier folgende Nachweise eine Stelle finden:

Ueber eine des dritten Landrechtstheiles ermangelnde Handschrift im allgemeinen Reichsarchive zu München. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften 1867 I. S. 193—233.

Ueber eine rheingauer Handschrift auf der Hofbibliothek zu Aschaffen burg. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins XXIV. S. 224—249.

Ueber die asbacher Handschrift und ihre nächsten Verwandten auf der Staatsbibliothek zu München. Sitzungsberichte 1867 I. S. 519—562, wozu noch die Noten 1 und 2 des Aufsatzes in den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und historischen Classe 1871 S. 496 und 497 zu vergleichen.

Ueber drei mit einem Anhange zum Landrechte vermehrte Handschriften auf der Staatsbibliothek zu München, welchen auch noch der Cod. bavar. 2148 daselbst anzureihen. Sitzungsberichte 1867 II. S. 297—335.

ich die betreffenden Vorträge gehalten. Auf diesem Wege haben sich aus dem bunt durch die verschiedensten Länder zerstreuten Gewirre der Handschriften so und so viele schon als zu dieser oder jener Gruppe gehörig erwiesen. So und so viele reihen sich noch bald da und bald dort ein. So und so viele zeigen auch noch keine feste verwandtschaftliche Beziehung dahin oder dorthin. Mit Rücksicht auf diese Anschauung des Gegenstandes dürfte es sich meines Erachtens empfehlen, wenn vor der Hand der bisher nicht ohne Erfolg betretene Weg noch immer nicht verlassen wird, und wenn — was gerade mich selbst betrifft — ich hier vor allem mich über solche bisher weniger oder gar nicht bekannte Handschriften und beziehungsweise Handschriftengruppen verbreite, welche nach irgend einer der Seiten von Bedeutung sind, welche für die künftige Ausgabe unseres Rechtsbuches in Betracht kommen, beispielsweise wegen der grösseren oder geringeren Vollständigkeit des Land- wie Lehenrechtes, oder wegen des Mangels des dritten nach Capitel 313 b. der Ausgabe des Freiherrn v. Lassberg beginnenden Landrechtstheiles, oder wegen sonstiger besonderer Eigenschaften. Wird hiernach erspart, viel Worte über jene Handschriften zu verlieren, welche sich in die bereits näher untersuchten Familien mehr oder weniger genau einfügen, wie beispielsweise der grössere Theil der schweizerischen, welche ich im vorigen September und October an Ort und Stelle eingesehen, oder die Mehrzahl der fünf Handschriften in der fürstlich Starhemberg'schen Bibliothek zu Efferding, deren Benützung mir im abgelaufenen November dortselbst gestattet gewesen, indem dafür seinerzeit die Gesammtgenealogie die

---

Ueber mehrere dem v. Wurmbrandt'schen Codex verwandte Handschriften. Oberbaierisches Archiv für vaterländische Geschichte XXXI. S. 174—211.

Ueber Handschriften unseres Rechtsbuches, welche die Grundlage des dem Ruprecht von Freising beigelegten Landrechtes bilden. Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Classe 1871 S. 463—501.

Ueber die ehemaligen Strassburger Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels. Ebendort S. 502—514.

Ueber ein kurzgefasstes aus demselben und dem kleinen Kaiserrechte gebildetes Gerichtshandbuch. Sitzungsberichte 1869 I. S. 191—225.

pa und dort noch erforderlichen Nachweise leicht zu vermitteln im Stande ist, so gehen bei solcher Behandlung der Sache der Forschung nach und nach alle jene Mittheilungen zu, welche für die Lösung dieser und jener Fragen des sogenannten Schwabenspiegels aus dem Schatze seiner gegen dritthalb hundert Handschriften wünschenswerth erscheinen mögen. So dürfte einmal den nächstliegenden Bedürfnissen gebührende Rechnung getragen sein, und auf der anderen Seite wird auf dieser sicheren Grundlage sich was weiter erforderlich ist, schliesslich ohne zu grosse Schwierigkeiten herausstellen.

I.

Wenn ich somit meine Berichte an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, welche seinerzeit der Veröffentlichung des Deutschenspiegels ihre Unterstützung zugewendet, des so wichtigen Vorläufers des sogenannten Schwabenspiegels, und welche nunmehr auch der Förderung dieses Rechtsbuches selbst sich so günstig erwiesen, mit einer Mittheilung über zwei Handschriften beginne, deren einer ich bereits an einem anderen Orte für einen anderen Gegenstand gedacht habe, auf deren zweite ich bei Gelegenheit der 28. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Leipzig in der Pfingstwoche des vorigen Jahres meine Aufmersamkeit gerichtet habe, darf ich hiefür mehrere Gründe geltend machen.

Einmal stehen sie — was ich hier, wenn auch etwas vorgreifend, vielleicht doch gleich bemerken darf — in einem ausserordentlich engen Verhältnisse zu jener Textgestalt unseres Rechtsbuches, welche für die künftige Ausgabe wohl die Grundlage bilden dürfte. Insofern brauche ich kaum besonders zu bemerken, dass sie in die Reihe derjenigen Handschriften fallen, in welchen die vollsten Formen desselben begegnen. Sodann bieten sie unter allen bisher bekannten Handschriften die weitaus grösste Theilung des Textes selbst in Artikel oder Capitel, indem die sonst die Zahl von 400 nicht erreichenden Abschnitte des Landrechtes in nicht weniger als über 1000 beziehungsweise 1100 geschieden sind, die sonst die Zahl von ungefähr anderthalb Hunderten erreichenden Artikel des Lehenrechtes hier gegen oder beziehungsweise über 400 Capitel bilden.

Diese Capitel oder Artikel selbst treten uns — bis auf einen winzigen Bruchtheil in dem einen der beiden Codices – ohne Ueberschriften entgegen. Abgesehen davon stimmen sie auch noch darin überein, dass sie das kurzgefasste, aus dem sogenannten Schwabenspiegel und dem kleinen Kaiserrechte gebildete Gerichtshandbuch enthalten, welches ich seinerzeit einmal besprochen habe, und welches demnach jetzt in zwei Handschriften aufgefunden ist. Endlich verdient auch vielleicht noch im Vorübergehen berührt zu werden, dass beide aus Franken stammen.

II.

Was zunächst ihre äussere Erscheinung anbelangt, kann ich mich verhältnissmässig kurz fassen.

Die erstere, der Stadtrathsbibliothek zu Leipzig angehörig, Rep. II. 19, in Dr. Naumann's Katalog ihrer Handschriften unter Num. CCCII., in der Einleitung zu Endemann's Ausgabe des kleinen Kaiserrechtes unter Num. 14, in Homeyer's Verzeichniss der deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und ihrer Handschriften unter Num. 381 aufgeführt, ist durchaus von einer Hand auf Papier in Folio im Jahre 1404 einspaltig geschrieben, während das den Schluss des Codex bildende Inhaltsverzeichniss in zwei Spalten gefertigt ist, und befindet sich noch in einem mit rothem Leder und eingepressten Thier- und anderen Verzierungen überzogenen Holzdeckelbande, der ursprünglich auf der Vorder- wie Rückseite durch je fünf Buckeln geschützt, wie auch ehedem mit zwei Lederbändern zum Schliessen versehen gewesen. Die alte Foliirung weist 180 Blätter auf, wovon nunmehr 1, 12, 13 verloren sind, der erste Bogen der ersten Lage und das erste Blatt der zweiten Lage. Mit Fol. 2 beginnt das Gerichtshandbuch, wovon die Rede gewesen, welches mit Fol. 14[1] schliesst. Auf Fol. 16 folgt das Landrecht des sogenannten Schwabenspiegels bis Fol. 136. Von Fol. 137—180 schliesst sich dessen Lehenrecht an, an dessen Ende roth die Jahrzahl 1404 steht. Den Schluss der Handschrift bildet ein Register über diese drei Bestandtheile je mit Angabe der betreffenden Folien auf 9 Blättern, an dessen Ende sich schwarz findet: Jo. St. mit einer durchstrichenen Jahrzahl, worunter roth steht: Ab jncarnacione

Cristj 1404. Früher war diese Handschrift im Besitze des Ambrosius Meusell von Wertheim, welcher sich nach der erstbemerkten Jahrzahl 1404 im Jahre 1629 eingeschrieben, wie auch auf der letzten Seite des letzten leeren Blattes, und nochmal im Jahre 1630 auf einem über den Rücken des Buches herüberlaufenden Pergamentstreifen, welcher der Innenseite des Hinterdeckels aufgeklebt ist.

Von der andern Handschrift, um welche es sich handelt, habe ich in dem Vortrage ‚über ein kurzgefasstes, aus dem sogenannten Schwabenspiegel und dem kleinen Kaiserrechte gebildetes Gerichtshandbuch' in der Sitzung der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften vom 7. Februar 1869 gesprochen, so dass ich unter Verweisung auf den Abdruck desselben in den Sitzungsberichten jenes Jahres I. S. 191—225 mich hier desto gedrängter fassen kann. Sie gehört jetzt der Universitätsbibliothek zu Würzburg, ist mit ‚Mch. F. 162' bezeichnet, gleichfalls von einer und derselben Hand auf Papier in Folio in den Jahren 1480—1482 durchlaufend geschrieben, und befindet sich noch in einem mit gelblichem gepressten Leder überzogenen Holzdeckelbande, der früher auf der Vorder- wie Rückseite je fünf Buckel hatte, an drei Ecken noch solid mit Messing beschlagen ist, und seinerzeit mit Lederbändern zum Schliessen versehen war. Die Bestandtheile, welche hier in Betracht kommen, sind auf 152 je oben in der Mitte der ersten Seite eines Blattes roth bezeichneten Folien die nachstehenden. Von Fol. 1—12 findet sich das Gerichtshandbuch. Auf Fol. 12[1] beginnt das Landrecht des sogenannten Schwabenspiegels, welches bis Fol. 118[1] oben reicht. Auf diesem Fol. unten schliesst sich bis Fol. 152[1] das Lehenrecht desselben an, an dessen Schluss die Bemerkung steht, dass das Buch am Mittwoch vor Mariä Geburt des Jahres 1480 in dem sachsen-meiningischen Pfarrdorfe Haina vollendet worden. Diesen drei Bestandtheilen geht ein Inhalts-, beziehungsweise Capitelverzeichniss derselben auf vierundzwanzig Blättern voran. Die Handschrift selbst wurde im Jahre 1578 von dem Pfarrer Philipp Hopfstätter zu Dietershausen dem Fulda'schen Rathe Johann Volpracht geschenkt, nach einer Bemerkung[1]

[1] M. Georg. Lizel, Vlmensis, contulit hoc egregium MSCtum cum Krafftiano et aliis X. MSCtis. Argentorati Scribebam d. 29. Jan. 1728.

am unteren Rande des alten Fol. 111 im Jahre 1728 zu Strassburg ausser anderen Handschriften[1] mit der bekannten Krafft-schen von dem Poeta laureatus Georg Lizel aus Ulm verglichen, dessen Scherz in dem Appendix zur Vorrede seiner Ausgabe des Landrechtes der Krafft'schen Handschrift des sogenannten Schwabenspiegels S. VII. im zweiten Bande von Schilter's Thesaurus antiquitatum teutonicarum rühmend gedenkt, und kam später in den Besitz des Zacharias Konrad von Uffenbach zu Frankfurt am Main, welcher sie dem Hieronymus von der Lahr mittheilte, der in seiner Ausgabe unseres Rechtsbuches mehrfach davon Gebrauch gemacht hat.

III.

Gehe ich nunmehr auf den Hauptinhalt über, den sogenannten Schwabenspiegel, so dürfte es sich vor Allem empfehlen, eine umfassende Vergleichung der Capitel beider Handschriften mit der Ausgabe des Freiherrn von Lassberg vor Augen zu führen.

1. Das Landrecht.

L	I	II	L	I	II
Vorw. a	1	1	Vorw. g	2[2] 3	2[2] 3
— b			— h	4	4
— c	2[2]	2[2]		5[3]	5[3]
— d			1a	6[3]	6[3]
— e	3	3		7[3]	7[3]
— f			1b	8[4]	8[4]

[1] Ich bemerke hier, was sich auf einem noch erhaltenen Falze des frühern letzten Blattes der werthvollen Pergamenthandschrift des ehemaligen Mus Rem. Faesch auf der Universitätsbibliothek zu Basel findet: Egregium hoc mscriptum juxta textum Krafftianum, qui Vlmae impressus est 1728, contuli M. Georgius Lizel, Vlmensis, Poeta Caesar. scrib. Argentorati, d. 15. Martij 1728.

[2] Diesen Artikel bildet L Vorw. b: Sint vns got — vntter einander leben.

[3] 5: Wo gerichte ist — sechs wochen, womit II schliesst, während I noch anfügt: etwan uber zwne.
6: Do ist etszwo — burggraue zurichten.
7: Der vogt sol – mit vngerechtem gerichte.

[4] Dieser Artikel schliesst: vnd stet auch keinerley lanntrecht noch vrteil (II keynerley slecht landrecht nach lehenrecht vnd kein vrteil) jn disem

L	I	II	L	I	II
—	9[1]	9[1]	3	14—21 [3]	14—23 [4]
2	10—13 [2]	10—13 [2]	4	22	24

puch, danne als es von romischer phat (II pfat) vnd von konig Karels recht herkomen ist vnd als es die bebste vnd die keyser jn (II zu) den concilien vnd (II vnd zu) den hofen haben gesefzt vnd geboten jn decreten (II ausz decrete) vnd decretalen (II vnd ausz decretalis). Wanne usz den tzweyen buchern nympt man alle recht der geistlichen gerichte. vnd dorumb so heiszt disz buch das lanntrecht puch. wanne alle recht die hieran geschriben steen die sein uber alle lanntrecht vnd gewer nach geschriben rechten (II geschribenem recht). an etswa nach gewonheit. wanne die stete vnd die fursten haben manig sunder gewonheit von den keisern vnd konigen erworben.

[1] Diesen Artikel theile ich am Schlusse seinem ganzen Wortlaute nach mit.

[2] 10: Origenes — die siben herschilt aufgelegt (II auff geleitt).
11: Der konig hebt — der sibende herschilt lehen muge gehaben oder nicht. den sibenden herschilt hebt (I helt) ein iglich man der nicht eygen vnd ein ekint ist.
12: Lehenrecht gibt man dem nicht der frey von dem sibenden herschilt ist.
13: Vnd ist es das ein herre einem ein lehen leiht der von dem sibenden herschilt nicht enist vnd sein nicht enhat, der hat als gut recht doran als der in dem sechsten herschilde stet (II fert). doch gebricht jm vil rechtes der des herschilds darwet, als das lehenbuch hernach saget.

[3] 14: Nv merckt auch — vnd stossen an ein ander gelidt.
15: Nemen auch zwen — vor den rechten meistern.
16: Die andern sippe — der elenboge.
17: Geswistrit kinde — an die arm (II denn arme) stosszt.
18: Vnd darnach der kind kinde — an (II yn) die hant stosset.
19: Die funften kindt — nagelmage.
20: Welich kindt (II Wen welch sypschafft) sich an dem hewbt — bisz an die sibenden (II siben) sippe.
21: Doch hat der babst erleubt weib zu nemen jn der funften sippe. I so mag der babst doch kein recht gesetzen domit er vnnser lanntrecht oder lehenrecht gebrechen moge. II so erbet doch ein iglicher man seynen mag bisz an die sibende sipptzal, wen der babist doch kein rechten gesetzen mag do mit er vnser landtrecht oder lehenrecht gebrechenn muge.

[4] Die in I 19 vereinigte fünfte, sechste und siebente Sippe ist hier folgendermassen getrennt:
19: Dye funfftenn — myttel fingers.
20: Dye sechsten — an dem mytteln finger.
21: Dye sibende — nagelmage. vnd wer nu syptzal recht vnd endelich reichen vnd tzelen wil, der sal reyten als hie geschriben stet.



L	I	II	L	I	II
5a	23[1]	25[1]	8	36[6]	38[6]
	24[1]	26[1]		37[6]	39[6]
	25[1]	27[1]	9	38	40
5b	26[2]	28[2]	10	39	41
	27[2]	29[2]		40[7]	42[7]
5c	28[3]	30[3]	11a	41[7]	43[7]
	29[3]	31[3]	11b	42[7]	44[7]
6	30—33[4]	32-35[4]	11c	43	45
7	34[5]	36[5]		44[8]	46[8]
	35[5]	37[5]	12	45[8]	47[8]
				46[8]	48[8]

[1] 23 (II 25): Hat ein man - nicht ausz gestewrt seyn.
24 (II 26): Haben die kindt — wirde vnd (II vnd sein) ere.
25 (II 27): Der pfaff der mag wol jm rechten mit seinen geswistreten erbteil nemen, wanne er erbet eygen.

[2] 26 (II 28): Mit welchem -- den toten (II toten man) mit siben mannen.
27 (II 29): Hat aber — getzewgen uerleitet.

[3] 28 (II 30): Dibheit -- ich getan hat.
29 (II 31): Jst aber — erben nicht.

[4] 30 (II 32): Vnd wirdt ein man burge -- gleich schaden haben, woran II noch knüpft: vnd welcher stirbet vnder den burgen, des erben sollen seinen teyl geltenn, an vonn lehen.
31 (II 33): Hat ein man lehen, do gildet er nicht von dan sein eigen schulde.
32 (II 34): Vnd hat der - selber gelten.
33 (II 35): Vnd spricht — vmb die schulde.

[5] 34 (II 36): Vnd spricht — leucken wolt, das man jn des mit den lewten ubertzeugen moge.
35 (II 37): Vnd ist — so sein mein erben ledig.

[6] 36 (II 38): Vnd stirbt ein man - vnd den lewten ledig sein, wanne worumbe der (II wer) nicht erbe (II erbe lesset), der gelt auch nicht.
37 (II 39): Vnd nympt — sy got beide ermant.

[7] 40 (II 42): Wer borget — ubertzeugen als recht ist.
41 (II 43): Was aber - leibs einteil.
42 (II 44): Vnd freuelt man (II ein man) — man nort ein hat, wozu II noch fügt: do von so hat ein richter vnd sein freybot zweyer man basz der yn icht thutt, wen wo man siben etc.

[8] 44 (II 46): Wir sollen euch beweisen das jm nyman - wol sagen wollen (II werden).
45 (II 47): Ein man — swige.
46 (II 48): Ein iglich kint behabt seins vater recht wol, ob es jm ebenburtig ist (I ebenburtig vnd gefelligk ist).

L	I	II	L	I	II
13	47	49	19	65	86
14	48–51 [1]	50—53 [1]	20	66[5], 67[5]	87[5], 88[5]
15	52[2], 53[2]	54–70[2]	21	68[6], 69[6]	89[6], 90[6]
16	54	71	22	70[7], 71[7], 72[7]	91[7], 92[7], 93[7]
17	55[3], 56[3]	72[3], 73[3]			
18	57–64 [4]	74—85 [4]			

[1] 48 (II 50): Vnd stirbet — darkomen ist.
49 (II 51): Hat der sune — tot bette wol wem er wil.
50 (II 52): Hat er mit dem gut — sele geben iren teil (II fügt noch bei: vnd den lewten gelten. das ist) dauon das es der pruder er erweit hat. jst aber weder pruder noch swester (II swester da), so nemen es die nehsten erben.
51 (II 53): Ein iglich mensch ist seins mages guter erbe bisz es gereichen mag zu der sibenden sippetzal (II syppe).

[2] Von den bekannten vierzehn Enterbungsgründen entsprechen hier 1–3 und 8—14 jenen bei L. 4 ist = L 5, 5 = L 6, 6 = L 7, 7 = L 4.

Der Schluss nach 14 bei L steht hier in zwei besonderen Absätzen (II = 57 und 58) in folgender Fassung gleich nach 3. Mit disen vorgeschriben (II diesen dreyen) dingen verwirckt sich auch ein vater gein seinem sune das er bey seinem lebendigen (II lebendem) leib von seinem gute scheiden musse. vnd dritt der sune an seines vaters stat, er sol dem vater sein notdurft geben mit eren als er vor mit eren gelobt hat.

Der Schluss des 14. Enterbungsgrundes selbst lautet als besonderer Artikel in I = 53, in II = 70: Kommet aber ein (II dye) junckfrawe uber funfundtzweyntzig jare, so mag sie wol ir ere uerliesen, vnd nicht ir erbe. das ist dauon das man ir vntter funfundtzweintzig jaren zu elichen sachen (in II fehlt: zu elichen sachen) geholffen solt haben.

[3] 55 (II 72): Die Swaben — mynnern volge.
56 (II 73): Swebische — tzugeben.

[4] Diese Artikel theile ich unten in V ihrem ganzen Wortlaute nach mit.

[5] 66 (II 87): Und wil ein man — das enhilffet dannoch nicht.
67 (II 88): Mit nicht mag — stet vnd anders nicht.

[6] 68 (II 89): Leipgedinge — doch mit rechte.
69 (II 90): Und verwircket — nicht genemen.

[7] 70 (II 91): Jst das ein man — sein ehafftige not.
71 (II 92): Ehaftige not ist (II Was ehafftig nott sey. das ist) hunger — jrre. so wirt er seines gutes mit rechte wol an. vnd wer danne gewynnet, der hat es mit rechte.
72 (II 93): Es mag der dem — mit der gewere geschicht.



L	I	II
23	73[1]	94[1]
	74[1]	95[1]
24	75[2]	96[2]
	76[2]	97[2]
25a	77[3]	98[3]
		99[3]
	78[3]	100[3]
25a	79[3]	101[3]
		102[3]
25b	80—85[4]	103—108[4]
26	86—91[5]	109—115[5]
27	92—95[6]	116—120[6]
28	96	121

[1] 73 (II 94): Gjbt ein man — ee anwerden danne (II wen) des jren.
74 (II 95): Und wirt ein man — den mannen.

[2] 75 (II 96): Wirt ein man — komen wern (II waren).
76 (II 97): Welch erbe — getan hat.

[3] 77: Do ein man — sitzen bisz an den dreissigsten tage. II scheidet diesen Artikel folgendermassen. 98: Da ein man — verloren werde das sye an gehoret. Dann folgt mit einem Ausfalle 99 gleich: vnd zu der erden bestaten, vnd sie sal —. tage.
78 (II 100): Uon dem erbe — herre starbe.
79 (II 101, 102): Man sol — musz der erben gnade manen. II schliesst den Art. 101 mit: auff den heyligen behaldenn.

[4] 80 (II 103): Stirbt auch — das er starbe.
81 (II 104): Dje frawe musz — anderszwo danne jn jr gewalt vynndet oder weysz. II anderszwo an ir gewalt weisz.
82 (II 105): So sol — seinem leib, das ir auch volgen vnd werden sol. II seinem leybe, vnd sal es ir behabenn.
83 (II 106): Dem herrn sol man geben sein swert, ob er ein dinstman gewesen ist.
84 (II 107): Darnach sol — dartzu nicht gehort.
85 (II 108): Wo die fraw — ires rechten nicht.

[5] 86 (II 109): Wo zwen — teiln sy gleich.
87 (II 110): Wo zwen — welen.
88 (II 111): So (II Wo) dise sune — das sy zu iren tagen komen
89 (II 112): Der eldeste bruder sol jn wider geben alles — schulde uerlorn sein.
90 (II 113): Der eldest pruder ist — ebenburtig ist.
91 (II 114 und 115): Nach dem totleibe — die frawen nicht. II schliesst den Art. 114 mit: erben an vnd nicht dye frawen. 115 beginnt sodann: Wo der wirtt.

[6] 92 (II 116 und 117): Munchet — nicht danne vntter zwolff iaren. II schliesst seinen Art. 116 mit: nye gemunchet wer.
93 (II 118): Begibt — uber zwolff jare.
94 (II 119): Leugent sy — hieuor geschriben stet.
95 (II 120): Wje alt aber — mit den frawen ubertzewgen.

L	I	II
29	97[1]	122[1]
	98[1]	123[1]
30	99[2]	124[2]
	100[2]	125[2]
31	101[3]	126[3]
	102[3]	127[3]
32	103[4]	128[4]
	104[4]	129[4]
33	105	130
34	106[5]	131[5]
	107[5]	132[5]
35	108[6]	133[6]
	109[6]	134[6]
36a	110—113[7]	135—138[7]
36b	114—119[8]	139—143[8]
37	120	144
38	121	145
39	122[9]	146[9]
	123[9]	147[9]

[1] 97 (II 122): Welch man — nicht geerben.
98 (II 123): Totleibe — genennet sein.

[2] 99 (II 124): Wo ein mensch — es wider geben.
100 (II 125): Ehaftige not ist (II Das ehafftig not ist. es ist) gefengnusze — man des ersten uszrichten (II gelten) vnd der sele iren teil geben.

[3] 101 (II 126): Und ist ein mensch — gut beschaffen (II schaffen vnd bescheyden) wem es (II er) wil, wozu I noch anfügt: on hindernusze.
102 (II 127): Und gehort — gelten sol.

[4] 103 (II 128): Das reich — gesigte den Romern an.
104 (II 129): Er lehe auch — marschalck. disz recht vnd andere gute recht haben die Swaben verdynet mit jrer frumkeit vmbe die romischen konige, die wir hirnach sagen werden.

[5] 106 (II 131): Man vnd — gesprochen ist.
107 (II 132): Ejn weip — hieuor saget.

[6] 108 (II 133): Ejn weib mag — geerbet hat.
109 (II 134): „ „ „ — menschen gescheen.

[7] 110 (II 135): Leipgedinge die sein vnterscheiden — selb sibende behalden, wozu II noch setzt: vnd ertzeygen.
111 (II 136): Wir sprechen — als ein lebender.
112 (II 137): Wer auch von leyen leipgeding nymt, der neme auch dieselben gewiszheit, wozu II noch fügt: als oben geschriben stett.
113 (II 138): Vnd hat ein leye — lanntrichters jnsigel, ob er es hat (II habe).

[8] 114 (II 139): Vnd leuckent — sein gut behalden.
115 (II 140): Vnd ist es das ein man — dieweyl er lebt.
116 (II 140): Vnd wil der der gut kauft hat — gejrren mogen.
117 (II 141): Wollen sie jn aber doran jrren — not gejrret.
118 (II 142): Haben aber die leib — wol an werden.
119 (II 143): Wjl er des gutes — vnuersert ligen lassen.

[9] 122 (II 146): An des richters — etwo gewonheit etwo nicht.
123 (II 147): Jrret der richter — heissen ablegen vnd karung dorumb tun, welch letzte vier Worte in II fehlen.

L	I	II	L	I	II
40	124[1]	149[1]	44	140[5]	164[5]
	125[1]	148[1]		141[5]	165[5]
	126[1]	150[1]		142[5]	166[5]
41	127[2]	151[2]	45	143[6]	167[6]
	128[2]	152[2]		144[6]	168[6]
	129[2]	153[2]	46	145[7]	169[7]
42	130–136[3]	154—160[3]		146[7]	170[7]
43	137[4]	161[4]	47	147[8]	171[8]
	138[4]	162[4]		148[8]	172[8]
	139[4]	163[4]	48	149	173

[1] 124 (II 149): Do (II wo) ein weip — zu spate komen ist.
125 (II 148): Wer die tzweyerley kint recht vntterteidingen (II kint rechtfertigen) wil — jm zu gnaden darusz (II dar zu) gesetzt.
126 (II 150): Der meyde kint — die nesten erben.

[2] 127 (II 151): theile ich am Schlusse ganz mit.
128 (II 152) desgleichen.
129 (II 153): Die unelich — erben irer freunde erbgut.

[3] 130 (II 154): Man sol — es einfaltig (II zwifeltig) gelten.
131 (II 155): Jst es das — benotiget oder nicht.
132 (II 156): Was der rechte — beget man den rechten straszraup.
133 (II 157): Vnd ist der — doran hencken.
134 (II 158): Ab die die den stroszraup getan haben vnd sy das rewet — als disz puch saget.
135 (II 159): Mag man den straszreuber mit getzewgen nicht uberkomen — vrteil ledig.
136 (II 160): Hat der — tzwifaltig gelten, vnd ist dortzu (in II fehlt: dortzu) rechtlosze.

[4] 137 (II 161): Wer vmbe den — hat er dasselbe recht.
138 (II 162): Hat er aber erben — auch jr eigen werden.
139 (II 163): Haben sy — wo er mag (II wo er das gethun magk).

[5] 140 (II 164): Von guter — constituit.
141 (II 165): Das heisset — mynner vergesse.
142 (II 166): Wer die recht — comprobauerit.

[6] 143 (II 167): Alle die jar — der koniglichen gewalt.
144 (II 168): Es versprechen — es hinder in danne ehaftige not das er nicht furkomen moge. die ehaftige not sol man beweisen als recht ist.

[7] 145 (II 169): Djnstmannes eigen — an irem rechten.
146 (II 170): Noch eigener lewt — sein rechte busze geben, wozu II noch fügt: vnd den lewten do von geltenn.

[8] 147 (II 171): Ekint mag — nach seinem rechten, wozu II noch setzt: als wir wol sagen her nach.
148 (II 172): Aber babst noch — hieuor geschriben stet.

L	I	II	L	I	II
49	150	174[1]	56	158—162[4]	184—188[1]
		175[1]	57	163[5]	189[5]
50	151	176[2]		164[5]	190[5]
		177[2]		165[5]	191[5]
51	152	178	58	166	192
52	153	179	59	167—170[6]	193—196[6]
53	154	180	60	171[7]	197[7]
54	155	181		172[7]	198[7]
55	156[3]	182[3]	61a	173	199
	157[3]	183[3]	61b	174	200

[1] 174: Wer rechtlosz oder trewlosz — seinen leip.
175: Vnd also — seiner trewe nicht.

[2] 176: Claget ein maget — buch sagt hie vor.
177: Disz recht haben auch weysen gegen iren pflegeren, ab sy in vnrecht thun, wozu I noch fügt: wissentlich.

[3] 156 (II 182): Wen der jungling tzu virtzig jaren komt (II junglin viertzehen jare alt ist oder zu viertzehen jaren kompt), so nympt — sy wol sundernn.
157 (II 183): So die junckfrawe — so sol er sein alter ertzeugen als hieuor an dem puch geschriben stet (II ist), vnd die junckfrawe auch als doselbst geschriben ist.

[4] 158 (II 184): Das farnde gut — den sol er wider geben.
159 (II 185): Jrret — sol man jm recht bieten, wozu II noch fügt: vmbe sein gute.
160 (II 186): Was anders — alles das er anspricht.
161 (II 187) theile ich am Schlusse ganz mit.
162 (II 188): Doch haben die keiser — wanne gut gewonheit ist gut recht, also ist auch gut recht gut gewonheit.

[5] 163 (II 189): Ob ein man — ergangen hat, als hieuor gesagt (II geschriben) ist.
164 (II 190): Do (II Wo) ein man — on schaden widergeben.
165 (II 191): Begreifft — schub haben.

[6] 167 (II 193): Hje wollen (II sollen) wir — dare oportet.
168 (II 194): Der kinde — der aller keins gesein die pfleger namen haben.
169 (II 195): Wer eins pflegers bedarff, den sol man jm also geben: jst es uff dem lande — getrewen lantman.
170 (II 196): Als der knabe — zu zwolff jaren komet.

[7] 171 (II 197): Es enmag — aber schade, der pfleger mag vnd sol es widersprechen vnd nicht stete halden.
172 (II 198): Wer es aber das es seines gutes icht verspilt — wider geben, oder das gut das er dem kinde angewonnen hat.

L	I	II
62	175	201
63	176—180[1]	202—206[1]
64	181—184[2]	207—210[2]
65	185[3]	211[3]
	186[3]	212[3]
66a, 66b	187—191[4]	213—219[4]
66c	192	220
67a	193	221
67b	194	222

L	I	II
68a	195[5]	223[5]
	196[5]	224[5]
68b	197[6]	225[6]
	198[6]	226[6]
	199[6]	227[6]
68c	200[7]	228[7]
		229[7]
	201[7]	230[7]
69, 70a	202[8]	231[8]
	203[8]	232[8]
	204[8]	233[8]

[1] 176 (II 202): Wirt ein pfleger — an sein stat sten.
177 (II 203): Wirt ein pfleger — jn dorumbe antwortten.
178 (II 204): Als der knab — ob er (II er ym) wol hat getan.
179 (II 205): Ejn iglich — es das findet.
180 (II 206): Vnd hat das kint — vntter viertzehen jaren sein.

[2] 181 (II 207): Nu sollen — das sy sich konnen oder mogen bewaren. dauon musz es an der pfleger trewen (II trew sein vnd) sten.
182 (II 208): Jn wes gewalt — kindes genosz sein.
183 (II 209): Jst das kint — danne (II wan) mit iren genossen.
184 (II 210): Jn diesen dingen — mit allen lewten die ires rechten nicht uerlorn haben. der manslacht ubertzeugt man sy (II sy auch) wol mit allen lewten die ir recht nicht uerlorn haben.

[3] 185 (II 211): Vnd wil — an sein (II seiner) stat.
186 (II 212): Es mag — das sol man vntter steen als hieuor geschriben ist.

[4] 187 (II 213): Nu sullen — mit rechte antwortten, wozu II noch setzt: als vorgesprochen ist.
188 (II 214) theile ich am Schlusse mit.
189 (II 215) desgleichen.
190 (II 216, 217, 218) ebenso.
191 (II 219): Vnd tut — was recht ist.

[5] 195 (II 223): Ob ein weip — herre ist frey wanne der herre leszt sy frei vnd ledig.
196 (II 224): Des fragten (II fragen) wir — das es geborn wirt.

[6] 197 (II 225): Vnd gibt sich — sein auch die kint.
198 (II 226): Wir (II Dye) haben in der schrifft — eigen lewt sein.
199 (II 227): Doch mag — nicht macht gehaben (II nicht gesein).

[7] Diese Artikel theile ich am Schlusse mit.

[8] 202 (II 231): Der geistlichen (II Dye geistlich) — wol mit rechte haben eygen lewt.

L	I	II	L	I	II
70b	205[1]	234[1]	75	215—218[4]	244—247[4]
	206[1]	235[1]	76	219[5]	248[5]
71	207	236		220[5]	249[5]
72	208[2]	237[2]	77	221	250
	209[2]	238[2]	78	222[6]	251[6]
	210[2]	239[2]		223[6]	252[6]
73a	211	240	79	224—227[7]	253—256[7]
73b	212	241	80	228[8]	257[8]
74	213[3]	242[3]		229[8]	258[8]
	214[3]	243[3]		230[8]	259[8]

---

203 (II 232): Mag ein dinstman behaben — mit andern dingen gestifftet.
204 (II 233): Vnd gibt — das reich des ersten gestifftet (II reich gestyfftet von ersten).

[1] 205 (II 234) theile ich am Schlusse mit.
206 (II 235): Mittelfreyen sein — wir euch hernach sagen werden.

[2] 208 (II 237): Ejn kint — kein macht.
209 (II 238): Wir haben in — sibentzehen jar alt, wozu II noch fügt: vnd nach gewonheit viertzen iare.
210 (II 239): Die junckfrawe sibentzehen (II sechtzehen) iar — dannoch on ir pfleger nicht getun.

[3] 213 (II 242): Dehein (II Eyn) weib — ir vogt (II vogt vnd formunt) ist.
214 (II 243): Meyde vnd — recht ist.

[4] 215 (II 244): Meyde vnd wittwen — richter nicht horen.
216 (II 245): Hat ein frawe — vnd sol das stet halden vnd leisten (II sol sie das leistenn).
217 (II 246): Es sol auch ein frawe — ir tzu noten bedarff (II ir bedarff zu nottenn).
218 (II 247): Der frawen vormundt vormundtschafft — vnd leszt den andern farn.

[5] 219 (II 248): Vnd ist es das — richten hintzu jm als recht ist.
220 (II 249): Vnd hat ir ir man morgengabe gegeben — beschirmen.

[6] 222 (II 251): Ob ein man — als hernach (II hye vor) geschriben ist.
223 (II 252): Hat ein man — doruber nichtmer.

[7] 224 (II 253): Vnd komet — notwer seins leibs.
225 (II 254): Nu fragen — empfahen uff recht.
226 (II 255): Clagt man — notwere seins leibs getan.
227 (II 256): Hat aber — nymands, so ist er des kampfs ledig. II nymant der ym kampff butet, so ist er ledig, vnd hat dye nottwer beredt.

[8] 228 (II 257): Wer nicht enfolget — gewonheit vmbe alle schulde.
229 (II 258): Vmbe alle schulde do der — gewet an, wozu II noch setzt: mit allem rechten.
230 (II 259): Doch wett — angewynnet.

L	I	II	L	I	II
	231[1]	260[1]	84	238-241[3]	267—270[3]
81	232[1]	261[1]	85	242	271
	233[1]	262[1]	86a	243—250[4]	272—279[4]
82	234	263		251[5]	280[5]
	235[2]	264[2]	86b	252[5]	281[5]
83	236[2]	265[2]		253[5]	282[5]
	237[2]	266[2]	86c 87a	254—265[6]	283—293[6]

[1] 231 (II 260): Vnd spricht — guter gewonheit.
232 (II 261): Wer die wandel — uerkeuffen.
233 (II 262): Man sol — angedingt habe, wozu II noch fügt: so ist es recht.

[2] 235 (II 264): Es ensol — dem herrn tzu zins gibt.
236 (II 265) Vnd ist es das — das sollen sy clagen des gotzhawsz herren do sy es tzu recht clagen sollen.
237 (II 266): Der hochste nutz — ist wider recht (II wider das recht).

[3] 238 (II 267): Wer tzins — gut geleihet.
239 (II 268): Vnd gibt — des gerichtes boten.
240 (II 269): Nu sollet er in fordert, so hat er recht, ich mein mit getzeugen.
241 (II 270): Mag aber — in der gewere ist.

[4] 243 (II 272): Ejn iglich — dise hernachgeschriben ding nicht sein (II nicht en sey).
244 (II 273): Das erste, er sol — richter gesein.
245 (II 274): Ejn iglich richter — die masze.
246 (II 275): Ejn iglich richter — entu wanne das recht sey.
247, 248, 249 (II 276, 277, 278) theile ich am Schlusse mit.
250 (II 279): Dje vierden tugende sol er haben, das ist masze. vnd sol sie also haben das er weder durch recht — hasset got, vnd misfellet weisen lewten.

[5] 251 (II 280): Welcher richter — uerleuset gotes hulde, vnd miszfelt werntlichem gerichte vnd weisen lewten.
252 (II 281): Vor werntlichem — lewt sein wanne er selber sey.
253 (II 282): Ejn richter — wider got vnd das recht, wozu II noch setzt: vnd darff sich nicht verheben, es richt got an ym.

[6] 254 (II 283): Welcher richter — hulde gentlichen uerlorn hat.
255 (II 284): Vnd ist es das — gestaten zuthun.
256 (II 285): Ejn iglicher richter — nach recht oder nach liebe.
257 (II 286): Was wir von — die sol in der gelten durch des willen sy do farn.
258 (II 287): Er sol — das es recht sey, wozu II noch fügt: es ist ein gewonheyt.
259 (II 288): Wer des mannes wort — von andern lewten horet
260 (II 289): Versewmet — verlorn hat.

L	I	II	L	I	II
87b	266	294	92	274–279[3]	302—307[3]
	267[1]	295[1]	93	280—284[4]	308—312[4]
88	268[1]	296[1]	94	285[5]	313[5]
	269[1]	297[1]		286[5]	314[5]
89	270[2]	298[2]	95	287[6]	315[6]
	271[2]	299[2]		288[6]	316[6]
90	272	300	96	289[7]	317[7]
91	273	301		290[7]	318[7]

261 (II 290): Vnd ist es das — tzungen verkaufft.
262 (II 291): Vnd spricht — mit tzehen pfunden.
263 (II 292): Er sol — wort spreche vmb sunst, wozu II noch fügt: vor gericht.
264 (II 293): Vnd bitet — oder nicht.
265 (II 293): Wir sprechen also — werntlichem gerichte.

[1] 267 (II 295): Nv sollen — jm nichts geben.
268 (II 296): Vnd gibt er — der vbel fursprechе.
269 (II 297): Er sol — ratgeben sprechen wir mer hienach.

[2] 270 (II 298): Disz ist — noch weibs.
271 (II 299): Es ist — rechten oder seines vnrechten hilffet. es ist aber viel boser, ob er einem seins vnrechten hilffet.

[3] 274 (II 302): Ejn nogtey — lewt kure.
275 (II 303): Wer des — tzu hare.
276 (II 304): Djsz bescheiden — vnd ist auch recht.
277 (II 305): Djse (II Dyeser) ding — sol iglichem richter besundern leihen den ban. vnd der pfaffenfursten richter dasselb von dem konige.
278 (II 306): Alles vngericht — auch uber richten.
279 (II 307): Wer den ban eins — dieweyl er richter ist, wozu II noch setzt: wol mit rechte.

[4] 280 (II 308): Es mag kein — was jm geiu dem andern gebricht (II was ym werre).
281 (II 309): Ejn iglich — mit einem andern fursprechen.
282 (II 310): Wanne der man — disz ist etwo nicht, etwo nach der lewt gewonheit. II das ist etswa nicht gewonheyt, das man frage ab er an seins fursprechen wort wolle yehen. diesz ist nach der lute gewonheytt.
283 (II 311): Als der man — fur den richter komen.
284 (II 312): Es mag sich — meineide sagen wolle.

[5] 285 (II 313) theile ich am Schlusse mit.
286 (II 314): Ejn iglich man — hie uor geschriben.

[6] 287 (II 315): Wir sprechen — sol er nemen.
288 (II 316): Vnd der leye — geistlichen man.

[7] 289 (II 317): Wes der clager — freybot behalden.
290 (II 318): Wen der man — abe wil geen.



L	I	II	L	I	II
97a	291	319	101	306—308[5]	334—337[5]
97b	292—295[1]	320—323[1]	102a	309[6]	338[6]
98a	296[2]	324[2]		310[6]	339[6]
	297[2]	325[2]	102b	311	340
98b	298[3]	326[3]	103a	312[7]	341[7]
	299[3]	327[3]		313[7]	342[7]
	300[3]	328[3]	103b	314	343
99	301	329	104	315—318[8]	344[8]
100a	302	330			345[8]
100b	303	331			346[8]
100c	304[4]	332[4]	105		347[8]
	305[4]	333[4]			348[8]

[1] 292 (II 320): Der richter sol — clage lassen volenden ee danne das man keinen fursprechen mer gebe.
293 (II 321): Ejn richter sol — wan das were an dem richter geverlichen.
294 (II 322): Welch vrteil — clage do get.
295 (II 323): Ejn iglich — iglich sache.

[2] 296 (II 324): Hje wollen — als recht sey.
297 (II 325): Umb blutrunst — in dem lande vnd in den steten.

[3] 298 (II 326): Vnd spricht — kemplichen angesprochen.
299 (II 327): Vnd ist es das — weiser leut rat.
300 (II 328): Wo (II Do) man — die richter nach recht richten. II die richter nach recht mit vrteyl richten.

[4] 304 (II 332) theile ich am Schlusse mit.
305 (II 333) ebenso.

[5] 306 (II 334): Wer vor gericht — man verechtet in nicht.
307 (II 335): Umbe kein clage — an die hant.
308 (II 336 und 337): Man sol nymandt — fur gerichte. II schliesst Art. 336 mit den Worten: enstet keyne prophete mere auff. Der folgende Satz sodann bildet den Art. 337.

[6] 309 (II 338) theile ich am Schlusse mit.
310 (II 339) desgleichen.

[7] 312 (II 340): Wer einen man — nicht ein fronbot
313 (II 341): Wem der richter — domit uerleuszt nymandt sein recht.

[8] 315 (II 344): Versewmet — vnd das ein sey abe.
316 (II 345): Vnd spricht — bedarff vnd haben musz, welch letzte drei Worte in II fehlen.
317 (II 346 und 347): Den semperfreien — hieuor seit (II hat gesagt). II schliesst den Art. 346 mit den Worten: vber zwu wochenn.
318 (II 348): Umbe lehen — sanctus Siluester.

L	I	II	L	I	II
106a	319	349	112	333	362
106b	320[1] 321[1] 322[1]	350[1] 351[1] 352[1]	113a	334[6] 335[6] 336[6]	363[6] 364[6] 365[6]
107	323[2] 324[2]	353[2] 354[2]	113b	337	366
108	325[3] 326[3]	355[3] 356[3]	114a	338[7] 339[7]	367[7] 368[7]
109	327[4] 328[4]	357[4]	114b	340[8] 341[8]	369[8] 370[8]
110	329	358	114c	342[9] 343[9]	371[9] 372[9]
111	330[5] 331[5] 332[5]	359[5] 360[5] 361[5]	115	344[10] 345[10]	373[10] 374[10]

[1] 320 (II 350): Als der man — zu banne tun (II thu).
321 (II 351): Und also sol — in die echte thun.
322 (II 352): Man mag — einen tag.

[2] 323 (II 353): Jst es das — sol sein gewonlich busz nemen.
324 (II 354): Und koment — gesehen haben.

[3] 325 (II 355): Wer sich — als von ersten, wozu II aus Versehen auch noch den Anfang seines Art. 356 gesetzt hat: nach diesem rechten sollenn.
326 (II 356): Nach disem — stete richten die schulde oder dieselben sache.

[4] 327 (II 357): Jn den gebunden — den echtern tun.
328 (II 357): Umb welch schulde — rechten vnd auch jm selber.

[5] 330 (II 359): Und schildet — wirdigkeit.
331 (II 360) theile ich unten in V mit.
332 (II 361): Wjl aber — bussen.

[6] 334 (II 363): Jn den gebunden tagen — den schirmen die gebunden tage nicht.
335 (II 364): Was man (II man eyde) globet — fur globt hat.
336 (II 365): Welch man — tages do were gewest.

[7] 338 (II 367): Und ist es das ein man vrteil — vor dem sy widerworffen wurden (II worden).
339 (II 368): Hat sy der nicht — dasselbe tun.

[8] 340 (II 369): Kein — marggrauen.
341 (II 370) theile ich am Schlusse mit.

[9] 342 (II 371): Dje erste hant — ander hant leihet.
343 (II 372): Dje dritte — vierde hant richtet.

[10] 344 (II 373): Welch pfaffen furste — plut vergissent.
345 (II 374): Dje leihen herren — mag ers auch nicht uerleyhen seinen richtern.

L	I	II	L	I	II
116a	346[1]	375[1]	121c	359	387
116a	347[1]	376[1]	122a	360	388
116b	348[2]	377[2]	122b	361—365[5]	389—393[5]
116b	349[2]	—	123a	366	394
117a	350	—	123b	367[6]	395[6]
117b	351	378	123b	—	396[6]
117c	352	379	123b	368[6]	397[6]
118	553	380	124	369[7]	398[7]
119	354	381	124	370[7]	399[7]
120	355	382	124	371[7]	400[7]
121a	356	383[3]	125	372[8]	401[8]
121a	356	384[3]	125	373[8]	402[8]
121b	357[4]	385[4]	125	374[8]	403[8]
121b	358[4]	386[4]	126	375	404

[1] 346 (II 375): Wer vor gerichte vmbe vrteil — nicht gewetten wanne vor dem reich.
347 (II 376): Uindet ein man — funden hat.

[2] 348 (II 377): Fragt ein richter — bescholten haben.
349: Wir nennen das — hieuor geschriben ist.

[3] 383: Jglicher richter — gewonheyt.
384: Es magk — richter gesein.

[4] 357 (II 385): Man mag — so mag ir keiner ein furst geheissen noch gesein (II furste gesein oder heyssen) mit rechte.
358 (II 386): Also mag — verlorn.

[5] 361 (II 389): Als der konig — wanne das ist recht.
362 (II 390): Sal der konig ein getzeuge — gleuben.
363 (II 391): Umbe was — gleuben.
364 (II 392): Keynen (II Eynen) lamen — tzu keyszer welen oder kysen (II zu konig kysenn).
365 (II 393): Wirt aber ein solch man — uberkomen als recht ist.

[6] 367 (II 395): Als der konig — haben Frannecken recht.
II 396: Den man — wye dye sein sollen so man sie erwelt, soliche recht sal der konig an ym haben.
368 (II 397): Dje Francken — uber einen andern.

[7] 369 (II 398): Dem konige — fursten vrteil.
370 (II 399): Uber des koniges — reichs dinstman.
371 (II 400): Jst es das — nehsten erben, wozu II noch setzt: vnd ist recht.

[8] 372 (II 401): Uber der fursten — wanne der kunig (II konig allein).
373 (II 402): Und fert — kein recht doran.
374 (II 403): Er sol — er sol ir doch von rechte pflegen.

L	I	II	L	I	II
127	376[1]	405[1]	133	399	428
	377[1]	406[1]	134	400	429
128	378	407	135a	401	430
129	379	408	135b	402	431
130a	380—389[2]	409—418[2]	135c	403	432
130b	390[3]	419[3]	136	404—409[6]	433—438[6]
	391[3]	420[3]	137a	410[7]	439[7]
130c	392	421		411[7]	440[7]
130d	393	422	137b	412	441
131	394[4]	423[4]	137c	413[8]	442[8]
	395[4]	424[4]		414[8]	443[8]
132a	396[5]	425[5]	138	415—420[9]	444—451[9]
	397[5]	426[5]	139	421—427[10]	452—458[10]
132b	398	427			

[1] 376 (II 405): Als der fronbote — frey lantsessen sein.
377 (II 406): Wen man dortzu (II man zu fronepoten) erwelt — sol es dem richter bussen nach gewonheit, welch beide letzte Worte in II fehlen.

[2] Diese Artikel theile ich am Schlusse ganz mit.

[3] 390 (II 419): Auch sollen die kurfursten vorhin tzu den heiligen — meyneidig.
391 (II 420): Disz sol — seinen gnaden.

[4] 394 (II 423): Es ist — von dem konige.
395 (II 424): theile ich unten in V ganz mit.

[5] 396 (II 425): Do (II So) man bischoff — recht von dem konige empfahen.
397 (II 426): Der keyser — mit der fannen (II pfannen).

[6] Diese Artikel theile ich unten in V ganz mit.

[7] 410 (II 439): Der konig sprichet — nu gelassen.
411 (II 440): Der konig sol — do mag er sein gesprech wol mit rechte hingebieten.

[8] 413 (II 442): Wer den echter — vnd sey ledig.
414 (II 443): Beheldet — ymmer (II ymmere) sein.

[9] 415 (II 444): Wo der konig — nicht furbasz.
416 (II 445) theile ich am Schlusse mit.
417 (II 446, 447, 448) ebenso.
418 (II 449): Disz ist also — ist hieuor geschriben.
419 (II 450): Disz wandel (II gewett) ist — gewonheit.
420 (II 451): Man sol — man alebenst (II itzunden) sey.

[10] 421 (II 452): Ejn iglich — herren uff gesetzet haben.
422 (II 453): Es sein semlich — das wollen wir sagen.
423 (II 454): Jst es — seinen hofe nicht.

L	I	II	L	I	II
140a	428[1]	459[1]	143a	437[3]	468[3]
	429[1]	460[1]	143b	438—443[4]	469—473[4]
140b	430[2]	461[2]	144a	444[5]	474[5]
	431[2]	462[2]		445[5]	475[5]
	432[2]	463[2]	144b	446	476
141	433	464	145	—	477[6]
142	434	465		447[6]	478[6]
143a	435[3]	466[3]		448[6]	479[6]
	436[3]	467[3]		449[6]	480[6]

424 (II 455): Alles das recht — die zu recht zu (welches Wort in II fehlt) hofe gebieten sollen.
425 (II 456): Ein leyen — auch hofe gebutet.
426 (II 457): Vnd hat ein furst des — seinen hofe suchen.
427 (II 458): Dysz (II Das) selb recht — tun recht als die andern, wozu II noch bemerkt: vnd vor geschribenn ist.

[1] 428 (II 459): Dje ertzbischoff — sitzen.
429 (II 460): Und haben das (II das selbe) recht — gehoren.

[2] 430 (II 461): Andere bischoff — decretales sagent.
431 (II 462): Des koniges — gebeutet (II gebutet vnd gesetzet).
432 (II 463): Der (II Dye) concily oder der sent — on guten glauben ist als vil.

[3] 435 (II 466): Man sol — tzwu meyln.
436 (II 467): Man sol auch — vrlaub.
437 (II 468): Man sol auch — dasselbe recht.

[4] 438 (II 469): On des richters (II landtrichters) — das er uff keinen stul nicht enstehe.
439 (II 470): Man mag auch wol bawen — brustwer vnd on ercker vnd on alle were.
440 (II 471): Man mag — allerhande were, wozu II noch setzt: vnd an vestenunge.
441 (II 472): Jn derselben — seinen hoffe vmb machen mit holtze.
442 (II 472): Man (II Jtem man) mag — vrteil tzu prochen ist.
443 (II 473): Jst es aber das man ein husz tzu brichet — bawen mit rechte on des richters (II lantrichters) vrlaube.

[5] 444 (II 474): Wer (II Wen eyner) dem andern sein — antwortten.
445 (II 475): Dye weil man — vngewaltig ist.

[6] II 477: Wo schepffin — anders dan sye allein.
447 (II 478): Der richter noch — dortzu tzwinge.
448 (II 479): Urteil sollen — vor allen gerichten behalten.
449 (II 480): Wer gessen — wirt vor got an dem menschen schuldig.

L	I	II	L	I	II
146	450[1]	481[1]	150a	463	498[6]
	451[1]	482[1]			499[6]
147a	452	483	150b	464	500
—	—	484[2]	151a	465[7]	501[7]
147a	452	485[3]		466[7]	502[7]
147b	453	486	151b	467[8]	503[8]
148	454—460[4]	487—494[4]	151c	468	504
	461[5]	495[5]	152	469—472[9]	505—508[9]
149		496[5]	153	473—476[10]	509—512[10]
	462[5]	497[5]	154	477	513

[1] 450 (II 481): Und wirt — musz den schaden haben.
451 (II 482): Lehen mag — hirnach in dem lehenpuch.

[2] Diesen Artikel theile ich am Schlusse vollständig mit.

[3] II 485: Hat der man — man sol es stete halten.

[4] 454 (II 487): Vnd stirbt — an den gleichen teil, ab sy mit jren geswistreten teilen wollen das ander gut das vorhanden ist.
455 (II 488): Jst ein ansidel — den swestern geben wollen.
456 (II 489 und 490): Lesset der man — hieuor saget (II gesaget hatt). Die Fassung der beiden Art. II 489 und 490 theile ich unten in V mit.
457 (II 491): Vnd ist — suns let der nicht uszgestewrt sey.
458 (II 492): Vnd sein die — ist recht.
459 (II 493): Wjr lesen — kundet got die sach, wozu II aus Versehen noch den Anfang des nächsten Artikels bis zu den Worten ‚das sein erbe werde seinen tochteren, vnd' geschrieben hat.
460 (II 494): Got antwort — gesprochen hat.

[5] Diese Artikel theile ich am Schlusse mit.

[6] 498: Besetzet — stete haldenn.
499: Jst es aber — wollen.

[7] 465 (II 501): Der konig — wider ir trewe.
466 (II 502): Er mag aber nicht — muter.

[8] Die Fassung dieses Artikels theile ich unten in V mit.

[9] 469 (II 505): Seinem wegefertigen — sein trew nicht.
470 (II 506): Hat ein man — so gewise ist.
471 (II 507): Umb den totslag — burgen vmbe nemen.
472 (II 508): Disz recht — wider das recht nicht.

[10] 473 (II 509): Suchet — hernach seit.
474 (II 510): Tut der herre — lehenbuch saget.
475 (II 511): Jst der — in suchet.
476 (II 512): Kumpt er — ir trew nicht.



L	I	II	L	I	II
155a	478	514	157	484	522
155b	479[1]	515[1]	158	485—488[3]	523—526[3]
		516[1]	159a	489—492[1]	527—533[1]
	480[1]	517[1]	159b	493[5]	534[5]
		519[1]		494[5]	535[5]
156a	481[2]	518[2]	160a	495[6]	536[6]
	482[2]	520[2]		496[6]	537[6]
156b	483	521	160b	497—505[7]	538—546[7]

[1] Diese Capitel theile ich unten in V mit.

[2] 481 (II 518): Lest ein herre — furbasz komen in (II an) seiner freyheit. vnd das ist davon das er eign ist gewest.
482 (II 520): Lest ein layenfurste — mittelfreyen recht.

[3] 485 (II 523): Djnstleute — erben haben.
486 (II 524): Dje mugen — ir aller recht.
487 (II 525): Der (II Dye) konig — wol behalden.
488 (II 526): Nympt — sy vntter der pfaffen fursten gewalt, so hette er sy genydert. In II fehlt der ganze Schlusssatz von ‚wanne gebe' an.

[4] 489 (II 527): Des babstes — gut vnd gericht (II gerecht).
490 (II 528 und 529): Der konige — irer lewt gescheffte. In II bildet der letzte Satz ‚Ander herren' u. s. w. den Art. 529.
491 (II 530 und 531): Dje stete — vmbe ir selbs gescheffte. In II bildet der letzte Satz ‚Ander lute' u. s. w. den Art. 531.
II 532, wofür sich in I nichts Entsprechendes findet: Man mag — dester vester.
492 (II 533): Alle richter — gehoren.

[5] 493 (II 534): Wer hantfesten — der lebendige.
494 (II 535): Wo man — doran hencken.

[6] 495 (II 536): Und swer jch — mein gut wider geben.
496 (II 537): Und globe — hieuor geschriben ist.

[7] 497 (II 538): Claget einer (II man) einem — genomen ist.
498 (II 539): Jst man — dester stercker.
499 (II 540): Vnd swer jch — eben cristen sele verlust vnd sein vntat, wozu II noch fügt: do mit er ewiglichen verdampt wurde.
500 (II 541): Nv ab in — meisterschafft vnd gewissen sollen in dorumbe straffen (II meisterschafft sal yn dar'vmbe rechtfertigenn).
501 (II 542): Und richtet geistlich gericht nicht uber die wucherer, so sol es werntlich gericht tun.
502 (II 543): Wer den wucherer — den wucherer.
503 (II 544): Man sol — werde dem richter.
504 (II 545): So (II Wo) die wuchrer — cristenlewt sein.
505 (II 546): Man sol — mit dreyen getzewgen.

L	I	II
161	506[1]	547[1]
	507[1]	548[1]
	508[1]	549[1]
		550
162	509–513[2]	551–555[2]
163	514	556
164	515	557[3]
		558[3]
165	516	559
166	517[4]	560[4]
		561[4]
		562[4]
	518[4]	563[4]

L	I	II
167	519	564
168a	520	565
168b		
169	521[5]	566[5]
	522[5]	567[5]
170a	523[6]	568[6]
	524[6]	569[6]
170b	525[7]	570[7]
	526[7]	571[7]
170c	527[8]	572[8]
	528[8]	573[8]
171	529	574

[1] 506 (II 547): **Und ist das ein man — sein varndes gut.**
507 (II 548): **Dje kint — was sy wellen (II was yn gut ist).**
508 (II 549 und 550): **Und stirbet auch — vater dar komen ist.** In II bildet der erste Satz ‚**Unde stirbt — dye kint die erbent auch ir gute**, den Art. 549.

[2] 509 (II 551): **Jst es das — iren teyl vorhin (II vor hin dan).**
510 (II 552): **Wje man teilet (II Wjl ein man teylen) varndes — doruber nicht.**
511 (II 553): **Er mag — hieuor geschriben stet (II ist).**
512 (II 554): **Hat er kein — hieuor geschriben ist.**
513 (II 555): **Sint die (II da) kint — gerne gibet.**

[3] 557: **Liget — sele ir teyl.**
558: **Es were — erben willen vnd vrlaup.**

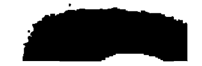
[4] 517 (II 560—562): **Und liget — dasselbe recht.** II theilt folgendermassen: 560: **Unde liget — sele iren teil.** 561: **Hat er — vnd der herre sol des mannes gute das virteyl der sele gebenn.** 562: **Gehort er — das selbe recht.**
518 (II 563): **Wem (II Jtem wem) der sele — mer tzu furen.**

[5] 521 (II 566): **Dje mawren — uerlorn.**
522 (II 567): **Romulus — in der stat sein.**

[6] 523 (II 568): **Got erleubt — ketzer die do sprechen, wir sollen nicht sweren (II nicht eyde sweren. sye ligen. man sol eyde sweren dye recht vnd gewere sein, als einen man nott dar zu tzwinget. were vngenotter dinge eyde sweret do man ir nit bedarff, der pricht gotes gepott).**
524 (II 569): **Salomon — schande sein.**

[7] 525 (II 570): **Man sol — hant abslahen.**
526 (II 571): **Man mag — tun wil.**

[8] 527 (II 572): **Wjrt ein man — richter recht.**
528 (II 573): **Hat aber — leibes forcht.**



L	I	II	L	I	II
172	530[1]	575[1]	174b	549[3]	594[3]
	531[1]	576[1]	175	550	595
	532[1]	577[1]	176a	551—555[4]	596—600[4]
173	533	578	176b	556	601
174a	534—546[2]	579—591[2]	177	557[5]	602[5]
174b	547[3]	592[3]		558[5]	603[5]
	548[3]	593[3]		559[5]	604[5]

[1] 530 (II 575): Es ist etwa — hieuor geschriben ist (II hye vor gesprochenn).
531 (II 576): Umb ein — lesset nicht abe, wozu II noch setzt: so sie furbas getzogen ist.
532 (II 577): Sy mag auch — tzu gut funden ist.

[2] 534 (II 579): Nu vernemet — vnd (II vnd das) blut runsen nicht gibet.
535 (II 580): Wem hawt — an der schriat anslahen (II slahen).
536 (II 581): Es ist — rechtlosz vnd erlosz, wozu II noch fügt: vor allen gerichten.
537 (II 582): Ein burggraf — alle leipnar (II leipnarung).
538 (II 583): Alle morder — radbrechen.
539 (II 584): Wjr heissen die morder — in dorumbe radbrechen.
540 (II 585): Dje den pflugk — radbrechen.
541 (II 586): Wer in muln — virtzig slege.
542 (II 587): Wer in kirchen — noch an dem kirchoff.
543 (II 588): Wer (II Des) tages — radbrechen.
544 (II 589): Verreter — mort vor allen morden. vnd were icht ergers vnd wirsers (II wyers) todes danne radbrechen, man solde jn den tun die (II der) sogetan mort begeen (II beget).
545 (II 590): Dje jre botschaft — kampff uberkomen, wozu II noch fügt: das ist lant vnd geschriben recht.
546 (II 591): Wer einen — alles hienach (II hernach).

[3] 547 (II 592): Wer diebe — als uber genen.
548 (II 593): Welch cristen — man oder weib.
549 (II 594): Welch richter — gewegert hat, wozu II noch fügt: vnd vber wen er richtet, an dem wirt er schuldig.

[4] 551 (II 596): Wem der munt — man dasselbe tun, wozu II noch setzt: das ist recht.
552 (II 597): Wer den andern — bede hende abslahen.
553 (II 598): Umbe finger oder — tu man dasselbe.
554 (II 599): Man sol — tun sy wol (II wol das) on jne vnd nicht on den richter (II richter stet).
555 (II 600): Busset — keinem irem freunde (II keynen iren frewnden).

[5] 557 (II 602): Spricht ein man — richter bussen.
558 (II 603): Hat das kint — teyl nicht verwircken.
559 (II 604): Ejn kint — pfleger tun.

L	I	II	L	I	II
178a	560[1]	605[1]	187	575	620
	561[1]	606[1]	188	576	621
178b	562	607	189	577[5]	622[6]
179	563	608	190	—	
180	564	609	191a	578	623
	565[2]	610[2]	191b	579	624
181	566[2]	611[2]	192a	580—584[7]	625—629[7]
	567[2]	612[2]	192b	585[8]	630[8]
182	568	613		586[8]	631[8]
183	569[3]	614[3]	192c	587	632
	570[3]	615[3]	193a	588	633
184	571	616	193b	589	634
185	572	617	193c	590	635[9]
186	573[4]	618[4]			636[9]
	574[4]	619[4]	194	591	637

[1] 560 (II 605): Der vater — sovil vnd er seins gutes hat, vnd nichtmer (II gutes ynne hat).
561 (II 606): Der sone — man des ersten gelten, wozu I noch setzt: vnd uszrichten.

[2] 565 (II 610): Ejn iglich — er sy nicht jn die strossen setzen.
566 (II 611): Ejn iglich wagenweck — andern on jrrunge muge entweichen (II andern entweichen moge).
567 (II 612): Ejn iglich — die gemein machen.

[3] 569 (II 614): Jst es das — richter einen freuel wetten.
570 (II 615): Hawet er — jm seinen eydt wol mit kampff.

[4] 573 (II 618): Der vater — mit seinem richter.
574 (II 619): Und hat — die zweyteil.

[5] Vgl. unten Artikel 934.

[6] Vgl. unten Artikel 978.

[7] 580 (II 625): Alle pfenning — das recht ist mit den muntzern.
581 (II 626): Der an seinem — schup gehaben.
582 (II 627): Felschet — vmbe tun solle.
583 (II 628): Pfenninge — richten als uber einen felscher.
584 (II 629): Nymant — ein felscher.

[8] 585 (II 630): Nymant — sein wil sein (II ein wille sey).
586 (II 631): Wenne man — stuck wider geben.

[9] 635: Wo wasser zolle — wider recht.
636: Jtem ein ander buch saget das die fuszgenger keynen zoll geben sollen.



L	I	II
195	592	638
196	593	639
197a	594	640
197b	595	641
198	596[1]	642[1]
	597[1]	643[1]
199	598	644
200	599	645
201a	600–605	646–650
201b		651–652
201c	606	653
	607	654
201d	608	655
	609	656
201e	610–615	657–662
201f	616–618	663–665
201g	619	666
201h	620–624	667–671
201i	625	672
	626	673
	627	674
201k	628	675
201l	629	676
	630	677
	631	678
201m	—	679
201n	—	680
		681
201o	632	682
201p	633	683
201q	634[2]	684[2]
201r	635	685
	636	686
201s	637	687
201t	638	688
201u	639	689
201v	640	690
202	641–645[3]	691–695[3]
203	646[4]	696[4]
	647[4]	697[4]
	648[4]	698[4]
204	649–652[5]	699–702[5]

[1] 596 (II 642): Was ymant erbes augefellet von der sipp, das heisset erbgut.
597 (II 643): Wer von gerichtes — hinder jm lesset, wozu II noch fügt: das ist recht.

[2] Die Bestimmung bezüglich der Oelernte fehlt hier.

[3] 641 (II 691): Wer des nachtes — galgen wert (II schuldig).
642 (II 692): Ez sol — des nachtes hat getan.
643 (II 693): Tut er es — die hant abe (II hant her abe).
644 (II 694): Uff welch — holtzes mitnicht danne tragen.
645 (II 695): Eju man nicht von danne furen.

[4] 646 (II 696): Nymant — mutwillen.
647 (II 697): Uertreibt gar geben.
648 (II 698): Get aber — tzwifaltig wider geben.

[5] 649 (II 699): Dem eberswein sol — schaden den das swein getut.
650 (II 700): Wes hunt — vnreyne.
651 (II 701): Lemet es — gener fur seinen schaden.
652 (II 702): Jst es ein hirsz — als hieuor gesprochen ist, wozu II noch fügt: vnd vmbe vyhe das selbe recht das schedlich horner hat.

L	I	II
205	653	703
206	654	704
207a	655[1]	705[1]
	656[1]	706[1]
207b	657	707
208	658	708
209	—	709[2]
	659[2]	710[2]
210	660	711
211	661[3]	712[3]
	662[3]	713[3]
	663[3]	714[3]

L	I	II
212	664[4]	715[4]
	665[4]	716[4]
213	666—676[5]	717—727[5]
214	677	728
215	678	729
216	679	730
217a	680	731
217b	681	732
218a	682	733
218b	683	734
219	684	735
220	685[6]	736[6]
	686[6]	737[6]

[1] 655 (II 705): Clagen — der ander uerlorn.
656 (II 706): Jst es aber verlorn lehen — beyder herren.

[2] II 709: Wer ein gewere — nymant wan gute gericht brechen.
659 (II 710): Djeweil — recht sey.

[3] 661 (II 712): Wer eins andern — schaden abtun.
662 (II 713): Wer das lant — richter bussen.
663 (II 714): Was ein man — angehort.

[4] 664 (II 715): Wer sein vihe — mag es binden.
665 (II 716): Und ist es so getan — sein eins haut.

[5] 666 (II 717): Wer sein — sechs pfenninge ze busse, welch letzte beide Worte in II fehlen.
667 (II 718): Nymant — wiszmat haben.
668 (II 719): Der ein herre oder sunst ein man — schaff hirten.
669 (II 720): Was der hirte — gelten.
670 (II 721): Nymant — usztreiben.
671 (II 722): Zv sandt Jorgen — schaden tu.
672 (II 723): Wo man — nicht vihes hat.
673 (II 724): Was man — ist er ledig.
674 (II 725): Was jm der wolff — schaden.
675 (II 726): Lempt — dafur, vnd nympt er die abursen (II er dye).
676 (II 727): Wer seins — ye nach gewonheit.

[6] 685 (II 736): Ob ein kint — beheldet (II behabt) er als ir hirnach findet (II als das lehenbuch saget hir nach).
686 (II 737): Hat auch — es sich seins gutes mit gantzem nutz vutterwinden.

L	I	II	L	I	II
221	687[1]	738[1]	227a	698	751
		739[1]	227b	699	752
	688[1]	740[1]	228	700[5]	753[5]
	689[1]	741[1]		701[5]	754[5]
222	690[2]	742[2]	229	702[6]	755[6]
	691[2]	743[2]	230	703[7]	756[7]
223	692	744		704[7]	757[7]
224	—	745[3]	—	—	758[8]
	693[3]	746[3]	231	705[9]	759[9]
225	694[4]	747[4]	232	706[10]	760[10]
	695[4]	748[4]		707[10]	761[10]
	696[4]	749[4]	233	708	762
226	697	750	234	709[11]	763[11]

[1] 687 (II 738 und 739): Des koniges — dem geladen. II trennt folgendermassen. 738: Des konigs — dem andern moge entweichenn. 739: Der ledige wage — ye der mynner geladen wage sol weichen dem wagen der swerer treyt.
688 (II 740): Der reittende — sy fur komen.
689 (II 741): Welch wagen — ee malen.

[2] 690 (II 742): Welch man — gewalt es kumpt (II es also kompt).
691 (II 743): Leyhet — gilt es nicht.

[3] 745: Leyhet ein man dem anderen sein pfert oder vyhe vmbe suste, es hat das selbe recht als das pfertt hat.
693 (II 746): Leyhet ein man — das zu den heiligen behelt (II beheldeth).

[4] 694 (II 747): Eyns ist — das ist (II heyssen) offenliche (II offen) dipheit.
695 (II 748): Jst (II Jst es) das ein — auch offen dipheit.
696 (II 749): Und tregt ein man – richter richten uber jn als recht ist.

[5] 700 (II 753): Befilhet — vmbe alles beuolhen ding.
701 (II 754): Wes sich — es genem gelten (II es geltenn).

[6] Dieser Artikel beginnt erst: Und gibe ich u. s. w.

[7] 703 (II 756): Leyhet ein man dem andern einen silberein kopf (II kopffe) — gelten.
704 (II 757): So (II Do) sprechen — des das gut ist.

[8] Diesen Artikel theile ich unten in V mit.

[9] 705 schliesst schon mit den Worten: das der man jm selber stilt. II 759 hat noch: Hye hat ein man — wolt habe genomen vmbe vnschult.

[10] 706 (II 760): Djeweyl — abslahen.
707 (II 761): Man (II Jtem man) sol — nemen wil.

[11] Den Schluss dieses Artikels bildet die Ueberschrift von L 235: dast ist vmbe den raub recht der (II der doch) nicht (II nicht rechter) straszraub (II strassen rawp) ist.

L	I	II	L	I	II
235	710[1] 711[1]	764[1] 765[1]	242	729[4] 730[4]	781[4] 782[4]
236	712—721[2]	766—775[2]	243	731	783
237	722[2] 723[2]		244	732[5] 733[5]	784[5] 785[5]
238	724[3] 725[3]	776[3] 777[3]	245	734	786
			246	735	787
239	726	778	247	736[6] 737[6] 738[6] 739[6]	788[6] 789[6] 790[6] 791[6]
240	727	779			
241	728	780			

[1] 710 (II 764): Hat ein man — busz wil nemen.
711 (II 765): Jst es das ein — hieuor geschriben stet (II ist).

[2] 712 (II 766): Do got — frid gesetzt.
713: An bern vnd an wolffen prichet nymant keinen fride. II knüpft diesen Artikel gleich noch an 766: wan wolffen vnd bern.
714 (II 767): Wer in dem banforst — dem herrn bussen das (II des er da) ist drew pfund des herrn lantpfenninge (II pfunt landt pfenning).
715 (II 768): Wer durch — gekuppelt (II bekoppelt) sein.
716 (II 769): Jagt — vnschuldig an.
717 (II 770): Uehet aber — wilt gewunt (II gewont) oder nit.
718 (II 771): Und ist es das — wiltpan ist.
719 (II 772): Ejn iglich — nicht sein.
720: Jagt ein man — es lebe oder sey todt. II 773, dessen Fassung ich unten in V mittheile, macht hier einen Sprung gleich in L 237 hinein.
721: Als ein iglich — dein nicht.
722: Hat ein man — widergeben. Der Schlusssatz von ‚Hat das federspil ein mawsz' angefangen bildet in II einen besonderen Art. 774.
723 (II 775): Das recht ist von den vogeln die man jn mawszkorbe setzt (II die do musz yn korben sitzen) — ir nicht wider.

[3] 724 (II 776): Wo vogel — des ist es (II es dann).
725 (II 777); Get (II Vnd gehet) ein man — verwircken.

[4] 729 (II 781): Gense — man sol es richten als ander dipheit, wozu II noch setzt: vnd hye vor gesprochenn ist.
730 (II 782): Wye (II Jtem wie) lang — in welchem zil man sy gefehet.

[5] 732 (II 784): Wer beheldet einen wuttenden — nymmer zam mag werden.
733 (II 785): Slecht ein man — sol sein eydt dorumbe nemen (II dar vmbe nicht nemen).

[6] 736 (II 788): Slecht ein man — er bleibt (II pleybt sein) on wandel.
737 (II 789): Und uerdinget ein man ein kint hin durch lernunge willen — aller groszt (II meynste) erweyt mit dem kinde (II mit den kinden).

L	I	II
248	740[1]	792[1]
	741[1]	793[1]
249	742[2]	794[2]
	743[2]	795[2]
250	744–749	796
251	750	797
252	751	798
253a	752[3]	799[3]
	753[3]	800[3]
	754[3]	801[3]
253	755[4]	802[4]
b, c	756[4]	803[4]
254	757[5]	804[5]
	758[5]	805[5]

L	I	II
255	759[6]	806[6]
		807[6]
	760[6]	808[6]
256	761	809
257	762	810
258a	763[7]	811[7]
	764[7]	812[7]
258b	765	813
259	766[8]	814[8]
	767[8]	815[8]
	768[8]	816[8]
260	769—778	817—826
261	779—784	827—832
262	785—794	833—844

---

738 (II 790): Und vertreibt — mit vnrecht vertriben hat.
739 (II 791): Lewffet es — uszleren, ab es zu jme wil.

[1] 740 (II 792): Nv horet — sollen sie (II sie steten) fride haben.
741 (II 793): Wer jn der — har abe. uff dem kirchoff (II kirchoffe ist) dasselbe recht. stilt er eins schillings wert, man sol in hencken.

[2] 742 (II 794): Wer an — der freythofe. In II ist der Satz ‚Disz recht hat auch der freythofe' ausgefallen.
743 (II 795): Dye mule — hieuor gesprochen ist.

[3] 752 (II 799): Pfaffen (II Bewoffent) mag — ehaft (II eehafftige) not.
753 (II 800): Pfaffen — mit gute.
754 (II 801): Jst aber einer ein — uff des schaden er danne dar komen ist.

[4] 755 (II 802): Jagt man — als vmbe den echter.
756 (II 803): Wil aber — mit recht nèmen.

[5] 757 (II 804): Wirt ein maget — vff die erden slahen, wozu II noch fügt: vnd nyder prechenn.
758 (II 805): Jst es das man den notzoger (II notzuchtiger) an kumpt — vmb den echter.

[6] Diese Artikel theile ich unten in V mit.

[7] 763 (II 811): Wer dem andern — des gutes nicht.
764 (II 812): Was man — recht sey.

[8] 766 (II 814): Uerspilt — sein gut sey vnd nicht des knechtes.
767 (II 815): Uerspilt — mit rechte nicht gewynnen.
768 (II 816): Wjrt dem knecht — gelden musz.

L	I	II
263	795	845
—	796[1]	846[1]
264	797	847
265a	798[2]	848[2]
	799[2]	849[2]
265b	800	850
266	801[3]	851[3]
	802[3]	852[3]
267	803[4]	853[4]
	804[4]	854[4]
268	805	855
269	806	856
270	807	857
271a	808	858
271b	810	860
272	809	859
273	811[5]	861[5]
	812[5]	862[5]

L	I	II
274	813	863
275	814[6]	864[6]
	815[6]	865[6]
	816[6]	866[6]
276a	817	867
276b	818	868
276c	819	869
277	820[7]	870[7]
	821[7]	871[7]
	822[7]	872[7]
	823[7]	873[7]
278	824[8]	874[8]
	825[8]	875[8]
279	826	876
280	827	877
281	828	878
282	829	879

[1] Dieser Artikel enthält einen weiteren Judeneid.

[2] 798 (II 848): Wer burge — wanne do er lebt.
799 (II 849): Es sol — stirbet fur jne.

[3] 801 (II 851): Brichet — hals.
802 (II 852): Gjbet ein man — zu jme hetten.

[4] 803 (II 853): Wer einen — dreistunt achtag, wozu II noch setzt: vnd nicht lenger.
804 (II 854): Stirbt — ledig.

[5] 811 (II 861): Ob zwen — in der gewer hat (II hatte).
812 (II 862): Jst es aber sogetan — zugegen sein.

[6] 814 (II 864): Wer — vater mag.
815 (II 865): Wo eins vater — so erben sy es auch mit recht (II erben es auch der muter mage).
816 (II 866): Wem aber — mit rechte erben.

[7] 820 (II 870): Ejn verechter — clagen uff die burgen.
821 (II 871): Der richter — straszrawbe.
822 (II 872): Und sprichet — des ersten dorein tet.
823 (II 873): Jst ein man in — des sol man gleuben.

[8] 824 (II 874): Freye lewt — uber sy finden.
825 (II 875): Aber die — genosz ist.

L	I	II
283	830[1]	880[1]
	831[1]	881[1]
284	832[2]	882[2]
	833[2]	883[2]
285	834	884
286a	835[3]	885[3]
	836[3]	886[3]
286b	837[4]	887[4]
	838[4]	888[4]
		889[4]
287	839	890
288a	840	891
288b	841	892
289	842[5]	893[5]

L	I	II
289	843[5]	894[5]
	844[5]	895[5]
290	845	896
291	846	897
292	847	898
293	848	899
294	849	900
295	850[6]	901[6]
	851[6]	902[6]
296	852[7]	903[7]
	853[7]	904[7]
	854[7]	905[7]
297	855[8]	906[8]
	856[8]	907[8]

[1] 830 (II 880): Wer den — hant abe.
831 (II 881): Echter mag ein iglich man — komen.

[2] 832 (II 882): Stirbt — sol auch der stete halden der nach jm richter wirt.
833 (II 883): Wo man — do stet der richter fur zwen man, vnd der fronbote (II fronbote auch) fur zwen.

[3] 835 (II 885): Der romisch — leibe vnd gut, vmbe was schulde das ist (II gute, als du hernach findest).
836 (II 886): Jn welcher — loset sy mit zehen pfunden.

[4] 837 (II 887): Wer zu — das ein iglich gericht weyser lewt bedarff vnd der nicht emperen mag.
838 (II 888 und 889): Die schopffen — verwerffen. II bildet aus jedem dieser beiden Sätze einen besonderen Artikel.

[5] 842 (II 893): Was (II Jtem wes) ein man — antwortten.
843 (II 894): Stirbt — mit rechte.
844 (II 895): Dje erben — gelten, wozu in I noch steht: vnd uszrichten.

[6] 850 (II 901): Wer sich — hieuor geschriben ist.
851 (II 902): Wer eins — sein recht.

[7] 852 (II 903): Ejn iglich — seinem rechten vnd nicht nach des clagers recht.
853 (II 904): Spricht man — anspricbet.
854 (II 905): An weme — gewett.

[8] 855 (II 906): Spricht man — gericht liget.
856 (II 907): Der konig — des landes gewonheit vnd recht (II landes recht dar ynne er ist).

L	I	II
298	857[1]	908[1]
	858[1]	909[1]
299	859	910
300	860	911
301	861	912
302a	862	913
302b	863	914
303	864	915
304a	865	916
	866[2]	917[2]
304b	867[2]	918[2]
	868[2]	919[2]
	869[3]	920[3]
304c	870[3]	921[3]
	871[3]	922[3]
305	872	923

L	I	II
	873[4]	924[4]
306	874[4]	925[4]
	875[4]	926[4]
	876[5]	927[5]
307a	877[5]	928[5]
	878[5]	929[5]
307b	879	930
308	880—896	931—944
309	897[6]	945[6]
	898[6]	946[6]
310	899—908	947—956
311	909[7]	957[7]
	—	958[7]
312	910	959
313	911—919[8]	960—966[8]
313II	—	967

[1] 857 (II 908): Wer mit — zihen.
858 (II 909): Uindet — ledig.

[2] 866 (II 917): Und ist — hieuor geschribeu ist.
867 (II 918): Man sol — jn in acht tagen geen lassen.
868 (II 919): Nymant mag — vor geschriben ist.

[3] 869 (II 920): Wenn man — richter von genes gut geben.
870 (II 921): Sein (II Unde sein) sie — der gast.
871 (II 922): Wen der — gewonheit.

[4] 873 (II 924): Wer — besten geben.
874 (II 925) theile ich unten in V mit.
875 (II 926): Was ein mensch — danne das man (II man etwas) uszneme mit gedinge (II gedinge mit worten), wanne gedinge bricht lantrecht.

[5] 876 (II 927): Jglichs — leisten, ab er wil (II wil oder nit). das stet an jme.
877 (II 928): Lesset — als hieuor geschriben stet von den eyden.
878 (II 929): Was der man — jme zwifeltig gelten.

[6] 897 (II 945): Wes sich — richter bussen.
898 (II 946) theile ich unten in V mit.

[7] 909 (II 957): Der maget — beredung richten.
II 958: Jtem ein — gelegen were.

[8] 911 (II 960): Wo (II Da) man — das gericht ist also.
912 (II 961 und 962): Man sol den ketzer — bischof. vnd wer uber den werntlichen richter ein herre ist, der sol uber jn richten als man uber

L	I	II	L	I	II
314	920[1]	968[1]	317	928[3]	976[3]
	921[1]	969[1]		929[3]	
314I	923[2]	971[2]		930[3]	
	924[2]	972[2]		931[3]	
314II	925	973		932[3]	
314IV	926	974		933[3]	977[3]
315	922	970	(189)	934[4]	978[5]
316	—	974	—	935[6]	979[6]
317	927[3]	975[3]	—	936[6]	980[6]
			—	937[6]	981[6]

den ketzer richten solt (II als vber den ketzer als hie vor auch geschriben ist). Dieser letzte Satz bildet in II den Art. 962.
913 (II 963): Welch leyenfurste — allen seinen eren.
914 (II 963): Disz sol — mit jren gerichten. das gericht ist also.
915 (II 963): Man sol — lebendigen leibe.
916 (II 963): Wir lesen — reich zu richter.
917 (II 964): Wer einen ruget — vacat.
918 (II 965): Ejn babst — richten wil on blut uergiessen.
919 (II 966): Nach geistlichem rechte wer — empfahen noch horen.

[1] 920 (II 968): Sol ein man gelten — nicht recht.
921 (II 969): Gibt ein — er den geltern geben, wozu II noch fügt: vnd sie sollen mit rechte dar nach clagen.

[2] 923 (II 971): Vnd gebewtet — gut dorjnne haben in (II an) dem lande.
924 (II 972): Gebewtet ein man — ehaftige not. die sol er vor dem richter beweisen als recht ist (II recht sey, vnd als hie vor geschriben ist).

[3] 927 (II 975): Wer uber — recht uerlorn.
928 (II 976): Ujndet man — vermisset sich aber gener getzewgen herwider (welch letztes Wort in II fehlt) der musz die drey getzewgen mit siben uerlegen, wozu I noch setzt: als recht ist.
929 (II 976): Spricht aber — gut on schaden wider geben.
930 (II 976): Spricht aber — do er es verlosz.
931 (II 976): Und ist es das er es uerlewset fur dieweil — wanne wer den tut, den sol man hencken (II thut, da sal man die lute vmbe henckenn).
932 (II 976): Und ist es das — nach seinen gnaden.
933 (II 977): Was man den — vmbe drittel (II vmbe das dritteyl.)

[4] Vgl. oben Artikel 577.

[5] Vgl. oben den ersten Theil des Artikels 622.

[6] Diesen Artikel theile ich unten in V mit.

L	I	II
317I	938	982
318	939	983
319	940[1]	984[1]
	941[1]	985[1]
320	942	986
321	943	987
322	944	988
323a	945[2]	989[2]
	946[2]	990[2]
	947[2]	991[2]
323b	948[3]	992[3]
	949[3]	993[3]
	950[3]	994[3]
	951[3]	995[3]
324	952	996

L	I	II
325	953	997
326	954	998
327	955[4]	999[4]
	956[4]	
328	957	1000
329	958[5]	1001[5]
	959[5]	1002[5]
	960[5]	1003[5]
	961[5]	1004[5]
	962[5]	1005[5]
	963[5]	1006[5]
330	964	1007
331	965[6]	1008[6]
	966[6]	1009[6]
	967[6]	1010[6]

[1] 940 (II 984): Und ist es das — mages gut.
941 (II 985): Was der kinde — missetat.

[2] 945 (II 989): Wil ein — kein sein mag.
946 (II 990): Jst es das — durch got wol.
947 (II 991): Djs sol er — stete sein.

[3] 948 (II 992): Welch freyer — nymants gebrechen.
949 (II 993): Stirbt der der dise — es doch stete.
950 (II 994): Dje das gotshusz — wanne man ir wol entgelden mag.
951 (II 995): Jst aber — das gut behalden, wozu II noch setzt: mit rechte.

[4] 955 (II 999): Und pfendet — schaden tut.
956 (II 999): Wer das vihe — in der stat.

[5] 958 (II 1001): Als ein mensch — kirchen eren.
959 (II 1002): Und ist er — also liep sey.
960 (II 1003): Kommet — tut domit wider nymant.
961 (II 1004): Nympt in ymant — gotes vnd (II gotes an) der kirchen schonen solle.
962 (II 1005): Und ist es das das mensch — usz der kirchen zuge.
963 (II 1006): Die geweyhten — als die kirchen haben.

[6] 965 (II 1008): Wer icht stilt — dryualtig gelten.
966 (II 1009): Was man in der — wert ist.
967 (II 1010): Djse recht — recht vil die ymmer (II ymmermere) von dem capitel das das (II das das da) vor seit von der ketzerey (II von den ketzern) bisz hirnach an das lehenbuch sein geschriben.



L	I	II	L	I	II
332	968	1011	344	981	1027
333	969	1012			1028[4]
334	970	1013	345	982[4]	1029[4]
335		1014		983[4]	1030[4]
336		1015		984[5]	1031[5]
337	971[1]	1016	346a	985[5]	1032[5]
338	972[1]		346b	986	1033
339		1017	347a	987	1034
340		1018		988[6]	1035[6]
341	973	1019	347b	989[6]	
342	974[2]	1020[2]		990[6]	1036[6]
	975[2]	1021[2]		991[7]	1037[7]
343	976[3]	1022[3]	348	992[7]	1038[7]
	977[3]	1023[3]		993[7]	1039[7]
	978	1024	349	994	1040
344	979	1025	349Ia	995	1041
	980	1026	349Ib	996	1042

[1] Hier ist L 339 in den Art. 971 gezogen, während Art. 972 aus L 338 und 340 besteht.

[2] 974 (II 1020): Und ist es das — nicht bussen.
975 (II 1021): Wje sol er — lewt scheiden.

[3] 976 (II 1022): Jst das — als hieuor geschriben ist.
977 (II 1023): Djse recht — feder spil.

[4] 982 (II 1028): Wer einen sperber — ein schilling. der pfabe hat das recht. Diese Bestimmung bezüglich des Pfauen fasst II als besonderen Art. 1029: Der einen phaben stilt oder slecht, der sal genem als einen guten gebenn, vnd einen schillinge dar zu.
983 (II 1030): Wer einen hunt (II vogelhunt oder einen anderen hunt) — geben wen ers (II geben als er sein) jnne wirt.

[5] 984 (II 1031): Und vindet ymant — sein eigen ist.
985 (II 1032): Und (II Jtem) vindet es — das neme er (II das sol er nemen mit rechte).

[6] 988 (II 1035): Ujndet — das es sein sey.
989 (II 1035): Und ist es ein — jm gern gibt.
990 (II 1036): Kommet ymant darnach in — an jn ob sie es tun wollen.

[7] 991 (II 1037): Gemachte pfleger sein die — einen geben.
992 (II 1038): Man sol — tod feint was.
993 (II 1039): Dje weil — iren tod.

L	I	II	L	I	II
350	997	1043	357	1012	1058
350Ia	998	1044	358	1013[4]	1059[4]
350Ib	999	1045		1014[4]	1060[4]
350Ic	1000[1]	1046[1]		1015[4]	1061[4]
	1001[1]	1047[1]		1016[4]	1062[4]
351	1002[2]	1048[2]		1017[4]	1063[4]
	1003[2]	1049[2]	359	1018[5]	1064[5]
352	1004	1050		1019[5]	1065[5]
353	1005	1051	360	1020	1066
353I	1009	1055	361	1021[6]	1067[6]
354	1006[3]	1052[3]		1022[6]	1068[6]
	1007[3]	1053[3]	362	1023[7]	1069[7]
	1008[3]	1054[3]		1024[7]	1070[7]
355	1010	1056	363a	1025[8]	1071[8]
356	1011	1057		1026[8]	1072[8]

- - - - -

[1] Diese beiden Artikel theile ich unten in V mit.

[2] 1002 (II 1048): Und ist es das — sie miteinander icht sunden (II sunde begehenn).
1003 (II 1049): Wem (II Dem) gefangne — entrunnen ist.

[3] 1006 (II 1052): Wil ein vater — wol mit rechte.
1007 (II 1053): Sint aber — den kinden nicht.
1008 (II 1054): Als der — gewaltig machen.

[4] 1013 (II 1059): Der heilige vnd selige keyser Karle spricht hie also: jch gebewt allen — zu zweyvndzweintzig jaren.
1014 (II 1060): Als ein herre — busse schuldig.
1015 (II 1061): Darnach — lantteidinge dreistunt furgebieten.
1016 (II 1062): Jst er beclagt — landes herkomen.
1017 (II 1063): Man sol — willen.

[5] 1018 (II 1064): Uerdint ein man gein vns busse — gar nemen.
1019 (II 1065): Hat sie — nach gnaden, wozu I noch den Anfang von L 360 zieht: disz sein die gebot des heiligen keiser Karln.

[6] 1021 (II 1067): Ez uerbeutet — hieuor geschriben ist.
1022 (II 1068): Als ein man zu — bennisch selber jnnen ist.

[7] 1023 (II 1069): Wer sich — zustunde (II zuhant) on schaden wider geben (II wider lassen vnd gebenn).
1024 (II 1070): Hat er es — vnnserm willen vnd (vnd nach vnnserm) gewalt.

[8] 1025 (II 1071): Wir gebieten — richter als vil.
1026 (II 1072): Ejn iglich — pfingsten haben dasselbe recht.



L	I	II	L	I	II
363b	1028[1]	1074[1]	364	1032[5]	1078[5]
	1029[1]	1075[1]		1033[5]	1079[5]
363I	1027	1073	364I	1034	1080
363IIa	1061[2]	1106[2]	365	1035	1081
	1062[2]	1107[2]	366	1036	1082
	1063[2]	1108[2]	367	1037[6]	1083[6]
363IIb	1064[3]	1109[3]		1038[6]	1084[6]
	1065[3]	1110[3]	367I	1039	1085
	1066[3]	1111[3]	368	1040	1086
363IIc	1067	1112	—	1041[7]	1087[7]
363IId	1068[4]	1113[4]	—	1042[7]	1088[7]
	1069[4]	1114[4]	368I	1043	1089
364	1030[5]	1076[5]	369	1044[8]	1090
	1031[5]	1077[5]		1045[8]	

[1] 1028 (II 1074): Wjr gebieten — vnd dieselben dannoch nach gnaden.
1029 (II 1075): Wenne — got vnd das recht.

[2] 1061 (II 1106): Djs ist von pfenningen, wie man pfenninge (II man die) slahen sol das sie genge vnd gebe sein vnd nicht falsch. disz ist ein ander rede von muntzen wanne die vordere. doch sein sie bede gerecht.
1062 (II 1107): Welch muntzer — hant abslahen.
1063 (II 1108): Wir heissen — sein sie falsch.

[3] 1064 (II 1109): Welcher herre — abslahen.
1065 (II 1110): Man sol — sie schuldig.
1066 (II 1111): Welch muntzer — hant abe.

[4] 1068 (II 1113): Welch gemelde — uber ein felscher.
1069 (II 1114): Was einer — man virtzig slege slahen, wozu I noch fügt: das ist sein rechte busz.

[5] 1030 (II 1076): Der heilige — nemen wir abe.
1031 (II 1077): Wer uber — wider nach vnnszer gnade (II nach vnsern gnaden) gewynnen.
1032 (II 1078): Wjr uerbieten — hulde uerlorn.
1033 (II 1079): Wjr sprechen — an dem reich.

[6] 1037 (II 1083): Wer sich wider — dem keiser ist.
1038 (II 1084): Und ist einer mit dem keiser in der herfart (II Jst eyner yn einer herfart mit dem keyser), vnd fluhet — sie solde (II sie sol lebendig) begraben. so setzen einteil bucher: uerbrennen.

[7] Diesen Artikel theile ich unten in V mit.

[8] 1044: Welch schreiber — hant abslahen.
1045: Und ist er — leyen: man sol im die hant abslahen.

L	I	II
370	1046[1]	1091[1], 1092[1]
	1047[1]	1093[1]
	1048[1]	1094[1]
370II	1071[2]	1116[2]
	1072[2]	1117[2], 1118[2]
371	1049	1095
372	1050	1096
373	1051	1097
374	1052[3], 1053[3]	1098[3]
—	1054[4]	1099[1]
374I	1055[5]	1100[5]

L	I	II
374I	1056[5], 1073[5]	1101[5], 1119[5]
375	1057	1102
—	1070[6]	1115[6]
375II	1074	1120
375III	1075	1121
375IV	1076[7], 1077[7]	1122[7], 1123[7]
375V	1078	1124
375VI	1079[8], 1080[8]	1125[8], 1126[8]
376	1058	1103
377	1059[9], 1060[9]	1104[9], 1105[9]

II. Das Lehenrecht.

L	I	II
1a	1[10], 2[10]	1[10], 2[10]
1b	3[11]	3[11]
1b	4[11], 5[11], 6[11]	4[11], 5[11], 6[11]

[1] Diese Artikel theile ich am Schlusse mit.

[2] 1071 (II 1116): Wer einen toten — den oren abe scheren.
1072 (II 1117 und 1118): Tut es — rugen wollen. II schliesst den Art. 1117 mit: als vor geschriben stet. Art. 1118 beginnt sodann: Jtem dem sal man u. s. w.

[3] Diese Artikel theile ich am Schlusse mit.

[4] Auch dieser Artikel findet unten seinen Abdruck.

[5] Diese Artikel theile ich gleichfalls unten in V mit.

[6] Ebenso.

[7] Desgleichen.

[8] 1078 (II 1124): Wer seinen — ein werntlicher richter richten.
1079 (II 1125): Vor allen — verwirckt hat.

[9] 1059 (II 1104): Hat ein man — zu der ee genemen oder genomen haben.
1060 (II 1105): Wil man — gerichte mit recht. das ist geschriben recht.

[10] 1: Hje heben sich die lehen an, vnd wer — sol nicht lehen recht haben.
2: Dje erste werlt — ende neme.

[11] 3: Pfaffen vnd — hirnach bescheiden.
4: Nach Cristj — got wil.
5: Leyhet aber — an seyne kint.
6: Umbe alles — vor jren herren.

L	I	II	L	I	II
2	7	7	8a	22[6]	22[6]
3a	8	8		23[6]	23[6]
3b	9[1]	9[1]		24[6]	24[6]
	10[1]	10[1]	8b	25[7]	25[7]
4a	11[2]	11[2]		26[7]	26[7]
	12[2]	12[2]		27[7]	27[7]
4b	13	13	9a	28[8]	28[8]
4c	14[3]	14[3]		29[8]	29[8]
	15[3]	15[3]	9b	30[9]	30[9]
5	16	16		31[9]	31[9]
6	17[4]	17[4]	10a	32	32
	18[4]	18[4]	10b	33	33
7	19[5]	19[5]	11	34	34
	20[5]	20[5]	12a	35	35
	21[5]	21[5]	12b	36	36

[1] 9: Wer zu dem — mag des nicht geswern.
10: Und wirt — wol werden (II wesen) mag.

[2] 11: Empfehet ein pfaffe — ritters art sein.
12: Ejn iglich — herren willen.

[3] 14: Hat ein frawe — der pfaff.
15: Und empfehet — pfaffen mit seinen prudern.

[4] 17: Und wil — von jm zu lehen hat.
18: Der herre — an disem lehenpuch (buche) geschriben stet.

[5] 19: Djeweyl ein man — verwerffen (II verkewffen).
20: Der herre — von jme zu lehen haben solt.
21: Es sol — ist sein genug.

[6] 22: Wer lehen — wol die herfart.
23: Alle die — zu Beheim (II Behemen).
24: Ejn iglich — vmbe was es ist.

[7] 25: Wen der konig von tewtschen landen (II von den Tewtschen) erwelt wirt, vnd er wil gein Rome — den ers gebeutet.
26: Hat ein man — das tut er wol.
27: Dje herfart — betzwingen.

[8] 28: Wenn der herre — wetthaft und busfellig (welche beiden letzten Worte in II fehlen) worden.
29: Der herre — wir feyertage.

[9] 30: Wer sein ros — jm vmbe lehen recht gebewt.
31: Jst der herre — herren alles rechten wider sein.

L	I	II	L	I	II
	37[1]	37[1]		56[4]	56[4]
13	38[1]	38[1]	24b	57[4]	57[4]
	39[1]	39[1]		58[4]	58[4]
14	40	40		59[4]	59[4]
15	41[2]	41[2]		60[5]	60[5]
	42[2]	42[2]	25	61[5]	61[5]
16a	43	43		62[5]	62[5]
16b	44	44	26	63	63
16c	45	45	27a	64	64
17	46	46	27b	65	65
18	47	47	28	66[6]	66[6]
19	48	48		67[6]	67[6]
20	49	49	29	68[7]	68[7]
21	50	50		69[7]	69[7]
22	51	51	30	70	70
23a	52	52	31	71	71
23b	53[3]	53[3]	32	72	72
	54[3]	54[3]	33	73	73
24a	55	55	34	74	74

[1] 37: Wen zwen man ein zweyen seinen mannen.
38: Leihet ein herre — wider das recht nicht.
39: Laugent — ist recht.

[2] 41: Uersmahet einem (II ein) man ein gut — manne ledig, wozu II noch fügt: vnd fordert er des nicht gener iare vnd tag.
42: Und vordert (II Fordert) der man des — lehen leihen.

[3] 53: Hat ein herre seines — wert was.
54: Leihet aber — ledig wirt.

[4] 56: Des uerbannen — gezewge gesein.
57: Claget er — antwortten.
58: Uordert er — nicht leihet.
59: Lawgent er — uberwunden.

[5] 60: Uersetzet der man gut — das ist recht.
61: Nymant mag — craft habe.
62: Uon dem tage — yne zu recht leihen.

[6] 66: Do man alle iar — gut uerlorn.
67: Jn welcher — ansprache.

[7] 68: Ejn gut — gewer haben.
69: Wer die gewer — es hat zu lehen (II es zu lehen hatt vnd) das ist recht.

L	I	II	L	I	II
35	75	75	40c	88[4]	88[4]
36	76	77		89[4]	89[4]
	77[1]	76[1]		90[5]	90[5]
37	78[1]	78[1]		91[5]	91[5]
	79[1]	79[1]	41a	92[5]	92[5]
38	80	80		93[5]	93[5]
	81[2]	81[2]		94[6]	94[6]
39	82[2]	82[2]		95[6]	95[6]
	83[2]	83[2]		96[6]	96[6]
	84[3]	84[3]	41b	97[6]	97[6]
40a, b	85[3]	85[3]		98[6]	98[6]
	86[3]	86[3]		99[6]	99[6]
	87[3]	87[3]		100[6]	100[6]

[1] 77 (II 76): Ob ein man — fursprechen nicht.
78: Wo man richtet — vmbe die sachen.
79: Der fursprecho — mag mit rechte.

[2] 81: Do der sone — gewegern die des wol die des vater man gewesen sein das sie von dem sone nicht lehen empfahen dorffen.
82: Hat der vater — von jme.
83: Jst es — so mussen sie es von den kinden empfahen, oder lassen es sein.

[3] 84: Der herre — herschildes nicht enhat.
85: Leihet ein herre einem ein — hieuor an dem buche geschriben stet.
86: Ejn herre uerzeihet — ir lehen leihen, wozu II noch setzt: vnd das ist recht in allenn landen et cetera.
87: Stirbt der man — nicht entgelden.

[4] 88: Wen (II Wem) ein herre — wer wider recht.
89: Der herre — understunt. das ist recht.

[5] 90: Bischoff vnd — werntliche gericht.
91: Was des gerichtes — pan leyhe.
92: Wer uber — koniges gnaden.
93: Und uerseit — empfangen hat.

[6] 94: Der konig sol — richter gesein muge oder nicht, welche beiden letzten Worte in II fehlen.
95: Alle die gericht — empfahen.
96: Dje leyen fursten — empfahen mit recht.
97: Als der konig — brieff von dem konige kumpt.
98: So (II Wo) der konig — Hessen vnd uber alle Francken bisz an (II an den) Beheim.
99: Wer der ist — ban leihen mag (II ban leyhe).
100: So hat — Tryent ein meyle.

L	I	II
41c	101[1]	101[1]
	102[1]	102[1]
42a, b	103[2]	103
	104[2]	104
	105[2]	
	106[2]	105
	107[2]	
	108[2]	
	109[2]	106
	110[2]	107
42c	111	108
42d	112[3]	109[3]

L	I	II
42d	113[3]	110[3]
43a	114[4]	111[4]
	115[4]	112[4]
	116[4]	113[4]
43b, c	117[5]	114[5]
	118[5]	115[5]
	119[5]	116[5]
	120[5]	
	121[5]	117[5]
44	122	118
45	123[6]	119[6]
	124[6]	120[6]

---

[1] 101: Der pfaltzgrafe — daz ist von dem rechten.
102: Als die fursten — on konig ist.

[2] 103: Ob der sune — gelihen wirt, wozu I noch setzt: von dem konige.
104: Ez erbet — fur jn kuyen.
105: Semlich — auch die hende.
106: Alsus sol — ewr man meyn getzewgen.
107: Ob der herre begert (II wegertt) — zwen hat zu gezewgen.
108: Und sterben — vater, wie oben gesprochen ist. II vater. leyhet er es ym, das ist gut. leyhet er es ym aber nicht, so thu er als hye vor geredt ist.
109: Wer sein — gewegert ist.
110: So (II Da) aber — gewer nicht enhat.

[3] 112: Wanne der — sol in dem jare.
113: Gebewtet — seiner vrteil.

[4] 114 (II 111): Als sich — man gein seinem herrn tun zu lehenrecht (II man gein dem herren thun).
115 (II 112): Wen der man — man behabt.
116 (II 113): Dje getzewgen — herre uerlorn.

[5] 117 (II 114): Der man — sol in do mit recht zwingen.
118 (II 115): Der herre — viertzehen tage.
119: Wem der herre — hieuor in dem rechtbuch gesagt ist, wozu II noch fügt: vnd was ehafftig not ist, das ist auch hie vor geschribenn.
120: Welch zewge — das ist recht.
121 (II 117): Schuldiget — vmbe sein gezewgen.

[6] 123 (II 119): Stirbet einem man — wer die sein, das ist gut.
124 (II 120): Hat das kint — empfangen hat.

L	I	II	L	I	II
46	125[1]	121[1]	49b	138[6]	133[6]
	126[1]	122[1]	50a	139	134
47	127	123	50b	140[7]	135[7]
48a	128[2]	124[2]		141[7]	136[7]
	129[2]	125[2]	51a	142	137
48b	130[3]	126[3]	51b	143	138
	131[3]	127[3]	52	144[8]	139[8]
48c	132[4]	128		145[8]	140[8]
	133[4]		53	146	141
49a	134[5]	129[5]	54a	147[9]	142[9]
	135[5]	130[5]		148[9]	143[9]
	136[5]	131[5]		149[9]	144[9]
49b	137[6]	132[6]		150[9]	145[9]

[1] 125 (II 121): Ob das kint den herrn (II Ab der herre das kint) anfellet — ye dem gute nach.
126 (II 122): Uersewmet ein herre — das gut leyhen.

[2] 128 (II 124): Jglichs mannes — jarzal an, vnd nicht ee, welch letzte drei Worte in II fehlen.
129 (II 125): Djeweil der herre (II Jtem die weyl er) — vntterwindet sich der man des gutes mit recht (II gutes. das thut er mit rechte).

[3] 130 (II 126): Kynde jar — es zu der werlde hat bracht.
131 (II 127): Wer — wanne es hat dannoch nicht witze.

[4] 132: Ob ein herre — nicht uerliesen.
133: Man sol — der jungling sein jar behabt.

[5] 134 (II 129): Nymant — gezewg sein, es sey danne achtzehen iar alt.
135 (II 130): Wje junck — mit recht.
136 (II 131): Man sol — leyhe ers darnach ye dem eltzten.

[6] 137 (II 132): Wer das kint — empfangen hat.
138 (II 133): Leyhet — an seinen lehen.

[7] 140 (II 134): Wenn das kint — empfahen sollen.
141 (II 135): Djeweil — den disz buch hieuor geseyt hat. II den das buch sagt.

[8] 144 (II 139): Nymant — herren willen (II hant).
145 (II 140): Uersetzet — das lehenbuch saget.

[9] 147 (II 142): Stirbt ein man — das er sich uerjere.
148 (II 143): Stirbt auch — domit nicht.
149 (II 144): Der herre — merern uolgen.
150 (II 145): Ob (II Ab) der herre — obern herren. das ist recht.

L	I	II	L	I	II
	151[1]	146[1]	59	164	158
54b	152[1]	147[1]	60	165	159
	153[1]	148[1]		166[4]	160[4]
	154[1]			167[4]	161[4]
55	155	149	61a	168[4]	162[4]
	156[2]	150[2]		169[4]	163[4]
56	157[2]	151[2]		170[4]	164[4]
	158[2]	152[2]	61b	171	165
	159[2]	153[2]		172[5]	166[5]
	160[3]	154[3]	62	173[5]	167[5]
57	161[3]	155[3]		174[5]	
	162[3]	156[3]	63	175[6]	168[6]
58	163	157		176[6]	169[6]

[1] 151 (II 146): Der man sol — wanne einem als vor geschriben stet.
152 (II 147): Lesset auch — wanne von einem.
153: Ob drey bruder oder mer weren, vnd der ober herre hat in allen ein gut — sollen vnd mogen empfahen.
154: Der oberherre — sol es leyhen mit rechte.

[2] 156 (II 150): Der herre — wal der kinde.
157 (II 151): Uersewmen die kint die jars frist vnd uberkomen — welchem er wil.
158 (II 152): Leyhet — an jrem rechten.
159 (II 153): Uersewmet — ehaftige not.

[3] 160 (II 154): Uordert — eltsten das lehen leyhet.
161 (II 155): Leihet der herre — nicht rechtes.
162 (II 156): Lehenrecht — kein crafft, wozu II noch setzt: als du hie vor hast gehoret.

[4] 166 (II 160): Ejn herre — herren vrlaub.
167 (II 161): Wen sie sich aber — dem herren ledig.
168 (II 162): Djeweil — vettern allen.
169 (II 163); Djeweil — dem gute.
170 (II 164): Was ein bruder — stete haben wollen die es mit jme haben.

[5] 172 (II 166): Was ein herre — jm gestaten.
173: Ob der man — gutes do ers vmbe gelihen hatte.
174: Hat aber — mit recht tun.

[6] 175 (II 168): Belehent — reich belehent sein.
176 (II 169): Aller herfart — nicht ein furst ist.

L	I	II
	177[1]	170[1]
	178[1]	
64	179[1]	171[1]
	180[1]	
	181[1]	
	182[1]	172[1]
65	183	173
66	184[2]	174[2]
	185[2]	175[2]
67a	186	176
	187[3]	177[3]
	188[3]	178[3]
67b	189[3]	
	190[3]	179[3]
	191[3]	

L	I	II
	192[4]	180[4]
68a	193[4]	181[4]
	194[4]	182[4]
68b	195	183
68c	196	184
—	197[5]	185[5]
	198[5]	
69	199	186
70	200	187
71	201	188
72a	202	189
72b	203[6]	190[6]
	204[6]	
73	205	191
74	206	192

---

[1] 177 (II 170): Ob ein (II der) herre — helffende sein, wanne die herrn vergessen gern, wozu II noch fügt: was yn schaden brengt etc.
178: Dje kint — als von ersten.
179: Es ist noch vil — andertwet empfahen.
180: Lewgent jme — gut behabt zu recht.
181: Und tut jm — jrem gute.
182 (II 172): Es kumpt — dem gute.

[2] 184 (II 174): Gibt ein man — man an stirbet.
185 (II 175): Wer sein — ansprache.

[3] 187 (II 177): Wer dem — recht an dem gut.
188 (II 178): Des getare aber — uerlure er sein recht (II recht gar).
189: Kvmpt der — disz buch seit.
190: Mag aber — uerlorn.
191: Und ist es das der man — bedenthalben uerloren.

[4] 192 (II 180): Lehens gewer — belehent ist, wozu I noch fügt: mit wissen vnd willen.
193 (II 181): Gemeyner gewer ist ein iglich man wol getzewge — als disz buch (II als das lantrecht buch) saget hieuor.
194 (II 182): Man sol — mit vrteil, wozu I noch fügt: uerteilt.

[5] Diese Artikel theile ich unten in V mit.

[6] 203: Ob zwen — vnd die gewere.
204: Djse getzewgen — lassen mit rechte.

L	I	II
	207[1]	
75	208[1]	193[1]
	209[1]	
	210[2]	
76	211[2]	194
	212[2]	
77	213[3]	195
	214[3]	
78a	215	196
78b	216	197
79	217	198
80	218[4]	199
	219[4]	

L	I	II
81	220	200
	221[5]	
82	222[5]	201
	223[5]	
	224[6]	202[6]
	225[6]	203[6]
83	226[6]	204[6]
	227[6]	205[6]
	228[6]	206[6]
84	229	207
85a	230[7]	208[7]
	231[7]	209[7]
85b	232	210

---

[1] 207: Sprichet der herre — zwen, oder ander gemein lewt.
208: Wjl aber — herren getzewgen, wozu II noch fügt: mit recht.
209: Und spricht — nicht rechts zu jme, wozu II noch setzt: mag aber der pote ertzewgen selbe dritte, das er auff dem tage was der dem man gegeben was, so hat der man aber recht.

[2] 210: Ob der herre — vnschulde mit seinem eyde beweisen.
211: Mag aber — gein dem herren.
212: Das ist — man gar.

[3] 213: Ob der herre — hat er behabt.
214: Kvmpt aber — uersewmen gein dem herrn.

[4] 218: Spricht — also uersteen.
219: Djeweil — ab er wil.

[5] 221: Der herre mag nicht wanne — ubertzewgen.
222: Das ander ob man dem manne — der herre wol (II der man) ubertzewgen.
223: Das dritt — schuldig worden.

[6] 224 (II 202): Hat der man — fur gut nemen.
225 (II 203): Hat aber — das gut ligen.
226 (II 204): Kein herre — von jme hat.
227 (II 205): Hat ein herre von dem reiche gut zu lehen, wem er das (II das gut) leihet, dem mag er wol gebieten des reichs dinste.
228 (II 206): Der herre mag auch — danne von dem reich mit vrteil geboten.

[7] 230 (II 208): Ob ein herre — von jme nicht empfahe, ab er wil.
231 (II 209): Als der herre — sein wol.

L	I	II
85c, d	233[1]	211
	234[1]	
	235[1]	212[1]
		213[1]
86	236[2]	214
	237[2]	
87	238	215
88a	239	216
88b	240	217
88c		
88d	241	218
89a	242	219
89b	243	220
89c	244	
90	245[3]	—
	246[3]	—

L	I	II
91	247	221
92	248[4]	222[4]
		223[4]
	249[4]	224[4]
93a	250	225
93b	251[5]	226[5]
	252[5]	227[5]
	253[5]	228[5]
94a	254	229
94b	255[6]	230[6]
	256[6]	231[6]
95a	257	232
95b	258[7]	233[7]
	259[7]	234[7]
	260[7]	235[7]

---

[1] 233: Tut ein man sulche vntat das jm — ist dem herrn ledig.
234: Und wil — gut verteilt sey vnd das er nicht mer rechtes doran habe, so musz man jn des mit den betzewgen die an dem gerichte gesessen sein.
II 212: Jtem hat aber — lehenn leyhenn.
235 (II 213): Kein kint — wider got, wozu I noch den Satz II 212 anreiht: vnd hat der man — lehen leihen.

[2] 236: Nympt ein — do es recht ist.
237: Und leuckent — schuldig wer.

[3] 245: Spricht — wanne in lehenrecht.
246: Hat aber — gewer an dem selben gut haben.

[4] 248: Wanne der herre — ab er wil. II trennt hier so. 222: Wan der herre — von dem obern herren. 223: Das selbe recht hat der herre — ab er wil.
249 (II 224): Doch ist — vnwert dauon.

[5] 251 (II 226): Stirbt der man — nicht anders.
252 (II 227): Stirbt der herre — ab sie wollen, wozu II noch setzt: vnd das ist auch recht.
253 (II 228): Und ist er — hie (II hie vor) geret ist.

[6] 255 (II 230): Der man — uff geben vnd verliesen.
256 (II 231): Gut mag — hieuor seyt.

[7] 258 (II 233): Wer jm selber — mag nicht lehen satzunge gesein.
259 (II 234): Sol satzunge — herrn man sein.
260 (II 235) theile ich unten in V mit.

L	I	II	L	I	II
95c	261[1]	236[1]	104a	274[5]	249[5]
96	262[1]	237[1]		275[5]	250[5]
97	263	238	104b	276	251
98	—	—		277[6]	252[6]
		239[2]		278[6]	253[6]
99	264				
		240[2]	105	279[6]	
	265[3]	241[3]	106a	280[6]	254[6]
100a	266[3]	242[3]		281[6]	
	267[3]	243[3]		282[6]	255
	268[4]		106b	283	256
100b	269[4]	244[4]	107	284	257
	270[4]	245[4]		285[7]	258[7]
101a			108a	286[7]	259[7]
	271	246			
101b				287[7]	260[7]
102	272	247	—	—	261[8]
103	273	248	108b	288	262

[1] 261 (II 236): Wo (II Jtem so) der herre — mag ers wol getun. gleich satzung ist weder lehen noch satzung.
262 (II 237): Wem man sein lehen vnd gewer mit gewalt nympt, der vorlewset weder lehen noch satzunge gewer (II lehen noch gewer).

[2] 239: Kamer lehen — gewere an.
240: Es ist nicht lehen in rechter warheyt woe der man nicht gewere an hat.

[3] 265 (II 241): Es mag — ir herre sterbe.
266 (II 242): Der man sol — die frawe verfert.
267 (II 243): Uon der frawen — herschildes nicht enhat.

[4] 268: Gibt die frawe -- gewer jnnen hat.
269: Gibt aber er — frawen willen.
270 (II 245): Welch gut — mit ir empfangen hat (II ir hat).

[5] 274 (II 249): Kint mag — gelihen ist.
275 (II 250): Djeweyl — man ist jme des wol vor mit rechte.

[6] 277 (II 252): Wer gut — das gut mit recht.
278: Fluchtsal — wider nemen wil, es ist auch geuerde.
279: Es heisset auch fluchtsal ob — hie mit geprochen.
280: Der man leihet — gut behabt.
281: Wjl aber — gut vor jres herren was.
282 (II 255): Alle lehen — nicht recht lehen.

[7] 285 (II 258): Es mag — recht lehen.
286 (II 259): Mvle vnd muntze — nachkomen nicht empfahen.
287 (II 260): Alles zins gut — gut behabt.

[8] Diesen Artikel theile ich unten in V mit.

L	I	II	L	I	II
109a	289[1]	263[1]	111b	301	274
	290[1]	264[1]	112a	302[5]	275[5]
109b	291	265		303[5]	276[5]
110a	292[2]	266[2]		304[5]	277[5]
	293[2]	267[2]		305[5]	278[5]
	294[2]		112b	306[6]	279[6]
	295[2]	268[2]		307[6]	280[6]
110b	296[3]	269[3]		308[6]	281[6]
	297[3]	270[3]	112c	309[7]	282[7]
111a	298[4]	271[4]		310[7]	283[7]
	299[4]	272[4]		311[7]	284[7]
	300[4]	273[4]	113	312	285

---

[1] 289 (II 263): Gericht — buch usznympt (II hie vor sagt).
290 (II 264): Closter man — hicuor.

[2] 292 (II 266): Nymant — gut er wil.
293: Leihet aber — ander man.
294: Lewgent aber — das gut leihe, wozu II noch aus Versehen fügt: vnd stirbt sein herre die weyl der amptman ist.
295 (II 268): Stirbt des amptmans herre (II Stirbt sein herre des amptmannes) — gut behabt.

[3] 296 (II 269): Stirbt aber — wal ist sein.
297 (II 270): Stirbt auch — gewer nye gesehen hette.

[4] 298 (II 271): Welch gut — lehen rechtes.
299 (II 272): Nach hofrecht — schencke.
300 (II 273): Wo (II So) der herre — manschaft behalden.

[5] 302 (II 275): Umb iglich — wert ist.
303 (II 276): Nach mittemtage — freithofen (II frithoffen).
304 (II 277): Wenne der herre — dorf nach dem andern.
305 (II 278): Der herre — tag setzen vnd geben.

[6] 306 (II 279): Hat der man — reichs strasse.
307 (II 280): Hat der man der (II des) herrn eigen zu lehen, er sol jme uff sein eigen teydingen, vnd ongeuerde sol er jme tag geben.
308 (II 281): Der herre gibt — als uor geret ist.

[7] 309 (II 282): Wanne der herre — seiner man einem, wozu II noch setzt: vnd das ers den andern kunt thun.
310 (II 283): Der bote — jme ein hube habe zu lehen.
311 (II 284): Wer den herrn des (II Wer des) — zu den zeiten.

L	I	II	L	I	II
114a	313[1]	286[1]	115c, d	327[4]	300[4]
	314[1]	287[1]		328[4]	301[4]
114b	315	288	116	329[5]	302[5]
115a	316[2]	289[2]		330[5]	303[5]
	317[2]	290[2]		331[5]	304[5]
115b	318[3]	291[3]	117a	332[6]	305
	319[3]	292[3]		333[6]	
	320[3]	293[3]	117b	334	306
	321[3]	294[3]	118	335[7]	307[7]
	322[3]	295[3]		336[7]	308[7]
	323[3]	296[3]	119a	337[8]	309[8]
	324[3]	297[3]		338[8]	
	325[3]	298[3]		339[8]	310[8]
	326[3]	299[3]			

[1] 313 (II 286): Wer zinslehen — der zins giltet.
314 (II 287): Der herre sol — ehaft (II ehafftige) not.

[2] 316 (II 289): So der bote — gut das er von dem herrn hat.
317 (II 290): Des herrn bote sol — jme helfen betzewgen (II ym helffende sein).

[3] 318 (II 291): So der herre — seinen hulden.
319 (II 292): Und kan — vrteil finden.
320 (II 293): Der herre — man claget.
321 (II 294): Wjl auch — schulde nicht verantwort ist.
322 (II 295): Als die sunne — vrteil zu vinden.
323 (II 296): Jst aber — das tut er wol mit rechte.
324 (II 297): Uor mittage (II mittemtage) — wirt jm erteilt.
325 (II 298): Der bote— hieuor geret (II gesprochen) ist.
326 (II 299): Welchen tag — wanne sein man.

[4] 327 (II 300): Jn beslossem — kein lehenrecht haben.
328 (II 301): Und als (II Als) der herre — des herren man oder ander biderbe lewt wer sie sein, wozu II noch fügt: das ist recht.

[5] 329 (II 302): Welchs tages — lehenrecht zu tun.
330 (II 303): Der herre — nicht en nympt.
331 (II 304): Doch krigen — nutz nicht anget.

[6] 332: So der herre — wetten.
333: Und furet — gein dem man.

[7] 335 (II 307): Der man — andern tut oder getan hat.
336 (II 308): Dinget aber — nicht vordern, wozu II noch fügt: Sal aber ir eyner dem andern gelden, sie bereden es ader nicht, das sollen sie vnder ein ander gelden.

[8] 337: Als der herre — als er zu gegen stunde.
338: Kvmpt aber — vnd gespreches.

L	I	II
119 b, c, d	340[1]	311[1]
	341[1]	312[1]
	342[1]	313[1]
	343[1]	314[1]
	344[1]	315[1]
120	345	316
121	—	—
122	346[2]	317[2]
	347[2]	318[2]
123	348	319
124	349	320
125a	350[3]	321[3]
	351[3]	322[3]

L	I	II
125a	532[3]	323[3]
	353[3]	324[3]
125b	354	325
126a	355	326
126b	356[4]	327[4]
	357[4]	328[4]
126c	358[5]	329[5]
	359[5]	330[5]
	360[5]	331[5]
126d	361[6]	332
	362[6]	333
126e	363	

339 (II 310): Fursprechen — an seins fursprechen munt oder wort [wolle] iehen, das sol man handeln als hieuor gesprochen ist (II ist vnd geschriben ist in dem lantrecht buche) in (II an) dem capitel von (II von den) fursprechen.

[1] 340 (II 311): Als der herre — nach rechte.
341 (II 312): Wer richter — angesprochen ist.
342 (II 313): Ob der man — erleuben.
343 (II 314): Der herre sol — nicht wanne eins.
344 (II 315): Spricht der man — wider seinen herrn, wozu I noch setzt: in keinen wegk.

[2] 346 (II 317): Hat ein man — getun. wanne er die zwne sachen vordert als hieuor geret ist, er tut es wol vor.
347 (II 318): Der man setzet wol — wem er wil.

[3] 350 (II 321): Leihet — man wol dem andern der seine recht nicht uerloren hat.
351 (II 322): Etwann — also sol jm auch der man den zins geben.
352 (II 323): Uon dem zinslehen — gedinget hat.
353 (II 324): Zinslehen — die jn von rechte haben sollen.

[4] 356 (II 327): Disz sein — herrn in lehenrecht.
357 (II 328): Welch furst — wett jnnen gewunnen wirt.

[5] 358 (II 329): Und empfehet — funfftzig pfunt.
359 (II 330): Empfehet — zehen pfunt.
360 (II 331): Umb welcher hande — jme in dem rechten geben.

[6] 361 (II 332): Armer lewt — zwey pfunt.
362: Beyde busse — gefallen ist.

L	I	II
127a	364[1]	334[1]
	365[1]	335[1]
127b	366	336
128a	—	—
128b	367[2]	337[2]
	368[2]	338[2]
128c	369[3]	339[3]
	370[3]	340
	371[3]	
	372[3]	341[3]
129	373[4]	342[4]
	374[4]	343[4]
	375[4]	344[4]
130	376	345

L	I	II
131	377	346
132a	—	—
132b	378[5]	347[5]
	379[5]	348[5]
133	380	349
134a	381	350
134b	—	351
134c	382[6]	352[6]
	383[6]	353[6]
	384[6]	354[6]
135	385	355
136	386[7]	356[7]
	387[7]	357
	388[7]	

[1] 364 (II 334): Der man — berede er sein krancheit (II krangheit vnt tzeyge sic) vnd sey ledig.
365 (II 335): Ejn vnbereiter man sol seinem herren vmbe was schulde das ist vnd wie er es verwircket hat nicht (II hat blos: herren nicht) wetten dreistunt in dem tage, wozu I noch setzt: mit recht.

[2] 367 (II 337): Welcher herre seinem man — uerlewset domit nicht.
368 (II 338): Wer aber — dorumbe wetten.

[3] 369 (II 339): Der man sol — getzewgen sein.
370: Dje boten — jnner sechs wochen.
371: Jst aber der herre — schaden haben.
372 (II 341): Ob die vrteil — treyt ob allen herren.

[4] 373 (II 342): Hat ein man — von dem reich habe.
374 (II 343): Solte man — zu lehen hat uber genen noch uber disen.
375 (II 344): Uon wem — den dinst als disz buch hieuor saget (II buch sagt. wye die hern vnd wen sie dem konig dynen sollen, das sagt dietz buch wol).

[5] 378 (II 347): Wer gericht virden hant.
379 (II 348): Recht lehen — lehenrecht haben.

[6] 382 (II 352): Wem sein gut — mit recht gebieten.
383 (II 353): Kein kint — es einvndtzweintzig iar alt wirt, wozu I noch aus Versehen setzt: vnd hat es gericht zu lehen.
384 (II 354): Hat ein kint gericht — virtzehen iar alt ist.

[7] 386 (II 356): An burglehen — zu lehen hat.
387: Leihet aber — lehenbuch hieuor seit.
388: Stirbt der — do ers empfieng.

L	I	II	L	I	II
137	389	358	143a	402[5]	370[5]
138a	390	359	143b	—	—
138b	391		144a	—	—
139	392[1]	360[1]	144b	403[5]	371[5]
	393[1]	361[1]	145	404[6]	372[6]
140	394[2]	362[2]		405[6]	373[6]
	395[2]	363[2]	146	406[7]	374[7]
	396[2]	364[2]		407[7]	375[7]
	397[2]	365[2]	147a	408[8]	376
141	398[3]	366[3]		409[8]	
	399[3]	367[3]	147b	410[9]	377[9]
142	400[4]	368[4]		411[9]	378[9]
	401[4]	369[4]		412[9]	379[9]

[1] 392 (II 360): Let ein herre — gelten als recht ist, so geben sie jme den (II sie yn ym) zu kauffen.
393 (II 361): An burglehen ist mul vnd gewett der herrn vnd gedinge, wozu II noch setzt: als anderm lehen.

[2] 394 (II 362): Leyhet ein burger — mit recht.
395 (II 363): Wer burglehen — geleihen.
396 (II 364): Der man — mit rechte.
397 (II 365): Wer aber — iglich burger der (II die) do burger sein wolle (II wollen).

[3] 398 (II 366): Ejn iglich — frawen.
399 (II 367): Uon burglehen — vmb recht lehen.

[4] 400 (II 368): Burglehen — haben.
401 (II 369): Es sol — der burglehen von dem herrn hat.

[5] Diese Artikel theile ich unten in V mit.

[6] 404 (II 372): Der konig — bescheiden tag.
405 (II 373): Der konig — vnd in freithofen.

[7] 406 (II 374): Dye burgk thor — burglehenrecht.
407 (II 375): Jn beslossen — nymant vrteil vinden vmbe lehen recht.

408: Stirbt ein romischer konig — on die fursten (II fursten die sollen) ire ampt die gefurstet nicht ensein, die sollen ire lehen von den (II dem) fursten empfahen.
409: Alle die vanlehen — sein gut nicht, sundern (II nicht, er leyhet yn) des reichs gut, wozu II noch setzt: da von sein sie des reichs mann.

410 (II 377): Wer das lehen — so der (II er) wirt.
411 (II 378): Dje fursten — verlewset des reichs hulde.
412 (II 379): Djse ere — uber den konig.

L	I	II	L	I	II
148a	413	380	152	422[2]	388[2]
148b	414	381		423[2]	389[2]
149a	415[1]	382	153a	424	390
	416[1]		153b	425	391
149b	417	383	154	426	392
150a	418	384	155	—	—
150b	419	385	156	—	—
151a	420	386	157	—	—
151b	421	387	158	—	—
			159	427	393

IV.

Es ergibt sich aus dieser Zusammenstellung mit den hinzugefügten Noten, dass einmal eine vollständige Uebereinstimmung bis in's Einzelne zwischen den beiden Handschriften nicht herrscht, sodann aber auch, dass Abweichungen nicht geringer Art gegen die Gestalt von L entgegentreten.

Was das erstere anbelangt, hat I in ihren Artikeln 349 und 350 des Landrechtes, wie 245 und 246 des Lehenrechtes ein Mehr gegenüber II, während umgekehrt diese in ihren Artikeln 396, 477, 484, 622 zum Theile, 679 bis 681, 709, 745, 758, 958, 967, 974 = L 316 des Landrechtes, wie 261 und 351 des Lehenrechtes ein Mehr gegenüber I aufweist.

Wichtiger ist das Verhältniss beider Handschriften zu L, gegenüber welcher sich — abgesehen von Umstellungen, wie bei Artikel I 808 bis 810 = II 858 bis 860 gegenüber L 271a, 272, 271b, und namentlich gegen den Schluss des Landrechtes nach L 363 I, oder abgesehen von der Wiederholung des Artikels L 189 in I 934 = II 978 — theilweise ein Mehr, theilweise aber auch ein Weniger herausstellt.

Ein Mehr findet sich in folgenden Artikeln der zwei ersten Theile des Landrechtes beider Handschriften: 9, I 796 = II 846, I 935 bis 937 = II 979 bis 981, wie in den Artikeln II 484 und 758; sodann in den Artikeln des Lehen-

[1] 415: Und ist ein burger — ehaftige not.
416: Kvmpt aber — wetten.

[2] 422 (II 388): Uerleihet — sol das gut versten.
423 (II 389): Jst ein gut — hieuor seit.

rechtes I 197 und 198 = II 185, wie im Artikel II 261. Was den dritten Theil des Landrechtes anbelangt, stösst man auf ein Mehr nicht allein bei den Artikeln I 1041 und 1042 = II 1087 und 1088, I 1054 = II 1099, I 1070 = II 1115, sondern es ist auch der grösste Theil der in der Handschriftengruppe L fehlenden Artikel der Handschrift der juristischen Bibliothek zu Zürich und der Ebner'schen Handschrift vorhanden.

Ein Weniger gegenüber L, welches unseren beiden Handschriften gemeinsam wäre, ist im Landrechte nicht zu verzeichnen, wohl aber im Lehenrechte, welchem die Artikel L 98, 121, 128a, 132a, 143b, 144a, 155 bis 158 einschliesslich mangeln. Dagegen fehlen in I ausser dem Eingange des Artikels des Landrechtes L 145 ganz oder theilweise die Artikel 123b, 145, 190, 201m und n, 209, 224, 311, 313 II, 316, und der Artikel des Lehenrechtes 134b; in II die Artikel des Landrechtes 116b, 117a, der Artikel des Lehenrechtes 90.

Wirft man einen Blick auf diese Abweichungen der beiden Handschriften gegenüber L, so ergibt sich, dass selbe bei weitem weniger den ersten und zweiten Theil des Landrechts als dessen dritten Theil und das Lehenrecht berühren. Was gerade das Mehr hiebei anbelangt, möchten folgende Bemerkungen nicht überflüssig sein.

Im Landrechte führt der Artikel 9 [1] die Gesetzgeber auf, welche ausser dem auch sonst öfter im sogenannten Schwabenspiegel genannten Kaiser Constantin sammt dem Pabste Silvester in Betracht kommen, eine Aufzählung, welche neben den Handschriften unserer Gruppe [2] auch in dem Cod. germ. 3967 der Münchner Staatsbibliothek [3] und im Cod. palat. 461 zu Heidel-

---

[1] Ich theile ihn alsbald unter V mit.

[2] Vgl. Gengler über die Plassenburger Handschrift des Archives zu Bamberg im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1854 Sp. 118—120.

Ich zähle ohne Bedenken dieser Gruppe auch die einst im Besitze der Gräfin Agnes von Helfenstein beziehungsweise Schlüsselberg befindlich gewesene Handschrift zu, welche Bruder Oswald von Anhausen an der Brenz 1356 seiner lateinischen Uebersetzung zu Grunde gelegt.

[3] Vgl. den Vortrag über drei mit einem Anhange zum Landrechte vermehrte Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften zu München 1867 II S. 301.

Vnd darvmb — heisst es in der berührten Handschrift — schullen auch die keyszer vnd die kunge nemen yn ir hercze, vnd schullen yren

berg [1] sich findet. Die Artikel II 484 und 758 werden unten in V mitgetheilt. Der Artikel I 796 = II 846 ist ein zweiter Judeneid. [2] Die Artikel I 935—937 = II 979 bis 981, I 1041 und 1042 = II 1087 und 1088, I 1054 = II 1099, sowie der die Legitimation der Pfaffensöhne behandelnde Artikel I 1070 = II 1115 erhalten wieder unten in V ihre Stelle. Von besonderer Bedeutung aber ist es endlich, dass von den Artikeln, welche uns im dritten Landrechtstheile die vollsten Formen bieten, beispielsweise die der juristischen Bibliothek zu Zürich und die Ebner-sche, sich hier gleichfalls 314 I, 314 II, 314 IV, 317 I, 349 Ia und b, 350 Ia,b,c, 353 I, 363 I, welcher wie in Z und E die Stellung zwischen 363a und 363b hat, 363 IIa,b,c,d, 364 I, 367 I, 368 I, 370 II, 374 I, 375 II, 375 III, 375 IV, 375 V, 375 VI finden, überdies auch in II noch 313 II, Artikel, von welchen 317 I und 353 I nicht in der Züricher, sondern allein in der Ebner'schen Handschrift erscheinen.

Was das Lehenrecht betrifft, werden die Artikel I 197 und 198 = II 185, sowie II 261 unten in V mitgetheilt.

Sind hiemit Anhaltspunkte zur Beurtheilung des Verhältnisses unserer zwei Handschriften zu L geboten, so würde man im Uebrigen auf falscher Fährte sein, wollte man daraus auch gleich einen Schluss auf das Verhältniss der Gestalt der ganzen Gruppe, welcher sie angehören, innerhalb welcher sie aber wieder nur eine gekürzte Abzweigung bilden, zu L oder zu den sonstigen Formen des sogenannten Schwabenspiegels ziehen. Diese Gruppe hat nämlich nicht allein jene Artikel, welche hier als fehlend bemerkbar gemacht worden sind, sondern sie reiht auch — was aus einem höchst gewichtigen Grunde nicht zu übersehen ist — von den zuletzt aufgeführten der Handschriften Z beziehungsweise E die hin-

syn vnd allen yren fleysz mit ganczen trewen stellen nach rechtem gerichte also das es gote loblich sey vnd den lewten nuczlich an leyb an gute an der sele. das [ist] der pabist Siluester, kunig Constantinus, der keyszer Justinnanus, keyszer Karel, keyszer Ludweck, sein svn der edel Dytheus, die alle erlich waren vnd got mynten vnd forchten. vnd darvmb saczten sie mit wolbedachtem mute vnd mit weyszer meyster lere alle die lantrecht vnd alle die lehenrecht die an dissem buch sint.

[1] Vgl. den Abdruck in Zöpfl's Alterthümern des deutschen Reichs und Rechts II, S. 414.

[2] Vgl. Gengler a. a. O. Sp. 117 und 118.

sichtlich ihrer Stellung in E[1] besonders in Betracht kommenden Artikel 350 I, 351, 352, 353, dann 377 III und 377 IV in der Weise ein, dass bezüglich der ersteren die Verschiebung in E aus dem Landrechte in das Lehenrecht klar hervortritt, während die Stellung der beiden letzten im Lehenrechte durch den Sachsenspiegel als die ursprüngliche entschieden ist. Doch soll hierauf an dieser Stelle nicht des Weiteren eingegangen werden.

Im grossen Ganzen hat man es demnach bei unseren zwei Handschriften mit einer Unterabtheilung einer Gruppe von Handschriften der vollsten Formen des sogenannten Schwabenspiegels zu thun, welche einmal insbesondere im dritten Landrechtstheile wie im Lehenrechte mehrfach Verkürzungen erlitten hat, und auf der anderen Seite gegenüber allen bekannten Gestalten unseres Rechtsbuches die weitaus grösste Theilung des Textes selbst in Artikel oder Capitel aufweist, welche in I ganz und gar nicht, in II nur von Artikel 24 bis 130 einschliesslich mit Ueberschriften versehen sind.

V.

Indem ich hiemit schliesse, erachte ich es noch für angezeigt, zur Würdigung dessen, was bemerkt worden, einige Proben des Textes der beiden Handschriften selbst folgen zu lassen, welche insbesondere auch geeignet sind, über jene Artikel, welche gegenüber L ein Mehr bilden, Klarheit zu verschaffen.

Landrecht 9.[2]

Djse[3] hernachgeschriben haben funden vnd gemacht[4] die recht die jn diesem puch geschriben steen. der heilig babst

[1] Vgl. Ficker über einen Spiegel deutscher Leute und dessen Stellung zum Sachsen- und Schwabenspiegel in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Classe XXIII S. 268.

[2] Vgl. hiezu auch Gengler über die Plassenburger Handschrift des Archives zu Bamberg im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1854 Sp. 118—120.

Ich theile bei dieser Gelegenheit aus des Bruders Oswald von Anhausen lateinischer Uebersetzung Nachstehendes aus dem Cod. lat. 11.775 der Staatsbibliothek zu München Fol. 6[1] und 7 mit:

sant Siluester, vnd der konig Constantinus, der edel keyser Justianus, vnd der heilige vnd werde keyszer Karolus, vnd sein sone der heilig keyszer Ludowicus, [1] vnd des sone der edele Lutharius. [2] die hetten [3] got liep, vnd forchten jn, dorumb stifften sy mit wolbedachtem mute vnd synnen vnd mit weiser meister lere alle die lantrecht die jn diesem puch geschriben steen.

57 (II 74). [Was ein iglicher man seinem weybe morgengabet volget hir nach.] [4]

Ejn iglich man der ritterlicher art ist, was der seinem weibe zu morgengabe geben moge, das horet hie.

58 (II 75). [Wan eine rittermessiger man morgengabett.]

Des morgens an dem beth, oder so er mit jr zu tische geth oder [5] tisch sitzet, so mag er seinem weib geben on seiner erben vrlaub einen knecht vnd ein magte [6] die zu jren tagen komen sein. vnd mag ir geben getzewne bodem vnd getzymmer ob [7] der erden. vnd als ir man stirbet, so sol sie das ertreich

Volens igitur deus, vt homo per pacis concordiam et dilectionem fraternam celi gaudia posside[a]t, dedit Moysi in monte Synay decem precepta, quibus obseruatis populus deum placatum haberet. Et quia bene sciuit, quod populus inter se multas lites et rixas ex diuersis emergentibus casibus habiturus foret, super addidit ei sexcenta et xiij precepta per modum informacionis, ut cum causas hominum iudicaret per ea lites et discordias sic sedaret ut habetur in Exodo. Et secundum illa iudicia per Moysen et suos sequaces apostolice dignitatis Constantinus, Justinianus, Karolus sanctus, filius suus Ludowicus, et istius filius Liutherus, et quam plures Romanorum imperatores, intuentes quod lex iudicij Moysy data nimis dura esset, videlicet animam pro anima, oculum pro oculo, dentem pro dente, et cetera, leges et judicia leniora fecerunt, diuina inspiracione instructi, prout in hoc libro continetur, super omnem litis materiam, precipientes ea sub pena capitis per omnes prouincias romani imperij et in judicijs vti per uniuersalem ecclesiam katholicam obseruari. Et qui secundum alia jura quam hic continentur iudicat non approbata, crimen lese maiestatis incurrit, et peccat grauiter coram deo.

[3] II Dje.

[4] In II fehlt: vnd gemacht.

[1] II Ludwicus. [2] II Lutherus. [3] II hatten. [4] Die in Klammern gesetzten Ueberschriften gehören II an. [5] II oder ob dem. [6] II vnd maget. [7] II ober.



rewmen jnwendig sechs wochen oder nach dem dreissigsten tage. vnd das sol[1] sy also rewmen e das sy der erden icht verwunde. sy sol es aber den erben an byeten zulosen nach fromer lewte rate. was ir die heissen geben, das sol sie nemen. vnd hat der man nicht mer danne das ertreich, den das[2] angehort, der tu dasselbe.

59 (II 76. 77. 78. 79). [Was der freyherre zu morgengabe gibet etc.]

Der frey herre gibet seinem weibe, jch mein[3] die fursten, die geben jren frawen zu morgengab[4] das hundert margk wert sej.

[Mittel freyen geben iren weiben.]

So gibet der mittel frey herre seinem weib[5] das tzehen margk wert ist.

[Der dinstman gibet seinem weybe.]

So gibt der dinstman[6] seinem weib das funf marck wert ist.

[Was ander lewte suste ist, was dye gebenn.]

Und was sunst ander lewt sein, die geben nicht danne[7] das beste pfert vihe oder rosz.

60 (II 80). [Ab ein eygen man ritter were, was der geben magk].

Jst ein eigen man ritter, der mag nicht[8] gegeben danne ein rosz oder ein[9] vihe.

61 (II 81). [Was der kawffman seinem weybe morgengabt.]

Ejn[10] kaufman mag [nicht] mer geben danne als[11] vorgeschriben ist. wanne seins varnden gutes mage er geben tzehen marck seinem weib zu morgengabe, vnd ein vihe, vnd ein rosz, vnd andersz nicht.

62 (II 82). [Was der frey gebawer gibt.]

Der frej gebawr vnd frey lewte die nicht ritter sein die mogen geben jren weiben tzu morgengabe ein rosz, ein rind, oder tzehen marck.[12]

---

[1] II vnd sal. [2] II nicht erben, wen das ertrich dan. [3] II nenne. [4] In II fehlt: zu morgengab. [5] II Der myttelfreyherre magk seinem weybe geben. [6] II Der fursten dinstman gybet. [7] II Was ander lewte suste ist, dye mugen nicht mere gebenn wan. [8] II nicht mere. [9] II rosz ader. [10] II Der. [11] II als hye. [12] II pfunt.

63 (II 83). [Was der eygen man morgengabet.]

Der eigen man mag nicht mer geben seinem weib danne ein geisz, oder ein schöff, [1] oder funf schilling seiner lanntpfenning. [2]

64 (II 84. 85). [Was der romisch konig seynem weybe morgengabt.]

Ejn romischer konig mag geben seiner frawen tzu morgengabe wie vil er wil. dem ist nicht tzil uff gesetzt.

[An was gute des romischen konigis weybe kein recht hatt, ab es ir geben wurde von dem konige, volget hir vnten nach.]

Gibt er aber [3] seiner frawen des reichs gut, doran hat sie nicht rechtes. [4] vnd wirt ein ander konig, er nympt es mit rechte wider.

127 (II 151).

Der eins mannes eeweip huret, oder ein weip oder maget notzoget, nympt er sy darnach tzu der ee, ekint gewynnen sye nymmer bey ein ander, als wir euch des basz hienach berichten vnd von der ee sagen werden. [5]

128 (II 152).

Kempffen vnd jre kint, vnd alle die die vnelich geborn sein, vnd alle die die diebheit oder raub vergolden haben, wir meynen [6] den rechten straszraup, vnd des mit gerichte betzwungen sein, oder die haut vnd [7] hare vor gerichte erlediget haben, vnd des man sy vor gerichte domit gebusset hat. [8]

161 (II 187).

Dje keiser vnd die konige die haben disz gemein recht gemachet. doch haben die meister lenger tzil uff gesetzt an ir gut, als hieuor geschriben stet. [9]

188 (II 214).

Und ist es das ein pfleger den kinden jre notdurfft [10] nicht gibet an essen an trincken vnd an gewande, der ist aber argwenig. [11]

---

[1] II geben wan ein schaff oder ein goysz oder lamp. [2] Hier fügt II noch an: Nota, wo das buch von schillingen saget, do sint ye zwolff pfening ein schillinge seyner landt pfening. [3] II Gjbet aber der konig. [4] II rechtes an. [5] II ein ander. wir berichten euch das basz her nach von der ee. [6] II ich meyn. [7] II ader. [8] II vnd das man sye vor gerichte gebusset hat do mit, dye sein alle rechtlosz. [9] II bemerkt noch weiter: Vnd sunderlich recht haben syc den Swaben geben an irem gute, als vorgeschriben stet. [10] II nottorfftigkeit. [11] II setzt hier noch bei: Vnd ist es das er zu



189 (II 215).

Dyeweil die kinde tzu viertzehen jaren nicht komen sein, dyeweil mogen sy ir pfleger nicht argwenig sagen. yedoch mogen sy es[1] iren freunden sagen die hieuor genant sein, vnd[2] jn das furlegen was ubels jn von dem pfleger[3] geschicht.

190 (II 216. 217. 218).

Der ist auch argwenig der den kinden ir gut von jar tzu iarn nicht widerreitt.[4]

Auch ist der argwenig der der kinde vater do er lebt todt veynt was, wie nahe er jn ist.[5]

Der ist auch argwenig, vnd man sol in den kinden nicht zu pfleger geben, der in der echte oder in dem banne ist.

200 (II 228. 229).

Nyman mag[6] eigen lewt gehaben danne gotteshuser vnd fursten vnd freyen. alle dinstman heissen eigen in der schrifft. dauon mogen sy nicht eigner lewt gehaben zu rechte.

Gehort ein dinstman an ein gottshuse, vnd spricht[7] er habe eigen lewt, sy sein nicht sein,[8] sundern seines gotshausz des eigen er ist.[9]

201 (II 230).

Hat ein furst[10] einen dinstman, er spricht er habe eigen lewte, des ist nicht: sy sein seins herrn eigen des eigen er ist.

205 (II 234).

Es ist nyman semperfreye, das ist der hochste frey, danne des vater vnd muter frey waren.

247 (II 276).

Ejn richter sol also weisz sein das er das ubel von dem guten gescheiden moge vnd konne, vnd das gut von dem vbeln. kan er das, so ist er ein weiser richter, so er das ubel leszt vnd das gut tut.

---

eynem wusten man wirtt, vnd sein selbist gute zu vnrecht angreifft, er ist aber argwenig.

[1] II sye mugen aber es wol. [2] II vnd mugen. [3] II von den pflegeren. [4] II gut zu iaren zu iaren nicht wider reyttet ader berechent den nehesten freundenn. [5] II ist an der siptzal. [6] II mag zu recht. [7] II gicht. [8] II sein eygen. [9] II seins gotiszhawsz eygen. [10] II ein leyhen furste.

248 (II 277).

Er sol auch starck sein, das er sein hertz also starck behalde das er [1] dem leibe nymmer gerate das wider recht ist. vnd gewynnet das hertze einen krancken mut, so sol der leip also starck sein das er dem bosen mute widerstehe: wanne die tugende get fur alle tugende, [2] der bosem mut widerstet. [3] ein richter sol also starck sein das er leib vnd gut wagen sol das er das recht beschirme.

249 (II 278).

Er sol auch got forchten, trew vnd warheit vnd das recht lieb haben, vnd alles vnrecht [4] sol er lassen, so ist er ein weiser richter.

285 (II 313).

Und stammelt ein man, vnd gibet man in einem manne tzu fursprechen, das ist wider recht. geschicht aber es dorumbe oder [5] doruber, wo er danne misse spricht, des hat er keinen schaden des wort er do spricht.

304 (II 332).

Wen man mit der hant getat begreiffet, den sol man fur gerichte furen. vnd ist das er jhenen gewundet hat, oder was es ist, das sol man selbdritt ertzeugen, on diepheit oder [6] raub.

305 (II 333).

Get es jm an den leip, man sol in mit siben mannen ertzewgen. hat man der getzewgen nicht, man sol in kempffen als hieuor gerett ist. get es jm an die hant, man sol jn mit tzweyen tzu jm selber ertzewgen. [7]

309 (II 338).

Und beclaget man einen man vmbe gult, man sol jm furgebieten als hieuor gerett ist. vnd kumpt er nicht fure, dorumbe sol man in nicht verechten. jm sol der richter richten hin tzu seinem gute wo das leyt in seinem gerichte, vnd sol auch sein busz dauon nemen, ab sy do ist. das ist recht vor allen gerichten.

---

[1] II es. [2] II get vor allen tugenden. [3] II widerstehe. [4] II vnrecht ding. [5] II geschicht es aber. [6] II vnd an. [7] II betzugen. hat man der getzewgen nit, man sal in kempffen als vor geschriben ist.



310 (II 339).

Jn allen steten sol man dem clager sein gulte, vnd busse geben dem richter. vnd gebrichet icht an dem gute, das sol dem richter, vnd dem clager nicht gebrechen.

331 (II 360).

Nymant sol den leuten gleich busz erteiln. das man dem knechte busz erteile als dem herrn, vnd dem eygen als dem freyen, das ist wider gotes recht, wider des landes recht. man sol yedem man bussen nach seiner wirdigkeit. wie halt got selber spricht do er Moyses die gebot gab: wer den andern totet, den sol man auch totten: hant vmbe hant, aug vmbe auge, fusz vmbe fusze: die gebot wern muglichen vnd auch schedlichen zu halden. das sol man dopei kysen. ab ein konig einen buben tzu tod sluge, solt man den konig dorumbe toten? das [1] wer ein schedlich ding, wanne do mochte manig leib vnd sele [2] dorunder uerlorn werden. es slecht ein man dem andern die hant abe, oder einen fusz, nu der wirt schon heyl vnd genyset doran das er nicht stirbet, vnd man slecht genem sein hant oder fusz herwider abe, der der disen schaden tet der stirbet, sol man nu den auch toten dem sein hant zum ersten abgeslagen wart? das wer aber ein schedliche busse. dauon sol man yedem man bussen [3] nach seiner wirdigkeit, vnd sol auch dem richter bussen in demselben [4] rechten.

341 (II 370).

Welch herrn die hohern hand des gerichtes haben, fur [5] den mag man ein vrteil wol an tzihen. [6]

380—389 (II 409—418).

Den konig sollen kysen drey pfaffen fursten vnd vier leyen fursten.

Der bischoff von [7] Meintz ist cantzler in [8] tewtschen landen, vnd hat die ersten kure.

Der bischoff von Tryer ist cantzler in dem konigreich tzu Ach, [9] vnd hat auch die andern stymme an der wale.

---

[1] II dor vmbe zu thode auch slagen? das. [2] II sal. [3] Jn II ist von ‚dauon' angefangen bis hieher ausgefallen. [4] II in den selben. [5] II Welicher hoern hand das gerichte ist, vor. [6] II fügt noch bei: als du hernach wol horest. [7] II zu. [8] II zcu. [9] II Achte.

Der bischoff von [1] Coln ist cantzler tzu Lamparten, vnd hat auch die dritten stymme an der wale.

Under den leyen fursten ist der erste tzu kysen an der stymme der pfaltzgrafe von dem Reyn, [2] des reichs truchsesz, der sol dem konige die ersten schusseln tragen.

Der ander an der stymme ist der hertzog von Sachsen, des reichs marschalck, der sol dem konige das swert vortragen.

Der drit an der stymme ist der marggraue [3] von Brandenburgk, des reichs kamerer, der sol dem konige wasser geben.

Der vierde an der stymme ist [4] der hertzog von Beheym, des koniges schenck, der sol dem konige den ersten becher tragen. diese vier leyen fursten sollen tewtsche man sein von vater vnd von muter, oder von ettwederm.

Wenne sy kysen wollen einen konig, so sollen sye ein sprach gebieten gein Franckfurt. die sol gebieten der bischoff von Meintz bey dem banne, vnd sol sy der pfaltzgraue [5] gebieten bey der echte. sye sollen tzu dem gesprech dar gebieten jren gesellen dy mit jne do sullen kysen, vnd darnach den andern fursten so meist sy dar [6] gehaben mugen.

Der fursten ist dorumbe vngerade gesetzt, ab drey an einen gefallen, vnd vier an einen andern, das die drey den viren folgen sollen. vnd ye sol dy mynner volgen dem merteil, [7] das ist an aller kure recht.

395 (II 424).

Was ein man von dem konige empfangen hat der ein leyhe ist, vnd empfehet das ein ander man von demselben [8] furbasz, so ist er der vorderst nicht an dem lehen. dauon mag er nicht ein furste geheissen. so man spricet in latein princeps, das ist in tewtsch ein furste. wanne princeps ist alsvil gesprochen als der vorderst empfaher. princeps dicitur quasi primum capiens. wan ein man der [9] ein lehen empfehet von einem der es vor jme [10] empfangen hat, der heisset nicht der erste an dem lehen, vnd mag auch nicht geheissen princeps.

404—409 (II 433— 438).

Fvnff stet ligen in Sachsen do der konig hoff hin gebieten sol. die erste ist tzu Grune, die ander tzu Gotslar, die

[1] II zu. [2] II vom Reyne. [3] II Der dritte ist margraffe. [4] II vierde ist. [5] II pfalczgraffe vom Reyne. [6] II der. [7] II mereren teyl. [8] II dem. [9] II dan. [10] II eym.

dritt tzu Walhusen, die vierde ist tzu Altensteten, die funfte ist tzu Merszburg.[1] da sol der konig tzu recht hin hofen.

Siben vanlehen sein in dem lande tzu Sachsen. das erste ist das hertzogthum zu Sachsen. das ander die pfaltz. das dritt die marck tzu Brandenburg. das vierde die lantgraffschafft tzu Duringen,[2] das funfte die margk tzu Meichsen.[3] das sechste die marck tzu Lusitze, das sibende die graffschaft tzu Escherszleben.[4]

Es sint auch tzwey ertzbisthum tzu Sachsen und funftzehen ander bisthum. dem bischof von Meidburg ist vntertan der bischoff von Newenberg,[5] von Merszburg, von Meichszen, von Brandenburg, von Kauelnbergen,[6] von Chammen,[7] vnd der von Hauelberge.

Der ertzbischof von Meintz hat drew bisthum[8] vnder jme in dem lande zu Sachsen, den von Hallerstat,[9] vnd den von Hildeszheim,[10] vnd den von Balbrunne.

Dem ertzbischoff [von Koln] ist vntertan der von Eysenburg,[11] vnd der von Minden, vnd der von[12] Munsterberge.

Dem ertzbischof von Bremen ist vntertan der[13] von Lubeck,[14] vnd der von Tzwirn,[15] vnd der von Radeszburg.

416 (II 445).

Wer daruff nicht enkomet, der ist dem konig ein busz schuldig. der furst busset hundert pfunt, vnd ye die swersten[16] muntze die er von dem konige zu lehen hat.

417 (II 446. 447. 448).

Ein freyer herre busset funftzig pfunt pfenninge. hat er von dem konige muntz zu lehen, so sol er dem konige die geben. hat er aber von dem konige kein muntze,[17] so gebe er seins bischofs muntze in des bisthum er gesessen ist.

Der dinstman tzehen pfunt.[18] darnach aller hande leut tzehen pfunt.[19]

Die mittelfreyen sollen tzweintzig pfunt geben des bischofs muntze[20] dorjnne sy gesessen vnd[21] wonhafftig sein.

[1] II Merseburg. [2] II Doringen. [3] II Meyssen. [4] II Escherslobenn. [5] II Neuburg. [6] II Kannelnbergen. [7] II Chammen? Chaminen? [8] II bischoff. [9] II Halberstat. [10] II Hildesem. [11] II Essenburg. [12] II vom. [13] II Der ertzbischoff von Bremen hat vnter ym den bischoff. [14] II Lubeg. [15] II Zwiren. [16] II swersten vnd besten. [17] II muntze zu lehen. [18] II pfunt ir hant pfennig. [19] II pfunt auch ir landtpfennig. [20] II pfennig. [21] II oder.

II 484.

Stirbet ein man vnd lesset weybe vnd kint dye sie mit ein ander gehabt haben hinder ym, vnd der frawen stirbt gut auff nach ires mannes tode von jrem oheym oder andern iren freundenn, ist ein frage ob dye frawe solich gut das auff sye erstorbenn oder ir sunst worden ist mit iren kinden teyl solle oder nicht. sprechen etlich, sietz dye frawe mit iren kinden zu der selben tzeytt yn vngeteylten guten, was ir dan auff erstorben oder sunst werde, das solle sie von rechte mit den kinden teylen. hette sye aber da vor mit den kinden geteilt, so dorfft sye yn nicht gebenn.

II 489.

Lesset der man tzinsz lehen hinder ym, das hat das recht als das eygen, als du vormals auch von geschribenn hast gelesenn.

II 490.

Lesset er leipgedinge hinder ym, da thun sye do mit als dietz buch auch vormals hye vor gesaget hatt.

461 (II 495. 496).

Nympt ein man ein witwen die gut hat das man mit dem pfluge erbeit oder bawet, vnd stirbet sy, sy [1] sol das gut widergeben. vnd ist es gesamet, [2] der man nympt den nutz mit rechte dauon. vnd sol man dauon gelten oder tzins geben, das sol er geben.

Stirbt aber die frawe ee disz geschee, so gefellet das [3] do hin do es mit rechte gefallen sol. [4]

462 (II 497).

Was gutes die frawe hat do man tzins oder gult von geben sol, vnd hat sich das uergangen ee danne sy starbe, so sol man es dem man geben, ob er dannoch uff dem gut ist.

Wanne sich ein iglich gulte oder tzins ergangen habe, das seit vns disz buch wol basz hernach.

467 (II 503).

Ein iglich man sol dem konige vnd andern richtern rechtes gerichtes helffen do es jn mit rechte geboten wirt, er sey sein herre oder sein mag, vnd tut domit [5] nicht wider sein

[1] II vnd. [2] II gesebet vnd gebawet. [3] II das gute. [4] II hin gefallen ist vnd sal. [5] II da mit rechte.

trewe,[1] also das er jme noch den die mit jme dar[2] sein komen schaden tu wan als vil als die pferde gessen.[3]

479 (II 515).

Stirbt ein eigen on erben von eim gebawr das ein halbe hube ist, die ist seins herren[4] des eigen er ist.[5] vnd ist er rey, so ist es[6] des fronboten.

480 (II 516. 517. 519).

Hat der eigen man ander gut, das mag er mit gesundem leib oder an seinem totbette[7] geben wem er wil.[8]

Jst es das er mer eigens hat wanne ein halbe hube, das sol dem lantrichter werden.[9]

Lest er varndes gut, vnd hat domit nicht[10] geschafft, das sol werden des landes herrn.

521 (II 566).

Dje mawren heissen wir heilig. wer[11] ymant die stat verboten, vnd steiget er uber die mawr,[12] vnd get[13] nicht tzu dem rechten tor ein, er hat das hewbt tzu recht uerlorn.

551 (II 596).

Wem der munt abgesniten wirt, oder die oren oder die tzwnngen, oder die augen uszgestochen werden,[14] wer die dingk dem andernn tut on gericht, dem[15] sol man dasselbe tun.[16]

---

[1] II trewe oder das rechte. [2] II do. [3] II fügt hier noch weiter an: Der man sal auch mit rechte farn fur seins herren hawsz, vnd der herre fur seins mannes hawsz, vnd der mag fur seins mags hawsz, do er anders mit rechte fur geladen wirtt, vnd thut da mit wider sein trewe nichtt. [4] II herren mit recht. [5] II setzt hier noch bei: oder des gotishawsz des eygen er was. [6] II er. [7] II thode. [8] II wil one alle einspruch. [9] II setzt hier noch bei: vnde susten nymandts. [10] II recht. [11] II heylig die heyligen besliessent. wo ein mawer vmbe ein stadtt geth do heyligen ynne ligen, dye mawren heissen wir heylig. vnd wirt. [12] II mawer hyn ein. [13] II geht er. [14] II abgesnyten wirtt, oder dye augen auszgestochen, oder wem dye nasen oder dye oren abgesnyten werden, oder wem dye zunge wirt auszgesnyten, oder zwischen den beynen auszgesnyten wirt, oder sunst verderbt wirt. [15] II thut, das. [16] II thun, das ist recht.

II 758.

Gjbet ein man einem andern manne trinckfasz oder anders zu behaldenn, vnd dem manne dem es zu behalden geben ist setzt solichs yn ein kamer dar eyn ir beyder gesynde geth, das trinckfasz oder anders wirt verloren, sol der dem solichs also zu behaldenn geben ist solichs betzalen oder nicht? sprechen etliche, dorffe der das trinckfas oder anders hat zu behalden geben dar selbe dryt treten, vnd leiplichen zu den heyligen sweren das das genant trinckfas oder anders das er dan dem mann N zu behalden geben habe von ym oder seinem gesinde in dheyne weise verruckt genomen oder verloren sie. so musz er gelden dem es zu behalden geben ist, doch das der des es gewest ist mit dem eyde behalde wye gute es gewest sey: als tewer betzale ers der yn des gewalt es verloren ist.

II 773.

Jaget ein man ein wilt, vnd komet es vonn ym unuersert, vnd ist so müde das es nyder fellet vnd nicht furbas mag, vnd komet es ausz seinen awgen, das er sein nicht syhet, vnd wer es dar nach findet nicht wer es yn den dreyenn tagen vecht, der sal es zu recht wider gebenn. vnd vehet ers an dem virden tag oder hin nach, so ist ęs sein.

759 (II 806. 807).

Pfaffen vnd juden die nicht vmbschorn sein nach jrem rechten, tut man den icht das man jn bessern sol, das sol man jn bussen als einem leyen. vnd furen sie lange messer swert oder ander woppen,[1] so haben sy dasselbe recht.

Vnd[2] ob man sy findet in dem offen hawsz,[3] wer in dorjnne icht tut, so haben sie[4] dasselb recht.

760 (II 808).

Wer sye in dem weinhawsz findet, tut er in icht dorjnne, es ist dasselbe recht, also das sy in demselben husz stetlich

[1] II furen sie wappen swert oder lange messer oder ander woffen.
[2] II Jtem. [3] II man pfaffen oder iuden yn dem hure hawsz findet.
[4] II thut, das ist.



mit wesen sein. vmb die schulde alle kumpt nyemant in den ban.[1]

874 (II 925).

Wer einem globet pfenninge zugeben, vnd ist es in einer stat oder in einem dorf, oder wo er ist, er sol jm pfenninge geben die do gang vnd gebe sein vnd die in dem bisthum gewonlich sein oder in dem lannde. vnd[2] in derselben weise sol man einer iglichen sachen tun.

898 (II 946).

Was sich ein man vntterwindet mit des willen vnd des es[3] ist, der tut wider nymant, vnd er uerdinet auch kein busse weder gein armen noch gein reichen.[4]

935 (II 979).

Wjrt aber ein man vmb reublich[5] gewer beclaget, do man die scheinberlich tage beweisen mag, vnd wirt der richter mit[6] recht dortzu geweiset, der richter sol zu hant uber den rauber richten als hieuor geschriben ist.[7]

936 (II 980).

Wir heissen das reublich gewer wo zwen vmb ein gut krigen vnd ir keiner kein[8] recht doran hat vnd sich des der eine vnterwindet oder sie bede ongericht. die tun wider recht.

937 (II 981).

Was ein richter nicht en mag noch wil richten, so sol der clager fur den obern richter faren, vnd sol es jm clagen. vnd richtet er jme auch nicht, so sol er an[9] konig farn vnd jme clagen uber den richter wie jme der nicht richten wolle. darnach sol er jme clagen vnd sein sachen furlegen.

---

[1] II kompt man nicht yn den bann, als hie vor auch geschriben stet. [2] II oder. [3] II willen des es da. [4] II fügt hier noch an: Vnd was man den hoher bussen musz, den werden wan den vnwerden, das dunckt etliche lute nicht rechte. das wil man hie beweren, das man iglichem menschenn bussen sol nach seiner wirde. [5] II Jtem wirt der man vmbe ein rewblich gute oder. [6] II nicht. [7] II fügt hier noch bei: yn diesem buche. [8] In II fehlt: kein. [9] II an den.

1000 (II 1046).

Und ist es das einer den andern schuldiget diser dinge on vor gericht, vnd wirt es dem richter[1] nicht geclaget, die freunde sollen es vntter in versunen. sie sollen jme als vil ere erbieten als vil lasters sie jme erboten[2] haben von den lewten. vnd ist es das er zu dem andern male vor den lewten gehont wurde, vnd er clagt es dem richter, er musz jme das bussen als uor geschriben ist, vnd[3] musz das leyden das gener solt haben geliden. das ist gotes vnd geschriben recht. wanne solde[4] ein iglich man dem andern an sein leip vnd ere sprechen, vnd solt das nicht pussen, so wer der viel die es teten von neyde vnd hasz wegen.[5]

1001 (II 1047).

Der meyneidigen vnd der falschen hertzen, des[6] hat got noch die lewt nicht gesetzt. vnd ist das ein richter die schulde nicht entrichtet als jutzunt[7] geschriben stet, so sol es der richten von dem er sein[8] gericht hat.

1041 (II 1087).[9]

Alle heimliche sunde die sol man heimlich bussen, wanne der beichtiger sol jn busz daruber geben heimlich. vnd vmbe offen sunde sol man offenlichen bussen.

1042 (II 1088).[10]

Ye doch wissen der pfaffen vil nicht was offen sunde ist. welch sunde zwey oder drey menschen wissen, das ist nicht offen sunde. ob sie halt sechs oder siben wissen, noch[11] ist sie

---

[1] II richter dann. [2] II verboten. [3] II oder er. [4] II solle. [5] II von hasz vnd von neydes willenn. [6] II das. [7] II yetz. [8] II sein gute. [9] In des Bruders Oswald v. Anhausen lateinischer Uebersetzung heisst es kurz, dass pro omni occulto peccato debet occulta poenitentia injungi, et pro manifesto manifesta. [10] Ebendort lautet dieser Artikel folgendermassen: Sed queritur, quod peccatum dicatur manifestum. Respondetur sic. Si duo homines, iiij^{or}, uel vj, aut viij vnam culpam sciunt, ocultum dicitur, et non manifestum. Sed quando nouem persone veraciter sciunt et in propatulo locuntur, tunc aprimo dicitur peccatum manifestum. Si non credis, in summa Reymundi quere. [11] II doch.

nicht ein offen sunde. als[1] die sunde newn menschen werlichen wissen, so ist es ein offen sunde. wer des nicht gleuben wolle, der such es jn summa Regmundi.[2]

1046 (II 1091. 1092).

Wer ein lot[3] eins pfennings geringer macht denne es zu recht sein sol, dem sol man das[4] hewbt abe slahen.

Und ist es eins pfennings swerer[5] uff ymants schaden, das ist dasselbe recht.

1047 (II 1093).

Wer das lot[6] swerer oder geringer macht wanne es zu recht sein sol newrt vmbe ein pfenninge mit geverde,[7] der pfenninge sol es einer sein der man ein pfunt usz der marckt macht.

1048 (II 1094).

Wer auch ymant uber wiget mit rechtem lot[8] gein einem pfenninge der pfundig[9] ist, dem sol man haut vnd har bej dem hochsten an der schriat abslahen.[10]

1052 (II 1098).

Wer usz fromder seyden oder usz fromder wollen oder flachsz gewant wircket oder ander ding, das ist auch des mit rechte des der getzewg gewest ist, ez sey von gold geweben oder von andern dingen. vnd tut er das mit gewissen das ers dafur hette[11] das die bereitschaft sein wer, so hat er recht bewert. bewert aber gener das der getzewg sein ist, desselbigen ist das werck das darusz gemachet ist.

1053 (II 1098).

Hat aber ein man[12] das werck vnwissen gemacht, so sol man[13] jm sein erbeit gelden vnd sein koste die er daruf getan

---

[1] Vgl. über diesen Schluss des Capitels auch Gengler a. a. O. Sp. 143. [2] II Raymundj. [3] II gelote. [4] II das gantz. [5] II Jtem ist es aber das er es eins pfennigs swerer macht. [6] II gelote. [7] II macht vmbe ein pfennig mit geuerde wan es zu rechte sein sol. [8] II gelote. [9] II pfennig. [10] II hochstenn abslagenn. [11] II hatte. [12] II aber diser. [13] II er.

hat. vnd spricht gener, er wolle jme dauon nichts geben, jm wer liber das der gezewg noch vnverwircket were, vnd wil es jme domit abe zwingen, mag diser das bewern das er das wonde,[1] vnd auch das dofur hette[2] das der getzewg sein wer, so sol er sein erbeit vnd sein kost dorumbe nicht uerlorn haben. er sol sein werck uerkeuffen so aller hochst er mag. vnd sol genem als vil seyden wollen oder flachs oder goldes geben, oder was es gewest ist, das sol er jme herwider[3] keuffen das also gut sey als genes was oder besser. wil er des nicht gleuben, so betzewge er das[4] mit dem wercke darusz das gemachet sey, oder mit den leuten die es gesehen haben.

1054 (II 1099).

Djs[5] ist auch recht vmbe das der uf fremdes ertreich sewet oder bawet, vnd vmbe ein iglich werck das ein man vnwissentlich[6] bawet, das man also on schaden getun mag.

1055 (II 1100).

Was ein eigen man gewinnet, das ist des herrn des eigen er ist, ab er wil.

1056 (II 1101).

Was aber[7] einem eigen man von erbschaft angefellet, das ist des mannes, vnd des herren nicht. was man jme vmb sunst gibet, das ist des eigen mannes, vnd des herren nicht.

1070 (II 1115).

Wje sich eins pfaffen sone eelichen machen[8] sol, das er wol sein recht an eins mannes stat uerstet.

[1] II sunde. [2] II hatte. [3] II hyn wider. [4] II so er das zu den heyligen, oder betzewge es. [5] II Dietz recht. [6] II vnwissen. [7] II Jtem was.

[8] Diesen Gegenstand behandelt die lateinische Uebersetzung des Bruders Oswald von Anhausen am erwähnten Orte Fol. 67[1] in nachstehender Weise:

Filius clerici uel sacerdotis sic potest legittimari, ut loco alterius [viri legittimi stare possit.

Cum rex romanus cum exercitu suo] iaceat in campestribus contra alium regem se sibi opponentem, tunc equitare debet inter turmas illas,



Er sol zwuschen zweyen herrn ein sper zu brechen, vnd[1] nirgent anders wanne do ein romisch konig leyt gein einem andern konige. vnd er gewynnet wol eigen, vnd empfehet lehen, vnd wirt wol ritter, ab er wil[2] vnd er wol darnach geborn ist.

1073 (II 1119).

Was ein sone hat die weyl er in seins vaters gewalt ist, das ist auch des vaters jn allem rechten.[3]

1076 (II 1122).

Wer weinreben vnwissen uff fromdes ertreich setzet, vnd einen weingarten pflantzet, vnd uff fromdes ertreich zymmert, also das ers dafur hat das es sein sey, vnd so er des ynnen wirt das es sein nicht en ist, wes das ertreich danne ist, des ist auch der bawe der daruff gebawet ist.

---

et hastiludium exercere cum aliquo de aduersa parte regis, et sic frangere suam hastam, et hoc postea coram rege protestare. Et accipiat desuper litteras testimoniales: et prodia ac feoda obtinebit: et si est de genere militari, effici miles potest.

Quod si talem oportunitatem quis habere non potest, quicunque tunc illegitime natus sit, accedat ad regem uel jmperatorem, petens humiliter propter deum, quatenus eum legittime faciat. Hic potest eum ad omnia negocia secularia legittimare.

Est autem modus iste talis. Rex accipiat sigillum uel annulum suum, cum quo tangit nudam frontem uel faciem suam, aut manum ponit super caput illius, dicens hec verba in wlgari:

N, dir sein alle deine recht:
die hab, ritter oder chnecht.
Ge, vnd tail
fur dicz vnhail,
Stand auf, vnd gang im frid.

Et de hys accipiat litteras testimony, et valebit.

[1] II aber.

[2] Hier schliesst in II der Artikel.

[3] II ist des vater mit rechte.

Bruder Oswald drückt diese Bestimmung am angeführten Orte Fol. 69[1] unter der Ueberschrift ‚de lucro sine patre‘ so aus:

Sj aliquis est vxoratus, et tamen adhuc est in procuracione patris sui, et lucratur filys suis aliquid ex illa procuracione, totum est patris quia de suis processit.

1077 (II 1123).

Get aber der dar der daruff gebawet hat, vnd beret er das zu den heiligen das er das want das das ertreich sein were, vnd das er das vor [1] hette, so sol jme gener seiner erbeit lonen vnd seinen schaden ab legen. wil er aber des nicht bereden, so sol jm der [2] nicht gelden weder kost noch erbeit. jst aber das gener spricht durch einen beschisz dorumbe das er jm weder erbeit noch kost gelden dorffe, das er ettwas anders daruff [3] bawen wolt, so sol jm gener sein ertreich reumen. lesset er aber in sten, vnd wil sein genissen, [4] er sol jm sein kost vnd sein erbeit gelden. [5]

Lehenrecht 197.

Ob ein herre gut hin leihet das er einem andern gelihen hat, vnd der man dem ers gelihen hat gegenwertig stet vnd das gut nicht uersprichet, vnd hort das gut nennen, der hat das gut mit recht uerlorn.

198.

Letzet aber den man ehaftige not oder seins leibes vorcht, so hat er ein jar frist bisz das er kumpt [6] fur seinen herrn, vnd er sol sein ehafft not bereden [7] mit seinen zweyen vingern. vnd des sol jm der herre gleuben. vnd tut des der herre nicht, so vntterwinde er sich seins gutes, vnd er tut das mit rechte. [8]

260 (II 235).

Sol satzunge gescheen das es helffe, das musz gescheen mit des herrn hant. vnd ein man ertzewget wol sein satzunge mit lewten die nicht des herrn man sein.

II 261.

Jtem wen aber einer zinsz lehen gut vorkewfft, so sal es der auff geben der es verkewfft, vnd iehener entphaen. das ist

[1] II das da vor. [2] II dieser. [3] II domit. [4] II wil er sein nyessenn. [5] II gelden vnd betzalen. [6] II komo [7] II beweysen. [8] II vnterwindet er sich seins guts mit recht.

dar vmb das der leben herre wisse zu weme er seinen zinsz forder vnd warten solle.

Auch ist an etlichen enden gewonheyt, wan man zinsz lehen gut vorkewfft, das man dem lehenn hern hantlone da von musz gebenn.

402 (II 370).

Uber fursten noch uber andere herrn die vanlehen haben sol nymant fursprech sein noch vrteil vinden in lehenrecht wanne der auch ein furste ist oder vanlehen [1] hat, der wol getzewg in lehenrecht uber einen fursten ist. aber der fursten lehen die in ir ampt nicht gehoren, wanne uber der herrn [2] lehen die nicht in ir vanlehen gehoren, ein iglich man mag [3] tzu lehenrecht sprechen der lehen jnnhat.

403 (II 371).

Nymant mag gewegern zu lehenrecht vrteil vinden [4] vnd getzewge sein: der herre uff den man, der man uff den herrn, uff den man der man, [5] der mag uff den freunt.

---

[1] II pfanleben. [2] II vber herrn. [3] II gehoren mag ein igliche man. [4] II zu finden. [5] In II fehlt: uff den man der man.

Zur Geschichte und Chronologie von Khwârizm.

Von

Dr. Ed. Sachau,

ord. Prof. für oriental. Sprachen an der Universität in Wien.

In dem centralasiatischen, durch den Oxus und Jaxartes gebildeten Mesopotamien finden wir seit ältester Zeit mehrere Culturstätten, welche ihr Leben, ihre jeweilige Blüthe diesen grossen Strömen, ihren Tributären und den aus denselben abgeleiteten Canälen verdanken. Die bedeutendste derselben war und ist Sogdiana, dessen regstes Leben auf beiden Seiten des Zarafshân, des Πολυτίμητος der Alten, pulsirt. Sogdiana zusammen mit den westlich und südlich vom Oxus angrenzenden Ländern Margiana und Bactriana, Ṭakhâristân (dem Lande der Τόχαροι) und Badakhshân dürfte als der Ursitz der Eranier anzusehen sein. Ihre früheste Wanderung scheint dem Lauf der beiden Ströme gefolgt zu sein, den Jaxartes hinab nach Farghâna, der osteranischen Grenzmark gegen Tûrân, den Oxus hinab nach Khwârizm. Die nördlichste Culturstätte dieses Duâb ist das Land der Χωράσμιοι oder Khwârizm auf beiden Seiten des unteren Oxus-Laufes. Ueberall in diesen Landen herrschte eranische Sprache und Sitte, sowie die Religion Zoroaster's bis zur Zeit der arabischen Eroberung und noch Jahrhunderte darüber hinaus.

In dem vermuthlich ältesten geographischen Denkmal der Eranier, dem ersten Fargard des Vendidâd wird unter den sechzehn von Ahuramazda geschaffenen Ländern Khwârizm mit diesem Namen nicht erwähnt, ist aber nach Sir H. Rawlinson's Vermuthung in Vers 38 durch das früher unerklärte



urvãm pouruvâstrãm bezeichnet. Er identificirt urvâ mit Urganj, der Hauptstadt des Landes; dies ist aber nur die türkische Aussprache für die einheimische Namensform Gurgânj (bei den Arabern Jurjâniyya), worin wir wahrscheinlich einen Stamm gurgâ und eine Endung nj zu unterscheiden haben. Als analog hiermit lassen sich die Namen für den 4. und 11. Monat des Sughdischen Jahres Bisâk بساك und Zhîmadâ ژيمدا (entsprechend dem persischen Tîrmâh und Bahmanmâh) anführen, welche auch in den Formen Bisâkanj بساكنج und Zhîmadanj ژيمدنج überliefert sind. Aus den uns vorliegenden Resten des khwârizmischen Dialectes lässt sich allerdings etwas ähnliches nicht nachweisen. Die Gleichsetzung von gurgâ und urvâ (älterem vurvâ, vehrvâ?) ist sprachlich zulässig (vgl. vehrkâna und Gurgân), und dass der Hauptort eines Landes als Name des ganzen Landes gebraucht wird, kommt gerade in Vendidâd I. noch mehrmals vor, wie z. B. Môuru und Bâkhdhi, vgl. Spiegel, Eranische Alterthumskunde I, 214. Ein Hauptbedenken gegen Rawlinson's Deutung bleibt immerhin der Umstand, dass die Hauptstadt des Landes in ältester Zeit eben nicht Gurgânj, sondern die Stadt Khwârizm gewesen zu sein scheint.[1]

---

[1] Wir geben bei dieser Gelegenheit unsererseits einen Beitrag zur geographischen Erklärung von Vendidâd cap. I. In v. 42 (Khneñtem yim vehrkânôshayanem) ist das Wort khneñtem noch unerklärt, wenn auch im allgemeinen feststeht, dass mit diesen Worten Hyrcanien (Jurjân) bezeichnet ist. Die Combinationen von Haug und Justi mit je Kandâhâr und Jurjânrûd entbehren beide gleich sehr der Begründung. Vgl. Kiepert, ‚Ueber die geographische Anordnung der Namen arischer Landschaften im I. Fargard der Vendidâd' in den Monatsberichten der k. Preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin 1856 (S. 631); F. Spiegel, Eranische Alterthumskunde I, 194. 195.

Die Analogie der vv. 14 (gâum yim çughdhôshayanem) und 34 (vâekeretem yim duzhakôshayanem) hilft uns nicht weiter, da in beiden Stellen ausser dem Worte çughdhô noch alles andere der Erklärung harrt.

Wir identificiren Khneñta mit Χαρίνδας, welches nach den alten Geographen (Ptolemaeus und Ammianus) der Name des Grenzflusses zwischen Hyrkanien und Medien war, von Ptolemaeus aber schon zu Medien gerechnet wurde. Diejenige hyrkanische Völkerschaft, welche dies Grenzland gegen Medien hin bewohnte, wurde nach dem Flusse benannt: Χρῆνδοι.

An einer anderen Stelle des Avesta, im Mithra-Yasht V. 14 wird neben Sughdha Khwârizm erwähnt und zwar unter der Form qâirizâo. Spiegel (Khorda-Avesta S. 81) übersetzt die Stelle: ‚(Wir preisen den Mithra, welcher zuerst mit goldener Gestalt die schönen Gipfel ergreift, dann den ganzen Ariersitz umfasst), wo Herrscher, treffliche, ringsum die Länder ordnen, wo Berge, grosse, mit vielem Futter versehene, wasserreiche, Brunnen für das Vieh gewähren, wo Canäle, tiefe, wasserreiche sind, wo fliessende Wasser, breite, mit dem Wasser forteilen nach Iskata und Pouruta, nach Môurn und Haraêva, nach Gâu, Sughdha und Qâirizâo‘. Der zweite Theil des Wortes ist deutlich zem, Land und qâiri leiten wir nach

---

Wir übersetzen demnach v. 42: ‚*Den Charindas*, *den Sitz Hyrcan's*‘ oder ‚*der Hyrcanier*‘. Wenn man bedenkt, dass in Centralasien alle Culturstätten ihren Ursprung und ihr Gedeihen den Flüssen verdankten, dass die alten Eranier ausschliesslich an Flussufern sich ansiedelten, so ist es begreiflich, wie man dazu kam bei der geographischen Bezeichnung des Wohnsitzes eines Volkes den Namen des Flusses, an dessen Ufern es wohnte, als die Hauptsache voranzustellen.

Die lautliche Correspondenz zwischen Khneñta und Χαρίνδας (Χρηνδας vgl. Forbiger, Handbuch der alten Geographie II, 570. 588) liegt auf der Hand. Den Wechsel zwischen *r* und *n* können wir allerdings an ähnlichen Beispielen nicht nachweisen; er beruht nicht auf einem allgemeinen eranischen Lautgesetz, wie jener zwischen *r* und *l*. Vielleicht liegt hier eine dialectische Verschiedenheit vor und wir haben Χαρίνδας als die medisch-hyrkanische Form für das baktrisch-sughdische Khneñta aufzufassen. Wenn (was wir nicht behaupten wollen) die Silben kand und kard in den Städtenamen identisch wären (kereta), so könnten wir in den Städtenamen des südöstlichen Alteran's (Bactriana, Sogdiana, Farghâna) gegenüber den Namen des Westens und Nordwestens (Khurâsân, Hyrcanien, Armenien) einen ähnlichen Wechsel zwischen *n* und *r* wahrnehmen, vgl. اسكلكند ولاوكند Paikand, Samarkand (Μαράχανδα), Khokand, Tâskhand, Uzkand, Yarkand mit خركرد (خركرده), فركرد (قركرده) Alistakhrî ed. de Goeje S. 268. 285 — Ζαδράχαρτα Hauptstadt von Hyrcanien, Τιγρανόκερτα, Καρχαθιόκερτα. Vgl. Pott, Ueber altpersische Eigennamen, Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft XIII, 394. 395.

Durch diese Deutung ist eine sichere Analogie für die Erklärung von vv. 14 und 34 gewonnen. Nachzuweisen, mit welchem Namen heutigen Tages der alte Charindas bezeichnet wird, überlassen wir den Geographen. In den arabischen Geographen haben wir vergebens nach diesem Namen (خرند, اخرند, خلند, خنند etc.) gesucht.



Burnouf's Vorgang von qar essen ab (vgl. *qaretha* Speise, Futter); also ‚Speiseland' oder wie Burnouf will, ‚Futterland'[1]. Dieselbe Wurzel qar findet sich in dem Namen eines der Canäle des Oxus in Khwârizm, Gâukhwâra كاوخواره, der von Istakhrî S. 301, 11 und Yâḳût (Geographisches Wörterbuch, herausgeg. von F. Wüstenfeld) IV, 230 durch اكل البقر ‚*Kuhnahrung*' erklärt wird.

Während die zweifache Erwähnung im Avesta uns Khwârizm als ein zoroastrisches Land kennen lehrt, erfahren wir durch die beiden Keilinschriften von Behistân und Persepolis, dass Khwârizm unter Darius des Hystaspes Sohn eine Provinz des Perserreiches bildete (vgl. Spiegel, Die Altpersischen Keilinschriften S. 5 und 49). Die hier vorkommende Namensform wird gewöhnlich Uvârazmi gelesen, was mit einem dem griechischen Ohr vernehmbaren Hauchlaut angelautet haben soll (vgl. Spiegel a. a. O. S. 145).

Ueber die weiteren Schicksale Khwârizm's und der anderen Oxus-Länder unter den übrigen Achaemeniden, zur Zeit Alexanders[2] und seiner Nachfolger, während der Herrschaft der Arsaciden und Sasaniden fehlt es an zusammenhängenden Nachrichten. Obgleich in Folge der Expedition Alexanders die Geographie der Griechen einen bedeutenden Aufschwung nahm, so war doch ihre Kenntniss von diesen östlichen Ländern so mangelhaft, dass sie z. B. von der Existenz des Aral-Sees nichts wussten. Ammianus Marcellinus im 4. Jahrh. war der erste, der ihn erwähnt und weiss, dass Oxus und Jaxartes in ihn münden (vgl. Forbiger, Handbuch der alten Geographie II, 76 Anm. 69). Erst dann, wenn die Muslims den Oxus

---

[1] Vgl. mit dieser Etymologie die Worte Alistakhrî's (ed. de Gorje 304): ‚Khwârizm ist eine fruchtbare, *an Speisen und Früchten reiche* Stadt'. Von derselben Wurzel stammt vermuthlich Χοαρηνή, der Name einer an Medien angrenzenden Provinz Parthien's. Die Khwârizmier feierten am 1. Ûmrî (اومری) ein Fest genannt — ازدا كند خوار, was Albîrûnî (R Bl. 97) erklärt durch — اكل الخبز المشحّم *mit Fett gebackenes Brod essen*'.

[2] In Arrian's Anabasis IV, 15 (ed Dübner S. 105) wird ein ‚König der Chorasmier, Pharasmanes' Φαρασμάνης ὁ Χωρασμίων βασιλεύς erwähnt, der sich dem Alexander als Führer zu einem Zuge gegen die Kolcher und Amazonen antrug.

überschreiten und die Kernlande des Zoroastrianismus in Kernlande des Islâm's und ganz besonders islamischer Orthodoxie umwandeln, fallen wieder einige Streiflichter auf die historischen Verhältnisse Centralasiens. Dieser Religionswechsel hat sich über 300—400 Jahre erstreckt. Aber nicht allein die Religion, sondern auch die Bevölkerung hat Centralasien gewechselt. In wiederholten Völkerstürmen haben zahlreiche Stämme meist turanischer Abkunft sich wie vielfach durch einander geschobene Schichten über dem ganzen Lande abgelagert. Ein in der Gegenwart erhaltenes, sprechendes Zeugniss dieses Processes ist die Tâjîk-Bevölkerung Turkistâns, die unterdrückten Reste der Ureinwohner des Landes.

Während für die nachmuhammedanische Geschichte Centralasiens zahl- und umfangreiche Quellen zur Verfügung stehen und zum Theil auch schon bearbeitet sind, ist die Geschichte des Landes vor der definitiven Eroberung durch Ḳutaiba b. Muslim, der unter den grossen Chalifen ʿAbdalmalik b. Marwân und Walîd b. ʿAbdalmalik Statthalter von Khurâsân war, eine unbeschriebene Tafel. Was aber speciell Khwârizm, das heutige Khîwa betrifft, so hat ein günstiges Geschick eine Nachricht erhalten, mit deren Hülfe wir versuchen werden ein historisch-chronologisches Gerüst für die alte Geschichte dieses Landes aufzubauen.

Khwârizm selbst hat nämlich einen bedeutenden Alterthumsforscher hervorgebracht, in dessen Werken, so viele deren bis auf unsere Zeit überliefert sind, mannigfache Mittheilungen sowohl über sein Heimathland wie über die angrenzenden Länder enthalten sind; wir meinen Albîrûnî oder — mit vollem Namen — 'Abû-alraiḥân Muḥammad b. 'Aḥmad Albîrûnî Alkhwârizmî. Geboren in der Stadt Khwârizm A. H. 362 d. 3. Dhû-alḥijja (A. D. 973 d. 4. Sept.) starb er in Ghazna A. H. 430[1]. Er stand zu mehreren Fürsten seiner Zeit, zu denen von

[1] Eine Handschrift der Leydener Bibliothek (Ms. Gol. 133) enthält auf S. 33—48 eine arabische Schrift von Albîrûni, betitelt: فهرست كتب محمد بن زكريا الرازى. Diese Schrift gibt — ausser anderen Dingen — auch ein Verzeichniss seiner eigenen Werke (auf S. 42—48), die er bis Ende A. H. 427 bis zu seinem vollendeten 63. Lebensjahre verfasst hatte.



Khwârizm, Jurjân und Ghazna wie zu den namhaftesten Gelehrten seiner Zeit, darunter Ibn Sînâ, in Beziehung. Ein jüngerer Zeitgenosse des Firdausî theilte er mit diesem die Vorliebe für das eranische Alterthum. Indem wir uns enthalten hier auf sein Leben und Wirken näher einzugehen, bemerken wir, dass unter seinen zahlreichen Schriften auch ein Ta'rîkh-Khwârizm, eine ‚Chronik von Khwârizm' angeführt wird. Vgl. Sir H. Elliot, History of India II, 5. Dies Werk ist in den europäischen Bibliotheken bisher noch nicht nachgewiesen, und auch ist zu bemerken, dass in dem von Albîrûnî selbst verfassten Verzeichniss seiner bis Ende A. H. 427 (A. D. 1036 Sept.) verfassten Werke ein Ta'rîkh-Khwârizm oder eine Schrift mit einem ähnlichen Titel nicht erwähnt wird. Es ist aber möglich, dass er diese Chronik erst nach A. H. 427 in seinen letzten drei Lebensjahren geschrieben hat (zwischen A. H. 427—430). Unsere Kenntniss von der Existenz und dem Inhalt derselben schöpfen wir aus folgenden zwei Quellen: Yâķût[1] II, 483 sagt in seinem Artikel Khwârizm: ‚Ich habe in einem von 'Abû-alraiḥân Albîrûnî über die Geschichte von Khwârizm verfassten Buche erwähnt gefunden, dass Khwârizm im Alterthum Fîl genannt wurde. Er erzählt dazu eine Geschichte, die

---

Dieser Abhandlung ist ein Anhang (المشّاطة لرسالة الفهرست) beigefügt von Alghaḍanfar Fakhr-aldîn 'Abû-'Isḥâķ 'Ibrâhîm ben Muḥammad Altabrîzî, datirt von A. H. 692. In diesem Anhange sind verschiedenartige Nachrichten über Albîrûnî, sein Geburts- und Todesjahr etc. gesammelt. Vgl. Catalogus Codd. Mss. Lugdun. I, 296 ff. Das hier gegebene Geburtsjahr ist so von Alghaḍanfar überliefert und stimmt überein mit Albîrûnî's eigener Aussage, dass er nämlich A. H. 427 — 65 Mondjahre alt gewesen sei. Als sein Todesjahr wird gewöhnlich A. H. 430 (nach Ibn 'Abî 'Usaibiya und 'Abû-alfaraj) angegeben, während bei Alghaḍanfar einer der Schüler Albîrûnî's, 'Abû-alfaḍl Alsarakhsî hier A. H. 440 den 2. Rajab überliefert; die bei Alghaḍanfar mit dem Scheine grosser Akribie auftretenden Berechnungen dieses Datums wollen aber bei näherer Untersuchung nicht übereinstimmen. Auf diese Fragen werden wir bei Behandlung der Vita Albîrûnîs näher eingehen, bemerken aber im Voraus, dass wir dem ersteren Datum 430 den Vorzug geben.

[1] Yâķût, A. H. 574 (A. D. 1178) geboren, war in Khwârizm A. H. 616 (1219). Im folgenden Jahre floh er vor den Mongolen, welche A. H. 618 Khwârizm heimsuchten. Er starb 626 (1229). S. Wüstenfeld, Yâķût's Reisen, in Zeitschrift der D. M. G. 18, 397 ff.

ich vergessen habe. Wenn Jemand das Buch findet und diese Geschichte hier leicht einfügen kann, so gebe ich ihm dazu meine Erlaubniss'. Ferner hat ein jüngerer Zeitgenosse Albîrûnî's, 'Abû-alfaḍl Muḥammad ben Alḥusain Albaihaḳî (A. H. 386—470) in seiner grossen, ursprünglich aus 30 Bänden bestehenden Ghaznawiden-Geschichte (Ta'rîkh-i-Âl-i-Sabuktagîn) die Chronik Khwârizm's von Albîrûnî benutzt und citirt sie zuweilen im Wortlaut. Albaihaḳî hat in dem 10. Bande seines Werkes (Bibliotheca Indica, Tarikh-i-Baihakî. Ed. by W. H. Morley, Calcutta 1862 S. 832, 833) berichtet, wie Khurâsân, Khwârizm, Rai und Jibâl von dem Reiche des zweiten Ghaznawiden Mas'ûd losgetrennt worden sind; von diesem 10. Bande ist aber nur der auf Khwârizm bezügliche Theil erhalten (a. a. O. S. 834—868). Er sagt auf S. 836, 15: وپیش ازین مدتی دراز کتابی دیدم بخط استاد بو ریحان واو مردی بود در ادب وهندسه وفلسفه که در عصر او چنو دیکری نبود وبگزاف چیزی ننوشتی واین دراز ازان دادم تا مقرر گردد که من درین تاریخ چون احتیاط کنم وهر چند که این قوم که سخن ایشان می دانم پیش رفته اند وسخت اندکی مانده اند الخ

,Vor langer Zeit habe ich ein Buch in der Handschrift des Meisters 'Abû-alraiḥân gesehen, der in den Humanitäts-Wissenschaften, in Geometrie und Philosophie zu seiner Zeit seines gleichen nicht hatte und der niemals leichtfertig geschrieben hat. Aus dem Buch habe ich dies in voller Länge hierher übertragen, damit man sehe, wie vorsichtig ich in dieser Chronik zu Werke gehe — auch allemal dann, wenn Leute, deren Wort ich kenne, vorangegangen sind; deren gibt es aber nur noch sehr wenige'. Ueber den Inhalt des Werkes spricht Albaihaḳî auf S. 837, 3: واین اخبار خوارزم چنان صواب دیدم که بر سر تاریخ مامونیان شوم چنانکه از استاد بو ریحان تعلیق داشتم که باز نموده است که سبب زوال دولت خاندان ایشان چه بوده است ودر دولت محمودی چون پیوست آن ولایت وامیر ماضی رضی الله عنه آنجا کدام وقت

رفت وآن مملکت زیر فرمان وی بر چه جمله[1] شد وحاجب
التونتاش را آنجا بنشانید وخود باز گشت وحالها پس ازان
بر چه جمله رفت تا آنگاه که پسر التونتاش هارون بخوارزم
عاصی شد وراه جوانان گرفت وخاندان التونتاش بخوارزم
بر افتاد که درین اخبار فوائد وعجائب بسیار است چنانکه
خوانندگان وشنوندگان را ازان بسیار بیداری وفوائد حاصل
شود

‚Ich habe es für richtig befunden in dieser Geschichte von Khwârizm mit der Chronik des Hauses Ma'mûn anzufangen, wie ich es nach dem Meister 'Abû-alraiḥân niedergeschrieben habe, der auseinandergesetzt, wodurch die Herrschaft dieser Familie zu Grunde gegangen ist, wie jene Provinz mit dem Reiche Maḥmûd's verbunden worden, zu welcher Zeit der verstorbene Fürst — Gott sei ihm gnädig! — dorthin gezogen ist, auf welche Weise er jenes Reich seiner Botmässigkeit unterwarf, den Kammerherrn Altûntâsh dort stationirte und selbst zurückkehrte, wie späterhin die Verhältnisse sich entwickelten — bis zu jener Zeit, als Hârûn der Sohn des Altûntâsh in Khwârizm rebellirte und sein Unwesen trieb, und das Haus des Altûntâsh in Khwârizm gestürzt wurde. Denn diese Nachrichten enthalten viele nützliche und wunderbare Dinge, so dass sie denen, die sie lesen und hören, viel Anregung und Nutzen gewähren werden'.

Nach dieser Inhaltsangabe des Albaihaḳî sowie nach seinen Auszügen zu schliessen scheint Albîrûnî's Werk über Khwârizm sich lediglich auf die neueste Geschichte des Landes unter den letzten Samaniden und den beiden ersten Ghaznawiden-Fürsten Maḥmûd und Mas'ûd bezogen zu haben.[2] Immerhin ist es nicht

[1] Zu den vielen Eigenthümlichkeiten der Sprache Albaihaḳî's gehört auch das Wort جُمْلَه, das fast auf jeder Seite in der Bedeutung ‚Art und Weise' vorkommt, z. B. als بر آن جمله ‚auf solche Weise', بر چه جمله ‚auf welche Weise' u. s. w.

[2] Wann Albîrûnî diese Chronik geschrieben, ist aus Albaihaḳî's Bearbeitung (S. 834—868) nicht zu entnehmen. Man kann nicht bestimmen, wo Albîrûnî aufhört und Albaihaḳî anfängt; der Schluss ist jedenfalls von

unmöglich, dass z. B. in der Einleitung werthvolle Nachrichten über das Alterthum Khwârizm's gesammelt waren. Ein wahrscheinlich aus dieser Quelle geflossenes Stück bei Albaihaḳî S. 834 werden wir späterhin berücksichtigen.[1]

Dagegen finden wir in einem anderen Werke von Albîrûnî, einer ausführlichen Darstellung der historischen Chronologie vorder- und mittelasiatischer Völker sowie der Aegypter, Griechen und Römer, zahlreiche und werthvolle Mittheilungen über die Chorasmier und Sogdianer, einzelnes auch über die Saken, über ihre Sprachen, Sitten und Gebräuche, ihre Geschichte und Chronologie. Aus diesem Werke, das wir zur Herausgabe in Text und Uebersetzung vorbereitet haben, theilen wir einen auf Khwârizm bezüglichen Abschnitt mit, der höchst eigenthümliche Aufschlüsse über die älteste Geschichte dieses Landes gewährt.

R (MS. Rawlinson Bl. 17b).

وجرى على مثل ذلك أهل خوارزم فكانوا يؤرّخون بأوّل عمارتها وقد كانت قبل الاسكندر بتسعمائة وثمانين سنة ثمّ أخذوا بعد ذلك بتورّد سياوش بن كيكاوس إيّاها وتملك كيخسرو ونسله بها حين نقل[2] اليها وسيّر[3] أمره على ملك الترك وكان ذلك بعد عمارتها[4] باثنتى[5] وتسعين سنة ثمّ اقتدوا بالفرس فى التأريخ بالقائم من ذرّيّة كيخسرو المسمّى بالشاهية بها حتّى ملك افريغ وكان أحدهم وكان يتطيّر به كما تشاءمت الفرس بيزدجرد الأثيم وملك[6] ابنه بعده وبنى قصره على ظهر العير[7] فى سنة ستمائة وست عشرة للإسكندر

letzterem, da Ereignisse aus dem Jahre 432 (2 Jahre nach Albîrûnî's Tod) erwähnt werden. Wir haben schon früher die Vermuthung ausgesprochen, dass die ‚Chronik von Khwârizm' zwischen 427—430 abgefasst wurde.

[1] Alṣafadî (الوافى بالوفيات Handschrift der Hofbibliothek N. F. 234 Bl. 18b) erwähnt in einem Verzeichniss historischer Werke auch ein تاريخ خوارزم لمطهر الدين الكاشى

[2] LP نُقِلَ [3] LPR وستر [4] R امارتها [5] P باثنى [6] LP وَمُلْكِ

[7] Conj. الفير

فأرّخوا به وبأولاده وكان هذا العير قلعة على طرف مدينة
خوارزم مبنيّة من طين ولبن ثلثة حصون بعضها فى بعض
متوالية فى العلوّ وفوق جميعها قصور الملوك كمثل غمدان
باليمن إذ كان موضع التبابعة وهو قلعة بصنعآء[1] قبالة
الجامع مؤسّسة بصخر يقال أنّها من بنآء سام بن نوح بعد
الطوفان وبها بئره التى احتفرها وقيل بل كان هيكلا بناه
الضحّاك على اسم الزهرة وكان يرى هذا العير من مقدار
عشرة أميال وأكثر فحطمه نهر جيحون وهدمه وذهب به
قطاعا كلّ عام حتّى لم يبق منه شىء فى سنة ألف وثلثمائة
وخمس للإسكندر وكان القائم من هؤلآء حين بعث النبىّ
عليه السلام ارثموخ[2] بن بوزكار بن خامكرى[3] بن شاوش
بن[4] سخر بن ازكاجوار[5] بن اسكجموك بن سخسك[6] بن بغره[7]
بن افريغ[8] ولمّا فتح قتيبة بن مسلم خوارزم المرّة الثانية
بعد ارتداد أهلها ملّك عليهم اسكجموك بن ازكاجوار[9] بن
سبرى[10] بن سخر بن ارثموخ ونصبه للشاهيّة وخرجت الولاية
من ايدى نسل الأكاسرة وبقيت الشاهيّة فيهم لكونها موروثة
لهم وانتقل التأريخ الى الهجرة على رسم المسلمين وكان
قتيبة أباد من يحسن[11] الخطّ الخوارزمىّ ويعلم أخبارهم
ويدرّس[12] ما كان عندهم ومزّقهم كلّ ممزّق فخفيت لذلك
خفاءا لا يتوصّل معه الى معرفة حقائق ما بعد عهد الإسلام
به وبقيت الولاية بعد ذلك تتردّد[13] فى هذه[14] القبيلة مرّة
وفى أيدى غيرهم أخرى الى أن خرجت الولاية والشاهيّة

---

[1] PR بضعاء L نصعاء [2] L ارتموخ [3] L خانكرى [4] fehlt in LPR
[5] LPR ازكاحوار [6] P سَخَسَكْ L سخسك R سخّسك [7] LP بعزه R
بعزه [8] L افريغ PR افرفغ [9] P ارکاجوار L ازکاخوار [10] P سِبْرِى
[11] L مُحْسِن [12] PR ومدرّس L وَتَدَرَّسَ [13] R يتردد [14] P هذا

دلتاهما[1] منهم بعد الشهيد ابى عبد الله محمّد بن احمد بن محمّد بن عراق بن منصور بن عبد الله بن تركسباثه[2] بن شاوشفر[3] بن اسكجموك بن ازكاجوار[4] بن سبرى[5] بن[6] سخر بن ارثموخ الذى ذكرت انّ فى زمانه بعث النبىّ عليه السلام

Uebersetzung:

,Aehnlich verfuhren die Chorasmier. Sie datirten nämlich nach dem Anfang der Bebauung ihres Landes vom Jahr 980 vor Alexander. Späterhin haben sie den Umstand, dass Siyâwush der Sohn des Kaikâûs nach Khwârizm hinabkam und Kaikhusrû und seine Nachkommen sich der Herrschaft des Landes bemächtigten, als Ausgangspunkt einer Aera angenommen — rechnend von dem Zeitpunkt, als er (Siyâwush) in das Land einwanderte und seine Herrschaft über das Türkenreich ausbreitete. Dies geschah 92 Jahre nach dem Anfang der Bebauung des Landes.

Darauf haben sie dann die Perser nachgeahmt, indem sie datirten nach den Regierungsjahren des jeweiligen Herrschers, aus dem Geschlecht des Kaikhusrû, welcher den Titel ‚Shâhiya'[7] führte. Dies dauerte bis zur Regierung der Afrîgh, einem der Regenten aus jenem Hause.[8] Sein Name galt als ein böses Omen, wie der des Yazdajird des Frevelhaften bei den Persern. Sein Sohn folgte ihm in der Regierung. Er (Afrîgh) liess Anno Alex. 616 seinen Palast hinter Alfîr[9]

---

[1] LPR كليهما [2] P تُرُكَسْبَاثَه L تركستانه [3] L شاوشعر [4] R اسكاجوار [5] P سَبْرِى [6] fehlt in R.

[7] Wenn der Text hier richtig überliefert ist, müssen wir annehmen, dass die dem Persischen شاه ‚Shâh' entsprechende Form des Khwârizmischen Dialectes Shâhiya شاهيه lautete, vgl. das Altpersische khshâyathiya.

[8] احدهم in den Worten وكان احدهم lässt auch die Punctation أَحَدُّهُمْ zu d. i. ‚der heftigste von ihnen'.

[9] Ueberliefert ist *Al'ir.* Zu على ظهر ‚an der Rückseite von', ‚hinter' vgl. Alistakhrî 259, 5; 265, 7; 319, 3.

erbauen. So kam es, dass man nach ihm und seinen Nachkommen datirte.

Dies Alfîr war eine aus Thon und Ziegeln gebaute Citadelle an der Aussenlinie der Stadt Khwârizm, bestehend aus drei Befestigungen; von denen die eine in die andere hineingebaut war, alle drei von gleicher Höhe und das ganze überragt von den Palästen der Könige — ähnlich Ghumdân in Jemen, als es die Residenz der Tubba'a war. Dies war nämlich eine auf einem Felsen fussende Citadelle in San'â vor der Hauptmoschee, von der man erzählt, dass sie von Sem dem Sohne Noah's nach der Sündfluth erbaut sei. Nach anderer Ansicht war es ein Tempel, den Al-ḍaḥḥâk der Venus erbaute.

Dies Alfîr war sichtbar aus einer Entfernung von 10 Meilen und mehr. Dann aber hat der Oxus es zerbröckelt und zerstört und alljährlich Stücke fortgeschwemmt, bis Anno Alex. 1305 die letzte Spur desselben verschwunden war.

Aus der genannten Dynastie herrschte zur Zeit, als der Prophet (Muḥammed) gesandt wurde, Arthamûkh ben Bûzkâr b. Khâmgrî b. Shâwush b. Sakhr b. Azkâjawâr b. Askajamûk b. Sakhassakh b. Baghra b. Afrîgh.

Nachdem Ḳutaiba b. Muslim Khwârizm nach dem Abfall der Khwârizmier zum zweiten Mal erobert hatte, setzte er als ihren König ein den Askajamûkh b. Azkâjawâr b. Sabrî b. Sakhr b. Arthamûkh und ernannte ihn für die Shâh-Würde (das Königthum). Die Wilâya (das Amt des Statthalters) wurde den Nachkommen der Chosroen genommen, während die Shâh-Würde ihnen blieb, weil sie ihnen erblich angehörte.

Anstatt der einheimischen Aera wurde die Hijra nach allgemein muslimischem Brauch adoptirt. Ḳutaiba hatte aber alle diejenigen, welche khwârizmische Schrift zu lesen und zu schreiben verstanden,[1] welche die Traditionen des Landes kannten

---

[1] أَحْسَنَ in der Bedeutung ‚etwas können, kennen' kommt auch sonst bei Albîrûnî vor, R Bl. 98ª l. Z.: ولها (لمنازل القمر) بلغتهم أسامٍ حَفِظُوها وٱنْقَرَضَ من كان يَسْتَعْمِلُها و يُحْسِنُ كيفيّةَ النَّظَرِ فيها والاستدلالِ عليها und R Bl. 103ᵇ 12: وَمَنْ تَكَلَّفَ ما لا يُحْسِنُ ٱفْتَضَحَ فيه

und seine Wissenschaften studierten, dem Untergang preisgegeben und auf alle mögliche Weise ruinirt.[1] In Folge dessen sind nun diese Dinge dermassen in Dunkel gehüllt, dass es bei diesem Zustande nicht (einmal) möglich ist die wirkliche Geschichte des Landes seit dem Islam[2] zu ermitteln, (geschweige denn die frühere).

In der Folgezeit war nun die Wilâya abwechselnd bald in den Händen dieses Geschlechtes, bald in den Händen anderer, bis sowohl die Wilâya wie auch die Shâh-Würde ihnen verloren ging nach dem Tode des Märtyrer's Abû-ʿAbdallâh Muḥammad b. 'Aḥmad b. Muḥammad b. ʿIrâḳ b. Manṣûr b. ʿAbdallâh b. Turkasbâtha b. Shâwushfar b. Askajamûk b. Azkâjawâr b. Sabrî b. Sakhr b. Arthamûkh, von dem ich gesagt habe, dass zu seiner Zeit der Prophet gesandt wurde.'

Der hier in Text und Uebersetzung mitgetheilte Abschnitt ist der Schluss des Capitels über die Aeren verschiedener Völker; in dem unmittelbar Vorhergehenden erörtert Albîrûnî die zahlreichen Aeren der vorislamischen Araber und fügt hinzu, dass die Südaraber nach den Regierungsjahren ihrer Tubbaʿs datirt hätten, wie die Perser nach ihren Chosroen, die Griechen nach ihren Kaisern.

Bevor wir uns zur Besprechung der Einzelheiten dieses Berichtes wenden, müssen wir einige Worte über die Textüberlieferung der Chronologie (Alâthâr Albâḳiya) vorausschicken, mit der es leider ziemlich schlecht bestellt ist. Von dem Werke existiren in europäischen Bibliotheken nur die folgenden vier Handschriften, die sich in Wirklichkeit auf drei reduciren:

R, im Privatbesitz von Sir Henry Rawlinson, ist copirt A. H. 1254 Ende Ṣafar (A. D. 1838 Mai) in Teheran aus einer der dortigen Shah-Moschee angehörigen, alten Handschrift.

---

[1] Zu dem Sprachgebrauch von مزّق inf. مُمَزَّق vgl. Fihrist, ed Flügel 239, 17: فدَرَسَ عند ذلك العِلْمُ بالعراق وتَمَزَّقَ واختلفت العلمآء وقلّت

[2] Die Worte ما بَعْدَ عَهْدِ الإسْلامِ بِهِ sind der Construction nach = ما بَعْدَ ما عَهِدَ الإسْلَامُ بِهِ

P Handschrift der Bibliothèque nationale in Paris mit der Signatur Suppl. Arabe 713. 2; sie ist nicht datirt, aber vermuthlich 200—300 Jahre alt.

L Handschrift des British Museum (Rich Collection) Add. 7491, datirt A. H. 1079 (A. D. 1668/9).

T Handschrift des British Museum (Taylor Collection) Add. 23, 274, eine Copie von R, datirt A. H. 1255 Muḥarram (A. D. 1839 März).

Die drei Manuscripte PLR, denen wir unsern Text entnommen haben, geben eine und dieselbe Redaction wieder und gehen auf eine gemeinsame Quelle zurück; diese Urhandschrift hat augenscheinlich fast aller Vocale, Lesezeichen und der meisten diakritischen Punkte entbehrt und PLR sind nichts als ebensoviele, mehr oder weniger gelungene Interpretationsversuche dieses Originals. Alle drei Schreiber scheinen Perser gewesen zu sein, deren Kenntniss des Arabischen und der behandelten Materie nicht sehr bedeutend war. P und R weichen am meisten von einander ab; L stimmt bald mit P, bald mit R überein. Ferner sind P und L sehr vollständig vocalisirt und punktirt, R dagegen nicht vocalisirt.

Die Sprache Albîrûnî's ist keineswegs classisches Arabisch, und es zeigt sich oft sehr evident, dass nur die Worte Arabisch sind, während die Form des Gedankens rein Eranisch ist. Im allgemeinen ist sein Styl klar und präcis, und schwierig nur da, wo von philosophischen Dingen die Rede ist.

Die Epochen, deren sich die Khwârizmier vor Annahme der Hijra in ihrer Zeitrechnung bedienten, sind nach Albîrûnî die folgenden drei:

I Das Jahr 980 vor Alexander (1292 vor Chr. Geb.), Anfang der Cultur des Landes.

II Das Jahr 888 vor Alexander (1200 vor Chr. Geb.), Ankunft des Siyâwush ben Kaikâûs.

III Das Jahr 616 nach Alexander (305 nach Chr. Geb.), Erbauung der Königsburg in Khwârizm, der Hauptstadt des Landes [1].

---

[1] Nach dem Canon Masudicus (MS. Elliot Bl. 25) rechneten die Magier Transoxaniens nach dem Todesjahr des Yazdagird; und zwar rechneten diejenigen, welche westlich vom Balkhâb wohnten, zwischen diesem Datum und der Epoche der gewöhnlichen Yazdagirdischen Aera (Regierungs-

In dem Wortlaut des auf die erste Epoche bezüglichen Passus ist alles klar und ohne irgendwelche Zweideutigkeit. Ueber Khwârizm in seiner doppelten Bedeutung als Name des Landes und der Hauptstadt (genau wie das heutige Khîwa) wird weiter unten die Rede sein. Den ‚Anfang der Cultur des Landes' haben wir vermuthlich als gleichbedeutend und gleichzeitig mit der ersten Einwanderung der Eranier in Khwârizm anzusehen. Albîrûnî deutet leider mit keiner Silbe an, aus welcher Quelle er diese eigenthümliche Nachricht geschöpft hat, ob sie auf einer historischen oder angeblich historischen Tradition beruht, oder ob sie das Resultat gelehrter Berechnungen ist. Es wäre nicht unmöglich, dass dies Datum mit der zoroastrischen Ansicht von der Dauer der Schöpfung in viermal 3000 Jahren unter der Herrschaft von je drei Zeichen des Thierkreises zusammenhängt. Nach Bundehesh Cap. 34 sind bei der Ankunft Zoroasters die ersten 9000 Jahre verflossen; wenn wir von dem Anfang der Khwârizmischen Cultur (1292 v. Chr. Geb.) bis zur Eroberung des Landes durch die Araber (A. H. 93 = A. D. 712) 2000 Jahre rechnen (in Wirklichkeit sind es 2004 Jahre), so erhalten wir für das Reich

---

antritt des Yazdagird) 20 Jahre, während die östlich vom Balkhâb wohnenden (Albîrûnî nennt sie Mubayyiḍa und الحجوس الاسفندياريّة) 20 Jahre 5 Tage rechneten. Seine Worte sind:

معرفة تأريخ الحجوس من تأريخ يزدجرد

اذا اردنا ذلك نقصنا من تأريخ يزدجرد عشرين سنة ابدا
فيبقى تأريخ مجوس ايرانشهر ممّن هم من نهر بلخ (radirt)
فى الجانب الغربى وامّا على مذهب البيضة مجوس ما وراء
النهر فانّا ننقص من سنى يزدجرد ايضا عشرين سنة
وخمسة ايّام فان لم تف الايّام بها اخذنا من السنين
واحدة وانزلناها الى الايّام ثلثمائة وخمسة وستّين ثمّ نقصنا
الخمسة حينئذ من تلك الحجتمعة ونجعل ما بقى من الايّام
شهورا لكلّ شهر ثلثين وللثانى عشر خمسة وثلثين فما
حصل فهو تأريخ اولئك الحجوس الاسفندياريّة

der Araber das letzte Millennium der Weltdauer unter der Herrschaft von Pisces.

Eine mit solcher Bestimmtheit auftretende Nachricht über ein Ereigniss des höchsten Alterthums wird überall gerechtem Zweifel begegnen; sie steht ganz isolirt da, so dass es durchaus an Material und Anhaltspunkten zur Vergleichung fehlt, weshalb wir uns weiterer Vermuthungen enthalten. Sir Henry Rawlinson bemerkt in Quarterly Review 1866 Oct. nr. 240 S. 491, dass dies Datum einigermassen mit der Zeit der Erfindung des Jyôtisha übereinstimmt, d. i. 1391 vor Chr. Geb. nach Davis und Colebrooke, 1181 vor Chr. Geb. nach Pratt und M. Müller[1], und fügt hinzu: This (the Khwârizmian) date too, is almost certainly an astronomical rather than a political era, and was connected with the institution of the lunar zodiac, which like the original Indian zodiac commenced with the asterisms of the Pleiades'.

Als die historische Veranlassung der zweiten Epoche wird die Ankunft des Siyâwush ben Kaikâûs in Khwârizm bezeichnet, ein Ereigniss, in Folge dessen die Herrschaft im Lande seinem Sohne Kaikhusrû und dessen Nachkommen zufiel. Diese Aera ist wahrscheinlich zu einer Zeit, als wirkliche oder angebliche Nachkommen des Siyâwush im Lande herrschten, rückwärts berechnet, indem man die an und für sich unbedeutende Thatsache der Ankunft eines flüchtigen persischen Prinzen, der aber zugleich Stammvater der herrschenden Dynastie war, dieser zu Ehren zum Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung nahm. Als das Datum der Einwanderung wird das Jahr 92 nach Anfang der Cultur des Landes, also 888 vor Alexander oder 1200 vor Chr. Geb. bezeichnet. Unter dieser persischen Dynastie, die Shâhiya genannt, rechnete man wie die Perser nach den Regierungsjahren des jeweiligen Regenten — bis zur Zeit des Afrîgh, eines Shâh's aus dieser Dynastie.

Die kurzen Andeutungen Albîrûnî's stimmen durchaus nicht mit dem überein, was wir anderwärtig aus dem Avestâ, dem Shâhnâma und den Historikern über die Geschichte der

---

[1] Vgl. über diese Berechnungen A. Weber, Die vedischen Nachrichten von den naxatra (Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin 1861 S. 355. 363).

Kayanier erfahren. Dass Siyâwush nach Khwârizm gekommen sei und dass er die Türken seiner Botmässigkeit unterworfen, ferner dass seine Nachkommen (die Linie des Kaikhusrû) sich des Thrones von Khwârizm bemächtigt und ihn von 1200 vor Chr. bis 995 nach Chr. innegehabt haben, alles dies ist, soweit wir das hierher bezügliche Quellenmaterial übersehen, gänzlich unbekannt[1]. Siyâwush entfloh, um den Intriguen einer der Frauen seines Vaters zu entgehen und weil sein Vater den von ihm mit Afrâsiâb, dem Fürsten von Tûrân, abgeschlossenen Frieden nicht anerkennen wollte, aus Eran nach Turan, heirathete eine Tochter des Afrâsiâb und nahm seinen dauernden Wohnsitz in Kangdiz, wo er später ermordet wurde. Dies Kangdiz, altbaktrisch Kañha, spielt in der mythischen Geographie der Eranier eine grosse Rolle, vgl. Windischmann, Zoroastrische Studien S. 15 ff. Es wäre nicht unmöglich, dass Albîrûnî Kangdiz mit Khwârizm identificirte. Nachdem der Sohn des Siyâwush, Kaikhusrû nach Eran zurückgeführt und von seinem Grossvater als Thronfolger anerkannt ist, beginnt er den Rachekrieg gegen Turan; speciell wird erwähnt, dass einer seiner Helden mit Namen Ashkash Khwârizm eroberte. Nach dem Tode des Kaikhusrû geht die Herrschaft der Kayaniden auf eine Seitenlinie (Luhrâsp) über; als directe Nachkommen des Kaikhusrû werden nur vier Töchter und in einer Avestâ-Stelle ein sonst gänzlich unbekannter Sohn Âkhrûra erwähnt. Unter der bei Albîrûnî erwähnten Ausdehnung der Herrschaft über das Türkenreich, die sich nach dem arabischen Wortlaut sowohl auf Siyâwush als auf Kaikhusrû beziehen kann, ist nicht die Unterwerfung Turan's durch Kaikhusrû zu verstehen, da dieser dem gefangenen Sohne des Afrâsiâb das väterliche Reich zurückgab. Wahrscheinlich ist dabei an eine Unterwerfung der Ghuzz-Türken gedacht.

---

[1] Auch in der Urgeschichte Bukhârâ's spielt Siyâwush eine Rolle — nach dem Ta'rîkh-i-Narshakhî (s. Vambery, Geschichte Bochara's I, 3 Anm. I.) Alṣafadî (in seinem الوافى بالوفيات Handschrift der Hofbibliothek N. F. 234 Bl. 19a) erwähnt ein تاريخ بخارا للحافظ غنجار und das Bl. 18b eine ‚Chronik Samarkand's von Al'idrîsî' sammt einer Fortsetzung (ذَيْل) von 'Abû-Ḥafṣ Alnasafi.



Ebenso eigenthümlich, wie diese Nachrichten selbst, ist nun auch das Datum, 92 Jahre nach Anfang der Cultur des Landes, d. i. 888 vor Alexander als die Zeit der Einwanderung des Siyâwush. Mit der Vulgata der chronologischen Tradition, auch in der von Albîrûnî selbst überlieferten Form ist dies Datum durchaus unvereinbar. In seinem Werke finden sich drei chronologische Tabellen für die altpersische Geschichte bis zur Zeit Alexanders.

In der ersteren, die er als die unter den Persern allgemein gültige (على رأى جمهور الفرس) bezeichnet, rechnet er für die Zeit von der Erschaffung des ersten Menschen bis zum Tode des Dârâ ben Dârâ 3354 Jahre; die Regierung des Kaikâûs fällt in die Jahre 2736—2886 (150 Jahre) dieser Aera. Die Ereignisse, in Folge deren Siyâwush auswanderte, werden gewöhnlich in die zweite Hälfte seiner Regierung (2811—2886) verlegt. Das Jahr 2811 nach Erschaffung des ersten Menschen ist das Jahr 543 vor dem Tode des Darius oder 557 vor dem Tode Alexanders.

Nach der zweiten Tabelle, welche Ḥamza Isfahânî aus dem ‚Avestâ' entnommen haben soll, beträgt die Zeit von der Erschaffung des Gayômarth bis zum Tode des Darius 3134 Jahre; die Regierung des Kaikâûs fällt in die Jahre 2496—2646. Die Mitte seiner Regierungszeit (das Jahr 2571) ist nach dieser Berechnung das Jahr 563 vor dem Tode des Darius und 577 vor dem des Alexander.

Nach der dritten Tabelle, welche Ḥamza aus dem ‚Buche des Mobad' entnommen, beträgt die Zeit von der Erschaffung des Gayômarth bis zum Tode des Darius 3352 Jahre; die Regierung des Kaikâûs fällt in die Jahre 2734—2884. Nach dieser dritten Berechnung entspricht die Mitte seiner Regierungszeit (2809) dem Jahre 543 vor dem Tode des Darius oder 557 vor dem Tode Alexanders.

Hieraus ergibt sich zur Genüge, dass das aus der Vulgärtradition für die Flucht des Siyâwush approximativ zu bestimmende Datum mit der Epoche der zweiten Khwârizmischen Aera, dem Jahre 888 vor Alexander als Datum desselben Ereignisses durchaus nicht in Einklang gebracht werden kann. Es bleibt nichts übrig als anzunehmen, dass Albîrûnî ein eigen-

thümliches chronologisches System vorgelegen hat, welches von der Vulgata durchaus verschieden war. Ein solches ist nun wirklich von dem unbekannten Verfasser des Mujmil-altawârîkh überliefert, mit Hülfe dessen wir nachweisen zu können glauben, wie Albîrûnî dazu gekommen ist, das Jahr 888 vor Alexander als das Datum der Flucht des Siyâwush anzusetzen.

Nach dem Mujmil (s. Quatremère, Journal Asiatique 1839, 7 S. 263) regierte Kaikobâd 1063 Jahre vor Alexander. Rechnen wir mit Firdausî 100 Jahre für die Regierung des Kaikobâd, so ergibt sich das Jahr 963 vor Alex. als Regierungsanfang des Kaikâûs. Letzterer regierte 150 Jahre (Journal Asiatique 1841, 11 S. 321); setzen wir, wie bisher, die Flucht des Siyâwush an den Anfang der zweiten Hälfte seiner Regierung, so erhalten wir hierfür das Datum, welches Albîrûnî angibt, nämlich 888 vor Alexander (963—75 = 888).

Die unter den Nachkommen des Siyâwush nach persischem Vorgang adoptirte Datirungsweise nach den Regierungsjahren der einzelnen Shâhs wurde unverändert beibehalten bis zum Jahre 616 nach Alexander (A. D. 311). Zu dieser Zeit regierte ein Shâh Namens Afrîgh aus dem Geschlecht des Siyâwush, von dem Albîrûnî berichtet, dass er sich, wie der Sasanide Yazdajird der Frevelhafte, keines guten Namens erfreut, und dass er nach seinem Tode die Herrschaft auf seinen Sohn vererbt habe. Afrîgh baute A. Alex. 616 sein Residenz-Schloss ‚hinter Alfîr', was als ein Epoche machendes Ereigniss betrachtet worden zu sein scheint. Dennoch aber müssen wir aus Albîrûnî's Worten ‚So kam es, dass man nach ihm und seinen Nachkommen datirte' schliessen, dass man nicht nach der Erbauung dieses Schlosses datirte, sondern in gewohnter Weise nach den Regierungsjahren des jeweiligen Shâh's aus der Familie Afrîgh-Siyâwush zu rechnen fortfuhr.

Das hier erwähnte Alfîr wird beschrieben als eine an der Aussenseite der Stadt Khwârizm gelegene Citadelle, eingeschlossen von drei Ringmauern, in deren Mitte die Residenz-Schlösser der Fürsten emporragten; sie wurde von den Fluthen des Oxus zerstört und die letzte Spur derselben war A. Alexandri 1305 (A. D. 994) verschwunden. Die meisten grösseren Städte in Khurâsân und Transoxanien bestanden aus einer eigentlichen Stadt, einer Citadelle und ausserhalb der Mauer



gelegenen Vorstädten; sie waren zum Theil sehr ausgedehnt, da sie innerhalb der Mauer Saatfelder und Weingärten مزارع وكروم umfassten.

Wir müssen an dieser Stelle auf die Stadtgeschichte von Khwârizm näher eingehen, erstens um unsere Lesart *Alfîr* (الفير), die wir anstatt des von allen Handschriften einstimmig überlieferten *Al'îr* (العير) adoptirt haben, zu rechtfertigen, und zweitens um nachzuweisen, dass Khwârizm auch der Name der Stadt, nicht bloss der Name des Landes gewesen ist. Die Lesart Al'îr wird allein schon durch den rein semitischen Laut des 'Ain in einem eranischen Worte verdächtigt. Die Zweideutigkeit bezüglich des Namens Khwârizm geht in der Hauptsache auf die Worte مدينة خوارزم, welche sowohl ‚die Hauptstadt von Khwârizm' als ‚la ville de Khwârizm' übersetzt werden können. Wir führen nach der Reihe die Aussagen der ältesten arabischen Geographen und Historiker an.

Albalâdhurî (gest. A. H. 279) beschreibt in seinem vortrefflichen Kitâb-alfutûḥ (ed. De Goeje S. 421 Z. 2. 3) Khwârizm mit folgenden Worten: وخارزم ثلث مدائن يحاط بها فارقين ومدينة الفيل احصنها ‚Khwârizm besteht aus drei Städten (oder Stadttheilen), welche von einem Graben umgeben sind; der Stadttheil Alfîl ist der befestigtste'.[1] Für يحاط (bei De Goeje) lesen wir يحيط, denn von einem Wasserreservoir (was فارقين gleichfalls bedeuten kann) innerhalb der drei Stadttheile — etwa zum Zweck der Approvisionirung im Fall einer Belagerung — ist sonst nirgends etwas überliefert; es war auch gar nicht nothwendig, da durch den Jardûr (einen die ganze Stadt durchziehenden Oxus-Kanal) für Wasser genügend gesorgt war. Dagegen ist eine Bemerkung über die Befestigung der Stadt durch einen Wassergraben, der durch die Nähe des Oxus und mittelst des Canal's leicht herzustellen war, hier durchaus am Platz. Dieselbe Stadt Fîl wird S. 426 zweimal erwähnt, wo es, wie sich aus dem sachlichen Zusammenhang ergibt, als gleichbedeutend mit der Stadt Khwârizm (pars pro toto) gebraucht wird. Ferner erfahren wir aus S. 408 Z. 3, dass die Hauptstadt Khwârizm's östlich vom Oxus lag.

[1] Aus dieser Stelle stammt ein grober Irrthum bei Weil, Geschichte der Chalifen I, 502 Anm. I, wo es heisst: ‚Die drei Städte Chuwaresm's heissen bei Ṭabarî: Medînat-elfîl (Elephantenstadt), *Farikein* und Hezarest'.

Nach Albalâdhurî bezeichnete Khwârizm die ganze dreitheilige Stadt, während Fîl der Name des am meisten befestigten Stadttheiles (also vermuthlich der Citadelle) war. Wie aber die beiden andern Stadttheile hiessen, gibt er nicht an.

Ibn Khurdâdbih, der zwischen A. H. 240—260 sein Kitâb-almasâlik-walmamâlik verfasste, erwähnt Khwârizm und *Kâth* neben einander, s. die Ausgabe von B. de Meynard (Journ. Asiatique 1865) S. 39. 246.

Ausführlichere Nachrichten finden wir bei Alistakhrî, der um A. H. 340 das Reisewerk des A. H. 322 verstorbenen Albalkhî neu herausgab (vgl. De Goeje, Zeitschrift der deutsch. morgenländ. Gesellschaft B. 25 S. 42). Er sagt (Ausgabe von De Goeje S. 299 ff.), dass die Hauptstadt von Khwârizm nördlich vom Oxus liege, und beschreibt sie weiter: ‚Die Hauptstadt des Landes wird im khwârizmischen Dialekt Kâth genannt. Sie besteht aus einer nunmehr verödeten Citadelle, und aus einer (eigentlichen) Stadt. Der Oxus hat sie aber zerstört und die Leute haben sich hinter derselben (also weiter östlich) wieder angebaut. Der Fluss ist auch der Citadelle schon sehr nahe gerückt und man befürchtet ihren Einsturz. Die Hauptmoschee steht hinter der Citadelle, das Schloss des Khwârizm-Shâh bei der Hauptmoschee und das Gefängniss bei der Citadelle. Mitten durch die Stadt geht der Canal Jardûr, der Stadt und Markt in zwei Hälften theilt. Die Stadt ist ungefähr ein Drittel Farsakh lang und breit. Die Thore des zerstörten Stadttheiles sind verschwunden. Die übrige Stadt ist hinter dem zerstörten Theil auf der Thalsole erbaut.‘

Ferner auf S. 304: ‚Khwârizm ist eine fruchtbare, an Speisen und Früchten reiche Stadt.‘ Sie war drei Tagereisen von dem weiter nördlich am Westufer des Oxus gelegenen Jurjâniyya entfernt (a. a. O. S. 341).

Das Reisewerk Balkhî-Istakhrî wurde zum dritten Mal von Ibn Ḥauḳal bearbeitet und herausgegeben; er war A. H. 331 angefangen zu reisen und seine Publication fällt in das Jahr A. H. 367. Sein Bericht von Khwârizm stimmt meistens wörtlich mit dem des Istakhrî überein. Während zur Zeit des ersteren ein Theil der Stadt vom Oxus zerstört war, die Citadelle, wenn auch Einsturz drohend, noch bestand, so war zur Zeit Ibn Ḥauḳals (Ausgabe von De Goeje S. 351) beides, Stadt



und Citadelle schon spurlos verschwunden, und hinter dem zerstörten Stadttheil hatte man sich wieder angebaut. Einzelne Reste der überschwemmten Stadttheile dürften aber noch bedeutend länger existirt haben, denn Albîrûnî, der jedenfalls aus Autopsie spricht, setzt das gänzliche Verschwinden derselben in das Jahr Alexanders 1305 (A. H. 384). Da er A. H. 362 geboren war, so hat er möglicherweise einen grossen Theil der alten Stadt und Citadelle noch selbst gesehen.

Yâkût, der A. H. 616 Khwârizm bereiste (vgl. Wüstenfeld, Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft 18, 480), kennt dies Wort nur noch als den Namen des Landes, nicht mehr als den einer Stadt (ed. Wüstenfeld II, 481, 1 وخوارزم ليس اسما للمدينة انّما هو اسم للناحية بجملتها). Er polemisirt daher gegen den älteren Sprachgebrauch bei 'Aḥmad ben Faḍlân (a. a. O. II, 482, 13—15 وانحدرنا من خوارزم الى الجرجانية الخ). Zu seiner Zeit war Gurgânj oder Jurjâniyya die Hauptstadt des Landes. Aus der Geschichte, die er II, 481 zur Rechtfertigung seiner Etymologie des Wortes Khwârizm anführt, ergibt sich die Identität von Kâth und Khwârizm als zweier Namen einer und derselben Stadt. Yâkût preist die hohe Cultur des Landes und erklärt nie ein blühenderes gesehen zu haben. In alter Zeit (II, 483, 16) habe die auf der Ostseite des Flusses gelegene Hauptstadt des Landes Almanṣûra geheissen; dann aber habe der Fluss den grössten Theil des Bodens, auf dem sie stand, weggerissen, in Folge dessen die Einwohner auf das entgegengesetzte Flussufer nach Jurjâniyya übergesiedelt seien. Nach einer Nachricht bei Albîrûnî sei Khwârizm in alter Zeit Fîl genannt worden.

Von Kâth erklärt Yâkût (IV, 222), es sei eine grosse Stadt in Khwârizm, die einzige östlich vom Oxus gelegene, während das ganze übrige Land westlich vom Oxus liege. Kâth soll im Khwârizmischen Dialekt eine ‚Mauer, Einfriedigung (Hürde) auf freiem Felde' bedeuten.[1]

---

[1] Dies كاث dürfte verwandt sein mit der Endung كَث, welche in so zahlreichen transoxanischen Ortsnamen vorkommt, s. Sprenger, Die Post- und Reiserouten des Orients S. 18 ff. (Verzeichniss der Städte Transoxaniens).

In B. III, 933 bezeichnet Yâkût Fîl als die alte Hauptstadt des Landes, die späterhin Almanṣûra genannt wurde, identificirt sie aber irrthümlich mit Gurgânj. Aus seinen Artikeln: Jurjâniyya, Gurgânj und Almanṣûra entnehmen wir das folgende: Gurgânj war ursprünglich eine kleine Stadt auf dem Westufer des Oxus *gegenüber* Fîl oder Almanṣûra. Nachdem Fîl vom Oxus zerstört, übersiedelten die Einwohner nach Gurgânj; dieses blühte auf, jenes verschwand spurlos (sic II, 54). Kurz nachdem Yâkût das Land bereist hatte, wurde es A. H. 618 nach tapferer Gegenwehr des Khwârizmshâh von den Mongolen erobert und gänzlich verwüstet.

Der A. H. 903 verstorbene Historiker Mîrkhond braucht noch das Wort Khwârizm als den Namen der Hauptstadt des Landes und als gleichbedeutend mit Kâth, s. Histoire des Samanides, par M. Defrémery S. 185, 186, 275.

Aus den hier mitgetheilten Nachrichten ergibt sich das Folgende: Die alte Hauptstadt des Landes, vermuthlich die älteste Ansiedelung der Chorasmier, lag auf dem Ostufer des Flusses.[1] Dies wird bestätigt durch die Nachrichten der griechischen Geographen, welche die Chorasmier als die Bewohner des östlichen Oxus-Ufers bezeichnen (Forbiger, Handbuch der alten Geographie II, 561).

In dieser Stadt haben wir drei Theile zu unterscheiden I. die alte Stadt (المدينة), II. die Citadelle (القلعة oder قهندز), III. die neue Stadt, welche um so mehr zunahm, je mehr die beiden zuerst genannten Stadttheile von den Fluthen des Oxus zerstört wurden.

Speciell dem alten Stadttheil, der durch den Canal Jardûr in eine nördliche und südliche Hälfte getheilt wurde, scheint der Name Khwârizm eigenthümlich gewesen zu sein, der ausserdem als der vermuthlich älteste und wichtigste Bestandtheil die gesammte Stadt und — nach alteranischer Weise — auch das Land bezeichnete. Nachdem der Oxus diesen Stadttheil zerstört und in den Jahren A. H. 350—384 die letzten Spuren

[1] Das alte Khwârizm lag an einem Berge Baljân, s. Ibn-Al'athîr IX, 267, 2: جبل بلجان وهو الذى عنده خوارزم القديمة. Der Name Baljân kommt mehrfach vor; in dieser Bedeutung ist er bei Yâkût nicht verzeichnet.



desselben verschwunden waren, gerieth auch der Name in Vergessenheit; zur Zeit Yâķût's scheint niemand mehr Khwârizm als den Namen der alten Hauptstadt gekannt zu haben, und wenn er trotzdem bei Mirkhond in dieser Bedeutung noch vorkommt, so ist das entweder ein gelehrter Archaismus oder aus einer älteren Quelle herübergenommen.

Am Aussenrande des Weichbildes der Stadt (ob auf der Nord-, Ost- oder Süd-Seite, ist nicht zu ersehen) erhob sich eine stark befestigte Citadelle, auf der oder in deren Nähe die wichtigsten Staatsgebäude z. B. das fürstliche Schloss, die Hauptmoschee und das Gefängniss standen. Sie existirte schon zur Zeit des Shâh Afrîgh A. Alex. 616 (A. D. 305). Der am meisten befestigte von den drei Stadttheilen (also die Citadelle) hiess nach Albalâdhurî Fîl (فيل), während sie von Albîrûnî, der sie genau beschreibt, Alfîr genannt wird. Augenscheinlich sind beide Namen identisch und wir haben deshalb für das العمر der Handschriften العير als die richtigere Lesart adoptirt. Fîr = Fîl[1], indem *r* die ältere eranische Lautstufe gegenüber späterem *l* vertritt. Die Citadelle hat etwas länger den Fluthen des Oxus widerstanden; aber auch sie war zur Zeit des Ibn Ḥauķal oder nach Albîrûnîs Aussage spätestens A. H. 384 spurlos verschwunden. Damit verscholl auch der Name, und Yâķût hat die vage Vorstellung, dass Fîl ganz allgemein der Name der alten Hauptstadt gewesen sei.

Während diese beiden Stadttheile und mit ihnen die Namen verschollen, blieb der dritte Theil *Kâth* bestehen und war noch zur Zeit des Yâķût eine grosse Stadt; es war der am meisten östlich, am weitesten vom Oxus entfernt gelegene Stadttheil von allen dreien. Schon zur Zeit des Ibn Khurdâdbih (Mitte des dritten Jahrh. der Flucht) muss es so bedeutend gewesen sein, dass er Khwârizm und Kâth neben einander nennen konnte; ferner muss es schon zur Zeit der arabischen Eroberung (A. H. 93) existirt haben, denn nach Albalâdhurî bestand Khwârizm aus drei Städten, Altstadt (Khwârizm), Citadelle (Fîl) und — Kâth. Von diesem letzteren Stadttheil

[1] Ob پيل = فير فيل ist, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht ist es derselbe Name, den ein Gau (رستاق) in Khurâsân führte, بيل s. Yâķût II, 410, 3.

möchten wir nach Analogie der meisten grossen Städte in Centralasien annehmen, dass es ursprünglich der Rabaḍ (ربض) d. h. die Vorstadt gewesen ist, die ausserhalb der eigentlichen Stadtmauer, aber innerhalb des von Albalâdhurî erwähnten Grabens lag. Wir erinnern an das Beispiel der Stadt Rai. Sie bestand nach Albalâdhurî S. 319 aus einer von einem Graben (خندق) umgebenen inneren Stadt; in einiger Entfernung umzog eine zweite, leichtere Befestigung (eine Pallisadenkette فصيل) sammt Graben (hier فارقين genannt) die ganze Stadt. Die Vorstadt zwischen den beiden Befestigungslinien hiess Almuḥammadiyya oder im Munde der Leute ‚die äussere Stadt' (persisch Bîrûn). Und aus diesem Bîrûn des alten Khwârizm, aus der Vorstadt Kâth stammt nach unserer Ansicht Albîrûnî oder trägt wenigstens von ihr seinen Namen. Diese Ableitung ist übrigens keineswegs neu, sondern findet sich schon in Simʿânî's Kitâb-al'ansâb, welche Dowson in Elliot, History of India II, 1 Anm. 2 citirt: Bîrûnî is derived from the Persian and made to apply to any one born out of Khwârizm. Ob das Wort Bîrûn auch im khwârizmischen Dialect existirte, oder ob es die persische Uebersetzung des khwârizmischen Kâth ist (vgl. die oben auf Auctorität Yâḳûts angegebene Bedeutung des Wortes), ist ziemlich irrelevant. Unser Autor nennt sich mit Recht *Alkhwârizmî Albîrûnî*, weil er in der alten dreitheiligen Landeshauptstadt, deren beide unmittelbar am Oxus gelegene Stadttheile zur Zeit seiner Geburt (A. H. 362) wenigstens bruchstückweise noch existirten, und speciell in Kâth oder Bîrûn, der Vorstadt derselben und dem einzigen von dem Oxus verschonten, zu einer grossen Stadt angewachsenen Stadttheil geboren war.

Je mehr Khwârizm an Bedeutung verlor, um so mehr blühte Gurgânj auf; im 4. Jahrh. der Flucht war noch Kâth die grösste und Hauptstadt des Landes, Gurgânj die zweitgrösste. Nachdem Kâth aufgehört der Sitz der Shâhs zu sein (A. H. 385), wurde Gurgânj, die Residenz der Gouverneure, die grösste und die Hauptstadt des Landes, als welche sie Yâḳût kennen lernte. Kâth soll — nach Yâḳût — auch Almanṣûra genannt worden sein. Er begeht einen groben Irrthum, indem er Fîl und Gurgânj als auf beiden Seiten des Flusses sich gegenüber liegend bezeichnet und glaubt, dass nach der



Zerstörung von Fîl seine Einwohner auf das gegenüberliegende Ufer übergesiedelt seien; die Entfernung zwischen Fîl und Gurgânj war ebenso gross als die zwischen Kâth und letzterem Ort d. h. drei Tagereisen stromabwärts.

Schliesslich bemerken wir nur noch, dass auch Gurgânj eine sehr alte Stadt gewesen sein muss, wenn anders die Identification von urvâ (Vendidad I, 38) mit Gurgânj sich als stichhältig erweisen sollte. Die Stadt war zur Zeit des Alistakhrî (S. 342, 2. 3.) 1 Farsakh vom Oxus entfernt, während Yâḳût (II, 54) sie als am Ufer des Oxus liegend beschreibt.

Kehren wir nach dieser Digression zurück zur Besprechung von Albîrûnîs Bericht über die Aeren der Khwârizmier, speciell zur dritten Aera, als deren historische Veranlassung wir die Erbauung eines königlichen Schlosses durch den Shâh Afrîgh kennen gelernt haben. Bis auf diese Zeit (A. D. 305) führt Albîrûnî den Stammbaum des chorasmischen Fürstenhauses zurück; er zählt bis zum Auftreten Muḥammads (A. D. 610), also für einen Zeitraum von 305 Jahren 10 Fürsten, was für jeden eine durchschnittliche Regierungsdauer von 30½ Jahren ergiebt. Die Namen sind: افريغ, بغره, سخسك, اسكجموك, ازكاجوار, سخر, شاوش, خامكرى, بوزكار, ارثموخ. Der letztere — Arthamûkh — war nach Albîrûnî ein Zeitgenosse Muḥammads.

In dem Zeitraum von 102 Jahren, der zwischen Muḥammads Auftreten und der definitiven Eroberung Khwârizms durch Ḳutaiba ben Muslim (A. H. 93 = A. D. 712) verfloss, regierten vier weitere Fürsten aus demselben Geschlecht mit Namen: سخر, سبرى, ازكاجوار, اسكجموك.

Der letztere — Askajamûk — wurde von Ḳutaiba ben Muslim als Shâh von Khwârizm gegen seinen rebellischen Bruder bestätigt, musste sich aber dafür verpflichten, einen jährlichen Tribut zu entrichten und einen muslimischen Gouverneur (Wâlî) sammt Besatzung aufzunehmen.

Die näheren Verhältnisse der Eroberung Khwârizms durch die Araber sind nach Albalâdhurîs Kitâb-alfutûḥ folgende:

Der erste Eroberungsversuch wurde bereits unter dem Chalifat Othmans unternommen und zwar von Al'aḥnaf ben Ḳais, einem der Generäle des 'Abdallâh ben 'Âmir b. Kuraiz, der A. H. 29 von Othman zum Statthalter von Baṣra ernannt

war (s. Albalâdhurî S. 408 und über Al'aḥnaf Ibn-el-Athiri Chronicon III, 25; Afulfedae Annales ed. Reiske I, 249). Nach einem Zuge gegen Balkh wandte er sich nach Khwârizm, musste aber unverrichteter Sache wieder umkehren.

Glücklicher war Salm b. Ziyâd, der unter Yazîd ben Mûâwiya (A. D. 681—683) Statthalter von Khurâsân war (vgl. Ibn Ḳutaiba, Kitâb-alma'ârif 177, 9; Ibn-el-Athiri Chronicon IV, 82). Er zwang die Khwârizmier, mit ihm einen Vertrag zu schliessen, in Folge dessen sie ihm 400.000 Dirham zahlten (Albalâdhurî 413).

Die erste, wenn auch vielleicht nur partielle Eroberung fällt unter das Chalifat des 'Abdalmalik ben Marwân. 'Umayya ben 'Abdallâh, der von A. H. 74—78 Statthalter von Khurâsân war (s. Ibn-el-Athiri Chronicon IV, 298), eroberte Fîl (Albalâdhurî 426), die Citadelle der Landeshauptstadt, in der sich vermuthlich der Widerstand der Khwârizmier concentirte. Sie schüttelten aber bald das fremde Joch wieder ab und schon Yazîd ben Almuhallab, der von Ende A. H. 82—85 als Deputirter des Alḥajjâj für Khurâsân fungirte, musste einen neuen Zug gegen Khwârizm unternehmen, der aber fehlschlug. Albalâdhurî S. 417 erzählt von ihm: ‚Yazîd bekriegte Khwârizm und machte Gefangene. Sein Heer bekleidete er dann mit den Kleidern der Gefangenen, so dass diese vor Kälte umkamen‘ (vgl. Ibn-el-Athiri Chronicon IV, 402). Auf diesen Yazîd bezieht sich der auch von Yâḳût III, 933 überlieferte Vers des Ka'b Al'ashḳarî:

‚Fîl hat mit eigenen Händen dich (Ḳutaiba ben Muslim) beschenkt und that Recht daran.
Vor dir hat der Schwätzer, der Grossprahler (Yazîd ben Almuhallab) es begehrt.‘

Die definitive Eroberung des Landes erfolgte durch Ḳutaiba ben Muslim Albâhilî, der von A. H. 85—97 Statthalter von Khurâsân war und der zuerst diese Provinz wie auch Transoxanien dauernd dem Scepter des Chalifen unterwarf (vgl. Ibn Ḳutaiba, Kitâb-alma'ârif S. 207). Veranlasst und begünstigt wurde die Eroberung durch innere Streitigkeiten des einheimischen Fürstenhauses. Die näheren Umstände derselben waren die folgenden (Albalâdhurî 426, 420, 421): Khurẓâd, ein Bruder des Shâh, hatte sich gegen diesen empört.



Der Shâh bat Ḳutaiba um Hülfe und versprach ihm dafür Geld und die Schlüssel der Hauptstadt. Nachdem diese Bedingung erfüllt war, entsandte Ḳutaiba seinen Bruder 'Abdalraḥmân ben Muslim mit einem Heere. Die Muslims lieferten dem Khurzâd eine Schlacht, in der dieser fiel; 4000 Gefangene wurden gemacht und getödtet. Dem Vertrage gemäss bestätigte Ḳutaiba den Shâh als Landesfürsten. Die Khwârizmier aber, mit diesem Arrangement nicht zufrieden, erklärten den Shâh für einen Schwachkopf und ermordeten ihn. In Folge dessen stationirte Ḳutaiba seinen Bruder 'Abdallâh b. Muslim mit einem muslimischen Heer als Statthalter (Wâlî) im Lande.

Ein etwas ausführlicherer Bericht über diese Eroberung findet sich bei Ibn-alathîr IV, 451 unter den Ereignissen von A. H. 93. Ḳutaiba zog von Merw nach Hezârasp, und nachdem die Bedingungen des Vertrages von dem Shâh ausgeführt waren, sandte er seinen Bruder 'Abdalraḥmân gegen den Rebellen, der hier Khâmjird[1] heisst, während der Bruder des Shâh S. 451 *Khurzâd* genannt wird. Khâmjird wird geschlagen und getödtet, der Prinz und sein Anhang gefangen. Ḳutaiba überliefert sie dem Shâh, der sie tödten und ihr Vermögen dem Ḳutaiba zukommen lässt. Vgl. Weil, Geschichte der Chalifen I, 501. 502.

Wenn Albîrûnî sagt: ‚Nachdem Ḳutaiba ben Muslim Khwârizm nach dem Abfall der Khwârizmier zum zweiten Mal erobert hatte', so dachte er sich vermuthlich die oben erwähnte Eroberung durch 'Umayya ben 'Abdallâh als die erste; denn von einer zweimaligen Eroberung durch Ḳutaiba ist nichts bekannt. Man müsste denn annehmen, dass, nachdem die Einheimischen den von Ḳutaiba bestätigten Shâh (mit Namen Askajamûk nach Albîrûnî) ermordet, eine Erhebung gegen die muslimischen Eroberer erfolgt sei, welche eine erneute Eroberung des Landes nothwendig machte.

Albîrûnî schildert Ḳutaiba als den Zerstörer seines Heimathlandes und macht ihn verantwortlich — ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt — für die geistige Verkommenheit seiner Landsleute. Ueber denselben Gegenstand äussert

[1] Unter Khâmjird haben wir uns vermuthlich den Hauptführer der Partei des Prinzen Khurzâd zu denken.

er sich noch an einer andern Stelle (R. Bl. 22b): ثم لما كان من اهلاك قتيبة بن مسلم الباهلي كتبتهم وقتله هرابذتهم واحراقه كتبهم وصحفهم بقوا امّيين يقولون فيما يحتاجون اليه على الحفظ ,Nachdem Ķutaiba ben Muslim ihre (der Khwârizmier) Schreiber zu Grunde gerichtet, ihre Priester getödtet, ihre Bücher und Schriften verbrannt, lebten sie fort in Unwissenheit, sich in allem, was sie brauchten, auf das Gedächtniss verlassend'. Vermuthlich schwebte Albîrûnî bei dieser Schilderung das Bild Alexanders vor, wie er in Persepolis die Schätze altpersischer Gelehrsamkeit den Flammen preisgab.

Nach der muhammedanischen Eroberung Khwârizms scheint nun ein staatsrechtlicher Dualismus im Lande bestanden zu haben, nämlich die *Wilâya* und die *Shâhiyya*, das Amt des Gouverneurs und das Königthum, welches in der Familie Afrîgh-Siyâwush forterbte. Die Wâlîs waren die Unterstatthalter der jeweiligen Gouverneure oder selbstständigen Beherrscher von Khurâsân. In welcher Weise die Machtbefugnisse zwischen beiden getheilt waren, deutet Albîrûnî nicht an; vermuthlich hatte der Wâlî seinen Sitz in Gurgânj, der Shâh den seinigen in Kâth. In unruhigen Zeiten suchte natürlich der eine auf Kosten des anderen seine Macht zu erweitern, wobei es sich ereignet haben mag, dass die Shâhs zuweilen die ganze Herrschaft des Landes wieder an sich rissen. Dies Verhältniss blieb bestehen bis A. H. 385, in welchem Jahr der letzte Shâh 'Abû-'Abdallâh Muḥammad ben 'Aḥmad ermordet wurde. Damit war der Dualismus aufgehoben und der in Gurgânj residirende Wâlî von nun an Alleinherrscher im Lande.

In dem Zeitraum von 283 Jahren zwischen der Eroberung durch Ķutaiba und dem Tode des 'Abû-'Abdallâh Muḥammad A. H. 93—385 (A. D. 712—995) regierten die letzten acht Fürsten aus der alten Dynastie:

شاوشفر, تركسباثه, عبد الله, المنصور, عراق, محمّد, احمد, ابو عبد الله محمد

Von dem vorletzten Shâh 'Abû-Sa'îd 'Aḥmad ben Muḥammad berichtet Albîrûnî, dass er, nachdem er A. Alexandri 1263 (A. D. 952) aus der Gefangenschaft der Samaniden in Bukhârâ befreit war, eine Reform des khwârizmischen Kalenders nach



Art der Reform des Chalifen Almuʿtaḍid-Billâh unternahm, die A. Alex. 1270 (A. D. 959) durchgeführt wurde.

Mit 'Abû-ʿAbdallâh Muḥammad erlosch das Geschlecht der Chosroen in Khwârizm. Sein Ende erfolgte unter folgenden Umständen, die wir Mirkhond (Histoire des Samanides. Par M. Defrémery. Paris 1845 S. 184—187) entnehmen: Khwârizm war eine Provinz des Samaniden-Reiches und wurde unter Nûh ben Manṣûr (gest. A. H. 387 Rajab) durch einen Gouverneur (Wâlî) Ma'mûn ben Muḥammad, der seine Residenz in Gurgânj hatte, verwaltet. Gleichzeitig mit ihm war Khwârizmshâh jener 'Abû-ʿAbdallâh, der, wie es scheint, in Kâth residirte. Der rebellische Statthalter von Khurâsân, 'Abû-ʿAlî ben Sîmjûr wandte sich, nachdem das Waffenglück ihm unhold geworden, an die Gnade seines Herren, des Nûḥ ben Manṣûr. Dieser wies ihn an, sich nach Gurgânj zu begeben und befahl zugleich seinem dortigen Statthalter, ihn aufmerksam zu behandeln. Als aber 'Abû-ʿAlî in Hezârasp das Gebiet von Khwârizm betrat, wurde er auf Befehl des Shâh gefangen genommen und nach Kâth geschleppt. Es war dies ein Act der Rache wegen einer alten Privatfeindschaft zwischen dem Shâh und 'Abû-ʿAlî[1] (a. a. O. S. 186). Sobald der Wâlî Ma'mûn von diesem Vorgang Kenntniss erhielt, sammelte er Truppen und vereinigte sie mit den Anhängern des 'Abû-ʿAlî, marschirte gegen Kâth, eroberte die Stadt, machte den Shâh selbst zum Gefangenen und befreite 'Abû-ʿAlî. Darauf zog er nach Gurgânj zurück, wo 'Abû-ʿAlî mit grosser Aufmerksamkeit behandelt, der Shâh aber gefangen gehalten wurde. Als dann Ma'mûn eines Tages seinem Gast ein Bankett gab, wurde der Shâh aus dem Gefängniss geholt, vor die trunkene Gesellschaft geschleppt und ermordet. Eine andere Folge als die, dass der Statthalter des Samaniden-Königs, Ma'mûn ben Muḥammad, von nun an unbestrittener Alleinherrscher von Khwârizm wurde, dass die Shâh-

[1] Als Nûh A. H. 383 vor Bughrâkhân aus seinem Lande fliehen musste und in Âmul-shatt seine flüchtigen Schaaren sammelte, wurde er sowohl von 'Abû-ʿAbdallâh wie von Ma'mûn treu unterstützt. Nach seiner Restitution belohnte er sie für ihre Dienste, indem er Abîward dem 'Abû-ʿAbdallâh, Nasâ dem Ma'mûn als Lehen verlieh. Beide waren im Besitz des Statthalters von Khurâsân, des 'Abû-ʿAlî ben Simjûr; dieser übergab nun zwar Nasâ an die Beamten des Ma'mûn, weigerte sich aber 'Abîward an 'Abû-ʿAbdallâh herauszugeben.

Würde und mit ihr die Dynastie Afrîgh-Siyâwush erlosch, und dass der Titel Khwârizmshâh, der noch Jahrhunderte lang im Gebrauch war, einfach auf die nachfolgenden Beherrscher des Landes übertragen wurde, scheint dies Ereigniss nicht gehabt zu haben.[1]

Wir sind hiermit an das Ende unseres Commentars zu dem oben mitgetheilten Abschnitt aus Albîrûnîs Chronologie angelangt. Wenn seine Mittheilung sich bewahrheitet, so erfahren wir durch sie die ebenso interessante wie bisher unbekannte Thatsache, dass eine Dynastie, welche ihren Ursprung auf die Kayanier zurückführte, während eines Zeitraumes von 690 Jahren (von A. D. 305—995) den Thron von Khwârizm inne hatte; sie war gleichzeitig mit den Sasaniden, Omayyaden, Abbasiden und den Fürstengeschlechtern der Ṭâhiriden, Ṣaffâriden und Sâmâniden, welche den Osten des Chalifenreiches beherrschten. Bis zur Zeit der Eroberung durch Ḳutaiba ben Muslim waren sie die alleinigen Gebieter des Landes; späterhin existirten neben ihnen die Statthalter der Chalifen oder der jeweiligen Beherrscher von Khurâsân und Transoxanien.

Als der Stammvater des Geschlechtes wird Siyâwush, der Sohn des Kaikâûs, angegeben. Er soll 92 Jahre nach dem Anfang der Bebauung Khwârizms (1292 vor Chr. Geb.) dorthin gekommen sein, also 1200 vor Chr. Geb. Diese beiden Daten sind höchst wahrscheinlich das Resultat gelehrter, chronologischer Berechnung.

Die Zahl der Fürsten dieses Hauses für die Zeit von A. D. 305—995 beträgt 22, die durchschnittliche Regierungsdauer eines jeden etwas über 31 Jahre. Für die chronologische Anordnung gewährt uns Albîrûnî die folgenden vier Daten:

I. Erbauung des Königsschlosses durch Afrîgh A. D. 305.

II. Arthamûkh, der 10. Shâh aus diesem Hause, gleichzeitig mit Muḥammads prophetischer Mission A. D. 610.

III. Askajamûk, der 14. Shâh, gleichzeitig mit der Eroberung durch Ibn Kutaiba A. D. 712.

IV. 'Abû-'Abdallâh, der 22. Shâh, wird ermordet A. D. 995.

[1] Ueber die Schicksale des einheimischen Fürstengeschlechtes von Bukhârâ im Islam und sein schliessliches Verschwinden unter den Samaniden (der letzte, 'Abû-'Isḥâḳ, starb A. H. 301) s. Vambery, Skizzen aus Mittelasien S. 212; Geschichte Bukhârâs I, 3. 4. (nach dem Ta'rîkh-i-Narshakhî)



Wir geben hier eine Uebersicht der 22 Shâhs und versuchen die Namen zu lesen:

1) افريغ (Varr. افربغ, افرفغ)	Afrîgh
بغره[1]	Baghra (Baghza)
سخّسك R سَخَّسْك P سخْسك L	Sakhassakh
اسكجموك	Askajamûk
ازكاجوار (Varr. ازكاحوار, اركاجوار, ازكاخوار)	Azkâjawâr
سخر[2]	Sakhr
شاوش (= سياوش?)	Shâwush
خامكرى[3] (L خانكرى)	Khâmgrî
بوزكار	Bûzkâr
10) ارثموخ[4]	Arthamûkh
سخر	Sakhr
سبرى	Sabrî
ازكاجوار	Azkâjawâr
14) اسكجموك	Askajamûk
شاوشفر (L شاوشمر)	Shâwushfar
تركسباثه (L تركستانه)	Turkasbâtha
عبد الله[5]	ʿAbdallâh

[1] Ueberliefert ist بعزَةِ PL, دعزه R. Obwohl ʿAin zu **Anfang** eranischer Namen vorkommt (z. B. in عراق), bezweifeln wir dennoch die Richtigkeit dieser Ueberlieferung; die nächste Aenderung wäre بغره oder بغزه

[2] Dies سخر ist vermuthlich identisch mit dem Namen سَهّل (wie Καβουρα — Kâbul etc.), dem wir gerade im Osten des Chalifats so häufig begegnen. Dabei ist allerdings zu bedenken, dass auch unter den Kämpfern bei Badr dieser Name schon vorkommt; s. Ibn-Duraids Kitâb-alishtikâk ed. Wüstenfeld.

[3] Vgl. den Khwârizmî-Namen خامجرد Khâmjird bei Ibn Al'athîr IV, 451, 11 ff.

[4] Vgl. den khwârizmischen Ortsnamen *Artha*khushmîthân (Yâkût I, 191).

[5] Vermuthlich war dieser ʿAbdallâh der erste Shâh, der zum Islam übertrat. Rechnen wir für jeden der letzten sechs Shâhs eine Regierungszeit von etwas über 30 Jahren, so gelangen wir zurück an den Anfang des 9. christl. Jahrhunderts. Diese Bekehrung zum Islam dürfte daher unter das Chalifat Ma'mûns fallen.

منصور	Manṣûr
عراق	'Irâḳ
محمد	Muḥammad
احمد	'Aḥmad
22) ابو عبد الله محمد	'Abû 'Abdallâh Muḥammad.

Es fehlt uns einstweilen an Mitteln zu untersuchen, wie weit diese Liste auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch hat. Wir machen übrigens darauf aufmerksam, dass Albîrûnî nicht behauptet, ein jeder dieser 22 Prinzen sei Shâh gewesen (ausgenommen den 1., 2., 10., 14. und 22.); es wäre sonst auffallend, dass in 21 Fällen die Herrschaft beständig von Vater auf Sohn, niemals auf einen Bruder oder Enkel übergegangen wäre. Albîrûnî war es nur darum zu thun, die directe Abstammung des letzten Shâh von Afrîgh nachzuweisen; es ist daher richtiger, jene 22 Namen als die Repräsentanten eben so vieler Generationen des khwârizmischen Herrscherhauses, nicht als so viele wirkliche Regenten oder Shâhs aufzufassen.

Wie weit diese Nachrichten von der Shâh-Dynastie durch anderweitige historische Denkmäler z. B. Münzen geklärt und bestätigt werden, müssen wir abwarten. Wir können uns aber nicht enthalten daran zu erinnern, dass eine ähnliche Nachricht in Albîrûnîs Werk über Indien betreffend die Shâhs von Kâbul, obgleich durchaus nicht in Uebereinstimmung mit der Vulgärtradition der Historiker, durch die numismatischen Nachweise von Longpérier und Thomas eine glänzende Bestätigung gefunden hat. Wir verweisen in dieser Beziehung auf Reinaud, Fragments Arabes et Persans inédits S. 153; Lettre à Mr. Reinaud von A. de Longpérier, das. S. 219; Edward Thomas, Journal of the Royal Asiatic Society (vol. IX S. 194) und Elliot, History of India (ed. Dowson) II S. 7 ff.

Indem wir uns vorbehalten, an einem anderen Ort über Albîrûnîs Glaubwürdigkeit, über seine Quellen und die Methode seiner Forschung ausführlich zu handeln, erörtern wir hier noch die Frage über sein Verhältniss zur Shâh-Dynastie. Lässt es sich durch irgendwelche Umstände wahrscheinlich machen, dass er zu ihren Gunsten parteiisch war und ihnen daher eine möglichst alte und ruhmreiche Abstammung anzudichten suchte? —



[illegible]

[illegible] An mehreren Stellen seiner Chronologie verurtheilt er mit besonderer Schärfe diejenigen, welche aus persönlichen Motiven Genealogien fabriciren und Geschichte fälschen.

Während Albîrûnî im allgemeinen sehr sorgfältig die Quellen seiner Nachrichten bezeichnet, nennt er keinerlei Quel-

len oder Gewährsmänner in dem auf Khwârizm (und Sughd) bezüglichen Theil. Ueber diese Gegenstände schrieb er aus eigener Anschauung, schöpfte aus den Traditionen des Volkes und hatte vermuthlich alles, was an Documenten und Chroniken aus alter Zeit in den Archiven seiner Vaterstadt und des ganzen Landes überliefert war, vollständig zu seiner Verfügung. Alle diese Quellen scheinen ausser von ihm zu seiner Zeit und auch späterhin von keinem anderen mehr benutzt worden zu sein. Die Volkstradition wurde verdrängt durch die Legenden des Koran und die meisten Schriftwerke mögen bei der gänzlichen Verwüstung des Landes durch die Mongolen verloren gegangen sein.

Bevor wir unsere Bemerkungen zu Albîrûnîs Bericht über die Geschichte Khwârizms schliessen, machen wir noch auf eine Stelle bei Albaihaḳî aufmerksam, die vermuthlich aus der ‚Chronik von Khwârizm' des ersteren entlehnt ist. Albaihaḳî sagt, dass Khwârizm zu aller Zeit ein selbstständiges Reich mit selbstständigen Fürsten gewesen sei, und berichtet die sonst unbekannte Thatsache, dass zur Zeit des Sasanidenkönigs Bahrâmgûr (s. Mujmil-altawarîkh, Journal Asiatique 1841 Dec. 12. B. S. 515) einer seiner Verwandten, der oberste Heerführer des Reiches, sich Khwârizms bemächtigt habe. Ob aber diese Besitzergreifung nur eine vorübergehende oder von längerer Dauer war, wird nicht angedeutet. Wir lassen Albaihaḳî 834 selbst reden: ‚Khwârizm ist eine Provinz, wie ein Iḳlîm, 80 Farsakh lang und breit. Es gibt dort viele Kanzeln.[1] Zu allen Zeiten ist es der Sitz besonderer[2], namhafter Könige gewesen, wie denn in den Chroniken der Perserkönige geschrieben steht, dass ein Verwandter des Bahrâm Gûr, der oberste Heerführer des Perserreiches, in jenes Land kam und sich desselben bemächtigte. Diese Nachricht hält man für wahr. Als die Herrschaft der Araber — möge sie ewig dauern! — die Spuren

[1] Wie man von einem christlichen Lande sagen würde, es habe viele Kirchen. Von Farghâna sagt Yâḳût III, 879, 3: ‚es hatte 40 Kanzeln'. Eine Aufzählung von Kanzeln s. bei Alistakhrî 263, 6.

[2] Morley schreibt hier und S. 868, 3 علحدة d. i. عَلَى حِدَةٍ, was bei Albaihaḳî auch als Adjectiv mit der Bedeutung ‚besonders, separat' gebraucht wird.



der Perser vertilgt und durch den Herrn der Menschheit, Muḥammad, die Oberhand gewonnen, führte Khwârizm gleichfalls eine gesonderte Existenz, wie es in den Chroniken überliefert wird, dass Khwârizm immer ein besonderes Königthum gehabt hat. Dies Reich hat — ebenso wie Khuttalân und Caghâniyân — niemals zu Khurâsân gehört. Auch zur Zeit der Muawiyaden und zur Zeit der Ṭâhiriden, als das Chalifat etwas rissig wurde, stand es mit Khwârizm ebenso. Unwiderlegbare Zeugen sind auch die Ma'mûnîs, deren Dynastie zur Zeit des gesegneten Maḥmûd zu Grunde ging.'

XI. SITZUNG VOM 16. APRIL 1873.

Herr Dr. Ernst Trumpp in Tübingen überreicht sein mit Unterstützung der kais. Akademie herausgegebenes Werk: ‚Grammatik der Afghanischen Sprachen'.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg: Mémoires in 8°. Tome XXI, Part 3. St. Pétersbourg, 1872; 8°.

Accademia Pontificia de' Nuovi Licei: Atti. Anno XXVI. Sess. 2da. Roma, 1873; 4°.

Akademie der Wissenschaften, Königl. Preuss., zu Berlin: Monatsbericht. December 1872. Berlin, 1873; 8°.

d'Avezac, Année véritable de la naissance de Christophe Colomb et revue chronologique des principales époques de sa vie. Paris, 1873; 8°.

Bierens de Haan, D., Notice sur Meindert Semeijns. Rome, 1873; 4°.

Bullettino della Commissione Archeologica Municipale. Novembre 1872, Decembre 1872 —Febbrajo 1873. Roma, 1872 & 1873; kl. 4°.

Gesellschaft der Wissenschaften, Oberlausitzische: Neues Lausitzisches Magazin. XLIX. Band, 2. Hälfte. Görlitz, 1872; 8°.

— geographische, in Wien: Mittheilungen. Band XVI (neuer Folge VI), Nr. 2. Wien, 1873; 8°.

— für die Geschichte der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg: Zeitschrift. III. Band (Schluss-Heft). Kiel, 1873; 8°. — Register über die Zeitschriften und Sammelwerke für Schl.-H.-L. Geschichte. II. (Schluss-) Heft. Kiel, 1873; 8°.



Istituto, R., Veneto di Scienze, Lettere ed Arti: Atti. Tomo II°, Serie IVª, Disp. 3ª & 4ª. Venezia, 1872—73; 8°.

Ivellio, Antonio degl', Saggio d'uno studio storico-critico sulla colonia e sul contadinaggio nel territorio di Ragusa. Ragusa, 1873; 8°.

Lenormant, François, Études accadiennes. Tome Ier, 1re & 2de Partie. Paris, 1873; 4°.

Müller, Friedrich, Allgemeine Ethnographie. Wien, 1873; 8°.

Palacký, Franz, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges vom Jahre 1419 an. I. Band, 2. Heft. Prag, 1872; 8°.

Rájendralála Mitra, Notices of Sanskrit Mss. Nr. V. Vol. II. Part 2. Calcutta, 1872; gr. 8°.

‚Revue politique et littéraire' et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger'. IIe Année, 2e Série, Nrs. 40—41. Paris, 1873; 4°.

Society, The Royal Geographical, of London: Proceedings. Vol. XVI. Nr. 5; Vol. XVII, Nr. 1. London, 1872 & 1873; 8°.

Trumpp, Ernest, Grammar of the Paṣ̌tō or Language of the Afghāns, compared with the Īrānian and North-Indian Idioms (Printed under the Auspices and by the Aid of the Imperial Academy of Sciences, Vienna). London & Tübingen, 1873; 8°. — Grammar of the Sindhi Languague. Compared with the Sanskrit-Prakrit and the Cognate Indian Vernaculars. London & Leipzig, 1872; 8°.

Verein für Landeskunde von Niederösterreich: Blätter. VI. Jahrgang. 1872, Nr. 1—12. 8°. — Topographie von Niederösterreich. IV. Heft. Wien, 1872; 4°.

— für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde: Jahrbücher und Jahresbericht. XXXVII. Jahrgang. Schwerin, 1872; 8°.

— zur Versorgung und Beschäftigung erwachsener Blinder in Wien: Jahres-Bericht. 1872. Wien, 1873; 4°.

XII. SITZUNG VOM 23. APRIL 1873.

Herr Regierungsrath Dr. C. von Wurzbach in Wien überreicht den XXV. Band seines biographischen Lexikons des Kaiserthums Oesterreich.

Herr Prof. Dr. Sachau in Wien ersucht um Aufnahme des II. Theiles seiner Untersuchungen zur Geschichte von Khwârizm (oder Khîwa) in die Sitzungsberichte.

Herr Dr. Aurel Mayr in Pest sendet ‚Beiträge zur Geschichte des indischen Erbrechtes: I. Ueber die Vertheilung des Vermögens', und ersucht um deren Abdruck in den Sitzungsberichten.

Herr Ministerialrath Dr. Beer in Wien überreicht eine Abhandlung ‚Zur Geschichte des bayrischen Erbfolgekrieges', um deren Aufnahme in das Archiv für österreichische Geschichte der Verfasser ersucht.

Die Aufnahme der Abhandlung von Herrn Dr. Goldziher in Pest ‚Beiträge zur Sprachgelehrsamkeit bei den Arabern III' in die Sitzungsberichte wird genehmigt.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Accademia Pontificia de' Nuovi Licei: Atti. Anno XXVI., Sess. III^a. Roma, 1873; 4⁰.

Maschek, Luigi, Manuale del regno di Dalmazia per l'anno 1872 & 1873. Zara, 1872 & 1873; 8⁰.

Moritz, A., Alphabetischer Index der vorzüglichsten Städte und Ansiedlungen auf den kaukasischen Karten. Tiflis, 1871; gr. 8⁰. (Russisch.) — Schemacha und seine Erdbeben. Tiflis, 1872; 8⁰.

Prantl, Karl von, Gedächtnissrede auf Friedrich Adolph Trendelenburg. München, 1873; 4⁰.

Prato, Giovanni, Estremi onori resi alla salma di Tommaso Gar dal Municipio e dai cittadini di Trento il 1° di Marzo 1873. Trento; 8⁰,

Pullich, Giorgio, L'ideale e la relativa umana facoltà da coltivarsi nella educazione in genere, e in specie nella educazione ginnasiale. Trento, 1873; kl. 8⁰.



‚Revue politique et littéraire‘ et ‚Revue scientifique de la France et de l'étranger‘ IIe Année, 2me Série. Nr. 42. Paris, 1873; 4⁰.

Verein, histor., für das Grossherzogthum Hessen: Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde. XIII. Band, 1. Heft. Darmstadt, 1872; 8⁰.

— siebenbürgischer, für romanische Literatur und Cultur des romanischen Volkes: Transilvania. Anulu VI, Nr. 6—8. Kronstadt, 1873; 4⁰.

Beiträge zur Geschichte der Sprachgelehrsamkeit bei den Arabern.

Von

Dr. Ignaz Goldziher.

III.

Abu-l-Ḥusein ibn Fâris.

Es ist schon in einer früheren Abhandlung hervorgehoben worden, dass wir dem ausgezeichneten Werke ‚al Muzhir fi 'ulûm al luġa' von dem gelehrten Vielschreiber as-Sujûṭî, die eingehendere Kenntniss so mancher wichtiger Werke der philologischen Literatur der Araber verdanken, Werke von denen wir sonst sehr wenig, gar nichts, oder höchstens den Titel und den allgemeinen Inhalt kennen würden, die aber an sich oder wegen ihrer berühmten Verfasser genug wichtig sind, dass die Literaturgeschichte der arabischen Sprachgelehrsamkeit von denselben insoweit Kenntniss nehme, als dies durch den bei as-Sujûṭî erhaltenen reichlichen Citatenschatz noch möglich ist.

Auch nach dieser Richtung ist es wahr, was Krehl unlängst in einer Recension hervorhob, [1] dass nämlich as-Sujûṭî's ‚Muzhir' ‚noch lange nicht genug gekannt und ausgebeutet' ist.

I. Eines dieser Werke ist eine ziemlich verschollene Arbeit des gelehrten Lexicologen Aḥmed Abu-l-Ḥusein ibn Fâris (st. 394 H.), welche as-Sujûṭî in zahlreichen und weitläufigen, vielleicht alles Wichtige und Bemerkenswerthe erschöpfenden, Excerpten unter dem Titel: ‚Fiḳh-al-luġa' ein-

[1] Zeitschrift d. d. m. Ges. Bd. XXV (1871) p. 680. Vgl. diese Sitzungsberichte Bd. LXIX p. 15 f.



führt. — Mit der Herausgabe eines gleichnamigen, jedoch von at-Ta'âlibî verfassten, arabischen Werkes beschäftigt, musste jenes ungefähr ein Jahrhundert vor at-Ta'âlibî verfasste Werk mit demselben Titel, für mich umsomehr Interesse haben, als der Catalogist der medicaeischen Bibliothek in Florenz, welche ebenfalls eine Handschrift des at-Ta'âlibî'schen Fikh-al-luga besitzt, Stephan Evoduis Assemani, [1] von letzterem Werke sagt, es sei eine Einleitung in das gleichnamige, ältere Buch des Ibn Fâris: ,Abu Mansoris Abdul Malechi Mahometis ,filii Ismaelis Nisaburensis anno Hegirae 429 mortui Tractatus per modum praefationis in librum grammaticum ,cui titulus Doctrina linguae arabicae et Secretum ,Arabismi cuius auctor Abul Phares, qui obiit anno Hegirae ,395' [2]. At-Ta'âlibî selbst gibt gar keine Andeutung, aus welcher auf ein solches Verhältniss der beiden gleichnamigen Werke zu einander geschlossen werden könnte, und die Florentiner Handschrift, welche Assemani in angeführter Weise bestimmt, bietet — wie mir Herr Dr. Buonazia auf meine Anfrage zu versichern die Güte hatte — gleichfalls gar keinen besonderen Anhaltspunkt zur Angabe Assemani's. Ich vermuthe, dass den alten Assemani die Anfangsworte des von ihm beschriebenen Codex' irre leiteten: رِسَالَةٌ جَعَلَهَا ابو مَنْصُور مُقَدِّمَةً لكتاب فِقْهِ اللُّغَةِ وسِرِّ ٱلعَرَبِيَّةِ الخ, womit der Verfasser, oder nach anderen Codices der Abschreiber, die Vorrede (مُقَدِّمَة) beginnt, welche er selbst als eine رِسَالَة bezeichnet. Assemani scheint nun geglaubt zu haben, das ganze Werk sei eine مُقَدِّمَة zu einem anderen Werke, dessen Titel ,Doctrina linguae arabicae et Secretum Arabismi'; er fand im Ḥâǵî Chalfa, dass ein solches Werk von ,Abul Phares' (sic!) verfasst wurde, während doch die Sache so steht, dass nur die paar Seiten رِسَالَة als مُقَدِّمَة zu فقه اللغة وسِرّ العربيّة dienen sollen, verfasst von at-Ta'âlibî selbst.

---

[1] Bibliothecae Mediceae Laurentianae et Palatinae Codicum MSS. Orientalium Catalogus. (Florentiae 1742) p. 434. Nr. CCCCXV.

[2] Vgl. Flügel, der vertraute Gefährte des Einsamen p. XXIII. Anmerk. 21.

Ist aber das in Frage stehende Werk des Ibn Fâris selbst ein ‚opus grammaticum? Es ist mir nicht bekannt, dass dasselbe in irgend welcher europäischen Bibliothek vorhanden wäre; wir sind also dem Sujuṭî um desto mehr zu Dank verpflichtet dafür, dass uns seine Citate einen genaueren Einblick in das Ibn Fâris'sche Werk gönnen, der uns auch in den Stand setzen wird, auf obige Frage verneinend zu antworten, insofern nämlich nicht von einem grammatischen Werke, sondern nur von einer Einleitung in die arabische Sprachkunde die Rede sein kann.

Der ursprüngliche Titel des Werkes ist: الصّاحِبِىّ فى اللّغة, welchen Titel der Verfasser zu Ehren des Wezîrs as-Ṣâḥib Ismâ'îl b. 'Abbâd (st. 385. H.) wählte; den Inhalt des Buches umschreibt Ibn Fâris in dem erweiterten Titel: الصّاحِبِىّ فى فِقْهِ اللّغةِ وسُنَنِ آلعَرَبِ فى كَلامِها [1]. Von dieser letzteren Aufschrift kommt es dann, dass das Werk gewöhnlich nur schlechthin فقه اللغة und nicht الصّاحبىّ genannt wird, was man aus einem diesbezüglichen Artikel des Ḥâǵî Chalfâ [2] und daraus ersieht, dass as-Sujûṭî, welcher ein vom Verfasser selbst handschriftlich beglaubigtes und bei Vorlesungen benütztes Exemplar des Buches gebrauchte [3], bei Gelegenheit seiner vielfachen und weitläufigen Excerpte daraus, immer nur schlechthin sagt:

قال ابن فارس فى فِقْهِ اللّغَةِ

---

[1] Ḥ Ch. IV. p. 87. Vgl. Flügel, Grammatische Schulen p. 241 und 247.

[2] ibid. p. 459.

[3] Muzhir (Bûlâḳer Ausgabe) I p. ١٩٥ قال التّاجُ وقدِ آخْتَارَ هذا المَذْهَبَ أبو الحُسَيْنِ أحْمَدُ آبنُ فارِسٍ فى كتابه آلّذى ألّفَهُ فى فِقْهِ اللّغةِ العَرَبِيّةِ وسُنَنِ العَرَبِ فى كَلامِها ' قُلْتُ قَدْ رَأَيْتُ نُسْخَةً مِنْ هذا الكِتَابِ مَقْرُوءةً على آلمُصَنِّفِ وعَلَيْهَا خَطُّهُ وقد نَقَلْتُ غالِبَ ما فيه فى هذا الكِتَابِ

Dieses Werk des gelehrten Verfassers ist nicht das einzige, von dem wir sagen können, dass es für uns verloren gegangen. Unserer Quelle entnehmen wir noch einige andere Angaben über Monographien auf dem Gebiete der arabischen Sprachgelehrsamkeit, von welchen Ḥâǵî Chalfâ nichts zu wissen scheint. So z. B. verfasste er ein Buch über die أَضْداد, das nicht eigentlich wie die anderen Bücher dieses Titels, eine dürre Zusammenstellung des in diese Gruppe gehörigen lexicalischen Materials zu sein scheint, sondern vielmehr eine Arbeit über dieses Material. Viele Sprachgelehrte stellten nämlich die Möglichkeit dessen in Abrede, dass eine und die selbe Form entgegengesetzte Bedeutungen in sich vereinige, und brachten für ihre Ansicht eine Menge Beweisgründe vor; diese zu entkräften, und die seinigen zu bestärken war das Thema der Ibn Fâris'schen Monographie über die ‚Aḍdâd-Gruppen‘, قال (scil.: ابن فارس فى فقه اللغة) وأَنْكَرَ ناسٌ هذا المَذْهَبَ وأَنَّ العَرَبَ تَأْتِى باسمٍ واحدٍ لشَىْء وضِدِّهِ وهذا لَيْسَ بشىْء وذلك إِنَّ الّذِين رَوَوْا أَنَّ العَرَبَ تُسَمِّى ٱلسَّيْفَ مُهَنَّدًا والفَرَسَ طِرْفًا هُمُ الّذِين رَوَوْا أَنَّ العَرَبَ تُسَمِّى المُتَضادَّيْنِ بٱسْمٍ واحِدٍ قال وقد جَرَّدْنا فى هذا كِتابًا ذَكَرْنا فيها ما ٱحْتَجُّوا بِهِ وذَكَرْنا رَدَّ ذلكَ ونَقْضَهُ‘ [1] Von den dem Ḥâǵî Chalfâ nicht bekannten Monographien des Ibn Fâris will ich ferner erwähnen, sein كتابُ مَقَايِيسِ اللُّغَةِ, worin er weitläufig die Arten der Wortverschmelzung (d. h. der Zusammenschmelzung mehrerer Wörter in eines) abgehandelt haben will [2]; ein Werk: إِلْماعُ الإِتْباع über die Lautharmonie im Arabischen, welches

---

[1] Muzhir Bd. I. p. ١٨٩ wo auch die Hauptvertreter der gegnerischen Ansicht verzeichnet sind.

[2] ibid. p. ٢٣٣ وقد ذَكَرْنا ذلك بوُجُوهِهِ فى كتاب مَقَايِيسِ اللُّغَةِ

as-Sujûṭî selbst benützte und anführte;[1] endlich ein كِتَابُ نَقْدِ الشِّعْرِ[2] worin er sich die grammatisch-lexicalische Kritik der Dichterwerke zum Vorwurfe setzt. Er muthet nämlich, im Widerspruche mit der Meinung anderer Gelehrten, den alten Dichtern keine Unfehlbarkeit in grammatischen Dingen zu, kann es vielmehr ganz gut begreifen, dass einem alten, als klassisch geltenden Dichter ein lapsus linguae zustossen kann. ما جَعَلَ ٱللّٰهُ الشُّعَرَآءَ مَعْصُومِينَ يوفون الغَلَطَ والخَطَأَ فَمَا صَحَّ مِنْ شِعْرِهِمْ فَمَقْبُولٌ وَمَا أَبَتْهُ العَرَبِيَّةُ وأُصُولُهَا فَمَرْدُودٌ und führt selbst einige Beispiele hiefür an[3]. Ḥ. Ch. kennt zwar kein كتاب نَقْدِ الشِّعْرِ von Ibn Fârîs; doch, wenn wir in Betracht ziehen, wie häufig es vorkommt, dass arabische Bücher theils vom Verfasser selbst, theils aber von späteren Abschreibern und Nachschreibern, mit verschiedenen Namen bezeichnet werden, wird es uns nicht als Unmöglichkeit erscheinen, dass unser نقد الشّعر mit dem von Ḥ. Ch. erwähnten Werke: ‚Tadel der Sprachfehler in der Poësie'[4] identisch sei, umsomehr da es höchst unwahrscheinlich wäre, dass Ibn Fâris über dieses eine Thema zwei Monographien geschrieben hätte.

Einer ähnlichen Aufgabe, nämlich die Poëten von sprachlichem Standpunkte aus zu kritisiren, unterzog sich auch, ausser den von as-Sujûṭî in dem Capitel مَعْرِفَة اغلاط العرب

---

[1] ibid. p. ٣٢. Die anderen hier aufgezählten Werke hat as-Sujûṭî nicht selbst gekannt; Ibn Fâris selbst verweist auf dieselben. Es ist jedenfalls verschieden von den فتاوى فقيه العرب للاتباع والمزاوجة (Flügel, Grammatische Schulen p. 248 Nr. 16.)

[2] Muzhir, Bd. II p. ٢٥٠ وقد ٱسْتَوْفَيْنَا ما ذَكَرَتِ الرُّوَاةُ أَنَّ الشُّعَرَآءَ غَلَطُوا فيه فى كتابٍ خضارةٍ وهو كِتَابُ نَقْدِ الشِّعْرِ

[3] ibid. wo auch die Bemerkungen anderer Gelehrten über diese Materie.

[4] Ḥâǵî Chalfâ III p. 335 ذَمّ الخطأ فى الشّعر. Flügel, Grammatische Schulen p. 247 Nr. 2.



(II, ٢٤٨—٢٥٣) aufgezählten arabischen Sprachgelehrten [1], noch der Rhetoriker Ibn-al-Aṯîr al-Ǵazarî (in einem Capitel seines Werkes: المثل السّائر فى آداب الكاتب والشاعر); [2] nachdem er einige derbe Sprachfehler aus den Diwanen älterer und neuerer Dichter nachgewiesen, kommt er zu dem Resultate: ‚Ich habe auf die vorangehenden Beispiele nur deshalb hingewiesen, damit in ähnlichen Fällen dessen Nutzen erkannt werde, so dass du dich davor (d. h. vor ähnlichen Verstössen) hütest, wiewohl ich nicht einen einzigen unter den ausgezeichnetsten Dichtern gefunden habe, der von solchen Fehlern frei wäre; vielmehr kann an Jedem derartiges ausgestellt werden, entweder begeht er einen offenbaren Fehler, durch welchen er beweist, dass ihm die Regeln der Anwendung des i'râb nicht ganz klar sind, oder er verstösst gegen die Begriffsbegrenzung der Worte. Ich beziehe mich hierin nicht nur auf die unserer Zeit nahe stehenden (d. h. jungen) Dichter, vielmehr habe ich Obiges auch in Betreff der etwas älteren Dichter, wie z. B. des Mutanabbî gesagt, ja auch in Betreff derjenigen, die vor ihm lebten, wie al-Buḥturî und der noch älteren wie Abû Tamâm, ja selbt der diesen vorangehenden, wie Abû Nuwâs. Vor Fehlern bewahrt ist nur derjenige, dem Gott diese Gabe geschenkt (d. h. der Prophet, welchen die orthodoxe Dogmatik als مَعْصُوم erklärt)‘ [3]. Aehnliche Arbeiten sind noch einige

---

[1] Ibn Ǵinni im كتاب الخَصَائص spricht sich sehr weitläufig hierüber aus und liefert eine ganze Liste von solchen Verstössen; Einzelnes gibt Ibn Châlaweihî im شرح الفصيح, Abû Ǵa'far an-Naḥḥâs in dem Commentare zu den Mu'allaḳât.

[2] Flügel's Katalog I p. 214.

[3] Hschr. der k. k. Hofbibliothek N. F. Nr. 38. Bl. 5 recto: فهذهِ الأَمْثِلَةُ قد أَشَرْتُ إِلَيْهَا لِتَعْلَمَ (Cod. ليعلم) مَكَانَ ٱلْفَائِدَةِ فى أَمْثَالِهَا وتَتَوَقّى عَلَى إِنّي لَمْ أَجِدْ أَحَدًا مِنَ الشُّعَرَآءِ ٱلْمُفْلِقِينَ سَلِمَ مِنْ ذلك فإِمّاأَنْ يكونَ لَحَنَ لَحْنًا ظاهِرًا دَلَّ على جَهْلِهِ بمَوَاقِعِ الإِعْرابِ وإِمّا أَنْ يكونَ أَخْطَأَ فى

unter dem Titel ‚Widerlegung der Dichter‘ (كتاب الرَّدّ على الشُّعَرآء) erwähnte Werke, wie z. B. das von dem Sprachgelehrten Lukda[1]. —

II. Wenden wir uns nun zu dem Fiḳh-al-luġa des Ibn Fâris.

Zu Ibn Fâris' Zeit war das Studium und die Kenntnis der beiden Hauptheile der arabischen Sprachgelehrsamkeit schon soweit gediehen, dass man sein Augenmerk nun nicht mehr ausschliesslich auf die Einzelnheiten des Sprachmaterials und dessen Anwendung einerseits, und auf die äussere Sprachform andererseits zu richten hatte. In der Grammatik war schon längst sowohl baṣrischer- als kûfischerseits das letzte Wort gesprochen und das Ganze derselben systematisch aufgebaut; in der Lexicographie war durch den mit Ibn Fâris gleichzeitigen al-Ǵauharî eben das Sammeln der Luġatradition endgiltig abgeschlossen. Es war die Zeit gekommen, in welcher das vorliegende Material von einem allgemeineren und zusammenfassenderen Gesichtspunkte aus betrachtet werden konnte; in welcher derjenige Gelehrte, welcher den vorhandenen Stoff genug gründlich beherrschte, den Grund zu einer Isagogik in die Sprachgelehrsamkeit legen konnte, in welcher die mehr allgemeinen Fragen derselben abgehandelt werden sollten. — Ibn Fâris unterzog sich dieser Aufgabe auf beiden Gebieten der arabischen Sprachgelehrsamkeit. Er verfasste, wie uns die Bibliographen melden: eine Einleitung in die Grammatik (مُقَدِّمة فى النَّحْو)[2], von welcher zwar nur der Titel bekannt ist, welche sich aber gewiss nicht um Einzelfragen der Grammatik drehte, vielmehr um Punkte von allgemeinerer Bedeu-

---

تَعْرِيفِ ٱلْكَلِمَةِ ولا أَعْنى بالشُّعَرَآء مَنْ هو قَرِيبُ عَهْدٍ
بزماننا بَلْ أَعْنى بالشُّعَرَآء مَنْ تَقَدَّمَ زمانُهُ كالمُتَنَبّى ومَنْ
كان قَبْلَهُ كالبُحْتُرِيّ ومَنْ تَقَدَّمَهُ كأَبى تَمَامٍ ومَنْ سَبَقَهُ كأبى
نُواسٍ والمَعْصوم مَنْ عَصَمَهُ ٱللّٰهُ

[1] Flügel, Grammatische Schulen p. 211.

[2] Ḥâǵî Chalfa VI p. 87.

tung, durch deren Kenntniss das Studium der arabischen Grammatik ein lichtvolleres und — um so zu sagen — wissenschaftlicheres und bewussteres werden sollte.

An dem Ausbaue der Lexicographie und der handlichen Sammlung und Verarbeitung des lexicalischen Stoffes nahm er zwar selbst thätigen Antheil durch die Ausarbeitung eines systematischen Lexicons: المُجْمَل في اللغة, welches sein Dasein der Erfahrung verdankte, dass die bisherige Methode der Lexicologie nicht geeignet war, die Kenntniss des Lexicons weiteren Kreisen zugänglich zu machen, wegen der grossen Rolle, die in demselben noch immer die Interpretation der alten Poësie spielt [1]; aber ebenso wie er in seinem Muǵmil die Tendenz verfolgt, diesen Zweig der Sprachgelehrsamkeit von der alten Chablone zu befreien: so wollte er nun in einem anderen Werke eine Wissenschaft der Einleitung in die Lexicologie anbahnen, gleichwie er für eine solche auf grammatischem Gebiete durch das oberwähnte Werk Sorge trug. Seine Einleitung in die Lexicologie ist uns in den Fragmenten erhalten, welche uns ein fleissiger arabischer Vielschreiber und literarischer Nimmersatt glücklicherweise errettete; sie war in dem فقه اللغة niedergelegt [2].

Wie wenig aber solche Studien dem wissenschaftlichen Geschmacke der arabischen Gelehrten, welcher mehr auf Einzelheiten und Curiosa gerichtet war, entsprach, sehen wir daraus, dass nicht nur die durch Ibn Fâris angebahnte Richtung fast gar keine Vertreter unter den Nachfolgern fand, sondern selbst die hiehergehörigen Schriften des Begründers dieser Studien-

[1] Dem gegenüber behauptet Ibn Fâris in seiner Einleitung zum Muǵmil, dass seine Absicht in diesem Werke von Anfang bis zu Ende nur das Klarmachen und Näherbringen sei: والمَقْصُود في كتابنا هذا مِنْ أَوَّلِهِ الى آخِرِهِ التَّقْرِيبُ والإِبَانَةُ عَمَّا ٱئْتَلَفَ مِنْ حُرُوفِ العَرَبِيَّةِ فكان كلامًا

[2] Wenn Flügel's Vermuthung (Gramm. Sch. p. 247), dass das كتاب المحصّل ‚ein die Hauptsachen enthaltendes Buch' sich auf die Lexicologie bezieht, so ist es auch dieser Gruppe anzureihen.

richtung durch den Mangel Solcher, die an derselben Geschmack und Interesse fanden, nur sehr wenig verbreitet waren, zum Theil vom arabischen Büchermarkt gänzlich verschwanden und zum andern Theil nur in Trümmern vorhanden blieben.

Der arabische Gelehrte legt einmal zu viel Gewicht auf seine لطائف und فَوائد, so wie auf seine نُكَتْ, als dass ihm ein Gelehrter Sympathien abgewinnen könnte, welcher gleichsam als wissenschaftliches Programm die Worte ausspricht:[1] „. . . . . denn derjenige, so da weiss, dass Allâh bei allem dem ‚anwesend ist, was ein jeder Sprechende spricht, der wird sich ‚gewisslich davor hüten, seinen Werken dadurch grossen Umfang zu verleihen, dass er in dieselben verwerfliche Reden ‚und hässliche Erzählungen einflechte; gilt doch hier der bekannte Ausspruch: Wer die seltsamen Erzählungen aufsucht, ‚ist sicherlich ein Lügner. Wir rufen Gott als Hülfe gegen ‚Solches an.‘

Klarer konnte mit der gelehrten Curiositätenkrämerei nicht gebrochen werden, und dasjenige, was von der literarischen Thätigkeit des Ibn Fâris auf uns gekommen ist, zeigt uns, dass sich dieser Gelehrte auch, allerdings in seinem Sinne, an sein Programm getreulich hielt.

Dieser, dem literarischen Geschmacke der Araber durchaus nicht entsprechende Standpunkt, mag sehr viel zu dem Umstande beigetragen haben, dass Ibn Fâris nie in Mode kam, und dass seine gelehrte Thätigkeit, so sehr sie auch dazu angethan war richtunggebend zu werden, ihren Zweck verfehlen musste. Wenn wir über die Verbreitung gewisser Werke der arabischen Literatur und die Unterdrückung anderer unsere Betrachtungen anstellen, werden wir eben von Schritt auf Schritt zu der Ueberzeugung geleitet, dass auf diesem Gebiete nicht der Gesichtspunkt der Nützlichkeit und Wissenschaftlichkeit der massgebende war, sondern vielmehr der der Piquanterie

---

[1] Einleitung in das Muǵmil: لأنّ مَن عَلِمَ انّ ٱللّٰهَ تعالى عند مَقَالِ كُلِّ قائِلٍ فهو حَرِىٌّ بالتَّحَرُّجِ مِنْ تَطْوِيلِ المُؤَلَّفاتِ وتَكْثِيرِها بمُسْتَنْكَرِ الأَقاوِيلِ وشَنِيعِ الحِكَاياتِ الخ vgl. Muzhir Bd. I p. o.

und des Amusement. Ibn at-Tiḳtiḳâ's ‚Alfachri', ein Geschichtswerk im besseren Sinne des Wortes, gehört, weil der Verfasser in der Geschichtsschreibung ebenfalls ernstere Tendenzen verfolgt, zu den gänzlich verschollenen; Ibn Badrûn's Compilation war dafür allenthalben im Orient gesucht und durch zahlreiche Abschriften verbreitet ‚Il ne pouvait en être autrement'; sagt Dozy mit Recht ‚ce livre, n'étant pas d'une grand étendue, pouvait se copier en un temps bien moindre que n'en demandaient les grandes compilations historiques; les anecdotes nombreuses et piquantes qu'il renferme, excitaient au plus haut degré la curiosité des lecteurs'[1].

Diese Geschmacksrichtung und dieser Massstab der Nachfrage in wissenschaftlichen und literarischen Dingen machte die curiositätenkrämerischen Werke orientalischer Schriftsteller wie al-Kazwînî, zu Lieblingswerken des Publikums, welches Werke von wahrhaft wissenschaftlicher Bedeutung fast der Vergessenheit anheimgab: — es wollte in je kürzerer Zeit je mehr Anekdoten und Curiosa erfahren. Es war dies der Segen des sogenannten adab im muhammedanischen Orient. In den Rahmen derjenigen Anforderungen, welche diese Richtung an einen Lieblingsschriftsteller stellt, passte Ibn Fâris' literarisches Programm nicht, wie überhaupt die kritische Richtung in Dingen, die mehr oder weniger an das Gebiet der Geschichte streifen, in dieser Art von Lesepublicum nicht viel Gönner und Aufmunterer gewärtigen konnte und kann.

Ganz anders war es noch allerdings zu jener Zeit, in welcher dieser Gelehrte lebte; denn die eben besprochene Richtung in der gelehrten Literatur der Araber entwickelte sich vornehmlich mit dem Ueberhandnehmen der Vielschreiberei, wie sie in anderen Literaturen kaum ein annähernd ebenbürtiges Beispiel aufweisen kann. Ibn Fâris' Zeitgenossen zollten seiner gelehrten Thätigkeit nicht minder Beifall, als dies bei der Anerkennung, derer bahnbrechende Gelehrte im Islam immer theilhaftig wurden, vorauszusetzen ist; sein fikh-al luġa wurde Gegenstand ernsten Studiums. Ein oben angeführtes Zeugniss weist darauf hin, dass dessen Erklärung beim Ver-

---

[1] Commentaire historique sur le poème d'Ibn Abdoun par Ibn Badroun; Introduction p. 8.

fasser selbst nachgesucht wurde. Selbst die Stellung, die der Verfasser seinem Schüler und Beschützer gegenüber einnahm, der selbst eine Säule der arabischen Lexicographie und Besitzer einer immensen lexicologischen Bibliothek [1], ihn in der Ausarbeitung des فقه اللغة aufmunterte, zeigt uns, dass die Verkennung von Seiten der Nachwelt kein Vorbild an der Würdigung der Zeitgenossen vorfand.

As-Sujûṭî, der wie wir oben sahen, eine vom Verfasser selbst beglaubigte Abschrift des Werkes benutzte, gibt uns Gelegenheit den Inhalt des Ibn Fâris'schen fiḳh al-luġa aus den im Muzhir zerstreuten Excerpten zu reconstruiren. Ich zweifle nicht daran, dass ich keine überflüssige Arbeit unternehme, wenn ich nach dieser Anleitung mich bemühe, eine Inhaltsübersicht dieses Werkes zu bieten, durch welche im Einzelnen bestätigt werden soll, was ich vorhin über die literarischen Bestrebungen des Verfassers aufstellte. Ich bin hier einzig und allein auf as-Sujûṭî angewiesen; doch glaube ich, dass dieser Gelehrte nichts Wichtiges vom fikh al-luġa zurückliess, wenigstens berechtigen uns seine Worte: [2]وقد نَقَلْتُ غالِبَ ما فيه في هذا الكتاب darauf zu schliessen. Unsere Inhaltsübersicht dürfte demnach als eine ziemlich erschöpfende gelten.

Die فصول des Ibn Fâris'schen fiḳh-al luġa behandelten folgende Fragen: Wie entstand die arabische Sprache zu aller Anfang (I p. ٥)? [3]; welches sind die Wege zur authentischen Kenntnissnahme von dem klassischen Sprachmaterial? (I p. ٣٠

---

[1] Nach Muzhir I p. ۴۹ betrug sie 60 Kameellasten حكى عن الصّاحب ابن عبّاد انّ بعض الملوك أرسَلَ إليه يسأله القُدوم عليه فقال له في الجواب احتاجُ الى ستّين حملًا أنقل عليها كُتُبُ اللغة التي عندي Seine ganze Bibliothek betrug nach Ibn al Aṯîr (bei Quatremère Mémoire sur le goût des livres chez les Orientaux, Paris 1838 p. 17) 400 Kameellasten, oder (Flügel Gramm. Schulen p. 241) 117.000 Bände. — Siehe unsere Note zu Ende dieser Abhandlung.

[2] ibid. I p. 190.

[3] Er entscheidet sich für die conventionelle (Θέσει) Sprachentstehung (اتّفاق).



vgl. p. ٧١ (باب في مأخذ اللغة)[1]; von wem können Traditionen über die altklassische Sprache auf blosse Autorität hin (سماعًا) als glaubwürdig angenommen werden? (I p. ٩٨ vgl. ٨٥) ferner über Idiotismen in den verschiedenen arabischen Dialekten (p. ١٠٩ باب اللغات المذمومة) und über die grammatischen Unterschiede in den Mundarten (p. ١٢٤ اختلاف لغات العرب wo besonders grammatische Punkte vorgeführt werden). Was ist das Verhältniss zwischen dem Namen und den benannten Gegenständen? (p. ١٧٧ باب الاسماء كيف تقع على المسمّيات); ist das Princip der Analogie auf die arabische Sprache anwendbar und können einzelne Sprachausdrücke von anderen etymologisch abgeleitet werden? (p. ١٩٣ باب القول على لغة العرب هل لها قياس وهل يُشْتَقّ بَعْضُ الكلام مِنْ بَعْضٍ). — Beide letztere Fragen wurden ebenso wie die der Sprachentstehung von den muhammedanischen Dogmatikern vielfach ventilirt, wie die Dogmatik überhaupt vielmals Gelegenheit nahm in die Beantwortung von sprachphilosophischen Fragen einzugreifen[2]; die erstere wird in überaus grosser Weitläufigkeit unter anderen auch von dem ẓâhiritischen Dogmatiker Abû Muḥammed ibn Ḥazm[3] behandelt. — Kleinere Abschnitte des Ibn Fâris, die noch in diese Gruppe der Allgemeinheiten gehören, wären noch etwa die folgenden Fragen: über eigentliche und metaphorische Sprachausdrücke (الحقيقة والمجاز p. ١٩٩), über die aḍdâd (p. ١٨٩), über die Unabhängigkeit der Lexicologie von der Gesetzeskunde, wie nämlich ein Wort lexicologisch behandelt werden könne, ohne die feste Rolle in Betracht zu ziehen, welche es als Kunstterminus oder Ausdruck eines gesetzlichen Begriffes in der Religionswissenschaft trägt (p. ١٢٩). Mit den oben erwähnten Capiteln über die grammatischen und lexica-

---

[1] Er hebt zwei Wege hervor, nämlich a) die natürliche, b) die traditionelle Erlernung der Sprache.

[2] Vgl. Muzhir p. ٨, ٢٢, ٢٩, ١٤٣ u. a. m., wo sprachwissenschaftliche Fragen je nach dem dogmatischen Bekenntniss entschieden werden, so dass z. B. der Mu'tazilismus von dem orthodoxen Islam in den Begriffen über allgemeine Materien der Sprachwissenschaft differirt.

[3] Kitâb-al milal wan-niḥal, Leidener Hschr. Cod. Warner Nr. 480 Bd. II Blatt 182 recto, bis 183 verso.

lischen Abweichungen in den Mundarten, hängt dann noch die Frage zusammen: welche Araber waren die Wohlredendsten? (p. ١٠٣ باب القول فى افصح العرب) welche Frage dann natürlich zu Gunsten der kureišitischen Araber entschieden wird[1]. An diese ganz allgemeinen Fragen der arabischen Philologie schliesst sich dann die Besprechung des Problemes: ob Jemand von sich aussagen könne, dass er den ganzen arabischen Sprachschatz kennt? (p. ٣٣ باب القَوْل على لغة العرب وهل يجوز ان يُحْفَظ كُلُّها). Wir werden weiter unten im nächsten Abschnitt sehen, welcher Gesichtspunkt den Verfasser bestimmte, diese Frage so entschieden zu verneinen als er es thut. ,Ein Rechtsgelehrter — so sagt er — äussert irgendwo, dass die arabische Sprache ihrer ganzen Ausdehnung nach nur von einem Propheten gekannt zu werden vermag; dies sind Worte, welche das Recht haben als richtig anerkannt zu werden.'[2] Darum verwahrt er sich auch entschieden gegen die Annahme der Echtheit der Schlussworte des Kitâb-al'ajn: ,Dies ist das Ende der arabischen Rede' (هذا اخر كلام العرب), Worte die ein so frommer und gottesfürchtiger Mann wie al-Chalîl nicht geschrieben haben kann, ihm daher nur böswillig angedichtet sind[3]. Wie es um die Echtheit der erwähnten Schlussworte steht, mögen und können wir nicht entscheiden, wollen

---

[1] Dieser Passus ist nach der Pariser Handschrift mitgetheilt in Renan's Histoire générale des langues semitiques; in der ersten Ausgabe Livre IV. Chap. II. In der zweiten Ausgabe (1858) p. 340 ist das Textstück fortgelassen worden.

[2] قال بعض الفقهآء كَلَامُ ٱلعَرَبِ لا يُحِيطُ به إلّا نَبِيٌّ قال ٱبن فارس وهذا كلامٌ حَرِيٌّ أن يكونَ صَحِيحًا وما بَلَغَنَا أن أحَدَ الأُدبآء مِمَّن مَضَى ٱدَّعى حِفْظَ اللُّغَةِ كُلّها فامّا الكتابُ المنسوبُ الى الخليل وما فى خاتِمَتِهِ من قوله هذا آخر كلام العرب فَقَدْ كانَ الخَلِيلُ أوْرَعَ وأتْقَى لِلّهِ تعالى مِنْ أن يَقُولَ ذلك الخ

[3] Im Mugmil polemisirt er häufig gegen das Kitâb-al-'an.

aber dennoch hervorheben, dass nach dem Berichte Ibn an-Nadîm's der Verfasser des Kitâb-al-'ajn zu seinem Schüler sagt: ,dass wenn Jemand nach der von ihm selbst vorgezeichneten Art die Combinationen des arabischen Alphabetes zusammenstellen würde, er in dieser Weise den ganzen Sprachschatz des Arabischen erschöpfend darstellen könnte' [1], es sei denn, dass auch die Echtheit dieser Worte angezweifelt würde, welche jedoch mit der Frage über die Authenticität des Kitâb-al-ajn nicht zusammenhängt. Uebrigens wird auch noch von Abû Mâlik 'Amr b. Kirkira erzählt, dass er die ganze luġa in Gedächtniss bewahrte [2] wonach denn die Behauptung des Ibn Fâris: ,es ist nicht auf uns gekommen, dass auch nur einer der vor uns lebenden udabâ die Kenntniss der ganzen luġa für sich in Anspruch genommen hätte' einer Einschränkung bedürfte.

Neben diesen die arabische Lexicologie einleitenden Abhandlungen, bespricht Ibn Fâris noch einige andere Fragen, welche streng genommen nicht eben in die lexicologische Isagogik gehören, aber nach der Ansicht des Verfassers, als nah verwandtes Grenzgebiet der Philologie, doch in diesem Zusammenhange besprochen werden mussten. So spricht er in diesem Werke über die arabische Schrift (Bd. II p. ١٧٥ باب القول على الخطّ العربى). Er beweist in diesem Capitel, dass Adam es war, der 300 Jahre vor seinem Tode die Schriften sämmtlicher Sprachen zuerst schrieb, dass mit der Sündfluth diese Kunst in Vergessenheit gerieth, bis sie dann später wieder aufgefrischt wurde, namentlich die arabische wieder durch Ismâ'îl zuerst angewendet wurde. Freilich stimmt die Reproduction dieser Fabeln und deren Verbreitung als wissenschaftliche Axiomata nicht ganz gut zu dem obenerwähnten Programm des Verfassers; doch vergessen wir nicht, dass diese Sätze nach dem Massstabe arabischer Wissenschaft ganz ebenso vor

---

[1] Fihrist al 'ulûm ed. Flügel, Bd. I p. ٤٣. 9 لو أنّ إنْسَانًا قصد وألّف حُرُوفَ آلف وبآء وتآء وثآء علىما أُمَثِّلُهُ لاستَوْعَبَ فى ذلك جميع كلام العرب

[2] ibid. p. ٤٤, 11 كان يحفظ اللّغة كلّها

der strengen wissenschaftlichen Kritik bestehen können, als wenn wir unsere Annahmen auf die bestbeglaubigten historischen Quellen stützen: denn jene Sätze haben ein von orthodox muhammedanischem Standpunkte nicht zu beanstandendes isnâd hinter dem Rücken, ein isnâd, das auf den Juden Ka'b al aḥbar, dieses unfehlbare Orakel für alte Geschichten, zurückführt. Wissen wir ja, dass selbst Ibn Chaldûn trotz seiner den Traditionen entgegengebrachten kühnen Kritik, den hergebrachten Respekt vor unzweifelhaften Traditionen dennoch nicht verläugnen konnte. Und eine unzweifelhafte Nachricht musste noch der Skepsis des Ibn Fâris ein Satz über ‚Ursprünge' scheinen, wenn an ihrer Spitze Ka'b al-aḥbâr zu lesen ist. —

Es scheint auch, dass er über Poesie weitläufig handelt; er beschäftigt sich namentlich mit der Beantwortung der Frage: warum Gott immer mit Entschiedenheit die Zumuthung zurückweist, als sei sein auserwählter Prophet ein Dichter? (Bd. II p. ۲۳۴) Wir haben schon oben erwähnt, dass er auch über die von Anderen bestrittene Thatsache handelt, dass die alten als klassisch geltenden Dichter in sprachlichen Dingen nicht unfehlbar sind. ‚Die Dichter', sagt er hier[1] ‚sind die unbeschränkten Herren der Rede; sie können das Kurze lang machen, das Lange als kurz behandeln, sie dürfen in ihrer Darstellung Andeutungen und Hinweisungen anwenden, die Silben zusammenziehen und metaphorische Ausdrücke gebrauchen, das ὕστερον πρότερον anwenden: aber Verstösse gegen das i'râb oder eine von dem richtigen Gebrauche eines Wortes abweichende Anwendung desselben ist ihnen nicht gestattet'. —

[1] والشُّعَرَآء أُمَرَآء الكَلامِ يُقْصِرُونَ المَمْدُودَ ويُمِدُّونَ المَقْصُورَ ويُقَدِّمُونَ ويُؤَخِّرُونَ ويُومِئُونَ ويُشِيرُونَ ويَخْتَلِسُونَ ويُعَيِّرُونَ ويَسْتَعِيرُونَ فأمّا لَحْنٌ في إِعْرابٍ او إِزالَةُ كَلِمَةٍ عَنْ نَهْجِ صَوابٍ فَلَيْسَ لهم ذلك. Ich habe ويُعَيِّرُونَ nicht übersetzt, da es mir zweifelhaft ist, ob ich hier richtig so lese und es als: ‚sie schmähen, spotten' auffasse, oder ob es ويُغيِّرون gelesen werden soll.

Ibn Fâris selbst dichtete nicht viel; man begegnet seinem Namen selten an der Spitze von Gedichten[1]. Ein gelehrter Zeitgenosse des T̲a'âlibî, welcher ein der ‚Edelperle der Zeit' ähnliches Werk verfasste, Abu-l-Ḥasan 'Alî al-Bâcharzî (st. 467 H.) kennt nur drei Verse des Ibn Fâris. In dem Anhang seines Werkes دمية القصر وعصرة اهل العصر[2] bringt er nämlich folgende Notiz über unsern Ibn Fâris:

ابو الحسن ابن فارس إذا ذُكِرَتِ اللُّغَةُ فهو صَاحِبُ مُجْمِلِهَا ' لا بَلْ صاحِبُهَا الْمُجَمِّلُ لها ' وعِنْدِى أَنَّ تَصْنِيفَهُ ذَلِكَ مِنَ أَحْسَنِ ما صُنِّفَ فى مَعْنَاها ' وأَنَّ مُصَنِّفَهَا الَى أَقْصَى غَايَةٍ مِنَ الإِحْسَانِ تَنَاهَى ' وَلَمْ أَرَ لَهُ شِعْرًا غَيْرَ ما رَوَيْتُ[3] وهو

وقَالُوا كَيْفَ حَالُكَ قُلْتُ خَيْرٌ * تَقَضّ حَاجَةٌ وتَفُوتُ حاجُ

اذا ٱزْدَحَمَتْ هُمُومُ القَلْبِ قُلْنَا * عسى هَمًّا[4] يَكُونُ لَهَا ٱنْفِرَاجُ

نَدِيمِى هِرَّتِي وسُرُورُ قَلْبِى * دَفَاتِرُ لِي ومَعْشُوقِى ٱلسِّرَاجُ

‚Abu-l-Ḥasan ibn Fâris. Wird von der Sprache geredet, ‚so ist er der Besitzer des „die Sprache Umfassenden"[5], ja ‚sogar ihr Herr, der ihr Reize verleiht; ich glaube dass dieses ‚sein Werk (الْمُجْمِل) zu dem Schönsten gehört, was in diesem ‚Betreff je verfasst wurde, und dass dessen Verfasser damit das ‚äusserste Ziel des Trefflichen erreichte. Ich kenne kein anderes ‚Gedicht von ihm, als dasjenige, welches ich tradire (oder: ‚welches mir erzählet wurde), und zwar:

‚Sie fragen mich: ‚wie geht's'? Ich sag': ‚Vortrefflich',
‚Zu Ende ist die Noth, die and're schont mich.

---

[1] Ich erinnere mich jetzt nur noch an ein Citat bei Jâḳût I p. 405, wo Ibn Fâris ein Gedicht seines Vaters anführt.

[2] Handschrift der k. k. Hofbibliothek, cod. Mixt. nr. 207. Blatt 214 r.

[3] Oder auch: رُوِيتُ = was mir erzählt wurde.

[4] Eine andere Handschrift der k. k. Hofbibliothek (N. F. nr. 395 Blatt 134 verso) hat die Variante: يَوْمًا.

[5] Nämlich sein Werk الْمُجْمِل فى اللُّغَة

‚Wenn Sorgenlast mein Herz auch drückt so denk' ich:
‚Vielleicht folgt auf dem Fuss der Qual Erlösung!
‚Ein Kätzchen ist mein Trinkgenoss, das Lämpchen
‚Geliebte mir, und wahre Herzensfreude,
‚Die kann ich nur an meinen Büchern finden.'

Das fiḳh al-luġa umfasst dann ausser diesen allgemeinen Abschnitten, noch einige besondere Abschnitte aus dem Gebiete der Lexicologie, doch diese sind auch nur insoferne etwas specieller, als in denselben nicht mehr die Sprache im Allgemeinen, sondern die Wörter der Sprache den Gegenstand der Verhandlung bilden. Welches sind die sprachlichen Mittel, wodurch der Sprechende seine Rede dem Zuhörenden verständlich machen kann? (Bd. I p. ١٥٩ باب الخطاب الذى يَقَعُ به الإفْهامُ مِن ٱلقَائِلِ والفَهْمُ من السّامِع)[1] ist die Frage, die den Verfasser in diese Gruppe hinüberleitet, zu welcher etwa folgende Paragraphen gehören: über die Stufen der Sprachausdrücke mit Rücksicht auf deren Klarheit oder Dunkelheit (p. ١١٥ فى مراتب الكلام فى وُضُوحِهِ وإشْكالِهِ); über Wörter, die der spätere Sprachgebrauch gänzlich aufgegeben hat (p. ١١٧ فى المُهْمَل); über diejenigen Ausdrücke, welche erst mit der Einführung des Islam auftauchen oder eine bestimmte Bedeutung gewinnen[2] (p. ١٤١ فى الأَسْبَابِ الإِسْلَامِيَّة); über die Behandlung von Fremdwörtern (p. ١٣٢ فى التّعريب); über Wortzusammenschmiedung, d. h. über das Zusammenziehen zweier Wörter in eines, so dass daraus ein drittes, selbstständiges entsteht[3]

---

[1] Antwort: 1) durch إعْراب, 2) durch تصريف.

[2] Vgl. Ahlwardt, Bemerkungen über die Aechtheit der altarabischen Gedichte p. 2.

[3] Z. B. عَبْشَمِىٌّ Nisbenbildung aus عَبْدُ شَمْسٍ; das sonderbarste Beispiel dieser Gattung mag wohl eine Nisbenbildung sein, in welcher in einem Worte sowohl des Vaters als auch der Mutter Heimath zum Ausdruck kömmt: الطَّبَرْخَزِىُّ (Ibn Challikân Nr. 675, Bd. VII p. ٧٧ Wüstenfeld) لانّ أَبَاهُ من خوارزم وامُّهُ من طبرستان



(p. ٢٣٢ باب النَّحْتِ); über die Lautharmonie in zwei aufeinander folgenden Worten (p. ١٩٩ اتْباع). Ein besonderes Kapitel wird ferner denjenigen Ausdrücken gewidmet, welche nur dann angewendet werden können, wenn der zu benennende Gegenstand zwei oder mehrere Eigenschaften, die in jedem speciellen Fall näher bezeichnet sind, in sich vereinigt, (p. ٢١٩ باب الاسمآء التى لا تكون إلّا بآجْتماعِ صِفاتٍ وأقلّها ثِنْتَانِ), ein Uebergang zu dem Kapitel der خَصَائص, denen Ibn Fâris desgleichen eine Besprechung gewidmet hat, (p. ٢٠٩ باب فى الخَصَائص) welche wieder den Uebergang zur Synonymik bilden, die einer eingehenden Erörterung unterworfen wird. Mit dieser aber werden wir es noch im vierten Kapitel dieser Abhandlung zu thun haben.

III. Wenn wir den im Obigen skizzirten Inhalt des fikh-al-luġa von Ibn Fâris nochmals überblicken, so wird sich uns von selbst die Ueberzeugung aufdrängen, dass in diesem Werke eine Einleitung in die Lexicologie der arabischen Sprache vorlag, und dass diese Arbeit ein ziemlich systematisches Ganzes dieser damals im Entstehen begriffenen Wissenschaft dargeboten haben mochte. Aber besonders über das Schicksal des Ibn Fâris'schen Werkes erfahren wir daraus noch Eines. Ibn Fâris hat nämlich einen grossen Theil seiner früher selbstständig abgefassten Monographieen bei der Ausarbeitung des fikh-al-luġa in dieses grössere, encyklopädische Werk hineingearbeitet und dem hauptsächlichsten Inhalte nach in dasselbe aufgenommen. So z. B. mochten die Abhandlungen über aḍdâd, itbâʿ, über Sprachfehler der Dichter, das meiste Material für die betreffenden Abschnitte des später geschriebenen grösseren, encyklopädischen Werkes liefern. Daher kommt es auch, dass jene durch dieses überflüssig gemacht, von letzterem verdrängt wurden, so dass das grössere Buch die Monographieen überdauerte und diese den Bibliographen nicht einmal dem Namen nach mehr bekannt sind. Wenn die Monographie nicht ihrem bedeutendsten Inhalte nach in das grössere Buch aufgenommen wurde, so konnte sie dann in der That ihr Leben auch weiter

fristen. So z. B. hat das Buch مآخذ العلم[1] sich eher als die übrigen kleinen Sonderschriften erhalten können, weil dasjenige, was daraus in dem فقه اللغة aufgearbeitet wurde, höchstens derjenige Abschnitt war, welcher über das مآخذ اللغة[2] redet.

Ein ähnliches Schicksal traf auch die Monographieen anderer Verfasser. So z. B. wird von Abû Muḥammed ibn Ḥazm mitgetheilt, dass er ein Werk, unter dem Titel إظهار تبديل النّصارى واليهود للتّوراة والانجيل وبيان تناقض ما بايديهم من ذلك verfasst habe, ein Werk, welches das allererste in dieser Art gewesen sein soll.[3] Trotz des grossen Interesses, das die spätere theologische Wissenschaft der Muhammedaner an diesem Zweige der religiösen Polemik nimmt, scheint das erwähnte grundlegende Werk des Ibn Ḥazm dennoch gänzlich verloren gegangen. Doch wäre es ein Leichtes, nachzuweisen, dass es trotz dieses Anscheines dennoch nicht als verloren gegangen betrachtet werden darf, ja vielmehr dass es aller Wahrscheinlichkeit nach in seinem ganzen Umfange auf uns gekommen ist; jedoch nicht als selbständige Monographie, sondern als Bestandtheil des umfassenderen dogmatischen Werkes: كتاب الملل والنحل[4], in dessen Kette es ein berechtigtes Glied bildet. Und um noch ein Beispiel anzuführen, leitet mich Ibn Ḥazm's oben angeführtes .Werk zu dem gleichnamigen und weit mehr bekannten كتاب الملل والنحل des Muḥammed aś-Śahrestânî. Es hat mit dem ersteren nur den Titel gemein, hat aber eine von jenem ganz verschiedene Tendenz, denn der Verfasser ist Religionshistoriker — einer der Wenigen, die in der muhammedanischen Literatur dieses Gebiet vertreten[5] — während sein Vorgänger dogmatischer Polemiker ist, der in seinem Werke die verschiedenen Religionssysteme, auch nicht so erschöpfend wie aś-Śahrestânî,

[1] H. Ch. Bd. V. p. 351. Flügel Gramm. Schulen p. 247 übersetzt: ‚Hilfshandbuch der Wissenschaft', was entschieden unrichtig.

[2] Muzhir Bd. I p. ٣٠. vgl. p. ٧١.

[3] Ibn Challikân Bd. V p. ٢٨٩.

[4] Vgl. was ich hierüber mitgetheilt habe in Kobak's Zschr. für die Gesch. des Judenthums. Bd. VIII (1872) p. 81 ff.

[5] Siehe Note II zu Ende dieser Abhandlung.

vorführt, um deren dogmatische Irrthümer zu bekämpfen. Auch aś-Śahrestânî verfasste neben seiner grossen von William Cureton im Jahre 1846 herausgegebenen Religionsgeschichte mehrere Monographieen, die dann, weil ihr Inhalt in das umfassendere Werk überging, natürlicherweise überflüssig wurden und nicht mehr auf Verbreitung zu rechnen hatten; so z. B. mehrere kleinere Werke religionsgeschichtlichen Inhaltes, vornehmlich das über die griechischen philosophischen Systeme.[1]

Dasselbe bei handschriftlicher Verbreitung der Literaturwerke natürliche Schicksal ereilte auch die Monographieen des Ibn Fâris; nur dass in diesem Falle auch die alle kleineren Einzelschriften verschlingende umfassende Arbeit beinahe das Schicksal jener theilen musste.

IV. Wir haben nun unseren Ibn Fâris noch von einer Seite zu betrachten, da wo er seine Objectivität gleichsam abschüttelt und die Nüchternheit des Gelehrten durch die Voreingenommenheit und Befangenheit des Arabomanen ablösen lässt. Auch in dieser Eigenschaft stellt er sich uns in seinem fiḳh al-luġa dar, und glücklicherweise hat uns as-Sujûṭi auch jene interessante Partie des Werkes, welche uns hiefür einige bemerkenswerthe Daten liefert, errettet. In dem Jahrhundert vor Ibn Fâris spielte sich in der muhammedanischen Literatur die Reaction des nichtarabischen Elementes gegen die Uebergriffe des Arabismus ab. Sie culminirte in der Schule der شُعُوبِيَّة, deren Aufgabe es war zu beweisen, dass die Ansprüche der Araber: أَفْضَل الأُمَم zu sein, die edelste aller Sprachen zu besitzen u. s. w. trügerisch und unbegründet seien.[2] Ibn Kuteiba, der Zeitgenosse dieser antiarabischen Reaction in der Literatur ist der hervorragendste Repräsentant der araberfreundlichen Polemik gegen die Śu'ûbîjja; sie war jedoch mit ihm nicht zu Ende geführt. Eben Ibn Fâris ist es, welcher den Faden dieser Polemik wieder aufnimmt, und sich namentlich

---

[1] S. Book of religions and philosophical Sects. ed. Cureton, Preface p. II.

[2] Ich habe über diese Bewegung in der Literatur und ihre hauptsächlichsten Vertreter weitläufiger gehandelt in einer ungarischen Arbeit: ‚A nemzetiségi kérdés az araboknál' (Die Nationalitätenfrage bei den Arabern).

einen Punkt auswählt, den er gegen die Feinde des Araberthums zu vertheidigen wünscht: die Vorzüglichkeit der arabischen Sprache und Poësie.[1] Diese seine Polemik oder vielmehr Apologie hat er in einem Kapitel seines فقه اللغة niedergelegt, in dem: باب ما آختصّت به العربُ من العُلوم الجليلة (Muzhir Bd. I p. ١٥٣ ff.) Er geht natürlich von dem Standpunkte aus, dass die arabische die vorzüglichste und reichste aller Sprachen sei (أفْضَلُ اللّغات وأوسَعُها) ,Man kann allerdings nicht die Behauptung aufstellen, dass man seine Gedanken überhaupt nur in arabischer Sprache ausdrücken könne, doch ist der Gedankenausdruck in anderen Sprachen die niedrigste der Stufen des Gedankenausdruckes; denn auch der Stumme drückt seine Gedanken aus, aber nur durch Bewegungen, welche auf den grössten Theil seiner Absicht hindeuten: doch keiner wird derlei Gedankenausdruck Sprache nennen können, geschweige denn, dass man von Jemandem, der sich solcher Mittel zum Ausdruck bedienen muss, sagen könnte, dass er klar und verständlich, oder gar beredt spricht.[2]' . . . . . ,Man kann auch das Arabische, wegen seines

---

[1] Ausser den hieher gehörigen Wettstreiten der Araber und Perser in Betreff der Vorzüglichkeit ihrer Sprache, sind als Erscheinungen ähnlicher Art zu verzeichnen ,der Wettstreit der türkischen Sprache mit der persischen' wie ihn Mîr 'Alî Śîr Newâ'i in seinem Muḥâkemet al-luġatain (herausgegeben von Quatremère in seiner Chrestomathie orientale) zu Gunsten der ersteren entschieden; dann noch ein Wettstreit der syrischen Poesie gegen die arabische, vertreten durch 'Ebed Jêśu' Sobensis (Assemani Bibliotheca orientalis T. III. Pars I p. 328 ff. Eichhorn in der Praefatio zu seiner Ausgabe von Jones' Poeseos Asiaticae Comment. Leipzig 1777 p. XXIV f.)

[2] Muzhir I p. ١٥٣ فإنْ قال قائلٌ فَقَدْ يَقَعُ البَيَانُ بغَيْرِ اللِّسانِ العَرَبِيّ لأنّ كُلّ مَنْ أفْهَمَ بكلامِهِ على شَرْطِ لُغَتِهِ فَقَدْ بَيَّنَ ' قِيلَ لهُ إنْ كُنْتَ تُرِيدُ أنّ المُتَكَلِّمَ بغَيْرِ اللُّغَةِ العَرَبِيَّةِ قد يُعْرِبُ عَنْ نَفْسِهِ حَتّى يَفْهَمَ السّامِعُ مُرادَهُ فهذا أخَسُّ مَرَاتِبِ البَيَان لأنّ آلأبْكَمَ قد يَدُلُّ بإشاراتٍ وحَرَكاتٍ لهُ



Reichthums an Redekünsten, in keine andere Sprache übersetzen, wie etwa das Evangelium aus dem Syrischen ins Aethiopische und Griechische, die Tôrâ und der Psalter und die übrigen Bücher Gottes[1] ins Arabische übersetzt werden konnten; denn die Nichtaraber können mit uns in der weiten Anwendung des metaphorischen Ausdruckes nicht concurriren. Wie wäre es denn z. B. möglich, den 60. Vers der VIII. Sûre in eine Sprache zu übertragen mit Worten, welche genau den Sinn wiedergäben, der in ihm liegt, man müsste denn zugleich den ganzen Inhalt desselben klar darlegen, das Abgeschnittene verbinden, das Verborgene eröffnen, so dass du etwa sagen würdest: ‚Wenn du mit einem Volke einen Waffenstillstand und Friedensbund geschlossen, du aber dessen betrügerische List fürchtest: so thue ihm zu wissen, dass du deinerseits die Bedingungen brichst, und erlaube ihnen das Aufnehmen der Feindseligkeit, so dass ihr beide gleichmässig im Klaren seiet‘[2].

عَلى أَكْثَرِ مُرادِهِ ثُمّ لا يُسَمّى مُتَكَلِّمًا فَضْلًا عَنْ أن يُسَمّى بَيِّنًا او بَلِيغًا

[1] Wir sehen, dass der Verf. ausser den ‚vier Büchern‘ noch andere كتب اللّه (wahrscheinlich A. T.) kennt.

[2] Muzhir ibid. وكذلك لا يَقْدِرُ أَحَدٌ مِنَ التَّرَاجِمِ على أن يَنْقُلَهُ إلى شيء مِنَ الأَلسِنَةِ كما نُقِلَ ٱلانْجِيلُ عَنِ السُّرْيانِيَّةِ إلى الحَبَشِيَّةِ والرُّومِيَّةِ وتُرْجِمَتِ التَّوْراةُ والزَّبورُ وسَائرُ كُتُبِ ٱللّهِ عزّ وجلّ بِالعَرَبِيّةِ لأنّ غَيْرَ العَرَبِ لَمْ تَتَّسِعْ فى ٱلمجازِ ٱتِّسَاعَ العَرَبِ أَلاَ تَرى انّكَ لَو أَرَدْتَ أَنْ تَنْقُلَ قَوْلَهُ تَعَالى وإمّا تَخَافَنَّ مِنْ قَوْمٍ خِيَانَةً فَٱنْبِذْ إِلَيْهِمْ على سَوَآء لَمْ تَسْتَطِعْ أَنْ تَأْتِيَ لِهَذِهِ بِأَلْفاظٍ مُؤَدِّيَةٍ عَنِ المَعْنَى الذى أُودِعَتْهُ (Bul: أودعته) حَتّى تَبْسُطَ مَجْمُوعَهَا وتَصِلَ مَقْطُوعَهَا وتُظْهِرَ مَسْتُورَهَا فَتَقُولَ إنْ كَانَ بَيْنَكَ وبَيْنَ قَوْمٍ

Ebenso ist es mit Sûre XVIII v. 10 und vielen Dichterstellen, die in der Uebersetzung ihre ganze Schönheit, die Anmuth ihrer gedrungenen Construction und ihres kurzgefassten Ausdruckes einbüssen müssten.' Er ist unendlich überschwänglich in der Herrechnung derjenigen Hilfsmittel der arabischen Sprache, wodurch sie alle andern Sprachen übertrifft; man kann dieselben in grammatische und lexicalische eintheilen. In der Grammatik ragt das Arabische durch sein i'râb über alle anderen Sprachen hervor, wodurch das Arabische die logischen Kategorieen der Rede in einer Weise und mit einer Klarheit unterscheiden kann, wie sie sonst keinem Volke der Welt zu Gebote steht. ,Allerdings — sagt er — glauben Leute, von deren Nachrichten man sich abwenden muss, dass auch die Philosophen (d. h. die Griechen) 'irâb[1] und grammatische Werke besassen; auf solche Nachrichten ist aber Nichts zu geben. Diejenigen Leute, welche solche Dinge vorbringen, heuchelten Anfangs Rechtgläubigkeit und entnahmen Vieles den Büchern unserer Gelehrten, nachdem sie einige Wörter davon veränderten; dann führen sie dies Alles auf Leute von hässlichen Namen, welche die Zunge keines rechtgläubigen Menschen aussprechen kann, zurück. Sie erheben dabei noch den Anspruch, dass diese Leute Poësie besässen; wir haben diese gelesen und haben gefunden, dass sie unbedeutend und

---

هُدْنَةٌ وعَهْدٌ فَخِفْتَ مِنْهُم خِيَانَةً ونَقْضًا فَأَعْلِمْهُم أَنَّكَ
قَدْ نَقَضْتَ ما شَرَطْتَهُ لهم وآذِنْهُمْ بالْحَرْبِ لتَكُونَ أَنْتَ
وهُمْ فى ٱلْعِلْمِ بالنَّقْضِ على الِاسْتِوَآء وكذلك قوله تعالى
فَضَرَبْنا على آذانِهِم فى الكَهْفِ وقد تأتى الشُّعَرآء بالكَلَامِ
الّذى لو أَرَادَ مُرِيدٌ نَقْلَهُ لَٱعتَاصَ وما أَمْكَنَ إلّا بمَبْسُوطٍ
مِنَ القَوْلِ وكثيرٍ من اللَّفْظِ; folgen mehrere Beispiele.

[1] Auf das اعراب der griechischen Sprache nimmt auch der Verfasser des Fihrist (I p. ١٩, 4) Bezug. Newâ'i l. c. p. 16 stellt dem arabischen اعراب die Verbalbildungssilben ش, ل, در u. s. w. zur Seite, welche mit den Verbalconjugationen des Arabischen concurriren können.



von geringer Anmuth ist und auch kein rechtes Metrum besitzt. Führwahr! Poësie hat nur das arabische Volk, das in seinen poetischen Werken seine geschichtlichen Erinnerungen aufbewahrt. Die Araber haben eine metrische Wissenschaft, durch welche das regelrechte Gedicht von dem Mangelhaften unterschieden werden kann; wer die Feinheiten und Geheimnisse dieser Wissenschaft kennt, der weiss dass sie Alles dasjenige übertrifft, was Leute als Argumente für sich anzuführen pflegen, welche in dem Wahne leben, dass sie die Wesenheiten der Dinge erkennen können, als da sind: die Zahlen, Linien, und Punkte — Dinge, deren Nutzen ich nicht einsehen kann, es sei denn, dass sie trotz des geringen Nutzens, den sie bringen, den Glauben zu Grunde richten und Dinge im Gefolge haben, gegen welche wir Gottes Beistand erflehen wollen‘[1].

---

[1] Muzhir I p. ١٥٥—١٥٦ وزَعَمَ ناسٌ يُتَوَقَّفُ عَنْ قُبُولِ أَخْبَارِهِمْ أَنَّ الفَلَاسِفَةَ قَدْ كَانَ لَهُم إِعْرابٌ وَمُؤَلَّفاتُ نَحْوٍ وهو كَلَامٌ لا يُعَرَّجُ على مِثْلِهِ وانّما تَشَبَّهَ ٱلقَوْمُ آنِفًا بأَهْلِ ٱلاسْلَامِ فأَخَذُوا مِنْ كُتُبِ عُلَمَآءنا وغَيَّرُوا بَعْضَ أَلْفَاظِها ونَسَبُوا ذلك إِلى قَوْمٍ ذَوِى أَسْمَآء مُنْكَرَةٍ بتَرَاجِمَ بَشِعَةٍ لا يَكَادُ لِسَانُ ذِى دِينٍ يَنْطِقُ بها وَٱدَّعُوا مَعَ ذلك أَنَّ لِلْقَوْمِ شِعْرًا وقَدْ قَرَأْنَاهُ فَوَجَدْناهُ قَلِيلَ ٱلْمَآثِرِ وَٱلحَلَاوَةِ غَيْرَ مُسْتَقِيمِ ٱلْوَزْنِ بَلَى ٱلشِّعْرُ شِعْرُ العَرَبِ دِيوَانُهُمْ وحافِظُ مَآثِرِهِمْ ومُقَيِّدُ حِسَابِهِمْ ثُمَّ للعَرَبِ العَرُوضُ ٱلّتى هى مِيزانُ الشِّعْرِ وبها يُعْرَفُ صَحِيحُهُ مِنْ سَقِيمِهِ ومَنْ عَرَفَ دَقَائِقَهُ وأَسْرارَهُ وخَفَايَاهُ عَلِمَ أَنَّهُ يَرْبِي على جَمِيعِ ما يَحْتَجُّ به هَؤُلَآء ٱلّذين يَنْتَحِلونَ مَعْرِفَةَ حَقَائِقِ ٱلأَشْيَآء مِنَ ٱلأَعْدادِ وَٱلخُطُوطِ والنُّقَطِ الّتى لا أَعْرِفُ لها فائدَةً غَيْرَ أَنَّها تُرِقُّ ٱلدِّينَ وتُنْتِجُ كُلَّ ما نَعُوذُ باللّهِ مِنْهُ ،

Diese Auslassungen des Ibn Fâris sind als polemische Expectorationen gegen jene Schule zu betrachten, welche die griechische Philosophie und Poësie [1], die durch die Nichtaraber in die Welt gesetzten Künste und Wissenschaften hoch über alles Dasjenige stellen, was je die Araber geleistet, und namentlich von der Poësie der Letzteren sagen, dass sie in metrischer Beziehung mit der griechischen gar nicht verglichen werden könnte, vielmehr nur dem Wolfsgeheul und dem Gebrüll irrenden Wildes gleichkomme. [2]

Von diesem Gesichtspunkte aus sind dann mehrere Punkte des fiḳh al-luġa zu betrachten; so

a) die Darlegung dessen, dass es unmöglich ist, das ganze Material der arabischen Sprache zu beherrschen (s. oben Cap. III), welche ganz gewiss im Dienste dieser Verhimmelung der arabischen Sprache steht;

b) die Auffassung der aḍdâd, wie sie Ibn Fâris in einem besonderen Kapitel des f. al-l. und in einer besonderen Monographie darlegt. Nun waren es aber eben die Verächter der arabischen Sprache, welche die Möglichkeit, dass ein Wort entgegengesetzte Bedeutungen in sich vereinige, als Mangel der arabischen Sprache anführten. [3] Wir wissen dies aus einer Angabe des Abû Bekr b. al-Anbârî, welcher ein Buch über die aḍdâd schrieb und in der Einleitung desselben auf diesen Vorwurf gegen die arabische Sprache reflectirt; er sagt: [4]
وَيَظُنُّ اهْلُ ٱلبِدَعِ وٱلزَّيْغِ وَٱلِازْدِرآء بالعَرَبِ أَنَّ ذلك كَانَ مِنْهُم

---

[1] as-Śahrestânî Kitâb al Milal p. ٢٩٩ stellt den Homer اوميرس sehr hoch und citirt Stellen aus seinen Werken, doch stellt auch er die Ansicht auf, dass das Metrum nicht zu den Bedingungen eines griechischen Gedichtes gehöre (ibid. p. ٢٩. وليس شعرهم على وزن وقافية ولا الوزن والقافية رُكْنٌ فى الشّعر عندهم بل الركن فى الشعر ايراد المقدّمات المخيّلة)

[2] Bei Ibn ʿabdi Rabbihi. Hschr. der Hofbibliothek cod. Mixt. nr. 318 Blatt 188 verso.

[3] Newâ'î führt im Muḥâkemet al-luġatain unter den Vorzügen der türkischen Sprache an, dass es ihr möglich ist in einem einzigen Worte fünf incompatible Bedeutungen zu vereinigen.

[4] bei as-Sujûṭî, Muzhir Bd. I p. ١٩٢

لِنُقْصَانِ حِكْمَتِهِمْ وقِلَّةِ بلاغَتِهِم وكَثْرَةِ الاِلْتِبَاسِ فى مُحَاوَرَاتِهِم عِنْدَ ٱتِّصَالِ مُخَاطَبَاتِهِمْ فَيَسْئَلُونَ عَنْ ذلك ويَحْتَجُّونَ بانَّ الاِسْمَ مَبْنِيٌّ عَلَى المَعْنَى الَّذى تَحْتَهُ ودَالٌّ عَلَيْهِ ومُوضِحٌ تَأْوِيلَهُ فاذا ٱعْتَوَرَ اللَّفْظَةُ الواحِدَةُ مَعْنَيَانِ مُخْتَلِفَانِ لَمْ يَعْرِفْ المُخَاطَبُ أَيُّهُمَا أَرادَ المُخَاطِبُ الخ Wenn also Ibn Fâris eine Apologie der aḍdâd schrieb, so hatte diese ohne Zweifel dieselbe Tendenz: die nämlich, die arabische Sprache gegen die اهل الاِزْدِرَآء بالعَرَب, gegen welche al-Anbârî in dem eben citirten Stücke zu Felde zu ziehen sich rüstet, zu vertheidigen.

c) Ibn Fâris' Standpunkt, den er der Synonymik gegenüber einnimmt. Ḥamza al-Isphahânî, ein Gelehrter irânischen Ursprunges, ebenfalls einer Derjenigen, welche auf ihr Iranierthum pochend, innerhalb des Islam dasselbe wieder in den Vordergrund zu drängen suchten, und der dieser Bestrebung auch in der Sprachgelehrsamkeit Ausdruck gab [1], will den Synonymenreichthum der arabischen Sprache dadurch ins Lächerliche ziehen, dass er auf die besonders reichlich bedachte دَوَاهِى-gruppe das witzige Wort ironisch anwendet: اسمآء الدَّواهى مِنَ الدَّواهى [2] ‚die Namen für den Begriff Unglücksfall gehören auch zu den Unglücksfällen'. Allerdings, wenn diese Namen nicht verschiedene Momente und Schattirungen eines und desselben Begriffes ausdrückten, vielmehr einander vollkommen deckten. Dass dies Letztere nicht der Fall ist, mussten alle diejenigen Sprachgelehrten vertheidigen, die in dem Punkte der Synonymik die Ehre der arabischen Sprache retten wollten. Dahin gehört natürlich auch unser Ibn Fâris. Er stellt sich diesbezüglich ganz auf seines Lehrers Abu-l-'Abbâs Ṯa'lab's Standpunkt, indem er die Existenz von Synonymen im eigentlichen Sinne des Wortes in Abrede stellt; vielmehr behauptet er, dass verschiedene Benennungen eines und desselben Gegen-

[1] S. diese Beiträge I p. 45 des Sonderabdruckes.

[2] at-Ṯa'âlibî's Fiḳh-al-luġa (Dahdâḥ) p. ١٢٢

standes, denselben immer von verschiedenen Gesichtspunkten und mit Hinblick auf verschiedene begriffliche Momente ins Auge fassen, was dann aus der Etymologie des Wortes klar erhellt. Daraus folgt nun für ihn wieder ein Argument mehr für die Vorzüglichkeit der arabischen Sprache. ‚Kein Volk' sagt er ‚kann die arabische Nomenclatur des Schwertes, des Löwen, der Lanze oder anderer Dinge in seine eigene Sprache übersetzen. Im Persischen muss sich der Löwe mit einem einzigen Namen begnügen, wir aber geben ihm fünfzig und hundert; Ibn Châlaweihî hat 500 Namen für den Begriff Löwe und 200 für den der Schlange zusammenstellen können'.[1] Dieser unübertreffliche Synonymenschatz ist aber ein noch unwiderlegbarerer Beweis für die Unübertrefflichkeit der arabischen Sprache einerseits und für die hohe Begabung des arabischen Volkes andererseits, wenn die Synonyma nicht der Natur sind, dass sie einander vollkommen decken, sondern auf einer scharfen Beobachtung der Dinge beruhen, welcher kein, auch nicht das geringfügigste Moment entgehen konnte, ohne dasselbe sprachlich fixirt zu haben.

Diese falsche Anschauung von der Synonymik wucherte Jahrhunderte lang in der arabischen Sprachgelehrsamkeit fort. Erst in neuester Zeit hat die arabische Gelehrtenwelt mit diesem Vorurtheil und mit den فضائل العرب überhaupt zu brechen begonnen. Butrus al-Bustânî hat nämlich in einer im Jahre 1859 in Beirût gehaltenen Vorlesung sehr verständig über die arabische Synonymik gehandelt und die alten Anschauungen von Grund aus wankend gemacht, ja seinen Landsleuten gegenüber die These vertheidigt, dass er die arabische Sprache gerade ihrer Synonymik wegen für eine arme Sprache hält[2].

---

[1] Muzhir Bd. I p. ١٥٣

[2] Chuṭbâ fî 'adâb al-ârab lil-'ilm (Beirût 1859) p. ٢ ff. والحال ان ذلك لا يَجِبُ أنْ يُحْسَبَ غنًى لأنّه لايفيد زيادةً فى المعنى التى هى المقصود الأصْلّى مِنَ اللّغات واللغة التى يوجَدُ فيها الفاظٌ كثيرةٌ لمَعْنىً واحِدٍ مع انّهُ يُوجَدُ معانٍ

d) Im Anschluss an das باب ما آختَصَّتْ به العرب الخ folgt das باب نظم للعرب لا يقوله غيرهم (I p. ١٥٧—١٦١ vgl. II p. ٢٢٢ und ٢٢٩), welches in ungefähr 30 kurze Paragraphe zerfällt, jeder beginnend mit den Worten مِنْ سُنَنِ العرب, welche den zweiten Theil des Titels des ganzen Werkes (وسُنَن العرب) rechtfertigen. In diesen Paragraphen werden Eigenthümlichkeiten der arabischen Sprache vorgeführt, die sonst in keiner anderen vorkommen. Es würde uns zu weit führen, diese سُنَن nach der Reihe aufzuzählen; einigen werden wir im folgenden Abschnitte dieser Abhandlung begegnen.

V. Wir hätten nun, wie ich glaube, den muthmasslichen Inhalt des hier besprochenen Werkes genug ausführlich reconstruirt. Zu einem solchen Werke konnte wohl, wie nun Jeder einsehen wird, at-Ṯa'âlibî's gleichnamiges Werk nicht als Einleitung dienen. Aber dennoch muss ich bemerken, dass diese beiden Bücher in irgend welchem Zusammenhange mit einander stehen, den man aus dem, was aus at-Ṯa'âlibî's Buch bisher bekannt geworden, nicht recht bemerken konnte. Schon der Umstand, dass ein späterer Schriftsteller den schon von einem Vorgänger angewendeten sonderlichen Titel فقه اللغة auffrischt, muss uns auf den Gedanken leiten, dass der spätere Schriftsteller sich mit dem Werke seines Vorgängers beschäftigt haben mochte. Unser at-Ṯa'âlibî hat sich aber nicht nur damit beschäftigt, sondern dasselbe auch ehrlich ausgeplündert. Diese Beute legte er nicht in demjenigen Theile des فقه اللغة nieder, welcher durch Rusaid Daḥdâḥ's Druck bekannt ist, sondern in einem zweiten Theile dieses Buches, welcher nur in der Wiener und der Leidener Handschrift des Werkes vorhanden ist, und über welchen ich in der Einleitung zu meiner kritischen Ausgabe dieses Werkes (gegenwärtig unter der Presse) des Nähern zu sprechen gedenke. Ein grosser Theil

---

كَثِيرَةٌ لا يوجَدُ بها فيها أَلفاظ للتّعبير بها هى فى الحقيقة فقيرةٌ لا غَنِيَّة وأَهلُها فُقَرآء لا اغْنِيآء Er lässt die Synonyma durch die Zusammenstellung des lexicologischen Materials der verschiedenen Stämme von Seiten der Sprachgelehrten entstehen.

der hundert Abschnitte dieses zweiten Theiles (nach meiner Ansicht سرّ العربيّة oder أسرار العرب betitelt) ist nun, wie ich mich nach einer eingehenden Vergleichung dieses Theiles mit den Sujûtî'schen Fragmenten aus Ibn Fâris überzeugte, direct dem فقه اللغة des Letzteren entnommen, ohne dass at-Ta'âlibî auch nur im Entferntesten andeuten möchte, wem er seine Darstellung entlehnt. Es ist dies wieder ein Beitrag zu den literarischen Diebstählen in der orientalischen Literatur. Zumeist hat er, soweit ich übersehen kann, das باب نظم العرب لا يقوله غيرهم ausgeplündert, und z. B. den ersten Paragraph dieses bâb, wie ich unten zeige, Wort für Wort abgeschrieben. — Er schreibt jedoch nicht immer wörtlich ab. Das System dieser سنن العرب hat er vollkommen dem Ibn Fâris entlehnt, die in den beigebrachten Paragraphen angeführten Beispiele jedoch zumeist vermehrt, namentlich hat er eine Fülle von poëtischen Belegstellen, an denen es dem Ibn Fâris'schen Buche mangelt, hinzugefügt, so dass er in Anbetracht dieses Umstandes nicht gerade Plagiator, sondern im gewissem Sinne Umarbeiter zu nennen wäre. In jedem Falle wird es sich nicht läugnen lassen, dass seiner Arbeit die des Ibn Fâris zu Grunde liegt, und nur die gänzliche Verschweigung des Namens des Letzteren muss dem Ta'âlibî zum Vorwurf gemacht werden.

Es würde eine grosse Auswahl von Stellen zu Gebote stehen, um unsere Ansicht zu bekräftigen; wir glauben aber, dass auch die folgende kleine Zusammenstellung genügen wird, um die von uns hier aufgestellte Behauptung über das Verhältniss des سرّ العربيّة von at-Ta'âlibî zu dem فقه اللغة des Ibn Fâris zu begründen:

at-Ta'âlibî:[1]	Ibn Fâris:[2]
فَصْلٌ فى الإخْبَارِ عَنِ الجَمَاعَتَيْنِ بلَفْظِ الاِثْنَيْنِ ، العَرَبُ تَفْعَلُ ذلك كَمَاقال الأسْوَدُ بنُ يَعْفُرَ	ومن سُنَنِ العَرَبِ أنْ تَذْكُرَ جماعَةً وجماعَةً أو جَمَاعَةً وواحِدًا ثمّ تُخْبِرَ عَنْهُما بلَفْظِ

[1] Blatt 107 verso (Hschr. der k. k. Hofbibliothek).

[2] Muzhir I, p. ١٥٨.



الاثنين كقوله

إنّ المنيّةَ والحتوفَ كِلَيْهِما * بوقيِ[3] المحارِمِ يرْقبانِ سوادِى

وفى التنزيلِ أنّ السمواتِ والأرضَ كانتا رتقا ففتقناهما ‘

إنّ المنايا والحتوفَ كِلَيْهِما * فى كُلِّ يوْمٍ ترْقبانِ سوادِى[1]

وقال آخرُ

ألَمْ تحْزُنْك أنّ جِبالَ قيْسٍ * وتغْلِبَ قدْ تبايَنتا القِطاعا

وقدْ جآء مِثْلُهُ فى القرآنِ أولَمْ يرَ الّذِينَ كفَرُوا أنّ السّمواتَ والأرْضَ كانتا رتْقًا ففتقْناهُما[2]

Ibn Fâris:[5]

باب نَظْمٌ للعَرَبِ لايقولُهُ غيْرُهم

يقولون عاد فُلانٌ شيْخًا وهو لم يكُنْ شيْخًا قط وعاد المآء آجِنًا وهو لم يكن آجِنًا فيعُودَ قال تعالى حتّى عادَ كالعُرْجُونِ القَدِيم (Sûre XXXVI v. 39) ولم يكُنْ عُرْجُونًا قبْلُ وقال تعالى حِكايَةً عَنْ شعيب عليه السّلام قدِ افْترَيْنا على اللّهِ

at-Ta'âlibî:[4]

فصل لِلْعَرَبِ لا يقولُهُ غيْرُهم ‘

تقول عادَ فُلانٌ شيْخًا وهو لَمْ يكُنْ قطُّ شيْخًا وعادَ المآء آجِنًا وهو لم يكُنْ كذلك قال الهُذَلِىُّ

أطَعْتُ العِرْسَ فى الشّهَواتِ حتّى * أعادَتْنِي أسِيفًا عبْدَ عبْدِى

ولم يكُنْ قبْلُ أسِيفًا حتى يعودَ

[1] Cod. سواد.

[2] Sûre XXI v. 31 vgl. al Buchârî LX nr. 25 (ed. Krehl Bd. II p. ٣٥٤, ٩).

[3] Bûlak: كلاهما und بوفى.

[4] Cod. der k. k. Hofbibliothek Blatt 125 verso

[5] Muzhir I p. ١٥٧.

كَذِبًا ان عُدْنَا فى مِلَّتِكم (Sûre VII v. 87) ولم يكُنْ فى مِلَّتِهم قَطْ ومِثْلُهُ يُرَدُّ الى أَرْذَلِ العُمْرِ وهو لم يَكُنْ فى ذلك قَطْ يُخْرِجُونهم مِنَ النُّورِ إلى الظُّلُمَاتِ وهم لم يكونوا فى نورٍ قط

إلى تِلْكَ ٱلحالِ ، وفى كِتَابِ ٱللّٰهِ يُخْرِجُونَهُمْ مِنَ النُّورِ إلى الظُّلُماتِ[1] وهُم لم يَكُونوا فى نورٍ مِنْ قَبْلُ ، ومِثْلُهُ قَوْلُهُ عَزَّوَجَلَّ ومِنْكُم مَنْ يُرَدُّ إلى أَرْذَلِ العُمْرِ[2] وهُم لم يَبْلُغوا أَرْذَلَ ٱلْعُمْرِ فَيُرَدُّوا إلَيْهِ ،

Ibn Fâris:[4]

بابُ النَّحْتِ العَرَبُ تَنْحِتُ مِنْ كَلِمَتَيْنِ كَلِمَةً واحِدَةً وهو جِنْسٌ مِنَ الاخْتِصَارِ وكذلك[5] رَجُلٌ عَبْشَمِيٌّ مَنْسُوبٌ إلى آسْمَيْنِ وأَنْشَدَ الخَلِيلُ

أَقُولُ لَهَا ودَمْعُ العَيْنِ جَارٍ * أَلَمْ تَحْزُنْكِ حَيْعَلَةُ المُنَادِى

مِنْ قَوْلِهِ حَيَّ عَلَى وهذا مَذْهَبُنَا فى أَنَّ الأَشْيَآءَ الزَّائِدَةَ عل ثَلَاثَةِ أَحْرُفٍ فأَكْثَرُها مَنْحُوتٌ مِثْلُ قَوْلِ العَرَبِ للرَّجُلِ الشَّدِيدِ ضِبَطْرٌ مِنْ ضَبَطَ وضَبَرَ وفى قَوْلِهم

at-Ta'âlibî:[3]

فَصْلٌ فى النَّحْتِ العَرَبُ تَنْحِتُ مِنْ كَلِمَتَيْنِ وثَلَاثٍ كَلِمَةً واحِدَةً وهو جِنْسٌ مِنَ الاِخْتِصَارِ كقَوْلِهم رَجُلٌ عَبْشَمِيٌّ مَنْسُوبٌ الى عَبْدِ شَمْسٍ وأَنْشَدَ الخَلِيلُ

أَقُولُ لها وَدَمْعُ العَيْنِ جارٍ * أَلَمْ تَحْزُنْكِ حَيْعَلَةُ المُنَادِى

مِنْ قَوْلِهِمْ حَيَّ على الصَّلَوةِ وقد تَقَدَّمَ فَصْلٌ شافٍ فى حِكَاياتِ أَقوالٍ مُتَدَاوِلَةٍ مِنْ هذا ٱلجِنْسِ فامَّا قَوْلُهم صَهْصَلِقٌ

[1] Sûre II v. 259.
[2] Sûre XVI v. 72; — XXII v. 5.
[3] Blatt 126 recto.
[4] Muzhir I ٣٣٣.
[5] Bûlaker Ausgabe: وذلك.

صَهْصَلِقٌ أَنَّهُ مِن صَهَلَ وصَلَقَ فهو مِن صَلَقَ وصَهَلَ والصَّلْدَمُ وفى الصَّلْدَمِ أَنَّهُ مِنَ الصَّلْدِ مِنَ الصَّلْدِ والصَّدْمِ ، والصَّدْمِ

Ibn Fâris:[2]

ومِنْ سُنَنِ العَرَبِ الفَرْقُ بَيْنَ ضِدَّيْنِ بِحَرْفٍ او حَرَكَةٍ كقَوْلِهِم يدوى مِنَ الدَّآء ويُدَاوَى مِنَ الدَّوآء ويُخْفِرُ اذا نَقَضَ مِنْ أُخْفَرَ ويَخْفِرُ اذا أَجارَ مِن خَفْرٍ ولُعَنَةٌ اذا أَكْثَرَ اللَّعْنَ ولُعْنَةٌ اذا كان يُلْعَنُ وهُزَأَةٌ وهُزْأَةٌ وسُخْرَةٌ وسُخَرَةٌ ،

at-Ta'âlibî:[1]

فَصْلٌ فى الفَرْقِ بَيْن ضِدَّيْنِ بِحَرْفٍ او حَرَكَةٍ ذلك مِن سُنَنِ العَرَبِ كقَوْلِهِمْ دَوِىَ مِن الدَّآء ويُدَاوَى[3] مِن الدَّوآء[4] ماخْفَرَ إذا أَجارَ وخَفَرَ اذا نَقَضَ العَهْدَ وقَسَطَ اذا جارَ وأَقْسَطَ إذا عدل وأَقْذَى عَيْنَهُ إذا أَلْقَى فيها القَذَى وقَذَّاها اذا نزع منها القَذَى ، وما كان بِزِنَةٍ بحَرَكةٍ كما يقال رَجُلٌ لُعَنَةٌ إذا كان كَثِيرَ اللَّعْن ولُعْنَةٌ إذا كان يُلْعَنُ وكذلك ضُحَكَةٌ وضُحْكَةٌ ،

Manche Paragraphen, in denen sich Ibn Fâris nur ganz kurz fasst, sind durch at-Ta'âlibî in ausgedehnterem Umfange bearbeitet; jedoch nicht ohne dass man, einmal auf des Letzteren Verhältniss zu seinem Vorgänger aufmerksam geworden, übersehen konnte, dass wir es blos mit einer ‚erweiterten Ausgabe‑

[1] L. c. Blatt 126 verso.

[2] [illegible] p. [illegible].

[3] Cod. ويداوى.

[4] Cod. العبق.

des فقه اللغة des Ibn Fâris zu thun haben; denn einmal ist die Ueberschrift des Paragraphen wörtlich beibehalten, und zweitens das von Ibn Fâris beigebrachte Beispielematerial verwendet und nur mit einer mehr oder weniger reichlichen Auswahl von Dichtercitaten ausgeschmückt. Ich wähle für diesen Punkt ein Beispiel, das zugleich eine Ehrenrettung at-Ṯa'âlibî's bewirken möge, indem es uns zeigt, wie reichhaltig er die dürre Darstellung des Ibn Fâris aus der vollen Vorrathskammer seiner eigenen Belesenheit in den Dichterwerken auszustatten verstand, und wie er sich hiedurch in gewissem Sinne ein kleines Anrecht darauf erwarb, diese Arbeit sein Eigenthum zu nennen.

Wir wählen denn: Ibn Fâris (bei Muzhir I ١٥٨): ومِنْ سُنَنِ العَرَبِ إضافَةُ الفِعْلِ إلى ما لَيْسَ فاعِلاً فى ٱلحَقِيقَةِ ، يقولون أَرَادَ ٱلْحَائِطُ أَنْ يَقَعَ إذا مَالَ وَفُلانٌ يُرِيدُ أن يَمُوتَ اذا كَانَ مُحْتَضَرًا; und stellen dieser kurzen trockenen Auseinandersetzung die durch angemessene Anführungen erweiterte des Ta'âlibî [1] an die Seite:

فَصْلٌ فى إضافةِ الفِعْلِ إلى ما لَيْسَ بفاعِلٍ على الحقيقةِ هى مِنْ سُنَنِ العَرَبِ أَنْ تُعَبِّرَ عَنِ الجَمَادِ بفِعْلِ الإِنْسَانِ كما قال الرَّاجِزُ

* اِمْتَلَأَ ٱلْحَوْضُ وَقَالَ قَطْنِي *

ولَيْسَ هُنَاكَ قَوْلٌ ، وكما قال ٱلشَّمَّاخُ

كَأَنِّي كَسَرْتُ ٱلرَّجْلَ أَخْفَتَ (?) سَهْوَقَا *

أَطَاعَ لَهُ مِنْ رَامَتَيْنِ حَدِيقُ

فَجَعَلَ ٱلْحَدِيقُ مُطِيعًا لهذا ٱلعَيْرِ لِمَا تَمَكَّنَ مِنْ رِعْيِهِ والحَدِيقُ لا طاعَةَ لَهُ ولا مَعْصِيَةَ ، وفى كِتَابِ ٱللّٰهِ عَزَّ وجَلَّ فَوَجَدْنا فِيهَا جِدَارًا يُرِيدُ أَنْ يَنْقَضَّ فَأَقَامَهُ [2] ولا إِرَدَةَ لِلْجِدارِ ولَكِنَّهُ

[1] Blatt 117 recto.

[2] Sûre XVIII v. 76 vgl. al-Buchârî (ed. Krehl I p. ٣٤, 10) III nr. 44.



مِن تَوَسُّعِ العَرَبِ في المَجازِ وَالاِستِعارَةِ قال الصُّولِيُّ ما رَأَيتُ
أَحَدًا كانَ أَشَدَّ بَذَخًا[1] بالكُفرِ مِن ابنِ فِراسٍ ولا أَكثَرَ إظهارًا
لَهُ مِنهُ ولا أَدوَمَ تَعَبُّثًا بالقُرآنِ قال لي يَومًا ونَحنُ في دارِ الوَزِيرِ
العَبّاسِ بنِ الحُسَينِ على تَعرِفُ للعَرَبِ إرادةً لغَيرِ مُمَيِّزٍ فَقُلتُ
إنَّ العَرَبَ تُعَبِّرُ عَنِ الجَماداتِ بقَولٍ ولاقَولَ لها كما قال الشّاعِرُ

* اِمتَلأَ الحَوضُ وقال قَطنِي *

ولَيسَ ثَمَّ قَولٌ قال ولَم أَدرِ هذا وإنَّما أَدرِي في اللُّغَةِ إرادةً
لغَيرِ مُمَيِّزٍ وانّما عَرَّضَ لقَولِهِ عَزَّ وجَلَّ فوَجَدنا فيها جِدارًا
الآيَةَ فَأَيَّدَني اللّهُ عَزَّ وَجَلَّ بأَن ذَكَرتُ قَولَ الرّاعِي

في مَهمَهٍ فَلَقَت به هامَتُها * فَلقَ الفُؤُوسِ إذا أَرَدنَ نَصُولا

فكأنّي أَلقَمتُهُ الحَجَرَ وسُرَّ بذلك مَن كانَ صَحِيحَ النِّيَّةِ وسَوَّدَ اللّهُ
وَجهَ ابنِ فِراسٍ ، وَالعَرَبُ تُسَمِّي التَّهَيُّؤَ إلى الفِعلِ وَالاِحتِياجَ
إلَيهِ إرادةً له قال ابو مُحَمَّدٍ البَرِيدِيُّ كُنتُ وَالكِسَاءِيُّ أُعِيدُ
العَبّاسَ بنَ الحَسَنِ العَلَوِيَّ فجاءَ غُلامٌ لَهُ فقال يا مَولايَ كُنتُ
عِندَ فُلانٍ فاذا هويُرِيدُ أَن يَموتَ فَضَحِكنا فقال مِمَّ ضَحِكتُما
قُلنا مِن قَولِه يُرِيدُ أَن يَموتَ وهَل يُرِيدُ الإنسانُ المَوتَ
فقال العَبّاسُ قَدقال اللّهُ تعالى فوَجَدنا فيها الآيَةَ [2]»

Auf den Stoff selbst, den at-Ta̱'âlibî hier bespricht, kommen die Commentatoren arabischer Gedichte[3] immer wieder zurück, so oft ein Dichter einmal in metaphorischer Weise

[1] Cod. بَذْخًا.

[2] Vgl. إذا أَرَادَ المَرِيضُ أَنْ يَمُوتَ ٱزْدَادَ مَرَضُهُ شِدَّةً bei al-Beiḍâwî I. p. ٥٣٥ Z. 26.

[3] Ein Beispiel dieser Art citirt auch al-Beiḍâwî l. c. p. ٥٧٠ Z. 12—14.

von einem unbelebten Ding aussagt: es wolle, oder bestrebe sich u. s. w. wie dies doch in poëtischer Sprache gar häufig der Fall ist. Dem arabischen Commentator scheint in solchen Fällen dieser poëtische Sprachgebrauch immer eine gewaltige Kühnheit, welche der gelehrten Rechtfertigung bedarf. [1]

Aus den aus beiden in Rede stehenden Werken vorgeführten Stellen wird der Leser ersehen, dass, wie wir sagten, at-T̲a'âlibî den Ibn Fâris vor Augen hatte und das durch diesen in gedrängter Kürze Erwähnte weitläufiger ausgearbeitet hat. Es ist allerdings möglich, dass in dem Citat des Muzhir selbst nur ein Auszug aus dem betreffenden Paragraphe des Ibn Fâris'schen Werkes vorliegt; was ich aber bezweifeln möchte, da in diesem Buche wie aus allem anderen uns vorliegenden Material zu ersehen, Citate aus Dichterwerken immer nur sehr spärlich vertreten sind.

Andere Paragraphe hat at-T̲a'âlibî noch freier bearbeitet; aber auch an diesen ist das Grundwerk, welches er vor sich hatte ohne es zu nennen, nicht verkennbar. Ein Beispiel für ganz freie Bearbeitung will ich in dem Abschnitt über das iltifât[2] vorführen, d. h. über diejenige rhetorische und poetische Art, dass der Dichter oder Redner, ohne einen Uebergang anzubahnen, plötzlich von der Anrede an eine Person auf die an eine andere hinüberspringt. Al-Beiḍâwî nennt dies ‚ein Sichverzweigen in der Rede und das Hinüberneigen von einer Art zur andern, damit der Sprechende durch diese Abwechslung neuen Schwung, der Zuhörer neue Aufmunterung erhalte'[3], oder wie er sich an einer anderen Stelle[4] ausdrückt لِلْمُبَالَغَةِ. Der hebräische Uebersetzer von Abu-l-Walîd ibn

---

[1] Gleichwie es z. B. der Midrâš nicht als selbstverständlich findet, wenn es Jeremjâ IX v. 18 heisst: ‚denn ein Wehgeschrei wird von Ṣijjôn her gehört', da doch Holz und Stein nicht weinen können. (Pethichtâ zu Èkhâ rabbâ §. 8. כי קול נהי נשמעמציון איך שודדנו וכי יש עצים בוכים אבנים בוכות u. a. m.

[2] Vgl. al-Beiḍâwî Bd. II p. ۴۰۹, Z. 16.

[3] ibid. Bd. I. p. ۷, Z. 17. تَطْرِيَةً لَهُ وتَنْشِيطًا للسّامع

[4] ibid. Bd. I. p. ۴۱۲, Z. 4.



Gannâḥ's ‚Kitâb-al-luma'' nennt diese Redewendung [1] הַנְּפָּה[2] (die wörtliche Uebersetzung des arabischen التفات); wenigstens glaube ich das unverständliche הַבטה der Ausgabe des Herrn Goldberg dahin emendiren zu dürfen. — Statt التفات finden wir unter den in der Einleitung des Ibn Badrûn aufgezählten rhetorischen Figuren: التفاتة [3].

Ibn Fâris [4] führt in seinem von uns hier besprochenen Werke die Redewendung التفات ebenfalls unter den سُنَن العرب auf und sagt:

وِمِنْ سُنَنِ ٱلعَرَب أَنْ تُخَاطِبَ الشَّاهِدَ ثُمَّ تُحَوِّلَ الخِطَابَ الى الغائِبِ او تُخَاطِبَ الغائبَ ثمّ تُحَوِّلَهُ الى الشَّاهِدِ وهو الاِلتفاتُ وأَنْ تُخَاطبَ المُخَاطَبَ ثُمَّ يَرْجِعَ الخِطَابُ لغَيْرِهِ نحو فإِن لَمْ يَسْتَجِيبُوا لَكُم الخِطابُ للنَّبِيِّ صلعم ثُمَّ قال للكُفَّارِ فَٱعْلَمُوا أَنَّمَا أُنْزِل بِعِلْمِ ٱللّٰهِ[5] يَدُلُّ على ذلك قَوْلُهُ فَهَلْ أَنْتُمْ مُسْلِمُونَ[6] وأَنْ يُبْتَدَأَ بشَىْءٍ ثُمَّ يُخْبَرَ عَنْ غَيْرِهِ نحو وَٱلّذِينَ يُتَوَفَّوْنَ منْكُم ويَذَرُونَ أَزْوَاجًا يَتَرَبَّصْنَ[7] فَأَخْبَرَ عَنِ ٱلْأَزْوَاجِ وتَرَكَ الَّذِينَ '

Nun hat auch at-Ṯa'âlibî unter seinen hundert فصول eines der hier besprochenen Redewendung gewidmet, so aber, dass man in seiner Besprechung derselben keine Spur von einer Benützung des Ibn Fâris'schen فقه اللّغة bemerken kann;

---

[1] Sêpher hâ-Riḳmâ (ed. Goldberg p. 225.): וכאלו הלשון הַנְּפָּה וְהַהַנְּפָּה חלק מחלקי הצחות. Im arabischen Originale steht wahrscheinlich: وكَأَنَّ العِبارةُ ٱلْتِفَاتٌ والالتفاتُ جُزْءٌ مِن اجزآءِ البيان.

[2] Als Niph'al von נָפָה, hier der VIII. von لفت entsprechend.

[3] Commentaire historique sur le poème d'Ibn Abdoun ed. Dozy p. ٣ Z. 4.

[4] Muzhir p. ١٥٨.

[5] Sûre XI v. 17.

[6] ibid.

[7] Sûre II v. 234.

es fehlt nämlich die Erklärung des اِلْتِفَات selbst und auch aus dem Koran, welcher für diese Redewendung viele Beispiele hat [1], wird ein anderes Beispiel angeführt, dem dann noch nach at-Ta'âlibîs Art, Citate aus den Poëten beigegeben sind, in Folgendem: [2]

فَصْلٌ فى ٱلاِلْتِفَاتِ ، هو أَنْ تَذْكُرَ ٱلشَّىْءَ وتُتِمَّ مَعْنَى ٱلْكَلَامِ به ثُمَّ تَعُودَ لِذِكْرِهِ كَأَنَّكَ تَلْتَفِتُ إِلَيْهِ كما قال ابو ٱلشِّعْبِ

فَارَقْتُ شِعْبًا وَقَدْ قُوِّسْتُ مِنْ كِبَرٍ *
لَبِئْسَتِ ٱلْخَلَّتَانِ ٱلثُّكْلُ وَٱلْكِبَرُ

فَذَكَرَ مُصيبَهُ بِٱبْنِهِ مَعَ تَقَوُّسِهِ مِنَ الكِبَرِ ثمّ ٱلْتَفَتَ إِلى مَعْنى كَلَامِهِ فقال لَبِئْسَتِ ٱلْخَلَّتَانِ ، وكما قال جَرِيرٌ

أَتَذْكُرُ يَوْمًا تَصْقُلُ عَارِضَيْهَا *
بِعُودِ بَشَامَةٍ سُقِىَ ٱلْبَشَامُ

وكَمَا قال ٱللّٰهُ عَزَّ وجَلَّ لاتفتروا على اللّه كَذِبًا فَيُسْحِتَكُمْ بِعَذَابٍ وقَدْ خابَ مَنِ ٱفْتَرَى [3] ،

Ich habe ausser dem terminus ‚iltifât‘ für die in diesen beiden Stücken behandelte Redewendung noch eine andere Benennung vorgefunden. In einem fälschlich dem Zamachśarî zugeschriebenen Tractate: الدُّرُّ الدَّائِرُ الْمُنْتَخَبُ فى كنايات وٱسْتعارات وتشبيهات العَرَب — eine Art Isagogik in die Rhetorik des Korans, auf welche ich bereits einmal zu verweisen Gelegenheit nahm [4] — werden in einem besonderen Capitel [5] ‚die Arten der Anrede im Koran‘ (اقسام الخطاب) abgehandelt, und unter den fünfzehn Arten auch das خطاب

---

[1] Sûre I v. 4; X v. 23; XXXV v. 10; XLVIII v. 9—10 u. a. m.

[2] Blatt 129 verso.

[3] Sûre XX v. 63—64.

[4] S. diese ‚Beiträge‘ Nr. I. p. 13 (des Separatabdruckes) Anm. 5.

[5] Hschr. der Leipziger Universitätsbibliothek, cod. Ref. Nr. 357. Blatt 9 verso.

التَّلَوُّن mit drei Unterarten angeführt, deren dritte: أن يخَاطِبَ عَيْنًا ثُمّ يصرف الخطابَ الى الغَيْرِ إِنَّا أَرْسَلْنَاكَ شاهِدًا ومُبَشِّرًا ونذيرًا لِتُؤْمِنُوا باللّٰهِ ورَسُولِهِ[1]. — Also wäre auch ‚التَّلَوُّن‘ eine Benennung dieser rhetorischen Wendung, was dann nicht mit der gleichnamigen Versform[2] zu verwechseln ist.

Nur noch ein Beispiel will ich aus der Masse derjenigen, die mir die Vergleichung beider Werke darbot, zum Beweise dafür anführen, dass at-Ta'âlibî seinen Vorgänger nicht immer ausplündert, sondern mit seinem Gegenstand, allerdings der von Ibn Fâris' Werke ausgegangenen Anregung folgend, zuweilen frei verfährt; und zwar ein Beispiel, wo unser Verfasser seine Belege, gegen seine sonstige Gewohnheit, mehr dem Koràne als den Dichtern entnimmt. Es handelt sich um die Anwendung des Perfects im Sinne des Imperfectums und umgekehrt; darüber sagt Ibn Fâris ganz kurz:[3]

ومن سُنَنِ العَرَبِ أن تأْتِيَ بلَفْظِ المَاضِي وهوحاضِرٌ او مُسْتَقْبَلٌ أَوْ بلَفْظِ المُسْتَقْبَلِ وهو ماضٍ نحو أَتَى أَمْرُ ٱللّٰهِ[4] اى يأتي كُنْتُمْ خَيْرَ أُمَّةٍ[5] اى أَنْتُمْ وَٱتَّبَعُوا مَا تَتْلُو ٱلشَّيَاطِينُ[6] اى ما تَلَتْ.

Diese Auseinandersetzung erweitert nun at-Ta'âlibî in freier Weise:

فَصْلٌ فى ٱلفِعْلِ يأتى بلَفْظِ ٱلماضى وهو مُسْتَقْبَلٌ وبلَفْظِ ٱلْمُسْتَقْبَلِ وهو ماضٍ قال ٱللّٰهُ عَزَّ ذِكْرُهُ أتى أَمْرُ ٱللّٰهِ اى يأتى وقال جَلَّ ذِكْرُهُ ولا صَدَّقَ ولا صَلَّى[7] اى ولم يُصَدِّقْ ولم يُصَلِّ وقال عَزَّ مِنْ قائِلٍ فى ذِكْرِ ٱلماضي بلَفْظِ ٱلْمُسْتَقْبَلِ فَلِمَ

[1] Sûre XLVIII v. 9—10, allerdings nur nach der LA des Nâfi', denn nach der des Ibn Katîr und des Abû 'Amr (ليُؤمنوا in der 3. Person) findet auch hier kein ‚talawwun‘ statt.

[2] S. Mehren Rhetorik der Araber p. 173.

[3] Muzhir I p. 109. — [4] Sûre XVI v. 1. — [5] Sûre III v. 106. — [6] Sûre II v. 96. — [7] Sûre LXXV v. 31.

تَقْتُلُونَ أَنْبِيَآءَ اللّٰهِ مِنْ قَبْلُ[1] اى لِمَا قَتَلْتُمْ وقال ٱللّٰهُ عَزَّ وَجَلَّ واتبعوا ما تتلو الشَّيَاطِينُ اى ما تَلَتْ وقد تاتى كان بلَفْظِ الماضى ومَعْنَى ٱلْمُسْتَقْبَلِ كما قال الشَّاعِرُ

فَأَدْرَكْتُ مَنْ قَدْ كان قَبْلِي ولَمْ أَدَعْ *

لِمَن كَانَ بَعْدِى فى القَصَائِدِ مَصْنَعَا

اى لِمَنْ يَكُونُ بَعْدِى وفى القُرْآنِ وكَانَ ٱللّٰهُ غَفُورًا رَحِيمًا[2] اى كَانَ وَيكُونُ وهو كَائِنٌ الآنَ ،

Es genüge so viel an Beispielen; das Beigebrachte könnte noch um ein Bedeutendes vermehrt werden.

Note I.

Bücherumfang nach Kameellasten berechnet.

(Zu S. 11). Die Gewohnheit der arabischen Gelehrten, den Umfang der Bibliotheken nach Kameellasten zu bestimmen, kann vielfach durch Beispiele belegt werden. Az-Zamachśarî[3] sagt, die Tôrâ bestehe aus tausend Capiteln, deren jedes tausend Verse fasst und soll im Ganzen siebzig Kameellasten betragen; Ibn an-Nadîm berichtet,[4] dass in dem drei Tagereisen von Konstantinopel entfernten Hajkal eine Bibliothek befindlich sei, die gegen 1000 Kameellasten beträgt; Ibn Ḳajjim al-Gauzîjjâ sagt in seinem Buche كتاب هداية الحيارى فى اجوبة اليهود والنّصارى[5], dass der Umfang (حُجْم) des ganzen Talmûd ungefähr eine halbe Maulthierlast (نصف حمل بغل) ausmache; Ibn al Chaṭîb schätzt[6] den Umfang der Schriften des Abû Muḥammed ibn Ḥazm auf eine Kameellast (وقربعير); die Verrechnungslisten des Mo-

[1] Sûre II v. 85.
[2] Sûre IV v. 151 und noch an vielen anderen Stellen.
[3] Kaśśâf zu Sûre طٰه.
[4] Fihrist Bd. I p. ٣٤٣, 26.
[5] Leidener Hschr. cod. Testa nr. 1510 Blatt 113 verso.
[6] Dozy im Catalog. Codd. Orient. Lugd. Batav. I p. 230 penult.

scheebaues zu Damaskus betrugen achtzehn Kameellasten u. a. m.[1]

So wie nun Ketzer einem in Aegypten und in anderen muslimischen Ländern häufig erneuerten Ausnahmsgesetze zufolge nicht auf Kameelen und Pferden reiten, sondern als Reitthier nur den Esel benutzen sollten (— az-Zamachśarî sagt einmal in einem Epigramm:[2]

إِنَّ الحِمَارَ وَمَنْ فَوْقَهُ * حِمَارانِ شَرُّهُمَا الرَّاكِب)

und wie das Reiten auf Eseln überhaupt als Zeichen der Niedrigkeit betrachtet wird:[3] so wird auch der Umfang von ketzerischen Bibliotheken nicht nach Kameel- sondern nach Esellasten bestimmt. Dieser Gegensatz tritt am Klarsten hervor in einem Beispiele, welches ich einer Quatremère'schen Abhandlung entnehme.[4] Als nämlich der Sulṭân Maḥmûd b. Sebuktekîn die Stadt Rei eroberte, liess er die Bibliothek der Bâṭiniten, welche astrologische, philosophische und râfiditische Bücher enthielt formant la charge de cinquants ânes plündern und verbrennen . . . . ‚Les autres livres (also wahrscheinlich rechtgläubigen Inhaltes) qui composaient la charge de cente chameaux‘ wurden nach Gaznah überführt.

Zu vergleichen mit dieser Bestimmung nach Kameellasten sind ganz ähnliche Angaben im Talmûd; wie wenn z. B. erzählt wird, dass ein Gesetzeslehrer dem Anderen eine Sendung von 13 Kameellasten, enthaltend Fragen über das talmûdische Speisegesetz, übersandte;[5] oder wenn berichtet wird,[6] dass in dem angeblich verloren gegangenen Midrâś zu den Büchern der Chronik (genannt ספר יוחסין) von dem Worte אָצַל (I. Chron. VIII. v. 37) bis zu der Stelle, wo dasselbe wiederkehrt (ibid. X. v. 43 oder vielleicht gar schon VIII v. 38.) vierhundert

---

[1] Jâkût Bd. II p. ٥٩٢, 15.

[2] al-Abśîhîs Mustaṭrif (Bûlâker Ausg.) Bd. II p. ٣٧١.

[3] Dahin gehört auch, dass nach dem Berichte des Talmûd die Worte וַיַּרְכִּבֵם עַל הַחֲמֹר (Exod. IV. v. 20) durch die 70 Dolmetscher in ועל נוֹשְׂאֵי בְנֵיאָדָם verändert wurden. (Megillâ fol. 9. a.)

[4] Mémoire sur le gout des livres chez les Orientaux p. 19.

[5] Chullîn fol. 95, b. תליסר גמלי ספיקי טריפות.

[6] Pesâchîm fol. 62, b. בין אצל לאצל טעינו ארבע מאה גמלי דדרשא (Mâr Zuṭrâ).

Kameelladungen Derâsôth enthalten waren. — Vgl. noch einen Ausspruch 'Alîs, den ich bei al-'Gazzâlî angeführt gefunden,[1] wonach man zu der ersten Sûre des Korâns siebenzig Kameelladungen Kommentare abfassen könnte: so viel des Nachdenkens geben diese Worte.

Note II.

(Zu S. 19) Schon von den vorislamitischen Arabern wird berichtet, dass sie ausser der Genealogie, Traumdeutung und Wetterkunde noch die Wissenschaft der Religionen (علم الاديان)[2] betrieben haben sollen; die in diese, von der damaligen Culturstufe der Araber ausgehend genug räthselhaft erscheinende Gruppe gehörenden Angaben und Traditionen scheint der Genealog Hisâm-al-Kelbî in seinem Buche كتاب اديان العرب[3] gesammelt zu haben. Von eigentlicher Religionsgeschichte scheint das älteste arabische Literaturproduct zu sein: das كتاب درك البغية فى وصف الاديان والعبادات, 3500 warakât umfassend, von dem ägyptischen Gelehrten al-Muchtâr-al-Musabbihî al-Ḥarrânî (st. 420 H.)[4]; dann folgen die religionsgeschichtlichen Arbeiten des Abu-l-Ḳâsim Aḥmed al-Faurânî (st. 461. H.) von welchem gemeldet wird[5]: وصنّف فى الاصول والمذاهب والخلاف والجدل والملل والنحل. Besonders den Monotheismus ins Auge fassend schrieb ‚der Philosoph der Araber' al-Kindî: [6]رسالة فى افتراق الملل فى التوحيد; specielle Religionsgeschichte trieb noch Sihâb-ad-dîn-al-Ḥamawî, welcher eine muhammedanische Sectengeschichte schrieb[7] u. a. m. Ueber eine Religionsgeschichte von muhammedanischer Seite in malayischer Sprache s. Journal of Royal Asiatic Society New series II (1866) p. 131 nr. VII.

---

[1] Ihjâ 'ulûm ad-dîn (Hschr. der k. k. Hofbibl. Cod. Mixt. nr. 312) Blatt 59 verso, und 61 recto.

[2] aś-Sahrestâni Kitâb-al-milal p. ۴۳۴ ult.

[3] Fihrist Bd. I p. ۹۲, 24.

[4] Ibn Challikân nr. 664. Bd. VII p. ۹۴.

[5] ibid. nr. 372 Bd. III p. ۹۳.

[6] Fihrist Bd. I p. ۲۹۵, 24.

[7] Ḥâǵî Chalfâ Bd. V p. 130.



Es ist bemerkenswerth, dass diese Religionshistoriker zumeist von nicht über alle Zweifel erhaben stehender Rechtgläubigkeit waren; selbst as-Sahrestânî wird wegen seiner Hinneigung zu ketzerischen Secten getadelt; er soll in seinen Predigten nie Texte aus dem Koran angeführt haben [1].

Nachtrag.

S. 8 und 12. Statt المُجْمِل (al-muǵmil) wie an einigen Stellen dieser Abhandlung irrthümlich gedruckt ist, ist zu lesen المُجْمَل (al-muǵmal), wenn vom Lexicon des Ibn Fâris die Rede ist.

S. 37 Vers des Ǵarîr. Vgl. Ḥamâsa p. ٢٥, 1 (Tebrîzî), wo der erste Halbvers: اتنسى اذ تَوَدّعنا سليمى; al-Ǵauharî s. v. بشم hat statt بعود die Lesart: بفرع.

[1] Jâkût Bd. III p. ٣٤٣.

Druckberichtigungen zu dem Aufsatze über die Psychologie des Wilhelm von Auvergne.

Seite 258, Zeile 3: Inhaltsübersicht statt Inhaltubersicht

" " " 16: vor deren statt von deren







